



# BC Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach

Herausgegeben von der Gesellschaft Für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) Biberach e. V.

Die Gesellschaft stellt mit dieser PDF-Datei ein Suchwerkzeug zum Auffinden von Textbeiträgen aus

**BC-Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach** bereit.

(Bilder, Skizzen, Literatur, Quellen, Erklärungen etc. sind aus Kapazitätsgründen herausgenommen worden)

**Inhalt: 1. Jahrgang - Heft 1 ◀▶ 8. Jahrgang - Heft 2 (1978 – 1985)**

Hinweise zu Such-Routinen finden Sie auf der Seite „Anwenderunterstützung“

**Ihre Mithilfe ist gefragt:**

Die Beiträge wurden mittels Texterkennung digitalisiert. Leider ist dies mit einer kleinen Fehlerquote verbunden. Auf Ihren Hinweis werden wir etwaige Fehler umgehend berichtigen.

**Klicken Sie auf „Kontakt“ und schreiben uns einfach eine e-mail!**



---

# BC-Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach

Herausgegeben von der Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) Biberach e.V.

---

1. Jahrgang – Heft 1 – Seite 3

## Zum Geleit

Von Regierungsdirektor Martin Gerber, Biberach

Beim Erscheinen dieser „Heimatkundlichen Blätter“ für den Landkreis Biberach - wird sicherlich die Frage gestellt, ob diese Zeitschrift nötig ist, zumal „Zeit und Heimat“ als Beilage der Schwäbischen Zeitung, Ausgabe Biberach, periodisch dreimal im Jahr Beiträge aus der Geschichte der Städte und Gemeinden veröffentlicht. Diese berechtigte Frage stand am Anfang unserer Überlegungen. Die „Heimatkundlichen Blätter“ sollen und werden keine Konkurrenz sein oder gar in einen Wettstreit zu „Zeit und Heimat“ treten, sondern die Leser des ganzen, großen Landkreises Biberach erfassen. „Zeit und Heimat“ wird daher auch weiterhin als Beilage der Schwäbischen Zeitung, Ausgabe Biberach, erscheinen und gesammelt als zusätzliche Beilage in den „Heimatkundlichen Blättern“ abgedruckt, um die Archivierung und Aufbewahrung der Einzeldrucke zu erleichtern. Die „Heimatkundlichen Blätter“ werden erstmals Weihnachten 1978 erscheinen und in der Folge zweimal im Jahr (Juni und Dezember) in einem Umfang von 44 Seiten.

Die „Heimatkundlichen Blätter“ wollen sich räumlich in erster Linie auf den Landkreis beschränken und über die reiche Geschichte seiner Städte und Gemeinden, über Land und Leute, über Brauchtum, Kunst, über Wirtschaft, Gewerbe und Handel sowie über bedeutende Persönlichkeiten berichten. Die Zeitschrift soll in diesem Landkreis, der von der Iller bis zur Alb reicht, das gegenseitige Kennen lernen der Städte und Gemeinden und seiner Bewohner fördern. Darum sollen auch Gemeindeporträts, besonders bei Jubiläen von Kirchen und Orden, zu Heimatfesten und nicht zuletzt über bedeutsame historische Ereignisse und Renovierungen von Bau- und Kunstwerken veröffentlicht werden.

Die Zeitschrift will auch Autoren und solche, die es noch werden wollen, anregen, die vielfältige Geschichte unserer Heimat zu erforschen und ihnen mit dieser Zeitschrift die Möglichkeit geben, die Ergebnisse ihrer Studien zu publizieren.

Allen Verantwortlichen, die sich dieser Aufgabe unterzogen haben und noch unterziehen, möchte ich für ihre Mitarbeit herzlich danken, ebenso dem Herrn Landrat und den Mitgliedern des Kultur- und Schulausschusses des Kreistags, dem Herrn Oberbürgermeister Hoffmann und den Herren Bürgermeistern der Städte und ihren Herren Gemeinderäten für die zugesagte Unterstützung. Ohne ihr großes Verständnis wäre die Herausgabe dieser Zeitschrift nicht möglich.

Wir würden uns sehr freuen, wenn die „Heimatkundlichen Blätter“ recht viele Freunde gewinnen und in vielen Häusern und Familien unserer Städte und Gemeinden als gern gelesene Lektüre Eingang finden.

## Einem wichtigen Ziel dienen

Von Landrat Dr. Steuer, MdL

Wer sich die Mühe macht, eine historische Karte des heutigen Landkreises Biberach aus der Zeit des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation einmal genauer anzusehen, der wird entdecken, dass nicht weniger als 44 verschiedene Herrschaften an ihm Anteil hatten, von denen jede - ob Kloster, Stadt oder Adels Herrschaft - ihr eigenes und unverwechselbares Gesicht hatte. Ihr Erbe prägt unsere oberschwäbische Landschaft und unsere Gemeinden bis auf den heutigen Tag ganz entscheidend.

Deshalb begrüße ich es sehr, dass sich die Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) Biberach e.V. nun die Aufgabe gestellt hat, die Heimatkunde und Geschichte der Städte und Gemeinden unseres schönen Kreises zu erforschen und die Ergebnisse einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln; denn nur die Kenntnis der Vergangenheit macht frei für eine bewusste und überlegte Gestaltung der Gegenwart wie der Zukunft. Ich danke allen, die sich um die Herausgabe dieser Zeitschrift verdient gemacht haben, vor allem dem Vorsitzenden, Herrn Regierungsdirektor Martin Gerber.

Der vorliegenden Zeitschrift, die diesem wichtigen Ziele dienen soll, wünsche ich guten Erfolg; möge sie dazu beitragen, die Beschäftigung mit der Heimatkunde und Heimatgeschichte in breiteren Kreisen, vor allem auch bei der Lehrerschaft und der ihr anvertrauten Jugend, neu anzuregen.

1. Jahrgang – Heft 1 – Seite 4

## Komödien aus der Klosterdruckerei

Der Schussenrieder Druck von 1478 - das erste gedruckte Buch von Oberschwaben

Von Dr. Peter Amelung, Stuttgart

Am Montag nach Erhardi (= 11. Januar) 1473 verließ in Ulm das Pestbüchlein (Hain 13737 = 15058) des Ulmer Stadtarztes und Humanisten Dr. Heinrich Steinhöwel die Presse Johannes Zainers.

Es war das erste in Ulm gedruckte Buch, dem Zainer noch im selben Jahr fast ein Dutzend weiterer Drucke folgen ließ. Damit war Ulm nach Augsburg die zweite Stadt Schwabens, in der sich der Buchdruck fest etabliert hatte. In den beiden folgenden Jahrzehnten wurde Ulm zu einem der bedeutendsten Druckorte Süddeutschlands. Vor allem in der Geschichte der Buchillustration nimmt der Ulmer Frühdruck für alle Zeiten einen hervorragenden Platz ein.

Neben solch ausgesprochenen Zentren des Buchdrucks wie Augsburg, Ulm oder Reutlingen gab es im 15. Jahrhundert im schwäbischen Raum aber auch eine Reihe kleiner Druckorte, über deren kurzlebige Druckereien wir wenig oder gar nichts Näheres wissen. Dazu gehört auch Schussenried oder genauer gesagt das Prämonstratenser Kloster Schussenried. Es ist bis jetzt kein archivalischer Beleg für eine Schussenrieder Klosterdruckerei des 15. Jahrhunderts aufgetaucht. Sicher hätte auch kein Mensch einen Frühdrucker dort vermutet, wenn es nicht einen Druck gäbe, in dessen Schlußschrift neben dem Erscheinungsjahr 1478 mehr oder weniger unmißverständlich das Kloster Schussenried als Entstehungsort genannt wird. Bei diesem Druck handelt es sich um die Erstausgabe der neulateinischen Komödie Gracchus et Poliscena (Hain 1595; GW 5610), die dem aus Arezzo (daher Aretinus) stammenden Florentiner Humanisten Leonardo Bruni (um 1370-1444) zugeschrieben wird, und die eigenartigerweise besonders in Deutschland verbreitet war. Die zweizeilige Schlußschrift, die den Hinweis auf das Schussenrieder Kloster enthält, lautet: Finit feliciter leonardus Aretinus [!] in monasterio Sortensi. Anno domini Millesimo quadringentesimo septuagesimo octavo (Abkürzungen aufgelöst; siehe Abb.2). Sorethum (Soretum) war die lateinische Bezeichnung für Schussenried; folglich hätte es in der Schlußschrift grammatikalisch korrekt heißen müssen in monasterio Soret[h]ensi. Trotz dieses kleinen Fehlers, zu dem sich in derselben Zeile noch Are[n]tinus statt Aretinus gesellte, besteht kein Grund zu bezweifeln, daß tatsächlich Schussenried gemeint ist, denn es gibt in ganz Süddeutschland (ja nicht einmal im übrigen deutschen Sprachgebiet) kein Kloster, das einen auch nur annähernd ähnlichen Namen hätte. Die Komödie Gracchus et Poliscena (gelegentlich auch Calphurnia et Gurgulio genannt), die der einzige firmierte Schussenrieder Frühdruck zum Inhalt hat, ist in Prosa abgefaßt. Voraus geht ein Prolog in Versen, in dem die moralische Absicht der in Wirklichkeit recht unmoralischen Komödie betont wird (siehe Abb.1). Es ist unverkennbar, daß sich der Verfasser klassische Autoren (Plautus und Terenz) zum Vorbild genommen hat. Inhaltlich ähnelt Brunis Komödie stark der im 12. Jahrhundert entstandenen mittellateinischen Verskomödie Pamphilus, von deren Titel übrigens unser Fremdwort Pamphlet abgeleitet ist. Beide Stücke gehören zur Gattung der Verführungskomödie. Die Handlung ist denkbar banal. Der Jüngling Gracchus, dessen Vater Macharius der übliche Geizhals solcher Komödien ist, verliebt sich in Poliscena. Er setzt alles daran, ihre Gunst zu erringen, was ihm mit Hilfe des verschlagenen Dieners Gurgulio und der Kupplerin Tharantantara

schließlich auch gelingt. Die Komödie war sicher nicht zur Aufführung bestimmt, sondern als Lesedrama gedacht. Die Schussenrieder Ausgabe war wohl in erster Linie für Lateinschüler gemünzt, die in den weiten Zwischenräumen der Textzeilen ihre Interlinearglossen anbringen konnten (siehe Abb. 2, wo solche Glossen zu sehen sind). Das hervorstechendste Merkmal des Schussenrieder Drucks ist der Durchschuß, mit dem der unbekannte Drucker den Text von der ersten bis zur letzten Zeile versah. Lediglich das zweizeilige Impressum blieb ohne Durchschuß, da hier keine Glossen zu erwarten waren. Der Druck weist keinerlei Buchschmuck auf. Für nachträglich einzumalende Initialen wurde ein freier Raum gelassen, in den vorsichtshalber der vorgesehene Buchstabe als Minuskel eingedruckt wurde (siehe Abb.1). Das Büchlein, das nur 14 Blatt umfaßt, beginnt gleich auf der ersten Seite ohne Titel und Überschrift mit dem Prolog, an den sich ebenfalls ohne Übergang das Argumentum, die kurze Inhaltsangabe des Stücks, anschließt (siehe Abb.1). Es gibt einen unfirmierten, wesentlich umfangreicheren Druck, der mit den gleichen Typen gedruckt und in der gleichen Art (mit 19 Zeilen je Seite und durchgehendem Durchschuß) eingerichtet wurde wie die Komödie Leonardo Brunis. Es ist eine unkommentierte Ausgabe der Komödien des Terenz (Hain 15370), die auch inhaltlich gut zu dem firmierten Druck von 1478 paßt. Diese Terenz-Ausgabe gilt als der zweite und zugleich letzte Schussenrieder Druck, der wohl unmittelbar im Anschluß an die Komödie des Leonardo Bruni entstand.

Wenn man sich überlegt, wer den unbekanntem Drucker ins Kloster geholt und den Druck klassischer und humanistischer Komödien veranlaßt haben könnte, stößt man beinahe zwangsläufig auf Heinrich Österreicher, der 1480 zum Abt von Schussenried gewählt wurde und dessen humanistische Neigungen gut belegt sind. Dieser gelehrte Mönch, dessen juristische Dienste Kaiser Friedrich III. durch die Ernennung zum kaiserlichen Rat belohnt hatte, schätzte die antiken Schriftsteller. Für den Grafen Eberhard im Bart von Württemberg, der ihm schon gewogen war, als er noch einfacher Mönch war, übersetzte er Columellas *De re rustica*, das berühmteste Werk der Antike über die Landwirtschaft, ins Deutsche. In der allerdings erst im 18. Jahrhundert verfaßten Schussenriederschen Haus-Chronik wird sein großes Interesse für die neue Erfindung der Buchdruckerkunst gerühmt, obwohl die zu seiner Zeit im Kloster selbst betriebene Druckerei unerwähnt bleibt. Es besteht jedoch kaum ein Zweifel, daß Heinrich Österreicher den Drucker ins Schussenrieder Kloster geholt und mit dem Druck der Komödien-Ausgaben beauftragt hat. Auf die Frage, wer der anonyme Drucker war, woher er kam und wohin er nach seinem nur kurzen Aufenthalt in Schussenried ging, läßt sich leider keine eindeutige Antwort geben.

In dieser Frage sind wir ganz auf Kombinationen und Mutmaßungen angewiesen. Sicher ist nur, dass wir es nicht mit einem ortsansässigen, vom Kloster selbst herangezogenen Mann zu tun haben, sondern mit einem von auswärts herbeigeholten sogenannten Wanderdrucker. Die Typen, mit denen er seine beiden Schussenrieder Drucke herstellte, sind eindeutig Straßburger Herkunft. Sie stammen von dem sogenannten Drucker des Henricus Ariminensis, den man mit Georg Reyser aus Ensingen bei Vaihingen an der Enz identifizieren konnte. Seit 1478 begegnen wir diesen Typen aber auch bei dem Reutlinger Erstdrucker Michael Greyff. Denkbar wäre, daß der Schussenrieder Drucker aus Reutlingen geholt wurde, von wo er (ein Geselle Greyffs?) diese Straßburger Schrift mitbrachte. Genauso gut kann es sich bei dem Schussenrieder Anonymus um einen Wanderdrucker vom Oberrhein gehandelt haben, der sich die Schrift direkt aus Straßburg besorgt hatte. Die Komödie des Leonardo Bruni (Hain 1595; GW 5610) wurde auf burgundischem Papier gedruckt, das normalerweise nur am Oberrhein und rheinabwärts bis Köln verwendet wurde. Gerhard Piccard konnte es aber genau im Jahre 1478 auch im schwäbischen Donauwörth einmal nachweisen. Für den Druck des Terenz (Hain 15370) wurde zwar nicht identisches oder ähnliches Papier burgundisch-ostfranzösischer Provenienz benutzt. Es ist anzunehmen, daß das Papier wie so oft vom Auftraggeber besorgt wurde. Die Frage nach der Herkunft des Schussenrieder Druckers muß also letztlich unentschieden bleiben. Immerhin ist der Schussenrieder Klosterdrucker kein so schemenhaftes Wesen wie eine ganze Reihe anderer Frühdrucker, die man mit Notnamen versehen mußte, ohne ihnen wenigstens einen festen Ort zuweisen zu können.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

1. Jahrgang – Heft 1 – Seite 6

## Wie Steinhausen bei Bad Schussenried zum Dorf wurde

### Eine historische Betrachtung

Von Siegfried Krezdom

Im Mittelalter waren fast alle Bauern von einem weltlichen oder geistlichen Grundherren abhängig, am stärksten seit dem Auseinanderfallen des Karolingerreiches bis zum Beginn der Stauferzeit (9. - 12. Jahrhundert). Ihnen überließ der Grundherr Haus, Vieh und Felder, zur Nutzung, wofür sie demselben Abgaben (Getreide) und Dienste (Fron) leisten mußten. Bewirkt durch stärkeres Wachstum der Bevölkerung und durch intensivere Bodennutzung veränderte sich Mitte des 12. Jahrhunderts (Stauferzeit) die Sozial- und Wirtschaftsordnung. Dies zeigte sich an der Veränderung des sogenannten Fronhofsystems. Bis dahin bewirtschaftete das bei einem Herrenhof (Fronhof) wohnende unfreie Gesinde die Felder des Herrenhofes. Nunmehr wurde der größte Teil des grundherrlichen Landbesitzes (der Herrenhof) in einzelne Bauernstellen (Hufen) aufgeteilt und an Bauern verliehen, die dafür Naturalabgaben (Gült) an den bisherigen Herrenhofbesitzer leisten und auch - allerdings nur noch wenige Tage im Jahr - fronen mußten. Für die Dorfwerdung war die Auflösung des Fronhofsystems von entscheidender Bedeutung, was am Beispiel von Steinhausen aufgezeigt werden kann.

Zwar geben Urkunden erst verhältnismäßig spät eine sichere Kunde von den örtlichen Verhältnissen. Diese vermitteln aber dem Geschichtskundigen bei gleichzeitigem Studium der Flurkarten ein untrügliches Bild vom Entstehen einer Siedlung. Als Steinhausen ins Licht der Geschichte trat, war das Tal des Federbaches weithin versumpft. Nur ein Teil der Flur bot Platz für eine Besiedelung. Wem die Flur ursprünglich gehörte, ist urkundlich nicht nachzuweisen. Dafür gibt es nur Vermutungen. Sehr wahrscheinlich ging die Besiedelung von den Herren von Winterstetten aus, die dort, wo heute der Gasthof zur „Linde“ steht, einen Herrenhof (Fronhof) - ein burgähnliches, festes Steinhaus - besaßen. Von diesem Steinhaus mag der Ortsname Steinhausen herrühren. Den Herrenhof bewirtschafteten nachweislich seit Beginn des 13. Jahrhunderts untergeordnete Dienstmänner der Schenken von Winterstetten, die sich um 1200 nach ihrem Wohnsitz von Steinhausen nannten und dem niedrigsten Adel angehörten. Weil diese Dienstmänner nicht reich genug waren, mußten Angehörige dieser Familie später auch bei anderen Adelsfamilien Lehen nehmen und rückten dadurch zwangsläufig in deren Gefolgschaft ein.

Die Steinhauser Flur könnte aber auch ursprünglich ein Eigengut der Herren von Steinhausen gewesen sein. Aber spätestens Mitte des 13. Jahrhunderts müssen sich diese Ortsherren unter den Schutz der mächtigen Schenken von Winterstetten begeben und ihren Herrenhof samt den Ortsrechten in Steinhausen den Schenken von Winterstetten aufgetragen, d. h. als Eigentum überlassen haben. Die Schenken belehnten aber die Herren von Steinhausen wieder damit. Urkundlich ist ein Ulricus de Stainhusen bereits 1263 als Lehensmann der Schenken von Winterstetten bezeugt.

### Die Schenken von Winterstetten als Lehensherrschaft

Der Herr von Winterstetten, der 1181 und 1187 im kaiserlichen Gefolge war, scheint der letzte seines Geschlechts gewesen zu sein. Um das Jahr 1214 besaß Konrad von Tanne (Altann) Burg und Herrschaft Winterstetten. Der Stauferkaiser Friedrich II., dessen Vertrauen der „edle“ Konrad in hohem Maße genoß, betraute diesen mit dem Amt des Weinschenken bei der kaiserlichen Tafel, weshalb er sich Schenk von Winterstetten nennen durfte. Konrad war Erzieher des jungen Königs Heinrich, Prokurator bzw. Präfekt von Schwaben und sogar Hüter der Reichskleinodien. Als Förderer des Minnegesanges und Wohltäter der Kirche verdiente er sich den Ruhm der Nachwelt. Er gründete das Kloster Baintd und auch das Prämonstratenserklöster Schussenried besaß in ihm einen einflußreichen Förderer. 1223 schlichtete er den Streit zwischen dem noch jungen Kloster an der Schussen und den Rittern von Wartenberg, die Anspruch auf das Erbe der Klostergründer Konrad und Beringer von Schussenried erhoben und nach deren Tod sengend und brennend in das kleine Klöstergebiet einfielen. Auch als König Konrad IV. im August 1240 in Biberach das Kloster Schussenried mit allen Besitzungen in seinen und des Reiches unmittelbaren Schutz und Schirm aufnahm und dem Kloster noch weitere Begünstigungen gewährte, war Schenk Konrad als Zeuge geladen. Seine Tochter Irmengard heiratete Konrad von Schmalegg, der die Herrschaft Winterstetten und den Schenkentitel erbe. Aus dieser Ehe gingen vier Söhne hervor, wovon der Sohn Ulrich als Minnesänger in die Geschichte einging. Die Söhne Heinrich und Konrad setzten den Stamm fort. Heinrich begründete auf Burg Otterswang eine Seitenlinie. Konrad bekam Winterstetten und Steinhausen. Dieser fehdelustige Ritter wurde 1261 von Söldnern des Konstanzer Bischofs in seiner Burg Winterstetten (Schenkenburg) hart bedrängt. Seine Linie starb aus. Mit dem Ende der Stauferzeit verlor das Geschlecht der Schenken von Winterstetten seine Bedeutung. 1293/94 veräußerten die Schenken Burg und Herrschaft Schmalegg. Auch die Stammburg ging mit dem von ihnen gegründeten „stättlin“ (Stättlein) Winterstetten verloren und so wurden die Schenken von Otterswang Lehensherren von Steinhausen.

## Die Herren von Steinhausen

Die Herren von Steinhausen gehörten zum niedrigsten Adel. 1239 wird ein Ulricus de Stainhusen als Zeuge genannt. Die einst im Hauptstaatsarchiv Stuttgart aufbewahrte, aber beim Bombenangriff auf Stuttgart 1944 vernichtete Schussenrieder Hauschronik berichtete, dass ein Ulrich von Steinhausen im 13. Jahrhundert „viele Güter“ in Steinhausen besaß, aber im nahen Laubbronnen (Aulendorf) wohnte. In einer Schenkungsurkunde der drei edlen Mannen Konrad, Heinrich und Konrad der Ältere von Wartenberg an das Kloster Schussenried - die Mutter des letzteren war die Schwester der Klostergründer Konrad und Beringer von Schussenried gewesen - werden Güter erwähnt, die Ulrich von Steinhausen in Reichertshaus (Bad Waldsee) besaß. Lehensweise besaß Ulrich von Steinhausen auch einen größeren Besitz an Höfen und Ansiedlungen in der Nähe von Altshausen als Dienstmann der Fürst und der Ritter von Wartenberg. Ihm übertrugen Konrad Fürst und seine Brüder im Jahre 1260 lehensweise Balthaus (Altshausen). Die Fürsten von Konzenberg (bei Tuttlingen) hatten im nahen Hirschegg ihre Stammburg, die sie 1268 mit allen ihren dortigen Gütern denen von Wartenberg überließen. 1319 verkauften die Edelknechte Reinhard und Uzzo (Ulrich) von Steinhausen Güter zu Hangen (Hagenowe) im Kirchspiel Altshausen, die sie als wartenbergische Lehen besaßen, an den Deutschorden in Altshausen.

Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts verschwinden die Herren von Steinhausen aus der Geschichte des Ortes Steinhausen. Damals zählten sie schon zu den Wohltätern des Klosters Schussenried. Nicht ohne Grund wurde ihrer im Nekrologium Sorethanum (Verzeichnis der Verstorbenen, für welche in Soreth [Schussenried] in der hl. Messe gebetet wurde) gedacht und zwar darin besonders eines Ulrich von Steinhausen, eines Wilhelm von Essendorf, eines Konrad Bürger von Altshausen und einer Adelhild, der Schwester des von Steinhausen. 1356 ist ein Ueze (Ulrich) von Steinhausen Bürge beim Verkauf eines Teiles von Burgau (Riedlingen) durch den Ritter Hans von Hornstein an das Kloster Salem und 1362 ist derselbe Zeuge, als Hermann und Ulrich Schenken von Otterswang den Pfarrsatz von Haisterkirch an das Prämonstratenserklöster Rot an der Rot verkauften. Utz (Ulrich) von Steinhausen bürgte auch 1371 zusammen mit dem Truchseß von Waldburg und 1373 ist er als Zeuge genannt beim Verkauf von Heratskirch bei Saulgau durch die Ritter von Königsegg an das Kloster Sießen. Mit einer Sophie von Essendorf, Witwe des Ulrich von Steinhausen, die 1407 zwei Höfe zu Hundsrückten (Saulgau) an den Deutschorden in Altshausen verkaufte, verschwinden die ehemaligen Ortsherren von Steinhausen aus der Geschichte. Vermutlich leben sie in einem burglerischen Geschlecht (Steinhauser) bis heute fort.

## Eine bemerkenswerte Urkunde

Die älteste deutschsprachige Urkunde im Hauptstaatsarchiv Stuttgart nennt einen Reher von Steinhausen. Nach dieser Urkunde überließen Schenk Heinrich, Schenk Konrad und Schenk Hermann von Winterstetten im Jahre 1263 ihr eigenes Gut, nämlich die Mühle zu Horwe (Schwaigfurt), womit sie den Reher von Steinhausen belehnt hatten, für ihr Seelenheil und mit Willen des vorgenannten Rehers von Steinhausen, dem Propst und Konvent zu Schussenried (schuzzenriet) als Eigentum, und zwar die Mühle mit allem, was dazugehörte, an Äckern, an Wiesen, an Wasser und mit dem Fluß die Schussen (schuzzen) bis in den Schwaigfurt (schwaiftfurt). Ausgestellt wurde die Urkunde in Winterstetten. Vorgenannter Reher von Steinhausen ist sehr wahrscheinlich dem Geschlecht der Herren von Steinhausen zuzurechnen.

Die von Steinhausen waren keine Ritter. Nur einmal werden sie in einer Urkunde als Edelknechte bezeichnet. Sie standen also gesellschaftlich unter den Rittern von Kürnbach und von Schussenried. In der Zeit, in der schriftliche Quellen sichere Kunde geben, besaßen sie kein unmittelbares Eigentum (Allod) an Gütern, sondern solche nur lehensweise von einem Rittergeschlecht. Ihr Wappen zeigt ein aufgerichtetes Eichhörnchen, das an einer Frucht knabbert.

Beim Abbruch der alten Steinhauser Wallfahrtskirche im Jahre 1728 fand man nach der Überlieferung in einer Gruft unter dem Kirchenboden den Leichnam einer Frau. Auch nach Aufzeichnungen des Paters Laurenz Löwe, der von 1801 bis 1805 Pfarrer in Steinhausen war (danach Pfarrer in Schussenried), wurden beim Ausheben der Fundamente zur neuen Wallfahrtskirche in Steinhausen „sehr viele, ungewöhnlich große Menschengrube“ gefunden und auch „uralte“ Grabsteine. Ein Stein war ausgehöhlt und darin lag „ein noch kenntlicher und einbalsamiert gewesener, großer Leichnam, vermutlich aus dem Geschlecht der von Steinhausen“.

Leider sind die alten Grabsteine verschollen. Ihre Inschriften wurden nicht aufgezeichnet und so wird diese Entdeckung vor 250 Jahren ein ewiges Rätsel bleiben.

Im Jahre 1972 ließ Alfons Heinzelmann unter Anleitung des Landesamtes für Denkmalpflege den Gasthof zur „Linde“ stilgerecht renovieren. Dabei kamen die Außenmauern des ehemaligen Herrenhofes zum Vorschein. Die östliche Giebelseite zeigte, dass in ihr, und zwar in der ganzen Breite des heutigen Gasthofes zur „Linde“, eine Mauer aus kaum bearbeiteten Steinen von unterschiedlicher Größe steckt. Der Giebel selbst wurde erst später aus gleichmäßigen Steinen (Ziegel) vollendet (nämlich 1609). Demnach hatte der Herrenhof über dem ersten Stock ein Flachdach. Das burgähnliche Wohngebäude des ehemaligen Herrenhofes war indessen nicht so umfangreich wie der heutige Gasthof. Der Westgiebel stammt nämlich aus späterer Zeit. Nur der Knick im Saal des I. Stockes - der für einen Teil des Saales eine Erhöhung bewirkt - läßt das Ausmaß des Herrenhofes noch vermuten.

Daß der heutige Gasthof zur „Linde“ einst der Herrenhof von Steinhausen war, belegen archivalische Zeugnisse. Der Chronist des Reichsstiftes Schussenried, Pater Vinzenz Rodenbach, schreibt: Das Wirtshaus wurde 1609 aus lauter Steinen wieder aufgebaut. Dies lasse auf eine „zerfallene Residenz oder Schloß“ schließen. Zu Lebzeiten des Chronisten war noch bekannt, daß einst das ganze Anwesen mit einer Mauer aus Steinen umgeben war. Deshalb könne dort „kein gemeiner Wirt oder ein einfältiger Bauer“ gewohnt haben, sondern „eine Adelige Familie oder Herrschaft“. Nach einer Güterbeschreibung von 1686 war das Wirtshaus mit Ökonomiegebäuden noch mit einer Mauer umgeben. Weil aber der Wirt die Mauer nicht mehr ausbessern ließ, zerfiel sie mit den Jahren und wurde schließlich durch einen eichenen Zaun ersetzt.

Für das Vorhandensein eines Herrenhofes (Fronhofes) in Steinhausen sind aber noch weitere Zeugnisse vorhanden. So erinnern die Flurnamen „Brühl“ und „Danielsbreite“ bis heute an das Hofgut der Herren von Steinhausen. Der „Brühl“ war die Wiese des Herrenhofes (Anfang des 18. Jahrhunderts gehörten 7/8 Mannsmahd Wiese im „Prüel“ noch zum Hofgut des Wirtshauses). Die Herrenwiese ist im Kartenatlas südlich der Straße nach Schussenried auszumachen. Zwischen ihr und dem ehemaligen Herrenhof weist der Flurname „Krautländer“ auf die ehemalige Allmende hin - also auf eine Wiese, die den Einwohnern von Steinhausen einst gemeinsam gehörte, die aber wohl erst zur Reichsstiftszeit unter die einzelnen Bauern (Gemeinder - Gemeindebürger) aufgeteilt und als Krautland angebau wurde. Die südlich hinter dem einstigen Herrenhof liegende im Flurkartenatlas als „hinter dem Wirtshaus“ bezeichnete Flur war einst der Garten (Kraut-, Obst- und Gemüsegarten) des Herrenhofes.

Von besonderer Bedeutung für den Herrenhof war das Ackerland. Dieses schloß sich unmittelbar an den großen Garten an und ist auf der Flurkarte südlich der Straße nach Ingoldingen als „Danielsbreite“ bezeichnet. Diese „Danielsbreite“ wurde ursprünglich in einem geschlossenen Block bewirtschaftet, und zwar im Eigenbetrieb der Orths herrschaft durch Knechte und Mägde und mit Hilfe der Fronarbeit weniger Lehenshuber. Letztere besaßen - außer den Besitzern der zwei Widumhöfe - nur ein kleines Stück Land.

Der größte Teil der ursprünglichen Flur gehörte einst zum Herrenhof, dessen Umfang noch heute aus den Flurnamen „Brühl“, „Danielsbreite“ und „hinter dem Wirtshaus“ zu rekonstruieren ist. Der Boden des Herrenhofareals war von bester Bonität. Auf eine erst spätere Rodung weist der Flurname „Stockäcker“ hin. Als Steinhausen an das Kloster Schussenried verkauft wurde (1365), war das Herrenhofland bereits auf die einzelnen in Steinhausen ansässigen Lehenshuber aufgeteilt, so auch die „Danielsbreite“. Die Straßenführung wurde näher an den Ort herangerückt. Es entstand das Flurstück „Zwire“, welches den „Brühl“ von der „Danielsbreite“ trennte - ein Flurstück von rechtlich besonderer Art. Die Besitzer der „Zwire“ mußten zu besonderen Zeiten die Überfahrt zu „Danielsbreite“ gestatten und ebenso das Umwenden der Pflüge für alle Besitzer der „Danielsbreite“.

## Der Burghügel im „Aspen“

Ein pensionierter Pfarrer schrieb um 1910 in seiner Geschichte von Steinhausen: Die ehemalige Burg in Steinhausen... soll an der Stelle der jetzigen Taferwirtschaft („Löwen“, heute Gasthof zur „Linde“) gestanden sein. Andere meinen, sie sei auf dem Bergkegel vor dem „Aspen“, nördlich vom Büchele gestanden.

Südlich der „Danielsbreite“ ist ein Wald - „Aspen“ genannt. Dieser Flurname „Aspen“ besagt, daß sein Areal einst von der Ortsmarkung ausgespart war und als Weide für Vieh und Schweine genutzt wurde.

Anläßlich einer Fahrt durch den „Aspen“ entdeckte der Verfasser die dort vermutete Burgstelle. Bei der im Flurkartenatlas verzeichneten Höhe fanden sich auf einer kegelförmigen, gleichmäßig von allen Seiten ansteigenden, mit Erlen bepflanzten Erhebung inmitten eines Tannenwaldes noch viele „Wacken“, d. h.

Steine, die leicht zu bearbeiten sind. Diese Steine, die in der näheren Umgebung von Steinhausen nicht vorkommen, sind alle behauen und von unterschiedlicher Größe. Sie stammen von einer kleinen Burg (Bergfried), die einst auf diesem Hügel, der teilweise künstlich von Menschenhand in harter Fronarbeit aufgeschüttet wurde, gestanden hatte.

Die Renovation des Gasthofes zur „Linde“ ergab, daß die Mauer seiner Ostseite mit unbehauenen Steinen von unterschiedlicher Größe aufgebaut ist. Der ehemalige Herrenhof im Dorf war also der älteste Wohnsitz der Ortsherrschaft. Erst um 1200 bauten die Ortsherren - diese Feststellung entspricht der neuesten Forschung - an einem strategisch bedeutsamen Platz außerhalb des Ortes eine Burg. Von der Höhe des Burghügels im „Aspen“ ist ein einzigartiger Ausblick möglich hinaus in das Tal des Federbachs, der einst vom Federsee gespeist wurde (heute vom Federseeried), seinen Lauf über Steinhausen in Richtung Ingoldingen nimmt und schließlich in die junge Riß mündet. Heute verwehrt ein Wald jeden Ausblick vom einstigen Burghügel.

Die Aufgabe, die diese Burg zu erfüllen hatte, ist deutlich zu erkennen. Von ihr aus konnte der allgemeine Verkehrsweg von Saulgau südlich an Steinhausen vorbei ins Rißtal nach Biberach und der Weg von Steinhausen nach Winterstetten überwacht werden. Sie diente also dem Schutz der Straßenbenutzer vor feindlichen Überfällen.

Der allgemeine Verkehrsweg von Saulgau nach Biberach führte einst südlich an Steinhausen vorbei. Ein Hinweis dafür ist noch der Flurname „an der alten Straße“.

Über den Grundriß der einstigen Wehranlage im „Aspen“ könnten Grabungen nähere Auskunft geben. Der zum größten Teil künstlich aufgeschüttete Burghügel zählt sicherlich zu den bemerkenswertesten seiner Art im oberschwäbischen Raum. Der Bau der Wehranlage dürfte zur Zeit der Stauer ausgeführt worden sein. Der Flurname „Rudersberg“ (im 18. Jahrhundert „Ruedlsberg“ auch „Ruedelsberg“) weist auf eine Wüstung hin, d. h. auf eine abgegangene Ansiedlung. Die ganze Flur „Rudersberg“ ist ebenes Gelände. Nicht die geringste Erhebung ist darin zu entdecken. Vielleicht stand dort ein Burghof, der aber sicher schon vor 1365 abging, denn in der Verkaufsurkunde von Steinhausen an das Kloster Schussenried ist weder die Burg noch ein Burghof angeführt. Das einzige heute sichtbare Zeugnis aus der mittelalterlichen Zeit ist demnach der einstige Herrenhof im Ort, von dem beachtliche Mauerteile im Gasthof zur „Linde“ stecken.

## Die Steinhauser Ortsherrschaft

Die Herren von Steinhausen waren - jedenfalls seit urkundliche Quellen über sie berichten - Dienstleute der Schenken von Winterstetten. Ob sie Steinhausen ursprünglich als Eigentum (Allod) oder immer nur als Lehen der Schenken von Winterstetten besaßen, ist mangels archivalischer Unterlagen nicht zu bestimmen. Seit urkundliche Quellen fließen, übten sie die Ortsherrschaft als Dienstleute der Schenken von Winterstetten aus.

Als solche besaßen sie in Steinhausen die Zwing- und Banngewalt, d. h. das Recht innerhalb ihres Gebietes Gebote und Verbote zu erlassen. Sie durften also die niedere Gerichtsbarkeit ausüben. Als Ortsherren hatten sie ferner das Recht, den Hirten und den Flurschützen zu ernennen. Für die Grundherren (die Schenken) mußten sie die Gült (die jährlichen Abgaben) bei den Lehnbauern einziehen, den Zehnten für den Eigentümer des Kirchensatzes, auch die Steuern und in ihrem Herrenhof die zu Gericht kommenden hohen Herren bewirten und Nachtquartier gewähren. Als einzige des Dorfes waren sie beim Hochgericht zugelassen und hatten mit über Leben und Tod eines Übeltäters zu befinden. Sie zählten zum niedrigsten Adel und nannten sich vermutlich vom Jahre 1200 an nach dem Ort Steinhausen.

Der Steinhauser Herrenhof lag zwar am Etter, d. h. am Ortsrand, war aber der eigentliche Mittelpunkt des Ortes (ersetzte das Rathaus). Auf ihm lag die Last, Fremde zu bewirten und übernachten zu lassen. Er besaß aber auch das sogenannte Taferrecht, d. h. Tafer, die Wirtsgerechtigkeit. Das sogenannte Faselvieh (Farren, Bock und Eber) wurde von diesem Hof unterhalten.

Als die Herren von Steinhausen den Herrenhof (Fronhof) bewirtschafteten, war dieser unteilbar. Einzelne Grundstücke daraus durften weder verkauft noch vererbt werden.

Seine Acker und Wiesen lagen beieinander und die Äcker, unmittelbar am Etter (Ortsrand), waren von bester Bonität. Für die Nutzung mußten ihre Besitzer - die Herren von Steinhausen - sich um das Wohl und Wehe der Dorfbewohner kümmern. Bewirtschaftet wurde der Herrenhof mit Hilfe eines unfreien Gesindes, das auch die notwendigen gewerblichen Produkte selbst herstellte (Eigenwirtschaft). Der Rest des Grund und Bodens war an sogenannte Lehenhuber verliehen, die durch Naturalabgaben und Frondienste auf dem Herrenhof (daher Fronhof) zur Versorgung der Herren von Steinhausen beitrugen. In der Stauerzeit (12. und 13. Jahrhundert) begann aber bereits die Auflösung dieses Fronhofsystems (Villikation).

## Das Kloster als Ortsherrschaft

Am 17. Februar (Montag vor Mathias) 1365 erwarb Propst Johannes Vesper und der Konvent des Prämonstratenserklosters Schussenried von Hermann Schenk von Winterstetten und von dessen Sohn Hermann, der auf der Burg ob Otterswang wohnte, das Dorf mit der Markung Steinhausen samt Vogtei, Gericht, Lehenerschaft und Taferrecht, Tafer nebst den Waldungen „Schiene“, „Aspen“, „Kronspach“, „Oldenbühl“ (sogenannter Hochacker), „Engelbrechtsbühl“, „Schwendi“ mit „Totenbühl“ und „Büchle“ für 800 Pfund Heller.

In jener Zeit war die Auflösung des Fronhofsystems schon weitgehend vollzogen. Das Land des Herrenhofes war schon in selbständig wirtschaftende Bauerngüter aufgeteilt. Die Bauern entrichteten für die lehensweise überlassenen Höfe Naturalabgaben, d. h. eine jährlich gleichbleibende Gült an Naturalien. Die Fronen waren nunmehr auf wenige Tage im Jahr beschränkt. Das Kloster gewährte den Bauern das Recht auf Eigentum, allerdings nur an beweglichen Sachen. Diese fielen beim Tod nicht wie früher an den Herrn, sondern an die natürlichen Erben, wofür nur noch eine bestimmte Abgabe entrichtet werden mußte (Todesfall - das beste Pferd beim Tod des Mannes oder die beste Kuh beim Tod einer Frau - und, wenn kein Vieh vorhanden war, das beste Gewand).

Die einzelnen Güter bekamen vom Kloster einen Heiligennamen, das Gasthaus mit den restlichen Feldern des ehemaligen Herrenhofes den des heiligen Ivo. Sie alle wurden zur Sicherung der bäuerlichen Wirtschaft als Leiblehen, d. h. auf Lebenszeit des Bauern verliehen. Das Gut fiel deshalb nach dem Tod des jeweiligen Inhabers wieder an den Grundherren - das Kloster Schussenried - zurück (weshalb man diese Lehenart auch Fall-Lehen nannte). Ein Fall-Lehen hatte für das Kloster den Vorteil, dass beim Hofwechsel die Abgaben und Dienste erhöht werden konnten, was aber - wie am St.-Ivo-Gut noch aufgezeigt wird - kaum der Fall war. Der Nachteil bestand darin, daß ein Bauer ohne Erbrecht das Gut nicht sorgfältig genug bewirtschaftete. Tatsächlich können wir am St.-Ivo-Gut einen oftmaligen Besitzerwechsel feststellen.

Nur zwei Höfe gehörten in Steinhausen nie zum Herrenhof (die sogenannten Widumhöfe). Sie gehörten zum Kirchensatz. Aus ihrem Einkommen sowie aus dem großen und kleinen Zehnten zu Steinhausen und Muttenweiler wurde der Pfarrer entlohnt und die Kirche unterhalten. Eigentümer dieses Kirchensatzes waren die Herren von Rammingen, die in Rammingen (Alb-Donau-Kreis) als Lehensleute der hochadeligen Herren von Albeck nachzuweisen sind. Wie die von Rammingen in den Besitz des Kirchensatzes und damit zum Patronatsrecht in Steinhausen kamen, ist urkundlich nicht zu belegen, ob durch Erbschaft oder durch Kauf von den Ortsherren in Steinhausen.

Dietrich von Rammingen überließ den Kirchensatz kaufweise dem Kloster Schussenried, kurz bevor dieses Kloster den Ort Steinhausen selbst erwarb.

## Umfang und Abgaben des St.-Ivo-Guts

Eine Beschreibung des St.-Ivo-Guts stammt vom Jahre 1689. Danach war das Dach des Wirtshauses mit Ziegeln gedeckt. In drei Gaststuben wurden die zahlreichen Wallfahrer mit Essen und Trinken versorgt. Im Hofraum stand ein Schöpfbrunnen und daneben ein fünfchöriger Stadel mit Stall, dessen Dach ebenfalls mit Ziegeln gedeckt war. Hinter und neben dem Wirtshaus war ein Krautgarten und das ganze Anwesen mit einer Mauer umgeben, später mit einem Eichenzaun. Zum landwirtschaftlichen Betrieb gehörten 38 1/8 Jauchert Acker, 7 15/16 Mannsmahd Wiesen und 3 13/16 Mannsmahd reduzierte (von schlechter Bonität) Wiesen. Der damalige Lehensmann Andreas Mangold mußte dem Grundherren - also dem Reichsstift - dafür eine Henne, drei Hähne und 50 Eier jährlich in die Klosterküche liefern, 1 Gulden 17 Kreuzer Hauszins bezahlen und jeweils auf Martini in die Zehntscheuer zu Steinhausen (das spätere Schulhaus) an Landgarb sechs Scheffel vier Viertel Imi Vesen, vier Malter Roggen, sieben Scheffel zwei Viertel Haber liefern. Am 9. November 1714 wurde der Sohn Franz Mangold zusätzlich noch mit 7 1/4 Mannsmahd öhmdwiesen belehnt. Dafür mußte er allerdings dem Priorat des Reichsstifts den Heuzehnten entweder in Natura reichen oder dafür 2 Gulden 57 Kreuzer jährlich bezahlen. Außerdem wurde er verpflichtet, die üblichen Frondienste zu leisten. Schon am 9. März 1667 war mit dem damaligen Lehensinhaber des St.-Ivo-Gutes, Martin Elbs, in einem Vergleich vereinbart worden, auf Begehren seiner Gnaden des Abtes drei Fuhren nach Markdorf auszuführen, um Wein für das Kloster dort abzuholen. Dafür wurden dem Lehensinhaber die entstandenen „Zehrkosten“ vom Reichsstift ersetzt, nicht aber der Haber für die Pferde. Franz Mangold brauchte indessen aber nur eine „Seefahrt“ nach Markdorf auszuführen oder dafür

sieben Gulden bezahlen. Die üblichen Frondienste mußte er selbstverständlich auch noch leisten. Am 5. August 1728 wurden 5 1/2 Jauchert schlechte Äcker aus dem St.-Ivo-Gut anderen Lehensgütern für immer zugeteilt (3/4 Jauchert St. Accursius, 2 1/4 Jauchert St. Amadeus, 1 Jauchert St. Dominikus, 1 1/2 Jauchert St. Bertrandus). Dafür verminderte sich die jährliche Gült: Vesen nur noch vier Scheffel fünf Viertel drei Imi, Haber nur noch sechs Scheffel zwei Viertel drei Imi. Die geringe Erhöhung des Heuzehtens auf drei Gulden ein Kreuzer ist einer beginnenden Geldentwertung zuzuschreiben. Außerdem wurde zu der im übrigen gleichbleibenden Gült nunmehr noch eine Steuer („Anlaag“) von 2 Gulden 35 Kreuzer vier Heller erhoben und dem Lehensmann angekündigt, künftig statt drei Hähne vier und auch mehr Eier in die Klosterküche liefern zu müssen. Auch der Hauszins könne eine Steigerung erfahren.

Tatsächlich erhöhte sich dann bei Pankraz Wäscher am 5. Juli 1748 der Hauszins auf zwei Gulden. Außerdem hatte dieser Lehensnachfolger vier Hähne und 70 Eier in die Klosterküche abzuliefern und statt einer „Seefahrt“ nach Markdorf eine solche nach Meersburg, Hagnau oder Nussdorf zu leisten oder acht Gulden dafür zu entrichten. Im April 1764 übergab der Inhaber des St.-Ivo-Gutes 1/2 Jauchert Acker, genannt „Spitzacker“, im Ösch nach Ingoldingen für immer an das St.-Paschalis-Gütle und 1 1/2 Jauchert Acker an das Angelus-Lehengut. Dafür mußten an Vesen nur noch vier Scheffel zwei Viertel ein Imi und an Roggen nur noch drei Malter sieben Viertel und an Haber sechs Scheffel an St. Martin in die Zehntscheuer geliefert werden. Man darf also feststellen, daß die Gült im Laufe der Jahrhunderte nur ganz geringfügig erhöht wurde.

Im Jahre 1609 wurde das Wirtshaus vom Reichsstift neu in den jetzigen Ausmaßen gebaut und dazu die östliche Mauer des alten Herrenhofes verwendet und verputzt. Der Bauherr - Abt Martin Dietrich - setzte sich damit ein Denkmal und ließ über die Eingangstüre (heute neben der Haustüre in die Mauer eingelassen) ein Wappenrelief anbringen. Dieses zeigt in einem gespaltenen Schild zwei schräg gekreuzte Dietriche (das sprechende Wappen des Abtes) und einen Löwen (das Wappentier des Reichsstifts).

Am 2. September 1610 übernahm Hans Henlin das Wirtshaus mit dem Lehensgut St. Ivo. In jener Zeit fließen die schriftlichen Quellen recht spärlich. Im 30jährigen Krieg, der 1618 begann, gingen viele schriftliche Zeugnisse verloren. Immerhin wissen wir, daß im Wirtshaus zu Steinhausen der spätere Abt des Reichsstiftes Bernhard Henlin als Sohn des Hans Henlin geboren wurde.

Nach dem Lehens- und Bestandsbuch von 1623 war um 1623 Hans Mayer mit dem Wirtshaus belehnt. Dieser mußte für die Belehnung die restlichen Baukosten von 308 fl übernehmen, außerdem noch den Erdschatz und für vier Scheffel fünf Viertel Haber 27 Gulden 45 Kreuzer bezahlen. In den folgenden drei Jahren entrichtete er dem Reichsstift die festgelegte Rate von jährlich 100 Gulden und in den Jahren 1626 bis 1632 nur noch für den Rest kleinere Teilzahlungen von jährlich sieben bis elf Gulden.

Nach dem 30jährigen Krieg übernahm die Wirtschaft ein ehemaliger Leutnant - Hans Jakob Schneider von Schwarzenberg im Bregenzer Wald - der nach Friedensschluß aus der kaiserlichen Armee ausgeschieden war und zur Sicherung seines Lebensunterhaltes beim Reichsstift um Belehnung mit dem Wirtshaus St.-Ivo-Gut nachgesucht hatte. Am 3. Oktober 1650 wurde diesem Ansuchen entsprochen. Seine Tätigkeit als Wirt war jedoch von kurzer Dauer. Schon am 17. Februar 1655 bat Hans Hönlein von Dornbirn um die lehensweise Überlassung des Wirtshauses samt dem Mang Michelsgut, allerdings möge man ihn „frei sitzen lassen“ (kostenlos) und ihm mit Holz, Steinen, Kalk aushelfen. Die Gebäude (Wirtschaft und Ökonomie) hatten demnach unter Kriegseinwirkung stark gelitten. Weil es aber dem Reichsstift selber an Steinen und Kalk mangelte, wurde ihm aufgetragen, sich diese notwendigen Baumaterialien selbst zu besorgen. Dafür müsse er keinen Ehrschatz bezahlen und auch zehn Jahre lang keine Hauszinsen. Außerdem würde er für zehn Jahre von der Gült, d. h. von der Lieferung von Landgarben, Hühnern, Eiern usw. befreit. Ferner bekam er zum glücklichen Einstand zwei geschnittene Blöcke (Holz) vom Reichsstift geliefert. Aber schon bald kam es zu recht unerfreulichen Auseinandersetzungen. Das Reichsstift wollte ihn deshalb vom Wirtshaus verdrängen. Er bat aber in einem Schreiben an seine Gnaden - den Herrn Abt und Reichsprälaten - ihn weiter im Wirtshaus zu „dulden“, worauf ihm das Lehen auf Probe „in Gnaden“ belassen wurde. Das Reichsstift verwarnte ihn jedoch eindringlich. Er solle „fein“ zu Hause bleiben und sich nicht die ganze Zeit bei den „Tauschlern“ (Händlern), besonders nicht bei den Juden aufhalten, sich endlich fleißig um seine Landwirtschaft kümmern und alles tun, was ein Lehensmann seinem Herrn zu tun schuldig ist. Aber alle Ermahnungen halfen nichts. Am 9. April 1657 überließ das Reichsstift das Wirtshaus und St.-Ivo-Gut deshalb lehensweise dem Martin Albrecht von Königshofen. Das Wirtshaus erbrachte jedoch einen zu geringen Verdienst, weshalb dieser Lehensmann den Lehensvertrag kündigte. Schon am 27. Mai 1666 belehnte das Reichsstift den Martin Elbs, oberer Wirt (später Gasthof zum „Löwen“) in Schussenried, auf Lebenszeit mit dem Wirtshaus zu Steinhausen. Zuvor trat dieser freiwillig seinen Lehenshof zum Ziegelhaus ab, weshalb ihm die Zahlung eines Ehrschatzes (Erdschatz) von 24 Gulden für die Belehnung mit dem Wirtshaus in Steinhausen „nachgesehen“ wurde. Weil er aber auf seinem nunmehr abgetretenen Lehenshof zum Ziegelhaus ein Haus hätte bauen sollen, an der Wirtschaft in Steinhausen aber keine Baumaßnahmen mehr erforderlich waren, musste er sofort 50 Gulden und künftig jährlich zehn Gulden statt dem Ehrschatz begleichen, im übrigen aber die stets notwendigen Reparaturen am Wirtshaus auf seine Kosten vornehmen. Aber auch Martin Elbs fand kein Fortkommen. Er geriet immer mehr in Schulden und vertauschte deshalb am 12. März 1689 das St.-Ivo-Gut und das Wirtshaus mit dem Domizil des Andreas Mangoldt. Letzterer mußte auch die Schulden des Martin Elbs von 368 Gulden und 28 Kreuzer beim Reichsstift übernehmen, dem Elbs zur „Auslösung“ noch 250 Gulden bezahlen und dem Reichsstift nach und nach 100 Gulden Ehrschatz entrichten. Aber auch Andreas Mangoldt fand kein Auskommen als Wirt und Inhaber des St.-Ivo-Gutes. Deshalb überließ er am 9. November 1714 wegen einer zu großen Schuldenlast das Lehen seinem Sohn Franz Mangoldt, was das Reichsstift nur genehmigte, weil der Bruder des Übergebers, der inzwischen resignierte Abt des Reichsstifts, Prälat Tiberius Mangoldt, sich dafür verwendete. Der damalige Prior Georg Ludovici belehnte Franz Mangoldt „in Gnaden“ nur für 250 Gulden in bar auf Lebenszeit. Als Franz Mangoldt starb, wurde das Wirtshaus und St.-Ivo-Gut dem Pankraz Wäscher von Gensenweiler, der die „zurückgelassene Wittib Anna Maria Bäuerin gehehlicht hatte, lehensweise auf Lebenszeit überlassen und zwar für einen Ehrschatz von 540 Gulden und mit der Auflage, den Wein und das Bier für die Wirtschaft stets beim Reichsstift zu beziehen.

Am 10. November 1737 überließ die Witwe Maria Anna Bäuerin das Lehen (St. Ivo) nach Ableben ihres Ehemannes Pankraz Wäscher ihrem Sohn Josef Wäscher für einen Ehrschatz von 550 Gulden zu denselben Bedingungen wie einst dem Vater und als Josef Wäscher starb, belehnte das Reichsstift am 9. Juli 1795 den Xaver Hopp von Busenberg, der dessen Witwe Maria Anna Schmid geheiratet hatte, damit auf Lebenszeit und für einen Ehrschatz von 550 Gulden. Vom 20. Dezember 1827 datiert die letzte Belehnung für den gleichnamigen Sohn des Xaver Hopp und zwar seitens des Grafen von Sternberg-Manderscheid, der aufgrund des Reichsdeputationshauptschlusses für seine 1803 an Frankreich verlorenen linksrheinischen Gebiete die Herrschaft des Reichsstiftes Schussenried bekommen hatte. 1806 kam Steinhausen mit allen Orten des ehemaligen Reichsstiftes unter die Landeshoheit des Königs von Württemberg und 1835 erwarb der württembergische Staat auch kaufweise von Sternberg-Manderscheid die grundherrlichen Rechte. Das Fall-Lehens-Gut St. Ivo wurde - wie die übrigen Güter in Steinhausen - in ein Zinslehen verwandelt. Danach stand es nicht mehr im Belieben der Lehensherrschaft, Gut und Wirtschaft nach dem Tod des Lehensmannes für einen hohen Ehrschatz wieder zu verleihen, sondern dieses ging kraft Gesetzes auf die natürlichen Erben über. Aber die Zinslehen wurden alsbald allodifiziert (in Eigentum umgewandelt). Dafür mußte der jeweilige Hofinhaber den 16fachen Betrag des jährlichen Zinses an das Kameralamt bezahlen. Das Wirtshaus bekam nun den Namen „Löwen“.

Im Jahre 1889 brachte Sabine Wieland den Gasthof samt Landwirtschaft in ihre Ehe mit Josef Heinzelmann. Ihnen folgte als Eigentümer der Sohn Georg Heinzelmann. Weil eine prächtige Linde den Hof vor dem Gasthaus zierte, ließ dieser den Namen mit Genehmigung des Landratsamtes in Gasthof zur „Linde“ ändern. Dessen Neffe Alfons Heinzelmann ist der heutige Eigentümer.

## Geburtshaus des Abtes Bernhard Henlin

Prälat Bernhard Henlin - dessen Wiege im Wirtshaus von Steinhausen stand - war ein sehr liebenswerter, frommer Mann. Sein Vater Hans Henlin war 1610 mit dem Wirtshaus und Ivo-Gut belehnt worden. In der Klosterschule Schussenried lernte Bernhard fleißig Latein, Griechisch und Hebräisch. Auch die italienische, spanische und französische Sprache studierte er mit Eifer. Deshalb fand er im 30jährigen Krieg als Feldprediger im Obrist Stozischen Regiment zu Pferd und zu Fuß Verwendung und machte als solcher im kaiserlichen Heer alle Feldzüge in Italien, vor allem in Norditalien mit. 18 Jahre predigte er einem rohen, unbarmherzigen Kriegsvolk von der christlichen Liebe und manchem im Schlachtgetümmel verwundeten Streiter für die Sache des Kaisers spendete er Trost und die Sterbesakramente. Nach dem Krieg kam er auf die Pfarrei in Stafflangen und am 4. Juli 1666 wählte ihn der Konvent zum Abt. Aber Bernhard Henlin trug schwer an dieser Würde, die für ihn mehr eine Bürde war. Die Nachwehen des 30jährigen Krieges waren noch allenthalben zu spüren. Die Pest - die Geißel der Menschheit - hatte die Bevölkerung in dem Gebiet des Reichsstifts spürbar dezimiert. Der Wiederaufbau der zerstörten Häuser und Gehöfte verlangte außerordentliche Anstrengungen und von Abt und Konvent manches Opfer. Diesen Belastungen war Abt Henlin kaum gewachsen und wohl deshalb häufig erkrankt. Auch das Alter zehrte an seinen Kräften. Er starb am 14. Mai 1673 nach sieben Jahren Regierungszeit und fand neben seinem Vorgänger Abt Augustin Arzet im Kapitel zu Schussenried seine letzte Ruhestätte. Mit dem Wiederaufbau des im 30jährigen Krieg ausgebrannten Obervogteigebäudes in Schussenried (alte Apotheke) hat er sich ein sichtbares Denkmal gesetzt. Sein Wappen ist dort über der rundbogigen Eingangstüre in die Mauer eingelassen. Es zeigt in einem gespaltenen Schild rechts einen linksgekehrten Hahn als sprechendes Wappen.

Schon in seiner Jugend kannte Bernhard Henlin seinen nicht weniger berühmten Landsmann, den 1587 in Steinhausen als Sohn eines Maurers geborenen späteren Abt des Prämonstratenserstiftes Marchtal Johannes Engler. Von ihm hatte er sicher manche Anregung zum geistlichen Beruf bekommen. Johannes Engler bekam auch in der Klosterschule Schussenried das geistige Rüstzeug für das Studium der Theologie an der Universität Dillingen. In Marchtal, wo er als Chorherr dem Konvent angehörte, wurde er wegen seinen Fähigkeiten zum Großkeller (Verwalter) gewählt und schließlich zum Abt. Als solcher ließ er die Kirche in Seekirch, dessen Kirchensatz dem Reichsstift Marchtal gehörte, bauen. Die Sorgen, die der 30jährige Krieg mit sich brachte, zehrten an seiner Gesundheit. Mehrmals mußte er fliehen, 1634 nach Biberach. 1637 starb er noch verhältnismäßig jung an Jahren und wurde in Ammern bei Tübingen, das dem Reichsstift Marchtal gehörte, beigesetzt.

## Das Wirtshaus erlebte schwere Zeiten

Das Wirtschaftsgewerbe in Steinhausen war wenig lukrativ, obwohl dort nur ein Wirtshaus (Tafer) war, in welchem sich die Einwohner zu einem fröhlichen Umtrunk treffen konnten. Zum Ausschank kam Bier, das nur von der Klosterbrauerei in Schussenried bezogen werden durfte. Schnaps brannte der Wirt selbst und den Wein lieferte das Kloster für entsprechende Bezahlung aus eigenen Weinbergen in Meersburg, Hagnau und Markdorf. Für den Ausschank von Alkohol mußte der Wirt ein sogenanntes Umgeld, dessen Höhe sich nach dem Umsatz richtete, an die Klosterverwaltung bezahlen. 1719 erklärte sich der Wirt Franz Mangold bereit, für die Erlaubnis zum Branntweinbrennen jährlich 1 Gulden 30 Kreuzer zu bezahlen. Durch den hohen Ehrschatz (Erdschatz) bei der Übernahme des Wirtshauses fanden die meisten Wirte kaum ein Fortkommen.

1682 begann der Wirt, um eine höhere Rendite aus der Gastwirtschaft zu erzielen, das benötigte Brot selbst zu backen. Dagegen verwahrte sich der Steinhauser Bäcker, worauf dem Wirt das Backen von Brot verboten wurde. Aber der Streit schwelte weiter. Alle Ermahnungen des Obervogts blieben vergeblich. Schließlich kam es 1723 zu einer friedlichen Bereinigung des Streitpunktes. Dem Wirt wurde erlaubt, das Brot, das er in seinem Haus benötigt, selbst zu backen. Dagegen wurde ihm verboten, vor der Kirche oder auch nach auswärts Brot zu verkaufen. Der Bäcker durfte Branntwein brennen, diesen aber nur in seinem Haus ausschenken oder nach außerhalb der Herrschaft des Reichsstiftes verkaufen. Dem Wirt wurde ernstlich befohlen, künftig keine verdächtige Personen mehr zu beherbergen und den Gästen das Spielen (Kartenspielen) mit hohem Einsatz in der Gaststube zu untersagen. Das Reichsstift hatte in den allgemeinen Statuten für seine Untertanen den Wirten ausdrücklich vorgeschrieben:

- 1) keinem „verrufenen“ Säufer oder „Übelhauser“ Alkohol einzuschenken, auch keinem, dem der Besuch eines Wirtshauses verboten ist;
- 2) den Gästen das Spielen mit hohen Einsätzen, das Fluchen und Schwören zu untersagen;
- 3) keine Landvaganten (Landstreicher), fremde Bettler oder verdächtige Leute zu beherbergen;
- 4) während des Gottesdienstes, wozu in Steinhausen auch der nachmittägliche Rosenkranz gehörte, nichts auszuschenken.

Das Tanzen war im Gebiet des Reichsstiftes nur bei bestimmten Anlässen und nur nach Einholung einer Genehmigung gestattet, aber die Jugend befolgte in ihrer Tanzlust nicht immer das obrigkeitliche Tanzverbot. Um eine Bestrafung zu verhindern, ging sie in Nachbarorte, die nicht der Gerichtsbarkeit des Reichsstiftes unterstanden und frönten dort dem Tanzvergnügen. Abt Didakus Ströbele, dem Steinhausen „die schönste Dorfkirche der Welt“ verdankt, verbot jedoch 1726 allen Untertanen des Reichsstiftes ausdrücklich das Tanzen, das er als „liederlich und gefährlich“ bezeichnete, auch in Orten, die zu anderen Herrschaften gehörten. Wenn dies entdeckt und beim Obervogt angezeigt wurde, ließen die Richter keine Milde walten. Sie bestrafte die „Sündigen“, wenn diese auch noch über ihren Durst tranken, besonders hart und unerbittlich mit Geldbußen, Leibstrafen (Prügel) oder auch mit Gefängnis bei Wasser und Brot. Andererseits kam die Jugend aus fremden Jurisdiktionsbereichen gern in die Wirtshäuser im Gebiet des Reichsstiftes, das wegen Tanzens nur die eigenen Untertanen bestrafen konnte. So besuchten Burschen und Mädels aus der Reichsstadt Buchau und aus anderen umliegenden Herrschaftsgebieten das Wirtshaus in Steinhausen und schwangen dort munter das Tanzbein. Für den Wirt war dies immer ein einträgliches Geschäft. Daß die Steinhauser dabei das Tanzverbot vergaßen und im fröhlichen Kreis der „Ausländer“ ein Tänzchen wagten, wer wollte ihnen das verübeln. Aber das Reichsstift hatte dafür kein Verständnis. Nur Abt Bernhard Henlin, der Wirtsohn aus Steinhausen, dachte in solchen Fällen humaner. Als am 25. Januar 1673 beim Obervogt die Anzeige einging, daß einige junge Burschen aus Steinhausen und Reichenbach trotz Verbot in fremden Herrschaften getanzt und getrunken hätten, ließ Abt Henlin nur eine Verwarnung aussprechen. Für den Wirt in Steinhausen bedeutete das Tanzverbot eine schwere Einkommenseinbuße, weil die örtliche Jugend deshalb in fremden Herrschaften ihr Vergnügen suchte.

Wohl kaum ein Gasthaus in Oberschwaben wird eine so reiche Tradition im Wirtsgewerbe nachweisen können wie der Gasthof zur „Linde“ in Steinhausen. Ununterbrochen fanden dort Fremde seit dem 13. Jahrhundert eine Herberge und Einheimische und Wallfahrer jahrhundertlang die Möglichkeit, ihren Hunger und Durst zu stillen, und das auch heute noch. Die Mauern dieses Hauses könnten viel erzählen von einstiger Ritterherrlichkeit, aber auch von der tiefen Frömmigkeit der Ahnen, von deren Sorgen und Nöten in Kriegs- und Friedenszeiten und von ihren geselligen Freuden. Dieser Gasthof ist ein steinernes Denkmal der Frühgeschichte des Ortes bis in unsere Tage, und das möge er noch lange, lange bleiben.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

1. Jahrgang – Heft 1 – Seite 16

## Zum Biberacher Gigelberg-Jubiläum

Friedrich Goll - ein aufrechter Stadtbürger des 19. Jahrhundert

Von Dieter Buttschardt, Biberach

Wollte sich in Biberach ein Fremder nach dem Friedrich-Goll-Weg erkundigen, würde er wohl Schwierigkeiten haben. Auch dem Einheimischen ist dieser Straßename wenig geläufig, handelt es sich doch dabei um einen schlichten Fußweg zum Gigelberg, der hinter der ehemaligen Pflugbrauerei von der Hardsteige abzweigt. Aber die Benennung trifft, denn sie ehrt jenen Mann, der vor 150 Jahren in wahrhaft weiser Voraussicht den Gigelberg als Stadtparkgelände erkannte und seine Idee unter Einsatz der eigenen Person verwirklichte.

Golls Lebensweg ist darüber hinaus ganz typisch für einen deutschen Bürger des 19. Jahrhunderts, mit den nationalen Hoffnungen, die der junge Mann hegte, den Anfechtungen, die ihm der Obrigkeitsstaat des Vormärz bereitete, mit der Konzentration des alten Reichsstädters auf Handel und Gewerbe, ohne daß dabei die schöngestigten Interessen oder das Gemeinwohl außer Sicht geraten wären. Schließlich gehörte Goll auch zu jenen, die als enttäuschte Achtundvierziger die so andere Lösung des deutschen Problems durch Bismarck bewunderten. „Nationalliberal“ geworden, zollte der alte Goll - in Freud und Leid - dem Bismarckreich seinen Tribut.

1786 geboren, entstammte Christian Friedrich Goll einer jener Familien, die wie die Wechsler erst während des 18. Jahrhunderts in der evangelischen Bürgerschaft emporgekommen waren, sich nun aber, gegen Ende der Reichsstadtzeit, zunehmend profilierten. Die Goll kamen ursprünglich aus Kempton, 1722 erwarben sie das Biberacher Bürgerrecht. Friedrichs Vater trieb wie seine Vorfahren das Gewerbe eines Nadlers in einem Haus der heutigen Hindenburgstraße. Der bewegliche Geist der Familie, der auch bei den späteren Golls noch ganz deutlich zutage tritt, führte Friedrich und seinen Bruder Gottlieb in andere, aussichtsreichere Berufssparten. Zunächst aber lernen wir die beiden als Revolutionäre kennen, mit Schicksalswendungen, bei denen uns manches merkwürdig bekannt vorkommt.

Schon die Taufe Friedrichs in der paritätischen Stadtpfarrkirche stand im Zeichen eines immer noch latenten Konflikts: Wie das evangelische Taufregister tadeln vermerkt, fühlte sich der Geistliche durch überlautes Rosenkranzbeten anwesender Katholiken empfindlich gestört! Als Friedrich in sein Mannesalter eintrat, waren freilich jene reichsstädtisch-konfessionellen Probleme schon ein Ding der Vergangenheit; dafür wurden die Gemüter durch die lastende Obermacht Napoleons bewegt und niedergedrückt durch die deprimierenden ersten Jahre, die man in Biberach als württembergische Landstadt durchmachen mußte. Man „räsonierte“, trotz aller Verbote und wehrte sich gegen die zum Teil gezielt wirkenden Demütigungen durch die neue Obrigkeit. Ein Lied machte die Runde: „Freie Reichsstadt - schönes Wort! Mit dir ging ja alles fort!“ Friedrich Goll, der angehende Kaufmann, ließ aufhorchen, als er die Katastrophe der Grande Armee Napoleons in Rußland richtig vorhersagte. „Mit Mann und Roß und Wagen“ wurde der Franzosenkaiser geschlagen. In Biberach witterte man den Umschwung. Eines schönen Februarmorgens prangten an allen vier Stadttoren schwarze Tafeln: „Der Franzmann zieht sich zurück! Freut euch, ihr schmachtenden Seelen! Österreichs Macht rückt heran. Eure Erlösung ist nahe!“ Er war so etwas wie heute eine Aktion mit Farbspray und Flugblättern. Zur

besseren Deutlichkeit war die Parole außer in Deutsch auch gleich noch in Französisch und Latein gehalten. Die württembergische Staatsmacht, noch immer loyal im Bündnis mit Napoleon, reagierte übernervös. König Friedrich in Stuttgart ließ sich einen Immediatbericht erstatten; durch seinen Gesandten Graf von Zeppelin meldete er die Sache, um seine Treue gegenüber Napoleon zu unterstreichen, sogleich weiter nach Paris. Die Demonstration wurde zur Affäre aufgebaut. Fünf Tage nach der Tat erschien ein Geheimkommissär in Biberach. Unter Trompetenschall wurde die Stadt vor die Alternative gestellt: Entweder sollte der Täter ausgeliefert werden, oder die Stadt würde eine militärische Exekution zu gewärtigen haben.

Man knöpfte sich Intellektuelle und Kaufleute vor, weil auf einer der Tafeln Spuren von Abrechnungen gefunden wurden. Auf die beiden Goll fiel jeder Verdacht. Ein Tatwerkzeug schien aus der Konditorei von Bruder Gottlieb zu stammen. Beide erbrachten zwar ein Alibi: zur Tatzeit waren sie im „Roten Löwen“ - aber schließlich hatten sie dort nicht die ganze Nacht zugebracht. Die Sache eskalierte: Die Brüder wurden in Gewahrsam gesetzt. Die Verhöre wurden auf die ganze Bürgerschaft ausgedehnt, die sich trotzig und solidarisch zeigte. Unter denen, die aussagen mußten, war auch Johann Baptist Pflug. Zum Hohn der Biberacher konnte der Kommissär nicht den geringsten Beweis erbringen. Die frustrierte Behörde löste ihn ab und schickte einen schärferen Mann. Dieser verlegte den Arrestanten Friedrich Goll ohne Decke, ohne Bett in eine unheizbare Zelle des Oberen Tors. Es war März und kalt; und eines Tages fand der „Eisenknecht“ Preiß seinen Häftling mit hohem Fieber vor. Nun erst kam ein Bett, und die Fenster wurden abgedichtet. In neuen Verhören wurde Goll nahegelegt, doch Namen zu nennen. „Dazu bin ich nicht schlecht genug!“ rief Goll, und einigermaßen pathetisch erklärte er, lebendig bringe ihn niemand mehr ins Obertor zurück. So etwas machte damals immerhin einen gewissen Eindruck. Die Brüder kamen nun aufs Siechtor, dessen Zellen später durch die Schwarz-Veri-Bande berühmt werden sollten. Hier gab es zwar offiziell auch nur Wasser und Brot, aber die Bewacher selbst trugen den Häftlingen Fleischbrühe, Braten und Rotwein zu.

Ergebnislos zog sich die Untersuchung hin. Dennoch kam ein Urteil; Die Golls sollten auf den Hohenasperg - „zu härtester Festungsarbeit“. Und weil die Stuttgarter Regierung - wohl nicht ganz zu Unrecht - der Meinung war, daß die Biberacher mit ihren beschuldigten Mitbürgern gemeinsame Sache machten, wurde auch die Stadt selbst in Kollektivstrafe genommen. Die Stadtmauern waren niederzulegen, die Jahrmärkte wurden verboten, und es durfte nicht einmal mehr öffentlich Musik gemacht werden. Seit jener Zeit ist Biberach ohne Wehrgänge (das Stück zwischen Hochwacht und Gigelurm ist eine spätere Wiederherstellungsmaßnahme). Die Einschränkung der Märkte ging an den Geldbeutel jeden Bürgers und wirkte tatsächlich einschüchternd. Aber als die Brüder Goll am 20. April 1813 aus der Stadt eskortiert wurden, stand das Volk vom Siechtor bis zur Walk demonstrierend Kopf an Kopf.

Bald schon waren die Biberacher Häftlinge eine politische Verlegenheit. Weil König Friedrich nach der Völkerschlacht bei Leipzig die Seiten wechselte und zu Österreich übergang, war es eigentlich unsinnig, Sympathisanten jener Macht eingesperrt zu halten. Aber sie waren eben gegenüber dem Souverän unbotmäßig gewesen, und das wog schwerer. Das schlechte Gewissen der Regierung zeigte sich dann freilich in der lässigen Art, wie die so martialisch angekündigte Festungsstrafe gehandhabt wurde. Achselzuckend gab man nach, als die Golls sich beispielsweise weigerten, Sträflingskleidung zu tragen, und aus der Zwangsarbeit wurde auch nicht viel, weil Gottlieb ein ärztliches Attest beibrachte. Die beiden ließen sich eigenes Essen kommen, hielten sich zur Bedienung einen Hausburschen und waren auf den „Schwäbischen Merkur“ abonniert. Mit einer kleinen Gefangenenmeuterei riskierte Friedrich sogar Widerstand gegen die Staatsgewalt. Erstaunlicherweise kam er mit einer Verwarnung davon! So gewann er Autorität bei den Mitgefangenen, ja sogar bei seinen Bewachern. Paradox wurde die Asperger Situation, als dort auf Anordnung des Kommandanten die Einnahme von Paris gefeiert wurde. Friedrich Goll, für seine poetischen Ergüsse längst bekannt, steuerte ein Stanzas-Gedicht bei.

Ein volles Jahr mußten die Brüder auf dem Asperg ausharren, wie es König Friedrich angeordnet hatte. Wieder zu Hause, standen sie weiter unter Polizeiaufsicht. Aber die Schützengilde richtete ihnen alsbald ein Ehrenschießen aus, und Friedrich Goll engagierte sich im Aufbau eines Tragantwaren-Fertigungsbetriebs. 1817 finden wir ihn als Organisator des denkwürdigen Erntedankfestes. Er war trotz oder wegen des Aspergs ein angesehenener Mann. Noch immer freilich zahlte er an den ihm auferlegten Kosten des Verfahrens.

Da geschah auf einmal von seiten der hohen Obrigkeit so etwas wie ein bürgerschaftliches Wunder. Mittlerweile hatte nämlich Wilhelm I. den Thron bestiegen, der anders als sein Vater auf gute Beziehungen zu seinen neuwürttembergischen Untertanen großen Wert legte. Als Friedrich Goll 1818 an die Adresse des Königs ein Rehabilitationsgesuch richtete, wurde ihm unter Rückzahlung aller aufgewendeten Summen nicht nur rasche und vollständige Genugtuung, er wurde sogar gnädig in Stuttgart empfangen, erhielt eine Art Schmerzensgeld von 200 Gulden und die Aufforderung, in den württembergischen Staatsdienst zu treten! Dergleichen mußte der liberale Reichsstädter Kaufmann freilich ablehnen, doch erlaubte ihm der plötzliche Geldsegen, sein Geschäft auszubauen. Er kaufte die heutige Stadtmetzg und machte die Radgasse zu einer Art Gollischen Familiendomäne. Auch das inzwischen abgebrannte Hotel Rad gehörte zeitweilig dazu. Die Tragantfabrik Goll war fortan führend im sogenannten Devisen-Gewerbe, einer Biberacher Spezialität. Die beiden Chefs hatten Muße genug, sich kommunalpolitisch zu betätigen. Friedrich erscheint in den zeitgenössischen Protokollen als „Gerichtsassessor“, d. h. er war einer der zwölf Beisitzer beim Amtsgericht.

Der Blick, den er von seiner Wohnung auf den Gigelberg genoß, mag ihn zu dem Gedanken inspiriert haben, dort eine bürgerliche Parklandschaft zu gestalten. Unnützlich verkam dort stadteigenes Gelände. Seit über 20 Jahren war Biberach ja württembergische Landstadt, und die Gräben, Mauern und Türme des Gigelbergs dienten nicht einmal mehr der Repräsentation einer reichsfreien Republik. Längst hatte die Verwaltung, unter energischem Druck der königlichen Behörden, zur Schuldentilgung die im Ribtal gelegenen Befestigungsanlagen abgebrochen oder verkauft. Schon zu Reichsstadzeiten hatte dieser Prozeß der „Stadtentfestigung“ begonnen. Die mittelalterlichen Wehranlagen, zunehmend im Zerfall begriffen, strapazierten nicht nur den städtischen Geldbeutel, sie waren militärtechnisch wertlos und regelrecht unmodern geworden. So hatte man schon 1794 eingefallene Zwingermauern durch grünes Gehölz ersetzt. Bereits 1779 wurde der Anfang einer für das ganze folgende Jahrhundert typischen Tätigkeit gemacht: Man pflanzte Alleen, zunächst auf dem „Graben“, den Stadtwälle. Erstmals taucht nun der Gedanke der kommunalen Naherholung auf, die Stadt entdeckte die umgebende Natur, und es wird Mode, in Baumgängen zu „lustwandeln“. Kein Geringerer als der Reichsstädter Goethe ist Beweis für dieses romantische Streben, den „Handwerks- und Gewerbesbanden“ zu entfliehen und Erholung im Freien zu suchen. Dort hieß es: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“ Ein soziologischer Faktor tritt hinzu: Wie der Adel seit Jahrhunderten seine Parks, so wollte nun der Bürger seine „Promenaden“ haben. Alleen galten als vornehm. Bei Schiller (in dem Gedicht „Der Spaziergang“) künden Pappelalleen die Nähe einer „großen Stadt“ an. Was Wunder, daß auch Biberach entsprechende Bedürfnisse entwickelte. Noch heute zeugen die beiden alten Linden am Bismarckring von dem Baumgürtel, mit dem sich die Altstadt umgab, und 1819 disponierte man eine kilometerlange Pappelallee vom evangelischen Friedhof bis zum Jordanbad, deren Kosten vom Spital getragen wurden.

Zum romantischen Drang in die Natur gehörte auch das Bedürfnis, von hoher Warte Aussichten zu genießen. Es ist wohl kein Zufall, daß 1827, also in dem Jahr, als unsere Gigelberganlagen ins Gespräch kamen, die Biberacher Geschäfte ein „Panorama“ vom Bussen anboten - wobei man immer bedenken muß, daß der Normalbürger den Weg zum Schwabenberg, immerhin über 20 Kilometer, zu Fuß zurücklegen mußte! Aussicht bot auch der Gigelberg, vom Gigelberg sogar bis zu den Alpen. Ältere werden sich erinnern, daß der „Gigelmann“ früher bei Alpensicht eine Flagge aufsteckte. Schon 1843 wurde angeregt, für den Turm auf Stadtkosten ein Perspektiv anzuschaffen. Es ist sicher kein Zufall, daß eines der reizendsten Biedermeiergemälde unseres Museums einen vierdreieckigen Zehnjährigen zeigt, der ein solches Perspektiv, damals auch Tubus genannt, in der Hand hält. Es ist der Baron Emil von Maucler, gemalt von dem Pflugschüler Johann Friedrich Dieterich. Pflug selbst war der erste, der unsere Stadt mit einem Alpenhintergrund gemalt hat. Diese Leistung mit ihrer ganz buchstäblichen „Vertiefung“ unseres Horizonts fällt wiederum nicht zufällig in das Jahrzehnt, von dem hier die Rede ist.

Wenn nun also Friedrich Goll die Schaffung von Anlagen auf dem Gigelberg zu seiner ureigenen Sache machte, befand er sich wieder einmal in Übereinstimmung mit den Grundtendenzen seiner Zeit. Vorhandene Anfänge ermutigten ihn. Auf der ummauerten Seite des Gigelbergs hatte schon 1787 der Bürgermeister von Zell „Terrassen, Treppen und Geländer“ herstellen lassen. Goll griff auf den sogenannten „äußeren“ Gigelberg über, das Gelände westlich des Hirschgrabens. Dort befanden sich seit alter Zeit Obstgärten. Auf Gemeinderatsbeschluß wurden die Bäume ausgestockt, und der Holz Erlös kam dem Anlagenprojekt zugute. Auf der gewonnenen Fläche pflanzte man die schönen Parkbäume, die heute noch Wächter unseres Heimatfestes sind. Auch eine Allee durfte da nicht fehlen. Der Chronist Kraus schreibt vom Jahr 1827: „In diesem und im folgenden Jahr wurde der Spaziergang über den Gigelberg mit Anlagen errichtet und die in der Gegend des Weißen Turms 1790 angelegte Sandgrube eingeworfen, auch der außen am Gigelsturm befindliche sit venia verbo Abtritt weggeschafft.“ Bis zum Bau der Stadthalle ist die Mulde der erwähnten Sandgrube noch sichtbar gewesen; sie diente zuletzt als Kinderspielplatz.

Zu dem Vorhandenen, an das Goll anknüpfen durfte, gehörten übrigens auch einige Biergärten. Es wäre ein Irrtum zu glauben, die Biberacher hätten „ihren“ Berg aus purer Naturschwärmerei kultiviert. Die Keller als Treffpunkte der Durstigen waren so wichtig wie Aussichtspunkte und Promenaden. Der Bierkonsum im Freien hängt wiederum wohl mit den Schießübungen der Schützen zusammen, die für Biberach schon aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg in der Gegend des Gigelbergs bezeugt sind. Und wo schmeckte der edle Gerstensaft denn auch besser als unmittelbar bei den Felsenkellern, wo das kühle Naß gelagert wurde? Einer von ihnen, den unsere ältere Generation als Luftschutzbunker in ungueter Erinnerung hat, wurde beispielsweise von Stadtwirt Konrad Guter 1819 im hinteren Hirschgraben angelegt. Er war aber nicht der erste. Kraus berichtet zum Jahr 1728:

„Schwanenwirt Dollinger errichtete den ersten Felsenkeller am Gigelberg. Er diente anfänglich nur zur Aufbewahrung des braunen Biers, bis es nach und nach dahin kam, daß öffentlich Bier ausgeschrieben wurde.“ Das war 1812.



Aus diesem Jahr stammt der so malerisch an den Abbruch einer Nagelfluhbank gesetzte Schwanenkeller-Bau mit Bogenhalle und Mansardendach, der heute als erhaltenes Baudenkmal gelten darf. Während Napoleons „grande armée“ nach Rußland zog und Hunderttausende, darunter auch viele schwäbische Landsleute, elendig umkamen, erlebte Biberach einen „Keller-Boom“. In zwei Jahren wurden nicht weniger als fünf Biergärten neu gegründet und der Schützenkeller erweitert. Das Nebeneinander von Lust und Freud, Krieg und Leid ist offenbar keine Erfindung unserer Zeit.

Wenn man Friedrich Goll als den eigentlichen Schöpfer des Gigelbergs bezeichnen kann, so deswegen, weil durch seine Planung die vorgefundenen Anfänge zu einem Ganzen verbunden wurden. In seinen Händen lag außerdem die gesamte Bauleitung und die Bauaufsicht. Die weiteren Schicksale des Gigelbergs blieben mit seiner Familie verbunden. Kaufmann Enderlin hat mit seinem Verkehrs- und Verschönerungsverein das Werk fortgesetzt, mit Schillerlinde, Hochwacht und Hirschgrabensteg. Davon hat Friedrich Goll selbst noch einiges miterlebt. Der Hochbetagte wurde auch noch Zeuge der Reichsbegründung, mußte aber dafür auch seinen einzigen Sohn hergeben, Dr. Oscar Goll, der in der berühmten Württembergerschlacht bei Champigny gefallen ist.

Wenig später, im Jahre 1872, haben die dankbaren Biberacher ihrem inzwischen verstorbenen Mitbürger auf dem Gigelberg einen bescheidenen Denkstein gesetzt. Wenn wir heute an ihm vorübergehen, so denken wir nicht nur an den Freund der Linden und Kastanien, den Förderer von Handel und Gewerbe, den zeitgemäßen Patrioten, sondern vor allem an den aufrechten Demokraten, der nicht nur im Revolutionsjahr 1848 seine Bürger im Gemeinderat vertrat, sondern „Mannesmut vor Königsthronen“ schon zu einer Zeit bewies, als dergleichen riskant, ja gefährlich war. Es ist übrigens nie herausgekommen, wer für die ominöse Biberacher Tafel-Aktion verantwortlich gewesen ist.

1. Jahrgang – Heft 1 – Seite 19

## „Mitgesellen in Gottes Werk-Gemach“

Künstler in Diensten der Reichsabtei

Von Dr. Adolf Schahl (Murrhardt)

Als Mitgesellen in Gottes Werk-Gemach bezeichnet G. A. Boeckler in seinem Buch „Architectura curiosa nova“ von 1664 den bildenden Künstler. Diesen Titel gab er ihm, weil er in schöpferischer Kraft „dem Schöpfer nach den klugen Geist erschwingt“ und ihm so ein „Stück der Gottheit eingepflanzt“ sei. Wir wissen aus den Predigten, die bei der Konsekration barocker Kirchen-Neubauten gehalten wurden, daß man diese als ein Gleichnis des vom Himmel herabgekommenen neuen Jerusalem, der neuen Erde, ansah. Daher ihr himmlisch-irdisches, ihr geistig-sinnliches Wesen. So konnten sich bildender Künstler in der von Boeckler gekennzeichneten Bedeutung und die Kirche als künstlerischer Auftraggeber begegnen.

Hier sollen nur einige der weniger bekannten oder unbekannteren, archivalisch faßbaren Leistungen behandelt werden, die bildende Künstler im 18. Jahrhundert in Diensten der Reichsabtei Ochsenhausen vollbrachten; die Gesamtzusammenhänge in denen diese Leistungen gesehen werden müssen, können nur angedeutet werden. Als Quellen dienen die Haupt- und Abteirechnungen, Diarien und Chroniken, alle im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, von einem dort fehlenden Band der Abteirechnungen 1719/20 bis 1726/27 abgesehen, der sich in der Pfarr-Registratur von Ochsenhausen befindet und dessen Kenntnis der Verfasser dem Hochw. Herrn Dekan E. Sontag verdankt.

Das größtenteils bekannte Werk des Malers J. G. Bergmüller und das des Bildhauers D. H. Herberger, über welchen eine Publikation in Vorbereitung ist, werden hier ausgeklammert.

### Johann Joseph Obrist

Dieser Name ist in der Ochsenhauser Kloster- und Künstlerliteratur neu, obwohl er den Schlüssel bietet zur Lösung des Rätsels des Hochaltars der Kirche. In der Abteirechnung 1726/27 (immer, wenn nicht anders angegeben, von Martini auf Martini, also 11. 11.) steht zu lesen: „Den 8ten Julij empfängt H. Johann Joseph Obrister auff künftigen Hochaltar auff abschlag“ 300 fl (Gulden). Obrist war ein begehrteter Augsburger Kunstschreiner, auf den Altäre und Kanzeln in Augsburg und Umgebung zurückgehen; er starb 1756. Daß Abt Cölestin Frener (1725-37) für den neuen Hochaltar der 1725 ff von Christian Wiedemann umgebauten und von Gaspare Mola stuckierten sowie von J. G. Bergmüller ausgemalten Kirche Obrist zuzog, beleuchtet nicht nur dessen künstlerische Bedeutung, sondern bestätigt zugleich die kunstgeschichtlich immer wieder greifbare Ausrichtung der Abtei nach Augsburg.

1728/29 folgt in den Abteirechnungen der Eintrag: „Der Hochaltar ist von Schreiner und Bildhauer verdingt worden per 1000 fl, über empfangene 300 fl habe noch bezahlt“ 700 fl. Obrist erhielt also den Rest der vereinbarten Summe. Weiter: „Den Altar von Augsburg abzuholen hat costet“ 110 fl 39 x (Kreuzer). Schließlich: „Dem Schreiner Obrist wegen einigen Riß“. Als Sondereintrag findet sich: „Für die Glori bei dem Hochaltar“ 150 fl. Hieraus geht hervor, daß Obrist den Hochaltar, worunter sicher sowohl der vordere Tabernakelaltar, als auch die Altarrückwand zu verstehen sind, 1729 lieferte. Die Bildhauerarbeit dürfte, wenn er sie nicht weitergab, in seiner Werkstatt verrichtet worden sein. Diese Arbeit ist bekannt. Sie besteht aus den Figuren der Hll. Georg und Michael, Engeln, Kinderengeln, Engelsköpfen, Gewölken, auch zwei Wappenschilden, die auf Grund ihrer Formen jedoch später sind. Man hat die Figuren der beiden Heiligen, schon „die bedeutendsten figürlichen Schöpfungen Herbergers“ genannt. Es handelt sich dabei jedoch um recht schwerfällige, in der Faltengebung teigige Schnitzereien eines Schülers des Augsburger Bildhauers Ehrgott Bernhard Bendl (s. u.). Die Frage ist, inwieweit sie überhaupt original sind. 1890/91 wurde die gesamte Altarrückwand „renoviert“. Dabei erhielt die Ochsenhauser Malerin Maria Freudenreich die hohe Summe von 500 Mark für die Wiederherstellung des Altarbildes der Marienkrönung, das 1668 Job. Heinrich Schönfeld gemalt hatte. Dem Altarbauer Müller in Saulgau zahlte man die ebenfalls hohe Summe von 2500 Mark für die Neufassung der Altarrückwand. Es ist nicht unmöglich, daß damals auch die Figuren „entbarockisiert“, d. h. überarbeitet wurden. Denn Barock, das war für jene Zeit „Zopf“. Im 19. Jahrhundert verstand man nämlich unter Zopf nicht das, was wir heute den Zopf-Stil nennen, d. h. Klassizismus, der mit Zopfornamenten arbeitete, sondern man meinte damit das Rokoko als Dekorationsstil des Spätbarocks, wobei man alles, was einem verschnörkelt oder abstrus vorkam, als zopfig oder Zopf bezeichnete.

Mit dem Tabernakelaltar Obrists könnten u. U. vier Figuren in Verbindung gebracht werden, von denen zwei im letzten Krieg in Augsburg verbrannten, zwei sich in Gutenzeller Privatbesitz erhielten; der Überlieferung nach sollen sie auch daher stammen. 1891 mußte der damalige Tabernakelaltar einem von Müller, Saulgau, gefertigten weichen, für welchen dieser, zusammen mit der Neufassung der spätgotischen Kreuzgruppe, immerhin 3500 Mark erhielt. Der heutige Tabernakelaltar lagerte im Pfarrhaus und wurde erst nach Beseitigung des Müller'schen aufgestellt. Dekan E. Sontag vermutet in ihm zu Recht den früheren Kreuzaltar. Dieser stammte freilich nicht von 1732, sondern wurde zusammen mit den benachbarten Nebenaltären 1778 errichtet. Denn in der Abteirechnung „pro anno 1778“ steht: „In der Kirch neue drei Altar gefasset und auffgerichtet worden, als der Creuz Altar, S. Josephi und S. Johann. Nepom.“ Konsekrationdatum war der 15. 7. 1778. Ihrer Ornamentik nach würde man diese drei Altäre etwas früher setzen, um 1770.

Das Tabernakel des vormaligen Kreuzaltars erhielt sich in Wil im Thurgau (Schweiz), worauf Dekan E. Sontag wies, und zwar am Hochaltar der Frauenklosterkirche St. Katharina. Es handelt sich dabei um eine reine Goldschmiedearbeit in vergoldetem Kupfer, jedoch mit ornamentalen Auflagen in Silber. Diese tragen die Beschaumarke von Augsburg und die Meistermarke des Goldschmieds Franz Thaddäus Lang. Nach den Formen der Ornamentik entstand diese schöne Arbeit um 1730.

Für die Seitenaltäre in den Seitenschiffen neben dem Choreingang kann nur die Entstehungszeit angegeben werden, wobei die Rocaillevasen des Aufsatzes und die Schreine der hl. Leiber abzurechnen sind. In der Abteirechnung von 1729/30 steht: „Für die zwey äussere Nebenaltär habe dem Bildhauer bezahlt“ 180 fl, der Schreiner erhielt 161 fl. Wer der Bildhauer war, der die guten Figuren der Hll. Dominicus und Katharina von Siena sowie Nikolaus und Blasius schuf, wissen wir nicht. Man dachte schon an D. H. Herberger, was aber nicht möglich ist. Eher wäre ihre Zugehörigkeit zum Werk von H. U. Dehne zu prüfen (s.u.). Die Altaraufbauten selbst könnten nach den erwähnten Rissen von Obrist geschreinert worden sein.

### Ehrgott Bernhard Bendl

Ochsenhausen kann sich rühmen, an einer bedeutenden Stelle ein für Ehrgott Bernhard Bendl, diesen vielbeschäftigten Augsburger Barockbildhauer, höchst beachtenswertes Werk zu besitzen. Es ist dies die Figur auf der Mariensäule im Klosterhof, in Kupfer ausgeführt nach dem Bendl'schen Modell und vergoldet. Die Art und Weise der Beschaffung der Steine zur Säule aus einem Tobel bei Wertach und ihre Bearbeitung durch den Wertacher Meister Ignaz Hengg mutet im Zeitalter der Technik geradezu vorgeschichtlich an, läßt aber auch schmerzlich empfinden, wie viele menschliche und auch tierische Arbeitskraft durch die

Technik erübrigt wurde. Die Säule selbst kostete nach der Abteirechnung 1716/17 die hohe Summe von 1054 fl 57 x, wovon die Hauptposten auf den Transport in Höhe von 260 fl und die Bearbeitung in Höhe von 458 fl entfielen. Es folgt in der Rechnung der kunstgeschichtlich wichtige Eintrag: „Erstlich hat das hilzene Bild oder Modell so H. Bendel in Augsburg geschnitten, gecostet“ 40 fl. Damit kann nur Ehrgott Bernhard Bendl gemeint sein, über den W. Fries und H. Lünenschloß schrieben. Typisch für diesen Bildhauer ist an der Ochsenhauser Maria Immaculata, daß das kontrapostische Motiv von dem die Gestalt umwährenden Mantel förmlich verschlungen wird. Dies gibt der Figur ihr nicht in sich selbst Stehendes und Bestehendes, sondern Getragenes und Erhobenes. Hinzu kommt das, was Fries so formuliert: jede Falte sei „eingebeult oder scheint sich wie von innen zu wölben, zu winden, zu drehen und aufzublasen“. Diese Faltengebung und jene figurale Konzeption sind der formale Ausdruck für die Erfasstheit - das Passivum ist zu betonen - der Gestalt von einer überkörperlichen und überpersönlichen Raumbewegung. So wird die Figur zur Figuration der Immaculata-Vorstellung nach dem barocken Verständnis, die sich thematisch äußert in dem auf die, die Weltkugel umschlingende, Schlange gesetzten Fuß, den anbetend zusammengelegten Händen und dem aufwärts erhobenen Haupt, schließlich dem Sternenreif.

Die Kupferstatue dürfte das Bendl'sche Modell bis in Einzelheiten getreu wiedergeben. Über sie erfahren wir aus der Rechnung: „Daß Kupfer vnd in Feür verguldete Bild wigt laut Waradein Zettel ohne dem in dem Bild verborgenen Eißen 350 Markh 4 Loth, daß Markh sambt Kupffer, so der Goldschmid verschärfen müssen, zu machen und zu vergulden a 6 fl bezahl“ 2103 fl. Die Gesamtsumme der Ausgaben für die Figur belief sich auf 2201 fl 32 x. „Item hat R: P: Oecononus, so das Bild abgeholt, für sich den Goldschmid und Fuhrknecht verzehre“ 35 fl 15 x. Am 19. 9. 1717 kam die Figur aus Augsburg an, am 20. wurde sie auf die Säule gestellt. Den Namen des Goldschmieds erfahren wir nicht. Die Abtei hatte kurz zuvor bei dem Augsburger Goldschmid Franz Joseph Reischle kostbare Geräte gekauft; vielleicht führte er die Statue aus, die allem Anschein nach nicht gegossen, sondern getrieben und eisenarmiert wurde. Schon in der Abteirechnung 1717/18 stehen die doch wohl schon 1717 aufgestellten „4 Engel auff die Egg der marmornen Saul“, die von Franz Joseph Erb (s. u.) gehauen wurden. Schlosser Albrecht machte das Gitter um die Säule. Am 2. 12. 1717 stand diese im Mittelpunkt eines großen Festes; fortan war sie, wie übrigens schon ihre Vorgängerin, bevorzugter Ort kultischen Geschehens. Auch heute noch tritt ihre sowohl künstlerische wie geistliche Funktion in Erscheinung: die Figur der Maria Immaculata wendet sich nicht dem den Klosterhof Betretenden zu, sondern sie macht mit diesem gewissermaßen Front zur Kirche und richtet ihn auf diese aus, indem sie den umgebenden Raum in ihren Formen an- und aufsaugt, um ihn dorthin abzustrahlen.

## Hans Ulrich Dehn(e)

Die Abtei zog auch diesen wenig bekannten Biberacher Bildhauer zu. Nach den Kirchenbüchern, deren Kenntnis der Verfasser Oberkreisarchivrat Dr. Diemer verdankt, verstarb Dehne am 20.7.1752 und wird dabei so bezeichnet: „honestus vir Ulrich Then 50 Jahr alt Bürger und Bildhauer allhier“. Er heiratet am 25. 5. 1727 Maria Barbara Moriz, wobei er „Jo: Udalaricus Dhem sculptor Ottoburensis“ betitelt wird. Er kommt also aus Ottobeuren. Seine Frau gebar ihm, nach den Biberacher Kirchenbüchern, zwischen 1729 und 1749 elf Kinder, zu denen jedoch mindestens noch ein auswärtig geborenes Kind kommt, Carl Simon Then, der am 15. 4. 1750 dreijährig starb. Im Taufbuch wechselt Dehnes Schreibweise: anfangs heißt er Them, 1733 Thün, fortan Then, nur 1740 Dehni. Seine Berufsbezeichnung ist sculptor, statuarius und Bildhauer. Ins Neuhochdeutsche übertragen, gibt man seinen Namen am besten mit Dehn oder Dehne wieder; beispielsweise heißt die für das 18. Jahrhundert belegte Flur „Thyrren“ bei Erlenmoos heute Dürren. Seine künstlerische Leistung wird durch einen kürzlich gemachten Fund erhellt, wonach der Bildhauer Theyn aus Biberach lt. Rechnung 1733/34 die Evangelisten an der Kanzel der Pfarrkirche Alberweiler schnitzte und dafür 7 fl erhielt. Diese Figuren sind heute im Chor aufgestellt. Leider hat man sie 1868 „corrigiert“, was vor allem am Matthäus deutlich wird, dessen Gewand überarbeitet ist, sein Kopf und wohl auch der des Johannes sind ganz neu. Immerhin vermitteln diese Figuren eine deutliche Vorstellung von Dehnes Schnitz-Stil, der sich von Anton Sturm beeinflusst zeigt.

In der Ochsenhauser Abteirechnung von 1737/38 lesen wir unter dem 13. 7.: „Meister Bildhauer in Biberach Hannß Ulrich Thene vor seine bey St. Joannis Altar zu Ummendorf verfertigte und accordirte Arbeith“ 66 fl. Dieser Altar ist erhalten und zeigt gut geschnitzte Kinderengel, auch Engelsköpfe sowie ornamentale Details. Die abschließende Muschel erinnert sehr an die von ihm in Verbindung mit der Kanzel in Niederkirch gearbeitete. Auch eine Schlüssel mit Johanniskopf bei jenem Altar geht auf ihn zurück. Unter dem 30. 12. desselben Rechnungsjahres, somit noch 1737, steht: „dem Bildhauer zu Biberach für Rückwand und Glorie des Steinhauser U. L. Frauen Altars“ 170 fl. Damit kann nur Dehne gemeint sein. Sicher übergab man diese, wie schon dem Preis zu entnehmen ist, umfangreiche und wertvolle Arbeit keinem unberufenen Mann.

Aus der Ochsenhauser „Reparations-Baurechnung Niederkirch pro anno 1744“ erfahren wir ferner, daß dem „Bildhauer Dänne zue Biberach für den Ornat der Kanzel“ 134 fl gegeben wurden; die Schreinerarbeit war nicht seine Sache. Die stattliche Summe läßt auf wesentlich mehr schließen, als wir heute erblicken, nämlich Schnitzereien am Korb, über der Kanzeltür eine prächtige Muschel und auf dem Kanzeldeckel das Lamm Gottes auf dem Buch mit sieben Siegeln. Die Laupheimer Kanzel Herbergers etwa läßt ahnen, wie reich die Niederkircher Kanzel von Dehne bildhauerisch ausgestattet worden sein muß. Auch drei Altarkreuze desselben Rechnungsjahres wurden von ihm gefertigt.

Es wird eine Aufgabe künftiger Forschung sein, durch archivalische Forschungen und stilkritische Vergleichsarbeit unsere Kenntnisse des Werkes von Hans Ulrich Dehne auszubauen.

## Anton Sturm

Auch der, schon zu seiner Zeit hoch berühmte, Füssener Bildhauer Anton Sturm, dessen Arbeiten wir häufig im bayerisch-schwäbischen Raum begegnen, wurde von der Abtei für keineswegs unbedeutende Aufträge zugezogen. H. Schnell bringt im Kirchenführer von Ochsenhausen mit Sturm die zwei Englein seitlich der Büste des hl. Papstes Cölestin an der Fassade der Kirche in Verbindung und nennt dafür das Datum des 19. 10. 1738. Rosemarie Brandl übernimmt dies in ihrer Monographie Sturms und schreibt diesem auch die Büste selbst zu. Ferner erwägt sie die Zuschreibung der Bleifiguren der Apostel Petrus und Paulus, die neben dem Salvator die Fassade krönen.

Dazu ist aus den Abteirechnungen folgendes ersichtlich: Unter dem 19. 10. 1738 ist in der Rechnung 1737/38 zu lesen: „d. 19 Octob. bezahle H. Sturm Bildhauer so 14 Wochen hier gearbeitet, in Wiederherstellung der Statuen auf der Kirch Item hat er die Cron Sti Coelestini und zwei Engel, so das Kreuz tragen, verfertigt“ 200 fl. Hinsichtlich der Büste selbst steht unter dem 14. 10.: „Den 14. Oct. ist St. Coelestin ober dem Kirchportal mit zwei Englen, so das Kreuz haltend, verfertigt worden. Dem Goldschmied“ 122 fl 8 x. Nun ist nach R. Brandl die Büste aus weißem Marmor und die Engel sind aus rotem Marmor, so daß Zahlungen an einen Goldschmied nicht recht verständlich sind. Sollte ein Augsburger Goldschmied auch bildhauerisch tätig gewesen sein oder den Auftrag weitergegeben haben? Vorsicht ist jedenfalls geboten, da in jenem Posten auch die Sturm'schen Engel genannt werden. Für die Büste aber dürfte Sturm doch wohl ausscheiden.

Indessen, für die Fassadenstatuen wird er genannt, freilich schon 1727/28 und 1728/29. 1727/28 gibt man „dem Bildhauer“ 100 fl, ferner „dem Bildhauer Sturm“ 200, und 1728/29 lesen wir: „Dem Bildhauer, welchem wegen denen Statuen zu machen und zu gießen 1500 fl versprochen worden den Rest“ mit 1200 fl. Da dieser Rest zusammen mit jenen 300 fl 1500 fl ergibt und Sturm dabei namentlich wenigstens für 200 fl genannt ist, steht seine Autorschaft für die Fassadenstatuen fest. Ihr Guß erforderte den Ankauf von 60 Zentnern Blei zu je 10 fl. Diese Statuen sind jedoch nicht die heutigen. 1760 wurde die mittlere Figur des hl. Georg über dem Drachen durch die Salvatorstatue ersetzt (s. u.), und der Abteirechnung von 1780 ist zu entnehmen: „Seynd zwei neue Statuen SS. Apostolorum Petri et Pauli von Kupffer auf das Frontispicium gestellt.“

## Die Verhelst

Es ist bekannt, daß Egid Verhelst Modelle für den Altar Sti Benedicti und für die Kanzel lieferte, wofür 1739/40 13 fl verrechnet werden. Aus stilkritischen Gründen ist ihm auch die Kanzel selbst zu geben. Außerdem steht in jener Rechnung: „Den 22ten aprilis bezahle H. Aegidi Verhelst Bildhauer zue Augspurg wegen S. Josephi Bild mit dem Kindlein nach Steinhausen“ 50 fl. Noch einmal begegnen wir dem Namen Verhelst, allerdings ohne Vornamen. In der Abteirechnung „pro anno 1760“ ist eingetragen: „Dem Bildhauer Vörhelz vor das Modell“ 150 fl, dies in Zusammenhang mit den Ausgaben für die Salvatorfigur ob der Kirchenfassade. Da Egid 1749 starb, seine Werkstatt aber von den Söhnen Placidus (1727-1778?) und Ignaz Wilhelm (1729-1792) weitergeführt wurde, kann nur einer dieser beiden gemeint sein. Trotz der Arbeit von Fr. Schneider über die Bildhauerfamilie der Verhelst ist eine Scheidung des gemeinsamen Werkes in die Anteile der beiden Brüder bisher nicht einwandfrei gelungen. Doch scheint Ignaz Wilhelm mehr für die figürlichen Bildhauerarbeiten in Betracht zu kommen, so daß ihm die Salvatorfigur zu geben wäre. Die Ausführung in Kupfer oblag dem Augsburger Goldschmied Georg Ignaz Bauer. Dazu berichtet die Rechnung des Jahres 1760: „Nachdeme anno 1758 in mense Novemb. die auf hiesigem Kirchen Frontispicio gestandene

Statua S. Georgii zu pferdt sambt dem Trackhen der völlige Umbsturz drohete, ist solche abgebrochen und anstatt diser zertheiler ein aus Kupfer verfertigter Salvator mundi mit einem schön vergoldten Schein auf dem Haupt, und in der linckhen Hand die Weltkugel ebenfalls vergoldet haltende den 4. Novemb. aufgestellt worden, die Bildnus von Herrn Georg Ignati Baur Goldschmid zu Augsburg verfertigt ist, ohne Schein 10 Schueh hoch, der Schein hat 1 Schuh 4 Zoll. Das ganze Werckh ist mit vielen Schrauben guet und tauerhafft alles gelehete mit Silber vermenget gemacht, also daß im mindestens nichts reissen oder springen kan.“ Das Verhelst'sche Modell und die „kupferne Statua“ wurden auf zwei Wagen von Augsburg nach Ochsenhausen geführt. Daraus, daß Goldschmid Bauer vom 29. Oktober bis 7. November in Ochsenhausen weilte, könnte geschlossen werden, daß die Zusammensetzung der anscheinend in Teilen gearbeiteten Figur erst in Ochsenhausen erfolgte. Der Kopf der Modellfigur erhielt sich in Gutenzeller Privatbesitz, eine sehr feine Arbeit, die es deutlich macht, daß mit der Ausführung in Kupfer doch ein gewisser Schmelz verloren ging. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 2619 fl 48 x.

## Franz Joseph Erb

Der Ravensburger Bildhauer Franz Josef Erb, Mitglied des Geheimen Rats seiner Vaterstadt (gest. 1762), ist schon seit geraumer Zeit durch die Figuren bekannt geworden, die er 1739 für den Marien- und Josephsaltar der Prämonstratenserstiftskirche Weißenau arbeitete. Es sind dies am Marienaltar die Hll. Dominikus und Katharina von Siena, am Josephsaltar außer dem hl. Joseph selbst Zacharias und Elisabeth, ferner Engel. Auch gehen die Kinderengel an der Kanzel derselben Kirche des Jahres 1741 - sie sollen die neun Engelchöre verkörpern - auf Erb zurück.

In den Abteirechnungen taucht der Name Erbs zum ersten Mal 1717/18 auf (s. o.) und erscheint letztmals 1733. Mit dem „Bildhauer von Ravensburg“ ist stets er gemeint. 1724/25 heißt es: „Dem Bildthawer zue Rechnung bezahl accordgemäß für gelieferte Arbeith für den Altar zue Bellamont sambt 1 fl Trinkgeld“ 83 fl. Dieser Altar ist erhalten, zeigt indessen außer ornamentalen Details nur noch Kinderengel und Engelsköpfe. Ferner: „Demselben drei Bilder zue dem Tabernacul auff Bellamont“ (Bilder = Figuren) 12 fl. Sie sind nicht mehr vorhanden. Diese Arbeiten müssen Beifall gefunden haben, denn 1725/26 lesen wir: „Den 28ten Xbris (Dezember) ist die Hochaltar zue Simmentingen dem Bildhauer zue Ravensburg verdingt worden und bezahlt“ mit 76 fl 15 x. Und: „Den 20ten Julii gibe H. Frantz Joseph Erb Bildhauer für zwei Altärlein auff Simmentingen“ 150 fl. Es sind dies die drei erhaltenen Altäre der ehemaligen Schloßkapelle, heute kath. Pfarrkirche, von Obersulmetingen. Erb war somit auch als Altarbauer tätig, weshalb er auch 1726/27 die Abtei mit „allerhand Schreiner Holz alß Fournier und Maaser“ zu 43 fl 3 x beliefern konnte. Am Obersulmetinger Hochaltar stehen die beiden Holzbildwerke der Hll. Ulrich und Konrad, beide typische Erbfiguren in ihrer in den Raum gelösten Statuarik, gelöst vor allem durch die Schwingung, die den Kontraposit übergreift, ferner die offenen Gebärden und die malerische Gewandbehandlung. Auch die Statuetten Mariae und Johannis Ev. am Tabernakel verraten die Hand Erbs. Die Bilder der drei Altäre zu 300 fl und zweimal 75 fl, zusätzlich einer „Diskretion“ von 7 fl 30 x für die Frau, malte J. G. Bergmüller.

Die Rechnung 1726/27 enthält nochmals einen Posten für zwei kleine Altäre nach Obersulmetingen: „Den 11ten Junij gibe H: Erben Bildhawern vmb zwei Altärlein nacher Simmentingen“ 85 fl. Diese sind entweder nicht auf uns gekommen oder die Abtei nahm sie nach Ochsenhausen zurück, wo am Ende der Chorseitenschiffe zwei Erb zu gebende Altäre stehen, die den Obersulmetinger Nebenaltären ähneln. Am 28.12.1726 bekam Erb 252 fl für den Altar nach Tannheim. Auch dieser erhielt sich, wobei die Formen zweier Engel an die der Engel an der Ochsenhauser Gabler-Orgel erinnern, deren bildhauerische Arbeit auf Erb zurückgeht. Am 2.3.1732 bezahlt man ihm 142 fl „wegen Arbeit zur Orgel, für den Tabernacul im Chor sambt aller Zugehör mit Engel“. Am 8.2. 1733 folgen 36 fl für das, „waß er an Bildhauer Arbeith zue dem Cruzaltar verfertigt“. Tabernakel und Kreuzaltar sind nicht erhalten (s. o.).

## Thomas Schaidhauf

Der Name des Baudirektors des Reichsstiftes Neresheim ist mit den Räumen der Bibliothek, des Kapitelsaals und des Armariums verbunden, die Abt Romuald Weltin in dem 1783-84 um- und neugebauten Nordtrakt der Konventsgebäude einrichten ließ. Damit zieht in diese an die Stelle des Barocks ober-schwäbischer und bayrisch schwäbischer Prägung der französisch ausgerichtete Klassizismus Stuttgarts, woher Schaidhauf künstlerisch kommt, ein. Gerade jene Räume beweisen jedoch, daß dabei der Sinn für räumliche Ein- und Ganzheit nicht verloren ging, aber er äußert sich in einer neuen Gemessenheit der künstlerischen Haltung von hoher, klarer und reiner Vernünftigkeit, in der sich eine veränderte Vorstellung von der Würde des Menschen nicht ohne Anmut ausdrückt. Wenn man sich dabei auf die Antike berief, so erkannte man freilich in ihren Bildungen nur das maßvoll Gesetzmäßige. „Stoccadourarbeit auf antique arth“ verlangt man von Thomas Schaidhauf, mit dem 1785 der Akkord über die neue Bibliothek in Höhe von 1500 fl getroffen wird. Am 9. 3. kam er „mit einem Gesellen Joann. Michael Berchtold von Reistigen aus Bayern“ an, und am 13. 3. folgten „noch andere drei als H. Benedict Scheithauf ein Bruder des obigen aus bayr. Diessen, dann Georg und Joseph Baader Vatter und Sohn von gedachtem Reistigen, endlich am 27. eiusdem Ferdinand Sporrer von Wessobrunn“. Sie arbeiteten bis 28. 10., wurden jedoch erst 1786 fertig. 1787 wurden „in der Bibliothek die vier Statuen des Apollo, des Mercuris, der Urania und der Pallas samt deren Postament und die vier Gruppen Kindlein auf der Galerie neu gemacht“. Damals also entstanden jene wohlbekanntesten vier Stückfiguren, bei deren Anblick man - sehr im Unterschied zu vom Raum getragenen Barockfiguren - fürchtet, sie möchten herabfallen. Ferner stellte man „die Verzierungen an denen thüren in- und auswendig von Ypsmarmor“ her und zierte die „2 current Stückhe außer der Bibliothek mit Stoccatourarbeit“. Schon im vorausgegangenen Jahre, 1786, hatten „die Stoccatours ihre Kunst in der Kapitelstuben gezeigt und einen prächtigen Altar von geschliffenem Yps Marmor daselbst verferthiget“, ebenso wurde 1786 „das künftige Physical- und Mathematische Armarium von denen Stoccatours ausgezieret“. Noch 1788 „haben die Stoccatours . . . den ganzen Kapitulgang von dem sogenannten Fürstenzimmer an bis zum Eingang in die Kirche mit all seinem Laubwerkh und Figuren ausgezieret“. 1787 und 1788 waren sie in den Seitenschiffen der Kirche am Werk.

Der Originaltext enthält Bilder die hier nicht abgedruckt sind.

1. Jahrgang – Heft 1 – Seite 24

# 600 Jahre Dienst an Kranken und Armen

## Aus der Geschichte des Riedlinger Spitals

Von Georg Buck und Dr. Kurt Diemer

Zu den uns verbliebenen, fortlebenden und fortwirkenden Vermächtnissen unserer Vorfahren gehören mit in erster Linie die Spitäler, die – schon vor Jahrhunderten im Geiste christlicher Nächstenliebe für die Kranken, Armen und Alten gegründet - auch heute noch Erhebliches zur Linderung materieller wie geistiger Not beitragen, wenn das Riedlinger Spital auch nicht zu den allerältesten Oberschwabens zählt, so kann es doch in diesem Jahr sein 600jähriges Bestehen feiern: 600 Jahre Dienst an den Menschen. Doch ist das Jahr 1978 nicht nur ein Jubiläumsjahr, sondern auch ein Schlüsseljahr für die Geschichte des Spitals: die Altenfürsorge, die bisher im Mittelpunkt seiner Tätigkeit stand, ist nun in die Trägerschaft des Caritasverbandes übergegangen; dem Spital stellen sich neue Aufgaben.

## Die Gründung

Das Riedlinger Spital ist zunächst das Werk eines Einzelnen: das Werk des Priesters Konrad Manop, der es mit seinem Glauben ernst nahm und seiner Heimatstadt als sein Vermächtnis diese Stiftung hinterließ. Als Schulmeister und später Leutpriester in Biberach konnte er sehen, wie viel Gutes das sich gerade damals kräftig entwickelnde Biberacher Heilig-Geist-Spital bewirkte; von daher wird wohl der Anstoß für seine Gründung gekommen sein.

Um dem zu errichtenden Spital die notwendige rechtliche Grundlage zu geben, wandte sich Manop an den Stadtherren, den Herzog von Österreich. Unter dem Datum des 8. September 1377 sicherte ihm der damals gerade in Wien weilende Herzog Leopold zu, daß das zu stiftende Riedlinger Spital und alle Güter, die dazu gegeben würden, von allen Steuern, Diensten, Schätzungen, Reisen und Wachen und jeglicher Beschwerung gleich wie andere Spitäler im Lande frei und ledig sein sollten. Den Stifter selber nahm er mit Leib und Gütern in seinen Schirm und verlieh ihm auch für das, was er nicht zu der Stiftung verwendete, Freiheit von Steuer und Schätzung.

Vier Monate später, am 8. Januar 1378, gewährten Ammann und Rat der Stadt Riedlingen Konrad Manop die selben Freiheiten wie zuvor Herzog Leopold und versprochen, das Spital zu fördern, seinen Schaden zu wenden und seine Freiheiten zu halten. Über die Verwaltung und innere Ordnung des Spitals wurde gleichzeitig bestimmt, daß die Stadt ihn mit zwei Bürgern versehen solle, die dem Rat zu jährlicher Rechnungslegung verpflichtet waren. Aufgenommen werden durften allein arbeitsunfähige Kranke, Arme und Alte, „die nicht täglich Almosen suchen mögen“. Pfründner dagegen nur soweit, solange es nicht zuviel würde. Nach des Spitals Vermögen sollten die Hospitaliten einfache Speisen wie Mus und Brot erhalten; wenn diese für einen Siechen aber nicht geeignet waren, hatte die Siechenmeisterin das mitzuteilen. Wer sich gegen das bei der Aufnahme abgelegte Versprechen, treu und gehorsam zu sein, verging, sollte solange keine Pfründe haben, bis er wieder gehorsam war; und wer sich weiter widersetzte, habe seine Pfründe verloren. In Zweifelsfällen hatte der Rat zu entscheiden.

„Wann die Siechmaisterin merket, daß ein siecher Mensch nähig ist dem Tod, zu dem soll sie ehrliche, bescheidene Menschen ordnen, die des acht haben und ihm etwas tröstlich Wort nach christlichem Glauben vorreden, daß er seine Armut, sein Elend und alles sein Leiden in die Armut, Elend und Leiden unseres Herrn befehle und guten Trost damit habe zu Gott, daß er es ihm werde vielfach vergelten in ewiger Seligkeit, in die wir alle unsere Zuversicht nach christlicher Lehre haben und haben sollen, daß wir da belohnt werden, und allermeist um die Werke der Erbärmde, die wir unseren nächsten Dürftigen erbieten.“

Der Nachlaß der Hospitaliten schließlich sollte nach ihrem Tode an das Spital fallen.

Als das eigentliche Gründungsdatum des Riedlinger Spitals darf dann der 1. Februar 1378 gelten: an diesem Tag nahmen Ammann und Rat der Stadt die Stiftung an. Für den Fall der Verletzung der Freiheiten des Spitals verpflichtete sich die Stadt, dem Saulgauer Spital jeweils ohne Widerrede 45 Pfund Heller - ebensoviel, wie Konrad Manop dem Riedlinger Spital vermacht habe - zu zahlen; in jedem Jahr aber, in dem die Freiheiten von der Herrschaft Österreich oder den herrschaftlichen Amlteuten verletzt und nicht innerhalb von 14 Tagen wieder gutgemacht würden, sollten die von Konrad Manop vermachten Nutzungen an Korn und Geld dem Biberacher Spital verfallen sein. Die drei gleichlautenden darüber ausgestellten Urkunden wurden in den Archiven der Spitäler zu Riedlingen, Saulgau und Biberach hinterlegt.

Von Anfang an war mit dem Spital auch eine ebenfalls von Konrad Manop gestiftete Kaplanei verbunden, zu der der Spitalkaplan Nikolaus Manop 1399 noch eine weitere Stiftung machte. An die Stiftung des Spitals und der Spitalkaplanei erinnert heute noch der in der ehemaligen Kapelle des Alten Spitals am Wochenmarkt, dem heutigen Ausstellungsraum des Heimatmuseums, stehende alte große Altarstein mit der Inschrift: „Conrad Manop presbyter fundavit hoc hospitale et hanc aram cum bonis M florenis anno Domini MCCCCLXXVII“; zu deutsch: „Der Priester Konrad Manop hat dieses Spital und diesen Altar mit 1000 guten Gulden gestiftet im Jahre des Herrn 1378“.

## Der Besitz des Spitals

Durch Stiftungen und gutes Wirtschaften erwarb der Spital bald bedeutenden Besitz. Schon im Gründungsjahr 1378 konnte ein Teil von Erisdorf erworben werden. Die Rechtsverhältnisse in Erisdorf (1311 Eringsdorf), wie sie seit dem 14. Jahrhundert erscheinen, weisen wohl auf einen ursprünglichen Ortsadel, von dem wir aber nichts Sicheres erfahren. Als Rechtsnachfolger dieses Ortsadels erscheint zunächst Johann v. Hornstein, von dem das Dorf (vor 1358) an die Brüder Heinrich und Eckard v. Reischach verkauft wird. Heinrichs Tochter Adelheid, die mit Walter v. Freyberg verheiratet war, verkaufte 1378 ihren Anteil an das Riedlinger Spital und den Riedlinger Bürger Heinz Huber, insgesamt 22 Schupposen, kleine bäuerliche Wirtschaftsgüter, mit ihrem Anteil an Zwing und Bannen um 620 Pfund Heller, so daß dem Spital zwei Drittel, dem Huber ein Drittel daran gehören sollte. Vermutlich hat das Spital auch Hubers Anteil bald an sich gebracht. Die andere Hälfte des Dorfes war von Eckard v. Reischach an dessen Sohn Konz und nach dessen Tod an seinen Bruder Heinrich zu Diefurt gefallen und der letztere verkaufte 1398 das Erbe um 1400 Pfund Heller ebenfalls an das Spital, das aber den Kaufpreis nicht allein zahlen konnte und deshalb seinen Kaplan Niklas Manop und den Stephan Keller, Bürger zu Mengen, je mit einem Sechstel teilnehmen ließ. Manops Teil ging 1399 durch Schenkung auch an das Spital, Kellers Anteil wurde 1410, so gut es möglich war, ausgeschieden und wohl auch bald erworben. Kl. Reichenau, von dem der Eckhardsche Anteil Lehen war, eignete 1403 diesen Besitz dem Spital. Das Spital vermehrte seinen Besitz noch durch weitere Käufe; so kaufte es 1501 die Mühle. Vor 1459 baute es einen Weiher im Hard. Das Spital Riedlingen bzw., als dessen Oberpfleger, Bürgermeister und Rat von Riedlingen waren nun Ortsherren in Erisdorf bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, hatten die hohe und niedere Gerichtsbarkeit, wählten den Ammann und besetzten jährlich, das Gericht mit 12 Richtern aus dem Dorfe.

An weiteren größeren Erwerbungen ist die Schenkung des Riedlinger Laienzehnten durch den Spitalkaplan Nikolaus Manop (1399), der Kauf von Möhringen (1479) und der Erwerb von vier der fünf Aderzhofer Höfe (bis 1557) zu nennen, wie Erisdorf besaß das Spital Riedlingen auch Möhringen und die Aderzhofer Höfe mit hoher und niederer Obrigkeit, so daß das Spital und als dessen Oberpfleger die Stadt Riedlingen ein eigenes Gebiet mit hoher Gerichtsbarkeit (Gerichtsbarkeit über Verbrechen) besaß, die schließlich nach harten Auseinandersetzungen - 1578 fiel Truchseß Karl in Erisdorf ein und nahm den Ammann gefangen - auch von den Truchsessern von Waldburg anerkannt werden mußte.

## Die weitere Entwicklung

Doch wurden nicht nur Stiftungen für das Spital, sondern ganz konkret auch für die Hospitaliten gemacht. So stiftete 1392 die Spitalpfründnerin Anna die Geparin, Bürgerin zu Riedlingen, einen Zins, damit nach ihrem Tode zum Andenken an sie und ihren bereits verstorbenen Sohn Fleisch, Fisch und Weißbrot für die Armen des Spitals gekauft würde; 1399 vermachte der Spitalkaplan Nikolaus Manop den bettlägerigen Kranken 3 Pfund Heller für Milch und Schmalz am Michaelstag. Auf Grund einer 1456 gestifteten Weingült erhielten die Dürftigen des Spitals sonntags 3 Maß Wein.

Die Vermögenslage des Spitals erlaubte Anfang des 15. Jahrhunderts den Bau eines neuen Spitalgebäudes; 1436 werden in einer Urkunde das Haus des Junkers Hugo von Hornstein, „genannt das alte Spital, gelegen zu Riedlingen an der Halden unter Walter Spenglers Haus“ und das „neue Spital“ genannt. Nach einer im westlichen Holzpfeiler der ehemaligen Spitalkapelle eingeschnittenen Hausmarke mit der Jahreszahl 1456 dürfte dieser Raum damals gebaut worden sein. Am 30. August 1569 brannte das Spital ab; nach einem späteren Bericht gingen dabei die Originaldokumente der Stadt zugrunde. Die im Westbau des Alten Spitals am Wochenmarkt an der Treppe zum 1. Obergeschoß lesbare Jahreszahl 1576 dürfte sich auf den Wiederaufbau beziehen.

Die bedeutende Rolle des Spitals im Leben der Stadt zeigte sich auch daran, daß das bereits 1349 - also vor der Gründung des Spitals - urkundlich erwähnte, zur Aufnahme Aussätziger und mit ansteckenden Krankheiten Behafteter bestimmte Siechenhaus an der Straße nach Altheim 1604 von den Spitalpflegern mitverwaltet wurde; 1724 waren die der Siechenpflege gehörigen Güter dem Spital mit der Verpflichtung, jährlich dafür einen bestimmten Betrag an die Siechen zu zahlen, übergeben worden.

Wie in Biberach, so war der Kauf von Gütern für das Spital auch in Riedlingen ein wichtiger Teil der städtischen Grundstücks politik; der Stadtherr hatte dem Spital ja Steuer- und Abgabefreiheit zugesichert. Man vertrat die Auffassung, Stadt und Spital seien immer „eine wahrhaft gemeinschaftliche Sache gewesen, das Spital sei ein Sparhafen der Stadt.“ Da die Stadt Riedlingen ganz in diesem Sinne die Mittel des Spitals für ihre Zwecke ausnützte - auch der Spitalwein wurde größtenteils vom Rat und der Bürgerschaft getrunken - und allerlei Ausgaben, z. B. für Schulmeister, Scharfrichter und andere Stadtbedienstete an ihn überwies, gab es im 18. Jahrhundert lange Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Stadt und Spital. Die Vorderösterreichische Regierung missbilligte - so in einem Schreiben vom 9. Oktober 1758 - das Vorgehen der Stadt und verlangte für die Zukunft eine strikte Scheidung des hospitalischen und des städtischen Etats - ohne daß sich die Riedlinger Stadtväter jedoch daran hielten.

Während zunächst für die Hospitaliten - neben den Armen und Kranken schon bald auch Pfründner, die sich zur Sicherung ihres Lebensabends in das Spital eingekauft hatten - eine Siechenmeisterin und ein Spitalmeister bestellt waren, tritt etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der „Spitalvater“ in den Vordergrund, der für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen hatte; als ältesten nennt das Riedlinger Totenbuch den am 14. Mai 1772 verstorbenen Johann Moll von Uttenweiler. Seine Aufgabe wurde sicher dadurch nicht gerade erleichtert, daß sich im Spital auch das städtische Arrestlokal befand. Die häuslichen Arbeiten besorgte eine „Spitalmutter“, die von Mägden und arbeitsfähigen Hospitaliten unterstützt wurde. Die ärztliche Ordination übten zunächst Wundärzte aus; seit dem 18. Jahrhundert konsultierte man dann bei inneren Krankheiten den Stadtphysikus.

## Die Neuordnung der Verhältnisse unter Württemberg

Nach der Besitzergreifung Württembergs traten einschneidende Veränderungen in der Verwaltung des Spitals ein.

Vermög allerhöchsten Rescripts vom 9. Juli 1811 wurden die gemeinnützigen Stiftungen der „Oberaufsicht des Finanzdepartements“ unterstellt und zwar zur „Verbesserung und Vereinfachung der Administration, Abschneidung unnöthiger und zweckwideriger Ausgaben, Aufhebung der bisherigen Missbräuche“ und schließlich zur „Sicherstellung der Absicht der Stifter und dem Geiste der Zeit entsprechenden Einrichtungen“. Die Verwaltung der Spitäler zu Riedlingen, Saulgau und Mengen übertrug die Regierung damals dem Kameralamt Heiligkreuztal (1814 der Stiftungsverwaltung Riedlingen). Nach obigem Rescript hatte der dortige Kameralverwalter nunmehr für die Erhebung der Einkünfte und die auf die Vermögensverwaltung erforderlichen Kosten zu sorgen, über die Angelegenheiten der Stiftungen zu berichten, die Verpachtung der Güter vorzunehmen, die Zehnten zu verleihen, die Gebäude zu visitieren, die Bauüberschläge einzusenden, das Bauwesen zu leiten und für jede außerordentliche Ausgabe die höhere Legitimation einzuholen.

Die Stadtverwaltung Riedlingen war darüber, besonders über die Forderung einer Trennung des hospitalischen und des städtischen Vermögens, sehr ungehalten und verwies vergeblich darauf, daß das Spital stets „res communitatis Riedlingensis“ gewesen. Die württembergischen Verwaltungsedikte von 1818 und 1822 sprachen dann zwar die Verwaltung der Spitäler dem Kirchenkonvent bzw. dem Kirchenstiftungsrat unter Vorsitz des Orts Pfarrers zu, bestimmten aber das Oberamt als Aufsichtsbehörde.

Die ärztliche Betreuung der Kranken wurde nun dem Oberamtsarzt zugewiesen, der dafür vom Spital ein festes Gehalt bezog. Auch erhielt der Spitalvater seit 1807 von der Spitalpflege einen bestimmten Betrag für jeden Hospitaliten als Verpflegungsgeld.

Über den damaligen Zustand des Riedlinger Spitals berichtet die 1827 erschienene Oberamtsbeschreibung:

„Das Einkommen des Spitals fließt aus Gülten und Landgarben, von 73 Zins- und Lehengütern, aus Zehnten, aus eigenen, dermalen verpachteten, Gütern, aus dem Ertrag von 622 Jauchert Waldungen und einigen Kapitalien. Mit dem Spital wurde im Jahr 1807 die s. g. Spende verbunden, welche Martin Weinschenk 1479 mit jährl. 15 Eimern Seewein, die an gewissen Tagen des Jahres an Arme des Orts, und vorzüglich an arme Kranke, vertheilt werden sollen, gestiftet hat, so wie eine zweyte 1534 von der Bürgerschaft gestiftete Spende, welche 1804 in 15,346 Gulden (fl.) Capital, 1 fl. 7 kr. Grundzinsen, und 80 Simri Früchten aus der Wagemühle und aus 2 Kellhöfen in Nulingen bestund. Eine gleiche Vereinigung war früher auch mit den Kapitalien von 4 Brüderschaften im Betrage von 1872 fl. geschehen, die aber von der österreichischen Regierung in den allgemeinen Religionsfond nach Wien gezogen wurden, und mit einem Betrag von 1506 fl. rückständigen Zinsen noch dort stehen.

Der Ertrag der Spitalstiftung beträgt nach 9jährigem Durchschnitt 7000 fl. Noch i. J. 1804 lasteten auf dem Spital 36,200 fl. Schulden, die jetzt bis auf die Summe von 12,000 fl. vermindert sind. Mit den erwähnten Einkünften werden einer Seits nicht nur 30 Personen in dem Spitalgebäude gänzlich verpflegt, sondern auch an 80 Hausarme unterstützt, anderer Seits die stiftungsmäßigen Verbindlichkeiten in Beziehung auf Communal-Leistungen und Schulanstalten erfüllt. Ohne das Hungerjahr 1817 und die Kriegskosten-Ausgleichung 1819 wäre der Spital schuldenfrey.“

Wie es nun mit Zucht und Hausordnung in dieser neuen Ära im Spital gehalten wurde, dafür findet sich vom Jahr 1828 eine Anweisung von seiten des Kirchenkonvents. Unter Hinweis auf die fromme Absicht des Stifters wird auf Unterdrückung der herrschenden Zuchtlosigkeit der Spitaliten durch den „Hausvater“ hingewirkt. Wer nicht zur Essenszeit pünktlich da ist, der soll auch nichts mehr bekommen. Wer abends nach Torschluß kommt, wird nicht mehr hereingelassen und beim Stadtschultheißen zur Rügung gemeldet. Die gesunden weiblichen Insassen haben abwechselnd den Krankendienst bei beiden Geschlechtern zu verrichten, die gesunden männlichen Holz zu spalten und zu sägen und sich zu jeder Arbeit im Haus gebrauchen zu lassen, wie die weiblichen auch. Jeden Abend ist gemeinsamer Rosenkranz für die Stifter. Vor dem Bettgehen sind die Tabakpfeifen wegen Feuergefahr beim Spitalvater abzugeben. Es darf nichts aus den Schlafzimmern geschüttet werden. Täglich, morgens, mittags und abends haben die gesunden männlichen Spitaliten in wöchentlicher oder monatlicher Abwechslung die Betzeiten zu läuten.

## Nach dem Umzug in das ehemalige Kapuzinerkloster

Da die Räumlichkeiten im bisherigen Spitalgebäude den erhöhten Ansprüchen, die der Fortschritt der Medizin mit sich brachte, nicht mehr genügen konnten, kam es 1832 zur Verlegung des Spitalbetriebs in das 1806 aufgehobene, inzwischen leerstehende ehemalige Kapuzinerkloster, das 1812 gegen die Verpflichtung, ein Oberamteigebäude zu errichten, in das Eigentum der Stadt übergegangen war.

Auf das Ansuchen der Stadt Riedlingen hin hatten sich 1645 Kapuziner zunächst in der Weilervorstadt niedergelassen, bis sie 1655 das mit großherzigen Spenden erbaute Kloster beziehen konnten; die Klosterkirche weihte der Konstanzer Weihbischof Georg Sigmund Müller am 30. April 1656.

Die ganze für den Orden typische Anlage ist noch heute fast bis ins Detail erhalten; nach dem Abbruch oder dem Umbau so vieler ehemaliger Kapuzinerklöster stellt sie heute ein bauliches Denkmal ersten Ranges dar.

Bei der Aufhebung des Klosters durch Württemberg am 6. April 1806 bewohnten neben dem Guardian und dem Vikar sechs weitere Patres, zwei Brüder und ein Novize das Gebäude; sie lebten ganz von Almosen und besaßen außer dem Kloster selber kein Eigentum. Da das Riedlinger Kapuzinerkloster von Württemberg zum Zentralkloster bestimmt worden war, das die Patres anderer aufgehobener Kapuzinerklöster aufnehmen sollte, durften die Kapuziner weiter in ihrem Kloster wohnen bleiben. Als der letzte Kapuzinerpater am 25. April 1832 im Alter von 82 Jahren gestorben war, zog der eine noch lebende Laienbruder zu einem Riedlinger Bürger. Das Spital nutzte die Gelegenheit und kaufte das Gebäude der Stadt um 6000 Gulden ab. Zuvor waren bereits in das ehemalige Bibliotheksgebäude 16 Unterkunftsräume für Spitaliten eingebaut worden, darunter ein paar allgemeine Krankenzimmer. Eine Med. Visitation am 4. 3.1836 vermißte aber noch manches. Es fehlten „Bandagen und Geräthschaften“. „Krätzige und ansteckende Kranke“ fanden in dem vor der Stadt gelegenen Schützenhaus Aufnahme. Da eine „eigentliche Irrenstube“ fehlte, wurde die Einrichtung von 2 Irrenzellen verlangt. Im Jahre 1861 befand sich auch das Krätzezimmer im Spital, neben 3 Krankenzimmern und einer Leichenkammer. Die Einrichtung wurde „zweckmäßig“ befunden mit Ausnahme der Betten. In den Jahren 1865 und 1866 beschloß der Stiftungsrat nach vielen Beratungen endlich den Anbau eines eigenen Krankenhauses. Dieses machte 1873 „durch seine schönen und geeigneten Bauverhältnisse, seine zweckmäßige Einrichtung und seine reinliche Erhaltung“ einen „wohlthunsten Eindruck“ auf den Visitator. Es waren „10 Betten aufgestellt“, doch reichte der Raum „für eine größere Zahl“. Die Bettstellen waren „theil von Eisen, theils von Holz mit Nussbaum-anstrich und gefirnibt. Die erforderlichen weiteren Möbel, Bettstücke, Leinwand, Verbandstücke“ waren „in zureichender Menge und von zweckdienlicher Beschaffenheit vorhanden, von luxuriösem Ansehen“ ein schöner „Botentepich, der durch die Gänge“ führte. „Das Krankenhaus war durch eine Treppe mit dem etwas niedriger liegenden ersten Stock des Altersheims verbunden“. „Damit ein kleiner Tadel nicht fehle“, so bemerkte der Visitator in seinem Bericht an die Regierung des Donaukreises, rügte er die schlechte Ventilation und die Verwendung eiserner Öfen in den Krankenzimmern, die aus gesundheitlichen Gründen besser mit „thönernen“ ausgestattet worden wären. Auch fehle eine „Badewanne von Metallblech“.

## Ein wichtiger Einschnitt

Die Mitte des 19. Jahrhunderts brachte dann einen wichtigen Einschnitt: einmal änderte sich durch den Übergang der Bauernhöfe in das Eigentum der bisherigen Lehensbauern und die Ablösung der bisher zu entrichtenden Abgaben - Zinse, Gülten, Zehnten - die wirtschaftliche Grundlage des Spitals; zum anderen übernahmen 1854 Barmherzige Schwestern anstelle des Spitalvaters die Versorgung der Hospitaliten.

Bereits im Jahre 1852 bemühte sich der Stiftungsrat beim Mutterhaus der Vincentinerinnen zu Straßburg im Elsaß um die Zuweisung von Schwestern für die Führung des Spitals, zunächst erfolglos, da die Regierung des Donaukreises die Auffassung vertrat, daß damit „ein kirchlicher Zweck“ verfolgt werde. Der Stiftungsrat aber verwahrte sich dagegen und schloß trotz eines Einspruches und schließlich ergangenen Verbots der Aufsichtsbehörden am 11. 5. 1854 einen Vertrag mit den Ordensobern ab. Darin wurde festgelegt, daß 2 Schwestern ins Spital einziehen und dort u. a. die Krankenpflege übernehmen. Einer dieser Schwestern wurde mit dem Titel Oberin die Leitung des Spitals anvertraut und die Verantwortung für das gesamte Haus übertragen. Die Schwestern waren verpflichtet, alle Pfründner und Kranken, auch Geistesgestörte, welchen der Stiftungsrat im Spital Aufnahme gewährte, gewissenhaft zu pflegen und die ärztlichen Anordnungen (Verabreichung der Medikamente, Beachtung der verschriebenen Diät) genau zu befolgen. Das Dienstpersonal durfte die Oberin nach Rücksprache mit dem Stiftungsrat einstellen und entlassen.

Die Oberaufsicht über das Spital übte der Stiftungsrat und die von ihm gewählte Hospital-Commission aus. Letztere hatte mit der Schwester Oberin „darauf zu sehen, daß die Ordinationsstunden möglichst eingehalten, die Kranken nicht zu lange im Hospital gelassen werden, eigenmächtige Eingriffe der Ordinarie unterbleiben“ und stets „der Friede im Hause“ gewahrt werde. Deshalb sollte „sie öfters das Spital begehen“ und überhaupt mit „Zuziehung der Schwester Oberin, des Hospitalverwalters und der ordinierenden Ärzte das allgemeine Beste des Hauses“ beraten.

Die Handhabung der inneren Hausordnung stand der Schwester Oberin zu, „welche die auf die Hausdisciplin bezüglichen Vorschriften dem Stiftungsrathe zur Kenntnis und Genehmigung vorlegen“ mußte. Die für „Haushaltungsaufgaben nöthigen Fonds“ bekam die Schwester Oberin jeweils vom Hospitalpfleger. Die Oberin legte dann mit einem „Tagebuch“ der Hospitalcommission „monatliche spezielle Rechnung“ ab und beriet mit ihr die Notwendigkeit der Ausgaben. „Etwaige Erübrigungen“ wurden stets auf den nächsten Monat übernommen. Für jede Schwester erhielt die Schwester Oberin jährlich ein Aversal von 72 fl.

Außerdem kam das Hospital für das Bett und die sonstigen „Mobilien“ der Schwestern auf. Dem Mutterhaus stand die „Abberufung und Wiederbesetzung“ der einzelnen Schwestern zu, aber auch dem Stiftungsrat, sofern begründete „Ursachen“ vorlagen. Gesund wie krank wurden die Schwestern vom Hospital unterhalten. Den Schwestern stand „vollständig frei, nach dem Geiste“ ihres Ordens zu leben und dessen Regel zu beachten, „ungeacht ihrer Dienstobliegenheit“. In einer Zeit, in der ihre „Gegenwart nicht unbedingt nötig“ war, durften sie 14 Tage im Jahr in ihr Kloster nach Straßburg gehen.

Vom 1. 7. 1855 bis 30. Juni 1856 betrug die Gesamtzahl der Verpflegungstage für Spitaliten und Schwestern 6540, für Kranke 2217 Tage, davon 280 Tage für auswärtige Kranke. In diesem Zeitraum erhielt die Schwester Oberin bar 1363 Gulden (fl.) 31 Kreuzer (kr.); für besondere Ausgaben (Seife, Öl) 112 fl. 45 kr., für 4 Schweine 30 fl., für Stroh 89 fl, etc., zusammen 1844 fl. 16 kr. Immer am Anfang eines Monats zahlte ihr der Hospitalpfleger 100 fl. Bar aus. Damit kaufte sie „Mehl, Fleisch, Brod, Erdäpfel nach Bedürfnis“. Die Auslagen waren zwar fast so hoch, wie vorher beim „Spitalvater“, aber die Verpflegung der Kranken und die Aufsicht über Haus und Einrichtung war bei den barmherzigen Schwestern unvergleichlich besser.

Die Rechnungslegung und die Aufstellung des Etats war Aufgabe des Hospitalverwalters, ebenso „die Führung und rechnermäßige Ergänzung des Inventars über alle Immobilien und Mobilien“. Reparaturen durfte dieser „sogleich anordnen“, während erhebliche Neuanschaffungen „etatsmäßig oder mit Genehmigung des Stiftungsrathes“ zu geschehen hatten. Jedes Jahr mußte der Spitalpfleger mit der Schwester Oberin unter Zuziehung des Kirchenconventes auf Grund des Inventars einen „Sturz“ vornehmen und die „Menage-Rechnung“ der Schwester Oberin abschließen. Jeder Zugang an Kranken war ihm von der Schwester Oberin zu melden. Die Verpflegungs- und „Curkosten“ hatte er dann sofort den Angehörigen bzw. der Wohngemeinde usw. zu melden, damit diese eventuell „den Kranken abholen“ oder eine „minder kostspielige Behandlung“ einleiten lassen konnten.

Entlastet werden sollte das Spital durch den Bau eines 18 Betten zählenden Bezirkskrankenhauses, das auf den 1. Januar 1880 seiner Bestimmung übergeben wurde. Da sich die Belegung aber nicht in der erhofften Weise entwickelte, verlegte man das Krankenhaus schließlich in das Spital; durch Vertrag vom 19. November 1884 trat es die Amtskorporation unter der Bedingung, „dass darin so viele landarme Kranke Aufnahme finden, als es die vorhandenen Räumlichkeiten erlauben“, auch formell an das Spital ab. Von 1885-1899 wurden so im Spital insgesamt 3718 Kranke verpflegt, für die in 12 Zimmern 37 Betten zur Verfügung standen. Die Eröffnung des neuerbauten Bezirkskrankenhauses am 10. November 1903, brachte dann eine Entlastung; doch zählte man 1921 im Spital immer noch 3500 Pflorgetage. Die Hauptaufgabe wurde aber immer mehr die Sorge für die alten Bürger der Stadt.

## Neuen Verhältnissen angepasst

Getreu dem Auftrag des Priesters Manop, entwickelte sich die Stiftung auch im 20. Jahrhundert zum Wohle der Bevölkerung kontinuierlich weiter. Das Hospital mußte sich vor allem der raschen Entwicklung der Technik, der Wirtschaft und der Verwaltung anpassen. Dies wiederum bedingte in mancherlei Hinsicht Erweiterungen des ursprünglichen Stiftungszweckes. Auch spielte die immer fortschrittlichere Sozialgesetzgebung dabei eine wesentliche Rolle. Besondere Erwähnung verdient die mit Urkunde vom 1./10.4.1901 durchgeführte Ausscheidung des örtlichen Kirchenvermögens aus der Stiftungsverwaltung. Seit 1889 hatte die Kath. Kirchengemeinde mehr und mehr die Übergabe des Kirchenvermögens in die Verwaltung des Kirchenstiftungsrates verlangt. Die Übergabe beträchtlichen Vermögens in Geld und Grundstücken brachte eine gewisse Verminderung von Aufgaben der Stiftung und ein Besinnen auf den eigentlichen Stiftungszweck (Armen- und Wohlfahrtspflege) mit sich.

Nach dem 1. Weltkrieg (1914/18) und der ihm folgenden Inflation mußte die Stadt für kurze Zeit Zuschüsse an die Hospitalverwaltung leisten. Die Zeit ab dem 2. Weltkrieg war gekennzeichnet durch Vermehrung des Geldvermögens und durch Instandsetzung und Modernisierung der vorhandenen Gebäude. Während des 2. Weltkrieges (1939/45) konnte die Hauptaufgabe des Spitals, alte und kranke Menschen zu versorgen, voll erfüllt werden. Etwa 150 evakuierte Schüler aus Stuttgart, im Rathaus und im früheren Manophaus an der Ziegelhüttenstraße untergebracht, wurden längere Zeit verpflegt. In einem Nebengebäude des Spitals (St. Rochus) konnten an ansteckenden Krankheiten leidende Soldaten versorgt werden. Im früheren Manophaus war zeitweilig ein Lazarett untergebracht; auch mußten dort Flüchtlinge aus dem Elsaß vorübergehend aufgenommen werden. Am Ende des 2. Weltkrieges wurden viele Kriegsgefangene verpflegt und versorgt.

## Nach der Währungsreform

Nach der Währungsreform 1948 ging es wiederum spürbar bergauf. Instandsetzungen, Verbesserungen, Erweiterungen und Neubauten konnten in Angriff genommen werden. Verwaltung und Schwestern waren stets besorgt, eine Unterbringung und Versorgung der Spitalinsassen nach neuzeitlichen Gesichtspunkten zu bieten. Die Statistik über die Insassen und Schwestern besagt folgendes:

1930	36 Insassen bei	10 Schwestern
1940	60 Insassen bei	9 Schwestern
1970	47 Insassen bei	8 Schwestern
1977	38 Insassen bei	6 Schwestern

Der Gemeindestiftungsrat (zugleich Gemeinderat) als oberstes Organ und die Spitalverwaltung bemühten sich zu Beginn der 70er Jahre, die nicht mehr zeitgerechten Gebäude des Spitals durch einen Neubau zu ersetzen. Die Haushaltslage der Stiftung erlaubte es jedoch nicht, den Neubau sofort in Angriff zu nehmen. Deshalb wurde nach einem geeigneten Träger Umschau gehalten. Dank der Bereitschaft des Caritasverbandes Württemberg konnte das neue Altenheim an der Berliner Straße mit wesentlicher finanzieller Beteiligung der Stiftung gebaut werden. Die Betreuung und die Verwaltung des neuen Hauses ging auf den neuen Träger über.

Mit der Verlegung des Altenheimes in das vom Caritasverband Württemberg getragene „Konrad-Manop-Stift“ endete nach 124 Jahren die Tätigkeit der Barmherzigen Schwestern aus dem Mutterhaus Untermarchtal; insgesamt 261 Schwestern versahen in dieser Zeit ihren aufopferungsvollen Dienst. Stellvertretend für sie alle seien zwei genannt: Schwester Urisia, die seit 1919 - seit 59 Jahren - am Riedlinger Spital wirkte, und Schwester Oberin Salesia mit 21jähriger Tätigkeit, die 5 1/2 Jahre dem Konvent vorstand. Die Erinnerung an ihre segensreiche Tätigkeit wird für immer mit der Geschichte des Riedlinger Spitals verbunden bleiben.

Mit der zweiten Verlegung innerhalb der 600jährigen Geschichte endet ein bedeutender Abschnitt der Spitalgeschichte. Die künftige Nützung der vorhandenen Spitalgebäude ist noch nicht festgelegt. Es wird Aufgabe des Stiftungsrates sein, einen dem Stiftungsauftrag entsprechenden Verwendungszweck zu finden. Neue Aufgaben werden sich der Stiftung stellen.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

1. Jahrgang – Heft 1 – Seite 32

# Die „Großmama“ – eine berühmte Frau

Zum 200. Geburtstag von Clemens von Brentano am 09. September 1978

Von Gabriele von Koenig-Warhausen

In jenen fernen Zeiten, als die Mutter eines Elternteils noch mit Großmutter oder Großmama bezeichnet wurde, als das verkleinernde Oma noch ungebrauchlich war, lebte in Offenbach eine alte Frau, selbst eine Berühmtheit, deren Enkel es zu noch größerem Ruhm bringen sollten: Sophie von La Roche (1730-1807). Den Biberachern ist sie hauptsächlich als Jugendliebe Wielands bekannt, schließlich noch als Hausgenossin des alten Grafen Friedrich v. Stadion in Warhausen, mit dessen natürlichem Sohn Frank v. La Roche sie vermählt war. Berühmt wurde sie jedoch erst später als ausgereifte, selbständige Persönlichkeit in Ehrenbreitstein, wo sie mir vielen bedeutenden Zeitgenossen in Verbindung stand. Sie war die erste deutsche Schriftstellerin, verfasste sentimentalische, pädagogisch ausgerichtete Frauenromane und noch heute lesbare Reisebeschreibungen. Von der Aufklärung bis zur Romantik wurde sie den Modeströmungen entsprechend sehr verschieden bewertet. La Roche, Verfasser der „Briefe über das Mönchswesen“, war ein ausgeprägter Atheist und, wie sein Herr, dem er als Sekretär und Amtmann diente, ein bedeutender Vertreter der Aufklärung. Nach einer glaubwürdigen Äußerung von Bettina Brentano hatte Stadion diesen Sohn viel lieber als seine legitimen Söhne.

Eine ihrer Töchter, Maximiliane, einst von Goethe verehrt, hatte Sophie, getreu ihrer Gepflogenheit, die Kinder nicht nach ihren Gefühlen zu fragen, an den viel älteren Frankfurter Handelsherrn Peter Anton Brentano vermählt, dessen Vater aus Italien eingewandert war. Am 9. September 1778 wurde im großelterlichen Haus zu Ehrenbreitstein Clemens Maria Wenzeslaus Brentano geboren. – In dem großen, dunklen Haus „Zum goldenen Kopf“ in Frankfurt (im letzten Krieg zerstört) konnte sich die junge Frau Maxe nicht wohlfühlen, und sie wurde ihren zahlreichen Kindern durch einen frühen Tod entrissen. Und nun wurde die Großmutter zum ruhenden Pol für die genialen Enkelkinder Clemens und Bettina. Im „Frühlingskranz“, dem Jugendbriefwechsel der Geschwister, finden wir, vor allem von Bettina, so manche Äußerung über die Großmama, die in ihrem Offenbacher Alterssitz den Kindern eine liebevolle Heimat bot. „Es gibt doch keine edlere Frau als die Großmutter“, ruft Bettina aus. „Wer den wunderschönen Blitz ihres Auges erkannt, wenn sie manchmal sinnend mitten im Garten steht und späht nach allen Seiten, und geht dann plötzlich hin, um einem Zweig seine Freiheit zu geben, um eine Ranke zu stützen, und dann so befriedigt in der Dämmerung den Garten verläßt, als habe sie mit der Überzeugung alles gesegnet, dass es fruchtbar werde.“

Wohl gerade, weil sie charakterlich so verschieden waren, gestalteten sich die Beziehungen zwischen Großmutter und Enkel besonders herzlich, wenn auch manchmal auf beiden Seiten unüberwindliche Grenzen des Verstehens aufbrachen. Sophie, die stets korrekte, auf Form bedachte Frau mußte dem Enkel zurufen: „wb hast du nur all' das wunderliche Zeug her?“ Und: „Auch im Geist kann man sich versteigen“, sagte sie warnend zu ihm. Seine kühne Märchenwelt blieb ihrem Verständnis gewiß verschlossen. Es war der starke Einschlag romanischen Blutes, der die Phantasie des Jungen ganz andere Wege führte als die Großmutter sie in ihrer literarischen Produktion eingeschlagen hatte. „Die liebe Großmama“, so schreibt er. „Es ist schön, daß ihre Seele immer nur im Gewand des Erhabenen sich wohl fühlt, und wir beide können uns darüber freuen, denn in welcher Luft könntest du besser atmen als da, wo der Gemeinheit Dorn und Nessel verleumderischer Zungen nicht wachsen kann!“ Bettina hatte schon eher mal was an Sophie La Roche auszusetzen. „Du predigst mir immer Pietät gegen die Großmutter“ schreibt sie, als sie sich weigerte, auf deren Verlangen Lateinisch zu lernen. Neugierig beobachtete das junge Mädchen alle Sonderbarkeiten des großmütterlichen Hauses.

Da gab es ein Naturalienkabinet, in dem allerlei kuriose Dinge aufbewahrt wurden. „Hexenmäßige Dinge gehen im Haus der Großmutter vor sich!“ Eine galvanische Batterie wurde von einem Magnetiseur ausprobiert. Sophie war an allen fortschrittlichen Entdeckungen interessiert. In ihrem Haus fand die Hochzeit des Mannheimer Forstmeisters Herrn v. Draiss statt, des Erfinders der Draisine, eines durch Kurbelantrieb bewegten Wagens. Er heiratete eine Hofdame, und „die Großmama hielt eine herrliche Rede“.

Manche Berühmtheiten wurden von Bettina „hinter der Tür von der Großmama ihrem Schreibzimmer“ aus beobachtet, „wo ich schon Herder, Bonstetten, Fredrike Brun, die Krüdener und andere närrische Leute angestaunt habe“. Die Auffassung von närrisch war dehnbar. „Kind meiner Max, was hast du für wunderliche Gedanken. Aber Kind, wie sieht es aus in dir“, bekam Bettina zu hören. Besonders amüsierte sich diese über das zeremonielle Verhalten gegenüber Gästen. Da kam eine Französin - eine der vielen Flammen von Clemens - zu Besuch zur Großmutter. „Es war ein Verbeugen und Neigen der beiden Frauen. Sie konnten sich nicht genug Komplimente machen.“ – Bekanntlich hatte Sophie alle ihre Töchter ungeliebten Männern zur Ehe gegeben. Am schlimmsten war das Schicksal der Tante Mohn, die an einen Säufer gefesselt war. Clemens suchte den strengen Charakter der Tante, unter dem die zeitweilig auch bei ihr lebenden Geschwister sehr zu leiden hatten, mit einführenden Worten zu erklären: „Das Herz durfte dieser Tante nie aufgeh'n, sie mußte mit der Form alles bekämpfen. Und so ist ihr auch nur die Form im Umgang geblieben.“

Dem jungen Clemens hatte Frau Rat Goethe, eine Freundin der Familie, folgende Worte ins Stammbuch geschrieben; „Wo dein Himmel ist dein Vaduz. Ein Land auf Erden ist dir nichts nutz. Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit dieser berührt, wird es Tränen regnen.“

Ob er wohl manchmal, von den Stürmen des Lebens gerüttelt, an das stille Heim der Großmutter in Offenbach zurückgedacht hat? Bis er, der Enkel eines Atheisten, im Schoß der katholischen Kirche Ruhe für sein unruhiges Herz fand.

Der Originaltext enthält Bilder die hier nicht abgedruckt sind.

1. Jahrgang – Heft 1 – Seite 33

## Erinnerungen aus dem alten Laupheim

Oberamtmann Franz Kindel, ein geachtetes Original

Von Josef Braun, Laupheim

Im Gespräch mit alten Laupheimern kommt immer wieder die Rede auf „Originale“, urwüchsige Menschen, die auf Grund ihrer eigenwilligen Persönlichkeit von der allgemeinen Lebensnorm abwichen, dennoch aber von ihrer Mitwelt toleriert oder gar bewundert wurden. Vielleicht war man den Originalen gegenüber ehemals so nachsichtig und freute sich über ihre Gewohnheiten und Allüren, weil man, verschont von den Massenmedien unserer Tage, den originellen Nebenmenschen noch mehr Aufmerksamkeit schenken konnte als heute. Sie boten Gesprächsstoff, und sich mit ihnen zu beschäftigen, schuf Abwechslung zu einer Zeit, da der Mensch noch fern von der Gefahr des „Einheitstyps“ war.

Eines dieser Alt-Laupheimer Originale wollen wir heute vorstellen, Oberamtmann Fritz Kindel, den Leiter des ehemaligen Oberamts (heute Kreis) Laupheim, das von 1845 bis 1938, also 93 Jahre bestand. Er war zu seiner Zeit einer der ranghöchsten Beamten in Stadt und Bezirk Laupheim, wobei daran erinnert werden darf, daß einstens der Beamtschaft ein gerüttelt Maß an Autorität seitens der Bevölkerung entgegengebracht wurde.

Fritz Kindel wurde am 27. Februar 1874 in Aulendorf als Sohn des Bahnmeisters Friedrich Kindel geboren. Er besuchte in Waldsee die Volks- und Lateinschule, hierauf bis zum Abitur das Gymnasium in Sigmaringen, von welcher Zeit noch besonders zu berichten ist. Anschließend studierte er an der Landesuniversität in Tübingen Rechtswissenschaft. Es wird von Fritz Kindel berichtet, daß der hervorragend begabte junge Mann seine Schul- und Dienstexamen immer als „Primus“, als Bester, bestanden hatte.

Seine Berufslaufbahn im Staatsdienst war zunächst eine abwechslungsreiche Wanderzeit und führte ihn weit im Lande umher: Waldsee, Aulendorf, Göppingen, Aalen, Stuttgart waren die Etappen. An der Königlichen Kreisregierung in Ellwangen wurde er 1910 zum Amtmann, 1915 als Oberamtsvorstand in Laupheim zum Oberamtmann ernannt. Er war sehr stolz darauf, der letzte von König Wilhelm II. von Württemberg bestellte Oberamtsvorstand zu sein. Als die Amtsbezeichnung später auf „Landrat“ wechselte, verbat er sich deutlich, mit dem neuen Titel angedreht zu werden. Übrigens lehnte er eine Beförderungsstelle und die Berufung nach Stuttgart ab mit dem Hinweis, daß er als Junggeselle mit seinen Bezügen und seiner Stellung vollauf zufrieden sei. Dies läßt den Schluß zu, daß er sich in Laupheim wohl und wirklich heimisch fühlte und sich mit der Bürgerschaft bestens verstand.

Oberamtmann Kindel besaß außerordentliche Berufskennntnisse; sein Arbeitstag begann schon um 6 Uhr in der Frühe, das dienstliche Pensum erledigte er mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit, und seine Zeiteinteilung war musterhaft, wenn auch eigenwillig.

Pünktlich um 11 Uhr marschierte er jeden Tag, vom Oberamtsgebäude herkommend, die Rabenstraße aufwärts, die Pfeiffergasse hoch, über die obere Langestraße ins Weinlokal zum „Hasen“, wo der Wirt Eduard Bäuerle seinen Gästen mit ausgezeichneten, gepflegten Faßweinen aufwartete. Genießerisch trank Oberamtmann Kindel am Stammtisch sein Viertel Wein in einem Silberbecher als Frühshoppen. Nachmittags, Punkt 17 Uhr, erfolgte mit der Präzision eines Uhrwerks der zweite Gang zum „Hasen, wo nun zwei Viertel an der Reihe waren - keines mehr! War diese Zeremonie vorbei, konnte nichts in der Welt ihn zu längerem Verweilen im „Hasen“ veranlassen.

Der Verfasser des Berichts hat den Oberamtmann noch bestens in Erinnerung. Während der kurzen 11-Uhr-Pause in der Laupheimer Latein- und Realschule marschierte der hochgewachsene, vollbärtige, immer dunkel gekleidete Mann mit der „Melone“ auf dem Kopf am Schulhaus vorbei. In der einen Hand schwang er den Spazierstock, in der anderen hielt er die Leine zu seinem Begleiter, dem Hund „Walde“. Kindel, ein tüchtiger Marschierer, hatte als Fußbekleidung eine Vorliebe für Rohrstiefel, deren Schäfte sich unter den Hosenbeinen verbargen. Das gab seinem Schritt Nachdruck, und sein fester Tritt konnte auf der verkehrsarmen, deshalb ruhigen Straße nicht überhört werden.

Weil der freundliche und leutselige Oberamtmann allgemein beliebt war, wurde er viel begrüßt, und er mußte mit der Stockhand immer wieder zum Gegengruß die „Melone“ lüften. Eines Tages war das Hündchen unpäßlich und mußte zu Hause bleiben. Da trat ein Dreikäsehoch, dem das Ungewöhnliche dieses Tages aufgefallen war, auf Herrn Kindel zu mit der Frage: „Herr Oberamtmama, wo hoscht du heut' dei Hundle?“ Lächelnd gab dieser ihm Auskunft, daß der ständige, rundliche Begleiter der Schonung bedürfe.

Trotz seiner pünktlichen Amtsführung war Kindel alles andere denn ein Bürokrat. Das wussten auch die Dorfschultheißen, die gelegentlich ihre besonderen Anliegen am Stammtisch im „Hasen“ vorbrachten, wo sie auch kurz und bündig erledigt wurden. Berechtigter Kritik war er durchaus aufgeschlossen. So auch

damals, als ihm der Schultheiß von Illerrieden, das zum Oberamt Laupheim gehörte, folgendes Schreiben zukommen ließ: „Sehr geehrter Herr Oberamtmann! Es tut mir leid, Ihnen folgendes mitteilen zu müssen: Sämtliche Schriftgelehrten meiner Gemeinde, der Herr Pfarrer, der Herr Oberlehrer und auch ich können ihre Schrift mit dem besten Willen nicht lesen.“ Mit verständnisvollem Kopfnicken schmunzelte Kindel und diktierte das Schreiben an den Schultheißen nun seiner schriftgewandteren Sekretärin.

Eines Tages hatte er dienstlich in Stuttgart zu tun. In Gedanken versunken, setzte er sich auf dem Laupheimer Stadtbahnhof in den nächstbesten Zug der alsbald abfuhr. Verwundert hörte der Oberamtmann nach einiger Zeit den lauten Ausruf des Schaffners: „Schwendi - alles aussteigen!“

Doch war er jeweils hellwach, wenn er auf einer anderen Linie fuhr, auf der Donaubahn die Strecke Ulm – Sigmaringen - Tuttlingen. Böse Erinnerungen an seine strenge Gymnasialzeit in Sigmaringen hatten sich in ihm so festgesetzt, daß er nach dem Abschluß an der dortigen Schule nie mehr Sigmaringer Stadtgebiet betrat. Mußte er die Bahnstrecke aber fahren, so stieg er eine Station vor Sigmaringen aus. Er umwanderte nun zu Fuß in einem Halbkreis die Stadt und stieg erst auf einer Haltestelle dahinter zur Weiterfahrt in einen späteren Zug. Dieselbe Prozedur erfolgte auch auf der Heimreise. Zeit seines Lebens hatte Oberamtmann Kindel diese konsequent nachtragende Haltung der Stadt Sigmaringen gegenüber durchgehalten.

Übrigens war er auch sonst ein rüstiger Wandersmann. Stolz erzählte er von seinem 4-Oberämter-Fußmarsch, der ihn, von Laupheim aus nördlich wandernd, ins Ulmer, dann westwärts ins Ehinger, sich nach Süden wendend ins Biberacher Oberamt bei Untersulmtingen brachte; von dort aus ging's zurück nach Laupheim. Bei diesen Wanderungen hatte er ein offenes Auge für die Natur. Besonders interessierte er sich für die Vogelwelt. Sein mit viel Eifer und Geld betriebenes Hobby war das Sammeln ausgestopfter Vögel. Im Laufe langer Jahre hatte er eine stattliche Vogelschar zusammengebracht, zumeist aus dem Laupheimer Raum stammend. Darunter befinden sich heute schon sehr selten gewordene oder überhaupt nicht mehr anzutreffende Exemplare, wie etwa der Steinadler, der Uhu, der Fischreiher, der Auer- und Birkhahn, die Schneegans usw.

Eingedenk seiner Abneigung gegen das Gymnasium seiner Jugendjahre hatte Oberamtmann Kindel bestimmt, daß seine Vogelsammlung nach seinem Tod an kein Gymnasium übergehen durfte. Er schenkte sie dem Laupheimer Heimatmuseum; sie ist somit heute städtischer Besitz und war aus Platzmangel vor etlichen Jahren leihweise der Volksschule zur Aufbewahrung und Pflege überlassen worden. Bei einem bis heute unaufgeklärten Einbruchdiebstahl in der Laupheimer Grundschule vor einem Jahr, wurde die Kindel'sche Vogelsammlung vieler ihrer schönsten Exemplare beraubt.

Fritz Kindel schätzte die Malkunst. Zudem besaß er ein mitfühlendes Herz, vor allem Künstlern gegenüber, die nicht auf Rosen gebettet waren und ihm ihre Werke zum Verkauf anboten. Mit den vielen erworbenen Gemälden wurden die hohen Wände seiner Dienstwohnung im Oberamtsgebäude reichlich bedacht. Die Mutter, die ihrem Junggesellensohn den Haushalt führte, übte Nachsicht und ließ ihn in seiner Großzügigkeit gewähren.

Ganz unerwartet stellte sich bei Oberamtmann Kindel ein Herzleiden ein, das ihn nach kurzem Krankenlager, am 13. September 1928, im 55. Lebensjahr hinwegraffte. Er wollte in Waldsee, der Heimat seiner Eltern, die letzte Ruhestätte finden, wo auch seine Mutter beerdigt war, die ein Jahr vor ihm gestorben war. Die ungewöhnlich große Anzahl von Trauergästen bei seiner Beisetzung, unter denen jede einzelne Gemeinde der Oberamts Laupheim vertreten war, beweist, wie sehr Fritz Kindel durch seinen ganz unkonventionellen Amtsstil und sein originelles Wesen in der Bevölkerung beliebt war.

Der Originaltext enthält Bilder die hier nicht abgedruckt sind.

1. Jahrgang – Heft 1 – Seite 36

## Einst mit Dreizack und Spieß - heute mit Stellnetz und Bären

Ein Beitrag zur Geschichte des Federseefischfangs

Von Hans Garbelmann, Bad Buchau

Einst war der Federsee - 135 Hektar groß und Herzstück eines 14 Quadratkilometer umfassenden Naturschutzgebietes - ein sehr fischreiches Gewässer. Gefischt - wurden Hechte, Karpfen, Schleien, Aale, Brachsen und vor allem Weller, die auch Welse genannt werden. Zeitweilig waren es 24 Berufsfischer, die unter der Aufsicht von drei Oberbootsmeistern die Fischgründe des Sees ausbeuteten. Allerdings war der See damals noch sechsmal größer als heute. Zwei künstlich herbeigeführte Fällungen des Wasserspiegels in den Jahren 1788 und 1808 sowie die natürliche Verlandung haben das einst respektable Gewässer auf seine heutige Größe reduziert.

Der Wellerfang geschah mit Dreizack und Spiess. Wenn die Laichzeit im Mai Männchen und Weibchen an die Wasseroberfläche trieb, traf sie von den Fischerbooten aus der Todesstoß. Federsee-Weller waren eine beliebte Fastenspeise der Vornehmen, der adeligen Herrschaften von Warthausen, Stadion und Seekirch, aber auch der Stiftsdamen im Buchauer Schloß. Man weiß, daß auch Fürst Metternich einmal in Saulgau Federsee-Weller speiste.

Das ganze Fischereiwesen war in sogenannten „Seebriefen“ genau geregelt. Aus allen Jahrhunderten sind solche „Seebriefe“, die von der „Seeherrschaft“ immer wieder erneuert und ergänzt wurden, erhalten; der älteste stammt aus dem Jahr 1454 und trägt den Titel: „Fischordnung für den freien Federsee“. Verboten war das Fischen bei Nacht; wer dagegen verstieß, dem wurde für ein ganzes Jahr die Lizenz entzogen. Auch war die Größe der Netzmaschen genauestens vorgeschrieben. Hechte und Welse mußten mit dem Biberacher Halb-Ellen-Maß mit Kopf und Schwanz gemessen werden.

Die mit dem Netz gefangenen Fische wurden bis zum Verkauf in Fischgruben am Leben gehalten. Zweimal im Jahr wurden diese Gruben von den Oberbootsmeistern visitiert. Wurden Fische gefunden, die nicht das vorgeschriebene Längenmaß hatten, so wurde der Fischer mit einer Geldbuße belegt. Auch mußte er die zu kleinen Fische wieder im See aussetzen.

Das durchschnittliche Gewicht eines Wellers liegt zwischen 10 und 15 Pfund. Aber auch Prachtexemplare mit einem Gewicht von 35 Pfund sind schon aus dem Wasser gezogen worden. Alle zehn Jahre kann es auch einmal vorkommen, daß ein bemooster Veteran mit einer Länge von zwei Metern und einen Zentner schwer dem Fischer ins Garn geht. Solche Burschen sind allerdings kaum noch schmackhaft.

Ein berühmter Fischer vom Federsee war der als „Apostel von Buchau“ in die Geschichte des Federseestädtchens eingegangene Bürgermeister Buggenheu, welcher 1521 (?), als Vertreter der damals Freien Reichsstadt, zu Fuß nach Speyer wanderte, um dort an einem Reichstag teilzunehmen. Die Zimmer'sche Chronik weiß zu berichten, daß der arme Schultes von den vornehmen Herrschaften als „Apostel von Buchau“ verspottet wurde. Buggenheu, dessen Geschlecht heute noch in Buchau vertreten ist, war einer von den 24 Federseefischern und zudem auch noch Landwirt.

Gegenüber den früheren Jahrhunderten hat die Federsee-Fischerei in unserer Zeit kaum noch eine wirtschaftliche Bedeutung. Der Fischbestand ist in den letzten Jahrzehnten erheblich zurückgegangen, vor allem während des harten Winters 1962/63. Der See war damals bis auf den Grund zugefroren, was zur Folge hatte, daß allein 600 Weller und 500 Karpfen infolge Sauerstoffmangels erstickten. Ihre

Kadaver wurden im Frühjahr nach der Eisschmelze eingesammelt und der Tierverswertungsanstalt übergeben. Der Schaden betrug mehrere Zehntausend Mark. Ein Schadensfaktor ist auch die Wasserverschmutzung. Durch den Bau einer Abwasserringleitung will man diesem Übel abhelfen.

Seit 1939 ist der Federsee unter Naturschutz gestellt. Zugelassen ist nur noch ein Fischer, der mit dem Netz fischen und einen Gehilfen haben darf. Dreizack und Spieß gehören der Vergangenheit an.

Welse halten sich mit Vorliebe unter den Boschen-Inseln auf, wo sie der Fischer mit seinem Stechruder aufstöbert. Damit sie nicht fliehen können, wird zuvor das Stellnetz ringförmig um den Boschen gesetzt. Mit dem Tragnetz, dem Bären, wird dann der Fisch aus dem Wasser geholt und in einem mit Wasser gefüllten Blechbehälter verstaut. Der Kampf mit dem Fisch kann, je nach dessen Größe, bis zu einer halben Stunde dauern. Auch Sportangler, an die insgesamt drei Berechtigungskarten ausgegeben werden, die untereinander ausgetauscht werden können, fangen zuweilen einen der begehrten Süßwasserraubfische, zu denen die Welse zählen, mit der Angel. Mit dem Netz allein werden Hechte und Karpfen gefangen.

Federsee-Weller, die sich infolge ihrer Größe nur selten zum privaten Verbrauch eignen, werden lebend zum Abnehmer gebracht. Hauptabnehmer ist ein Saulgauer Speiselokal, dessen Köche ein rundes Dutzend Rezepte der schmackhaften Zubereitung kennen. Weiler haben übrigens keine Gräten, sondern nur ein Rückgrat.

Die derzeitige Jahrespacht beträgt (im öffentlichen Aufstreich vergeben) 3200 DM. Die Pacht ist auf fünf Jahre beschränkt. Eigentümer des Sees sind die fünf Seegemeinden, Bad Buchau mit zwei Sechstel und Oggelshausen, Tiefenbach, Seekirch und Alleshausen mit je einem Sechstel Anteil. Die fünf Bürgermeister bilden die „Seeherrschaft“, deren Vorsitzender immer der Bürgermeister von Bad Buchau ist.

Der Originaltext enthält Bilder die hier nicht abgedruckt sind.



# Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 3 vom 21. Dezember 1978 / 21. Jahrgang

1. Jahrgang – Heft 1 – Seite 38

## 250jähriges Weihejubiläum der Pfarrkirche Winterstettenstadt

Aus dem „Fleckenbuch“ von 1728

Von Alfred Buschle, Schweinhausen

„Annotatio dessen, was sich bei Consekrierung unserer vor 8 Jahren neuerbauten Kirchen allhier zu Winterstetten ereignet und wie solche von Ihro Hochwürden und Gnaden Herr Franz Johann Ant. Weihbischof von Konstanz beschehen.

Es wurde allhier zu Winterstetten in Erfahrung gebracht, wie das obbemelte Ihro Hochwürden und Gnaden Herr Weihbischof auf den 25. Juni in dem Wurzachischen Kapitel die Visitation vorzunehmen.

Haben sich hochlöbliche Michael Haller, Bürgermeister, Franz Amen und Martin Lemle, beide Heiligenpfleger, sämtlich unterredt, 2 Deputierte, als oberwähnte Martin Lemle und Johannes Hofmaister an Tit. hl. Weihbischof abzuschicken und denselben um Einweihung unserer von 8 Jahren neuerbauten Kirchen zu erbitten. Welche auch den 26. Juni hierauf in Wurzach die Gnade erlangt, nicht nur mit Tit. Herr Weihbischof selbst zu reden, sondern auch auf ihr demütiges Ansehen die Consekrierung der Kirchen und deren Altar zugesagt.

Auch fragte er: Wo Winterstetten liege. Die Deputierten sagten: Nicht weit von Schussenried. Er antwortete: Er erinnere sich, daß als er ungefähr vor 3 Jahr von Schussenried auf Heinrichsburg gereist, sei er auch durch ein klein Städtlein kommen, solches sein gewiß Winterstetten gewesen. Die Deputierten sagten: Ja. Worauf Tit. Hl. Weihbischof antwortete: Man solle nur veranstalten, daß auf gutem Wege sich abends als den 28. dies (Monats) in Winterstetten eintreten, damit folgenden Tag alsdann, also am Tage S. Petri S. Pauli die Consekration der Kirchen könne vorgenommen werden. Worauf die 2 Deputierte nebst Anerbietung und Versicherung bestmöglichster Aufwartung ihren Abschied von ihm Hl. Weihbischof bei den Klosterfrauen und Wurzach genommen und gleich bei ihrer Ankunft in Winterstetten alle Veranstaltung gemacht.

Und ist den 28. Juni durch hl. Johan Angle, Kaplan allda, Martin und Jeorg Lemle Tit. hl. Weihbischof bei den hl. Augustiner in Waldsee aufzuwarten und abends 5 Uhr nebst anderen Herren Geistlichen und Weltlichen unter welchen 2 hl. Oberbeamte von ihro hochgräfl. Exz., unseren gnädigsten Herrn, samt dessen hl. Hofcaplan eingeholt und auf Winterstetten begleitet worden.

So bald uns Tit. hl. Weihbischof in Winterstetten von ferne ersehen worden, ist unter Kommando Franz Joseph Beckhen, Hauptmann, Antony Schwarzkopf, Leitendant, Martin Lemle, Fenderich, Georg Angele, Feldwaibel, samt ziemlich Mannschaft von Burger mit Unter- und Obergewehr, nebst Trummen, Pfeifen und fliegenden Fahnen aufgezogen, samt einer aufgepflanzter Böller auf dem Burgberg, zum Willkomm Salve geben worden.

Hierauf nun Tit. hl. Weihbischof (bei) hl. Frantz Antoni Riefen, Wierth und Gastgeber zum Hiersch, die Nachtmahlzeit genossen und nach solcher jedermann sich zur Ruhe begeben.

Des anderen Tages, also am Tage St. Petri St. Pauli wurde von Tit. hl. Weihbischof und bei sich habenden Herrn Kaplan, auch Kammerdiener, die Consekration sowohl der Kirchen als Altar nach löbl. röm. kath. Gebrauch großer Mühe veranstaltet.

Und bei lieblichem Sommerwetter, morgens 6 Uhr mit sämtl. anwesenden hl. Geistlichen und Weltlichen aus dem Stift von Waldsee, hl. Pfarrer von Wurzach, 5 Patres von Schussenried, hl. Pfarrer von Ingoldingen, hl. Pfarrer von Winigen (Michelwinnaden), 2 hl. Franziskaner von Waldsee, so einem die erste Weihung ist gegeben worden, hl. Dekan und Pfarrer von Essendorf und hl. Caplan in loco in die Kirchen. Wiederm unter abermaliger Salve begleitet und mit sehr vielen üblichen Zeremonien und Kirchengebräuch, zu aller Zusehender höchster Verwunderung, der Anfang zu solch heiligem Werk gemacht worden. Nach vielfältigem Singen und Beten klopfte Tit. hl. Weihbischof mit einem Stab an die Kirchen. Als um Altar und Kirchenstuhl herum beräuchert und besprengte mit Weihwasser. Dieselbe samt der Erden, auf welche er auch Aschen streute und darauf das ABC schrieb. Und dergleichen noch mehr zu solch heil. Werk üblichen Zeremonien. Und wurde der obere oder Choralter zu Ehren St. Georgi als Hauptpatron, St. Joseph et Joh. Baptist; der Altar gegen der Kanzel zu Ehren St. Sebastianij, St. Anna et S. Barbara und der dritte zu Ehren St. Blasi, St. Mariae et St. Catharinae, konsekriert und zu Kirchenpatronen elegiert worden.

Ist auch von Tit. hl. Weihbischof das alljährliche Gedächtnis der Kirchenconsekration oder die sog. Kirchweihung und Kirchenablaß den Sonntag nach dem Rosenkranzsonntag zu begehen und zu halten ordiniert und confirmiert worden, welches auch allhier zu Winterstetten zu ewiger Gedächtnis in dem Archiv aufbehalten wird.

Nach solch allem Vollenden ist Tit. hl. Weihbischof mit all obbemelten in der 11. Stund aus der Kirchen zum Mittagmahl gegangen. An welcher Tafel sich in die 19 Personen, von geistl. als weltlichen befunden. Wurde auch auf jedesmaliges getrunckne Gesundheit Tit. hl. Weihbischof sowohl mit dem kleinen Gewehr als mit aufgepflanzten Böller starke Salve gegeben worden. (Durch welches Schießen ein Geistlicher, welcher vor den beherzhaftesten und stärksten angesehen worden, so sehr erschrocken, daß er ein Glas voll Markgräflerwein im Zittern verschüttet und ausgeschwenkt, welches ein sämtliches Lachen verursachte). Nachgehends die Mittagmahlzeit unter ehrbaren Discurs finiert worden.

Hierauf (bat) nun Tit. hl. Weihbischof mit der großen Glocken ein Zeichen zu geben, um das heil. Sakrament der Firmung vorzunehmen. Welches auch gleich geschehen. Und seindt von 2 Uhr bis 4 Uhr in 350 Personen gefirmt worden. Unter solchem seindt die 2 Herren Visitatores so in Waldsee übernachtet ankommen. Während dem Vespertrunk und gehaltenen Discurs beliebten sie auf oftmaliges anhaltendes Begehren die Winterstettische Stadtprivilegiae anzusehen. Über welche sie sich sowohl über ihro Rom. kais. Maj. eigenhändige Subskription als anhangenden Insigel sehr verwunderten, und uns zu solch hoher Gnade öfters gratuliert.

Nach abgelegter Danksagung gegen ihro Hochw. und Gnaden vor gehabte Mühewaltung, seindt dieselbige von hier nach Schussenried durch hiesigen hl. Kaplan, hl. Bürgermeister und Martin Lemle begleitet worden. Allorten in tiefstem Respekt von ihm Tit. hl. Weihbischof ihren Abschied genommen und sich nochmals gegen demselben, vor so hohe erwiesene Gnad, untertänigst bedankt, daß man sie nicht nur mit der Consekration der Kirchen und Altar bewürdigt, sondern das heil. Sakrament der Firmung auch ausgeteilt und bitten mit solch geringer Aufwartung vor guott zu haben. Hierauf von Herrn Weihbischof in Antwort worden, daß solches sein tragendes Amt mit sich bringe, benebens gratuliere zu unserer neuerbauten Kirchen, in welcher wir bei dem höchsten Gott durch die vielvermögende Fürbitt der Kirchenpatronen in all vorfallenden Ungelegenheiten Hilf und Rettung suchen sollen.. Bedankte sich vor empfangene Ehr und Aufwartung, wünsche benebens diesem das ewig Leben. Worauf er die Benediktion erteilt und wir uns wieder nach Winterstetten verfügt.

Den 30. Juli ist die Rechnung darüber beloffene Unkosten gemacht worden, über welche man gar sich nicht zu beschweren, zumal zu der Ehr Gottes und Beförderung seines Allerheiligsten Namens und deren lieben Heiligen als in der Welt anzuwenden ist, welche uns in allen Zufällen beschützen und in Gnaden bewahren wollen.

De dato Winterstetten  
d. 30. Juli Anno 1728"

Der Originaltext enthält Bilder die hier nicht abgedruckt sind.

# Johannes Schurff – Biberacher Stadtarzt (I)

## Weitverzweigte Familie mit bekannten Persönlichkeiten

Von O. Pusch, Oberhausen

Mitte des Jahres 1503 wurde der aus St. Gallen stammende Doktor der Medizin Johannes Schurff als Stadtarzt nach der Reichsstadt Biberach an der Riß berufen. Wie alt er zu dieser Zeit gewesen ist, konnte weder in St. Gallen noch in Biberach ermittelt werden. Da sein erster Sohn Hieronymus in St. Gallen bereits am 12. 4. 1481 geboren wurde, dürfte sein Geburtstag zwischen 1450 und 1455 zu suchen sein. Kirchenbücher hat es aber zu jener Zeit noch nicht gegeben, und in den Archiven konnte sein Geburtsjahr ebenfalls nicht festgestellt werden, wenn auch sonst sein Lebenslauf belegt aufgehellert werden konnte. So hat sich ergeben, daß er Mediziner erst im zweiten Bildungsgang geworden ist. Zunächst widmete er sich philosophischen Studien. Zu diesem Zweck ließ er sich im Wintersemester 1474/75 an der Universität Basel immatrikulieren und wurde im Herbst 1476 baccalarius artium. Er hatte damit den niedrigsten akademischen Grad der Artistenfakultät erreicht, die in jener Zeit die Fakultät der freien Künste war, aus der später die Philosophische Fakultät hervorging. Nach Erreichung dieses Grades bezog er die Universität Tübingen, wo er 1477 den Titel eines magister artium erwarb. Danach kehrte er in seine Geburtsstadt St. Gallen zurück und wurde dort Schulmeister an der Lateinschule. Aus der Vadianischen Briefsammlung Nr. 1260, S. 163, geht hervor, daß der berühmte Vadian, eigentlich Joachim von Watt, St. Gallen 29. 11. 1484. Professor und wiederholt Bürgermeister von St. Gallen, der Gründer der evangelischen Kirche in St. Gallen und einer der Führer der Reformation in der Schweiz sein Schüler war, denn in einem Brief an Vadian aus Nürnberg vom 17. 10. 1542 heißt es, „daß wir alle junge Knaben zur Zeiten herrn doctor Schurpfen seeligen mit einander in dye schule gangen sind.“

In manchen Ahnentafeln, die in weit späterer Zeit von irgendwelchen Nachkommen erstellt wurden, wird er für die Zeit von 1465— 1475 als Arzt und Bürgermeister zu St. Gallen erwähnt. An dieser Angabe ist nichts richtig. Zu dieser Zeit hatte er noch nicht einmal seine philosophischen Studien beendet, geschweige das Medizinstudium begonnen. Er konnte also noch kein Arzt gewesen sein, und Bürgermeister zu St. Gallen ist er zu keiner Zeit seines Lebens gewesen. Nach dem Geburtsdatum seines ältesten Sohnes muß Johannes vielleicht um 1480 geheiratet haben, also zu einer Zeit, als er noch Schulmeister war. Diesen Beruf hat er mit Sicherheit bis 1494 ausgeübt, doch scheint ihn diese Tätigkeit nicht befriedigt zu haben, denn in diesem Jahr erbat er vom Rat der Stadt St. Gallen Urlaub, um Medizin zu studieren. Das Originelle dabei ist, daß er sich zugleich mit seinem erst dreizehnjährigen Sohne Hieronymus am 10. Oktober 1494 in Freiburg i. Br. immatrikulieren ließ. Der frühe Beginn des Universitätsstudiums des Sohnes braucht nicht zu überraschen, weil es damals allgemein üblich war, sehr zeitig Universitäten zu beziehen. Vater und Sohn reisten aber sofort nach Basel weiter, weil es ihnen dort besser behagte. Von 1494 bis 1499 oblag Johannes in Basel dem Studium der Medizin, war aber, wohl aus finanziellen Gründen, zugleich akademischer Lehrer und „Regierer der Löwenburgs“, einer Art Studentenheim. Auch das kann mitgesprochen haben, nach Basel zu gehen. Finanziell scheint er ohnehin nicht auf Rosen gebettet gewesen zu sein, denn er hatte mit seinem Stellvertreter an der Lateinschule St. Gallen die vertragliche Vereinbarung getroffen, daß ihm ein Teil seines Gehalts als Studienbeitrag verbleiben sollte. Als sein Vertreter Magister Simon sich weigerte, diesen vereinbarten Gehaltsteil an ihn abzuführen, bat Johannes Schurff den Rat von St. Gallen, ihm zu einem anderen Verweser seiner Stelle zu verhelfen „dz ich müge ainen genieß davor haben, allein us dem grund, dz ich müge doctor werden, wan es kostet vil gelt, doctor zu werden.“ (Briefe v. 3. 9. 1497 und 1. 8. 1498, Staatsarchiv St. Gallen). 1499 promovierte er in Basel zum Doktor der Medizin.

Es scheinen Zweifel darüber zu bestehen, ob er danach in St. Gallen als Arzt tätig war. Nach der einen Version soll er weiterhin in St. Gallen als Lehrer tätig gewesen sein und in offiziellem Auftrag in seiner Heimatstadt den Arztberuf bis 1503 nicht ausgeübt haben. Paul Staerke führt dagegen in „Beiträge zur spätmittelalterlichen Bildungsgeschichte St. Gallens“ (1939 S. 133) aus, daß Dr. A. Ehrsam als erster akademisch gebildeter Arzt St. Gallen bekannt ist, dem Hans Schurff folgte. Auf S. 201 aaO. heißt es weiter, daß er 1503 als Stadtarzt beurkundet ist und Staerke berief sich dabei auf Rubr. XIII Fasc. 10 wonach „Dr. Johannes Schurpf, physicus“ beurkundet ist und setzte hinzu: „Im selben Jahr in gleicher Eigenschaft nach Biberach berufen“, wobei er auf das Historisch-biographische Lexikon der Schweiz, Band VI, S. 250 verweist. Es erscheint auch wenig glaubhaft, daß Schurff von seinem Schulmeisteramt aus als Stadtarzt nach Biberach berufen wurde, ohne vorher eine Arztpraxis ausgeübt zu haben.

## Aus angesehener Biberacher Familie

Fraglich bleibt, wie er zu dieser Berufung gekommen sein mag. Man weiß zu berichten, daß seine Frau einer angesehenen Familie dieser Stadt entstammen soll, ohne einen Namen zu nennen. Nach Überlieferungen soll er mit einer Lamparter verheiratet gewesen sein, deren Familie in der Tat zu jener Zeit in Biberach urkundlich nachgewiesen ist, die dort dem Patriziat angehört hat. Hubert Schmidt ist in seiner ungedruckten, im Stadtarchiv Biberach vorhandenen maschinenschriftlichen Dissertation „Das Patriziat der Reichsstadt Biberach und seine Grundbesitzpolitik bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts“ (S. 55/57) auf die Familie Lamparter näher eingegangen. Danach erscheint das Geschlecht erstmals 1463 unter den Bürgern Biberachs, war aber auch im Patriziat von Basel, Augsburg und Reutlingen vertreten. Als Erster des Namens in Biberach wird Ulrich Lamparter genannt, der mit Margarethe von Trümlin verheiratet war, aber schon ein Jahr nach seiner Niederlassung starb. Urkundlich ist Ulrich gen. Lamparter zusammen mit anderen Besitzern von Gütern zu Röhrwangen, das im Weichbild von Biebrach liegt, in einem Streit zwischen ihnen und dem Priester Albert Gächinger zu Schämberg erwähnt, der durch dessen Forderung nach Heu- und Obstzehnten entstanden war. Am 21. 12. 1447 haben der Bürgermeister und Rat der Stadt Biberach in dieser Streitsache entschieden und den Entscheid besiegelt. Daraus folgt, daß Ulrich bereits 1447 im Besitz von Ländereien zu Röhrwangen gewesen ist, möglicherweise bevor er Bürger von Biberach wurde.

Folgt man den Ausführungen der Dissertation, so hatte Ulrich Lamparter die Söhne Gregor und Martin und eine Tochter Elisabeth. Dem entspricht auch eine tabellarische Darstellung im Stadtarchiv Biberach. Die beiden Söhne hatten von ihrem Vater „einige Güter und das Schloßlein“ in Röhrwangen, außerdem einen Hof, ein österreichisches Lehen in Schweinhausen geerbt. Gregor hatte offenbar an diesen Ländereien nur wenig Interesse, weil er sich nach einem juristischen Studium der akademischen und nachher der politischen Laufbahn widmete. Er wurde einer der ersten Professoren der 1477 von Graf Eberhard mit dem Bart gegründeten Universität, dann dessen Rat, den er 1495 auf den Reichstag zu Worms begleitete, später dessen Kanzler. Er kam zu höchsten Ehren in der Gnadensonne Kaiser Maximilians und dessen Nachfolger, Karl VI. Er wurde österreichischer Kanzler und Geheimer Rat und war mit dem Orden des Goldenen Vlieses ausgezeichnet worden. So stieg er zu höchsten Ehren, bis er am 25. 3. 1523 in Nürnberg starb. H. F. Autenrieth hat zwar unter dem Titel „Der Staatsmann Gregor Lamparter“ in der „Schwäbischen Zeitung“ vom 18. 12. 1963 ein Charakterbild gezeichnet, das zu den Ehren, in denen Gregor unter Eberhard dem Rauschebart und den genannten Kaisern in diametralem Gegensatz steht. Autenrieth vertritt in dem Artikel die Ansicht, daß die Geschichte Gregor Lamparters „durch Ehrgeiz, Eigennutz, Ungerechtigkeit, ja Verrat befleckt war“.

Inwieweit diese Meinung berechtigt ist, braucht hier nicht untersucht zu werden, da Gregor Lamparter hier nur am Rande interessiert. Wichtiger ist in diesem Zusammenhang sein Bruder Martin, da man von ihm annimmt, daß er der Schwiegervater des Stadtarztes Johannes Schurff gewesen ist. Er tritt zum ersten Male in einer Urkunde vom 27. 1. 1480 auf, mit der ihm sein Bruder Gregor die ihm gehörige Hälfte eines Hofes zu Röhrwangen verkauft. Gesiegelt wurde diese Urkunde von Stadtmann Heinrich von Pflummern und Ratsherrn zu Biberach Hans Schad. In den Folgejahren bis zur Jahrhundertwende begegnet man dann Martin Lamparter in verschiedenen Urkunden als Bürger zu Biberach und als Obermann der Herrschaft Warthausen bei Biberach, u. a. in den Urkunden vom 17. 5. 1483 und 10. 11. 1496, die er siegelt. In der Urkunde vom 27. 9. 1501 wird er dagegen erstmals als Ratsherr und Spitalpfleger zu Biberach erwähnt. (Originalpergament im Hauptstaatsarchiv Stuttgart B. 163 Nr. 254) Einen noch besseren Einblick in die Familienverhältnisse Lamparter gibt eine Urkunde vom 29. 12. 1504, mit der Kaiser Maximilian auf die Klage des Martin Lamparter zu Biberach, der ebenso wie seine Voreltern einen Hof zu Röhrwangen innehatte, entschied, daß Heinrich von Essendorf, der den Gerichtszwang über Röhrwangen erlangt hatte, dem Martin Lamparter und seinem Maier, sowie Dr. Gregorius Lamparter und dessen eheliche Erben und ihren alten Gerechtigkeiten keinen Schaden und Abbruch zufügen darf. Mit Heinrich von Essendorf scheint es allgemein Streit gegeben zu haben, denn mit Urkunde vom 14. 10. 1505 bevollmächtigte verschiedene Grundherren und Pfleger, darunter auch Martin Lamparter zu Biberach, Hans Gaupp den Jüngeren, sie in ihrem Streit in dem vor dem Lehengericht in Innsbruck anberaumten Termin vom 20. 10. 1505 zu vertreten. (Originalpergament im Hauptstaatsarchiv Stuttgart B. 163 Nr. 264)

Aus der Zeit von 1507 bis 1516 liegen dann 16 Urkunden vor, in denen Martin Lamparter entweder als Ratsherr oder als Stadtmann für die Stadt siegelt. In einer ihm persönlich betreffenden Urkunde vom 21. 3. 1521 wird er letztmalig erwähnt. Mit dieser Urkunde verkaufen Kaspar Rapp und Hans Hayn aus Ingerkingen, einem Dorf nordwestlich von Biberach, einen jährlichen Geldzins an ihn aus ihren dort gelegenen Gütern. 1509 hatte Martin Lamparter und seine Ehefrau Barbara mit 1000 Pfund Heller als Hauptgut und dem Haus vor dem Siechentor eine ewige Messe und Kaplaneipfründe in der Pfarrkirche von Biberach gestiftet mit der Bestimmung, daß das Patronat dem jeweils ältesten Lamparter und nach deren Aussterben dem Rat der Stadt zustehen sollte. Zugleich verfügen sie über einen Teil ihrer Güter. So sollten nach ihrem Tode die beiden geteilten Höfe in Röhrwangen, das Haus am Spitalstadel und der Garten vor dem Siechentor Dr. Gregor Lamparter und dessen Ehefrau Anna sowie deren Kindern zu gleichen Teilen zukommen. Ihnen, den Nachkommen des Dr. Gregor, wurde ein Vorkaufsrecht zubilligt, falls sie nach Biberach ziehen. Auf keinen Fall sollten die beiden Höfe in Röhrwangen als alter Besitz der Vorfahren aus der Familie kommen. In dem gemeinsamen Testament, das einen der wenigen erhalten gebliebenen Familienverträge des Biberacher Patriziats darstellt, und das von den Eheleuten eigenhändig unterschrieben und von den übrigen Verwandten und dem Bürgermeister Jakob Felger besiegelt worden ist, war außerdem bestimmt, daß jeder der Bedachten leer ausgehen sollte, der den Vertrag anfechten würde.

## Angedichtetes Bürgermeisteramt

Doch zurück zu dem Stadtarzt Johannes Schurff. Wie schon erwähnt, hat er das ihm angedichtete Bürgermeisteramt von St. Gallen nie innegehabt. Bürgermeister dieser Stadt war nicht er, sondern sein gleichnamiger Vater. Darauf dürfte wohl der Irrtum beruhen. In jedem Fall steht aber fest, daß der Biberacher Stadtarzt aus St. Gallen stammte und einem Geschlecht angehörte, das nicht nur in dieser Stadt, sondern auch in Appenzell eine große Rolle gespielt hat und mit deren Geschicken innig verbunden war. Nach Lage der Sache muß sogar angenommen werden, daß der Ursprung der Familie in Appenzell zu suchen ist, wenn auch die ältesten urkundlichen Erwähnungen aus St. Gallen stammen. So wird im ältesten Stadtbuch von St. Gallen am 31. 1. 1374 ein Gewandschneider Ruedi Schurpf als Besitzer eines Hauses „hinder der metzi“ genannt, der noch 1391 und Ende Mai 1396, diesmal zusammen mit seiner Frau Ursula aufgeführt wird. (Stadtarch, St. Gallen Bd. 538 p. 330, 435, 448). Sein Bruder war offenbar Wälti (Walther) Schurpf, der im Stadtbuch erstmals Mitte 1376 als Pfister = Bäcker, wohnhaft im Bruel, erwähnt ist. Der Geschlechtsname Schurff in der Schreibweise Schurpf, Schurpf, Schuirph und Schirpff kommt im Appenzellerland schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts häufig vor, bis das Geschlecht 1978 in den Kanton Schwyz abwanderte. (M. Dettl, Schwyzer Chronik p. 346, 351.) Mit Sicherheit muß angenommen werden, daß auch der Bürgermeister von St. Gallen, Walther Schurpf, aus dem Appenzellerland stammt, denn durch die Reimchronik des Appenzeller-Krieges wird bewiesen, daß er von den Appenzellern als „unser landtmann“ bezeichnet worden ist. Im Appenzellerischen Wappen- und Geschlechterbuch von E. Koller und J. Signer von 1926 wird der Name mit „schürfen“ erklärt, es erscheint aber richtiger, den Namen mit dem Flurnamen Schurph in Verbindung zu bringen, der sich auf einen Weingarten bei Rebstein im Rheintal an der Grenze gegen das Appenzellerland bezog. (Lehnbuch von 1413 des Stiftsarchivs St. Gallen LA 74 p 96)

Schon am 3. 2. 1388 ist Walther Schürpf Zunftmeister der Bäckerzunft und als Elfer der Zunft im Großen Rat der Stadt, wo er mit diesem Datum Zeuge bei der Rechnungsabnahme ist. (Stadtbuch p. 243) Das Historische Biographische Lexikon der Schweiz Bd. VI S. 250 und mit ihm Frau Wibke Schaich-Klose in ihrer Arbeit über Dr. Hieronymus Schürff, St. Gallen 1967 und auch das 107. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen 1967 bezeichnet ihn am 12. 5. 1382 als Bürger und Reichsvogt. Die im Urkundenbuch der Abtei St. Gallen von Wartmann, St. Gallen 1899 Teil IV S. 227 abgedruckte Urkunde ist aber offensichtlich falsch ausgelegt worden. Durch diese Urkunde verkaufen die Witwe Elsbeth Wartenberg von St. Gallen und ihr Sohn Heinrich die Meglisalp zu Appenzell an die Brüder Heinrich und Otmar Schwander von St. Gallen. Dabei heißt es im Schweizer Deutsch, daß sie sich den „vogt Walthern Schurphen, den phister, och burger ze Sanct Gallen nam.“ Hier hat die Bezeichnung „Vogt“ nur die Bedeutung eines Vormundes oder Beistandes und ist keineswegs mit „Reichsvogt“ gleichzusetzen. Von ihm zeugen noch mehr Urkunden, in denen eine der vertragsschließenden Parteien ihn gebeten hatten, als Bürger von St. Gallen zu siegeln. (29. 11. 1388, 28. 4. 1397, 18. 2. 1400.)

1400 wurde Walther Schürpf Bürgermeister von St. Gallen und dieses Amt wurde für ihn schicksalhaft. Wie die Appenzeller Reimchronik berichtet, hatte sich das Gericht, daß der Abt Kuno sich enger mit Österreich verbinden wollte, und gerade im freiheitlichen Appenzellerland fürchtete man sich vor einer österreichischen Herrschaft. In dieser bedrohlichen Lage holten sich appenzellerische Abgesandte Rat bei Walther Schürpf, der das appenzellerische Landrecht besaß und, wie schon erwähnt, als ihr „landtmann“ betrachtet wurde. Sie haben nun den Rat von St. Gallen bewogen, den Abschluß eines Widerstandsbundes zu betreiben. Diese Besprechungen im Rat von St. Gallen, bei denen sich Schürpf zugunsten Appenzells aussprach, führten dann am 17. 1. 1401 trotz des Widerspruchs einiger Ratsmitglieder zum Bündnis zwischen St. Gallen und Appenzell. Es war ein offenes Bündnis gegen die drohende Gefahr einer Beherrschung der äbtischen Lande durch Habsburg, wobei der Feind zwar nicht genannt wurde, dieser aber nur Österreich sein konnte. In dieser Lage rief der Abt die Bodenseestädte um Vermittlung an, doch bevor eine solche zustande kam, brach der Aufstand im Appenzellerland aus.

Fortsetzung folgt.

1. Jahrgang – Heft 1 – Seite 42

# Wie das Bundesland Baden-Württemberg entstand

## Historische Betrachtung anlässlich der Ausstellung „25 Jahre Baden-Württemberg“

Von Prof. Dr. Gebhard Müller

Nur wenige von denen, die unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg und seiner entsetzlichen Hinterlassenschaft die Mühe auf sich nahmen, wieder ein freiheitliches Staatswesen aufzubauen, sind noch am Leben. Die heute das Schicksal des Volkes gestaltende Generation war damals noch im Kindesalter oder als Soldaten unter entwürdigenden Umständen einem Kriege entronnen, dessen vernichtende Folgen in einer totalen Niederlage heute kaum noch vorstellbar sind. Vereinsamt, vom bisher feindlichen, aber auch neutralen Ausland verachtet und mit Mißtrauen bedacht, völlig vom guten Willen der Siegermächte abhängig, mußten die Verantwortlichen ans Werk gehen. Was zunächst getan werden konnte, hatte den Charakter des Vorläufigen, konnte nicht über den Tag hinaus reichen und zur Not gerade die physische Existenz der Bevölkerung sichern.

Und doch ist in den Jahren 1945 bis 1953 ein Werk gelungen, das in die Zukunft gewiesen, das ein ideales Modell deutscher Möglichkeiten aufzeigt und sich als ein dauerhaftes und gesundes Glied der neuen deutschen Republik bewährt hat - ich meine den Zusammenschluß der bis 1945 bestehenden Länder Baden und Württemberg. Man nimmt heute seine Existenz als selbstverständlich hin. Das 25jährige Jubiläum des Bestehens des Landes ist etwas im Schatten geblieben - verständlich und zu Recht. Was sind schon 25 Jahre im Leben eines Volkes? Eine flüchtige Woge auf dem Meer der Geschichte, die in Sekunden-schnelle zerrinnt! Dennoch verdient die Frage, wie es eigentlich zur Bildung dieses Landes gekommen ist, Interesse und Nachdenken. Man kann letztlich die Gegenwart nicht verstehen, wenn man die Vergangenheit nicht kennt, aus der sie in einem sich stetig vollziehenden Prozeß erwächst. Freilich ist es schwierig, aus der verwirrenden Fülle des Ablaufs dieses Prozesses das Wesentliche herauszuholen, alle Verdienten und alle Verdienste zu nennen, dem Willen der handelnden Personen, vor allem der ehemaligen Gegner des Zusammenschlusses, und zumal als Beteiligten, gerecht zu werden.

Die alten Länder Baden und Württemberg, aus denen sich der neue Staat Baden-Württemberg zusammensetzt (neben den Hohenzollerischen Landen, die 1849 von ihren verärgerten Fürsten an Preußen verkauft wurden), verdanken ihre Existenz dem Kaiser Napoleon. Sie waren die Hauptgewinner aus der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch den Wiener Kongreß 1815 vollendet wurde. Im Friedensvertrag von Luneville 1801 hatte Napoleon das gesamte linke Rheinufer erhalten. Er entschädigte die bisherigen Herren, so Württemberg für Mömpelgard, durch rechtsrheinische Gebiete. Der Markgraf von Baden-Durlach vergrößerte die Einwohnerzahl von 175 000 auf eine Million. Württemberg wurde durch die Zuweisungen Napoleons dreimal so groß wie bisher und steigerte seine Einwohnerzahl von 600 000 auf 1,4 Millionen. Verwandtschaft und Schwägerschaft, aber auch Bestechung spielten bei diesen Verhandlungen eine nicht geringe Rolle, wie die noch heute im Generallandesarchiv in Karlsruhe befindlichen Belege des Unterhändlers Freiherr von Reitzenstein ausweisen und der französische Außenminister Talleyrand nicht bestritten hat. Nachdem Baden und Württemberg dem Rheinbund beigetreten waren, den man nicht ganz mit Unrecht als eine „Satellitenföderation“ Napoleons bezeichnet hat, erhielt das neue Baden noch die Gebiete Ortenau und das bis dahin vorderösterreichische Gebiet mit Freiburg, Württemberg die österreichischen Besitzungen in Oberschwaben und die Reichsstadt Ulm.

Damit verschwand eine bunte, stets wechselnde Landkarte: Bistümer, Abteien, kleine weltliche Fürstentümer, Grafen und Reichsritter, Reichsstädte und Reichsdörfer, die zum großen Teil Zentren hoher Kultur und Menschlichkeit, aber auch wirtschaftlicher Blüte waren. Der Zar von Rußland und Frankreich, die

Hauptakteure in diesem Geschehen, in das auch die unselbige Säkularisation fällt, verfolgten damit das gleiche Ziel. Sie wollten starke Mittelstaaten als Gegengewicht gegen die Großmächte Preußen und Österreich schaffen.

In den neuen Staaten entwickelte sich nach anfänglichen Schwierigkeiten - König Friedrich hatte in der Gegend von Mergentheim Bauern noch aufhängen lassen, die sich gegen die Neuordnung auflehnten - ein selbstbewußtes Staatsgefühl und eine eigene, lebendige und tiefe Staatstradition. Sie wurden zu innerlich festgefühten Staatswesen; man war stolz auf sein Land und der Landesdienst an leitender Stelle erschien als höchstes Ziel und verpflichtende Aufgabe. Baden rühmte sich als „Musterlände“ seiner liberalen Tradition, Württemberg wurde als Land gepriesen, das eine bewundernswürdige wirtschaftliche Aufbauleistung vor allem in den bisherigen Not- und Hungergebieten erbracht und sich mit seinen Erfindern und Weltfirmen an die Spitze im deutschen Wirtschaftsgeschehen gestellt hatte. Die Verbindung der Bevölkerung mit den Fürstenthümern war eng, die Erinnerung an die wenig ruhmvolle Entstehungsgeschichte dieser Länder und den zum Teil überaus schmerzlich empfundenen Verlust des „Glücks im Winkel“ der Kleinstaaten und Herrschaften wie ausgelöscht. Noch während des Ersten Weltkrieges meinte Wilhelm Keil, ein führendes Mitglied der württembergischen Sozialdemokratie, in einem Leitartikel der Stuttgarter „Tagwacht“, des Organs seiner Partei, anlässlich des 25jährigen Regierungsjubiläums des Königs Wilhelm II.: seine Partei wolle zwar die Republik, ihr erster Präsident werde aber der bisherige König sein.

An einen Zusammenschluß der beiden Länder dachte eigentlich niemand. Es bestanden auch keine engere Verbindung, keine irgendwie organisierten Bestrebungen, keine „Bewegung“ für einen Zusammenschluß. Nach dem Zusammenbruch der Monarchie 1918/1919 haben weder der Neugliederungsartikel 18 der Weimarer Reichsverfassung noch der Vorschlag von Hugo Preuß, unter Auflösung von Preußen und Verselbständigung seiner Provinzen zu Ländern 16 Reichskreise zu schaffen, noch die sehr durchdachten Vorschläge des Bundes zur Erneuerung des Reiches Ende der zwanziger Jahre im Südwesten eine Resonanz gefunden; sie sahen im übrigen auch keinen Zusammenschluß der beiden Länder vor. Nur unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg setzten sich angesehene Politiker wie Wilhelm Keil, Lorenz Bock, Theodor Heuss und Willy Hellpach in Reden und gelegentlichen Artikeln für einen Zusammenschluß der beiden Länder ein, ohne jedoch ausreichendes Gehör zu finden.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges, eine unermessliche nationale, wirtschaftliche und finanzielle Katastrophe, brachte für den Südwesten zusätzliches Unglück. Die Alliierten hatten bei den Konferenzen in Casablanca und Jalta 1942 und 1945 die bedingungslose Kapitulation des bereits im Todeskampf zerfallenden deutschen Angreifers und die Zerstückelung des Deutschen Reichs vereinbart und nach der Besetzung zunächst seine Aufteilung in drei Besatzungszonen, eine amerikanische, russische und britische vorgesehen. General Charles de Gaulle, der Führer der französischen Widerstandsbewegung und der französischen Exilregierung in London, nach dem Einmarsch der Alliierten in das von den Deutschen besetzte Paris Befehlshaber der neu gebildeten französischen Truppen, hatte in Jalta erreicht, daß ihm eine eigene Besatzungszone zugebilligt wurde, die aus der englischen und amerikanischen herausgeschnitten wurde. Um sein Mitspracherecht, seine Gleichberechtigung und das Prestige Frankreichs zu betonen und zu sichern, hatte er seine unter amerikanischen Oberbefehl stehenden Truppen befehlswidrig angewiesen, Stuttgart zu besetzen. Er kam, von Westen vorstoßend, ohne Widerstand von deutscher Seite zu finden, den Amerikanern zuvor, die von Norden, von Ellwangen und Gmünd heranmarschierten, aber wegen der Zerstörung der König-Karls-Brücke nicht in Stuttgart einmarschieren konnten. Dies war am 21. April 1945.

Die Franzosen versuchten sofort eine deutsche Landesverwaltung mit der alten Hauptstadt Stuttgart einzurichten und beauftragten nach Ablösung des bisherigen Oberbürgermeisters Dr. Strölin dessen Nachfolger Dr. Arnulf Klett mit der Bildung einer Landesregierung unter seiner Leitung. Dr. Reinhold Maier, der sich mit Konrad Wittwer und Wölz in Schwäbisch-Gmünd befand und sich dort dem von den Amerikanern eingesetzten Landrat Burkhardt zur Verfügung stellte, gab der Bitte von Klett, an seiner Stelle die neue Landesregierung zu bilden, nicht statt. Offenbar rechnete er nicht mit einem Verbleiben der Franzosen in Stuttgart. Mit dieser Auffassung behielt er recht. Die Franzosen mußten auf strikte Weisung des amerikanischen Präsidenten Truman selbst Stuttgart wieder räumen; er hatte ihnen mit dem Entzug aller Unterhaltsmittel, Waffen, Geräte, von Treibstoff und Lebensmitteln für ihre Truppen gedroht. Die Franzosen fügten sich dieser Drohung, verließen Stuttgart am 28. Juli 1945 und errichteten ihr Hauptquartier zunächst in Freudenstadt im sog. Großen Haus des Hotels Waldeck und später im Justizgebäude in der Doblerstraße zu Tübingen. Die noch von ihnen eingesetzte Landesregierung mit neun Landesdirektoren wurde dann mit Reinhold Maier an der Spitze am 24. September 1945 von der amerikanischen Militärregierung bestätigt. Wenige Tage zuvor wurden durch die Proklamation Nr. 2 der amerikanischen Militärregierung vom 19. September 1945 jeweils die nördlichen Teile der früheren Länder Württemberg und Baden zum Land Baden-Württemberg vereinigt. Im Süden wurden in einer etwas langsameren Entwicklung zwei neue Länder, nämlich Baden (Südbaden) und Württemberg-Hohenzollern gebildet. Die Teilung erfolgte aus rein strategischen Gründen entlang der Autobahn Mannheim - Karlsruhe - Stuttgart - Ulm - München. Die Amerikaner wollten eine ungehinderte Verbindung zwischen ihren Truppen im Westen und Bayern. Die nördlichen Teile wurden der amerikanischen, die südlichen einschließlich des Regierungsbezirks Sigmaringen, den Hohenzollerischen Landen, der französischen Besatzungszone zugeschlagen.

Die Stuttgarter Landesregierung versuchte, zunächst mit Billigung der aus Stuttgart abziehenden Franzosen, die Einheit des Landes Württemberg durch sogenannte délégués als ihre Repräsentanten aufrecht zu erhalten. Sie vertraten die Geschäftsbereiche der Stuttgarter Ministerien in vollem Umfang für die französische Zone, aber unter der Oberaufsicht der Minister. Ich war Delegierter für das Justizwesen, Vertreter von Minister Beyerle. Dieser Zusammenhalt gelang nur kurze Zeit. Die Amerikaner verboten jede Zusammenarbeit der Regierung in Stuttgart mit den Delegierten, die dann von den Franzosen als selbständige Leiter ihrer Ressorts eingesetzt wurden, ohne sich zu einer Landesregierung zusammenzuschließen. Anfangs Oktober 1945 wurde dann Carlo Schmid von der französischen Militärregierung zum Chef einer deutschen Landesverwaltung in Tübingen ernannt und bildete das Staatssekretariat Tübingen, das aus Landesdirektoren bestand, von der Stuttgarter Regierung unabhängig war, sich aber betont als „Abwesenheitspfleger“ derselben betrachtete, solange das Land in verschiedene Besatzungszonen aufgeteilt war.

Mit der Verabschiedung der ohne jede Mitwirkung der südlichen Landesteile und ihrer Bevölkerung zustande gekommenen Verfassung von Württemberg-Baden vom 28. November 1946 war die Trennung auch staatsrechtlich vollzogen. Ein halbes Jahr später gaben sich auch die beiden französisch besetzten Länder eigene Verfassungen. Auch sie wurden durch Volksabstimmung angenommen.

Südbaden umfaßte das Gebiet südlich von Rastatt. Es war vom übrigen Baden völlig getrennt, betrachtete sich aber als Treuhänder ganz Badens. Es wurde zunächst von Ministerialdirektoren verwaltet, wählte aber dann eine erste Regierung unter Leo Wohleb.

In ihren Verfassungen hatten die neuen Länder in verschiedener Weise eine Wiedervereinigung vorgesehen. Württemberg-Baden bestimmte in einem in den späteren Verhandlungen überaus bedeutsam gewordenen Artikel 107, der von dem CDU-Abgeordneten Felix Walter vorgeschlagen worden war, daß der Zusammenschluß dieses Landes zu einem Südweststaat nur einer einfachen Mehrheit ohne Volksabstimmung bedürfe. Jede andere Lösung, vor allem die Wiederherstellung der alten Länder, war nur durch Verfassungsänderung möglich. Württemberg-Hohenzollern bezieht sich in Artikel 1 seiner Verfassung als „Teil Württembergs und Glied der (damals noch nicht bestehenden) deutschen Bundesrepublik“. Die Franzosen forderten die Streichung von „ein Teil Württembergs“. Der Zusammenschluß mit dem alten Württemberg wie auch jede andere Regelung war freilich ohne Verfassungsänderung durch Volksabstimmung möglich. Die badische Verfassung sah lediglich die Wiederherstellung des Landes Baden vor.

Ich gestehe, daß auch ich und viele meiner Freunde und Mitglieder aller Parteien vor Mitte 1948 nur die Rückkehr zum alten Württemberg im Auge hatten. Jedenfalls hatten andere Vorschläge als der Zusammenschluß oder die Wiederherstellung der beiden alten Länder keine Bedeutung.

So propagierte der Konstanzer Archivar Dr. Feger in einem von der französischen Militärregierung mit der höchsten Auflage und Papierzuteilung gegenüber allen damals erschienenen Büchern bedachten Werke eine autonome alemannische Demokratie. Er schlug den Zusammenschluß der alemannischen Teile von Baden und Württemberg, Hohenzollern, Bayerisch-Schwaben, Vorarlberg und dem Elsaß zu einem selbständigen Lande in einem losen deutschen Staatenbunde vor. Leo Wohleb bzw. sein einflußreichster Mitarbeiter, Dr. Zürcher, brachten die Bildung des „Südstaates“ aus Südbaden, Südwürttemberg und Hohenzollern mit Rottweil oder Sigmaringen als Hauptstadt ins Gespräch, also eine dem Zusammenschluß der nördlichen Teile entsprechende Gestaltung (die am Ende nach meiner Überzeugung zu einem Gesamtzusammenschluß geführt hätte; ich habe sie aber abgelehnt, da ich den Gesamtzusammenschluß, auch ohne diesen Umweg für sicher hielt). Schließlich kam durch die Fehlleitung der Post ein als vertraulich zu behandelnder Brief Dr. Zürchers an den Landeshauptmann Müller in Sigmaringen in meine Hand, in dem zu einer Geheimkonferenz auf Burg Windeck im Februar 1949 eingeladen wurde, auf der über den Zusammenschluß von Pfalz, Südbaden, Hohenzollern, Lindau und Vorarlberg beraten werden sollte. Einen Vorschlag der französischen Militärregierung, Lindau und Weiler - die von Tübingen betreut wurden und im Landtag vertreten waren - mit Württemberg-Hohenzollern zu vereinigen, habe ich mit Rücksicht auf Bayern nicht akzeptiert. Bestrebungen, auch die Kurtpalz und damit einen ungeteilten Rhein-Neckar-Raum über die Rheingrenze hinweg in den Südweststaat einzubringen, setzten sich nicht durch. Das zu diesem Ziel veranstaltete Volksbegehren fand nicht die erforderliche Stimmenzahl. Hauptträger dieser Bestrebungen war der Verein Kurpfalz, vor allem auch der damalige Oberbürgermeister Mannheims, Dr. Heinrich, der mit guten Argumenten die zentrale Rolle Mannheims in einem solchen vergrößerten Südweststaat als dessen „Fenster nach dem Westen“ immer wieder betonte.

Freilich war eine Änderung der Verhältnisse vor allem in Baden und Württemberg-Hohenzollern dringend. Von dem Norden abgeschnitten, auf die überwiegend landwirtschaftlichen Gebiete angewiesen, losgerissen wie eine Insel im Meere, unter stärkstem Druck der Besatzung stehend - Frankreich

seinerseits war nach vier Jahren deutscher Besetzung verarmt und ausgeblutet - , konnte es nur mühselig das Existenzminimum seiner Bevölkerung sichern. Es mußte die anspruchsvolle Besatzung unterhalten, allein dreißigtausend Personen in Baden-Baden. Zu den Besatzungskosten kamen noch und ausschließlich für die französische Zone echte Reparationen, die allein 30 Prozent der Staatseinnahmen verschlangen und vor allem nach dem Amtsantritt von Francois-Poncet noch gesteigert wurden. Württemberg-Hohenzollern mußte neben den Lebensmittelenahmen für die Besatzung noch die Saar, den französisch besetzten Teil Berlins mit 800 000 Einwohnern, Rheinland-Pfalz, zeitweise auch Südbaden mit Lebensmitteln versorgen, sodaß über nahezu vier Jahre für die eigene Bevölkerung eine Zuteilung von etwa 600 Kalorien übrig blieb, während man normal 2000 Kalorien als für die Erhaltung der Gesundheit notwendig erachtete. (Für die Gefängniskost in Baden-Württemberg sind zur Zeit mindestens 2400 vorgeschrieben.) Zu allem Elend kam noch die Demontage der Fabriken, vor allem der Uhren- und Werkzeugmaschinenindustrie, die völlige Zerstörung der ehemaligen Rüstungsfabriken in Oberndorf und Friedrichshafen, die Abholzung der Wälder. Nur von einer Änderung der Besatzungsverhältnisse konnte man sich eine Erlösung aus dem Elend erwarten. Diese wurde aber von den Franzosen bis Mitte 1948 strikt abgelehnt. Es wäre ungerecht zu verschweigen, daß in diesen Notjahren Württemberg Baden jede mögliche und sinnvolle Hilfe geleistet hat.

Während noch in Jalta die Westmächte und die Sowjetunion die endgültige Zerstückelung Deutschlands vereinbart hatten, hatte sich schon bei der Siegerkonferenz in Potsdam eine grundsätzliche Änderung der amerikanischen Haltung angebahnt. Im Weißen Haus hatte sich Stettinius gegen den radikalen Deutschenfeind Morgenthau durchgesetzt. Deutschland sollte, verkleinert durch abzutretende Gebiete im Osten und Westen, als politische und wirtschaftliche Einheit erhalten bleiben. An Stelle des hitlerischen Zentralstaates und des übermächtigen, besonders verhassten Preußen sollte ein föderalistischer Staatsaufbau treten. Deutschland sollte nicht dem Schicksal Karthagos anheimfallen. Im Interesse einer stabilen wirtschaftlichen und politischen Friedensordnung sollten nur maßvolle und erfüllbare Bedingungen auferlegt werden. Man hatte zudem die Gefahren erkannt, die Europa von dem sich an allen Grenzen machtvoll ausdehnenden Russland drohten, vor allem nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch Rußland im Februar 1948, die die Gefahr eines dritten Weltkrieges heraufbeschwor, und die im gleichen Jahre beginnende Blockade Berlins. Schon die Rede des Außenministers Byrnes in Stuttgart im September 1946 hatte auch die Deutschen aufhorchen lassen, die ja von allen Informationen über das Weltgeschehen abgeschnitten waren und höchstens durch einzelne ausländische Zeitungsexemplare, die ihnen von Besatzungsangehörigen überlassen wurden, bruchstückweise von den wichtigsten Geschehnissen wie etwa der Konferenz in Moskau 1947 und ähnlichen Stationen der außenpolitischen Entwicklung Kenntnis erhielten.

Die Initiative zu dieser fundamentalen politischen Neuorientierung ergriffen die Amerikaner. Sie ging dahin: In einer Konfrontation zwischen Ost und West steht Deutschland im Mittelpunkt der Bedrohung, auf seinem Boden beginnt zweifellos eine kriegerische Auseinandersetzung. Da die deutsche Einheit auf unabsehbare Zeit nicht zu erreichen ist, ist jedenfalls die rasche Eingliederung der westdeutschen Wirtschaft in die europäische Wirtschaft erforderlich, da sie sonst zugrunde geht. Diese Eingliederung ist aber nur möglich durch die Bildung eines westdeutschen Staates und seine Eingliederung in eine westeuropäische Staatengemeinschaft. Nur in einem politisch und wirtschaftlich handlungsfähigen Staat organisiert konnten die 45 Millionen Westdeutschen die ihnen zugedachte Rolle spielen. Dieser Staat sollte föderalistisch sein, die Zentralgewalt aber so stark, daß sie die wirtschaftliche und soziale Gesundung Deutschlands sichern konnte. Das war das wesentliche Ergebnis der Londoner Konferenz, die vom Februar bis Juni 1948 dauerte und deren Protokolle wir erst seit zwei Jahren kennen.

Nur in diesem Zusammenhang kann man die sogenannten Frankfurter Dokumente vom 1. Juli 1948 sehen, in denen die Westmächte einschließlich der Franzosen den Deutschen das Angebot zum politischen Zusammenschluß machten zum Zusammenschluß der drei Westzonen in einer Bundesrepublik Deutschland. Während Dokument I die Schaffung der Bundesrepublik vorsah, werden in Dokument II die Ministerpräsidenten von den drei Militärregierungen ersucht, die Grenzen der zur Zeit bestehenden einzelnen Länder zu überprüfen im Sinne einer Beseitigung der Besatzungswillkür bei der Schaffung dieser Länder und zwar durch Schaffung eines historisch gewachsenen Föderalismus und Änderungen vorzuschlagen. Dokument III schließlich enthielt den Entwurf eines Besatzungsstatuts, in dem die Beziehungen zwischen dem neuen Staat und den Besatzungsmächten geregelt werden. Solche Änderungen sollten, wie es hieß, den überlieferten Formen Rechnung tragen und möglichst die Schaffung von Ländern vermeiden, die im Vergleich mit den anderen Ländern entweder zu groß oder zu klein wären. Bei Genehmigung solcher Vorschläge sollte dann eine Volksabstimmung stattfinden.

Alle Vorschläge in den drei Dokumenten bildeten eine Einheit und konnten nur insgesamt angenommen oder abgelehnt werden.

Während sich die Ministerpräsidenten auf den Konferenzen auf dem Rittersturz und Schloß Niederhausen über Dokument I, die Einberufung eines Parlamentarischen Rates und die Schaffung einer vorläufigen Verfassung für die neu zu errichtende Republik nach langwierigen Auseinandersetzungen einigten, konnten sie sich innerhalb der gesetzten Frist (zwei Monate bis zum Zusammentritt des Parlamentarischen Rates) und auch nach deren Verlängerung bis Oktober 1948 über eine Gesamtneugliederung nicht einigen. Es war völlig unmöglich, eine Einigung zwischen Hamburg und Schleswig-Holstein, zwischen Bremen und Niedersachsen, aber auch über das künftige Schicksal von Rheinland-Pfalz, die Abgrenzung zu Hessen, die Neugestaltung von Nordrhein-Westfalen herbeizuführen. Zu vielgestaltig waren die Verhältnisse und die Interessen, zu groß auch die Befürchtungen bei einem Wechsel der Besatzungsmacht, mit dem man je nach den Umständen rechnen mußte. Nur Bayern sollte, von der Vorderpfalz abgesehen, unangetastet bleiben. Aber auch die drei südwestdeutschen Länder waren sich nicht über einen einheitlichen Vorschlag einig geworden. In einer Konferenz in Bebenhausen im September 1948 - an der ich erstmals als Regierungschef teilnahm - schlugen Baden und Württemberg Hohenzollern vor, daß zunächst nur eine Volksabstimmung über die Bildung des Südweststaates stattfinden sollte. Wenn sich in jedem der beiden alten Länder eine Mehrheit für den Zusammenschluß ergeben sollte, war er gebildet. Bei Ablehnung des Zusammenschlusses sollte eine zweite Abstimmung über die Wiederherstellung der alten Länder stattfinden; sie sollten gebildet sein, wenn sich auch nur in einem der alten Länder eine Mehrheit dafür ergab. Dieser Vorschlag war von mir ausgearbeitet worden. Ich hatte und habe keinen Zweifel, daß sich damals eine eindeutige Mehrheit für den Südweststaat ergeben hätte. Leo Wohleb, der nach der Festlegung der Auswertung nach alten Ländern meinen Vorschlag nicht ablehnen konnte, hat nach der Konferenz bemerkt, er habe **leider** „gesiegt“. Offenbar rechnete auch er mit einer Mehrheit für den Südweststaat. Stuttgart lehnte unseren gemeinsamen Vorschlag ab und forderte, daß die alten Länder nur gebildet sein sollten, wenn sich in jedem der drei neuen Länder und in Nordbaden eine Mehrheit dafür ergab. Auch sollte je nach dem Abstimmungsergebnis der sogenannte Kleine Südweststaat - ohne Südbaden - gebildet werden können. Der Konferenz der Ministerpräsidenten wurden beide Vorschläge eingereicht. Wie erwähnt, konnten diese sich nicht einigen. Sie erklärten den Alliierten lediglich, daß eine vernünftige Neugliederung in so kurzer Zeit nicht möglich sei, wiesen aber ausdrücklich darauf hin, daß eine Beseitigung der besonders unerfreulichen Verhältnisse im Südwesten Deutschlands nicht aufgeschoben werden sollte.

## Wieder ein interalliiertes Problem

Ohne Zweifel hatte das Versagen der Ministerpräsidenten in der Frage der Gesamtneugliederung, so verständlich es war, schwerwiegende Folgen. Die Neugliederung wurde wieder zu einem interalliierten Problem, zu einer Frage, in der auch die Alliierten nicht einig waren, zu einem Problem der Außenpolitik zwischen ihnen, nachdem die Deutschen die Chance der kontrollierten Eigenbestimmung nicht genutzt hatten. Die Situation war besonders gefährlich und bedrückend für die französische Zone. Sie gab der französischen Besatzungsmacht die Möglichkeit, eine Entscheidung zu vertagen. Die Franzosen hatten nur widerwillig und mit Rücksicht auf die auch für sie vorteilhafte Bildung einer wirtschaftlichen Trizone, die Einbeziehung der französischen Zone in den Marshallplan und die Aussicht auf Vergrößerung ihrer Zone durch einen Rheinlandstaat mit der Hauptstadt Köln einer Neugliederung in den Frankfurter Dokumenten zugestimmt. Nach langem Schweigen beschlossen die Alliierten, die Neugliederung bis zum Abschluß eines Friedensvertrages, im Südwesten bis zur Bildung der ersten Bundesrepublik zurückzustellen. Das war im April 1949, vor der Verabschiedung des Grundgesetzes.

Die Gefahren einer Vertagung blieben bestehen. Zwar sah Artikel 29 des künftigen Grundgesetzes eine Neugliederung des ganzen Bundesgebietes nach einem Gesamtkonzept vor. Das vorgesehene Verfahren war aber so umständlich, daß es vor allem für den Südweststaat nahezu unbrauchbar war. Auch hatten die Alliierten von jeher angekündigt, daß die Gesamtneugliederung bis zu einem Friedensvertrag zurückgestellt würde. Dieser Friedensvertrag steht heute noch aus. Gleichzeitig erklärten sie, daß die Ermächtigung an die Länder in Dokument II von Frankfurt mit Inkrafttreten des Grundgesetzes erlösche. Kategorisch lehnten sie eine Neugliederung durch die Alliierten selbst ab. Dazu kam, deutlich spürbar, eine heftige innerdeutsche Agitation im Hintergrund, um eine Vertagung der Neugliederung zu erreichen. Sie ging auch von Nordrhein-Westfalen aus.

In dieser für den Fortgang der Neugliederung im Südwesten ungewöhnlich bedenklichen Situation formulierten Theodor Eschenburg - Vertreter des Innenministers und mein Hauptreferent in Fragen des Südweststaates - und ich buchstäblich in einer Nacht, fünf Tage vor der Endabstimmung über das Grundgesetz, den dann mit der Zahl 118 versehenen Artikel des Grundgesetzes. Er lautete:

„Die Neugliederung in dem die Länder Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern umfassenden Gebiete kann abweichend von den Vorschriften des Artikels 29 durch Vereinbarung der beteiligten Länder erfolgen. Kommt eine Vereinbarung nicht zustande, so wird die Neugliederung durch Bundesgesetz geregelt, das eine Volksbefragung vorsehen muß.“

Dieser Artikel 118 stellt nach dem klaren Wortlaut, nach der Entstehungsgeschichte eine Ausnahme von Artikel 29 dar, ist für den Südwesten die Neugliederung und begünstigt die Bildung des neuen Landes insofern, als die drei bestehenden Länder als eine Einheit, eine gebietliche Einheit betrachtet und somit den Widerspruch der Bevölkerung eines Landes nicht als entscheidend anerkennt.

Nach Zustimmung von Dr. Reinhold Maier bat ich den Präsidenten des Parlamentarischen Rates, Konrad Adenauer, um sofortige Behandlung unseres Vorschlages. Er wurde am 3. 5. 1948 eingereicht, am 6. 5. vom Hauptausschuß beschlossen; am 8. 5. wurde das Grundgesetz insgesamt verabschiedet. In einem Telegramm teilte Dr. Adenauer mit, daß die Hohen Kommissare am 12. Mai dem Grundgesetz und dem Artikel 118 zugestimmt hätten. In der Zeit vom 16. bis 22. Mai 1948 stimmten die Landtage (mit Ausnahme von Bayern) dem Grundgesetz zu, am 23. Mai wurde es verkündet. Artikel 29 wurde bis zum Inkrafttreten des Friedensvertrages suspendiert.

## „Karlsruher Vertrag“ wurde abgelehnt

Sowohl vor als auch nach dem Inkrafttreten des Grundgesetzes haben die Regierungen der drei südwestdeutschen Länder versucht eine Einigung über die Bildung eines Südweststaates unter sich herbeizuführen. Nach der Bekanntgabe der Frankfurter Dokumente ergriff Reinhold Maier die Initiative und berief auf den 2. August 1948 eine Konferenz auf den Hohenneuffen ein. Das Ergebnis war die Einsetzung einer Kommission, die in den folgenden Wochen den sogenannten „Karlsruher Vertrag“ ausgearbeitet hat, der auch nach seiner Ablehnung eine bedeutende Rolle gespielt hat, da ihm alle Mitglieder der Kommission mit Ausnahme der Stimmhaltung des südbadischen Justizministers Fecht zustimmten. Er trägt das Datum des 24. August 1948. Die wesentlichen Bestimmungen des Vertragsentwurfs waren weitgehende Dezentralisierung der Staatsverwaltung, Gliederung des Staatsgebietes in vier Landesbezirke - entsprechend den bisherigen Ländern Baden und Württemberg-Hohenzollern sowie den Landesteilen Nordbaden und Nordwürttemberg des Landes Württemberg-Baden -, weitest mögliche Selbstverwaltung dieser Landesbezirke, Einschränkung des Aufsichtsrechtes der Landesregierung, Erhaltung der christlichen Gemeinschaftsschule in Württemberg-Hohenzollern nach den Grundsätzen, die beim Zusammenschluß galten, praktisch also die Möglichkeit von konfessionellen Volksschulen, soweit die Eltern nach näheren gesetzlichen Voraussetzungen sie forderten. Der Staatsvertrag sollte ein Bestandteil der Verfassung des künftigen Bundeslandes und zusammen mit dieser angenommen sein, wenn in jedem vertragesschließenden Lande die Mehrheit der abstimmenden Bevölkerung zustimmte. Ohne seinen Landtag mit diesem Vertrag zu befassen, lehnte ihn Wohleb ab, offensichtlich auf Rat und Druck seines Beraters Dr. Zürcher und einer hinter ihm stehenden Gruppe entschiedener Gegner des Zusammenschlusses.

Ich glaube, das war der entscheidende Fehler in der Haltung Wohlebs, aber auch der Anfang des kategorischen Widerstandes der südbadischen Regierung gegen einen Zusammenschluß (während dort Parlament und Parteien sich - wie die CDU - grundsätzlich neutral verhielten). Ein so günstiger Vertrag, der allen irgendwie berechtigten Interessen Altbadens Rechnung trug, vom Geist weitgehenden Entgegenkommens der anderen Partner geprägt war, wurde Leo Wohleb in der Zukunft nie mehr geboten. Dabei war vom altbadischen Standpunkt aus entscheidend, daß das Hauptanliegen der späteren Verhandlungsstadien - die Durchzählung der Stimmen nach alten Ländern - noch verschärft zugrundegelegt wurde: der Südweststaat war schon dann abgelehnt, wenn die Mehrheit in einem der neuen Länder, also auch in Südbaden allein, ihn ablehnte.

Weitere Konferenzen auf Grund des Artikels 118 in Bühl, Freudenstadt, Wildbad, Baden-Baden führten zu keiner Einigung. Ein gemeinsamer Vorschlag der Gesamt-CDU von Baden und Württemberg, die sogenannten Freudenstädter Beschlüsse vom April 1950, scheiterte an der Haltung des Stuttgarter Kabinetts, in Sonderheit seiner nordbadischen Minister. Reinhold Maier hatte ihm für seine Person zugestimmt. Ebenso brachte eine im September 1950 durchgeführte unverbindliche Volksbefragung - die von Tübingen zur Vermeidung eines völligen Stillstandes der Entwicklung angeregt worden war - kein eindeutiges Ergebnis. Sie ergab, ausschließlich durch Südbaden, in ganz Baden eine Mehrheit von 1,14 % = 16 600 Stimmen gegen den Südweststaat (Nordbaden 331 000 Stimmen gegen 248 000, Südwürttemberg 324 000 gegen 26 500 und Nordwürttemberg 623 000 gegen 43 000 für den Zusammenschluß).

Damit war jedenfalls klar entschieden, daß die Art der Auswertung der Stimmen für das Gelingen oder Mißlingen entscheidend war. An den Fragen der Modalitäten der Abstimmung ist schließlich eine Einigung gescheitert. Die Konferenzen waren ein Geduldspiel und ein Eldorado für phantasiebegabte Juristen, an dem auch ich mich nach besten Kräften beteiligen mußte. (Reihenfolge der Fragestellung - Zahl der Abstimmungsbezirke - Stimmrecht der Heimatvertriebenen und der nicht in der Heimat Wohnenden, in Baden oder Württemberg Geborenen - Abstimmung auch über die Beibehaltung des jetzigen Zustandes - Reihenfolge bei mehreren Abstimmungen - Durchzählung nach alten Ländern, Zählung nach den jetzigen Ländern oder im ganzen künftigen Land - einfache oder qualifizierte Mehrheit).

Wenn gerade von Tübingen aus immer wieder auf neue Verhandlungen gedrängt wurde, so war dafür die Besorgnis maßgebend, die Verhandlungen könnten auf unbestimmte Dauer vertagt werden und damit das Verfahren endgültig scheitern.

Nachdem die Verhandlungen über eine Einigung zwischen den Ländern bei der letzten Konferenz in Baden-Baden endgültig gescheitert waren, bat ich die Bundesregierung im Auftrag meiner Kollegen, die Neugliederung im Südwesten durch ein Bundesgesetz zu regeln. Eine Einigung war letztlich daran gescheitert, daß Stuttgart jede Regelung ablehnte, die zu einer Auflösung des Landes Württemberg-Baden hätte führen können; Freiburg beharrte auf der Durchzählung nach alten Ländern und Tübingen konnte sich mit einem „gemischten“ Vorschlag nicht durchsetzen, der eine Berücksichtigung auch der Interessen der bestehenden Länder, vor allem Nordbadens, vorsah, um zu verhindern, daß eine Mehrheit in Südbaden allein den Ausschlag gegeben hätte, selbst wenn alle übrigen Landesteile umfassende Mehrheiten für den Zusammenschluß erbracht hätten.

An dieser Stelle halte ich einen kurzen Exkurs über die Haltung Frankreichs zur Südweststaatsfrage für angezeigt. Es hatte sich zunächst jeder Änderung seiner Besatzungszone, die sowohl bei der Wiederherstellung der alten Länder wie bei ihrem Zusammenschluß unvermeidlich war widersetzt. Mit der geplanten Bildung der Trizone, dem Anschluß an den Marshallplan, die Bildung der Bundesrepublik und die Ersetzung der Militärgouverneure durch die Hohen Kommissare, die Inkraftsetzung einer für alle Besatzungszonen geltenden Besatzungsordnung war es zu einer Entscheidung gezwungen. Der zum Nachfolger des Generals Koenig berufene frühere französische Botschafter in Berlin, Andre Francois-Poncet, setzte sich zunächst für die Beibehaltung des geltenden Zustandes ein. Er war aber auch bereit, der Wiederherstellung der alten Länder zuzustimmen, forderte aber für diesen Fall einen Austausch von Nordbaden (an die französische Zone) und von Südwürttemberg (an die amerikanische Besatzung). Dagegen war er - ohne es öffentlich auszusprechen - ein Gegner des Südweststaates, wollte eine Abstimmung jedenfalls möglichst lange verzögern.

Am 19. Februar 1949 wurde ich aus meinem Urlaubsort Eisenharz im Allgäu nachts um elf Uhr von dem französischen Kreisgouverneur Ulmer von Ravensburg abgeholt, anschließend in einem Militärauto nach Tübingen und von dort am anderen Morgen in Begleitung des Landesgouverneurs Widmer nach Paris gebracht - ohne Paß, ohne Devisen, ohne Akten, ohne deutschen Begleiter, allerdings im besten Hotel, dem Grillon gegenüber dem Louvre, in einer großen Zimmerflucht untergebracht. Außenminister Robert Schuman wollte mich dringend sprechen.

In Anwesenheit von Francois-Poncet und Ministerpräsident Peter Altmeier von Mainz fand die Besprechung im zweiten Stock des Quay d'Orsay, Schumans Dienstwohnung, statt. Schuman bat mich zunächst, die Gründe darzulegen, warum ich für die Bildung des Südweststaates eintrete. Ich bemühte mich, die wesentlichen Gesichtspunkte in Kürze zusammenzufassen. Nach mir legte Francois-Poncet in über eine Stunde dauernden Ausführungen dar, daß die Bildung des Südweststaates elementare Grundsätze des Föderalismus verletze, daß Frankreich ein Land an seiner Ostgrenze brauche, zu dem es Vertrauen habe - was beim künftigen Südweststaat nicht der Fall sei. Es sei schlechterdings unvertretbar, ein so solides und demokratisches Land wie Baden einfach zu vergewaltigen. Poncet vergaß nicht hinzuzufügen, daß es ihm unverständlich sei, daß ich als CDU-Mann für den Zusammenschluß eintrete; die CDU werde in dem neuen Staat von der Regierung ausgeschaltet mit allen verhängnisvollen Folgen für eine neue, voraussichtlich von der CDU geführten Bundesregierung wie auch für die Zusammensetzung des Bundesrates. Nach meiner Erwiderung beendete Schuman, der schweigend zugehört hatte, die Auseinandersetzung mit der Erklärung: was der „Sondergesandte“ Poncet ausgeführt habe, sei seine persönliche Meinung, er - Schuman - als der für die französische Politik Verantwortliche erkläre mir hiermit, daß seine Regierung einer Bildung des Südweststaates, zunächst überhaupt einem Neugliederungsverfahren für den deutschen Südwesten nicht entgegengetreten werde, er wünsche lediglich ein faires Abstimmungsverfahren. An diese Erklärung hat sich Schuman in der Folge gehalten, er hat an den Frankfurter Dokumenten festgehalten und der Aufnahme des Artikels 118 in das Grundgesetz zugestimmt. Eschenburg irrt sich, wenn er meint, Schuman habe sich nicht durchsetzen können. Richtig ist lediglich, daß Francois-Poncet weiterhin gegen den Südweststaat eintreten konnte - was er übrigens stets in der Öffentlichkeit geleugnet hat, es getan zu haben - ; er konnte und durfte aber die Durchführung des Abstimmungsverfahrens nach dem auf Grund des Artikels 118 beschlossenen Neugliederungsgesetzes nicht verhindern, und das war das Entscheidende.

## Von nur einer Richterstimme abhängig

Das sogenannte Neugliederungsgesetz, erlassen auf Grund des Artikels 118, habe ich in den Ausschüssen und vor dem Plenum des Bundestages vertreten. Zugrunde lag ihm der sogenannte Tübinger Entwurf, der auch im wesentlichen mit beachtlicher Mehrheit angenommen wurde. Das Gesetz sah vor, daß vier

Abstimmungsbezirke entsprechend den vier Landesteilen gebildet werden. Ergibt die Volksabstimmung im gesamten Abstimmungsgebiet und in dreien der vier Abstimmungsbezirke eine Mehrheit für die Vereinigung der Länder zu einem Bundesland, so ist dieses gebildet. Damit war sowohl die Durchzählung der Stimmen nach den alten Ländern wie der ursprünglich von einer Mehrheit des Bundestages getragene Entwurf Euler-Freudenberg abgelehnt, die eine einfache Mehrheit durchgezählt durch das ganze künftige Land, genügen lassen wollte.

Das Bundesverfassungsgericht hat in seinem ersten Prozeß, der unmittelbar nach seiner feierlichen Eröffnung begann, eine Klage Badens abgewiesen und diese Regelung für verfassungsmäßig erklärt. Wie Wohleb nach Beendigung des Verfahrens erklärt hat, ist die Entscheidung mit 6 gegen 6 Stimmen zustande gekommen. Ich habe keinen Anlaß, dieser Behauptung Wohlebs entgegenzutreten, die ihm angeblich von einem Mitglied des Gerichts zugegangen ist. Das Zustandekommen des Südweststaates hing also an einer einzigen Richterstimme - ein nachdenkenswerter Beitrag zu den Themen „Politik und Recht“, „Richtermacht und Politik“.

Das Ergebnis der Volksabstimmung vom 9. Dezember 1951 war folgendes:

Südbaden	59,9 %	mit nein
Nordbaden	57,4 %	mit ja
Südwürttemberg	92,5 %	mit ja
Nordwürttemberg	93,5 %	mit ja
Ganz Baden	51,9 %	mit nein

Nach der Schilderung der Schwierigkeiten des Verfahrens sollen kurz die Argumente für und wider den Südweststaat dargestellt werden.

Es argumentierten die Anhänger des Südweststaates so: Die Überwindung der Besatzungsnot in den beiden südlichen Ländern durch die Zerreißen der seit weit über einem Jahrhundert gewachsenen Bindungen an die Wirtschaft des Nordens kann nur durch den Zusammenschluß aller drei jetzt bestehenden Länder erreicht werden, nachdem Württemberg-Baden die Wiederherstellung der alten Länder ablehnt. Die engen landsmannschaftlichen und geschichtlichen Zusammenhänge des Raumes, der sich mit dem neuen Staate deckt, bestehen schon seit Jahrhunderten, schon seit der Stauferzeit; sie sind auch heute noch in der Bevölkerung lebendig. So wird die künftige Zugehörigkeit zu einem vereinigten Lande für alle Teile eine ungewöhnliche Bereicherung sein. Ein gesunder Föderalismus verlangt Länder von einer Größe, einer Wirtschafts- und Finanzkraft, daß sie auch in schwierigen Zeiten weder vom Bund noch von anderen Ländern abhängig sind. Nur so kann der ewige Ärger des horizontalen Finanzausgleichs und der Bemessung der Zuschüsse des Bundes für die „armen“ Länder vermieden werden. Es wird ein Land geschaffen, das nach seiner Größe und seiner Kraft zwischen den beiden Großen, Bayern und Nordrhein-Westfalen, bestehen und seine Stimme im Bundesrat einheitlich zur Geltung bringen kann. Der Südwesten mit seiner ausgeprägten liberalen und demokratischen Tradition muß im inneren Gefüge der neuen Republik die ihm zukommende Bedeutung erlangen. (In diesem Zusammenhang müssen auch die Bemühungen von Arnulf Klett, Carlo Schmid, Felix Walter und mir gesehen werden, die Bundeshauptstadt in Stuttgart zu errichten. Das Stuttgarter Angebot war das solideste und hatte sehr gute Aussichten; es wurde aber von der Landesregierung selbst nicht befürwortet, so daß Bonn zum Zuge kam).

Statt drei Regierungen und Landtagen mit mindestens 20 Ministern und 200 bis 300 Abgeordneten wird es künftig nur eine Institution dieser Art geben. Die zahlreichen Exklaven und Enklaven werden beseitigt; die Grenzräume wie Sigmaringen, Tuttlingen, Schwenningen, Herrenalb, Pforzheim, der Tauberkreis können sinnvoll geordnet werden. Den Notstandsgebieten des Landes, den kriegszerstörten Städten, den Häfen und Verkehrseinrichtungen kann mit doppelter Finanzkraft des Landes rasch und gründlich geholfen werden, denn das Ganze ist stets stärker als die Summe seiner Teile. In jedem Falle ist der Südweststaat die bessere Lösung, ein geradezu ideales Modell der vom Grundgesetz vorgesehenen Neugliederung, das alle Voraussetzungen des Artikels 29 erfüllt. Schließlich - so habe ich wenigstens argumentiert - soll man die Dinge nicht übertreiben. Wir sind nicht nur Badener und Württemberger und Hohenzollern, Franken, Schwaben, Alemannen, Kurpfälzer, sondern gemeinsam immer noch Deutsche und wollen sogar Europäer werden.

Die Gegenseite forderte zunächst dazu auf, wenigstens in der Abstimmung, durch den Stimmzettel, der Sache des Rechtes zum Siege zu verhelfen, nachdem es auch vom Bundesverfassungsgericht in seiner höchst anfechtbaren Entscheidung - wie das Abstimmungsverhältnis zeige - nicht wiederhergestellt worden sei. Der Segen der Erde beruhe nicht auf dem Bruch des Rechts. Im übrigen seien die Argumente der Gegner nicht stichhaltig. Die derzeitige wirtschaftliche Not sei vorübergehend. Wirtschaftlich liege die Zukunft nach der Aussöhnung mit Frankreich im badischen Rheintal, das sich zum mächtigsten Industrie- und Kraftwerksgebiet der Bundesrepublik entwickeln werde. Vor allem aber dürfe man nicht wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten das kostlichste Gut eines Volkes, nämlich seine Heimat, preisgeben. Auch die alten Länder hätten ihre gesamtdeutschen Aufgaben vortrefflich erfüllt und täten es auch weiterhin. Baden müsse den Verlust und die Verödung seiner Hauptstadt Karlsruhe befürchten, das mit seinem Charakter als Residenzstadt stehe und falle. Bundesgerichtshof und Bundesverfassungsgericht - die im übrigen wesentlich auf Betreiben von Stuttgart und Tübingen ihren Sitz in Karlsruhe bekamen, seien kein ausreichender Ersatz.

In einem von sparsamen bis geizigen Schwaben regierten Lande könnten sich die Badener nicht wohlfühlen. Die Schwaben sind ja dafür bekannt, daß sie alle Macht an sich reißen; sie haben im künftigen Lande die Mehrheit, sie sind gewalttätig, eigennützig, herrschsüchtig und stur.

Ich kann auf die damalige Polemik und Propaganda, die übrigens in Karikaturen hervorragenden Ausdruck gefunden hat, und alles, was dieser Abstimmungskampf zutage gefördert hat, nicht eingehen. Nur einige wenige Kostproben: Der Schotte sei ein Schwabe, der wegen seiner Verschwendung aus der Heimat ausgewiesen wurde. In Schwaben gelte, den Hund verkaufen und selber bellen. Der ehemalige Großherzog von Baden von einem Reporter der Neuen Züricher Zeitung über seine Meinung befragt, erklärte, die könne er mit einem einzigen Satze darlegen: in einem künftigen Südweststaat werde der Badener Inspektor, der Schwabe Oberinspektor. Wohleb meinte gelegentlich, selbst die Natur, näherhin die Donau, sei gegen den Zusammenschluß. In dem Augenblick, in dem sie auf württembergisches Gebiet gelange, versickere sie und fließe in den Wirth, ein besonders rühriger Agitator, erzählte badischen Hegau ab. Der frühere Reichskanzler mit Vorliebe, daß bei einem Gräber- und Knochenfund in der Nähe von Freudenstadt die Gelehrten in Streit geraten seien, ob die Knochen alemannischen oder keltischen Ursprungs seien. Ein neutraler Gelehrter aus Berlin habe schließlich ohne Widerspruch dahin entschieden, daß es sich im Hinblick auf die massive Ausbildung der Ellbogen nur um schwäbische Knochenreste handeln könne. Und er pflegte seine Diskussionsbeiträge in Versammlungen mit dem Aufruf zu schließen: „Seid doch keine müden Schläfer, sonst holt euch der Schwabenkäufer!“ Weniger witzig, sondern töricht war eines Tages die ganzezeitige Mitteilung in der Zeitschrift „Badener Land“ mit der Balkenüberschrift „Erzbischof von Freiburg auf dem Killesberg interniert!“ Dieser hohe Geistliche hatte sich für seine Person für die Wiederherstellung des alten Landes Baden ausgesprochen, was von der Propaganda reichlich ausgeschlachtet wurde (die Rolle der Kirchen im Abstimmungskampf verdiente eine besonders fundierte Darstellung).

Der eigentliche Grund des Widerstandes gegen den Südweststaat lag auf einer anderen Ebene. Alle Argumente waren für das Gefühl bestimmt und zweifellos wirksam. Sie hatten vor allem insofern Erfolg, als sich nicht wenige der gelästeren Schwaben verärgert von dem Gedanken des Zusammenschlusses abgewandt haben, von dem nach einer weitverbreiteten Meinung doch nur die Badener den Vorteil hatten, und dafür sollten sie sich noch beschimpfen lassen. Aber das war gerade das Ziel dieser Art von Propaganda. Echte heimatliche Werte waren nie ernsthaft bedroht. Wie der Abgeordnete Kopf im Bundestag und vor dem Bundesverfassungsgericht offen und zutreffend dargelegt hat, ging es um das „badische Staatsgefühl“, den durchaus ehrenhaften Wunsch nach Erhaltung des badischen Staates, der staatlich verfaßten Heimat, mit deren Geschichte, ihren auf vielen Gebieten vorbildlichen Leistungen man als Mitgestalter auf das tiefste verbunden war, dem man eine besondere Aufgabe als Grenzland zur Schweiz und zum Elsaß wie zu Frankreich und im Rahmen einer demokratischen Entwicklung Deutschlands zugewiesen sah. Kurz: diesen Staat und seine Verwurzelung in ihm aufgeben zu müssen, hat man als ungeheuer schmerzlich empfunden, das ganze Herz hing an ihm. Es handelte sich um eine ehrenhafte Einstellung, vor der man Respekt bezeugen muß. Ich habe daher bei der Beerdigung Leo Wohlebs die Worte aus der Ballade Archibald Douglas von Fontane zitiert: „Der ist in tiefster Seele treu, wer seine Heimat liebt wie Du.“

## Ein taktisch argumentierender Wohleb

Wohlebs Argumente und seine Taktik im einzelnen gingen dahin, daß die Zerreißen der alten Länder durch Besatzungsanordnung und die Fügsamkeit der Deutschen unter dieses Diktat ein Willkürakt mit dauernder Rechtswirkung gewesen sei. Daher sei zunächst die Wiederherstellung der alten Länder als Akt der Wiedergutmachung unausweichlich; das Unrecht, das diesen Ländern angetan worden sei, dürfe nach Wegfall der rein militärischen Gründe nicht bestehen bleiben. In den fraglichen Jahren war Wohleb unermüdlich in der Pflege und Betonung der badischen Heimatwerte. Kein Wochenende, in dem nicht ein Dorf, bis zu 500 Einwohnern herunter, Stadtrechte bekam, an dem nicht Ortsjubiläen, Trachtenfeste usw. gefeiert wurden, und überall war er dabei ein hervorragender, volkstümlicher Redner, voll Witz und Geist, populär wie kaum einer. Die Zeit arbeitete für ihn, die Bevölkerung wurde des ewigen Streites, der ergebnislosen Verhandlungen müde.

So sehr Wohlebs Methoden anfechtbar sein mögen, kann ich doch das Urteil von Theodor Eschenburg - meines hervorragenden Mitarbeiters in jenen Jahren, der größte Verdienste um das Zustandekommen des Landes hat - nicht teilen. Er bezeichnete in dem von der Landeszentrale für politische Bildung herausgegebenen neuesten Werk über Baden-Württemberg Leo Wohleb zwar als ungewöhnlich gebildeten Mann, als faszinierenden Redner und als eine

starke Persönlichkeit. In der Politik aber sei er ein Neuling gewesen, was er durch skrupellose Verschlagenheit und ungehemmte instinktsichere, ganz auf seinen ländlichen Bereich eingestellte Propagandavirtuosität kompensiert habe; er habe ständig seine Gesprächspartner überrumpelt. Im Grunde sei er ein vorderösterreichischer Hinterwälder gewesen, aber von Format.

Die kleine gnomenhafte Erscheinung habe meisterhaft die sich verteidigende und sich behauptende Rolle des Schwachen gespielt. Auf Grund jahrelanger, trotz aller Gegensätzlichkeit freundschaftlicher Verbundenheit mit Leo Wohleb vermag ich diese Beurteilung nicht zu teilen. Wohleb war sich seiner Kleinheit bewußt, deshalb legte er scherzhaft Wert darauf, wie immer behauptet werde, 154, sondern 154,5 cm groß sei. Was die angebliche Überrumpelung seiner Partner angeht, so genügt für den Nachweis der Unrichtigkeit dieser Auffassung schon ein Blick auf den „Fuchs vom Remstal“, Reinhold Maier, der Wohleb an List zweifellos nicht nachstand. Ihr Verhältnis beleuchtet besser eine kleine Geschichte, die Dr. Person bei der Eröffnung dieser Ausstellung in Freiburg erzählt hat. Darnach war Wohleb ganz allein nach Stuttgart gefahren, um sich mit Reinhold Maier unter vier Augen zu unterhalten. Nach seiner glücklichen Rückkehr wurde er von den um ihn besorgten Freunden gefragt, wie es ihm ergangen sei. Wohleb erzählte aufgeräumt: Er hat mich angelogen, ich habe ihn angelogen, und so sind wir in bester Eintracht geschieden. Reinhold Maier hatte ihm zudem noch eine Kiste schwäbischen Weines in den Kofferraum seines Autos packen lassen! Wohleb hat in der Konferenz der Ministerpräsidenten, der schließlich die Einsetzung des Parlamentarischen Rates und die Schaffung der Bundesrepublik zu verdanken ist, eine bedeutsame Rolle als ein auf die Wiedergewinnung der Einheit drängender Politiker gespielt, ganz im Gegensatz zu einigen anderen Kollegen, nachdem schon die gesamtdeutsche Juristenkonferenz in Konstanz 1946 eine nicht unerhebliche Bedeutung erlangt hatte. Er schien zwar rein äußerlich gegenüber der Besatzungsmacht sehr devot zu sein und wurde von Übelwollenden als „monsieur oui – oui“ bezeichnet, er hat aber durch diese Haltung oft wesentlich mehr erreicht als was harter Widerstand zeitig hätte. Am Ende der Auseinandersetzungen mit der Besatzung konnte er meistens mit dem Ergebnis zufrieden sein. Er hat schon ein Jahr vor der Ministerpräsidentenkonferenz in München 1947 eine gesamtdeutsche Konferenz nach Badenweiler einberufen wollen, die aber infolge von Absagen ohne seine Schuld nicht zustande kam. Man sollte auch nicht bestreiten, daß es ihm nicht um die Schaffung eines badischen Kleinstaates im Süden ging, ganz Baden war sein Anliegen.

Da Württemberg-Baden sich nicht mehr trennen wollte und die Entscheidung bei Nordbaden lag, bekam der Kampf eine äußerste, auch persönliche Schärfe. Ich erinnere nur an die Angriffe, denen etwa der Finanzminister Dr. Kaufmann, aber auch der Reichsfinanzminister a. D. Dr. Köhler ausgesetzt waren, der sich auf dem Hohenneuffen zur Enttäuschung seiner südbadischen Freunde für den Zusammenschluß ausgesprochen hatte; an die spätere, geradezu sträfliche Polemik gegen Dr. Werber, der, nachdem die Entscheidung gefallen war, sich in besonderem Maße als Staatsrat für die badischen Belange eingesetzt hat.

Bei der Wahl zur Verfassungsgebenden Versammlung am 9. März 1952 erhielt die CDU von 120 Abgeordneten 50, die SPD 38, die FDP/DVP 23, der BHE 6 und die KPD 4 Mandate. In den beiden südlichen Landesteilen hatte die CDU ganz oder nahezu die absolute Mehrheit erreicht. Die Führung der CDU, aber auch weite Teile der Öffentlichkeit, war der Meinung, daß sie als stärkste Partei den Ministerpräsidenten zu beanspruchen habe, sah sich aber nach wochenlangen Verhandlungen in dieser Erwartung getäuscht. Dabei verlangte die Rücksicht auf eine Aussöhnung der Abstimmungsgegner geradezu eine große Koalition wie auch das sicher berechnete Anliegen, die Verfassung mit einer möglichst breiten Mehrheit zu verabschieden. Wohleb hatte sich bereit erklärt, in eine solche Regierung als Kultusminister einzutreten. Mit diesem Schritt, der die Zusammenarbeit für das neue Land bedeutete, wäre der weiteren Agitation gegen das Land der Boden entzogen gewesen. Die bisherigen Gegner des Südweststaates in der neuen CDU-Fraktion sicherten volle Loyalität zu. Sie hatten sich mit dem Ausgang der Abstimmung abgefunden.

## Befürchtungen schienen sich zu erfüllen

Entgegen diesen Erwartungen bildete Reinhold Maier eine Koalition ohne und gegen die CDU, die in die Opposition verwiesen wurde, obwohl ich ihm kurz vor der Wahl des Ministerpräsidenten im Auftrage meiner Fraktion angeboten hatte, daß die CDU ihn zum Ministerpräsidenten wählen werde, wenn er es wünsche und wenn die CDU an der Regierung beteiligt werde. Es ist bei Jubiläumsfeiern und -reden verständlicherweise verschwiegen worden, daß die Geburtsstunde des Landes - im Neugliederungsgesetz auf den Tag der Bekanntgabe der Ministerliste durch den zuvor gewählten Ministerpräsidenten festgelegt, es war der 25. April 1952 - im Geburtshaus in der Heusteigstraße von einem ungeheuren Tumult begleitet war, von Protesten, von Äußerungen des Unmutes und des Zornes wie der Enttäuschung. (Ich selbst saß still an meinem Platz, hatte ich mir doch diesen Tag und seine Gestaltung anders vorgestellt, etwa auf dem Hohentwiel oder einem anderen der geschichtsträchtigen Berge in festlicher Ausgestaltung als Beginn der gemeinsamen Arbeit aller politischen Kräfte des Landes). Fast schien es so, als sollte das neugeborene Land im Streit seiner Väter und Gegner schweren Schaden leiden. Die Gründe für die Empörung lagen in der gefühlsbetonten Überzeugung und Erkenntnis der künftigen Opposition, von der neu installierten Regierung und ihrer Koalition nach allen Regeln parlamentarischer Taktik überrumpelt worden zu sein. Auf der Tagesordnung der Sitzung des 25. April 1952 stand lediglich die Wahl des Ministerpräsidenten. Selbst der Präsident der Versammlung wusste nicht, dass gleichzeitig die das Land konstituierende Bekanntgabe, Vorstellung und Vereidigung der Minister erfolgen werde. Damit hatte man auch nicht rechnen können, da das die Rechtstellung, Ernennung, Vereidigung der Minister, die Bestimmungen über die Arbeit der Regierung usw. regelnde Überleitungsgesetz noch in der Beratung war und erst am 15. Mai verkündet wurde. Bis zum 17. Mai bestanden die alten Regierungen und Landtage weiter und hatten die alleinige Zuständigkeit, soweit sie nicht im Neugliederungsgesetz dem Ministerrat übertragen waren. Die neue Regierung konnte keinen rechtlich wirksamen Akt vornehmen. Besonders bemerkenswert und entscheidend für den Vorwurf der Überrumpelung ist die Tatsache, daß die Koalitionsverhandlungen mit der FDP/DVP noch einem von der FDP erbetenen Memorandum über eine für sie wichtige Frage). Tatsächlich hatten die neuen Koalitionspartner in aller Stille die neue Koalition vereinbart und die CDU-Führung in dem Glauben gelassen, man erwäge noch eine Koalition unter Beteiligung der CDU. Eine Arabeske am Rande: der neue Ministerpräsident hatte die für die Rechtswirksamkeit der Ministerernennung konstitutiven Ernennungsurkunden zu einer Zeit unterschrieben, als er noch nicht gewählt war.

Damit schienen alle Befürchtungen von ehemals in Erfüllung zu gehen. Die sogenannten „Blockparteien“ schlossen sich gegen die CDU zusammen. Der neue Ministerpräsident bekämpfte im Bundesrat, dessen Präsident er wurde, die Außenpolitik Adenauers, in Sonderheit den EVG-Vertrag, der Wirtschaftsminister zog gegen die damals begonnene Politik der Sozialen Marktwirtschaft zu Felde und forderte eine Planwirtschaft. In der CDU-Fraktion traten verständlicherweise die Gegensätze zwischen den Anhängern des Zusammenschlusses und denen, die gewarnt hatten und sich nun in ihren Befürchtungen bestätigt sahen, erneut in aller Schärfe auf. In dieser krisenhaften Situation bot Adenauer, der vor allem mir bitterböse war und daraus keinen Hehl machte, Leo Wohleb den Posten des ersten deutschen Gesandten in Portugal an; ich sollte erster deutscher Botschafter in Madrid werden. Adenauer wollte Partei und Fraktion von den „Hauptmatadoren“ befreien, um eine neue Grundlage für eine Verständigung innerhalb seiner Freunde zu schaffen. Wohleb hat das Angebot angenommen, ich habe abgelehnt, wie auch weitere Angebote nach Brüssel und an das Bundesverfassungsgericht. Ich wollte das Werk, an dem ich mit Aufbietung aller Kraft mitgearbeitet hatte, nicht im Stiche lassen.

Die Beratung der Verfassung war durch die starke, wenn auch sachliche Opposition und die mangelnde Kompromißbereitschaft von beiden Seiten äußerst erschwert. Die Ablehnung einer Großen Koalition fand weit über die Kreise der CDU hinaus, vor allem auch in der Wirtschaft des Landes, starke Kritik.

In dieser Lage traf ich mich nach einem guten Jahre, nach meiner Erinnerung im Juli 1953, mit dem Fraktionsvorsitzenden der SPD, Dr. Alex Möller, in einer versteckten Ecke des Ratskellers in Ludwigsburg. Dr. Möller erklärte, daß er nach den für den 20. September 1953 angesetzten Bundestagswahlen eine Beteiligung der CDU an einer neu zu bildenden Regierung für unerlässlich halte.

Er sei entschieden dagegen, daß die Verfassung in einer Kampfabstimmung nur mit geringer Mehrheit verabschiedet werde. Offenbar war auch mitbestimmend, daß Dr. Maier das dem Justizminister Viktor Renner schriftlich und mündlich gegebene Versprechen, gegen die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik und den EVG-Vertrag zu stimmen, nicht gehalten hat. In einer mehrstündigen Besprechung wurden zwischen Dr. Möller und mir die Zusammensetzung der neuen Regierung unter einem CDU-Ministerpräsidenten, die Verteilung der Ressorts, der Verfassungskompromiß in den wesentlichen Einzelfragen etwa der Schulformen und des Konkordats (dessen Gültigkeit für die neuen Bundesländer heftig bestritten war und vom Bundesverfassungsgericht in einem Normenkontrollverfahren geklärt werden sollte), der Wahrung der landsmannschaftlichen Rechte usw. vereinbart. Diese Vereinbarungen sollten ohne Rücksicht auf den Ausgang der Bundestagswahlen gelten. In jedem Falle würde die SPD gegen eine Verabschiedung der Verfassung noch vor den bevorstehenden Parlamentsferien stimmen.

Die Wahlen zum Bundestag, die von Dr. Reinhold Maier auch als Test für seine Landespolitik gewertet wurden, brachten der CDU einen starken Stimmenzuwachs. Unmittelbar nach Bekanntgabe des Ergebnisses der Wahlen erklärte der Fraktionsvorsitzende der FDP/DVP-Fraktion selbst, der Rücktritt des Ministerpräsidenten sei unvermeidlich. Wie vereinbart, wurde die neue Regierung am 7. Oktober 1953 gebildet, die Verfassung innerhalb eines Monats fertiggestellt und verabschiedet. Auf eine Volksabstimmung über die neue Verfassung wurde verzichtet, da sie in der Verfassungsgebenden Versammlung fast einstimmig angenommen worden war und vermieden werden sollte, daß eine Verfassungsabstimmung erneut zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung zwischen Anhängern und Gegnern des neuen Landes würden. Die Arbeit für das Zusammenwachsen des Landes, die gesetzgeberischen Notwendigkeiten, die



Aufbau- und Hilfsprogramme konnten in Angriff genommen werden. Es folgten Jahre einer zähen, aber intensiven Arbeit, die von dem Willen getragen war, fair und objektiv die Versprechungen zu erfüllen, die man gemacht hatte.

Der Abstand von 25 Jahren seit der Gründung des Landes, die Erfahrungen, die Anhänger und Gegner in diesem Zeitraum gemacht haben, erlaubt es, nüchtern und frei von parteilicher Leidenschaft und ohne neuen Hader zu wecken, zu fragen, welche der Erwartungen und Befürchtungen sich erfüllt haben. Daß die wirtschaftlichen Erwartungen sich in vollem Maße erfüllt haben, daß die Notstandsgebiete rasch und in entscheidender Weise gefördert wurden, bedarf keiner Hervorhebung. Daß das Land im Bundesrat die Interessen seines Raumes vertritt und eine angemessene Rolle spielt, ist nicht zu bezweifeln. Daß die Befürchtungen, die Badener würden in Regierung und Verwaltung an die Wand gedrückt, sich keineswegs erfüllt haben, zeigt ein Blick auf die landsmannschaftliche Zusammensetzung der Landesregierung und der politischen Spitzenkräfte.

### „... heute als aufrechte Badner ohne Komplexe“

Ein unbestreitbares Urteil über die gestellte Frage hat die badische Bevölkerung selbst bei der letzten Abstimmung über das Verbleiben im Lande Baden-Württemberg am 7. Juni 1970 gegeben. Bei dieser Abstimmung wurden alle Wünsche der Altbadener hinsichtlich der Einteilung in Abstimmungsbezirke und die Auswertung der Stimmen erfüllt. Es gab nur einen einzigen Abstimmungsbezirk, nämlich das ehemalige Land Baden. Nord- und Südwürttemberg wurden überhaupt nicht befragt. Sie hatten sich nach nahezu zwanzigjährigem Bestehen des neuen Landes dem Votum der abstimmenden Badener zu fügen. Nach der vom Bundestag getroffenen Regelung hätten von den rund 2,5 Millionen Abstimmungsberechtigten in Baden 630 000 Stimmen genügt, um das Land wieder aufzulösen. Auf das ganze Land Baden-Württemberg übertragen hätten also bereits 11 % der wahlberechtigten Bevölkerung ausgereicht, um die Staatsbildung von 1951 – 1952 rückgängig zu machen. Tatsächlich stimmten bei einer unerwartet hohen Wahlbeteiligung von 62,5 % lediglich 18,1 % für das alte Baden und 81,9 % für den Verbleib beim Lande Baden-Württemberg. Selbst in der ehemaligen Hauptstadt Karlsruhe ergab sich eine Mehrheit für das neue Land. Insgesamt eine ungewöhnlich eindrucksvolle Wiederlegung der gegen die Bildung des Landes vorgebrachten Argumente, eine Anerkennung der seit dem Zusammenschluß betriebenen Politik der Aussöhnung, des Zusammenwachsens, der gerechten und gleichmäßigen Förderung aller Landesteile. In einem unverständlichen, von seiner Entscheidung im Jahre 1951 abweichenden Urteil des Jahres 1956 hatte das Bundesverfassungsgericht die Bildung des Landes zwar als rechtlich einwandfrei erklärt, aber behauptet, die Badener seien bei der Abstimmungsregelung 1951 „politisch“ überfahren worden und es müßte ihnen deshalb nochmals die Möglichkeit der Abstimmung im Rahmen der allgemeinen Regelung des Artikels 29 gegeben werden.

Daß die landsmannschaftlichen Gegensätze, soweit solche überhaupt bestanden haben, sich verwischen, zeigt wohl am besten die Tatsache, daß altwürttembergische Kreise wie Horb - knapp 25 Kilometer von Tübingen entfernt - und Freudenstadt ohne ersten oder anhaltenden Widerstand der Bevölkerung zum Regierungsbezirk Karlsruhe, Tuttlingen und Rottweil zu Freiburg geschlagen wurden und damit die Grenzen der ehemaligen Länder verschwunden sind. Wenn man vor 25 Jahren eine solche Absicht auch nur als denkbar angedeutet hätte, wäre man politisch erledigt gewesen. So schreibt auch Regierungspräsident Dr. Person von Freiburg, einst ein kluger und energischer Kämpfer für Altbaden, in einem neulich erschienenen Buch mit dem Titel „Leo Wohleb, der andere politische Kurs“ folgendes:

„Das Heimatbewußtsein der Badener wurde vom neuen Lande keineswegs unterdrückt oder auch nur gedämpft, die kulturellen alemannischen Ambitionen sind stärker, ausgeprägter und selbstverständlicher denn jemals seit Kriegsende, wobei ich anmerken will, daß „alemannisch“ so wenig identisch ist mit „badisch“ wie „schwäbisch“ mit „württembergisch“ . . .

Die badische Frage ist entschieden, wir leben heute als aufrechte Badner ohne Komplexe im Lande Baden-Württemberg.“

Staaten sind nicht für immer gegebene ideale Größen, die als solche alle Erwartungen erfüllen. Es bedarf täglich neuer Bemühungen, den Rahmen, den sie bieten, entsprechend den stets wechselnden Bedürfnissen und Anforderungen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens mit Erfolg und Zufriedenheit auszufüllen. Daß dies gelingt, hängt nicht zuletzt von der Verbundenheit und dem Verantwortungsbewußtsein der Bürger selbst von ihrem Staat ab.

Überblickt man, wie ich es unvollkommen und unvollständig genug unternommen habe, den Kampf um den Südweststaat, so ist man versucht in Abwandlung des Wortes eines römischen Geschichtsschreibers über die Schwierigkeiten der Gründung Roms zu sagen: „Tantae molis erat Germanam condere gentem“ - eine solche Mühe und Last ist es gewesen, ein deutsches Land zu gründen. Für mich persönlich - gestatten Sie diese Bemerkung - waren diese Gründungsjahre eine ungewöhnlich harte, aber hervorragende Schule der Politik, ein unvergleichlich aufschlußreicher Lernprozeß, der trotz allem eine gute Erinnerung bleibt. Das größere Gemeinwesen, dessen Glied das neue Land bildet, geht, wenn nicht alle Zeichen trügen, einer großen und gefährlichen Bewährungsprobe in Wirtschaft und Finanzen, in Außen- und Innenpolitik entgegen. Wie belastend und gefährlich die Entwicklung werden kann, zeigt das Ausmaß der terroristischen Gewalt. Da mein Lebensweg sich dem Abend zuneigt und die Schatten immer länger werden, darf ich abschließend dem Wunsche Ausdruck geben, daß unser Volk, daß unsere Jugend, die in ihrer großen Mehrzahl guten Willens sind, diese Bewährungsproben in Fortsetzung der Arbeit ihrer Väter bestehen mögen.

Der Originaltext enthält Bilder und Anmerkungen die hier nicht abgedruckt sind.

---

# BC-Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach

Herausgegeben von der Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) Biberach e.V.

---

2. Jahrgang – Heft 1 – Seite 3

## Geschichte des Ochsenhausener Klosterbesitzes

Höhen und Tiefen einer berühmten Abtei

Von Dr. Ewald Gruber, Tübingen

Die Freigebigkeit und fromme Gesinnung eines Dienstmannengeschlechtes hatte die Gründung des Klosters 1093 ermöglicht. In der Folgezeit sorgte vorwiegend der Adel der Umgebung für das wirtschaftliche Gedeihen und die Vermehrung des Besitzes. Um 1130 hatte das Kloster Grundbesitz, Kirchen, Zehnten und andere Rechte in Reinstetten, Laubach, Berkheim, Tannheim, Zell bei Rot, Spindelweg, Mühlberg und in Rot selbst, ferner in Schwendi, Mooshausen und Westerheim an der Günz. Die Orte Hattenburg und Füramoos, ferner Güter in Goppertshofen, Bonlanden, Reglisweiler, in Erlenmoos, Dettingen, Schwarzenbach bei Saulgau, Demmingen auf dem Härtsfeld und Dapfen bei Münsingen wurden um diese Zeit dem Kloster geschenkt; ein Weingut in Markdorf am Bodensee muß ebenfalls erwähnt werden. Aus den nächsten 150 Jahren haben wir fast keine Nachrichten. Um 1230 hören wir, daß Ochsenhausen die Kirche und Leibeigene in Winterrieden und die Zehntrechte in Steinhausen besaß.

Schon frühzeitig versuchte das Kloster, seinen Besitz zu einem geschlossenen Gebiet abzurunden. Hattenburg beispielsweise wurde gegen Besitz in Walperts-hofen eingetauscht; 1164 tauschte Ochsenhausen seinen Anteil an der Kirche in Berkheim gegen den des Klosters Rot an der Reinstetter Kirche „zu gegenseitigem Nutzen und um den Frieden zu erhalten.“ Die Verwaltung weit entfernter Güter und die Verwertung ihrer Erträge war bei den damaligen Verhältnissen sehr schwierig, 1283 war den Klöstern Ochsenhausen und St. Blasien gemeinsam der Ort Bischmannshausen geschenkt worden. Ochsenhausen verkaufte sofort seinen Anteil an das Mutterkloster und erwarb dafür Güter in Ringschnait. Klostergüter in Hauerz wurden gegen Besitz in Reinstetten getauscht. Im Jahre 1295 verkaufte das Kloster seinen stattlichen Besitz auf dem Härtsfeld, um den Erlös ebenfalls in näher gelegenen und ertragsreicheren Gütern anzulegen.

### Vom Anfang spärliche Nachrichten

Die spärlichen Nachrichten geben kein vollständiges Bild der frühen Besitzgeschichte. Immerhin lassen sich schon um 1300 die Umriss eines geschlossenen Klostergebietes in der Umgebung Ochsenhausens erkennen, in dem der Konvent die Kirchen und ansehnliche Liegenschaften besaß. Entschiedener als andere Klöster und frühzeitiger wurde Ochsenhausen durch die Verhältnisse auf die nächste Umgebung verwiesen. Während bei vielen Ordenshäusern der Besitz in Streulage den in der Nähe des Klosters an Umfang und Bedeutung übertraf, hatte Ochsenhausen von Anfang an seinen Besitzschwerpunkt um das Kloster und in Tannheim. Die Dienstmänner, die Ochsenhausen stifteten, hatten nicht den ausgedehnten Besitz, aus dem die großen Adelsgeschlechter ihre Familienklöster dotieren konnten. Ochsenhausen war zu klein und unbedeutend, als daß weitere Kreise darauf aufmerksam geworden wären; es stand lange im Schatten von St. Blasien, und selbst die Frommen der nächsten Umgebung beschenkten häufig direkt das Mutterkloster, weil in diesem berühmten und bewährten Hort der Frömmigkeit die Gegenleistung an Gebet und Gottesdienst sicherer gewährleistet schien, als in den kleinen Klösterlein an der Rottum. Seit 1126 war die Abtei Rot, eines der ältesten Prämonstratenserklöster auf deutschem Boden, das der hl. Norbert persönlich gegründet haben soll, eine starke Konkurrenz. Erst als die große Zeit dieser Abtei vorüber war und auch St. Blasiens Ruhm verblaßte, trat Ochsenhausen stärker hervor.

Dies war seit dem Ende des 13. Jahrhunderts der Fall. Von da an können wir an Hand zahlreicher Urkunden den Aufstieg Ochsenhausens verfolgen. Es ist ein imponierendes Bild, die Mönche von Ochsenhausen durch Jahrhunderte hindurch planmäßig am Ausbau ihres Besitzes arbeiten zu sehen. Der Erfolg entsprach den Anstrengungen: um 1500 war die Erwerbung eines gut abgerundeten und auch im Innern gefestigten und einheitlichen Klostergebietes, in dem der Abt alleiniger Grund-, Leib-, Gerichts- und Kirchenherr war, im wesentlichen abgeschlossen. Daß sich der Konvent dauernd auf einem hohen assetischen Stand halten konnte, ist wohl der Hauptgrund für diese lange wirtschaftliche Blüte. Bis 1310 hatte die Erwerbspolitik des Klosters ihren eindeutigen Schwerpunkt in Reinstetten und den umliegenden Weilern. Von insgesamt 13 Güterkäufen zwischen 1263 und 1310 entfallen 9 auf die Orte Reinstetten, Goppertshofen, Brunnen, Eichen und Hürbel. Mit dem Eindringen in Ringschnait, Rottum, Ehrensberg und Englisweiler begann man einen zweiten, äußeren Ring von Klosterbesitz anzulegen, der schon durch die oben erwähnten Güter in Füramoos und Steinhausen angedeutet war.

### Bis zur Trennung von St. Blasien

In den folgenden 80 Jahren, bis zur Trennung von St. Blasien, ging der Ausbau der bisherigen Erwerbungen in und um Reinstetten weiter; bemerkenswert ist vor allem der Rückkauf der Vogtei, der Gerichtsherrschaft, über Reinstetten im Jahre 1355. Der äußere noch lockere Ring wurde weiter verstärkt, insbesondere durch die Erwerbung des stattlichen Besitzes der Zisterzienser von Salem in Ringschnait im Jahre 1324 und durch den Kauf des Dorfes Mittelbuch im Jahre 1363. Gleichzeitig wandte sich das Kloster mehr dem Illertal zu, insbesondere den Orten Edenbachen, Edelbeuren, Bechtenroth, Opfingen, Kirchdorf und Erolzheim. Teils war Ochsenhausen hier seit alters begütert, teils verschafften bedeutende Schenkungen neue Ansatzpunkte. Wie in Reinstetten und Umgebung suchte das Kloster die im Illertal begüterten Rittergeschlechter zurückzudrängen; allerdings hatte es hier keinen vollen Erfolg. Ein anderer neuer Schwerpunkt zeichnete sich in Winterrieden ab.

Die ausgedehnte Wirtschaft mußte das Augenmerk verstärkt auf die Absatzmöglichkeiten für landwirtschaftliche Produkte lenken. Folgerichtig wurden deshalb Klosterhöfe in den benachbarten Städten eingerichtet, zuerst in Biberach 1318, dann in Memmingen im Jahre 1351 und zuletzt in Ulm, wo 1390 gleich drei beieinanderliegende Häuser erworben wurden. Der wachsende Selbstständigkeitsdrang des Klosters, der schließlich zur Trennung von St. Blasien führte, wirkte sich auch darin aus, daß man sich in Ochsenhausen energisch der Vogtei über die Klostergüter annahm. Gegen die Bedrückung durch seine Vögte, die Herren v. Schellenberg, erbat und erhielt Ochsenhausen 1343 die Hilfe Kaiser Ludwigs, der die Reichsstadt Ulm mit dem Schutz des Klosters betraute. 1367 wurde die erbliche Vogtei überhaupt zurückgekauft und die Gerichtsrechte nur auf Lebenszeit an einen Herrn von Ellerbach zu Laupheim verliehen. Es ist erstaunlich, welche enormen Summen das Kloster dauernd für den Kauf neuer Güter aufbrachte. In dem Jahrzehnt von 1355 bis 1365 wurden rund 6900 Pfund Heller ausgegeben; dabei betrug die Gesamteinkünfte jährlich nur 1439 Pfund Heller. Kein Wunder, daß das Kloster noch um 1400 einen beträchtlichen Teil seines Besitzes an das Kloster St. Blasien verpfändet hatte. Neue Einnahmequellen wurden mit der Inkorporation (Einverleibung der Pfarrfründe) der Kirchen in Ringschnait, Reinstetten, Tannheim, Füramoos, Mittelbuch und Winterrieden zwischen 1331 und 1376 erschlossen. Diese Maßnahme verband außerdem diese fast schon ganz ochsenhausischen Dörfer noch enger mit dem Kloster.

Am 14. Februar 1391 wurde Ochsenhausen durch den Papst Bonifaz IX. zur selbstständigen Abtei erhoben.

Die Äbte setzten das Werk der Pröpste fort. Eine einheitliche Epoche bildet die Regierungszeit der drei ersten Äbte Nikolaus und Heinrich Schmied aus Biberach und Michael Rüssel aus Ulm in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es bietet sich dasselbe Bild: der vorhandene Besitz wurde planmäßig abgerundet, zugleich aber die Grenze des klösterlichen Interessengebietes weiter ausgedehnt. Rottum-abwärts rückte das Kloster vor mit der Erwerbung von Schönebürg im Jahre 1427. Schon früher, 1392, wurde der ganze Besitz der bankrotten Herren von Mungoltingen in Steinhausen und in den umliegenden Weilern aufgekauft, die damit ganz an das Kloster kamen. Um die gleiche Zeit ist Ochsenhausen im Illertal sehr rührig; 1395 wurde die Vogtei in Tannheim erworben, 1405 Oy und Kronwinkel gekauft; 1398 kam der ganze Besitz des Klosters Rot in Berkheim, Illerbachen und Tannheim an Ochsenhausen, allerdings ein vorübergehender Erfolg, denn 30 Jahre später mußte Rot das Rückkaufsrecht zugestanden werden.

## Ein neues Tätigkeitsfeld

Ein neues Tätigkeitsfeld wurde dem Kloster eröffnet mit der Schenkung der Kirchen in Hürbel, in Laupheim und auf dem Oberbuchhof, damals Pfarrkirche von Orsenhausen. Nach Laupheim, das dem Kloster sofort inkorporiert wurde, waren damals noch Achstetten, Baltringen und Großschafhausen eingepfarrt. In allen diesen Orten gewann der Abt beträchtlichen Einfluß und sehr beträchtliche Zehntrechte. Die Krönung des Aufbauwerks war die 1449 vollzogene, endgültige Rückerverwerbung der Vogtei über alle Klostergüter, die fortan ein beamteter Klostersvogt verwaltete. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stockte die weitere Ausdehnung. Finanzielle Erschöpfung war nicht der einzige Grund für diese Ruhepause. Innere Probleme, wie die Abtrennung neuer Pfarreien von der alten Großpfarre Laupheim, die Einrichtung der Gerichtsherrschaft in eigener Verwaltung und harte, langwierige Streitigkeiten mit dem Kloster Rot, den Herren von Erolzheim und mit den eigenen Untertanen nahmen die Aufmerksamkeit der Äbte in Anspruch. Die unruhigen Zeiten wirkten ebenfalls hemmend; um 1460 hatte Ochsenhausen selbst eine Fehde zu bestehen.

Die Pest verschonte das Klostergebiet nicht; Bellamont beispielsweise war 1470 ganz gestorben. Mit dem Kauf der Besitzungen des Klosters Bregenz im Illertal, hauptsächlich in Ober- und Unterpöfingen und Bonlanden setzte 1493 wieder eine Zeit der Blüte ein. 1496 wurde durch einen großen Gütertausch das Verhältnis zu den Herren von Erolzheim bereinigt. Im Jahre 1507 folgte der Kauf des Dorfes Rummeltshausen im Allgäu, 1510 des noch nicht ochsenhausischen Teils von Wain. In den 90er Jahren wurde die prächtige, neue Klosterkirche gebaut, ein Zeichen für Macht, Reichtum und Ansehen der Abtei, deren Stellung 1488 auch vom Reich durch die Verleihung des Blutbannes und 1495 von der Kurie durch Verleihung der Pontifikalinsignien an den Abt anerkannt wurde.

Der Bauernkrieg und die Streitigkeiten mit Ulm in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts - die protestantisch gewordene Reichsstadt wollte ihr Schutzkloster säkularisieren - nahmen die Abtei sehr mit. Die Herrschaft Ummendorf, die Abt Gerwig Blarer im Jahre 1565 von den Erben eines Augsburger Patriziers kaufte, war eine wertvolle Erwerbung. Der Preis, 70 000 Gulden, war entsprechend hoch, und beinahe wären die Unterhandlungen an dieser Frage gescheitert; sein Agent schrieb dem Abt gelegentlich, er meine, „daß wir diefer in seckel greifen miessen, wollen wir die braut haimefieren.“ Das Kloster konnte die Kaufsumme nicht aus den laufenden Einnahmen abzahlen und verkaufte seine Dörfer Rummeltshausen und Altusried im Allgäu an Kloster Ottobeuren. Auch das reichte nicht zu, und Abt Andreas musste sich 1570 zum Verkauf der Herrschaft Wain entschließen, die erste ernstliche Einbuße, die das Kloster erlitt. Immerhin war die wirtschaftliche Lage damit wieder stabilisiert, und schon 1595 konnte mit der Erwerbung des noch nicht ochsenhausischen Teils von Bellamont eine der letzten Lücken im Güterkomplex des Klosters geschlossen werden. Bevor das Elend des Dreißigjährigen Krieges über Ochsenhausen hereinbrach, wurde mit Hummertsried im Jahre 1613 eine weitere geschlossene Herrschaft dem Klostergebiet einverleibt und 1621 das wertvolle Schloßgut Hersberg am Bodensee erworben. Im Jahre 1699 kam das Dorf Obersulmetingen, 1735 auch Schloß und Dorf Untersulmetingen an das Kloster, und mit der Erwerbung der Herrschaft Horn-Fischbach im Jahre 1748 kam die Besitzvermehrung zum Abschluß.

2. Jahrgang – Heft 1 – Seite 5

## Albert Einstein – Abkömmling eines Buchauer Judengeschlechts

Beitrag zum 100. Geburtstag des großen Physikers

Von Hans Garbelmann, Bad Buchau

Schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts hatten sich in Buchau, der ehemals Freien Reichsstadt am Federsee, einzelne Judenfamilien angesiedelt. Diese Juden waren sogenannte „Schutzjuden“, denen der Buchauer Magistrat gegen Zahlung eines jährlichen „Sitzgeldes“ das Wohnrecht erteilte. Der „Schutzbrief“ war weder übertragbar noch vererblich und konnte seitens der Stadtbehörde jederzeit wieder annulliert werden.

Die Spuren dieser ersten jüdischen Bewohner Buchaus sind durch die Wirrnisse des Dreißigjährigen Krieges verwischt worden. Nach dessen Beendigung wurde erstmals wieder im Jahr 1665 ein „Schutzjude“ in die Stadt aufgenommen. Das noch vorhandene Ratsprotokoll berichtet darüber wie folgt; „Anno 1665, 16. Marty ist Rat gehalten worden und damals auf Bitten angenommen worden ein Jud namens Baruch Mosis von Wangen am Untersee mit der Condition, daß er soll jährlich zum Sitzgeld geben 12 fl. Ihme ist erlaubt zum 1. daß er sein jüdisch Gesetz mit solchen Zeremonien treiben, jedoch der Obrigkeit ohne Nachteil, zum andern ist ihm erlaubt, mit Pferden durch rufen, dergleichen Krämerwagen, was ein Bürger nit treibt, zu handeln, 3. ist ihme zugelassen, für seine Haushaltung zu metzen, was er notwendig (hat) u. hier in der Metzg onergrifflich, zum 4., wenn er etwas kauft, so entfremdet, u. er solches kauft ohne Wissen, so solches an Tag käme, (ist) ihme v. demjenigen, dem es zugehörig, das auferlegte Geld wieder zu geben. Zum 5. ist u. steht es einem Ehrsamem Rat frei, ihn, Juden, wiederumb abzuschaffen u. ausbieten zu lassen, wenns einem Ehrs. Rat beliebig sein würde. Item, auch wiederumb angedingt, sofern sich der Jud ungebührlich halten würde, nach Gutachten eines Ehrs. Rats abgeschafft werden, auch hierin einem Ehrs. Rat auf weitere Verordnung allzeit onergrifflich.“ (Nach dem Buchauer Zunftbuch von Anna Endrich.)

Der Jud namens Baruch Mosis Ainstain, um welchen es sich handelte, muß sich zur vollen Zufriedenheit des Ehrsamem Rats aufgeführt haben, denn er wurde nicht „wiederumb abgeschafft“, worunter die Aufkündigung des „Schutzbriefes“ und der Verweis aus der Stadt zu verstehen ist. Sein Geschlecht hat sich über drei Jahrhunderte in der Federseestadt erhalten und ist in seiner rein jüdischen Linie erst mit dem Ableben von Siegbert Einstein im Dezember 1968 erloschen. Siegbert Einstein, der mit einer Nichtjüdin verheiratet war, hatte die Greuel der Nationalsozialisten überstanden und fand als letzter Buchauer Jude auf dem israelitischen Friedhof seiner wie auch seiner Vorfahren Heimatstadt seinen „guten Ort“. Seine Nachkommen tragen zwar noch den Namen Einstein, gehören aber nicht mehr zur jüdischen Religions- und Schicksalsgemeinschaft.

Der fraglos bedeutendste Abkömmling dieses alten Buchauer Judengeschlechtes ist der Begründer der Relativitätstheorie, Professor Albert Einstein, dessen Eltern im Herbst 1878, wenige Monate vor seiner Geburt, von Buchau nach Ulm umsiedelten, wo dann ihr Sohn am 14. März 1879 das Licht der Welt erblickte. Buchau kam damit um die Ehre, Geburtsort des großen Gelehrten zu sein, der 1921 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde. Siegbert Einstein war ein Vetter II. Grades zu ihm.

Die Eltern Albert Einsteins wohnten in Buchau in der Hofgartenstraße. Der Vater Hermann Einstein wurde am 30. August 1847 in Buchau geboren. Die Mutter Pauline Einstein, geborene Koch, stammte aus Cannstatt. Ihr Geburtsdatum ist der 8. Februar 1850. Auf Beschluß des Bad Buchauer Gemeinderates soll an dem ehemals Einstein'schen Wohnhaus, dem „Fast-Geburtshaus“ von Albert Einstein, eine Gedenktafel angebracht werden. In Cannstatt hat man an dem Geburtshaus von Albert Einsteins Mutter eine solche Erinnerungstafel bereits angebracht.

Nur fünfzehn Monate wohnten die Eltern mit ihrem kleinen, zum Genie auserkorenen Buben in der Donaustadt, wo der Vater eine kleine elektrotechnische Fabrik besaß, die er aber finanziell nicht halten konnte. Der weitere Lebensweg führte das Ehepaar über München und Zürich nach Mailand, wo die unruhigen Wanderer nach einer (allerdings unverbindlichen) Auskunft ihre letzte Ruhestätte fanden.

Den Lebensweg von Albert Einstein gleich ob als Privatmann oder als Wissenschaftler, im Rahmen dieses Berichtes nachzuvollziehen, erübrigt sich. Anlässlich seines 100. Geburtstages wurde in den Medien ausführlich darüber berichtet. Es sei nur erwähnt, daß der geniale Physiker, der 1933 in die Vereinigten Staaten auswanderte, ansonsten keinerlei Beziehungen zu dem Herkunftsort seiner Vorfahren pflegte. Er hat Buchau niemals einen Besuch abgestattet, um sich hier an die Wurzeln seiner Herkunft zu erinnern, oder um den ehrwürdigen Judenfriedhof zu besuchen, auf dem viele Grabdenkmäler den Namen seiner Vorfahren tragen. Am 18. April 1955 ist der große alte Mann, der „Kolumbus der Naturwissenschaften“, in Princeton gestorben. Seinem letzten Willen gemäß wurde seine Asche in den Delaware River gestreut.

Der Originaltext enthält Bilder die hier nicht abgedruckt sind.

# Die Stadt Buchau vor 350 Jahren

## Der Streit um das Stadtmann-Amt - Kaiserliche Inquisition

Von Oberkreisarchivrat Dr. Diemer

Zu den Stiefkindern der landesgeschichtlichen Forschung in Oberschwaben zählen - trotz einiger vielversprechender Ansätze - leider auch Stadt und Stift Buchau, obwohl die Quellenlage durchaus nicht ungünstig ist. Wie lohnend aber die Beschäftigung mit der Geschichte von Bad Buchau ist, und welche Entdeckungen man auch heute noch machen kann, mag der Fund von fünf Buchauer Ansichten im Haus-, Hof- und Staats-Archiv Wien beweisen, die dem vom 11. Dezember 1630 datierenden Bericht des zur Untersuchung der Verhältnisse nach Buchau entsandten Ulrich von Stotzingen zu Dellmensingen an Kaiser Ferdinand II. beiliegen; die farbigen Aquarelle zeigen neben einer Gesamtansicht Buchaus mit Kappel die wichtigsten Gebäude der Reichsstadt: Wirtshaus, Rathaus, Spital und Wuhrkapelle.

Anlaß zu dieser Kaiserlichen Inquisitionskommission war das Vorbringen der Fürstäbtissin Catharina Freifrau von Spaur (1610-1650), „wasmaßen nämlich und gestalt von weilund Kaiser Maximiliano dem Ersten christmildseligster Gedächtnus dero Stift Buchau das Stadtmann-Amt in ihr Kais. Majestät und des Heiligen Reichs Stadt Buchau mit allen Bußen, Frevlen, Reichssteuren in und überbelmte Stadt samt andern Recht und Gerechtigkeiten verliehen, aber von ihrer vorgewesten Äbtissin im Stift, weilund Frauen Elisabethae geborne Frein von Geroldseck, mit höchstem Schaden und Nachteil und ohne einige darzu gehörige Sollenität im Jahr 1524 Bürgermeister und Rat der Stadt Buchau cediert und berlassen worden sei, unter solcher Zeit hero aber bei besagter Stadt allerhand Mängel und Gebrechen sowohl in politischen als Justitien-Sachen erzeugt und gespürt worden, welche zu Untergang der Stadt und des gemeinen Manns, wo nit bezeiten notwendige Fürscheidung getan, reichen und Ursach geben möchten.“ Auf ihr „ebenmäßiges Anrufen und Bitten“ um Abordnung einer Kaiserlichen Kommission entsandte Kaiser Ferdinand II. daraufhin den bereits genannten Ulrich von Stotzingen zu Dellmensingen und den Reichshofrat Dr. Konrad Hildebrand (Hyldtprandt), die am 27. September 1628 den Befehl erhielten, „daß nämlich wir beide angezogner Puncten halber fleißige Erkundigung und Beruht einziehen und nach Befindung der Sachen in ein und andern unser ausführliche Relation samt angeheftem Gutgedünken überschicken sollen; deren wir gehorsamist deferiert und in der Stadt Biberach den Anfang gemacht und von beiden der Stadt Buchau samt dero Stadtschreibern dahin Abgeordneten in originali fürgewiesne, das Stadtmann-Amt daselbst berührende Documenta oder Vertrags- und Verkaufs-Brief recognosciert und dero vidimierte Copiam angenommen.“

Auf die „Clag und gehorsamiste Bitt“ der Stadt Buchau, „sie bei ihren Rechten handzuhaben und zu schützen“, erhielt Stötzingen am 30. Juli 1629 vom Kaiser den Auftrag, „dass ich in der angefangnen Inquisition fortfahren und darbei der Supplicanten Anbringen in gebührende Obacht nehmen und nach vollendter Inquisition Eurer Kaiserlichen Majestät über der Sachen Bewandnus mein ausführliche Relation: abschicken solle.“ Die in Waldsee stattfindenden Verhandlungen über die Restitution der in Württemberg und im Schwäbischen Kreis gelegenen Klöster und geistlichen Güter hinderten ihn aber an einer umgehenden Erledigung seines Auftrags, so daß er erst am 16. Dezember 1629 in Buchau eintraf. „Und weil die Herberg allda, wie der Abriß mit No. 1 mitbringt, gar schlecht und übel accomodiert, also daß ich mich wegen geringen Losamehts und Traktation darin schwerlich betragen hatte können“, ließ ihm die Fürstäbtissin im Stift „ein absönderlichs Haus einbege“, wo er während der etwa drei Wochen, in denen er sich in Buchau aufhielt, „wohl losiert und stattlich tractiert“ wurde.

Am nächsten Tag, einem Montag, fuhr Stotzingen in der Leibkutsche der Fürstäbtissin und in Begleitung stiftischer Beamter ungefähr um 7 Uhr auf das Rathaus, „welches wie ab der Beilag sub No. 2 zu sehen, zu einer Reichsstadt gar ein schlecht und übel accomodiertes Haus“. Dort erwarteten ihn Bürgermeister und Rat unten bei der Stiege; Stotzingen begrüßte sie, wie er ausdrücklich vermerkt, „mit Reichung der Hand“. In der Ratsstube verlas er dann vor dem Magistrat und der ebenfalls berufenen Bürgerschaft seinen Auftrag, worauf „dero Herr Bürgermeister und Rat wie auch anwesende ganze Gemeind sich nit allein untertänigist submittiert, sondern auch alles gehorsam anerbotten und sogar die Schlüssel (welche aber von mir nit angenommen worden) offeriert.“ Anschließend begann das Zeugenverhör.

Was nun am meisten interessiert, ist die Beschreibung der Stadt und ihrer Verwaltung. Nach dem Stotzingen den Kaiser auf den beiliegenden Rotulus Examinis, das Verhörprotokoll, verwiesen hatte, fuhr er fort: „Aus welcher Aussag Eure Kaiserliche Majestät allergnädigist vernehmen und ich auch den Augenschein also befunden, daß anfangs das Ort Buchau außer des Namens der Reichsstadt etc. den Häusern, Stadtmauern und Toren nach anderst nit als bei uns teils offene Dörfer, wie der Abriß sub No. 3 ausweist, beschaffen ist, wie dann mehrtheils der Bürger und andere solche nur ein Flecken nennen. Ihre Hohe Obrigkeit erstreckt sich außerhalb der Stadt ungefähr auf zwei oder drei Musketenschüss weit.

Der Große und Kleine Rat ist außer des Stadtmanns in allem mit 18 Personen besetzt, so in gemein schlechte, unerfahrene Laien, Handwerksleut, ja teils einfältige grobe Bauersleut und Tagwerker sind, der weniger Teil Schreibern oder Lesens erfahren; und weil ihr Stadtschreiber nit viel geschickter oder erfahrner, sie auch einen erfahrenen und mehr qualifizierten Syndicum zu unterhalten nit vermögen, ist leichtlich daraus zu schließen, was für ein Regiment oder Ordnung gehalten und wie die Polizei- und Justiti-Sachen bishero administriert worden seien.

Befindet sich auch aus der Aussag, daß Bürgermeister und Rat zu Buchau im Jahr herum, es falle dann etwas Hochnotwendiges in der Wochen vor, gemeinlich allwegen an Sonn- und Feiertagen, welches bei den Reichsstädten nit Herkommen, Rat und Zusammenkünfte halten; darauf fast allweg ein Zech angestellt, und wie die Aussagen mitbringen, viel Mal im Trunk allerlei Zank und Hader, auch Schmach- und Scheltreden, ja bisweilen Schlag- und Balghändel unter ihnen mit nit geringer der gemeiner Bürger- und Nachbarschaft, sondern auch deren im Fürstlichen Stift (welche es, weil das Rathaus zunächst daran gelegen, alles hören und sehen können) Ärgernus, zu welchem Sebastian Manz, wie er noch Stadtmann gewesen, wegen seines nach gemeiner Aussag unruhigen und unerträglichen Kopfs viel Ursach geben, solche Zechen auch und Zehrungen vermög gemeiner Aussag aus der Stadt Säckel gangen und mehrtheils von Strafgeld und den Bußen genommen worden, geschehen.

Bei welchem in andern Reichsstädten ungewöhnlichen, aber diesem Ort ärgerlich und verderblichem Procedere und liederlichem Regiment Ihr Fürstliche Gnaden die Frau Äbtissin (welche samt dero wohlgebornen Stiftsfräulein und andern geistlichen Herrn und Priesterschaft mit und bei ihnen wohnen, diesem allem zusehen müssen) sich nachdenklich erinnert, daß das Stadtmann-Amt von den Römischen Kaisern darum allergnädigist verliehen wird, damit von solchem das Justiti- und Polizei-Wesen vor andern in Obacht genommen und gute Ordnung gehalten werde, solches aber durch dero Vorfahrerin von dero Stift um ein Geringes der Stadt cediert und käuflichen überlassen worden; macht sie ihre nit unbilligen diese Gedanken, daß darmit nit allein dero Fürstlichem Stift nachteilig gehandelt, sondern auch bei solchen unerfahrenen Leuten, welche dergleichen Ämter nit zu versehen wissen, zu solchen diese Zeit heraus erfolgter Ungelegenheiten und Exorbitantien hierdurch nit geringe Ursach gegeben worden sei, wie auch noch; daher dieselbige, gleichsam Gewissens halber, bei Eurer Kaiserlichen Majestät demütigist geklagt und um gnädigste Redimierung und in alten Stand, so sie der ganzen Bürgerschaft mehr fürständer zu sein vermeint, zu richten demütigist gebeten, alles zu dem Ende, damit die Stadt bei so übel bestelltem Regiment und Administrierung dieser beider Puncten nit gar zugrund und die arme Bürger in betrübten Bettelstab gericht werden möchten; wie dann nunmehr ihre meiste und beste jährliche Einkommen, vermög der Aussag, fast hindurch, haben mehr nit als noch ein Hof, etwas Weniges von Holz und den Weiher, hingegen Schulden genug, welche zum Teil jetziges beschwerliches Kriegswesen, Einquartierung und starke Contributiones viel causiert. Da sie aber bei gewesten vorhergangnen guten Jahren die Strafen, Bußen und andere damals der Stadt gehabte ziemliche jährliche Einkommen mehrers in Obacht genommen, sparsamer gewesen und der gemeinen Stadt zu besserm Nutzen verwendet und angelegt und nit wie oben vermeldt verzecht und durch die Gurgel gejagt, hätten sie jetziger beschwerlichen Kriegszeiten solchen Vorrat angreifen und die beste Höfe, auch anders Einkommens, so nunmehr leider hindurch, behalten, auch den armen Bürgern wie vor diesem beschehen mit Getreide, Holz und sonst in anderweg succurieren und helfen können; welche Beschwerd jetzo einig und allein Ihrer Fürstlichen Gnaden und dero Stift aufgewachsen und dieselbige fast die halbe und täglich vorm Tor gleichsam liegende Bürgerschaft ernähren muß, des großen Schadens und Abgangs, so die gemeine Bürgerschaft in dero Stifts Hölzern (dessen so tags so nachts Abtrag- und Verführung männiglichen selbiger Orten herum mehr dann bekannt) kein Aufhör zu geschweigen.

So wird auch an gemeiner Stadt Häuser, Tor, Spital und Mauren ein Schlechtes gebessert, wie obige beigelegte Abriß neben diesem sub No. 4 mitbringen.

Die Pflugschaft-, Waisen- und dergleichen Rechnungen werden schlechtlich observiert, wie auch die Steuer- und Strafregister samt den Amts- und Ratsprotokollen in ein darzu verordnetes Buch eingeschrieben, sondern allein hinc inde (auf dieser oder jener Seite) etwas bisweilen ohne Tag oder Monat, viel aber nur zettelweis unordentlich aufgezeichnet und ganz confus sich befinden, welche ich selber mit Verwunderung auf dem Rathaus, wie ichs von ihnen

unvermerkt erfordert, gesehen und gelesen; gleichwohl von dem vor diesem gewesenen Stadtschreiber solche Sachen besser in Obacht genommen, das Amts- und Ratsprotokoll fleißiger gehalten und alles ziemlich fein aufgeschrieben worden, welchem der jetzige, so gut er's kann und versteht, auch nachkommt.

Die ordentliche Succession und jährliche Wahl eines Amtsbürgermeisters und wie dergleichen einer observiert und respectiert wird, ist aus dem unschwer zu schließen, weil sich in der mehrtheils Aussagen befindet, daß innerhalb 10 Jahren in die 14 Amtsbürgermeister und Stadtmänner abgesetzt worden, der Ratspersonen zu geschweigen, welches bei der Bürgerschaft, weil sie nit wissen, warum einer oder der ander degradiert wird, ein schlechtes Nachgedenken und Ansehen hat und daher der schuldige Respect bei solcher in andern Reichsstädten ungewöhnlicher Procedur gegen ihrer Obrigkeit vermutlich desto schlechter sein und solcher Gestalt zu erachten, nit wohl geamtet werden kann, wie es sich leider genug befunden.

So hat diese Reichsstadt kein Pfarrkirchen, sondern allein ein schlechte und, wie der Abriß mit No. 5 mitbringt, ein übel versorgte und ziemlich ruinöse Capell vor der Stadt und nächst bei den Grenzen ihrer Hohen Obrigkeit gelegen; besuchen Sonn- und Feiertag des Stifts Kirchen oder die Pfarr zu Kappel, so ein Dorf dem Fürstlichen Stift gehörig und nit weit von Buchau gelegen, dahin sie pfärrig sind.

Weil sie auch kein eigne Pfarre in der Stadt, daher kein Schulmeister, werden ihre Kinder weder im Schreiben noch Lesen oder christlichem Catechismo wie sonst in allen Reichsstädten und andern Orten, auch sogar gemeinen Dörfern, gebräuchig und großer Nutz daraus erfolgt, außer wenig, welche ihre Kinder ins Fürstliche Stift zum Catechismo schicken, unterrichtet; bleiben Idioten, Ignoranten und einfältige Leut und zu allem untaugenlich. So habens die Bürgermeister noch Ratsherrn, geschweigens der gemeine Bürger, im Vermögen, daß einer oder der ander seine Kinder ad studia oder anderer Orten schicken und etwas erlernen können lassen, dann uno verbo (mit einem Wort) alles ein pur lautere Armutei an diesem Ort. Wann auch diese Jahr hero, wie die gemeine Aussag mitbringt, Ihr Fürstliche Gnaden mit dieser Stadt und armen Bürgerschaft nit das Beste getan und das Ihrige aus sondern Gnaden reichlich hergeben, hätten sich viel nit hinausbringen können, sondern mit Weib und Kindern dem betrübten Bettel nachziehen müssen, und ist bei vielen die dankbare Erkenntnis nit vorhanden, sondern das Contrarium, wie dann sich täglich gleichsam gegen dem Fürstlichen Stift im Zank und Widerwillen leben, auch ganz verderbliche und kostbarliche Rechtfertigung mit dem Fürstlichen Stift (welchen sie sowohl ihres Advocaten als auch Vermögen halber viel zu schwach und ihr äußerstes Verderben darob stehet) führen.“

Soweit also der Bericht an den Kaiser. Die Buchauer kamen im übrigen noch einmal gut davon; Stotzingen äußerte sich dahingehend, es wäre zu hart, wenn man den Buchauer Magistrat, der ja für das Übelhausen und die schlechte Verwaltung seiner Vorgänger nichts könne, absetze und ihm das erkaufte und seit über 100 Jahren ruhig besessene Stadtmann-Amt abnehme; doch riet er, einen Kaiserlichen Gesandten nach Buchau zu schicken, der dem Magistrat seine „grobe Excessus und bishero liederliches Procedere“ verweise und ihnen „rechte Maß und Form, sich fürderhin zu verhalten, an die Hand“ gebe. Ob es aber dazu noch kam, steht dahin: am 6. Juli 1630 war der Schwedenkönig Gustav Adolf mit einem Heer in Vorpommern gelandet; am 20. April 1632 fiel Biberach.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

2. Jahrgang – Heft 1 – Seite 12

## Die Herren von Ertingen und ihr Wappen

### Mancherlei historische Verflechtungen im Verlauf eines Jahrhunderts

Von Walter Bleicher, Mengen

Ertingen, der Hauptort des Eritgaves, war bis 1265 im Besitz der Grafen von Veringen-Altshausen. Auf dem Vorsprung der Anhöhe an der Straße nach Herberlingen stand die Burg der Ortsadeligen, der Ritter von Ertingen, an deren Sitz noch der Flurname „Burgend“ erinnert. Ihr ältestes Wappen war, nach Pfaff, ein Steinbock mit rückwärts gebogenen Hörnern. Pfaff bemerkt in seinen Regesten: „Auch das jetzige Wappen von Ertingen enthält einen silbernen Steinbock in Schwarz.“ Auf einem Siegel des Jahres 1811 erscheint jedoch in der Mitte unten das Brustbild eines nackten Mannes mit (schwarzen) Haaren und Bockshörnern; darüber heraldisch rechts das österr. Wappenschild (rot mit silbernem Querstreifen) und links die montfortsche Kirchenfahne (rot in Silber). Zu dieser Zeit dürfte aber nach Pfaffs Angaben immer noch der Steinbock als Wappenbild gegolten haben. Später, bis 1935, führte die Gemeinde in ihrem Amtsiegel einen Sämann, der aber vom Hauptstaatsarchiv abgelehnt wurde. In diesem Jahr entstand dann das bisherige Wappen: „in Silber ein natürlicher Menschenrumpf mit schwarzen Haaren und roten Steinbockshörnern“, das dem Siegel Hans II. „von Ertingen“ entnommen wurde. 1949 legte das Hauptstaatsarchiv das vorhandene Wappenbild als Brustbild eines Mannes mit Schellenkappe aus, klärte aber 1956 dieses Mißverständnis auf und stellte den Zustand von 1935 wieder her. Bei besonderen Anlässen führte die Gemeinde das dreiteilige Wappenbild von 1811.

Der gehörnte Mann war den Ertingern schon immer ein Dorn im Auge, und dies zu Recht, denn Hans II., aus dessen Wappen er übernommen wurde, schrieb sich zwar „von Ertingen“, war aber, wie wir sehen werden, ein gebürtiger Biberacher.

Was wissen wir von den ältesten Rittern von Ertingen, die einen Steinbock, und nicht nur dessen Hörner, in ihrem Wappen trugen? Da ist zunächst „Erlewin de Ertingen“. Er wird erwähnt, als um 1100 der Hochadelige Adalbert, Sohn der als Wohltäterin für das Kloster Zwiefalten bekannten Gepa von Dietfurt, diesem Kloster 4 Güter in Ertingen schenkte, 2 von Erlewin von Ertingen und ein weiteres von Hiltrud von Hirschbühl (abg. b. Beuren). 1105 schenkte Erlewin diesem Kloster 4 Bauernhöfe zu Ostheim (abg. b. Altheim, am Osterberg). Um 1106 wurde er, wohl bei den damaligen Thronkämpfen, von seinen Feinden mit dem Schwert durchbohrt und auf dem Kirchhof des Klosters Zwiefalten beerdigt, wo auch Wilderich, ein Priester von Ertingen, beigesetzt wurde (Berthold von Zwiefalten).

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts finden wir die Brüder Luitram, Heinrich I., Berthold I., Rudolf und Rüdiger, alle von Ertingen. Heinrich I. und Berthold I. von Ertingen, Ministerialen des Grafen Heinrich von Wartstein (abg. b. Unterwilsingen/Erbstetten), waren im Jahre 1208 Zeugen bei einer Schenkung an das Kloster Salem (WUB II, 366). Heinrich I. verkaufte in diesem Jahr, durch die Hände seines Dienstherrn und dessen Sohnes Werner von Granheim, dem Kloster Salem für 15 Mark 1 Mansus (= Hof mit ca. 40 Jauchert) in Bolstetten, und einen halben in Altmannshausen (ZGO I, 399). - Nach dem Verzicht des Propstes Rüdiger (1217) erwählten die Brüder des Klosters Marchtal einmütig den Rudolf von Ertingen zum Nachfolger.

Er war zuerst im Kloster Schussenried und hatte danach 5 Jahre lang in Weißenau als Canonicus der Kirche streng nach der Ordensregel gelebt. Bei seinem Amtsantritt fand er eine Schuldenlast von 60 Mark vor. Als er 1229 sein Amt krankheitshalber abtrat, geschah dies nach langem Widerspruch des Ordensgenerals von Prémontré. Er ließ zwar 50 Mark Schulden zurück, andererseits erhielt das Stift durch ihn manchen Zuwachs (W. Vjh. III). - Zu den Brüdern wird auch Rüdiger von Ertingen gerechnet. Als er 1218 sein Gut in Bollstetten dem Kloster Salem verkaufte, gab er sein Gut in Aichstrut in die Hände des Grafen Heinrich von Wartstein, dessen Sohnes und des Berthold von Ertingen (Mone I, 140).

Heinrichs I. vermutlicher Sohn Albert I. von Ertingen ist bereits um 1200 erwähnt. 1207 war er mit seinem Bruder Heinrich gen. Trutsun Zeuge in einer Urkunde des Markgrafen Hermann von Baden (ZGO XXXV, 98), am 28. März 1228 Urkundszeuge des Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen (ibid. 192), am 7. Oktober 1246 Zeuge für Swicker von Gundelfingen (ibid. 265), am 29. November 1246 Zeuge des Abts Konrad von Reichenau (ibid. 266). Im Jahre 1254 verkaufte Otilia, die Witwe des Ritters Albert von Ertingen, mit Zustimmung ihrer Söhne, der Ritter Albert und Heinrich, genannt Trutsun, um 50 Mark ihr Gut in Owingen (b. Hechingen) an das Kloster Salem. Sie war Ministerialin des Grafen Burkhard von Hohenberg (Schmid, Mon. Hohenbergica 20). Am 4. November 1257 beurkundete der Konstanzer Bischof Eberhard II. diese Übergabe, wie auch eine den Kauf genehmigende Urkunde des Markgrafen Rudolf von Baden (ibid. 371 u. Mone II, 98).

Bertholds I. Sohn, Berthold II. von Ertingen, schenkte im Jahre 1230 Güter in Wasserschapfen an das Kloster Heiligkreuztal. Im selben Jahr trat er in einer Urkunde des Grafen Heinrich von Wartstein als Zeuge auf (ZGO XXXI, 135). Von den Söhnen Alberts I. und dessen Gemahlin Otilia sind bekannt: Albert II. von Ertingen, Ritter, Heinrich II. den man nennt Trutsun, und Nordewin. Albert II., der mit Heinrich II. in den Urkunden von 1254 und 1257 bereits erwähnt wurde, war am 17. August 1263 Zeuge in einer Urkunde Heinrichs von Gundelfingen (Uhrle 65).

Als Ertingen in den Besitz der Grafen von Grüningen-Landau kam (1265— 1321), gaben die Ritter von Ertingen ihren Adelssitz auf und schenkten sich an die Klöster arm. Am 27. Dezember 1265 übergab Pfalzgraf Rudolf von Tübingen, gen. „Scheerer“, ein Lehen, das Ritter Albert und sein Bruder Trutsun von Ertingen innehatten, durch die Hände Heinrichs von Gundelfingen dem Kloster Wald (Stalin II, 450). Diese Übergabe bestätigte der Markgraf Rudolf I. von Baden am 2. Dezember 1266. - Um 1269 stifteten die beiden Brüder an das Kloster Wald einen weiteren Hof, der Lehen der Tübinger Pfalzgrafen war, und einen zweiten, den sie vom Markgrafen von Baden zu Lehen innehatten. Das Vogtrecht auf dem „Tübinger Hof“ zu Ertingen überließen „einige Männer freien Standes gen. von Ertingen“ dem Kloster Salem. Die Auflassung erfolgte am 9. Mai 1270 durch die Grafen Berthold und Konrad von Heiligenberg (ZGO III,

84). - Am 9. Juni 1273 bekundete Graf Mangold von Nellenburg daß, da Albert, Heinrich und Nordwin, die Söhne Alberts (I.), „einst genannt von Ertingen“, den Abt und Convent von Salem verklagt hatten wegen eines angeblich ihnen zustehenden Hofes in Owingen, gen. des von Ertingen Hof, welchen der Vater unter Zustimmung aller Berechtigten lange vorher (vgl. auch 1254) dem genannten Kloster verkauft hatte, beide Parteien auf sein Verwenden durch Amtmann und Rat zu Pfullendorf verglichen worden seien. Die Brüder erhielten 4 Pfund Heller und übertrugen dem Kloster dafür ihre Rechte (Mone III, 86). Albert II. war am 10. Juni 1274 Zeuge bei einem Tausch zwischen dem Ritter Friedrich von Magenbuch und dem Kloster Salem, 1288 Zeuge der Ritter von Ramsberg, 1290 mit seinem gleichnamigen Sohn Zeuge in Pfullingen, 1294 Zeuge Konrads von Markdorf (I. Juni) und Mangolds von Veringen (15. Juli). Sein Sohn war zu diesem Zeitpunkt bereits gestorben. Er selbst tritt urkundlich nochmals am 24. August 1298 in Erscheinung als Zeuge Burkhardts von Ramsberg und Rudolfs von Ettenberg.

Zu diesem Zeitpunkt war die Ritterherrlichkeit, wenn man von einer solchen sprechen will, längst zu Ende, denn auch die Söhne Bertholds II., Luitram von Ertingen, Berthold III. von Ertingen und Lutram der Geistliche waren weggezogen. Schon 1254 und 1258 tritt ein „Herr Luitram“ in Mengen auf (WUB V, 59 u. Wttg. Jahrb. 1827, 193). 1258 trat er als Urkundszeuge des Heinrich von Schmalneck auf. Am 7. April 1265 bezeugte er mit „Ber (thold) von Mengen“ den Kauf eines Hofes in Ertingen durch das Kloster Buchau (Mereb 31). In der am 14. September 1274 in Ertingen datierten Urkunde der Äbtissin von Buchau wird als Zeuge genannt „Lutramnus“, ein „servus des Wurzaris“ (die Wurzer sind ein altes Menger Geschlecht). - Luitrams Sohn, Luitram von Erringen vermählte sich, wohl durch Vermittlung seines Oheims Lutram des Geistlichen, der 1278 Rektor des Minoritenklosters in Eßlingen war, mit der Tochter Marquards Bürgermeister und gründete die Eßlinger Linie, die den Steinbock im Wappen weiterführte.

Berthold III. von Ertingen war am 19. Februar 1279 auf der Burg Landau Zeuge in der Urkunde der Grafen Konrad und Eberhard von Landau für das Biberacher Spital (Spital Bib. U. 8). Er war der Stifter der Biberacher Linie. Am 24. März 1281 verkaufte Ulrich von Essendorf mit Willen seiner Söhne Güter zu Äpfingen, Lehen des Grafen von Kirchberg, an Berthold von Ertingen, Bürgermeister von Biberach (Pfaff Reg. i. H. St. A. Stgt. cod. hist fol 739 e). Sein Sohn war Luitram von Ertingen, „minister in Biberach“, der im Jahre 1292 (nicht 1192) mit Luitram, dem Sohn seines Bruders, als Zeuge des Biberacher Bürgers Heinrich von Mietingen auftrat (W. Vjh. II, 1879, 202). Im Jahre 1296 wurde er als „einst Minister“ genannt, als er als einer der Schiedsrichter im Streit der Truchsess von Warthausen mit dem Biberacher Bürger Maier Judsche auftrat (Pfaff). Luitrams Kinder sind nicht bekannt. Von den Enkeln hingegen kennen wir den Ludwig von Ertingen und Hans I. von Ertingen, beide Biberacher Bürger und ab 1331 Ratsherren. Während Ludwig von 1345-1361 Richter in Biberach war, hatte Hans I. bis 1366 das Amt eines Ratsherren inne. Hans I. Sohn, Hans II, von Ertingen, wird 1366 ebenfalls als Ratsherr in Biberach genannt. Schon sein Vater führte im Wappen „ein menschliches Brustbild mit zwei Hörnern“, während dessen Bruder in seinem Wappen das nach rechts gewandte Haupt eines Steinbocks mit einem vor- und einem rückwärts gebogenen Horn zeigte (Alberti 173).

Das bisherige Ertinger Gemeindewappen wurde, wie eingangs erwähnt, dem Siegel Hans II. entnommen. Da nur noch die Hörner und die Farben schwarz/silber an die Abstammung aus Ertingen erinnern, scheint mir eine Überprüfung und wohl auch eine Änderung (Reformation) des Gemeinde-Wappens gerechtfertigt.

2. Jahrgang – Heft 1 – Seite 14

## Zur Geschichte der Pfarrkirche St. Martin in Unteressendorf

Mancherlei historische Verflechtungen im Verlauf eines Jahrhunderts

Von Alfred Buschle, Schweinhausen

Ein Pfarrer von Essendorf, der zugleich Dekan war, ist schon 1182 erwähnt. Die Pfarrei selber wird erstmals 1275 genannt. Sie umfaßte 23 Orte: Unteressendorf mit Linden und Scharben; Oberessendorf mit Englerts, Mittishaus, Hetzisweiler, Wagenhalden, Zuben und die abgegangenen Himmenweiler, Greut und Wielanden; Schellenberg und Kohaus; Winterstettendorf mit Hinterweiler; Winterstettenstadt mit Stadelhof und Steinenfurtmühle und die abgegangenen Siebertsweiler und Reisach; neun Höfe in Ingoldingen und die Schiggenmühle. Das Patronat über die Pfarrei hatten bis 1331 die Ritter von Essendorf, von 1331-1456 die Herzöge von Österreich, 1456-1875 die Universität Freiburg.

Die ersten in unserer Gegend gegründeten Kirchen hatten den hl. Petrus, den hl. Michael und den hl. Martinus zum Patron. Die Michaelskirche in Oberessendorf und die Martinskirche in Unteressendorf dürften somit zu den ältesten Kirchen Oberschwabens zählen.

Eine Sage bringt die Gründung der beiden Kirchen in Zusammenhang mit dem Michelstein (michel = groß, Michelstein = großer Stein). Dieser ist ein großer Nagelfluhfelsen am steilen Westabhang des Hochgeländes auf Markung Unteressendorf. An seinem Fuß entspringt eine Quelle, zu der einst viele Pilger aus den umliegenden Dörfern wallfahrten. Sie netzten Stirn und Augenlider mit dem Wasser, denn es galt als heilkräftig. Meist stiegen sie dann noch auf den Michelstein hinauf und legten sich droben in eine muldenartige Vertiefung. Das half gegen Rückenschmerzen.

Vor Zeiten hatten dort in der Abgeschiedenheit zwei Brüder, Michael und Martin, als Einsiedler gelebt. Es waren Männer von riesenhaftem Wuchs und großer Stärke. Sie führten ein gottgefälliges Leben bei Fasten und Gebet. Der Fels hatte dem Michael als Lager gedient, und unter dem Druck seines mächtigen Leibes war die Mulde in dem Stein entstanden. Man kann noch heute sehen, wohin er immer sein Haupt gelegt hatte. Seither heißt der Fels „Michelstein“. Einst packte Michael einen Felsbrocken, wog ihn in der Hand, als hätte er gar kein Gewicht, und sagte zu seinem Bruder Martin: „Den werf ich jetzt ins Tal, wo er hinfällt soll man eine Kirche zu Ehren meines Namenspatrons bauen.“ Dann holte er weit aus und der Stein flog über die Wegstrecke von einer halben Stunde bis nach Oberessendorf. Dort errichtete man kurze Zeit danach ein Gotteshaus, wie es der Einsiedler angekündigt hatte und weihte es dem heiligen Erzengel Michael. Sein Bruder stiftete wenig später die Kirche in Unteressendorf zu Ehren seines Namenspatrons, des heiligen Martin.

Die ursprünglich romanische Kirche wurde vor 1200 erbaut. Von ihr sind noch der romanische Fries an der Westfassade, die Außenmauern bis in die Höhe der Seitenschiffe und der untere Teil des Turmes erhalten. Die Stammburg der Herren von Essendorf ist wohl an der Stelle der heutigen Kirche zu suchen. Zeugen dafür sind die das Fundament des Kirchturmes bildenden rohen Buckelquader mit schmalem Randschlag aus großen Findlingssteinen. Die ursprünglich dreischiffige romanische Basilika hatte, nach einem Schriftstück von 1559, sechs Altäre und das Grab eines Heiligen, bzw. einen heiligen Leib: „auf S. Fridla Grab auch ein Licht.“

In der Karwoche 1632 zerstörten die Schweden die Kirche, das Pfarrhaus, das Kaplaneihaus und das ganze Dorf. Die Pfarrei blieb 39 Jahre lang bis 1671 ohne eigenen Seelsorger.

1650 begann der Wiederaufbau der Kirche. In einem Schreiben vom 2. April 1650 wird geschildert „daß das noch überbliebene Gebäu und Mauerwerk in größter Gefahr des Einfallens“ und „wie die zu Unteressendorf abgebrannte Kirche könnte wiederum unter das Dachwerk gebracht, das Gemäuer in Sicherheit, die Mauern dieses Gebäudes restauriert und größerer Schaden verhindert werden.“

Die Kirche wurde in ihrer alten, dreischiffigen Gestalt wiederhergestellt. Aus dem Wald der Universität Freiburg beim Scharben wurden 500 kleine und große Stück Holz angefordert. In den Wolfeggischen Hölzern hatte man 250 Stück Holz fällen lassen. Noch im Jahre 1650 erhielt die Kirche einen neuen Dachstuhl und auch der Glockenturm wurde hergestellt. Im selben Jahr wurden an Ort und Stelle drei neue Glocken gegossen. 1666 malte Jasper de Crayer in Brüssel, ein Schüler von Rubens, das noch vorhandene Hochaltargemälde. 1665 bestellte es Truchseß Max Willibald mit zwei anderen Bildern. Am 25. Sept. 1666 kamen alle drei in Amberg beim Truchsess an. Am nächsten Tag berichtet er seinem Obervogt Altmannshausen: „Das nach Wolfegg gehörige Stück ist von Rarität und Kunst. Das nach Essendorf ist nicht minder und lassen sich trefflich sehen. Allein so Ihr wohl nicht gern hören werdet, so ist das bestellte Unser-Lieben-Frauen-Bild auf dieses Altarblatt mitten und darein und dergestalt gelegt worden, daß Gemäl auf Gemäl ohne einzige Unterlegung sich befunden und konsequenter die Farben solchermaßen aneinander attaschiert, daß bei Herunternehmung sogar der Grund des kleinen auf dem größeren angepicht verblieben und mit großer Mühe und Sorg mit dem Messer muß abgekratzt und geschaben werden. Looz vermeint, er wolle ihm noch ohne Schaden helfen. Das Marienbild ist aber ganz in malora, weil sogar der Grund mit anderem abgeschoben und ist also nichts mehr zu helfen. Ist wahrlich wohl immer schad.“ Über Wolfegg gelangte das schadhafte Stück nach Unteressendorf. Der Graf vermerkt in einem Schreiben vom 17. Oktober 1666 daß es „ohne Auftragung von Farben“ restauriert werden konnte.

Am 20. Juni 1671 konsekrierte Georg Sigismund, Bischof von Heliopolis, Weihbischof von Konstanz, den Hochaltar zu Ehren des hl. Martinus als Hauptpatron der Kirche und zu Ehren des hl. Johannes Baptist, Johannes Evangelist, der hl. Margarita, Agatha und Barbara.

1733/34 wurde die Kirche „unter der Oberhoheit und Regierung des erlauchtigsten Herrn und der Herrin Maximilian und Maria, des hl. Römischen Reichs Reichstruchseß, Graf von Wolfegg und Waldsee“ erneuert. Die dreischiffige Basilika wurde zu einer einschiffigen Hallenkirche umgebaut.

Pfarrer Johann Baptist Hierber (1677-1740) schrieb darüber im ältesten Kirchenbuch: „Nachdem die Pfarrkirche unter mir gewissermaßen von Grund aus erneuert worden war, und zur Erreichung einer größeren Lichtzufuhr im Chor, der Chor gegen 26 Ellen oder Werkschuh verlängert worden war, hat hierauf den Chor zugleich mit den drei Altären der Hochw. Herr Franz Johann Anton von Sirgenstein, Titularbischof von Utira und Generalvikar von Konstanz am 3. Oktober 1737 eingeweiht.“

Im Jahre 1763 wurde der alte Hochaltar entfernt und an seiner Stelle der gegenwärtige sehr schöne, während eines halben Jahres hergestellt und am Vortag von Pfingsten aufgestellt.

Aus der „Rechnung über Sancti Martini Pflugschaft in Unteressendorf alles Einnehmen und Ausgebens“, die sich im Universitätsarchiv in Freiburg befindet, erfahren wir, daß am 6. März 1762 mit dem Maler Eustachi Gabriel ein Akkord über den Choralter gemacht wurde. 1765 trat der Amtsschreiber Oberst mit Maler Eustachi Gabriel zusammen „wegen Montierung zweier Kontrakt denen Nebenaltären zu Unteressendorf.“ Der Akkord wurde am 6. Januar 1766 unterschrieben. Am 11. Januar 1766 kam der Rechnungsgeber (Kirchenpfleger - ein Bediensteter der Herrschaft Waldsee) „mit Zuzug des Joseph Schmid, herrschaftlichen Bedienten und Maler, dann des Eustachi Gabriel nacher Essendorf wegen beaugenscheintem Platz deren in der Pfarrkirche allda zu errichtenden Altar.“ Ende 1766 und zu Beginn des Jahres 1767 wurden die neuen Altäre aufgestellt. So vermerkte der Heiligenpfleger in der Rechnung von 1766/67: „Laut Quittung vom 2. Dezember 1766 bezahle ich dem Anton Blöd, Maurermeister in Winterstetten, vor sein und der Gesellen Arbeitsverdienst, nebst beigeschafftem Kalch, Ziegelstein, Fuhrlohn, so bei Aufrichtung zweier Seitenaltär in der Pfarrkirche zu Unteressendorf dedarfet . . .“.

„Laut Quittung vom 5. Januar 1767 dem Johann Schwarzkopf, Schreinermeister in Winterstetten, vor Arbeit, da die zwei Nebenaltär in der Unteressendorfer Pfarrkirch nachgerückt worden und dieser Verdienst in dem Hauptakkord des Malers Eustachi Gabriel nicht eingeschlagt, 3 Gulden 15 Kreuzer.“

„Den 10. April 1767 hat Rechnungsgeber die vom Maler Eustachi Gabriel in der Pfarrkirche zu Unteressendorf neu errichtete 2 Seitenaltär besichtigt, ob diese nach dem Akkord verfestigt worden.“

„Laut Quittung vom 30. April 1767 bezahle dem Eustachi Gabriel von Unterschwarzach wegen in die Pfarrkirch in Unteressendorf beigeschafften 2 Seitenaltär nebst 2 Altarblättern, an denen besag schriftlichen Akkord de dato 6. Januar 1766 bedungenen 2000 Gulden, abschlägig 523 Gulden.“

Äußere Renovierungen der Kirche erfolgten 1835 und 1912, innere 1835 und 1846. Die Erneuerung der Altargemälde fand 1858, 1915/16 statt. Bei der Renovierung des Innern der Kirche 1835 wurden die alten Deckengemälde, nachdem vorher größere Flächen heruntergestürzt waren, entfernt und die Kirche geweißt. 1846 malte Fidel Schabert aus Wurzach die Deckengemälde im Querschiff und im Hauptschiff. Die gründliche und umfassende Renovation des Äußeren der Kirche im Jahre 1912 wurde mit einem Kostenaufwand von 7263 Mark ausgeführt.

1960/61 wurde das Innere der großen Pfarrkirche stilgerecht und geschmackvoll renoviert. Die kleine, nicht begüterte Gemeinde brachte hierfür 30 000 DM auf. In dem erneuerten Raum voll lichter, barocker Farbenfreude kommen die schwungvolle Kanzel mit ihrem Figurenschmuck und die drei majestätischen Hauptaltäre zu voller Wirkung. Besonders schön ist die Westseite des Innenraums mit den alten, duftig getönten Stukkaturen an der Orgelempore.

Nach der geglückten Innenrenovation des Gotteshauses im Jahre 1960 unter Pfarrer Paul Rothmund begann man im Jahre 1977 unter Leitung von Pfarrer Johannes Hochdorfer von Schweinhausen das schadhafte Äußere der Kirche zu erneuern. Mit den Bauarbeiten wurde in der Woche nach Ostern am Turm begonnen. Beim Abschlagen des Außenputzes kamen am Turm und zunächst auch auf der südlichen Seite des Schiffes sowie an der Westfassade Spuren der romantischen Basilika wieder zum Vorschein.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

2. Jahrgang – Heft 1 – Seite 17

## Ein bedeutender Künstler und seine Nachkommen

### Die Bildhauerfamilie Hops

Von Ernst Schäll, Laupheim

Im Jahr 1708 gründete Johannes Hops in Mietingen, das zum Herrschaftsbereich des Klosters Heggbach gehörte, eine Bildschnitzwerkstatt, aus der uns noch viele gute Barockfiguren in den Kirchen unseres Raumes erhalten geblieben sind. In der Nachfolge waren drei seiner Söhne, Johann Adam, Franz Magnus und Josef Anton, als Bildhauer tätig. Von der dritten Generation sind es zwei Söhne des Johann Adam, die uns noch als Bildhauer bekannt sind.

Am 6. Mai 1681 wurde Johannes Hops als dritter Sohn des Schuhmachermeisters Georg Hops aus Obergünzburg und der Gertrud geb. Carl in Eggenthal bei Kaufbeuren geboren. Bis vor wenigen Jahren war uns der Lehrmeister nicht bekannt. Es gab wohl einige Vermutungen. Im Künstlerlexikon Thieme-Becker lesen wir, geschrieben vom Pfarrer Dr. Feuerstein, Donaueschingen: „Lernete vermutlich in Biberach.“ Diese Meinung vertrat auch A. Kasper, indem er als Lehrmeister Eustachius Hermann (Kempten 1666 - Biberach 1727) vermutete.

Hermann wird auch als Lehrmeister von Josef Christian genannt. Klaus Schwager geht mit seiner Annahme richtig, daß Hops als Geselle bei Ignaz Waibi in Heimertingen gearbeitet hat. Doch war er noch nicht in der Lage, bei der Abfassung seiner Dissertation im Jahr 1952 „Studien zur Plastik des 18. Jahrhunderts im schwäbischen Voralpengebiet seinen Lehrmeister zu nennen.

Erst die neuere Forschung hat durch die Entdeckung zweier Briefe im Staatsarchiv Neuburg/Donau Klarheit über den Lehrmeister des Johann Hops gebracht. Diese Briefe vom 12. August 1696 stellen den Lehrvertrag des Johannes Hops dar. Ausgestellt einerseits von der Herrschaft Kloster Irsee, zu der die Gemeinde Eggenthal gehörte, und andererseits von dem Bildhauer Martin Beichel in Türkheim. Martin Beichel wurde 1644 in Ochsenhausen geboren und starb vermutlich 1712 in Türkheim/Schwaben. Der Lehrvertrag stellt ein interessantes und reizvolles Zeitdokument dar und soll deshalb hier im Originaltext wiedergegeben werden.

### Aufdingung eines Bildhauers Jung

„Grundt nachgesetzten Dato erscheint vor ambt der Erbarr Maister Georg Hops Schuemacher zue Eggenthal auß Jrresee Herrschafft, vnnd stelt sein Söhnlein Johannes vor, mit anzeigung, das er mit alhiesigen Bildhauer Marthin Pryhl dahin gehandelt habe, weilen sein Söhnlein einen so inntendig gueten Lust habe, die Bildhauerey Khunst zue erlernen, das er Pryhl ihme solches zelehren annehmen wolle, mit diesen geding aber, das er Jung ohne Lehregeldt 5 Jahr lang bey seinem Maister alß Lehrejung verbleiben solle, solte aber unter solcher Zeit der Jung wider all Verhoffen ohne Vrsach auß den Lehrjahren gehen, also were deß Jungen Vatter obiger Georg Hops schuldig, warzu er sich mit gegebenen Handstreich vnnd mit gebrachter Caution auß dem Closter Jrresee, so ersten fahl selbsten zaller sein wolle, schuldig ihme Bildhauer 25 fl zue erlegen, deß wegen solle bey dem Aufdingen vnnd Ledig zehlen die Vncösten zur Helffte des Jungen Vatter vnnd die andre helffte der Bildhauer tragen, Zeugen dessen seindt Herr Daniel Geber hochfürstlicher Seßltrager vnnd Hannß Georg Beyri Bader dahir dan Georg Lueger von Eggenthal. Geschehen den 12. August anno 1696.

Va: der Bildhauerin werden zue einem Bykhäufft (Antrittsgeschenk) 3 fl: oder schuech in diesem werth versprochen.

Einer alhiesigen Hochwürdig Gnädigen Herrschafft hat dero Vnderthan Georg Hops Schuemacher zue Eggenthal in Vnderthenigkeit zuevernehmen gegeben, waß maßen sein Ehrliches Söhnlein Johannes einen gleich samb von Natur ein gepflanzten sonderbahnen Lust zue der Bildhauer Kunst bezeuge. Inmaßen selbiges ohne alle anweiß: vndt vnderrichtung eines der Kunst erfahrenen Maisters mit schlechten allein auß denen schuemacher aalen Ihme selbsten zuegerichteten Instrumenten solch: vnderschiedliche Bilder geschnüezelt, warab sich meniglich, vndt sogar auch Bildthauer selbsten verwunderet, deßwegen Er dann mit H: Martin Beyri Bildthauern zue Türkhaimb vmb solch grdl: seines Söhnleins bezuegender guetter inclination zue dieser Kunst nit zue wider streben, dahin yberkommen seye, das diser sich erbothen habe, mehr gemehlt sein Söhnlein für einen Lehrjungen der gestalten anzuenehmen, vndt die Bildthauer Kunst zu lehren, das Er 5 Jahr bey Ihme H: Martin Beyri in den Lehrjahren verharren, dargegen aber wann selbiger dise 5 Lehr Jahr außstehen vndt sich darunder wohl, wie es einem Lehrjungen gebühret, vndt wohl anstehet verhalten würdt, kein Lehrgelt zue bezahlen schuldig, sondern der Maister Ihne lödig zu zöhlen vndt alß einen gesöllten zue fertigen verbunden sein solle, wabey doch der Auffdingung vndt lödig Zöhlungs Kosten halber bedingt worden seye, das die Helffte hievon er des Lahrjungen Vatter, die andre Helffte aber der Maister yber sich zu nehmen vndt zu tragen habe.

Solte aber wider Verhoffen der Lehre Jung die bedingte 5 Jahrjahr nit außstehen, sondern ohne Billich erhöbliche vff der obrigkeit erkhandtnus gestölte Vrsach auß denen lehrjahren ausstehen, solch ohnverhofften fahls Verobligten Er der Vatter sich dem Lehrmaister fünff vndt zwainzig Gulden zu bezahlen

ohne alle ein: vndt widerröd, deßen halben an Eingangs Hochged: gnädigster Herrschaft sein vnderthenigste Hochfleissige Bitte nacher vor ihne miteiß Erthailung obrigkheitlichen Versicherungsscheins der vff erst vorgehörten letzten fahl versprochenen 25 fl: halber guett zue sprechen; damit nuhn diser Knab an seinem guetten Vorhaben nit gehündt sondern vil mehr befördert werde, haben Ihre Hochwohllöbliche vndt gnädigste vnser Gnädiger Reichs Praelath vndt Herr auß Liebe gegen den Vnderthanen vndt Ihrer wohl farth an solch vndertheniges Begehren gnädig eingewilliges, vndt zue Versicherung des H: Lehrmaisters vnd dero Canzley mehrerem Jnsigl disen Cautionsschein zu erthailen gnä dig anbefohlen, welch gnädigem Befelch zue gehorsamer Volge dann diser offene Versicherungsschein außgefolgt worden, er doch mit dem geding, das von der auffdingungsabröde allhier auch authentiche Verkhündt beigebracht werde. Sign: Unser Gotts Hauß Jrrsee den 12.ten Augusti 1696. Canzley alda"

Wohin die wanderjahre den jungen Bildhauer führten, ist uns nicht überliefert. Eine vermutlich mehrjährige Gesellentätigkeit in der Werkstatt des Ignaz Waibl in Heimertingen bei Memmingen ist sicher. Waibl ist der Meister des berühmten Buxheimer Chorgestühls, dessen Priorstuhl als Rest noch in Buxheim verblieben ist und uns eine Ahnung von dem großartigen Gesamtwerk vermittelt, das nach England verkauft wurde. Da dem Verfasser keine Werke von Martin Beichel, seinem Lehrmeister, bekannt sind, ist er außerstande zu urteilen, ob im späteren Werk des Johann Hops noch Stilelemente Beichels anzutreffen sind. Sicher ist jedoch eine stilistische Verwandtschaft der Hopswerke in allen Schaffensperioden zu Ignaz Waibl.

Im besonderen gilt dies für die ersten Jahre seines selbständigen Schaffens.

Am 5. Juli 1707 heiratet Johannes Hops die Biberacherin Margaretha Ehrmann, geb. am 12. September 1687. Die Eintragung im Kirchenbuch zu Heimertingen: Im Angesicht der Kirche wurde getraut, der Kunstreiche Bildschnitzer Johannes Hops, Bräutigam von Eggenenthal. Ehrenwerte Jungfrau Margaretha Ehrmann von Biberach. Trauzeugen: Bildhauer, kunstreicher Herr Ignazius Waibl aus Tyrol und Adam Bertsch aus Mietingen an der Donau. Offensichtlich waren die geographischen Kenntnisse des Pfarrherrn nicht die allerbesten, denn Mietingen liegt nicht an der Donau, sondern an der Rottum, die zwar in die Donau mündet.

## Gründung der Bildhauerwerkstatt

Im Jahre 1708 gründet Johannes Hops eine eigene Werkstatt in Mietingen. Wir dürfen annehmen, daß diese Ortswahl durch Vermittlung von Ignaz Waibl über die Kartause Buxheim und der Klosterherrschaft Heggbach zustande kam. Die Buxheimer und Heggbacher Archivalien bezeugen den regen Kontakt der Klöster untereinander.

Wohl eine der ersten Arbeiten sind die Figuren der beiden Seitenaltäre der Mietinger Pfarrkirche St. Laurentius, wobei die leider schlecht gefassten Seitenaltäre, auf denen die Figuren heute stehen, jüngeren Datums sind. Da wir jedoch in dieser, seiner Heimatkirche die frühen und auch späten Werke antreffen, sollen diese im Zusammenhang beschrieben werden.

Ein hl. Antonius mit Jesuskind im linken Seitenaltar, eine zierliche Gestalt in enganliegendem Mönchsgewand mit vorwiegend vertikal verlaufenden Falten ist eine überaus sensible Darstellung. Diese Figur, wie auch die zweite Hauptfigur des Altars, eine hl. Nonne, erinnert besonders an Ignaz Waibls Kunststil. Dasselbe trifft auch auffallend bei der hl. Philomena, der rechten Figur des rechten Seitenaltars zu. Diese Ähnlichkeit drängt den Gedanken auf, ob vielleicht Waibl selbst als Mitarbeiter in der Werkstatt von Johann Hops tätig war, denn die Zeit ist Waibl nicht recht günstig gewesen; es waren sicher nicht ausreichend Aufträge für die eigene Werkstatt vorhanden, denn die Buxheimer Archivalien weisen wiederholt Eintragungen auf, die von Zuwendungen und Almosen für den „Heimertinger Bildhauer“ sprechen.

Außer den genannten Figuren befinden sich im linken Seitenaltar als Gesimsfiguren eine qualitätsvolle hl. Klara mit Monstranz und Märtyrerpalme und ein hl. Johannes von Nepomuk.

Als Mittelfigur im Gesprenge ein hl. Erzengel Michael. Im rechten Seitenaltar, außer der bereits erwähnten hl. Philomena, als zweite Hauptfigur ein hl. Franz von Sales, der einige Jahre später zu datieren ist. Als Gesimsfiguren ein hl. Wendelin und ein hl. Sebastian. Im Gesprenge ein Schutzengel mit Kind.

Im Kirchenschiff an der Südwand finden wir eine sehr schöne Figurengruppe auf einer Konsole: Ein hl. Josef sitzend mit Lilienstab. Zu seinen Füßen das Lamm. Auf dem Schoß das Jesuskind, das sich kosend zum nebenstehenden Johannesknaben neigt. In dieser Gruppe ist rückseitig eine Signatur eingeschnitten: „Johan Hops, Ex Voto 1728“. Eine Votivgabe des Meisters. Aus welchem Anlaß diese Votivgabe geschah, ist uns nicht überliefert, wir wissen nur, daß aus dem Jahre 1728 die letzten bis heute bekannten, signierten und datierten Werke des Meisters stammen. Kirchenbücher der Pfarrei Mietingen gibt es heute nur zurück bis 1730.

An der Kanzel kleine Apostelfiguren und an der Nordwand, links und rechts der Kanzel, die Figuren von St. Petrus und Paulus, die Johann Hops zugeschrieben sind.

## Der Hochaltar

Die Seitenfiguren, links hl. Josef mit Jesuskind, rechts hl. Anna mit Marienkind, weiß und gold gefaßt, sind ums Jahr 1710 entstanden. Der Faltenwurf ist stark vertikal betont.

Der Altar und der ornamentale Schmuck werden dem zweitgeborenen Sohn Franz Magnus zugeschrieben, während die Figuren vom Vater Johannes stammen. Im Gesprenge der junge Märtyrer St. Laurentius, Kirchenpatron der Pfarrkirche. Auf dem Gesims hl. Martin, den Mantel teilend und hl. Georg, den Drachen mit der Lanze durchbohrend. Höhepunkt und Glanzstück in der Kirche ist die Hochaltarmittelfigur, eine Immaculata.

Diese Madonna zählt zu den schönsten des Barocks im süddeutschen Raum. Sie wurde 1728 für den Vorgänger-Altar des heutigen geschaffen und ist wenig unter lebensgroß. Die Gestalt ist überaus schlank. Sie steht mit dem rechten Bein auf der silbern gefaßten Erdkugel. Schreitend tritt sie mit dem rechten Bein auf eine grüne, die Erdkugel umwindende Schlange. Im Rachen der pfeilschwänzigen Schlange ein Zweig mit einem roten Apfel. Der Apfel symbolisiert den Sündenfall, die Schlange den Angriff des Bösen auf die Kirche. Vor der Kugel eine goldene, nach oben gebogene Mondsichel - eine doppelte Symbolik der Keuschheit und des Gebährens - und das Sonnenweib (Maria), das den Mond zu Füßen hat, die Nacht und den Satan überwindend.

Über silbern gefaßtem Kleid mit tief geschnittener Trappierung ein rauschender, weit wallender Überwurf, außen gold und innen rot gefaßt. Der Kopf der Madonna mit goldener Krone ist nach unten geneigt. In den Armen trägt sie das Jesuskind, das nach links sich drehend den Kreuzesstab umfaßt, um ihn in den Kopf der Schlange zu stoßen.

Zwei Sitz-Segmentfiguren, die ebenfalls zum früheren Altar gehörten, befinden sich heute im Liebieghaus, Museum für alte Plastik in Frankfurt, als ständige Ausstellungsstücke. Es sind dies eine hl. Katharina und Barbara, in weitgehendst erhaltener Originalfassung mit Signaturen „J. Hops 1728“.

Auch in der Marienkapelle in Mietingen, am nördlichen Ortseingang in Richtung Laupheim (nur sonntags geöffnet) sind zwei kleinere Schnitzfiguren von Johannes Hops, ein hl. Johannes von Nepomuk und ein sehr reizvoller, ob seiner bäuerlichen Gesichtszüge, hl. Josef.

## Weitere Werke in unserem Kreis

Walpertshofen, bei Laupheim. Auferstandener ca. 90 cm hoch, signiert und datiert 1716. (Unter Verschluss. Nur Ostern und Himmelfahrt in der Kirche.) Baustetten, bei Laupheim. Ein Vortragkreuz.

Wenedach, Gemeinde Reinstetten. Chorbogenkreuz, Gesamthöhe ca. 1,6 m, signiert „Johann Hobbs 1709“ und „Hl. Sylvester“ im linken Seitenaltar, signiert „Johann Hobbs 1710“. Ein prunkvoll gekleideter hl. Papst mit edelsteinbesetzter Tiara. Auch die weite, goldene Stola mit Edelsteinen besetzt. Darunter ein goldener Rock und ein langes, mit vielen kleinen Vertikalfalten, silbernes Kleid. Zu Füßen Rind und Schaf und ein schreitendes Pferd. Die Rechte des Heiligen ist segnend erhoben. In der Linken hält er einen dreibalkigen Kreuzesstab.

Grundshiem bei Oberstadion. Die Pfarrkirche St. Martin ist ob ihrem noch weitgehendst im barocken Zustand erhaltenen Innenraum besonders sehenswert. Wir nehmen an, daß der gesamte figürliche und ornamentale Schmuck der Altäre aus der Mietinger Hopswerkstatt stammt. Bei den Hauptfiguren des Hochaltars, hl. Josef mit Jesuskind und hl. Antonius mit Jesuskind, ist die Autorenschaft bezeugt. Signaturen: „Johann Hobbs 1720“ und „J. H.“ Die neue Fassung, wohl von 1904, hat dem Aussehen der Figuren geschadet. Doch bleibt die hohe künstlerische Qualität der Figuren noch gut sichtbar.

Heggbach, ehemalige Zisterziensersinnenabtei. Von den einstmals sicherlich zahlreichen Werken aus der Hops-Werkstatt, sind uns nunmehr noch wenige erhalten. Zwei Kleinaltäre „Heiland an der Geiselsäule“ und zwei Kreuzfixe ohne Signaturen sind Johannes Hops zuzuschreiben, des weiteren eine hl. Nonne



mit Buch, Höhe 1,22 m, signiert: „Johann Hobss 1715“ und eine hl. Nonne mit Äbtissinnenstab, Höhe 1,22 m, signiert J. H. Beide ausdrucksstarke Figuren, silber in verschiedenen Patierungen und goldgefaßt. Alle Figuren sind in der Klausur aufgestellt und nicht zu besichtigen.

Heiligkreuztal, bei Riedlingen. Ehemalige Zisterzienserinnenabtei. Im südlichen Seitenschiff der ehemaligen Klosterkirche, der Kerker-Christi-Altar, dessen Gesamtes aus der Hops-Werkstatt stammt. Leider treffen wir heute nur einen Überrest des einstigen Altars an, da die Assistentfiguren bei der vor wenigen Jahren stattgefundenen Restaurierung ohne ersichtlichen Grund entfernt und deponiert wurden. Eine schriftliche Anfrage des Verfassers an das Denkmalamt Tübingen-Bebenhausen in dieser Angelegenheit blieb erwartungsgemäß unbeantwortet. Der gefesselte Christus ist in die Knie gebrochen. Der leidende Blick nach oben gerichtet. Das Haupt ist dornengekrönt. Der Körper geschunden. Im Gesprenge des Altars sind die Leidenswerkzeuge Christi, getragen von schwebenden Engelputzen. Vor einem goldenen Fenster ein Strahlenkreuz mit Gottvater in der Mitte. Über dem Kerker zwei Putten, die das Schweißtuch Christi tragen. Die Fassung ist neu, jedoch sehr gekonnt. Die fehlenden Assistentfiguren, sehr ausdrucksvolle sitzende oder kniende Heiligenfiguren, sind ebenso signiert von Johann Hops und mit der Jahreszahl 1726 versehen, wie die Christusfigur selbst.

Unlingen bei Riedlingen. Ein hl. Josef mit Jesuskind, welches ein großes Kreuz umklammert hält. Wohl aus dem Jahr 1720. Die Figur auf einer bandumschlungenen Kugel hält in der linken Hand einen Lilienzweig. Die Fassung ist neu. In der ehemaligen Friedhofkapelle in Unlingen sind die Altäre, Hochaltar und zwei Seitenaltäre samt figürlichem und ornamentalem Schmuck aus der Mietinger Werkstatt. Das Heimatmuseum Laupheim besitzt ebenfalls Figuren von Johannes Hops (Öffnungszeiten: jeden 1. Sonntag im Monat, 14 - 17 Uhr). Besonders zu erwähnen sind zwei schöne, signierte Grabchristus aus den Jahren 1716 und 1720.

In der Umgebung außerhalb unseres Kreisgebietes finden wir in Erbach bei Ulm, Kirchen bei Ehingen und in Unterkirchberg belegte oder signierte Werke. Auch in Österreich, in Grän im Tannheimer Tal, sind Meisterwerke von Johann Hops anzutreffen. Die Wallfahrtskirche St. Wendelin ist noch in gut erhaltener barocker Ausstattung. Der Hochaltar wurde von einem Tiroler Schreiner gefertigt, während der figürliche Schmuck von Hops geschaffen wurde. Sie gehören den frühen Schaffensjahren des Meisters an. Hl. Anna Selbdritt mit der Signatur: Joan Hobs, Bild 1709, ist eine schöne, bewegte Figurengruppe. Mutter Anna mit dem Jesuskind in ähnlicher Haltung wie bei der 19 Jahre später geschaffenen Immaculata in Mietingen. Das Kind hält den Kreuzesstab, den auch das untenstehende gekrönte Marienkind umfaßt, um die Sünde in Gestalt der Schlange zu vernichten. Die Figur ist wenig unter lebensgroß wie auch der auf der rechten Altarseite stehende hl. Joachim. Diese kraftvolle Gestalt ebenfalls von hoher künstlerischer Qualität. Die Signatur: J. H. 1709.

Nahe Reutte in Tirol, im kleinen Städtchen Vils, treffen wir in der nahe beim Ort gelegenen Anna-Kapelle eine Pieta signiert: „1713, Johann Hobss, fecit“ und eine Figurengruppe „Traum Josef“. Ein Engel weist dem schlafenden hl. Josef den Weg. Die beiden Figuren von zarter Sensibilität wurden vermutlich nicht für die Kapelle geschaffen. Es wäre denkbar, daß sie einstmals in der Vilsener Pfarrkirche aufgestellt waren. Archivalische Belege hierfür sind nicht bekannt. Es ließen sich noch mehr Kirchen nennen, die mit Figuren geschmückt sind, die Johannes Hops zugeschrieben werden müssen, aber nicht signiert oder archivalisch belegt sind. In einem oder anderen Falle wird sicherlich die Forschung noch Bestätigung finden.

## Die Söhne des Meisters

Johann Adam, geb. 31. 7. 1708. Noch nachweisbar 1775. Der erstgeborene Sohn lernte vermutlich bei seinem Vater. Er führte die väterliche Werkstatt weiter. Wir dürfen annehmen, daß mit der Übernahme des Sohnes diese Werkstatt die einstige Bedeutung verlor. Nur wenige Arbeiten sind uns bekannt, die jedoch in den meisten Fällen ein erhebliches Qualitätsgefälle gegenüber den Werken seines Vaters zeigen. In der Mietinger Kirche, an der südlichen Wand, eine Konsolfigurengruppe, hl. Anna Selbdritt sowie in der Sakristei ein fast lebensgroßes hl. Nepomuk. Die einstige Hauskapelle des Dellmensinger Schlosses beherbergte einen signierten hl. Josef mit Christuskind von 1730. Der heutige Standort ist nicht bekannt. In der Hüttisheimer Kirche (Kreis Ulin) ein hl. Nepomuk, „signiert und datiert 1734“, eine recht ansprechende Arbeit. In der Pfarrkirche zu Äpfingen finden wir eine schreitende hl. Anna mit Marienkind, welche stilistisch an die hl. Anna Selbdritt in Mietingen anschließt. Auch ein Grabchristus in der Laupheimer Leonhardskapelle ist eine signierte Arbeit des Johann Adam. Das Heimatmuseum in Laupheim besitzt eine „Ruhe-Christus-Figur“, die von 1764 signiert und datiert ist. Hier handelt es sich um eine recht einfache Arbeit, wohl für einen privaten Auftraggeber geschaffen.

Franz Magnus Hops, geb. 6. September 1717, gest. 3. 1. 1756. Franz Magnus lernte bei keinem Geringeren als bei Josef Christian in Riedlingen. Trotzdem Franz Magnus bisher noch nicht intensiv erforscht ist, können wir heute sagen, daß er ein bedeutender Meister der Schnitzkunst war. Seine Arbeiten wurden oft anderen Künstlern zugeschrieben. Nach Sichtung von Archivalien mußten schon mehrfach Zuschreibungen an andere Meister korrigiert werden. Wohl nicht ohne Grund wurde er zum „Hochfürstlichen Bildhauer“ ernannt.

Seine Werke treffen wir im gesamten Herrschaftsbereich der Fürsten von Hohenzollern und im Gegensatz zum Vater, dessen Werke vorwiegend in Dorfkirchen anzutreffen sind, schmückte Franz Magnus mit anderen Künstlern zusammen die bedeutenden Kirchen des Fürstentums. Hier soll nur auf einige seiner bedeutenden Werke eingegangen werden. Die Hedinger Kirche, ehemalige Franziskaner-Klosterkirche. Seit 1844 fürstliche Gruftkirche.

Für die an die Kirche angegliederte Marienkapelle schuf F. M. Hops die beiden am Kapellenbogen befindlichen Engelsgestalten aus Stuck. Die Engelputzen am Altar und die Stuckornamente des Altars. An der Westwand den Gefängnis-Christi-Altar, der auf dem stark geschwungenen Gesims links und rechts eine Vase und in der Mitte zwei Engelputzen trägt. Der gekettete Christus hinter Gittern hält den Ysopstengel in der Hand. Links und rechts Engel mit Leidenswerkzeugen.

Aus der Sakristei der Kirche werden zwei sehr schöne Figuren im Schloß Sigmaringen verwahrt. Hl. Eulogius, Höhe 1,0 m in Originalfassung aus dem Jahre 1744, hl. Wendelin, Höhe 0,90 m, wohl einige Jahre später entstanden. Der Heilige hält in der linken Hand einen Hirtenstab, die Rechte zeigt auf ein zu seinen Füßen liegendes Rind.

In der Schloßkirche zu Haigerloch lernen wir den Ornamentiker F. M. Hops kennen. Mehrere Altäre dieser herrlichen Kirche sowie die Kanzel mit dem figürlichen Schmuck sind seine Werke. Auch das Chorgestühl, reich mit Vasen geschmückt, und die Wangen des Kirchengestühls, teilweise mit reizvollen Puttenköpfen versehen, sind von seiner Hand.

Die nahe bei Haigerloch gelegene Klosterkirche Rangendingen ist noch im ursprünglichen Rokoko erhalten und ein Werk, das ausschließlich Hops zuzuschreiben ist. Der Hochaltar ist gefaßt. Chorgestühl, Seitenaltäre, Emporenbrüstung und Bilderrahmen sind Natur. Nach einer z. Z. durchgeführten Renovierung dürfen wir annehmen, ein lohnendes Besichtigungsobjekt anzutreffen.

Josef Anton Hops, geb. 2. Juni 1720, gest. 20. Mai 1761. In ihm dürfen wir neben dem Vater Johannes den bedeutendsten Künstler der Familie sehen. Feuerstein nennt Johann Michael Feichtmaier II als möglichen Lehrmeister. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß Josef Anton wie sein Bruder Franz Magnus bei Josef Christian lernte. Sicher ist, daß zwischen den Christians und den Hops freundschaftliche Verbindungen bestanden. So wird bei der Trauung von Josef Hops am 2. Juni 1749 in Villingen, als Trauzeuge Carolus Christian, Studiosus, genannt. Dies ist der Sohn des Josef Christian und spätere Abt des Klosters St. Trudpert im Schwarzwald.

Vielleicht, so muß man sich fragen, stammen diese Beziehungen ebenfalls aus einem Meister-Schüler-Verhältnis. Wir wissen heute noch nicht eindeutig, wer der Lehrmeister Christians war. Es wäre so abwegig nicht, in Johann Hops diesen zu sehen. Hierfür spricht, daß die Mietinger Werkstatt um 1720 (J. Christian ist 1706 geboren) in hohem Ansehen stand. Auch ein stilkritischer Vergleich spricht durchaus dafür.

Josef Anton Hops, der die Witwe des Villingener Bildhauers Josef Schupp heiratete und dessen Werkstatt weiterführte, ist von Anbeginn an mit bedeutenden Aufträgen versorgt worden und war wohl in weitem Umkreis der beste Künstler seines Faches. Viele seiner Arbeiten wurden für Villingener Kirchen ausgeführt. Zu einem Teil finden wir diese noch heute an ihrem Bestimmungsort.

Einer seiner ersten Aufträge ist ein Altar für die Bickenkapelle, der zugleich die Einfassung für das wichtigste Villingener Heiligtum, dem Näglinkreuz aus dem 14. Jahrhundert, darstellt. (Die Bickenkapelle fiel einem Bombenangriff zum Opfer. Genanntes ist heute im Villingener Münster.)

In der Benediktinerkirche St. Georg wird von Hops der plastische und figürliche Schmuck der von ihm auch entworfenen Rokokokanzel, gefertigt. Ebenso die Figuren des Hochaltars und die links und rechts vom Hochaltar auf Konsolen stehenden überlebensgroßen Figuren des hl. Joachim und hl. Anna Selbdritt. Das Museum in Villingen beherbergt viele ausgezeichnete Kunstwerke, die jahrzehntelang zum ständigen Ausstellungsgut gehörten. Bei einem vor zwei Jahren durchgeführten Besuch waren die größte Zahl davon aus unverständlichen Gründen deponiert.

## Die Pfarrkirche Donaueschingen

Vor den zwölf Aposteln, die sich an den Kirchenschiff-Längswänden befinden, sind Philippus, Jakobus minor und Thomas von Hops. Besonders Philippus ist von grandioser Dynamik und Gestik. Seine Gestalt ist asketisch mit langgestrecktem Hals. Auch eine Immaculata und hl. Aloisius in der Kirche sind Hops zugeschrieben.

Im Dörflein Grüningen bei Donaueschingen, bekannt durch die Fresken des 14. Jahrhunderts, finden wir eine überschlankte Madonna, die in ihrer Gestalt und ihrem Liebreiz an Johann Baptist Sträub oder Ignaz Günther erinnert.

Das Württembergische Landesmuseum im Alten Schloß in Stuttgart besitzt einen überlebensgroßen hl. Zacharias aus Lindenholz geschnitzt, ungefaßt, und eine hl. Anna Selbdritt in ähnlicher Größe.

Auch weit über unseren Landesgrenzen, im Kloster Muri im Aargau, treffen wir Werke, die zu Recht Josef Anton Hops zugeschrieben sind. Zwei Stifffiguren kniend. Hl. Martin und Benedikt, überlebensgroß und ein lebensgroßer Apostel Paulus.

Die Aufzählung der Kunstwerke kann aus Platzgründen nicht vollständig sein. Nur die vom Vater Johannes, dessen Werke in der näheren Umgebung anzutreffen sind, wurden etwas reichhaltiger aufgeführt.

## Die Nachfahren

Nur Johann Adam Hops hatte Kinder. Seine Brüder starben 39- und 41jährig kinderlos. Von den zwölf Kindern wurden zwei wiederum Bildhauer. Johann Baptist, geb. am 11. 9. 1734, lernte vermutlich in der väterlichen Werkstatt in Mietingen und übernahm später die Werkstatt seines Onkels Franz Magnus in Sigmaringen. Er erreichte nicht die künstlerischen Fähigkeiten seines Onkels.

Johannes Paul, geb. 21. 6. 1734, wird später als Bildhauer von Markdorf bezeichnet. Er ist zunächst Geselle bei Feichtmayr und nach dessen Tod bei den Gebrüdern Dürr. In einem Brief vom 13. Oktober 1779 an den Prälaten des Klosters Salem unterzeichnet er mit „Hochfürstlicher Hofbildhauer“. Einzelne Werke, wie in Ofenbach bei Weiler im Allgäu und Baitenhausen, sind bekannt.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

2. Jahrgang – Heft 1 – Seite 26

# Schlossgut Warthausen seit 150 Jahren im Besitz der Freiherrn von Koenig-Warthausen

Von Gabriele von Koenig-Warthausen

Am 21. Januar 1829 brachte die Beilage zum „Schwäbischen Merkur“ folgendes Inserat: „Ochsenhausen, Schloßgut Verkauf“. „Das in dem angenehmen Rißtal gelegene Schloßgut Warthausen ist in Folge höherer Anordnung zum Verkauf bestimmt und wird am Samstag den 14. Febr. d. J. vormittags 11 Uhr im Adler zu Warthausen in öffentlichen Aufstreich gebracht werden.“

Ein langes Verzeichnis führt alle Details auf. Davon sei nur das wichtigste hervorgehoben: Das Schloß selbst mit zwei Seitenflügeln, zu welchen man durch den großen Meierei-Hof und zwei kleine Blumengärtchen gelangt. Die Rentmeister-Wohnung. Das Fruchtkastengebäude. Das Ökonomiegebäude. Das Geflügelhaus. Der Schweinestall. Wasch- und Backofen. Heustadel. Verschiedene der damals ferner aufgeführten Baulichkeiten sind inzwischen längst abgebrochen worden, so die Annenkapelle, das Holländerhäuschen, die Ziegelei, das Schützenhaus, die Kalkgrube usw. Geblieben sind die beiden Wassertürme, einer im Tal, einer im Schloßpark. Aufgeführt sind ferner die Wald-Distrikte, Feldgüter, Jagd und Fischerei.

Das Schloß selbst hatte durch die Herr v. Schad im siebzehnten Jahrhundert die im wesentlichen noch heute bestehende Gestalt erhalten, auch in der Einteilung der Innenräume. Früher ist zwar immer von drei Stockwerken die Rede, noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, was zu der irrtümlichen Annahme geführt haben dürfte, es sei erst im achtzehnten Jahrhundert ein entsprechender Umbau entstanden. Mir scheint es klar, daß man früher das Erdgeschoß als erstes Stockwerk mitzählte. Erst allmählich wurde dieser Brauch aufgegeben, es waren also nurmehr zwei Stockwerke. Die auf die Schad folgenden Grafen Stadion haben nur wenig verändert, so die Zuschüttung des Burggrabens veranlaßt, die Entfernung der Zugbrücke, und vor allem die Verlegung der Kapelle in den früheren Pferdestall, sowie den Ausbau des wunderschönen Treppenhauses. - Doch die Stadions verloren die Freude an ihrem Besitz, als Oberschwaben württembergisch wurde und sie ihre Reichsunmittelbarkeit verloren. Grollend zogen sie sich auf ihre böhmischen Güter zurück und verkauften die Herrschaft Warthausen an den württembergischen Staat. Als dieser sie dann wieder abstoßen wollte, befanden sich unter den Bewerbern zwei Brüder v. Koenig, die dann siegreich hervorgingen und denen es zu verdanken ist, daß das Schloß nicht abgebrochen wurde.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Herkunft der Koenigs, die sich ab Mitte des vorigen Jahrhunderts Freiherrn Koenig von und zu Warthausen nennen durften. Ursprünglich kamen sie aus Norddeutschland, und wanderten zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts nach dem Elsaß aus; von dort zogen sie bereits Ende des gleichen Jahrhunderts - wohl infolge der Kriegswirren und ihres evangelischen Glaubens - nach Eßlingen. Die Nachkommen waren württembergische Juristen und Geistliche. Ein Oberamtmann und württembergischer Hofrat in Herrenalb Ludwig Adam (1718-1796) hatte fünf Söhne und fünf Töchter. Einer der Söhne, Wilhelm Ludwig Christoph (1751-1828), zog als junger Kaufmann nach Amsterdam, wo es ihm gelang, ein großes Bankhaus zu gründen, dessen Chef er mehr als fünfzig Jahre lang war. Sein Sohn starb als Knabe, seine Tochter als junge Frau. So hinterließ er sein großes Vermögen seinen Neffen, z. T. schon zu Lebzeiten in Form von Renten. Daher konnte der Obertribunalrat Wilhelm Friedrich (1792-1879) das Rittergut Fachsenfeld bei Aalen 1828 für sich erwerben und sich für seinen jüngeren Bruder Friedrich August Karl (Friz 1800-1889) bei der Versteigerung von Warthausen einsetzen. Wie das vor sich ging, erfahren wir aus seinem nachfolgenden Brief:

„... so ist der Kauf gut und klug“

„Lieber Friz. Wenn Dich auch auf der einen Seite die Summe von 61 000 Gulden alterirt haben wird, so wird es Dir auf der anderen Seite wohl sein, daß die Sache im Reinen ist. Ich wenigstens hatte ein großes Vergnügen, als Enchelmaier zum dritten und letztenmal sagte. Der Kauf ist daher nicht wohlfeil, aber auch nicht theuer, wenn man die Schönheit des Ganzen erwägt und wir bedenken daß, so Gott will, dieses der Siz unserer Nachkommen auf Jahrhunderte ist, so ist der Kauf gut und klug. Ich ging um 5 Uhr morgens hier (von Ulm) weg, nahm in Laupheim neue Pferde und war um 9 Uhr in Warthausen. Erst um 11 Uhr war die Versteigerung. Enchelmaier setzte mich von allen Umtrieben gegen uns in Kenntnis. Es war richtig eine Biberacher Gesellschaft da und dann zwei Memminger Liebhaber, hunds-gemeine Kerle dem Aussehen nach. Beide Parthien speculierten auf den Abbruch, was in Warthausen große Bestürzung verbreitete. Ihnen war versichert worden, daß dem Abbruch nichts entgegenstehe. Ich saß, als die Liebhaber einherkamen, ganz stille mit dem festen Vorsatz auf einer Bank am Fenster, ihnen die Geschäfte jedenfalls so zu salzen, daß sie lange an die Freyherrn von König denken sollten. Die Biberacher waren bald stille. Als aber das Gut auf 57 000 war, und der Memminger sah, daß ich immer vor dem letzten Streich ganz ruhig 100 fl mehr sagte, so wollte er mich erschrecken und schlug auf 500 fl. Alle Bauern von Warthausen standen im Hintergrund und wurden immer freundlicher, je ruhiger und fester sie mich aufschlagen hörten. Wie es 60 000 waren, lachten sie bei den 100 fl in der Stille zum Memminger hinüber - gleichsam um ihm zu sagen, der Herr gewinnt Gottlob, und als endlich der verfluchte Kerl das Maul hielt und Enchelmaier zum letzten sagte, standen alle Biberacher auf und gratulierten mir. Ich hätte weinen mögen, so war mir ein Stein vom Herzen. Die Bauern waren in einem Nu fort, und die Nachricht im Dorf zu verkünden. Beim Mittagessen, wo über 20 Biberacher Honoratioren waren, kam die Rede auf die alte 90jährige Kastellanin, wie es wohl dieser ergehen werde. Ich erklärte, daß diese Frau im Schloß bleibe. Diese Erklärung erregte allgemeinen Beyfall, Enchelmaier ließ ihr gleich diese köstliche Nachricht aufs Schloß sagen, und ihr Sohn dankte mir beim Abfahren gerührt für die Rücksicht“. Dem Bruder rät er dann noch, „in den Versteigerungen der Königin manches zu finden, was er brauchen könne.“

Denn die Koenigs fanden ein leeres Gebäude vor. Es gab außer der Wohnung der Kastellanin im Erdgeschoß nur noch eine einzige leidlich möblierte im „Kornhaus“, die ein gewisser Referendar Löchner bewohnt hatte. Ob dies vielleicht ein staatlicher Beamter gewesen sein mag? Im Schloß fanden sich nur Ofen, Leitern, Feuerspritzen, Uhrgestelle, Wandleuchten, eingebaute Wäscheschränke u. a. Hervorgehoben wird ein „kleiner Kronleuchter im Nebenzimmer im Turm. Gehört zu den schönsten Zimmern und möchte für den künftigen Schloßkäufer einen Werth haben“, heißt es. Dabei dürfte es sich wohl um den mit einer pompejanischen Wandmalerei geschmückten Spiegelturm im ersten Stock handeln. Einige schöne Louis-Quinze-Möbel im sogenannten Stadionschen Salon sollen einer mündlichen Überlieferung nach von den ersten Besitzern im Dorf gefunden und zurückgeholt worden sein. Wie sich beides zutrug, entzieht sich meiner Kenntnis. Dasselbe gilt für das schöne Porträt des Grafen Friedrich v. Stadion von Joh. Heinrich Tischbein d. A., das auf der „Bühne“ des

Küfermeisters Härle (oder Häberle?) gefunden worden sein soll. Das Kauf-Protocoll befindet sich auf dem Warthauer Rathaus und trägt das Datum vom 7. Sept. 1830, die Kaufsumme wurde in Raten bezahlt. Unterschrieben haben der Schultheiß und der sechsköpfige Gemeinderat. Daraus entnehmen wir: „Zwischen dem königlichen Kameralamt Ochsenhausen und den Freyherrn v. König wurde folgender Kauf-Vertrag abgeschlossen. Vermöge höchster Entschließung Seiner Königlichen Majestät vom 9. März d. J. verkauft das königliche Kameralamt Ochsenhausen an die Freyherrn Wilhelm Friedrich von König, königlicher Ober-Justiz Rath, und Carl Friedrich von König das in der Beilage beschriebene Schloßgut Warthausen, zu welchem das Meiereigut daselbst, eine Fläche von 452 Morgen Waldes und das Jagd-Recht im vormaligen Oberhöfener Revier gehört, um 61 000 fl. auch sind bis jetzt hiervon bereits 30 000 fl bezahlt worden. Den Käufern ist die Aufnahme des Schloßguts in die ritterschaftliche Matrikel des Donaukreises bewilligt worden. Alle Pflichten und Vorteile, die bisher die Grafen Stadion, dann der Staat hatten, gehen auch an die neuen Besitzer über.“

## Das Oberamtsgericht beurkundet...

Das Meiereigut nebst Ziegelhütte ist noch von der gräflich Stadionischen Verwaltung von Lichtmeß 1822 bis 1834 an Josef Härle von Aufhofen verliehen worden. Ihm gehören Ackerbaugerätschaften, Rindvieh, Pferde und Schafe. Es bleibt den Käufern überlassen, eine Übereinkunft mit ihm zu treffen. Die Ziegelbrennerei-Gerätschaften sind Eigentum des Pächters und zu bezahlen, wenn sie bei Beendigung der Pacht übernommen werden sollten. Den Käufern des Schloßguts ist gestattet worden, diejenigen Inventarstücke, welche sich in den Schloßgebäuden befinden zu kaufen.

Es haben die Käufer die auf dem Schloßgut befindlichen Wege künftig zu unterhalten. Zu vorstehendem Vertrag machen sich rechtskräftig verbindlich den 4. Juny 1829 K. Kameralamt Ochsenhausen Kameralverwalter Enchelmayer, die Käufer des Schloßguts Friedrich v. König und im Namen seines Bruders des Oberjustizraths Frhr. v. König.

Daß dem Vertrag kein Hindernis entgegensteht beurkundet Biberach d. 6. July 1830 Oberamts-Gericht, Probst.“

Dem Stuttgarter Regierungsblatt von 1834 konnte man anlässlich einer Deklaration über die staatsrechtlichen Verhältnisse des ritterschaftlichen Adels entnehmen, dass diese auch „für die Freiherren Wilhelm Friedrich von König, Oberjustizrat zu Ulm, und Carl Friedrich von König zu Warthausen als Besitzer der durch k. Entschließung zum Rittergut erhobenen vormaligen staatlichen Domäne Warthausen, Oberamts Biberach, jedoch mit Ausschluß aller Patrimonial-Gerichtsbarkeit, Ortspolizei und Forstgerichtsbarkeit und der Surrogate sich beziehenden Bestimmungen Anwendung finden. Stuttgart, den 20. Juni 1834 Schleyer“.

Urgroßvater Friedrich August Karl Freiherr v. König, der Land- und Forstwissenschaft studiert hatte, war seit 1825 mit Pauline Lembke (1805-1872) vermählt, Tochter eines Lübecker Handelsherrn, Reedereibesitzers und schwedischen Konsuls. Sie brachte eine stattliche Mitgift ein, die vor allem zur Anschaffung von Möbeln und sonstiger Ausstattung für das leere Schloß verwertet wurde. Von ihr eingebrachtes Porzellan, Silber und sogar Tischwäsche sind von so vorzüglicher Qualität, dass sie noch im Gebrauch sind. Dem Geschmack der Zeit entsprechend wurden Empire- und Biedermeier-Möbel ausgesucht. Fußböden, Tapeten und noch vieles mehr mußte erneuert werden. Wandschirme, Fußkissen etc. schuf die Urgroßmutter selbst in kunstvollen Kreuzstichstickereien, wie sie heute wieder geschätzt sind. Um 1845 wurden vier Wohnräume, einer davon gewölbt, mit Arabesken im maurischen Stil und Täferung nach Plänen des württembergischen Hofarchitekten v. Zanth ausgeschmückt. - Ein Gemälde von Pflug aus dem Jahre 1830 zeigt das junge Ehepaar mit einem kleinen Kind auf einer Terrasse vor dem Schloß sitzend, ein späteres von Ebersberg um 1845 die Kinder Richard (1820-1911) und Elise (1835-1921) bei einer romantischen Bootsfahrt. Um es gleich vorwegzunehmen; diese unverheiratet gebliebene Tochter war eine sehr energische Persönlichkeit und pflegte in ihrem langen Leben ein für Frauen seltenes Interessengebiet; Heraldik, Numismatik, Genealogie und Sphragistik; auch sammelte sie Handschriften. Vermutlich bot sie den ersten Anlaß dazu, dass - wie ich den Erinnerungs-Aufzeichnungen einer längst verstorbenen Tante entnehme - man in Biberach bald sagte: „Bei Königs sollte Buba Mädla sei und d'Mädla Buba!“ Eine unpraktische Veranlagung in einer rein patriarchalisch ausgerichteten Welt!

1848 sollen die Urgroßeltern ernsthaft erwogen haben, aus Furcht vor den gefährlichen Demokraten nach den Vereinigten Staaten von Amerika auszuwandern - zum Glück haben sie es nicht getan! Dagegen flüchteten die Frauen aus der Familie von Richard Koenigs künftiger Frau damals in das Land, wo sie sich am sichersten fühlten, nach Mütterchen Rußland, wo sie im Schutz der braven Leibeigenen auf ihren großen Gütern geborgen waren.

Unsere künftige Großmutter war damals neun Jahre alt.

## Kind des 19. Jahrhunderts

Richard Freiherr Koenig von und zu Warthausen hatte zwar auch Land- und Forstwissenschaft studiert, jedoch lagen seine Interessen mehr auf naturwissenschaftlichem Gebiet. Er war ein Kind des historischen Zeitalters, des neunzehnten Jahrhunderts, und teilte im übrigen auch die oben angeführten Interessen seiner Schwester Elise, besonders das an der Sphragistik. Wann er die Herrschaft übernahm, entzieht sich meiner Kenntnis, vermutlich nach seiner Vermählung im Jahr 1861 mit Elisabeth Freiin v. Hügel (1838-1894). Mit ihr zogen Möbel im Stil des III. Kaiserreichs und das musische Element in Warthausen ein. Noch heute künden viele Bilder im Schloß von der begabten Malerin: eigene Porträts und Kopien nach alten Meistern. Ihre Mutter war eine gebürtige Russin, Alexandrine gen. Sascha v. Wereschtschagin. Als Kusine und Muse des Dichters Michael Lermontow (1811- 41) ist sie in die russische Literaturgeschichte eingegangen. Ihre Tochter, also Großmutter Koenig, habe ich nicht mehr gekannt; sie wird als fromm und wohlthätig gerühmt. Auf ihre Anregung kam die Stiftung Elisabethenpflege zustand, die ihren Vornamen trägt. Für die damit betrauten Untermarchtaler Schwestern wurde am Fuß des Schloßbergs eine Wohnung erbaut. Ein steinernes Kreuz im Garten dort wurde von Großvater Koenig selbst gemauert. Auch bei der Mauer im „untern Garten“ hat er Hand angelegt. Ständig beschäftigte er Handwerker, Maurer und vor allem auch den kunstfertigen Schreiner Hertenberger, der mit viel Geschick den Turm neben der Bibliothek im II. Stock in einen Renaissance-Raum verwandelte, Großpapas Lieblingsstil. Die Empire- und Biedermeier-Möbel seiner Eltern verbannte er aus seinen Augen. Vom Turm aus beobachtete er am Tubus Land und Leute, studierte den Flug der Vögel. Er wurde auf Grund seiner ornithologischen Kenntnisse und Publikationen zum Ehrendoktor der Universität Tübingen ernannt. Seine Bibliothek umfaßt hauptsächlich naturwissenschaftliche und geschichtliche Werke. Von der alten Stadionschen Sammlung ist nichts mehr hier vorhanden.

Ständig war Großpapa von allerlei Getier umgeben. Er legte einen Park für Damwild an, das erst mit dem Zweiten Weltkrieg verschwand. An baulichen Veränderungen geht auf ihn die neue Aufstockung der Terrasse mit den beiden Türmchen Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück. Erst um 1910 ließ er den Südwestturm auf seine Fundamente hin untersuchen, die Brandschutt aus der Schadschen Zeit auf dem Nagelfluhfelsen zeigten. Er wurde nun ausgebaut und im unteren Raum durch Baron Freyberg-Allmendingen mit den Wappen sämtlicher Besitzer von Warthausen versehen. Auch die Anlage des Familienbegräbnisses, wohl nach dem Tod seiner Mutter, fand unter Richard v. Koenig statt. Das holzgeschnitzte Kreuz in dem am Ende der Wielandallee schön gelegenen Friedhof stammt aus Oberammergau.

Großvaters langes Leben fiel in eine günstige Zeit; nach dem siegreichen Krieg von 1870/71 folgten vierzig Friedensjahre. So konnte er zum Schmuck seines Schlosses viele schöne Altertümer einkaufen: sogenannte Ulmer Schränke (Übergang von Renaissance zum Barock), zwei große Schränke aus den Klöstern Schussenried und Weingarten, spätmittelalterliche Altarflügel eines unbekanntes Meisters, eine Pieta und eine Anna Selbdritt oberschwäbischer Herkunft aus dem sechzehnten Jahrhundert. Für die Schloßkapelle erwarb er ferner beim Abbruch der Alberweiler Kirche Epitaphie der letzten Herrn von Warthausen aus dem sechzehnten Jahrhundert. Biberacher Patrizier-Porträts ließ er im Korridor des zweiten Stocks aufhängen. Die Familienbilder der Königs, Lembkes, Hügel und deren russischen Verwandten schmückten den großen Salon im ersten Stock. Altes Zinngeschirr, Porzellan und zahlreiche andere Kostbarkeiten wurden von Großvater angeschafft. Seiner Schwester ließ er im sog. Amtshaus eine Sommerwohnung ausbauen.

Sein Sohn, Johann-Baptist, mein Vater (1862-1921), konnte sich nur zehn Jahre lang des Besitzes von Warthausen erfreuen, noch dazu waren sie durch den Ersten Weltkrieg und seine frühe schwere Erkrankung sehr beschnitten. Bis zur Übernahme der Herrschaft hatte er den Beruf eines Amtsrichters in Biberach ausgeübt. Er war seit 1897 vermählt mit Ella v. Neubronner (1874-1956). Als die Eltern 1911 Warthausen übernahmen, mußte eine gründliche Renovierung aller Räume vorgenommen werden. Als erstes wurde eine Wasserleitung in alle Stockwerke gelegt. Großpapas Dienstmädchen trugen das Wasser noch in kupfernen Kesseln auf dem Kopf bis in das zweite Stockwerk!

Gleich wurde auch ein Badezimmer eingerichtet (heute sind es vier). Während es im sechzehnten Jahrhundert bei den Schads ein Badstüblin gab, im siebzehnten sogar ein Badhäuslein im Schloßhof, war dieser Luxus bei den Stadions wie bei den beiden ersten Generationen der Königs unbekannt. Wenn überhaupt, badete man im Waschzuber. - Meiner Mutter fiel die dankbare Aufgabe zu, mit Unterstützung durch ihre schönheitsliebende Mutter, Großmama Neubronner, die frisch tapezierten Räume mit den passenden Möbeln einzurichten. Die vorher verborgenen Empire- und Biedermeier-Möbel kamen wieder zu Ehren. Mit geringer Abweichung ist die damals getroffene Einrichtung des Schlosses noch die heutige. Ihre eigenen Möbel im Jugendstil brachte meine Mutter erst später aus unserer Zweitwohnung hierher. - Im Ersten Weltkrieg wurde dann elektrisches Licht eingerichtet. Aus der Zeit unmittelbar nach diesem Krieg

erinnere ich mich einer Episode auf dem Rathaus: ein kommunistisch gesinntes Gemeinderatsmitglied forderte unsere Enteignung. Die anderen wiesen ihn darauf hin, er hätte wohl auch keine Freude, wenn ihm etwas von seinem Eigentum gestohlen würde. Auch konnte auf Grund des Kaufvertrags nachgewiesen werden, daß das Schloß ehrlich erworben worden war - wir zudem nicht von Raubrittern abstammten.

## Ziel: Das Erbe bewahren

An meinen Vater erinnern die vielen Geweihe im Schloß; er war ein leidenschaftlicher Jäger gewesen. Als er meine Mutter mit sechs unversorgten Kindern viel zu früh allein gelassen hatte, stand sie den schweren Zeiten der Inflation gegenüber. Sie ließ uns alle etwas lernen. Das Erbe zu bewahren, war nun ihre vorbildlich erfüllte Aufgabe durch alle die noch schwereren Jahre, die folgen sollten, Nazismus und Zweiter Weltkrieg. Im Winter 1941/42 erschien Hauptsturmbannführer Seitz aus Biberach mit dem Ansinnen, ihm das Schloßgut gegen eine Million Mark und eine jüdische Villa in Stuttgart abzutreten. Er wollte hier eine Siedlerschule für junge Landwirte einrichten, die nach dem Endsieg den inzwischen von der dortigen „Untermenschen-Bevölkerung“ gesäuberten Osten neu besiedeln sollten. Unsere energische Weigerung soll dazu beigetragen haben, daß wir auf die schwarze Liste derer gesetzt wurden, die nach dem Endsieg entsprechend bestraft werden sollten.

Im Frühjahr 1944 wurde uns dann ein HJ-Warenlager ins Schloß gelegt, das einem gewissen Fritz Müller unterstand, der uns schikanierte, wo er nur konnte. Das Warenlager war in den drei Bibliotheksräumen im II. Stock untergebracht und umfaßte Haushaltsgeräte, Stoffe, Papierwaren u. a., alles Mangelware. Er selbst bezog mit seiner Familie die vorderen Räume, seine Sekretärin und Freundin residierte im Wielandturm. Man musste sehr vorsichtig sein beim Abhören des Schweizer Senders z. B., denn er spionierte uns nach. So störten ihn auch die englischen Besuche, und er sagte zur Schwester Oberin: „Die da oben hoffen, daß die Engländer sie beschützen werden. Dafür werden wir sorgen, daß das nicht geschieht. Die Engländer - das waren die bei Biberach internierten Bewohner der Kanalinseln, in deren Lager zwei meiner Schwestern als Dolmetscherinnen und Briefzensorinnen arbeiteten. Müller hatte auch dafür gesorgt, daß auf der obersten Bühne leicht anzuzündendes Material angehäuft wurde, um im „Notfall“ das Schloß abbrennen zu können. Zum Glück wurde es entdeckt und entfernt. In den letzten Kriegswochen bekamen wir Funker ins Haus - soviel ich mich erinnere, ca. sechzig Mädchen, die im Parterre und I. Stock kampierten.

## Überall ein Chaos

Als dann alle fluchtartig unter Hinterlassung ihrer schweren Maschinen das Schloß verlassen hatten, sah es überall chaotisch aus. Das HJ-Warenlager wurde von Dorf- und Schloßbewohnern begeistert geplündert - was später die Franzosen sehr übelnahmen. Die Engländer erschienen sofort und brachten ihr „off limit“ an, als wir am 23./24. 4.1945 von Franzosen überrollt worden waren. Zunächst ging alles gut, aber wir hatten nicht mit der Rivalität der Alliierten untereinander gerechnet! Sowie die Engländer dann abgeflogen waren, machte Müller sein Versprechen wahr: er zeigte uns bei den Franzosen an und behauptete unter anderem, mein inzwischen ohne Entlassungsschein zurückgekehrter Bruder Wilhelm habe ein aus mir unbekanntem Gründen explodiertes französisches Munitionslager gesprengt. Das trug meinem Bruder zwei Jahre Gefangenschaft ein. Müller selbst half es nichts, er wurde auch eingesperrt. Alles war noch viel verwickelter, als es sich hier darstellen läßt. Die Franzosen beschlagnahmten dann einige Räume im Schloß, richteten in ihnen keinen wesentlichen Schaden an; doch ließen sie einige wertvolle alte Bücher und auch einige andere Gegenstände geringeren Wertes mitgehen. Und natürlich wurde Geschirr zerbrochen. Das Schlimmste war aber, daß sie uns kein Wort glaubten, auch nicht, daß wir den Müller nicht freiwillig aufgenommen hatten. Die gleichen törichten Ressentiments, die wir bei den Nazis zu hören bekamen, erklangen auch bei den Franzosen, wie: „man mache bei Baronen keine Ausnahme“, wenn ungerechte Forderungen erfolgten. Außer der Schreiberin dieser Erinnerungen waren alle Familienmitglieder kurz oder lang eingesperrt worden. „Wird Deutschland wieder ein Rechtsstaat?“ schrieb ich damals in mein Tagebuch. Schließlich zogen die Franzosen im Dezember 1945, kurz vor Weihnachten ab, nachdem sie das letzte Stück Holz verbrannt hatten. Die Plünderung des Waldes folgte dann im nächsten Jahr, hatte wohl auch schon begonnen. Sie wollten wiederkommen, ließen sich aber nicht mehr blicken. Dagegen hatten wir im Schloß und in den Nebengebäuden eine Menge einheimischer und auswärtiger Flüchtlinge, teils freiwillig, teils unfreiwillig aufgenommen.

Seit der endgültigen Auflösung der Majorate im Jahr 1951 ist Freiherr Dietrich freier und alleiniger Besitzer der Herrschaft Warthausen. Anfang der fünfziger Jahre wurde der durch drei Generationen währende Pachtvertrag mit der Familie Mock aufgelöst. Seitdem wechselten verschiedene Pächter. Der jetzige hat seinen Wohnsitz nicht hier, sondern betreut von Bayern aus mehrere Güter. Er hat hier die Viehzucht ganz eingestellt, baut Getreide, Mais und Rüben an, und neuerdings hat er große Erdbeerplantagen angelegt. Der jetzige Stand umfasst eine Gesamtfläche von 223.71.59 ha, wovon 120.96.90 auf den Wald entfallen, 15.53.61 auf Schloß, Park, Hofgebäude und Kiesgrube. 87.21.08 auf die Landwirtschaft. Den Wald hat mein Bruder in eigener Regie, unterstützt durch einen gut eingearbeiteten Revierförster. Erwähnt sei an dieser Stelle auch, daß keinerlei Verschuldung besteht. Vieles ist das Verdienst des zu früh verstorbenen jüngsten Bruders Wilhelm, der nach Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft hier die Verwaltung führte. Er hatte neuere Geschichte und Kunstgeschichte studiert, ordnete das vernachlässigte Schloßarchiv, sorgte für wichtige Verbesserungen auf hygienischem Gebiet und für eine Zentralheizung. Schloß und Nebengebäude wurden neu gedeckt und verputzt. In den Nebengebäuden, dem früheren Amtshaus und dem Ökonomiegebäude, richtete er einige neue Wohnungen ein. Im Zeitalter des Automobils ist das Wohnen auf dem Lande sehr begehrt. Die Halle im Parterre wurde durch Abbruch einer Wand vergrößert; in dem gewonnenen Raum sind z. T. noch aus Stadionscher Zeit stammende Waffen aufgestellt. Im zweiten Stockwerk wurde die trennende Wand im großen Saal, die schon zu Schadscher Zeit errichtet worden war und ein wenig schönes Bild bot, entfernt. Im letzten Kriegsjahr wurde die Schloßkapelle auf Anregung von Pfarrer Remppis zum evangelischen Gottesdienst zur Verfügung gestellt, da sich die evangelische Gemeinde in Warthausen durch Flüchtlinge wesentlich vergrößert hatte. Jetzt findet der Gottesdienst wegen des Heizproblems nur in den Sommermonaten dort statt. Die Kapelle wurde Mitte der sechziger Jahre durch Michael Buntz und Hermann Roth gründlich erneuert, die Rokokofresken wurden von der Übermalung befreit und ergänzt. - Immer wieder sind hier Reparaturen an irgendeiner Stelle im Schloß oder draußen notwendig. Das Denkmalamt gibt ab und zu einen bescheidenen Beitrag mit der Auflage, daß das Schloß der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Schon in den dreißiger Jahren fanden sonntags regelmäßige Führungen statt, damals durch Schreinermeister Hertenberger, Sohn des kunstfertigen Herstellers der Renaissance-Vertäferung im Bibliotheks-Turm.

## Besucher aus aller Welt

Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahmen Familienmitglieder die Schloßführungen. Außer Besuchern aus der Umgebung und bildungsbeflissenen Vereinen kann man etwa folgende Besucher-Gruppen feststellen: Nachkommen der Grafen Stadion und der La Roche-Bretonnos, Germanisten auf Wielands und Sophie La Roches Spuren, nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Frankreich, England und neuerdings besonders aus den Vereinigten Staaten. Slawisten aus Deutschland, Großbritannien, der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten - letztere auf den Spuren von Lermontow und seiner Muse, der Urgroßmutter Hügel-Wereschtschagin, denn einige Erinnerungstücke an den russischen Lyriker befinden sich hier. Er ist im gegenwärtigen Rußland wohl der meist geschätzte Dichter aus dem vorigen Jahrhundert nach Puschkin. So kam ich zu der Ehre, daß mein kleiner Band „Diesseits und jenseits der Grenzen“ in einer Vitrine des Puschkin-Museums in Leningrad ausgestellt ist, wohin ihn eine amerikanische Slawistin gestiftet hat. Darin schrieb ich über unsere russische Verwandtschaft. Auch der führende Lermontow-Forscher Prof. Fürst Andronikow aus Moskau besuchte uns, nahm vor zehn Jahren ein Gruppenbild unserer Familie auf und stiftete es dort in ein Museum - Verwandte von Lermontow! Soweit die literarischen Schloßbesucher. Nicht zu vergessen seien die zahlreichen Besucher, die alljährlich zu den Konzerten kommen. Mit diesen wurde schon in den dreißiger Jahren begonnen. Seit damals wurde es zur Tradition, dass der große Pianist Wilhelm Kempff häufig hier konzertiert. Nach Kriegsende bis Mitte der fünfziger Jahre fanden auch Dichterlesungen statt - damals waren die Menschen noch für alles Gebotene dankbar.

Nicht vergessen sei der Schloßpark, der immer wieder Bewunderung erregt. Noch aus Stadionscher Zeit stammt die sog. Wieland-Allee. Der Obstgarten dürfte von den Urgroßeltern angelegt worden sein; früher war dort ein ausgedehnter französischer Park. Eine hohe Akazie wurde für die Urgroßmutter gepflanzt. Die beiden Blutbuchen u. a. Baumgruppen hat Fritz Koenig (1863-1948), der Besitzer von Sommershausen, vor etwa hundert Jahren gepflanzt. Die beiden Springbrunnen gehen in veränderter Form auf die Stadionsche Zeit zurück.

Dies also war ein Rückblick auf die letzten hundertfünfzig Jahre. Was mag die Zukunft bringen? Wird all das so liebevoll und oft unter Sorgen und Opfern Bewahrte auch künftige Zeiten ungeschmälert überdauern? Man möchte es wünschen!

# Der „Untergänger“ und seine Marksteinzeugen

Wie früher Grenzsicherungen im Kreis Biberach vorgenommen wurden

Von Gerd Maier, Biberach

„Am Untergang der Gemeinde mitgewirkt“ steht bisweilen in alten Gemeindeprotokollen zu lesen, doch geht es bei dieser düster klingenden Formulierung nicht um den Ruin des Dorfes, sondern um Tätigkeiten zur Sicherung der Grundstücks- und Markungsgrenzen.

Das ganze Land überspannende Messverfahren von höchster Genauigkeit und einbetonierte Grenzbolzen haben heute den einzeln eingemessenen, tief in den Boden eingegrabenen Grenzstein überflüssig gemacht. Früher aber war der Markstein das einzige Mittel zur Kennzeichnung der Grenzen. Durch unachtsames Pflügen oder auch durch vorsätzliches Verrücken konnte die Lage des Steins erheblich verändert werden, und so wurden Grenzfrevler schon früh mit Mördern gleichgestellt und ihnen härteste Strafen angedroht. Das Rügegericht Fulda beispielsweise bestimmte, dem bis zum Hals eingegrabenen Täter den Kopf abzupflügen.

Um die verlorengegangene ehemalige Lage eines Grenzsteins wieder auffinden zu können, bediente man sich seit Ausgang des Mittelalters der sogenannten unterirdischen Verzeugung: besonders vertrauenswürdige und auf Stillschweigen vereidigte „Untergänger“ legten in die ausgehobene Grube nach geheimem Ritual irgendwelche unverweslichen Beigaben, wie etwa Münzen, zerschlagene Ziegelbrocken oder Glasscherben. Mit Hilfe dieser Zeichen konnte der Untergänger dann bei späteren Grenzstreitigkeiten den ursprünglichen Standort des Steins rekonstruieren.

Das 1830 in Tübingen gedruckte „Handbuch für Untergangs-Richter . . .“ schreibt dazu: „§ 108. Verzeugen der Steine. Hauptsache bei dem Steinsatz ist die sogenannte Verzeugung. Erst in genügsamer Entfernung anderer Leute, wenn niemand als die Untergänger anwesend sind, müssen diese den Stein verzeugen. Es werden nämlich unter den Stein oder an die Seiten desselben gewisse Merkmale gelegt. Die Untergänger nennen dergleichen Merkmale: Zeugen, Geheimnis, Jungen, Beleg, Gerner, Beilagen, Eier. Ihre Anzahl ist unbestimmt. Jeder Untergänger führt seine eigene Zeugenschaft, die er bis in seinen Tod niemand eröffnen solle. Es ist aber auch dieses nicht überflüssig, weil dergleichen Zeugen immerhin als gültige Grenzbestimmungen anzusehen sind, und sie gar oft würden verrückt werden, wenn die Zeugenschaft bekannt würde . . . Ein Stein ohne Zeuge verdient keinen Glauben. Bei Erhebung eines alten Mark- oder Grenzsteines ist nach den Zeugen mit ebenso vieler Heimlichkeit zu sehen, als bei deren Einlegung“.

Zu dieser vorbeugenden unterirdischen Sicherung von Grenzpunkten wurden seit dem 19. Jahrhundert im süddeutschen Raum besondere Zeichen, „Zeugen“ genannt, verwendet. Es sind dies etwa handtellergröße Marken aus gebranntem Lehm oder Ton, welche der größeren Haltbarkeit wegen bisweilen zusätzlich glasiert wurden. Eigene Marksteinzeugen hatten nicht nur das Land und alle Städte, sondern auch jedes Dorf und selbst viele kleine Weiler. Zu einer Zeit, als kommunalpolitisch wirksame Verwaltungseinheiten noch nicht Mode waren, galten diese Tontäfelchen als echter, wenngleich unsichtbarer Ausdruck der Gemeindehoheit.

Von Achstetten bis Zwiefaltendorf reicht die Reihe der Zeugen im Landkreis Biberach, und es ist reizvoll, diese Dokumente einer teilweise schon Geschichte gewordenen Eigenständigkeit miteinander zu vergleichen. Ähnlich wie bei den Münzen ist die Prägung jeder Gemeinde anders, ja selbst innerhalb eines einzelnen Dorfes sind verschiedene Zeugen nachweisbar. Schließlich ging ein von der eigenen oder benachbarten Ziegelei hergestellter und meist in einer Kiste im Spritzenhaus aufbewahrter Vorrat irgendwann einmal zu Ende und man ließ – nach geändertem Zeitgeschmack - neue Zeugen formen und brennen. Auch topographische Unterschiede sind erkennbar. So pflegten die im Südosten des Kreises gelegenen Gemeinden ihre Zeugen in jener Art zu gestalten, wie sie um Leutkirch üblich war: viereckige Tontäfelchen mit der Inschrift „Untergangsgericht“ über den Ortsnamen Ellwangen, Kirchdorf, Oberopfingen oder Tannheim. Von Ochsenhausen, Ringschnait, Sinnigen, Wain und Wenedach sind glasierte Zeugen bekannt, wobei besonders der prächtig reliefierte Ochsenkopf den Wohlstand seiner Heimatgemeinde erkennen läßt, während die anderen am Anfangsbuchstaben des Ortsnamens erkennbar sind.

Laupheim, das zuvor seine Zeugen mit den Buchstaben G. L. (= Gemeinde Laupheim) versah, ließ aus Anlaß der Erhebung zur Stadt neue Zeugen mit der Inschrift „Stadtgemeinde Laupheim“ herstellen. Üblich sind sonst allerdings einfachere Ausführungen, so jene Zeugen im Querformat, welche durch einen vorgeformten Schnitt in der Mitte leicht zu zwei gleich großen Teilen zerbrochen werden können, und die mit dem vollen Ortsnamen (Baltringen, Eberhardzell, Hochdorf, Langenschemmern, Mietingen, Muttensweiler, Oberessendorf), bisweilen auch noch zusätzlich mit dem Gemeindewappen versehen sind (Winterstettendorf, Winterstettenstadt).

Es gibt einfache, fast würfelförmige Zeugen, denen nur die Anfangsbuchstaben eingestempelt sind (Attenweiler, Birkenhard, Fischbach, Reute), hochformatige Rechtecke (Betzenweiler, Sauggart, Seekirch) und abgekürzte Ortsnamen (Ad = Andelfingen, Dhs = Dietershausen, DK = Dieterskirch, Egf = Egelfingen, Kz = Kanzach, Ott = Otterswang, Rdl = Riedlingen). Neben reinen Namensschildern (Alberweiler, Alleshausen, Hailtingen, Offingen) sind Zeugen bekannt, denen dem Ortsnamen noch das Wappen hinzugefügt ist (Altheim, Äpfingen, Ertingen, Pflummern) oder bei denen der Zeuge selbst eine besondere Form besitzt, so das dreieckige Zeichen von Schussenried mit Wappen und der Inschrift „Zeuge Schussenried“, der runde Unlinger Zeuge oder der wappenförmige von Uttenweiler. Bisweilen ist der Initiale der Gemeinde ein weiterer Buchstabe vorangestellt (MB = Markung Buchau, GH = Gemeinde Höfen, GJ = Gemeinde Ingoldingen, GL = Gemeinde Laupertshausen). Manche Darstellungen sind erhaben (Bh = Bergerhausen, F = Füramoos, H = Hagenbuch, OS = Obersulmetingen, R = Ringschnait und Rottum, RH = Rupertshofen), andere sind vertieft (Sch = Schemmerberg, S = Sulmingen, US = Untersulmetingen, U-r = Uttenweiler).

Von der Stadt Biberach sind ein halbes Dutzend unterschiedlicher Zeugen bekannt, darunter ein Dreieck von 1912 und glasierte Wappen aus den Jahren 1937 und 1938. Neben Städten und Gemeinden führten auch die geistlichen und weltlichen Herrschaften eigene Zeugen, so das Hospital Biberach, die Herrschaften von Hornstein, Thurn & Taxis, Toerring und Warthausen. Kleine, heute längst eingemeindete Teilorte wie Ehrensberg („Ehb“), Engelsweiler („Eng“) oder Winterreute („Win“) waren genauso stolz auf ihre eigenen Markungszeichen wie das Land selbst, das 1868 entlang der Illergrenze glasierte Rundzeugen mit dem Buchstaben „W“ und der Jahreszahl verlegte, während der Nachbar Bayern unter die andere Seite der Steine genau gleich aussehende Zeugen mit einem „B“ einbrachte, womit den gegenseitigen Hoheitsbedürfnissen genügt war.

Heute werden Zeugen nicht mehr verlegt, es sei denn, ein altgedienter Fronmeister wirft bei gelegentlichen Neuvermarkungen ein Exemplar aus der bereits erwähnten Spritzenhauskiste „zur Erinnerung wie's früher war“ in die Grube. Flurbereinigungen haben vielerorts die alten Grenzen verändert, und neuartige Vermessungsmethoden machten den Brauch der unterirdischen Hoheitszeichen überflüssig, und so gehört der „Untergänger“ mit seinen geheimnisvollen Riten längst der Vergangenheit an.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

## Volkstümliches und Kunst hinter Glas

Aus der Geschichte des Heimatmuseums der Stadt Laupheim seit 1921

Von Josef Braun, Laupheim

Das zur 1200-Jahrfeier Laupheims im Jahr 1978 erweiterte Laupheimer Heimatmuseum kann auf eine lange und bewegte Vergangenheit zurückblicken. Nach den Aufzeichnungen und knappen Protokollen des „Vereins für Heimatkunde Laupheim“, der leider nach dem II. Weltkrieg mangels Mitglieder aufgelöst wurde, beginnt die Museumsgeschichte mit dem Jahre 1921. In der damaligen Vereinssatzung ist zu lesen: „Zweck des Vereins ist die Fürsorge für die Erhaltung, Aufbewahrung und Zugänglichmachung von geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Quellen und sonstigen Gegenständen mit historischem und naturkundlichem Wert, Forschung nach solchen und Erwerbung derselben für den Verein oder die Stadt Laupheim“. Im Sinne dieser Vereinssatzung wurde ab 1921 eifrig für das Museum gesammelt. Es ist erstaunlich, im alten Verzeichnis zu lesen, wie fast alle Ortschaften des damaligen Oberamts Laupheim durch

Spenden von altertümlichen Gegenständen, teils von kunstgeschichtlichem Wert, dazu beigetragen haben, das Heimatmuseum zu einer Stätte des Bewahrens und Belehrens, der Beachtung und Würdigung von Arbeit und Werk unserer Altvordern werden zu lassen.

Zunächst war ein Abstellraum im Volksschulgebäude Aufbewahrungsort, bis im Jahre 1927 das große Giebelzimmer in der neuen Turnhalle es ermöglichte, das Museumsgut der Öffentlichkeit vorzustellen. Aber auch hier trat im Laufe der Jahre eine ungunstige und muffige Beugung ein für die weiterhin dem Museum zur Verfügung gestellten Altertümer. Im Dritten Reich, während und nach dem II. Weltkrieg, verfiel das Laupheimer Heimatmuseum in einen Dornröschenschlaf. Diesen allerdings machten sich ungebetene „Langfingergäste“ zunutze und ließen viel hochwertiges Museumsgut verschwinden.

Erst nachdem die Stadt 1961 das imposante Schloß Groß-Laupheim angekauft hatte, machte der nun vom Gemeinderat bestimmte Museums-Dreierausschuß „Braun/Mann/Sommer“ den erfolgreichen Vorstoß, dem Heimatmuseum im Jahre 1965 im I. Stock des „Kleinen Schloßle“ eine würdige und bleibende Heimstatt zu verschaffen. Als Beitrag zur 1200-Jahrfeier konnte schließlich unsere Altertümersammlung um die Räumlichkeiten im Erdgeschoß des Gebäudes erweitert werden.

Das „Heimatmuseum der Stadt Laupheim“, so der offizielle Titel, ist im „Kleinen Schloßle“ nun an lokalhistorischer Stätte untergebracht. Der gefällige Barockbau mit Doppeldach aus dem 18. Jahrhundert war einstens der Witwensitz der Dorfadelfamilie von Welden, wurde später Verwaltungsgebäude des Schloßvogts, diente als Gaststätte und Amtswohnung, beherbergte jahrelang den Laupheimer Stadtrat und war auch Trausaal des Standesamts. Schon von der Architektur her schaffen die gewölbten Decken und Mauerrundbögen ein würdiges Museumsklima, das im Sommer noch durch den Ausblick auf den blühenden Rosengarten des Schloßparks bereichert wird. Die Schätze des Laupheimer Heimatmuseums sind in hellen, wohlgepflegten Räumen mit Parkettböden nach modernen, museumstechnischen Gesichtspunkten ausgestellt.

Im ersten Raum, dem „Laupheimer Zimmer“, zeigen bildliche Darstellungen das Aussehen des Marktflückens in früheren Tagen und auch der seit 1869 zur Stadt erhobenen Gemeinde. Eine Wand ist dem Gedenken der ab dem Jahre 1724 bestehenden und im Dritten Reich brutal ausgerotteten, einst rührigen Laupheimer Judengemeinde gewidmet. Hier, vor vielen Erinnerungstücken, stehen immer wieder jüdische Besucher aus der weiten Welt, ehemalige Laupheimer Mitbürger, in wehmütige Betrachtung versunken, die der Barbarei vor der „Endlösung“ noch entrinnen konnten.

Häusliches, hausfrauliches Gebrauchsgut lenkt besonders die Aufmerksamkeit der Damen auf sich, wie etwa altes Küchengerät und reizvolles, biedermeierliches Bildergeschirr. Gute handwerkliche Erzeugnisse, kunstvoll geschnittene Stoffdruckmodelle des Färbergewerbes, mit Ornamenten versehene alte Schlösser, handgeschmiedete Wirtshausschilder, Grabkreuze und Oberlichtgitter zeigen den hohen Stand des Handwerks im Laupheimer Raum vor dem Maschinenzeitalter.

Qualitätsvolle Werke der Plastik von der Gotik bis zum Klassizismus und der Neugotik, auch die Malerei, meist dem religiösen Milieu zugehörig, setzen Maßstäbe für das Museum einer Kleinstadt. Von besonderen künstlerischem Rang ist die nicht signierte Gemäldegalerie aus der Barock- und Rokokozeit mit den Porträts von Angehörigen des letzten Laupheimer Dorfadelsgeschlechts derer von Welden. Nach neuerlichen Forschungen und Erkenntnissen dürfte ein Teil der Bilder dem bedeutenden Münchner Hofmaler Georg Desmarées zuzuschreiben sein.

Das Heimatmuseum birgt zahlreiche handschriftliche Urkunden, Zeugnisse einer einst hochstehenden Schreibkunst mit Gänsefederkiel und Tinte. Handgeschriebene Gebetsbücher mit farbigen Bildeinlagen gehören dem Bereich der volkstümlichen Gebrauchskunst an. Auch die Werke der früheren Buchdruckerkunst sind bemerkenswert, wie es etwa alte Bibeln und ein dickes Geschichtsbuch aus dem Jahre 1576 beweisen. Gegenwärtig ist der Originalwappenbrief von Laupheim von 1596 in einer Vitrine des Museums zu bewundern. Er besticht ob der Frische der Farben im Wappenbild bis zum heutigen Tag.

Ein Zimmer des Heimatmuseums ist den Erzeugnissen gewidmet, die ihre Entstehung der Volksfrömmigkeit verdanken. Dieses Kapitel religiöser Volkskultur, lange Zeit in vielen Museen vernachlässigt, umfaßt volkstümliche Kunst, aber auch schon Serienartikel frühindustrieller Fertigung. Zwei Krippendarstellungen, die Geburtsszene zu Bethlehem und die Hochzeit zu Kanaa aus dem Ende des 18. oder dem beginnenden 19. Jahrhundert zeichnen sich aus durch unbekümmerte Originalität. Ein Miniaturbild der Wohnkultur um 1890 vermittelt eine hübsche Puppenstube mit Schlafzimmer, von Hand gefertigt. Auch der hohe, neugotische Fronleichnamaltar, die Fleißarbeit eines Laupheimer Holzwerkzeugmachers zu Beginn des 20. Jahrhunderts, zeugt von besonderem handwerklichem Geschick.

Eigens für die 1200-Jahrfeier Laupheims wurde auf Anregung des Museumsausschusses, nach der genauen Beschreibung in der Chronik von Dr. Aich, ein Laupheimer Trachtenpaar in Neufertigung, aber auch mit Teilen alter Trachten, vom einheimischen Schneiderhandwerk geschaffen. Das junge, schmucke Trachtenpaar aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigt sich nun der Nachwelt in einer Ganzglasvitrine.

Die Erweiterung des städtischen Heimatmuseums zum Jubiläumsjahr 1978 hat die Sammlung auf den Rang eines mittelgroßen Museums angehoben. Es wird weiterhin seine Anziehungskraft auf heimatbewußte Mitbürger in Stadt und Land ausüben und hält seine Pforten für Besucher an jedem ersten Sonntag im Monat von 14 bis 17 Uhr geöffnet.

Der Originaltext enthält Bilder die hier nicht abgedruckt sind.

2. Jahrgang – Heft 1 – Seite 37

## Arzneimittelforschung im Dienst der Gesundheit

### Über die Entwicklung der pharmazeutischen Firma Dr. Karl Thomae GmbH

Von Franz Rudolf Siebenmorgen

Die Dr. Karl Thomae GmbH in Biberach an der Riß, ein Teil der Boehringer-Ingelheim-Gruppe, widmet sich in breit angelegter Forschungsarbeit der Entwicklung neuer Arzneistoffe, deren Herstellung und Vertrieb. Nicht wenige Thomae-Präparate besitzen Weltgeltung und gehören zum internationalen Therapieschatz des Arztes.

Besondere Beachtung fanden die Resultate auf dem Gebiet der Herz- und Kreislaufmittel, die Lungentherapeutika sowie die Arzneien gegen Grippe und Erkältungskrankheiten. Moderne Psychopharmaka und sonstige Arzneispezialitäten ergänzen das Produktionsprogramm.

Ein Jahr nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nahm die 1906 von einem schwäbischen Chemiker und Apotheker gegründete und seit 1928 zum Firmenverband von C. H. Boehringer Sohn, Ingelheim am Rhein, gehörende chemisch-pharmazeutische Fabrik ihre Arbeit in Biberach an der Riß auf, mit einem bescheidenen Herstellungsprogramm und 74 Mitarbeitern.

Heute zählt die Dr. Karl Thomae GmbH zu den führenden Unternehmen der pharmazeutischen Industrie innerhalb der Bundesrepublik. Die in Biberach entwickelten und hergestellten Produkte werden über die Auslandsorganisation des Stammhauses in mehr als 100 Ländern vertrieben.

Der Weg hierhin wurde durch den steigenden Bedarf an besseren Medikamenten bestimmt. Von den rund 2800 beschäftigten Mitarbeitern der Firma Thomae sind fast ein Drittel in den Forschungsabteilungen tätig. Der Forschungsaufwand liegt erheblich über dem Branchendurchschnitt von 10 Prozent.

### Entdecken – Erproben – Auswählen

Forschen heißt: entdecken, erproben, auswählen. Dies gilt in besonderem Maße für die Entwicklung neuer Arzneimittel. Nicht nur die strengen Maßstäbe und Vorschriften der Arzneimittelgesetzgebung setzen vor die Einführung und den Vertrieb eines Präparates zahlreiche Prüfungen, auch das Verantwortungsbewußtsein des Wissenschaftlers läßt keine Freigabe zu, bevor nicht die beiden wichtigsten Eigenschaften einer Substanz, Sicherheit und Wirksamkeit, sorgfältig untersucht und geprüft sind. Erst wenn die umfangreichen Versuche und die Auswertung aller Ergebnisse abgeschlossen sind, kann dem Arzt über den Apotheker ein Medikament angeboten werden, das alle Voraussetzungen einer pharmazeutischen Spezialität erfüllt.

Die wesentlichen Stufen für die Entwicklung neuer Arzneimittel sind: Chemische Forschung, Biologische Untersuchung, Galenische Zubereitung, Klinische Prüfung.

In der chemischen Forschung bei Thomae wird in vielen Laboratorien daran gearbeitet, neue Substanzen zu synthetisieren, von denen man sich eine therapeutische Wirkung verspricht. Der Chemiker kann sich dabei neben seinem eigenen Fachwissen und Können auf die in der Literatur festgehaltenen

Forschungsergebnisse sowie die Befunde der wissenschaftlichen Dokumentation stützen. Allerdings: 6000 und mehr Prüfsubstanzen sind erforderlich, um ein einziges neues Arzneimittel zu entwickeln, und es werden in der Regel acht bis zehn Jahre dafür benötigt.

Die vom Chemiker synthetisierten Substanzen werden zunächst in den Laboratorien der Biologischen Forschung tierexperimentell geprüft und untersucht. Hier arbeiten Pharmakologen, Biochemiker, Mikrobiologen, Pathologen, Toxikologen und andere Spezialwissenschaftler Hand in Hand, um die Wirksamkeit und Verträglichkeit der Substanz und ihr Verhalten im lebenden Organismus festzustellen. Für diese speziellen Untersuchungen bedarf es einer eigenen Versuchstierhaltung und -zucht, die von Veterinärmedizinern geleitet wird.

Die Tatsache, daß weniger als ein Prozent aller Substanzen die biologischen Prüfungen passiert, beweist, mit welcher hohen Verantwortung entschieden wird. Eine neue Wirksubstanz ist aber noch kein Arzneimittel. Erst in den Entwicklungslaboratorien der Galenik erhalten die geprüften Substanzen ihre vorbedachte Form, das heißt, sie müssen zu Tabletten, Dragées, Suppositorien, Salben, Lösungen oder anderen Arzneiformen zusammengesetzt, genau dosiert und auf ihre Haltbarkeit hin überprüft werden.

## Klinische Prüfung entscheidet

Wenn eine Substanz die vielen Hürden auf dem bezeichneten Forschungsweg überwunden hat, kann sie erstmals im Rahmen der klinischen Prüfung am Patienten erprobt werden. Voran gehen Selbstversuche der Forscher und Mediziner, die an der Entwicklung des neuen Arzneimittels mitgewirkt haben, sowie Untersuchungen an anderen freiwilligen Probanden. Auch diese Prüfungen erfolgen durch unabhängige Ärzte in Kliniken und Krankenhäusern. Trotz aller Sorgfalt der bis dahin bereits absolvierten Untersuchungen beendet in vielen Fällen schon die erste klinische Prüfung langwierige Entwicklungen. Allzu häufig erweist sich, daß Wirkungen, die im Tierexperiment beobachtet wurden, beim Menschen nicht eintreten, oder nicht erkannt werden konnten. Erst nach dem Abschluß und der Auswertung aller pharmakologischen, toxikologischen, biochemischen und klinischen Untersuchungen kann dann die Zulassung beim Bundesgesundheitsamt beantragt werden. Das neue Arzneimittel, dessen Substanz eine in der Medizin nicht allgemein bekannte Wirksamkeit aufweist, unterliegt mindestens fünf Jahre der ärztlichen Verschreibungspflicht. Während dieser Zeit werden die Erfahrungen bei der Behandlung mit diesem Präparat vom Hersteller in engem Kontakt mit der Ärzteschaft gesammelt und ausgewertet.

## Reinheit — Sicherheit — Wirksamkeit

Die Wirkstoffe der Arzneimittel werden im großtechnischen Maßstab in den chemischen Produktionsbetrieben hergestellt und an die Pharmazeutische Fertigung weitergeleitet. Wieviel bei der Großproduktion von der Reinheit und Ausbeute der Substanz, von der verfahrenstechnischen Entwicklung, vom Energieaufwand und von der Wartung der vollautomatischen Anlagen abhängt, ist bei der hohen Qualitätsforderung leicht verständlich. Zum reibungslosen Produktionsablauf gehören die laufende Überwachung des Rohstoffeingangs nach Mengen und Qualität genauso wie die analytischen Kontrollen der Zwischen- und Endprodukte.

In den Fertigungs- und Verpackungsbetrieben der Pharmazeutischen Fertigung werden die Wirkstoffe mit Hilfsstoffen verarbeitet, konfektioniert und schließlich verpackt. Das Substrat der intensiven Forschungsarbeit gewinnt unter der Aufsicht von Pharmazeuten Form und Gestalt und wird exakt dosierte Arznei: ein Thomae-Präparat, das über den Versand in alle Teile der Bundesrepublik gelangt.

Für die ständigen Qualitätskontrollen der Arzneimittel im gesamten Entwicklungs- und Herstellungsprozeß ist die Analytik verantwortlich. Arzneizubereitungen müssen über Jahre hinweg haltbar sein. Ihr Wirkstoff darf sich weder quantitativ noch qualitativ verändern. Deswegen müssen Identitätsprüfungen, Stabilitäts- und Reinheitsprüfungen immer und immer wieder durchgeführt werden.

Kein Arzneimittel verläßt das Lager, ohne das Prinzip größtmöglicher Sicherheit und Wirksamkeit erfüllt zu haben, das die Entwicklung jedes Arzneistoffes vom ersten noch tastenden Laborversuch bis in jede Fertigungscharge bestimmt und einer Tablette oder Ampulle das Maß an Zuverlässigkeit vermittelt, das Arzt und Patient erwarten.

Thomae verfügt über eine Außendienstorganisation mit Wissenschaftlichen Büros und mehr als 200 Mitarbeitern, deren Aktivitäten und Dienste auf Krankenhäuser und Apotheken wie auf den niedergelassenen Arzt ausgerichtet sind.

## Das Werk und seine Mitarbeiter

Im Wirtschaftsleben der Stadt Biberach, die nach dem Kriege weit über die alten Grenzen hinausgewachsen ist, spielt die Firma Thomae eine wichtige Rolle. Sie hat mit ihren Aktivitäten und Leistungen dazu beigetragen, daß Stadt und Kreis heute zu den industriell hochentwickelten Gebieten Oberschwabens gehören. Sichtbares Zeichen dafür sind die ausgedehnten Werksanlagen in Biberach-Birkendorf, wo mit fortschreitender Entwicklung moderne Forschungs- und Produktionsstätten entstanden und in diesem Zusammenhang Wohnsiedlungen für die Werksangehörigen.

Aus der engen Verbundenheit mit Geschichte und Landschaft, in der das Werk steht, und in der Partnerschaft zu den Menschen, die seiner Dienste bedürfen und sie in Anspruch nehmen, erwachsen Wertmaßstäbe und Leitideen für die erfolgreiche Arbeit des Unternehmens, dessen Grundsatz heißt: Arzneimittelforschung im Dienste der Gesundheit. Die Gesundheit zu fördern, zu erhalten oder wiederherzustellen, fühlen sich alle Mitarbeiter des Unternehmens bei der Entwicklung und Herstellung neuer Arzneimittel verpflichtet.

Der Originaltext enthält Bilder die hier nicht abgedruckt sind.

2. Jahrgang – Heft 1 – Seite 39

# Zeugnisse alter Bauernkultur

## Freilichtmuseum Kürnbach vor weiteren Aufgaben

Von Martin Gerber

Das Freilichtmuseum in Kürnbach (Bad Schussenried) hat 1978-1979 durch den Wiederaufbau des Voggenhauses aus Awengen, Gemeinde Eberhardzell, und des Hepp/Ailingerhauses aus Michelwinnaden, Stadt Bad Waldsee, eine recht beachtliche Erweiterung erfahren. Das alte, am Ort verbliebene, strohgedeckte Bauernhaus, auch Rauchhaus genannt, erbaut 1663-1664, ist jetzt von vier weiteren Gebäuden umgeben. Um die Rettung und den Ausbau dieses Gebäudes haben sich der in der Nachbarschaft wohnhaft gewesene Oberlehrer Anton Steinhäuser und der damalige Kreisbeauftragte für die Denkmalpflege, Dr. Zengerle, besonders verdient gemacht. Dr. Zengerle ist auch die Sammlung der Einrichtungsgegenstände im Haus und der landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen im Tennen- und Stallgefach zu verdanken. Dieses Haus stellt das Kernstück dieses Häusermuseums dar.

Das Voggenhaus ist ein kleines, ein Dreieckshaus, und älter als das Strohdachhaus. Es wurde nach Dr. S. Krezdorn, Bad Schussenried, im Jahre 1586 anstelle eines älteren Hauses gebaut. Im Auftrag der Denkmalpflege wurde es von Prof. J. G. Schmid, Biberach an der Riß, 1968 abgebrochen, die Einzelteile untersucht und dokumentiert, so daß der Wiederaufbau in der wohl ursprünglichsten Form möglich war. Der Wiederaufbau nach den Plänen von Prof. Schmid ist unter der Leitung von Architekt Eugen Mayer, Biberach an der Riß, und Zimmermeister Kohler, Eberhardzell, durchgeführt worden. Es wird jetzt mit dem in Ampfelbronn von Prof. J. G. Schmid beim Abbruch eines alten oberschwäbischen Bauernhauses geborgenen Hausrats und eines Ofens eingerichtet werden, um ein möglichst getreues Bild über das Leben und Werken seiner einstigen Bewohner zu veranschaulichen.

Das Haus Hepp/Ailinger, ein eingetragenes Denkmal aus dem Jahre 1786, ein schon moderneres Bauernhaus mit einer Flurküche und Treppenhaus. Es wurde von Architekt Eugen Mayer, Biberach an der Riß, abgebrochen und in Kürnbach von den Zimmermeistern Franz Walser und Gebhard Dieng unter Leitung von Architekt Eugen Mayer aufgebaut. Dieses Haus wird zum Teil mit Einrichtungsgegenständen, die der Bauer Alfons Weber, Ingerkingen, gestiftet hat, ausgestattet werden.

Zwischen dem Strohdachhaus und dem Haus Hepp/Ailinger steht die Zehntscheuer aus Fischbach aus dem Jahre 1750 und der Kornspeicher aus Spiegler aus dem Jahre 1725. Auch bei diesen beiden Gebäuden handelt es sich um ehemals eingetragene Denkmäler. Auch sie mussten der modernen Landwirtschaft wegen von ihrem angestammten Platz auf den Höfen weichen. Die Zehntscheuer wird in Kürnbach als Lager und Arbeitsraum verwendet. Beide Gebäude wurden von dem Kreisbeauftragten für die Denkmalpflege, Bruno Ceppa, Ochsenhausen, fachgerecht abgebrochen und unter seiner Aufsicht von Zimmermeister Kohler, Eberhardzell, wieder aufgebaut.

Mit dem vorgesehenen Wiederaufbau der „Hueb“, einem behäbigen, großen, altoberschwäbischen, strohgedeckten Firstsäulenhau, wird die 1. Bauphase im Freilichtmuseum Kürnbach abgeschlossen sein. Dieses Haus stammt nach Dr. S. Krezdorn, Bad Schussenried, aus dem Jahre 1490. Es wurde von Prof. J. G. Schmid im Auftrag der Denkmalpflege abgebrochen. Die Einzelteile werden noch in diesem Jahr dokumentiert, der Wiederaufbauplan gefertigt, so dass 1980/81 dieses Haus wieder errichtet werden kann. Die „Hueb“ wird im Freilichtmuseum das größte altoberschwäbische Bauernhaus mit einem Wohnteil, Flur, Tenne, Stall und Schopf darstellen.

Im Hinblick auf den schwierigen Beginn dieses Unternehmens kann heute gesagt werden, daß sich die Arbeit doch gelohnt hat. Wir können heute in Kürnbach das altoberschwäbische Bauernhaus in seiner ursprünglichsten Form betrachten und seine Entwicklung durch denkmalwürdige Zeugen nachweisen. Im Raum Bad Schussenried - Bad Waldsee waren nach einer Untersuchung von Hermann Kolesch im Jahre 1938 noch 28 Gebäude, die ihrer Erscheinung nach dem altoberschwäbischen Typus zugerechnet werden konnten, vorhanden. Heute gibt es diese Häuser bis auf das Strohdachhaus in Kürnbach nicht mehr. Sie sind alle abgebrochen oder so umgebaut worden, daß sie als altoberschwäbische Bauernhäuser nicht mehr erkennbar sind. Es wäre nicht nur schade, sondern auch unverantwortlich, wenn nicht einige wenige dieser alten Zeugen unserer Kultur, unseres Lebens und Werkens, für die Nachwelt erhalten bleiben. Dieses Freilichtmuseum wäre nicht zustande gekommen, wenn nicht die Mitglieder des Kreistags und die Mitglieder des Gemeinderats der Stadt Bad Schussenried, wie die Kreissparkasse Biberach und das Landesdenkmalamt Tübingen mit viel Verständnis für die Vergangenheit unserer oberschwäbischen Heimat die notwendigen Mittel für die Rettung des letzten altoberschwäbischen Bauernhauses in Kürnbach und den Wiederaufbau der anderen Gebäude zur Verfügung gestellt hätten, wofür ihnen ein anerkennender herzlicher Dank gebührt.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

---

SONDERDRUCK

# Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 1 vom 11. April 1979 / 22. Jahrgang

---

2. Jahrgang – Heft 1 – Seite 42

## Von den Nazis gehaßt und den Menschen geliebt

Aus dem Leben des Kapuzinerpaters Dr. Suso Braun

Von Alois Braig, Riedlingen

Am 23. 5. 1977 verstarb der Kapuzinerpater Suso Braun in seinem Kloster Imst in Tirol. Zur Beerdigung 3 Tage später waren 2 Bischöfe, 3 Äbte verschiedener Orden, etwa 70 Geistliche, Mönche und Nonnen, dazu 50 Ordensbrüder aus Österreich, Deutschland, Italien erschienen. Auch die weltliche Prominenz fehlte nicht: Altbundeskanzler Schuschnigg, der Bezirkshauptmann, die Stadtbehörde von Imst, der Pfarrer und der Bürgermeister von Riedlingen, der Indendant von Radio Tirol und ein Aufnahmewagen des Rundfunks waren angetückt. Eine Abordnung der Innsbrucker kath. Studentenschaft mit einem zahlreichen Sängerkorps war zur Stelle. Die Bischöfe feierten mit 20 weiteren Geistlichen das Requiem in Konzelebration. Lautsprecher übertrugen die Totenmesse nach draußen, wo die Menge des einfachen Kirchenvolkes den Gottesdienst mitverfolgte. Im Garten des Klosters wurden dann die Nachrufe gehalten. Eine Vielzahl teurer Kränze und üppiger Blumengebinde deckten den hohen Tannenholzsarg fast zu. In feierlichem Zug wurde die Leiche durch die Straßen der Stadt geleitet, zurück zum Kapuzinerkloster, wo dann die Beisetzung stattfand.

Wer war dieser Mann? War er ein Heiliger, der schon zu Lebzeiten durch Zeichen und Wunder die Anerkennung und Verehrung des Christenvolkes gefunden hatte? War er ein Märtyrer, der durch eine heroische Tat der Selbsthingabe Zeugnis abgelegt hatte, oder war er ein Wunderdoktor, der auf unerklärliche Weise unheilbar Kranke gesund gemacht hat? Nichts von all dem.

Pater Suso Braun stammte aus Riedlingen, das 500 Jahre lang kaiserlich-königlich-vorderösterreichische Donaustadt gewesen war und eine 170-jährige franziskanische Klostergeschichte vorweisen konnte. Hier ist er am 2. 5. 1904 geboren und 6 Tage später auf den recht prosaischen Namen Gustav August (im Familienregister: Gustav Augustinus) getauft worden. Er kam aus einer wohlhabenden, gutbürgerlichen Familie. Eine einträgliche Metzgerei, eine ausgedehnte Landwirtschaft und größerer Waldbesitz sorgten für eine gewisse Wohlhabenheit. Sein Vater, Metzgermeister Karl Braun, war bei der Neuerrichtung der Handwerkerorganisationen nach der Auflösung der Zünfte der führende Mann im schwäbischen Oberland gewesen. So wurde er Mitbegründer und erster Vorstand des Bezirkshandwerkervereins Riedlingen, ebenso Vorstand der Metzgerinnung Riedlingen seit deren Bestehen. Ebenfalls vom ersten Tag an gehörte er dem Vorstand der Handwerkskammer Ulm an und war von 1901-1903 deren Vorsitzender. Auch seiner Heimatstadt stellte er sich als Mitglied der bürgerlichen Kollegien zur Verfügung. Es war ein kluger Mann mit praktischem Sinn, der mit Energie und Geschick die Interessen seines Standes zu vertreten wusste. Dazu verfügte er über ein außergewöhnliches rhetorisches Talent. Nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete er am 21. 7. 1903 Anna Maria Messmer. Sie kam aus dem Handwerker- und Kaufmannsstand; zu ihren Vorfahren gehört der Saulgauer Freskenmaler Johann Georg Messmer, der mit seinen Söhnen im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts an verschiedenen Orten unseres Gebietes gearbeitet hat. Er war ein Schüler des berühmten Franz-Josef Spiegler. Ein anderes Mitglied soll der Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia gewesen sein. Zu den 4 angeheirateten Kindern waren noch 3 eigene gekommen, von denen aber nur August überlebte. Als dieser 8 Jahre alt war, starb die Mutter und ein Jahr später der Vater; die Großeltern mütterlicherseits nahmen den verwaisten Jungen in ihr Haus. Die Vereinsamung und die fehlende mütterliche Zuwendung der folgenden Jahre haben in der Seele des Knaben einen Schatten hinterlassen, der in seinem ganzen Leben nie völlig gewichen ist.

Am 16. 9. 1913 trat August in die sogenannte Vorklasse des Progymnasiums Riedlingen ein. Diese war 1906 eingeführt worden mit dem Ziel, einen einheitlichen Wissensstand in den an der höheren Schule zu erteilenden Unterrichtsfächern herzustellen. Bis zum Ende der III. Klasse (31. 7. 1917) erscheint August Braun in den Zeugnislisten unserer Schule. Er gehörte zur Spitze der Klasse. Die Durchschnittsnoten in seinen Versetzungszeugnissen liegen zwischen 5,4 und 6,07 (5 = bef.; 6 = gut), in der Lokation erhielt er die Platzziffern 3 - 5 bei 32 - 25 Schülern. Natürlich lernte Braun Latein.

### Mit dem Bischof befreundet

Im Notenbild fällt nichts Besonderes auf, es sei denn, daß erstmals in der III. Klasse in Religion die Note „sehr gut“ erscheint, und daß im selben Jahr die Zeugnisse in den technischen Fächern, wie Zeichnen, Turnen, Singen damals hießen sichtlich gegenüber den Hauptfächern abfielen. Ob einer der beiden Präzeptoratskapläne Dr. Zeller und Dr. Nägele, außer in Religion, zu seinen Lehrern gehörte, ist nicht genau festzustellen; als Klassenlehrer fungierte jedenfalls keiner. Der vorzeitige Abgang von der Schule hatte familiäre Gründe. Die Großeltern gaben den Enkel in das Josefinum, ein geistliches Internat der Diözese Rottenburg in Ehingen. Ein Jahr später kam er, nach bestandnem Landexamen, in das sogenannte niedere Konvikt; von dort aus besuchte er bis zur



Reifeprüfung 1922 das staatliche Gymnasium. Aus dieser Zeit resultierte eine beständige Freundschaft mit dem späteren Bischof von Rottenburg, Karl Josef Leiprecht.

Geistliche Berufe waren im Hause Braun keine Seltenheit. Augusts älterer Halbbruder Karl war 1910 zum Diözesanpriester geweiht worden, aber schon ein Jahr später als Vikar von Tuttligen an einer Infektion, die er sich als Seelsorger im Krankenhaus zugezogen hatte, gestorben. Ein zweiter Halbbruder war 1912 bei den Nordtiroler Kapuzinern eingetreten und bald darauf, als Pater Josef Cubertin, Lektor für Bibelerklärung geworden. Eine Tante von Mutters Seite her war barmherzige Schwester bei den Vinzentinerinnen in Untermarchtal. So trat auch August Braun am 18. 4. 1923 bei den Kapuzinern in Bruneck ein. Bei der Einkleidung erhielt er den von ihm gewünschten Namen des schwäbischen Mystikers Heinrich Seuse (lat. Suso). Nach dem Noviziat folgte der im Osten vorgezeichnete Studiengang mit den Stationen Innsbruck, Brixen, Bozen: ewige zeitliche Gelübde am 23. 4. 1924. Gelübde am 27. 4. 1927 in Brixen. Priesterweihe am 17. 12. 1927 in Trient und Primiz am Weihnachtstag in Riedlingen. Im September 1928 schickten ihn seine Ordensoberen zum Studium der Philosophie an die Gregoriana nach Rom. Das Erlebnis der „Roma aeterna“, die Zeugnisse ihrer imperialen Größe und der apostolische Mittelpunkt der allumfassenden Kirche haben den jungen Mönch tief beeindruckt. Als Doktor der Philosophie kehrte er 1931 in sein Kloster zurück.

Nun galt es, das angesammelte Wissen in Arbeit umzusetzen. Erste Station war Salzburg: 1931 wurde ihm die Redaktion der Zeitschrift „St. Franziskus“ übertragen, 1932 kamen Vorlesungen in Philosophie an der Ordenshochschule hinzu, 1933 wurde er, noch nicht 30jährig, Magister für die Kleriker, d. h. verantwortlicher Leiter der Philosophie- und Theologiestudenten des Klosters. Es war eine fruchtbare Epoche, die dann 1938 in der Veröffentlichung des ersten Werkes „Der namenlose Gott“ ihren Höhepunkt und Abschluß zugleich fand.

Mit dem Einmarsch der Deutschen 1938 kam die Zeit des Exils und der Bewährung. Am 13. 11. 1939 wurde das Kloster in Salzburg aufgehoben. Pater Suso wurde an 5 größeren und kleineren Orten in der Pfarrseelsorge eingesetzt: Maria Plain, Laufen, Bregenz, Thaiabach, Innsbruck-Neuarzl. So ungewohnt für einen Kapuziner der tägliche Dienst in einer normalen Gemeinde gewesen sein mag, so lehrreich war auch die Erfahrung, alleinverantwortlich die Pastoration eines Dorfes oder einer Stadt zu versehen. Im Oktober 1943 wurde Pater Suso vom Bischof von Innsbruck zum Hochschulseelsorger bestellt. Zu dem Zeitpunkt, da der Krieg und die nationalsozialistische Herrschaft in ihre brutalste Phase übergingen, war das keine beneidenswerte Aufgabe. Die Wehrmacht holte die Jahrgänge nacheinander, bis zu den 16jährigen. Die Studentengemeinde wechselte ständig: Verwundete, Rückwanderer, Urlauber. Die Nöte des Tages diktierten das Handeln: es ging um Papier, Bücher, Hausrat und Kleidung, Zimmer, Heizmaterial, Brot und Kartoffeln; dazu kamen das christliche Wort an die „parvula grex“, die Briefe an die Front. Bespitzelung und Denunziation waren an der Tagesordnung; der Einsatz des Lebens war stets im Spiel. Die Geheime Staatspolizei überwachte seine Predigten, mehrmals wurde er vorgeladen, seine Zelle wurde durchsucht und illegale Schriften beschlagnahmt. Vor dem Gewissen war kein Paktieren mit Hitlers Ideologie möglich, ja dieses verlangte den Kampf mit dem ganzen Risiko. Aus einer seiner Predigten gelangte einmal folgende Passage zur Anzeige: „In einem Dorf sah ich Kinder den lieben Gott spielen; es war witzig und herzlich zugleich. Wenn aber Erwachsene den lieben Gott spielen möchten, so ist das weder witzig noch herzlich, sondern töricht und ein Zeichen des Niederganges . . .“. Daß es zu keiner Verhaftung kam, war wohl nur daraus zu erklären, daß man in Österreich und eben auch noch ein Mensch war. 1953 gab Pater Suso das Amt des Studentenseelsorgers auf; sein Bischof bedankte sich, indem er ihn zu seinem Ratgeber (Consiliarius Episcopi) machte und ihm den Titel eines „Geistlichen Rates“ verlieh. Was es an Not nach 1945 gab, schildert man einer satten Generation vergebens: der ständige Hunger, die kalten Zimmer und Lehrsäle, keine Hefte, keine Bücher, Millionen von Flüchtlingen und Ausgebombten, die Willkür der Sieger, das Ungewisse Schicksal und das grässliche Hinsterben der Kriegsgefangenen, Verbitterung, Enttäuschung, Denunziation und neues Unrecht. Nur so ist das Dankeswort am Grabe zu verstehen: „Pater Suso, unserem treuen Bruder und Freund, der uns Trost und Lederschuhe gab....“.

## Der Radioprediger

Wie es für jede Sache den richtigen Zeitpunkt gibt, so gibt es auch für jeden Menschen die richtige Tätigkeit, den entsprechenden Beruf. Glücklich zu preisen ist, wer die Chance erkennt und nutzt. Dieses schicksalhafte Angebot traf Pater Suso im November 1945. Wohl auf eine Empfehlung von Professor Dr. Hugo Rahner S. J. holte Dr. Arthur Schuschnigg (der Bruder des ehemaligen österreichischen Bundeskanzlers) den bereits bekannten Kapuziner zum Innsbrucker Rundfunk. Vom 17. 11. 1945 bis zu seinem Tod, (23. 5. 1977), ja noch darüber hinaus, bis zum 26. 6. 1977, hat Pater Dr. Heinrich Suso Braun 1780 mal das „Wort zum Sonntag“ von Radio Innsbruck aus gesprochen. Hunderttausende von Hörern aus Österreich, dem süddeutschen Raum und, durch den Telefonrundspruch, auch in der benachbarten Schweiz hörten Sonntag für Sonntag von 9.45 - 10.00 Uhr seine Predigt. Instinktiv spürte Pater Suso bald, daß in diesem Auftrag seine Heils- und Lebenschance bestand, Seelsorge auf lange Zeit für eine ungewöhnliche christliche Gemeinde. In ihrer Verschiedenheit schien sie eine einheitliche Führung fast unmöglich zu machen. Da waren viele einfache, treue Katholiken, Bergbauern, Mütter, Diensttuende am Sonntag, die ihren Gottesdienst haben wollten, daneben die Alten und die Kranken, außerdem recht viele, die, etwa durch die katholischen Ehegesetze, von ihrer Kirche ausgeschlossen waren, oder andere, welche die Tätigkeit eines Pfarrers als unerträglichen Eingriff in ihre Beziehung zu Gott ablehnten, aber auch Ungläubige und Abgestandene, denen in Situationen des Zweifels oder bei religiösen Anwandlungen eine Hilfe angeboten werden sollte. Und ein wesentlicher Prozentsatz der Zuhörer waren Protestanten. Mit dem volkstümlichen Stil der Kapuzinerpredigt war hier nicht auszukommen, aber Humor und Optimismus mußten spürbar sein. Man mußte für jeden verständlich sein und die kompliziertesten Dinge in einfache Wörter oder Bilder kleiden können. Nur behutsam und unaufdringlich konnte der gerade noch glühende Docht der absterbenden religiösen Seelenkraft zu neuer Flamme angefacht werden. Und für den Dialog zwischen den Konfessionen war echte Sympathie und Brüderlichkeit unentbehrlich.

Zur rednerischen Wirksamkeit standen dem unsichtbaren Prediger eine tragende Stimme im baritonalem Klangbereich zur Verfügung, ein angenehmer, befreiender Sprechrhythmus, eine bildhafte Sprache und eine reiche Portion an Humor und Gemüt. Das sichere Fundament aber bildete eine solide Kenntnis der modernen Philosophie und Theologie, die Vertrautheit mit der zeitgenössischen Literatur und ein tiefes Einfühlungsvermögen in die menschliche Seele. 15 Minuten Redezeit standen zur Verfügung, aber die Vorbereitung war eine immerwährende. Oft dauerte es tagelang, bis eine Predigt die ihr gemäße sprachliche Form gefunden hatte.

Und die imaginäre Gemeinde wurde in einer Unmenge von Hörerbriefen sichtbar. Pater Suso gab die Zahl mit 40 000 an. Da es in den meisten um Fragen des innersten seelischen Bereiches ging, mußte er sie persönlich beantworten. Wer die ganze Skala menschlicher Verirrungen und Nöte kennt, weiß, wieviel Klugheit, welche Behutsamkeit nötig sind, das passende Wort zu finden. Aus den so hergestellten Kontakten entstanden oft lebenslange persönliche Beziehungen zu allen Berufen und Ständen des Volkes. Politiker, Intellektuelle, Geistliche ebenso wie Industrielle, Parteiführer und Gewerkschafter holten seinen Rat ein. Vielen anderen, vom armen Teufel bis zum vornehmen Adligen, hat er den Frieden der Seele zurückgegeben und den Mut zum Neuanfang.

## Kein „Manager in Religion“

Bald war er ein berühmter Mann und hatte diesem Umstand einen harten Tribut zu zahlen. In seinem Tagebuch nimmt sich das so aus: über 350 Exerzienten für Mönche, Nonnen, Geistliche und Laien, 100 Einkehrtage, über 80 Triduen, an die 20 Zyklen von Marienpredigten, Festredner beim Katholikentag in Wien 1952, in Berlin 1958 und 1975 eine letzte Großveranstaltung in der Basilika zu Weingarten: insgesamt 13 959 Predigten und Vorträge in 50 Jahren. Daneben Vorträge, Diskussionen, ökumenische Verhandlungen und Gespräche, Einladungen und Reisen. Daß dies alles nicht zur Routine wurde, nicht zur Imagepflege eines erfolgreichen Managers in Religion, sondern Seelsorge, beweist am meisten der Umstand, daß es um seine Person nie Verdächtigungen oder gar Skandale gegeben hat. Dies verdankte er wohl zu einem guten Teil der Zugehörigkeit zu einer franziskanischen Klostergemeinschaft, in der Frömmigkeit und Glaubenstreue, Heiterkeit der Seele und Liebe zu den Menschen zum Ordensideal gehören.

Bei so viel Ruhm blieben auch dem Franziskus-Jünger die äußeren Ehren nicht erspart. 1953 ernannte ihn der Bischof von Innsbruck zum „Geistlichen Rat“; 1956 erhielt er das Ehrenzeichen des Landes Tirol, worüber er sich besonders freute. Schließlich war er gebürtiger Deutscher und hatte erst 1937 die österreichische Staatsbürgerschaft erhalten. Am 26. 10. 1976 überreichte ihm der Landeshauptmann von Tirol das „Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich“. Und am 14. 4. 1977 ehrte die Heimatdiözese Rottenburg den großen Prediger durch die Verleihung der Martinusmedaille. Typischer für das Wirken des Mannes dürfte es gewesen sein, daß an seinem Todestag (23. 5. 1977) aus Buia in Friaul eine Gedenkmedaille für ihn eintraf, zum Dank für einen Spendenaufruf für das von einem Erdbeben heimgesuchten Gebiet in einer seiner Radioansprachen.

Daß diese Dauerbelastung sich auf die Gesundheit auswirken mußte, war klar. Sein Riedlinger Landmann, Pfarrer und Arzt Dr. med. Josef Walz bei dem er sich einmal zur Untersuchung stellte, meinte, daß sein Herz nur noch mit Hilfe der Göttlichen Vorsehung funktionierte. Am 6. 1. 1977 kam es dann auch zum Infarkt. Nach einem 7-wöchigen Krankenhausaufenthalt in Zams bei Landeck kehrte er in sein Kloster Imst, dessen Guardian er war, zurück. Statt sich zu schonen, machte sich der unruhige Mann zu bald wieder an die Arbeit. Am 23. Mai 1977 ist er kurz vor 12 Uhr mittags an Herzversagen gestorben.

**Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.**

## Johannes Schurff – Biberacher Stadtarzt (II)

### Generationen mit berühmten Namen

Von O. Pusch, Oberhausen

Um allen drohenden Gefahren zu begegnen, schloß Abt Kuno am 4. 7. 1402 ein neues Bündnis mit Österreich und versprach, alle Burgen seiner Herrschaft für Österreich offen zu halten. Das führte zu neuen Gewalttätigkeiten der Gotteshausleute, d. h. der Zinspflichtigen, und die Stadt St. Gallen trat ihnen auf Grund des Bündnisses durch einen Absagebrief an Abt Kuno zur Seite, was einer Kriegserklärung gleichkam. Es kam zur Belagerung der Burg Clanx, an der sich nicht nur die Appenzeller, sondern auch die St. Gallener beteiligten. Zwei junge St. Gallener, darunter der Sohn des Bürgermeisters Walther Schürpf, zündeten die Burg vom Wehrgang aus an und das war das Fanal für die Erhebung. Inzwischen fällt aber am 21. 12. 1402 der Bund der Bodenseestädte den Spruch, der die beiden Verbündeten zur Auflösung ihres Volksbundes verpflichtete. Der Abt hatte damit gesiegt, und der Spruch war gegen die Freiheitsbewegung ausgefallen. In dieser Lage entschloß sich die Stadt St. Gallen, den Schiedspruch anzunehmen und mit ihr auch viele der äußeren Gemeinden. Die inneren Gemeinden unter Führung von Appenzell wollten sich aber dem Spruch der Bodenseestädte nicht beugen und lehnten sich ihrerseits nun an den Eidgenossenkanton Schwyz an, der die Appenzeller in ihren Bestrebungen unterstützte. So ging der Krieg weiter, und eine Burg nach der anderen wurde bezwungen und zerstört. In der Befürchtung, daß St. Gallen angesichts der Erfolge zum Bündnis mit den Appenzellern zurückkehren könnte, beschlossen die Bodenseestädte, St. Gallen zu besetzen und eine gemeinsame Strafaktion gegen Appenzell zu unternehmen. Mit einer Heeresmacht von ca. 5000 Mann stießen die Bodenseestädte im Verein mit den Abteilungen gegen Appenzell vor, wobei sich auch St. Gallen, wenn auch widerwillig, daran beteiligen mußte. Es ist überliefert, daß an der Spitze der Streitmacht 600 Schützen, hinter ihnen 200 Zimmerleute mit Äxten marschierten. Es folgte dann die Reiterei, die von reichen Bürgersöhnen der Städte und den äbtischen Rittern gebildet wurde. Zum Schluß kam das Fußvolk.

Durch spionierende Appenzeller Frauen war Appenzell vom Anmarsch des feindlichen Heeres unterrichtet und konnte ihm unter Ausnützung eines günstigen Geländes begegnen. Es kam bei Vögelinsegg zur Schlacht, in der dem Heer der Bodenseestädte nur etwa 400-500 Appenzeller und Schwyzer gegenüberstanden. Durch die geschickte Führung des Schwyzer Hauptmanns gelang es, die zehnfache Übermacht der Feinde zu besiegen und diese in wilde Flucht zu schlagen, von den Siegern bis vor die Tore der Stadt verfolgt. Die Verluste des Heeres der Bodenseestädte waren groß, besonders bei den Konstanzern, die 99 Mann eingebüßt hatten. St. Gallen verlor 13 Bürger der Stadt und sieben Ausbürger, darunter den Bürgermeister von 1403, Konrad von Watt, und Walther Schürpf, den Bürgermeister von 1400. Sein Schicksal war besonders tragisch, weil er den Appenzellern herkunftsmäßig nahe stand und sogar der Mitbegründer des Freiheitsbundes war und das Appenzeller Landrecht besaß.

Nun hatte er das Unglück, von seinen eigenen Landsleuten und einstigen Verbündeten erschlagen zu werden. Er war der Urgroßvater des Biberacher Stadtarztes Johannes Schurff. Walther Schürpf, dessen Ehefrau mit Vornamen Katharina hieß, hatte 3 Söhne, Johannes, Ulrich und Hug. Nach dem Historischen Biographischen Lexikon der Schweiz soll Johannes um 1430 Bürgermeister von St. Gallen gewesen sein. In verschiedenen Ahnentafeln ist er 1421 als Bürgermeister, 1422 als Altbürgermeister von St. Gallen erwähnt. Urkundlich ist aber weder das eine noch das andere nachgewiesen. Nach den Steuerbüchern von St. Gallen zu urteilen muß er Ende 1421 oder Anfang 1422 gestorben sein. In jedem Falle hatte er sich am Appenzeller Kriege beteiligt und es will scheinen, daß er es war, der die Burg Clanx angezündet hatte. Bis 1432 ist in den Steuerbüchern nur „Hansens Schurps Kind“ erwähnt. Sein Bruder Ulrich hat offenbar 1422 das Bürgerecht in St. Gallen aufgegeben und ist nach Appenzell verzogen, wo er noch am 24. 6. 1436 urkundlich erwähnt ist. Der jüngste der drei Brüder war 1438 Zunfmeister der Weberzunft und gehörte 1439 als Elfer dem Großen Rat an.

So wenig über den vorgenannten Johannes bekannt wurde, zeugten von seinem Sohn Johannes II, dem Vater des Biberacher Stadtarztes, eine größere Anzahl von Urkunden. So ist er erstmals im Steuerbuch der Stadt St. Gallen von 1434 verzeichnet. Zu dieser Zeit wohnte er noch im Brühl, später „hinter der Brotloben“ und nach 1447 bis zu seinem Tode in der Webergasse. Auch er war von Beruf Weber, gehörte von 1448 bis 1455 dem Elferrat der Weberzunft an und war somit auch Mitglied des Großen Rats. In dieser Eigenschaft ist er in einer Urkunde vom 29. 4. 1454 erwähnt, mit der ein Ulrich Rugg wegen Vergehens auf dem Gebiet des Handels und Leinwandgewerbes mit einer Buße belegt wurde. (Hans Konrad Peyr Leinwandgewerbe und Fernhandel der Stadt St. Gallen von den Anfängen bis 1520, S. 148). Von 1456 bis 1458 war er Meister der Weberzunft. Außerdem ist er in diesen Jahren wiederholt als Bürger, Pfleger und Meister des Heiligen-Geist-Spitals zu St. Gallen beurkundet, so am 16. 5. 1456 und 20. 12. 1457 (U. B. St. Gallen Nr. 5952 S. 520 f u. Nr. 6120 S. 588), bis er 1459 die Würde des Bürgermeisters erhielt, die er im dreijährigen Turnus auch 1462, 1465 und 1468 bekleidete und nach einer Unterbrechung auch noch in den Jahren 1474 und 1478. Es liegt in der Natur der Sache, daß aus dieser Zeit eine Reihe von Urkunden von ihm künden, die wohl mit seiner Amtstätigkeit zusammenhängen. Eine besondere Rolle spielte er beim Friedensschluß in Konstanz vom 1. 6. 1461, der den St. Gallener Krieg um Thurgau beendete. An der Eroberung des Thurgaus hatte auch das Kloster St. Gallen durch Entsendung von 200 Mann teilgenommen, wobei auch Winterthur belagert wurde.

Nachdem die Eidgenossen eine Mahnung an das Gotteshaus erlassen hatten, kam es zum Friedensschluß, an dem sich sowohl das Kloster als auch die Stadt St. Gallen beteiligten. Die Stadt war durch Hans Schurff vertreten, der in dieser Zeit Reichsvogt war. Als solcher ist er auch in den Eintragungen von 1470 am Seckelamtbuch über Handel und Leinwandgewerbe der Stadt St. Gallen erwähnt. Am 28. 2. 1472 entschied er mit anderen als Schiedsrichter in einem Streit zwischen der Stadt Nürnberg und einem Bürger von St. Gallen (St. Arch. Nürnberg), aber nicht als Bürgermeister, sondern als Ratsmitglied, dagegen zeugen Urkunden von seiner Tätigkeit als Bürgermeister in den Jahren 1475 und 1478. Im Laufe des Jahres 1480 ist er gestorben. Außer dem Biberacher Stadtarzt Johannes werden ihm noch die Söhne Thomas und Konrad zugeschrieben. Thomas erbt sein Haus in St. Gallen und Konrad starb noch vor 1484. Die starke politische Tätigkeit hat ihn offenbar so in Anspruch genommen, daß er es nur zu einem bescheidenen Vermögen gebracht hat. Die vorstehenden Schilderungen zeigen, dass das Leben der Vorfahren des Biberacher Stadtarztes manches Interessante bietet. Dennoch war ihr Leben auf den Raum Appenzell-St. Gallen begrenzt.

Ganz anders verlief das Leben der beiden Söhne des Stadtarztes. Sie wurden beide berühmt und stießen das Tor zu einer weiten Welt auf. Mit ihnen verlagerte sich das Schwergewicht der Familie nach Wittenberg, wenn sie auch mit ihrer Heimat St. Gallen die Verbindung hielten. Andererseits übten sie eine starke Anziehungskraft auf St. Gallens Studenten aus. Wie Paul Staerkle in seinen „Beiträgen zur spätmittelalterlichen Bildungsgeschichte St. Gallens“ berichtet, erfuhr diese Anziehungskraft einen deutlichen Niederschlag in der Universitätsmatrikel von Wittenberg. Keine andere schweizerische Stadt war in dieser Zeit in Wittenberg so stark mit Studenten vertreten wie St. Gallen, und der Verfasser der „Sabbata“, Johannes Kessler, schildert anschaulich die persönlichen Beziehungen der beiden Brüder Schurff zu den Studenten und St. Gallen.

### Berühmte Söhne

Es wurde bereits eingangs geschildert, dass der am 12. 4. 1481 in St. Gallen geborene älteste Sohn des Biberacher Stadtarztes Johannes Schurff zusammen mit seinem Vater in Basel studierte. Hieronymus hat 1501 in Tübingen und 1502 in Wittenberg sein Studium der Rechtswissenschaft fortgesetzt und 1503 mit der Erlangung der Doktorwürde beendet. Am 18. 10. 1504 wurde er als doctor utrisque juris cautissimus zum Rektor der Universität Wittenberg gewählt und von Friedrich dem Weisen von Sachsen 1507 zum kurfürstlich-sächsischen Rat ernannt. In dessen Auftrag begleitete er Luther 1521 zum Reichstag von Worms als kurfürstlicher Reichsbeistand, dessen überzeugter Anhänger er geworden war. Durch sein geschicktes Verhalten gegenüber Dr. Eck, der an Luther Fragen gestellt hatte, schuf er diesem die Gelegenheit, seine Antworten zu überlegen. Bekanntlich wurde Luther auf der Heimfahrt an der sächsischen Landesgrenze von Reisigen überfallen und auf Weisung des Kurfürsten auf die Wartburg überführt, um ihm den Zugriff des Kaisers nach dem versprochenen freien Geleit zu entziehen. Im Wagen Luthers haben bei dem Überfall auch Hieronymus Schurff und Jodocus Jonas gesessen und den Vorgang aus unmittelbarer Nähe erlebt. Bis 1547 wirkte Hieronymus als Universitätsprofessor in Wittenberg. Er besaß eine glänzende Begabung und seine hervorragende Tüchtigkeit als Jurist wurde weithin gepriesen. Melanchthon rühmte ihm nach, daß er nicht nur auf dem Gebiet des Rechtswesens, sondern auch in der Philosophie ausgezeichnet bewandert sei und in der umfangreicheren Literatur über ihn wird er zu den größten Männern gezählt, welche St. Gallen hervorgebracht hat. Unter dem Eindruck des verlorenen Schmalkaldischen Krieges hatte er den Wunsch, Wittenberg zu verlassen, und so folgte er einem Ruf als Professor an die Universität Frankfurt/O., wo er am 6. 6. 1554 starb.

Ebenso berühmt wie sein Bruder Hieronymus wurde der jüngere Augustin Schurff, der am 6. 1. 1495 in St. Gallen geborene zweite Sohn des späteren Stadtarztes von Biberach, Johannes Schurff. Offenbar veranlaßt durch seinen um 14 Jahre älteren Bruder, aber auch durch den Bruder Johannes, der in Wittenberg Theologie studierte, zog auch Augustin nach Wittenberg, wo er im Wintersemester 1509/10 immatrikuliert wurde. Bereits am 18. 3. 1512 wurde er Bakkalaureus und am 30. 1. 1516 Magister. Ein Jahr später wurde er als Dozent in die Artistenfakultät aufgenommen und las 1518 über Aristoteles. Im Wintersemester 1518/19 wurde er Dekan dieser Fakultät, erwarb aber zur gleichen Zeit das Bakkalaureat der Medizin und erwählte, gleich seinem Vater, die Heilkunde zum Beruf. Als am 17. 2. 1521 das bisher einzige Ordinariat der medizinischen Fakultät durch die Haltung des bisherigen Inhabers Peter Burckhard bei den Studentenunruhen gegen Lukas Cranach verwaiste, empfahlen Luther und seine Freunde dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen Augustin Schurff als Nachfolger Burckhards. Der Kurfürst war zwar einverstanden, richtete aber statt des einen Ordinariats zwei ein, wobei jeder Stelleninhaber nur die Hälfte des bisher für das einzige Ordinariat ausgeworfenen Gehalts erhielt. So wurde Augustin Schurff als Professor der theoretischen Medizin berufen. Noch bevor er die Stelle antrat, bewirkte er am 3. 6. 1521 seine Promotion zum Lizentiaten und Doktor der Medizin.

Schurff hatte in den ersten Jahren seiner Universitätslaufbahn stark mit materiellen Sorgen zu kämpfen, zumal er sich 1522 mit Agnes Muschwitz verheiratet hatte. Seine Schaffenskraft erlitt aber durch die Sorgen keine Einbuße. Am 19. 7. 1526 seziierte er als erster in Gegenwart aller Doktoren, Lizentiaten und Studenten der medizinischen Fakultät einen menschlichen Kopf und wiederholte von Zeit zu Zeit derartige öffentliche Demonstrationen.

Bei aller Beschäftigung mit der medizinischen Theorie war Schurff auch ein tüchtiger und sehr geschickter Arzt. Obgleich sich Melanchthon selbst mit der Heilkunde beschäftigte, nahm er Schurff gern in Anspruch und rühmte seine ungewöhnliche Sorgfalt und sein hervorragendes Talent, richtige Diagnosen zu stellen und mit viel Geschick die richtigen Kuren anzuwenden. Sein Ruf als Arzt bewirkte schließlich, daß er Leibarzt des Kurprinzen Johann Friedrich wurde und nachdem dieser zur Regierung gelangt war, erhielt Schurff am 26. 1. 1533 seine Bestallung zum Leibarzt bei einem Jahresgehalt von 50 Gulden, die er neben den 100 Gulden für seine Tätigkeit als Universitätslehrer erhielt. Der Vertrag schloß die Behandlung der Fürsten von Anhalt ein, zu denen Schurff in ein besonderes freundschaftliches Verhältnis trat. Allerdings war es für August Schurff nicht leicht, Leibarzt und daneben auch Universitätsdozent zu sein. Der Vertrag verpflichtete ihn, seinen Kurfürsten auf Reisen zu begleiten und selbst auf längeren Reisen z. B. zu Kaiser Ferdinand nach Wien, wollte ihn der Kurfürst nicht missen. Er war nicht nur erster Lektor der Fakultät, vielmehr verwaltete er auch das Dekanat. Bereits 1525 wurde er erstmals Rektor der Universität. Diese höchste Würde hat er 1537 und 1545 ein zweites und ein drittes Mal bekleidet. Mehrmals war er auch Vizekanzler. Trotz dieser Belastung mit akademischen Ämtern fand er aber noch Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten und zu praktischer medizinischer Tätigkeit. So war er Hausarzt von Luther. Als dieser kurz vor Weihnachten 1536 schwer erkrankte, ließ der Landvogt Johann von Metsch den damals in Torgau weilenden kurfürstlichen Leibarzt Schurff trotz bitterer Kälte herbeiholen.

## ... und Nachkommen

Am 27. 1. 1540 starb seine erste Ehefrau. Er verheiratete sich daraufhin ein zweites Mal mit Anna Krapp, der Tochter des Wittenberger Gewandschneiders und Bürgermeisters Hieronymus Krapp, deren Schwester die Gattin Melanchthons war. Er wurde mithin der Schwager dieses berühmten Gelehrten. Diese Ehe hat aber nur kürzere Zeit bestanden, denn bereits im Juli 1547 ist seine zweite Frau gestorben. Im folgenden Jahr, am 9. 5. 1548, folgte ihr Augustin Schurff in Wittenberg im Tode nach. Für die Universität Wittenberg war der Tod Schurffs ein empfindlicher Verlust. Melanchthon kennzeichnete Schurff als das „magnum ornamentum“ der Wittenberger Hochschule, und allgemein bewunderte man „an dem Arzt die Gelehrsamkeit, den Fleiß, die Zuverlässigkeit, den Scharfblick und die Erfahrung, an dem Professor das Talent und an dem Menschen die Fülle der Tugenden“. Eine weitgehende Literatur hat sich mit dieser außerordentlichen Erscheinung der Gelehrtenwelt befaßt. Bedauerlich ist, daß von ihm, im Gegensatz zu seinem Bruder Hieronymus, kein Bild überliefert ist. Augustin Schurff ist aber nicht als Leuchte der Wissenschaft berühmt geworden, in gleicher Weise berühmt ist er auch durch seine außerordentlich umfangreiche und bedeutsame Nachkommenschaft. Er hatte zwar keinen Sohn, doch haben die Tochter Magdalene aus der ersten Ehe und die Tochter Anna aus der zweiten Ehe das Schurffsche Blut in einer kaum zu überschauenden Nachkommenschaft bis in die heutigen Tage weitervererbt. Die Tochter Magdalene, geboren in Wittenberg den 19. 8. 1531, gestorben ebenda 2. 1. 1606, heiratete als älteste Tochter 1551 in Wittenberg den Maler Lukas Cranach d. J., den am 4. 10. 1515 in Wittenberg geborenen Sohn von Lukas Cranach d. Ä. und dessen Ehefrau Barbara Brengbier. Sie war die zweite Ehefrau von Lukas Cranach d. J., der in erster Ehe mit Barbara Brück, der Tochter des kursächsischen Kanzlers Dr. Gregor Brück, auch Pontanus genannt, verheiratet gewesen ist. Lukas Cranach d. J. war also der Schwiegersohn von Augustin Schurff.

Aus beiden Ehen gingen Kinder hervor. Im Rahmen dieses Artikels interessiert nur der Nachkommenkreis, der auf die Ehe Lukas Cranachs d. J. mit Magdalene Schurff zurückgeht. Allein dieser Kreis ist ungeheuer groß. Dr. Hans Gerber in Koblenz, der ebenso wie die Ehefrau des Verfassers dieses Artikels zu diesem Kreis gehört, ist seit Jahren dabei, die gesamte Nachkommenschaft von Lukas Cranach d. Ä. zu erforschen, die in viele Zehntausende geht. Die Fertigstellung dieser gewaltigen Arbeit wird noch geraume Zeit beanspruchen. Doch ist schon jetzt zu übersehen, daß allein zur Nachkommenschaft der Cranach-Schurff-Ehe höchst interessante Persönlichkeiten in großer sozialer Schichtung zählen, u. a. Gelehrte von Namen und Rang, Generale, Minister, Künstler, vor allem Maler, berühmte Theologen, wie z. B. die Leyser, Altmeister der evangelischen Kirche. Es mag von besonderem Interesse sein, daß auch die vier Töchter der Königin Juliane der Niederlande von der Vaterseite her, also über den Prinzen Bernhard der Niederlande, auf diese Ehe zurückgeführt werden können, so daß das Phänomen besteht, daß der Biberacher Stadtarzt Johannes Schurff ein Vorfater der Kronprinzessin Beatrix der Niederlande ist. Es dürfte aber auch interessieren, daß Augustin Schurff ein Vorfater des Luftschiffbauers Graf Ferdinand von Zeppelin ist, allerdings nicht über die Cranach-Schurff-Ehe, vielmehr über die Tochter aus der Ehe Cranachs mit Anna Krapp.

## 2. Jahrgang – Heft 1 – Seite 48

# Die Beteiligung der katholischen bürgerlichen Komödiantengesellschaft an dem dramatischen Leben in der Reichsstadt Biberach

## Eine von 1919 stammende kulturhistorische Betrachtung

Von Dr. M. Johner

In den musterhaft geordneten und reichhaltigen Wielandmuseum wurden mir von dessen rührigem Leiter u. a. auch die Geschichte und Satzungen der evang. Theatergesellschaft Biberach samt einem Verzeichnis der Mitglieder und der aufgeführten Stücke gezeigt. Dabei bemerkte Herr Privatier Schelle, daß man nur wenig von der kath. Komödiantengesellschaft wisse. Da fielen mir Aufzeichnungen ein, die ich mir vor Jahren gemacht hatte, und fand, zu Hause angekommen, einen hinlänglichen Vorrat von Stücken, welche einst die verbürgerten Agenten und Liebhaber der Komödien kath. Anteils in Biberach aufgeführt hatten. Mit dem mir dadurch gebotenen Stoff versuche ich hier, einen Beitrag zum dramatischen Leben in der alten Reichsstadt zu bieten. Vielleicht fördert mein Bericht anderswo Vergrabenes und Verschollenes zu Tage, wie ich mir auch Mühe geben werde, weiteren Quellen nachzuspüren. Zunächst gebe ich einen kurzen Überblick über die durch L. F. Ofterdinger erzielten Ergebnisse.

Bis zum Jahr 1725 gab es in Biberach eine gemeinsame Theatergesellschaft, bei der sich die Katholiken in der Minderheit befanden. Im genannten Jahre aber vollzog sich eine Scheidung nach Konfessionen. Es gab jetzt eine ev. und eine kath. bürgerliche Komödiantengesellschaft, die sich wegen der Benützung des Lokals und Inventars in einem Vergleich einigten. Beide lebten bis zum Ende der Reichsstadtherlichkeit nebeneinander in Frieden und Eintracht und unterstützten sich gegenseitig, namentlich in der Musik und auch dadurch, daß die Mitglieder der einen Gesellschaft Rollen bei der andern übernahmen. Bei dem kath. Anteil der Komödiantengesellschaft wurde eine Reform durchgeführt, über deren Datum wir noch nicht genügend unterrichtet sind. Daß sie vor dem 15. Dezember 1761 erfolgt war, beweist eine an diesem Tage vom Magistrat erlassene Verfügung, durch die der Stadtmann von Hillern ermächtigt wurde, eine bessere Einrichtung und durchgängige Reform des Komödiantenwesens bei dem evang. Anteil durchzuführen, allenfalls nach dem Exempel und Muster derjenigen, welche die Herrn Katholiken bei dem ihrigen vorgenommen. Ja, die Lage dieser kath. Theatergesellschaft scheint anfangs der Sechzigerjahre erheblich günstiger gewesen zu sein, als die der evangelischen; denn als die letzteren 1762 infolge von Überschuldung der Auflösung nahe war, erklärte sich das kath. Komödiantendirektorium bereit, die Schulden derselben auszulösen, sofern ihm die Laden, Schlüssel usw. zugestellt würden. Im Jahre 1800

veranstalteten beide Gesellschaften eine gemeinsame Kollekte, um das Theater nach neuem Geschmack zu verschönern, und gaben sowohl in diesem als in den folgenden Jahren gemeinschaftliche Vorstellungen, darunter ein Singspiel (Die Wilden), das von dem kath. Lehrer, Magister Bredelin in Biberach, komponiert war. 1804 wurden von der badischen Regierung beide Gesellschaften vereinigt.

## Erinnerungen außerhalb Biberachs

Während Osterdingen in der Lage war, von 1731-1804 für jedes Jahr ein oder zwei Stücke zu nennen, welche von der evang. Gesellschaft zur Aufführung gebracht wurden, fehlte bislang eine Kenntnis und Zusammenstellung der von der kath. Gesellschaft gegebenen Stücke. Es ist zwar mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß ähnliche Bücher, wie sie vom evang. Anteil noch vorhanden sind, auch beim kath. Anteil bestanden; es ließ sich aber bis heute keines derselben mehr ermitteln. Um so dankbarer muß man sein, daß außerhalb der Stadt Biberach noch Erinnerungen an die ehemalige Tätigkeit der kath. Gesellschaft bewahrt wurden und das ist der Fall in den Klöstern Ochsenhausen und Marchtal, vielleicht auch in Schussenried. In Obermarchtal herrschte eine wahre Sammelwut für Dramen, namentlich Schuldramen. Beweis dafür sind 9 stattliche Quartbände, die mit vielen Hunderten von Schau- und Singspielen angefüllt sind. Unter ihnen sind auch 16 Stücke, die ihre Aufführung in Biberach erlebten. Eines davon gehört der evang. Theatergesellschaft an. Die übrigen 15 standen auf dem Spielplan der kath. Komödiantengesellschaft. Bei einem derselben fehlt die Jahrzahl. Die 14 anderen sind in den Jahren 1751 - 67 über die Bretter gegangen. Aus den Jahren 1752, 58, 60, 63 und 66 sind keine Dramen bisher bekannt. Daß aber 1752, und zwar in der Fasten, von der kath. Gesellschaft gespielt wurde, entnehme ich der Ochsenhauser Abteirechnung, in welcher Abt Benedikt Denzel schreibt, er sei in dieser Zeit mit 4 Patres zum Theaterspiel nach Biberach gereist und habe den Komödianten 9 fl 50 Kr. gegeben. Es wird Zweifel begegnen können, wenn man annimmt, daß in jedem der Jahre 1751- 67 ein Stück gegeben wurde. Ich möchte aber noch weitergehen und behaupten, daß von der kath. Gesellschaft jährlich zweimal gespielt wurde. Zu dieser Annahme bestimmen mich zwei Erwägungen. In einer Stadt, wo die Parität bis ins kleinste gewahrt war, legt schon ein Vergleich mit der Wirksamkeit des evang. Anteils, der für gewöhnlich 2 Aufführungen im Jahr veranstaltete, die Vermutung nahe, daß auch katholischerseits 2 Stücke im Jahr gegeben wurden. In einem Falle wissen wir das Dank einer Bemerkung der Ochsenhauser Abteirechnung gewiß. Während nämlich aus der Marchtaler Sammlung vom Jahr 1761 nur eine Herbstaufführung bekannt ist, erfahren wir dort, daß zum Spiel in der Fasten 4 Patres nach Biberach gereist sind, darunter der weiter unten behandelte P. Robert.

Auch die Spielzeiten der beiden Gesellschaften lassen darauf schließen, daß in der Regel von jeder Gesellschaft jährlich zweimal gespielt wurde. Wir finden nämlich, daß während der evang. Anteil der Komödiantengesellschaft für seine Aufführungen die Fastnacht und Weihnachtszeit auswählte, der kath. Anteil seine Spiele in der Fastenzeit und am Schlusse des Sommerschuljahrs (September) abhielt. Von unsern 15 Stücken fallen 5 in die Fastenzeit, 10 in den Monat September. Einmal ist ausdrücklich bemerkt, daß sich an die Aufführung die Verteilung der Schulpreise anschließe. Die Spielzeiten waren absichtlich so verteilt, daß sich die beiden Gesellschaften nicht in die Quere kamen. Bei 5 Stücken ist eigens bemerkt, daß sie bereits um 1 Uhr nachm. begannen. Das wird wohl die Regel gewesen sein. Das einmal eingeübte Spiel wurde bis zu fünfmalen wiederholt, um allen Gelegenheit zum Besuche zu geben. Da bei der Drucklegung des Programms die Spieltage manchmal noch nicht feststanden und Verschiebungen derselben zu erwarten waren, so wurden öfters beim Datum Lücken gelassen, in welche die endgültig in Betracht kommenden Tage nachträglich eingetragen werden konnten, bzw. wurden. Von dem guten Einvernehmen der beiden Gesellschaften legt auch der Umstand Zeugnis ab, daß der kath. Anteil ein Stück, das der evang. Anteil vor Jahren gegeben hatte, wieder aufführte.

## Jährlich je zweimal gespielt

Die in Marchtal uns erhaltenen Drucke Biberacher Stücke sind durchweg Theateranzeigen und Textbücher zu den musikalischen Vorträgen. Ab und zu wird der Inhalt des Hauptspiels kurz angegeben. Dem Zuge der Zeit folgend ist vor allem der Titel in marktschreierischem Tone gehalten. Im Vordergrund des Interesses steht das Trauerspiel. Ihm sind mindestens 11 der Stücke gewidmet, die übrigen 4 können als Schauspiele angesprochen werden. Lustspiele finden sich bloß als Zwischenakter oder Nachspiele. Von ihrem Inhalt können wir uns nur aus dem Titel und den Namen der Rollenträger eine unbestimmte Vorstellung machen. Beliebte waren die Schattenpantomimen. Ein Stück steht sicher unter französischem Einfluß. Sämtliche Titel verraten, daß wir es mit Tendenzwerken zu tun haben, die irgend eine religiöse oder politische Tugend predigen und fördern wollen. Der Stoff ist teils der prosaischen, teils der biblischen und Kirchengeschichte entnommen. Auch Frauenrollen kommen vor: sie wurden jedoch wohl durchgängig von Männern gespielt. Aktuelle Bedeutung für Biberach hat das für den Bürgermeister F. M. von Plummern bestimmte Ehrenspiel (vgl. unten Nr. 14). Die Zahl der Akte beträgt 3, einmal 4, in Versen geschrieben sind nachweisbar 2 Stücke.

Jeder Kenner der Schulkomödien des 17. und 18. Jahrhunderts weiß, daß die Namen der Dichter dieser Spiele höchst selten genannt sind. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn wir bei unsern Stücken nur einmal den Namen des Dichters erfahren. Es ist dies der Marchtaler P. Hermann Miller in Seekirch (siehe Nr. 14). Dagegen begegnet uns um so öfter der Name des Komponisten. So auch sechsmal in der Sammlung der Biberacher Stücke zu Marchtal. In zwei Fällen sind es Laien, ein öffentlicher Notar und Präzeptor in Biberach (Laurentius Weilbacher; vgl. Nr. 1) und ein Geschichtschreiber (Josef Gaißer; vgl. Nr. 6); in den andern 4 Fällen sind es (auch sonst noch wohlbekannte) Klostergeistliche aus der Nachbarschaft, einer aus Marchtal, zwei aus Ochsenhausen und einer aus Schussenried.

P. Isfried Kayser aus Marchtal, der Komponist der Nr. 5, hat auch die Chöre zu den Marchtaler Stücken „Der Großmogul“ (1759) und „Nao-Tsinus“ (1761) komponiert. Die Musik zu Nr. 10 und 11 stammt von P. Robert Praelisauer bzw. P. Georg Bögle aus Ochsenhausen. P. Robert Praelisauer von Kötzingen war Pfarrer in Reinstetten bis zu seinem Tode 1771. Er kommt aller Wahrscheinlichkeit nach auch als Komponist für die Biberacher Aufführung in der Fastenzeit 1761 in Betracht; denn der Abt schreibt zum 25. Januar 1761, er habe dem P. Robert zur Reise nach Ummendorf und Biberach wegen gemachter Komposition zur künftigen Komödie 1 fl 15 Kr. gegeben. P. Georg Bögle von Wertach war ebenfalls Pfarrer in Reinstetten 1776 und die folgenden Jahre; f 1796; im übrigen hat er einen guten Ruf als fleißiger und erfahrener Archivar. Die Musik zu Nr. 14 schrieb P. Wilhelm Hauser aus Schussenried. Von ihm wurden in Schussenried die Chöre zu zwei 1768 gegebenen Stücken aufgeführt.

Man muß sich indes hüten, diese Kompositionen allzu hoch einzuschätzen. Will man sich den Stil und die Instrumentierung (hauptsächlich Streichquartett) dieser Singspiele richtig vorstellen, so braucht man sich nur eine der damals beliebten figurierten Messen vorspielen zu lassen.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Drucklegung. Sämtliche 15 Programme sind gedruckt mit Bewilligung einer hohen Obrigkeit: 5 in Memmingen, 4 in Biberach, 3 in Ravensburg, 2 in Riedlingen. Die Namen der Drucker findet der Leser in dem nachfolgenden Verzeichnisse.

## Stücke mit seltsamen Titeln

Der unter Cypressen keimende Lorber, das ist der erhaltene königliche Prinz Cresphon, vorgestellt in einem Trauerspiel unter sehenswürdigen Veränderungen und Exhibitionen von verbürgerten Agenten und Liebhabern der Comödien cathol. Anteils dieser des heil. röm. Reichs freyen Stadt Biberach. Mit vortrefflicher und angenehmen Musik authore nobili perdocto D. Laurentio Weilbacher, not. caes. publ. et praeceptore loci . . . den 15. 21. 27. 11. Sept. (Jahrzahl fehlt.) Biberach gedruckt bey Caspar Wieder. 3 Akte, 9 Darsteller für das Trauerspiel, 7 für den musikalischen Teil (deutscher Musiktext). Schluß: Schattenpantomime.

1. Zweyfaches aber ungleiches Schlachtopfer; das erste in der Tugend vom Himmel, das andere in der Bosheit der Hölle: Das ist Engratia, für Christo ein glorwürdige Martyrin, Artobaldus von Christo, ein treuloser Apostat und würdigster Höllenbrand, zu heil. Fastenzeit an einer Haupttragödie (mit beigesetzter vortrefflicher Musik) exhibiert von einer catholischen bürgerlichen Comödiantengesellschaft in dieser Stadt Biberach den 7. 9. 11. 14. 16. 19. März 1751. Riedlingen, gedruckt bei Maria Anna Kuenin Witt.

2. Eccii 25 (13), 50 (6, 7). Das ist die hellstrahlende Tugend und Frömmigkeit ... in Rudolpho, einem Grafen von Habsburg . . . wider Otthocarum einen . . . König in Böhmen und Cunigundam eine böhmische Königin, vorgestellt . . . Den 9. 11. 13. 16. 18. 28. Sept. nachm. um 1 U. anno 1753. Ravensburg, gedr. bei Franz Anton Herckner. 3 Akte; deutscher Text zu den Chören.

3. Himmlisches Kunststück Marianischer Schönheit, wodurch Iseria, türkische Prinzessin . . . zu Abschwörung des mahomedanischen Gesetzes bewegt und zu Annehmung des christlichen Glaubens angelegt . . . worden, nebst Vorstellung dreier adelich-französischen vom türkisch-ägyptischen Sultan gefangenen Rittern und Gebrüdern, welche . . . dem türkischen Gewalt entrissen u. . . in ihr Vaterland übersetzt worden, aufgeführt . . . den 19. 21. 24. 26. Sept., den 15. 29. . . Riedlingen, gedr. bei Johann Carl Ulrich 1754. 3 Akte. Deutscher Text zur Musik.

4. Neu testamentarischer Absalon oder der wider seinen Vater Philippum II., König in Hispanien, aufrührische, endlich . . . hingerichtete unglückliche Infant Carolus, aufgeführt den 23. 24. Febr., den 4. 9. 13. 19. März. Ravensburg, Johann Michael Späth, mit Bezischen Schritten 1755. 3 Akte. Deutscher Text zu den Chören (2 Reg. c. 17 und 18).
5. Vergifte, ja öfters Tod bringende Frucht zu großer Kinderlieb, verkostet von Stilichone und Cacherio, Vater und Sohn, nunmehr aber allen in ihre Kinder blind vergafften Eltern zum abschreckenden Beispiel als ein Schauspeis vorgestellt. Musik von P. Isfrid Kayser, parochus in Seekirch. Den . . . Sept., den . . . Okt. . . . Ravensburg. Michael Späth mit Bezischen Schriften. 1755. 3 Akte. Deutscher Text zu den Chören (1 Reg. c. 3 u. 4).
6. Anderer Abraham oder der von seinem Reiche in einer Einöde entfernte seinen eigenen Sohn und Thronfolger Radimium . . . schlachtender ungarischer König Bogor . . . vorgestellt den Sept. u. Okt. Ravensburg, gedr. Bei Jacob Willibald Betz. 1756. Komponist Josef Gaisser, Gerichtsschreiber. 3 Akte. Deutscher Text zu den Chören. Zwischenspiel: Der arglistige Hanswurst entdeckt die Wahrheit.
7. Homo proponit, Deus disponit, der Mensch gedenkt, das Schicksal lenkt oder das durch Blut und Tod unterbrochene Gelübde in Minutti, einem Nobili di Venetia und Obristen über ein Regiment zu Fuß . In einer Staatsverwirrungs- auch Liebesaktion und Haupttragödie in dieser hl. Fastenzeit . . . aufgeführt den 13. 15. 17. 19. 22. 25. März 1757. Memmingen, gedr. bei Joh. Valentin Mayer. Personen des Trauerspiels 18. Singende Personen 12. 3 Akte. 2 Chöre (3 Reg. 21. Matth. 26. 56. Luc. 23. 33). Deutscher Musiktext.
- An Weihnachten 1742 hatte die evang. Comödiantengesellschaft mit 13 Personen den Bertulfus und die Ausberta aufgeführt, dazu ein Nachspiel von dem alten Kaminfeger. Dieses erstere Stück wird 1759 nun auch von dem catholicischen Anteil der bürgerlichen Comödiantenkompagnie wiedergegeben.
8. Siegprangende Starkmütigkeit der ehelichen Treue in Ausberta einer Fürstin aus Teutschland, gegen ihren Ehegemahl und Fürsten Bertulfum, aufgeführt den 9. 13. 18. 21. 25. Sept. 1759. Memmingen, gedr. bei Joh. Valentin Mayer. 15 Personen. Singende Personen 11. 3 Akte. Deutscher Text zu den Chören. Nachspiel Le medecin malgré lui oder der gezwungene Arzt. 8 Personen, darunter der Hanswurst. Fortsetzung folgt

## Schon 1904 als „eine der anspruchsvollsten Landkirchen in Württemberg“ bezeichnet

### Zur Geschichte der Pfarrei Tannheim und ihrer Kirchen

Von Dr. Kurt Diemer

Wenn hier im Folgenden einige Ausführungen über die Geschichte der Pfarrei Tannheim und ihrer Kirchen gemacht werden können, so deshalb, weil durch das Entgegenkommen S. E. Heinrich Graf von Schaesberg das Archiv des ehemaligen Ochsenhausischen Amtes Tannheim wieder nach Tannheim zurückgekehrt ist und der interessierten Öffentlichkeit im Rathaus zur Benutzung offensteht. Wie groß das Interesse der Tannheimer ist, zeigte sich am 11. März 1979, als über 500 Personen die aus Archivalien des Gräflich von Schaesberg'schen Archivs und des Gemeindearchivs Tannheim zusammengestellte Ausstellung besichtigten. Da es sich um das Archiv des ehemaligen Amtes Tannheim handelt, umfaßt es im übrigen nicht nur Materialien zur Geschichte der Gemeinde Tannheim und ihrer Teilorte, sondern auch der Nachbargemeinden Berkheim, Erolzheim, Kirchdorf, Oberopfingen und Rot, die noch der Auswertung harren.

Ort und Pfarrei Tannheim -werden gemeinsam erstmals urkundlich bezeugt: Vor oder um 1100 - das genaue Datum ist nicht bekannt - schenkte Adelbert von Wolfertschwenden dem Kloster Ochsenhausen ein Viertel der Tannheimer Kirche sowie 10 Hufen Grund und Boden mit allem Zubehör; damals werden übrigens bereits schon eine Mühle und ein Wirtshaus genannt. Im Schutzbrief Papst Hadrian IV. (1154 - 1159) für die Benediktinerabtei St. Blasien, deren Priorat Ochsenhausen ja bis 1391 war, werden 1157 die Pfarreien Tannheim und Arlach (Aria) als ochsenhausisch erwähnt; die Pfarreien Oy und Kronwinkel dagegen - die Orte „Oye“, „Crawinchele“ und „Egelse“ sind bereits 1182 im Schutzbrief Papst Lucius III. (1181 - 1185) für die Prämonstratenserabtei Rot an der Rot aufgeführt - erscheinen erstmals 1257 bzw. 1275 und zwar als dem Kloster Rot gehörig. 1257 übergab Berthold von Hoheneck dem Kloster Rot die ihm erblich zugefallene Michaelskirche in Oy, nachdem der Ort selber schon zehn Jahre vorher von Rot erworben worden war. Außer Tannheim waren es allerdings kleine Pfarreien; 1353 umfaßte die Pfarrei Kronwinkel 10, die Pfarrei Oy 8 und die Pfarrei Arlach 2 Wohngebäude, die Pfarrei Tannheim dagegen 120. Übrigens war damals auch Illerbach (Bachain) noch eine selbständige Pfarrei mit 15 Häusern.

Waren diese Pfarreien bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts nur Patronatskirchen, d. h. Kirchen, deren Pfarrer von Rot und Ochsenhausen dem Bischof von Konstanz als dem zuständigen Diözesanbischof vorgeschlagen (präsentiert) werden durften, so änderte sich das um diese Zeit. Im Jahre 1350 inkorporierte Bischof Ulrich von Konstanz der Abtei Rot zur Aufbesserung ihrer geringen Einkünfte die Pfarreien Haslach, Oy und Kronwinkel und gestattete, sie in Zukunft durch Roter Chorherren versehen zu dürfen; als Begründung wurde angegeben, das Kloster sei vordem genötigt gewesen, auf Bitte der weltlichen Herren, in deren Gebiet seine Güter lagen, auch unwürdige Personen als Pfarrer einzusetzen. 1351 erreichte Ochsenhausen seinerseits die Inkorporation der Pfarreien Tannheim und Ringschnait. Die Inkorporation bedeutete, daß das Kloster nun Eigentümer des Kirchenvermögens wurde und ihm die Einnahmen der Pfarrei mit Ausnahme des Besoldungsteils des Pfarrvikars zufielen. Da Rot die Pfarreien mit Chorherren versehen durfte, ersparte es sich auch noch diesen.

### Neuordnung der Pfarrgrenzen

Die folgenden Jahrzehnte brachten dann eine Neuordnung der Pfarrgrenzen im Tannheimer Gebiet; Arlach, 1353 noch selbständige Pfarrei, wurde so zwischen 1360 und 1404 Filiale von Tannheim. Als Kloster Rot Ende des 14. Jahrhunderts durch unfähige Äbte an den Rand des Untergangs geriet, verkaufte es auch seine beiden Dörfer Oy und Kronwinkel; von den neuen Herren, den Rittern Hans und Ulrich von Königsegg, erwarb sie 1405 die Abtei Ochsenhausen. Damit war der Weg frei: 1424 genehmigte der Bischof von Konstanz die Vereinigung der beiden Pfarreien Kronwinkel und Oy, an denen wegen der geringen Einkünfte eigene Priester unmöglich unterhalten werden konnten, mit Tannheim. Wie Arlach waren nun auch diese bisher selbständigen Pfarreien Tochterkirchen von Tannheim; und sie sind es bis heute. Die Egelseer Kapelle, die 1492 als der Muttergottes geweiht bezeugt ist, ist 1482 als Filiale von Tannheim genannt; damals wurde von Konstanz die Benutzung eines beweglichen Altars erlaubt. 1486 wurde in der Pfarrkirche zu Tannheim eine St.-Sebastians- und Dorothea-Bruderschaft errichtet.

Über die Kirchen selber wissen wir nur wenig. Die Erlaubnis zum Zelebrieren der Messe auf einem beweglichen Altar im Jahre 1472 könnte auf Baumaßnahmen an der alten, an der Stelle des heutigen Friedhofs gelegenen Tannheimer Pfarrkirche St. Martin hindeuten; 1473 und 1474 erlaubte Konstanz das Almosensammeln für die auffällige, zu Ehren der Muttergottes und der Hll. Laurentius und Michael geweihten Filialkirche in Oy.

Ein Schriftstück im Gräflich Schaesbergischen Archiv überliefert, daß am 12. Dezember 1604 die Kapelle in Egelsee durch den Konstanzer Weihbischof Johann Jakob Mergel geweiht und rekonziliert wurde; Pfarrvikar in Tannheim war damals der aus Unlingen stammende Martin Hermanuz. 1647 wurde sie von Memminger Bilderstürmern profaniert und verwüstet. Geweiht war sie nach dieser Quelle der Muttergottes, der hl. Maria Magdalena, dem hl. Papst und Märtyrer Urban sowie allen heiligen Bekennern und Päpsten; Kirchweih war am nächsten Sonntag nach dem Fest Kreuzerhöhung (14. September). Die Kirchweih der zu Ehren der Hll. Michael und Laurentius geweihten Kirche in Oy wurde dagegen etwas später, am Sonntag vor dem Fest des hl. Michael (29. September), gefeiert, das Patrozinium - mit Prozession und Gottesdienst - am Michaelsfest selber. In Arlach fand 1781 die Kirchweih am Sonntag nach der Tannheimer Kirchweih, die am Sonntag nach dem Fest des hl. Bruno (6. Oktober) gehalten wurde, statt.

### 1702 Neubau vollendet

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges begnügte man sich in Tannheim zunächst mit der Wiederherstellung der vorhandenen Kirchen; erst 1696, unter Abt Franziskus Klesin (16891 - 708), erstellte man Neubauten: die Loretokapelle in Kronwinkel an der Stelle der ehemaligen Pfarrkirche und das Schloß in Tannheim als Pflerhof des Klosters Ochsenhausen und Sitz des Statthalters. Kaum waren diese Arbeiten abgeschlossen, begann man mit dem Bau einer neuen Pfarrkirche. Über die alte Pfarrkirche berichtet der Ochsenhauser Chronist Geisenhof: „Die Kirche stand auf der Anhöhe, wo jetzt noch der Gottesacker ist, war baufällig, vom Dorfe zu weit entlegen, im Winter oft unzugänglich und für die Seelenzahl zu klein.“ Am 8. März 1700 erteilte der Konstanzer Generalvikar die Erlaubnis, die auf dem Berge gelegene Pfarrkirche abzubauen und an einem günstigen Ort neu zu bauen; gleichzeitig erhielt Abt Klesin die Vollmacht, den ersten Stein zu legen. Noch im gleichen Jahre wurde mit dem Neubau begonnen; 1702 war er vollendet. Am 25. September 1705 weihte der Konstanzer Weihbischof Konrad Ferdinand Geist die Kirche zu Ehren der Hll. Martin und Anna. Von den 4 Altären wurde geweiht

- der Hochaltar in der Ehre der Hll. Martin, Michael, Margaretha und Maria Magdalena mit Reliquien der Hll. Stephan und Katharina,
- der Altar auf der Evangelienseite in der Ehre, der Gottesmutter, der Hll. Georg, Franziskus, Agnes und aller heiligen Jungfrauen mit Reliquien, der Hll. Burchard und Verena,
- der Altar auf der Epistelseite in der Ehre der Hll. Joseph, Christophorus, Mauritius mit Gefährten und Antonius von Padua mit Reliquien des hl. Kaisers Heinrich und der hl. Cordula, und

- der Altar über der Sakristei in der Ehre der Hll. Anna, Andreas, Joachim und Benedikt mit Reliquien der Hll. Johannes d. T., Walburga, Innozenz, Maximus und Emerentiana.

Nach Ausweis der Weiheurkunde wurde der 19. Sonntag nach Pfingsten als Kirchweih festgesetzt; ein Schriftstück aus dem Jahre 1781 nennt den Sonntag nach dem Fest des hl. Bruno (6. Oktober). Kirchen wurden in dieser Zeit nicht wenige gebaut. Was aber den Rang der Tannheimer Pfarrkirche ausmacht, ist der Name des Baumeisters, den die im Gräflich von Schaesberg'schen Archiv erhaltene „Bauw Rechnung der neuen Kirchen zue Tanheim“ überliefert: es ist niemand Geringerer als Franz Beer (1660-1726), 1722 als von Blaichten geadelt, „die zentrale Gestalt der Vorarlberger Bauschule“. Von den vereinbarten 2500 Gulden erhielt Beer im ersten Jahr 1300. Insgesamt gab man in diesem Jahr 3623 Gulden 38 Kreuzer 4 Heller aus; die Ziegler lieferten 90 450 „ganze Stein“. 48550 „halbe Stein“ und 24275 „Blaten“. Zum Vergleich: der Zimmermann erhielt für den Dachstuhl 250 Gulden, ein Tagwerker pro Tag 15 Kreuzer, für vier Tage Arbeit also einen Gulden.

Zum Frühwerk Beers gehören neben der Tannheimer Pfarrkirche die Benediktinerinnenabtei Holzen (bei Wertingen/Bayern; Kloster und Kirche 1696-1704) sowie die Klosterkirchen Irsee (bei Kaufbeuren; 1699-1702) und Rheinau (Kt. Zürich; 1705-1711). In Oberschwaben selber baute er außer in Tannheim in Ehingen (Kollegium der Abtei Zwiefalten 1696-1706, Kirche 1712-1719), Weingarten (Entwurf des Münsters, 1715/16 Bauaufsicht) und Weißenau (Klosterbau ab 1708, Kirche 1717-1721).

## „Zartgliedrige Vereinfachung“

Die Pfarrkirche in Tannheim, eine „weiträumige und zartgliedrige Vereinfachung“ der von seinem Vetter Michael Thumb erbauten Klosterkirche in Obermarchtal, rühmte Bertold Pfeiffer bereits 1904 „als eine der ansprechendsten Landkirchen in Württemberg“. Und auch zur Bauzeit muß man es nicht anders empfunden haben: die Pfarrkirche Hl. Kreuz in Lachen am oberen Zürichsee, die Beers Schwiegersohn Peter Thumb 1707-1711 aufführte, zeigt eine so starke Verwandtschaft, daß Georg Karl sie „eine fast wortgetreue Abschrift“ nennen konnte, die sich nicht nur im Grundriß, sondern auch im Aufriß streng an das Tannheimer Vorbild hält. Und wenn auch die ursprüngliche Erscheinung der Tannheimer Pfarrkirche durch spätere Eingriffe – 1876 wurden so die beiden barocken Seitenaltäre entfernt und durch neue ersetzt - gelitten hat, so vermag sie allein durch die Wirkung des Raumes immer noch zu beeindrucken. Sie verdient es, unter die bedeutendsten Kirchenbauten des Landkreises Biberach gezählt zu werden.

Am Ende des 18. Jahrhunderts kam es dann noch einmal zu einem Kirchenbau: die Kapellen in Oy und Arlach waren baufällig geworden. Der Dietenheimer Dekan Joseph Xaver Dieltl berichtete am 3. April 1781, die 1602 geweihte baufällige Arlacher Kapelle, deren Patrone die Hll. Alexander, Felix und Regula seien, liege auf einer Anhöhe über der Iller; da die Gefahr bestehe, daß der Fluß sie wegreiße, sollte man sie besser an einen sichereren Platz verlegen. Die reparaturbedürftige Michaelskapelle in Oy stehe in einem völlig verlassenen, nur von einem Maier und dessen Dienstboten bewohnten Ort. Das beste wäre deshalb seiner Ansicht nach, wenn man nicht in der Mitte von Arlach und in Oy, sondern in der Nähe von Arlach eine neue Kapelle erbaue, die für die Arlacher geschickter liege und deshalb auch häufiger besucht werde. Daraufhin genehmigte Konstanz am 9. April 1781 den Abbruch der beiden Kirchen und den Neubau einer Kapelle in der Nähe von Arlach.

Doch nicht nur als Bauherr, sondern auch als Seelsorger kümmerte sich Ochsenhausen um seine Pfarrkinder. Ein zur Abwendung von Unwettern und Hagel-schlag um 1675 von der Gemeinde abgelegtes Gelübde, am Samstagabend und an den Abenden vor Festen um 6 Uhr den Rosenkranz in der Pfarrkirche zu beten, wurde 1703 erneuert, 1715 aber in zwölf Messen - je eine im Monat - und eine ewige Anbetung während der Aussetzung des Allerheiligsten im Heiligen Grab umgewandelt. Auch betete die Gemeinde vom Markustag (25. April) bis zum Michaelsfest (29. September) täglich am Abend in der Pfarrkirche den Rosenkranz.

In Erinnerung an die vierzigstündige Grabesruhe des Herrn wurde in Tannheim zur Erhaltung der Feldfrüchte das Vierzigstündige Gebet vor dem ausgesetzten Allerheiligsten eingeführt; es wurde von Mai bis September an jeweils einem Monatssonntag gehalten. Die Stunden waren wie folgt verteilt:

- 6 Uhr Das Amtshaus und die Hälfte von Tannheim „rechter Seiten an der Straß gegen der alten Kirchen hinauf“
- 7 Uhr Arlach und Oy
- 8 Uhr Egelsee
- 9 Uhr Die ganze Pfarrei unter der Pfarrmesse
- 10 Uhr Rohrmühle, Ober-, Unter- und Mittelried, Schöntal
- 11 Uhr Der andere halbe Teil von Tannheim „linker Seiten an der Straß gegen der Oberrn Mühle“
- 12 Uhr Kronwinkel
- 1 Uhr Der Herr Pfarrer samt allen kleinen Kindern von Tannheim
- 2 Uhr Krimmel und Haldau
- 3 Uhr Die ganze Pfarrei unter der Vesper. „Diese Stund wird um 4 Uhr beschlossen mit dem Umgang mit dem Hochwürdigen Gut in der Kirchen herum oder um die Bildsaul auf dem Schießplatz“

Für die barocke Frömmigkeit bezeichnend sind schließlich die zahlreichen Prozessionen und Wallfahrten. Sie führten

- am Markustag (25. April) nach Berkheim
- an Kreuzauffindung (3. Mai) nach Rot
- am Montag in der Bittwoche nach Haslach
- am Dienstag in der Bittwoche nach Illerbachen
- am Mittwoch in der Bittwoche nach Egelsee
- an Christi Himmelfahrt um den Ösch
- am Freitag in der Bittwoche nach Maria Eldern bei Ottobeuren
- am Samstag in der Bittwoche nach Steinhausen an der Rottum
- am Pfingstmontag als Reiterprozession mit dem Allerheiligsten oder dem Kreuzpartikel um den ganzen Tannheimer Ösch
- am Fest der hll. Märtyrer Johannes und Paulus (26. Juni) nach Mooshausen
- am Fest der hll. Laurentius (10. August) oder Bartholomäus (24. August) als Dankprozession nach Erolzheim oder Steinhausen/Rottum und
- am Fest des hl. Michael (29. September) nach Oy.

Im Zeichen wiederauflebender guter Traditionen und einer spürbar werdenden Rückbesinnung auf die Vergangenheit bietet sich gerade auch in Tannheim die Möglichkeit, der reichen Geschichte des Ortes und seiner Teilgemeinden bewußter zu werden. Die Materialien liegen in den Tannheimer Archiven bereit; sie müssen aber gehoben werden.

**Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.**

# Den Ärmsten der Armen vorbehalten

## Das Gutleutehaus in Dürmentingen

Von Dr. Siegfried Krezdorn

Wer von Riedlingen nach Bad Buchau wandert und bevor die Landstraße mit einer leichten Senke nach Dürmentingen einbiegt, noch einen letzten Blick dem Schwabenberg Bussen zuwirft, erblickt ein reizvolles Fachwerkhaus mit Walmdach, das fernab des großen Verkehrs, in einem gepflegten Garten liegt. Wie ein treuer Wächter steht eine alte Linde dabei. Auskunft über die Geschichte dieses zweigeschossigen Hauses vermögen die Archivalien der Herrschaft Friedberg/Scheer zu geben, die im Staatsarchiv Sigmaringen der Auswertung warten. Ein Einheimischer, der gerade des Weges kommt, vermag das Rätsel zu lösen, es ist das Gutleutehaus.

Gutleutehäuser - früher auch Feld- oder Sondersiechenhäuser genannt - sind meist ehemalige Leprosorien, das heißt, Krankenhäuser, in denen, wie schon der Name sagt, die Leprakranken, also die vom Aussatz befallenen Menschen bis zu ihrem meist qualvollen Lebensende Unterkunft erhielten.

Wann der Aussatz in unsere oberschwäbische Heimat eingeschleppt wurde, ist unerfindlich, sicher bezeugt aber ist diese Seuche in der Zeit der Kreuzzüge. Damals lebten schon „leprosi in campo“ (Feldsieche) abgesondert von den Gesunden außerhalb der Ortschaften in einfach gebauten Feldhütten. Diese Absonderung galt als einziger Schutz gegen weitere Ansteckung. Heilmittel zur Bekämpfung oder Linderung dieser unheimlichen Krankheit waren unbekannt.

### Die Verwaltung des Gutleutehauses

Das Gründungsdatum des Leprosenhauses in Dürmentingen liegt im Dunkel der Geschichte. Die Rechnungen seit dem Jahre 1656 vermitteln ein recht anschauliches Bild vom Betrieb dieses Gutleutehauses der ehemaligen Herrschaft Friedberg/Scheer. Die Verwaltung besorgten zwei Leprosenpfleger, die dafür ein jährliches Fixum von 4 Gulden und Ersatz der Auslagen erhielten. Der gräfliche Oberamtmann wachte aufmerksam über die korrekte Führung der Rechnung und „hörte“ diese jährlich wenigstens einmal ab.

Die Einnahmen der Leprosenpflege bestanden in Zinsen aus verliehenen Kapitalien (1656: 520 Gulden und 1787: 5938 Gulden), die von milden Stiftungen, Jahrtagen und Einkaufsgeldern herrührten. Auf Grund einer gräflichen Anordnung mußte ab 1757 jedes neuvermählte Ehepaar einen „Thaler“ in die Siechenlade bezahlen. Dies und das Nachlassen des Aussatzes seit Anfang des 18. Jahrhunderts verursachten das plötzliche Anwachsen des Kapitals. Die Höhe der jeweiligen Einkaufssumme richtete sich nach den Vermögensverhältnissen des Eingewiesenen und betrug durchschnittlich 30 bis 100 Gulden. Auch was die Aussätzigen nach ihrem Tode hinterließen, etwa Hausrat, Bettgewand, Kleider, beanspruchte die Leprosenpflege.

### Die Einrichtung

In den ältesten Zeiten waren alle diese Häuser noch sehr primitiv gebaut, so auch sicherlich das zu Dürmentingen. Es enthielt neben einem Aufenthaltsraum mehrere Schlafkammern und vor allem eine „Kuchel“ und ein „Badstüblein“ mit einem „Badkessel“ und Zuber. Im Jahre 1739 wurde dieses Haus wegen Baufälligkeit abgerissen und an derselben Stelle ein neues erbaut, das 411 Gulden und 6 Kreuzer an Kosten verursachte. Da der Aussatz im Laufe des 18. Jahrhunderts nur noch ganz selten auftrat, gab die Fürstliche Thurn- und Taxis'sche Verwaltung im Jahre 1796 die Anweisung, das Leprosenhaus in „ein Krankenhaus oder quasi Spital“ (Invalidenhaus) umzugestalten. Die vorhandenen acht Zimmer wurden durch Aufbau eines Stockwerkes um vier vermehrt, das ganze Haus gründlich renoviert und die Schlafkammern mit je „einer Bethstatt mit doppeltem Beschlauf“, Tisch und Stühlen ausgestattet.

### Die Lebensordnung der Aussätzigen

Die Einweisung in das Feldsiechenhaus erfolgte durch herrschaftliches Dekret auf Grund einer amtlichen Untersuchung durch den hierzu beauftragten „Balbierer“. In Zweifelsfällen wurde entweder der Doktor aus Riedlingen oder der Landschaftsphysikus in Scheer beigezogen. Verständlicherweise suchten die vom Aussatz Befallenen ihre Krankheit so lange wie irgend möglich zu verheimlichen, bis sie selbst oder Mitbewohner Anzeige erstatteten.

Mit der Aufnahme verpflichteten sich die Eingewiesenen, die aufgestellte „Hausordnung“ stets zu beachten und den Anweisungen der Pfleger „ohnwaigerlich“ zu entsprechen. Unter der Aufsicht eines „Leprosenweible“ bzw. Magd, die jährlich vier Gulden, und seit 1695 fünf Gulden Lohn erhielt, wurden die noch arbeitsfähigen Leprosen zu den verschiedensten Haus- und Feldarbeiten herangezogen, so zum Reinigen der Zimmer, zum Kochen und zur Gartenbestellung. Die Leprosenpflege - als selbständige Stiftung geführt - garantierte die leibliche Versorgung und religiöse Betreuung des Eingewiesenen auf Lebenszeit. Auch für die jeweiligen Kosten der Beerdigung im Ortsfriedhof kam sie auf. Das harte Los der Aussätzigen suchte die Leprosenpflege stets so gut wie möglich zu erleichtern durch Zuwendungen von „Wein und Brod“, Schmalz und Salz und zwar regelmäßig zu den vier Hochfesten des Jahres. An Fastnacht erhielten die Ärmsten der Armen „Fastnachtsküchle“. Im Jahre 1657 bekam ein kranker Leprose seinem Wunsche gemäß sogar regelmäßig „Läbzeltle“.

Die Leprosenpflege in Dürmentingen kam zum Unterschied anderer für alle Ausgaben auf, die eine kranke und deshalb des Bettelns unfähige Person verursachte, und zwar sowohl an Eßwaren, wie an „Curkosten“. Um die schmale Kost der Aussätzigen zu verbessern, erlaubte die Herrschaft diesen Bedauernswerten unter bestimmten Bedingungen das Betteln innerhalb des Herrschaftsgebietes. Mit besonderen Leprosenmänteln bekleidet, zogen sie von Ort zu Ort und zwar an einem ganz bestimmten Tag der Woche (Dienstag). Häuser durften sie allerdings nicht betreten. Die Bevölkerung machten sie mittels einer „Klepper“ (Klapper) auf ihre Annäherung aufmerksam und warnten so vor der Ansteckungsgefahr, Gutherzige Menschen legten dann Gaben (Fleisch, Brot, Mehl, Fett) vor die Haustüren.

Die Lage des Leprosenhauses im Norden von Dürmentingen, wenige Schritte abseits der Straße nach Riedlingen, war nicht ungünstig, um auch Reisende und Wanderer um eine milde Gabe anzubetteln. Dank der Mildtätigkeit der Bevölkerung bekamen die Aussätzigen auf diese Weise die für ein ausreichendes Auskommen nötige Versorgung. Um die Gebefreudigkeit anzuregen, bedachte die Kirche gewisse Almosen und Stiftungen zugunsten der Leprosorien mit einem Ablaß.

Über die Belegung des Gutleutehauses fehlen leider zumeist genaue Angaben, doch dürften nie mehr als sechs bis acht Personen ihr Leben dort gefristet haben. (1712 waren nur ein Leprose, 1718 dagegen vier, 1720 fünf, 1723 vier Aussätzige darin untergebracht.) Sie stammten fast ausnahmslos aus der Grafschaft Friedberg-Scheer.

Manche Aussätzige, besonders jüngere, entzogen sich durch Flucht der Einweisung und führten lieber ein trostloses Leben auf der Landstraße. Bettelnd zogen sie von Leprosenhaus zu Leprosenhaus. Alle die im Gutleutehaus Dürmentingen anklopften, bekamen für eine Nacht Quartier und mußten, wenn nicht Krankheit oder Unwetter sie hinderte, am anderen Tage wieder weiterziehen.

Das Zusammenleben der Aussätzigen auf engem Raum führte zwangsläufig zu Streit und Händel. Die Verschiedenheit im Lebensalter und Geschlecht gab hierzu verständlichen Anlaß. Unverträgliche wurden, wenn keine Ermahnungen der Pfleger mehr halfen, aus dem Haus gewiesen. Diese Strafe war erbarmungslos, denn das gezahlte Einkaufsgeld wurde nicht zurückerstattet und so fanden diese armen Teufel nirgendwo mehr ein Unterkommen. Ohne Hoffnung mußten sie über die Landstraße ziehen, immer mit Ausweisungen rechnend, bis der Tod sie endlich erlöste. Teilweise fehlte aber auch bei der Bevölkerung das nötige Verständnis für diese Ausgestoßenen. So wurde 1675 eine Leprosin der „Hexerey“ bezichtigt und „in Arrest“ gelegt. Dort starb sie schon nach kurzer Zeit, wohl infolge der ausgestandenen Folterungen.

### Die ärztliche Behandlung

Wegen der großen Ansteckungsgefahr unterblieb zumeist eine ärztliche Überwachung. Die Pflege der Schwerverkranken sowie die Behandlung der Lepraknoten und Geschwüre an den verschiedensten Körperteilen besorgten die Kranken selbst. Regelmäßig wurden sie, vor allem auch beim Eintritt in dieses Haus des Elends, von einem Barbier gründlich gebadet und gereinigt.



Dann und wann ließ ihnen ein Bader oder Barbier zur Ader. Die Leprosenpfleger besorgten Öl. Daraus bereiteten die Heilkundigen für die Leprosen allerlei Arzneimittel. In ihrer Not wandten sich die Kranken aber auch an Quacksalber, so an einen Schäfer aus Ennetach, der am Bussen seine Schafe weidete. Mit magischen Zaubersprüchen und Formeln sowie mit Tränklein aus den verschiedensten Pflanzensäften bereitet, versuchte dieser Kurfuscher seine Heilkünste. Der im Volk stark verbreitete Aberglaube gab ihm dafür eine willkommene Möglichkeit.

Im Jahre 1798 erfolgte die letzte Einweisung eines Mannes „des leidigen Aussatzes (Elephantiasis) wegen“. Der Landschaftsphysikus zu Scheer, Dr. Kolros, ordnete die „nötigen Präservativmittel“ und die gesonderte Unterbringung in einer Kammer „des dritten Stockes“ an. Einem im Haus „befindlichen Invaliden“, der den Kranken „Kost und Verpflegung“ gab, wurde in diesem Fall ein „Accord von 15 Kreuzer“ täglich genehmigt. Die vom Arzt verordnete Kost bestand für diesen Aussätzigen nur „in Mehlspeisen, zum theil gebraten und ungebraten, dann in Gemüse (ausgenommen Sauerkraut)“.

## Die religiöse Betreuung

In ihrem schweren Leid, das besonders im Wissen um ihr hoffnungsloses Schicksal bestand, fanden die Aussätzigen einzig in der christlichen Religion, mit dem Glauben an ein besseres Leben nach dem Tode, Trost und Beistand.

Deshalb gestattete auch das 3. Laterankonzil vom Jahre 1179 den Aussätzigen die Errichtung einer eigenen Kirche bzw. Kapelle in oder neben ihren Siechenhäusern. Der Leprosenpflegschaft in Dürmentingen war aber der Bau einer eigenen Kapelle aus finanziellen Gründen nicht möglich. Sie war auf Wohlthaten angewiesen. Dafür beteten die Leprosen jeden Abend für ihre Wohltäter in ihrem Aufenthaltsraum beim Schein einer für diesen Zweck erworbenen „Wachskerze“ einen Rosenkranz. Im Jahre 1668 ließ die Herrschaft unweit vom Gutleuthaus die Loretokapelle erstellen, einen tonnengewölbten Bau mit Satteldach und hölzernem Dachreiter. Ein Eremit diente darin mit Betrachtung und Gebet dem Gott der Liebe und schöpfte so die Kraft, seinen Nachbarn - den Aussätzigen, die in alten Urkunden auch pauperes Christi genannt wurden - Trost und Hoffnung zuzusprechen und zu schenken.

Dieses Haus, eines der wenigen noch erhaltenen ehemaligen Leprosorien Oberschwabens, birgt also eine reiche Geschichte menschlichen Leidens. Wer sie überdenkt, wird Vergleiche mit der Gegenwart anstellen und dann möglicherweise ein hartes Urteil über die Vergangenheit fällen. Aber gerade hier müssen die Worte Romano Guardinis beherzigt werden: „Der Maßstab, an welchem eine Zeit allein gerecht gemessen werden kann, ist die Frage, wie weit in ihr, nach ihrer Eigenart und Möglichkeit, die Fülle der menschlichen Existenz sich entfaltet und zu echter Sinngebung gelangt.“

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

2. Jahrgang – Heft 2 – Seite 12

# Höhepunkt jahrhundertelanger Verehrung

## Die Gutenzeller Barock-Krippe

Von Ludwig Pöllmann

Ein um 1500 für die Gutenzeller Klosterkirche St. Cosmas und St. Damian geschaffener gotischer Altarschrein - vermutlich aus der Ulmer Schule - dessen Teilstück „Anbetung des Kindes“ sich heute im Metropolitan Museum of Art in New York befindet, scheint für die seit dem frühen 13. Jahrhundert im abgelegenen württ. Rottal ansässigen Zisterzienserinnen zum ersten Mittelpunkt einer in den folgenden Jahrhunderten immer deutlicher spürbar werdenden besonderen Verehrung des göttlichen Kindes im weihnachtlichen Festkreis geworden zu sein.

Vielleicht als Reaktion auf die in der nahen Reichsstadt Biberach geübten und in die Krippenliteratur eingegangenen Bräuche des „Kindleinwiegens“ und des „Wachens bei der Jerichorose“ – von denen aus klösterlicher Sicht betrachtet ersterer zu realistisch und letzterer zu sehr dem Aberglauben verhaftet erscheinen musste - fand sich dann im Gutenzeller Nonnenkloster schon im frühen 16. Jahrhundert die fromme Übung, zu Weihnachten eine Statuette des stehenden Christkinds - später war es ein im geschlossenen Gehäuse liegendes Wachskind - auf den Altar des Nonnenchores zu stellen. Außerdem musste sich das ganze Jahr über in jeder der klösterlichen Zellen ein „gekleidetes Jesu Kindel auf einem Postament“ befinden. Dieses war sogar Bestandteil der von jeder Chorfrau bei ihrem Eintritt ins Kloster einzubringenden „Aussteuer“. Es gab den frommen Frauen die Gelegenheit, ihre ganze mütterliche Liebe dem Gotteskind zuzuwenden.

Noch heute am Ort vorhandene Einzelfiguren des 17. Jahrhunderts (so z. B. der kleine stehende Begleitner bei den Dreikönigsfiguren, der früher weiß war und wohl als Jesusknabe Verwendung fand) und eine ebenfalls aus Gutenzell stammende, heute in Augsburger Privatbesitz befindliche Kleinfigurenkrippe aus der gleichen Epoche lassen deutlich erkennen, wie eines der grundsätzlichen Anliegen der Renaissancezeit, die Darstellung des Heilsgeschehens vom Kreuz mit auf die Krippe zu verlagern, auch in der abgesonderten klösterlichen Gemeinschaft des Gutenzeller Konvents ihren geistigen Hort und sichtbaren Ausdruck finden konnte. Nachdem Opferungen bei der Krippe in den klösterlichen Einnahmebüchern jener Zeit noch nicht vermerkt sind, muß angenommen werden, daß die erwähnten Krippen oder krippenähnlichen Darstellungen nur innerhalb der Klausur aufgestellt gefunden haben und allein klosterinterner Anbetung dienten.

Erst der im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts in Gutenzell aufgenommenen Mindelheimer Brauerstochter Regina Hochwindt gelang es dann, wohl angeregt durch die reiche Krippentradition ihrer Heimatstadt während ihrer Regierungszeit als Äbtissin Maria Victoria (1696-1718) die Verehrung des neugeborenen Heilandes aus der Stille der Klausur zu nehmen und in den größeren Rahmen einer im Kirchenraum für alle Gläubigen zur Schau gestellten Großfigurenkrippe einzubeziehen.

Bei der Ausstattung der verschiedenen Krippendarstellungen mit Figuren wußte sich die genannte Äbtissin und ihre Nachfolgerinnen (hier vor allem die sehr kunstsinnige Maria Bernarda von Donnersberg und Maria Alexandra, die Tochter des berühmten Baumeisters der Wieskirche und barocken Gestalters des Gutenzeller Gotteshauses, Dominicus Zimmermann aus Landberg) nicht nur der reichen, schöpferischen Phantasie und des Könnens jener Bildhauer zu bedienen, die zwischen 1680 und 1760 den während des 30jährigen Krieges verarmten Gutenzeller Kirchenraum mit barocken Kunstwerken füllten; sondern sie verstanden es außerdem mit echt fraulichem Geschick, alle Möglichkeiten zu nutzen, um die aus der Fertigung von Paramenten und Antependien und dem Fassen von Heiligenreliquien durch die Gutenzeller Klosterfrauen zur Verfügung stehenden Brokat- und Seidenstoffe, Goldfäden, Bänder und Pailletten zur Bekleidung der entstandenen Holzfiguren verwenden zu lassen.

So wurde Gutenzell in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer wirklichen Heimstatt barocker Krippenkunst: Das prachtvolle Vorbild der heute so vielbesuchten und bewunderten Großfigurenkrippe (mit 8 möglichen Darstellungen und rd. 200 Figuren) scheint Kloster und Dorf in jenen Jahrzehnten in eine echte Krippenbegeisterung gebracht und die Phantasie zu immer neuen Darstellungen beflügelt zu haben.

So wissen wir heute, daß nach und nach alle klösterlichen Zellen zur Weihnachtszeit mit einer Kleinfigurenkrippe ausgestattet wurden und daß im Zimmer der Klostersvorsteherin von Gutenzell die sogenannte „Äbtissinnenkrippe“, ein wahres Kleinod einer Rokoko-Miniatur - Krippe mit kaum 10 cm hohen durchgeschnittenen Figuren gestanden hat, die sich heute ebenfalls in Privatbesitz befindet.

Nachdem schließlich im Jahre 1776 die allem Schönen und Musischen sehr verbundene Maria Justina, Freiin von Erolzheim zur letzten Äbtissin der „bona cella“ erkoren und mit einer eigens zu ihrer Wahl geschriebenen Cantate in ihr hohes Amt eingeführt war, erhielt die reiche klösterliche Krippentradition von Gutenzell auch noch eine feierliche musikalische Umrahmung: Eine von dem Ottoberer Benediktinerpater Franz Schnizer geschriebene „Pastorella“ erklang nunmehr bei jedem Hochamt in der Heiligen Nacht und bedeutete für die ergriffen von der Menschenfreundlichkeit Gottes und in großer Dankbarkeit vor ihren Krippen knienden Zisterzienserinnen von Gutenzell die Erfüllung dessen, was in Psalm 95 (11, 13) geweissagt ist:

„Freuen soll sich der Himmel und jauchzen soll die Erde, denn jetzt ist er da ...“

Möge den vielen Besuchern, die heute - zwei Jahrhunderte später - noch den Weg zur Barockkrippe von Gutenzell suchen und finden, gleiche weihnachtliche Freude, Beglückung und Erbauung geschenkt werden.

# Der Biberacher Bildhauer Hans Dürner ist nicht schlechthin ein Manierist

Von Dr. Adolf Schahl

Der Verfasser stellte 1961 in der Zeitschrift „Das Münster“ die Frage nach erhaltenen Arbeiten des Bildhauers Hans Dürner, der am 12. 11. 1583 das Biberacher Bürgerrecht erwirbt und 1589/90 Zahlungen für die Engel an der Decke der Heiligenberger Schloßkapelle sowie eine nicht auf uns gekommene Altartafel erhält, später mehrfach in Biberach nachzuweisen ist, u. a. mit einem so bedeutenden Werk wie dem ehemaligen Hochaltar der Biberacher Stadtpfarrkirche, den er 1599-1602 mit seinem Gesellen Georg Mayer ausführte. Auch der frühere Hochaltar der Stiftskirche in Ellwangen a. d. J. ging auf ihn zurück. Im Totenbuch dieser Kirche steht unter dem 7. 6. 1613: „Joannes Dürner de Bibrach statuarius qui summum altare in choro sculpsit sed vitam ante opus finivit“, also: Johannes Dürner von Biberach, der den Hochaltar im Chor schnitzte, aber vor Vollendung des Werkes sein Leben beschloß. B. Bushart nimmt - gegen Häcker - an, daß sich dieser Hochaltar im viergeschossigen Altar des nördlichen Querhausarmes erhielt; auch Häcker hatte an der Urheberschaft Dürners hinsichtlich dieses Altars, ja sogar des Altars im südlichen Querhausarm, nicht gezweifelt. Der Altar im nördlichen Querhausarm trägt die Jahreszahl 1613, also des Todesjahres von Dürner. Man erkennt verschiedene Hände, wie sie indessen innerhalb einer Werkstatt, als Variante derselben stilistischen Grundhaltung, möglich sind; von dieser Werkstatt ist auch der Altar im südlichen Querhausarm nicht zu trennen. Da die Engel der Heiligenberger Schloßkapelle stilistisch nur geringe Rückschlüsse zulassen, wurde in dem genannten Aufsatz der Versuch unternommen, etliche Figuren des nördlichen Querhausaltars als Ausgangspunkt für Zuschreibungen im Biberacher Raum zu nehmen.

Hier nun soll zunächst ein anderer Weg gegangen werden. Pfarrer K. Schaal gelang der Nachweis, daß für die beiden Assistenzfiguren des Chorbogenkreuzes der Biberacher Stadtpfarrkirche 1608/09 Zahlungen an Hans Dürner geleistet wurden. Die hierauf bezügliche Mitteilung von Pfarrer K. Schaal an den Verfasser vom 7. 4. 1965 lautet: „Bei der Inventarisierung des Archivs der Gemeinschaftlichen Kirchenpflege Biberach fand ich im Gültbuch der Kapellenpflege von 1608/09 (Inv.Nr.62) den Eintrag: ‚dem Bildhwer für die bülde bei dem großen Cruzifix zalt ahn den Chor samt der Zubehör 59 Ib 6 ß 6 h‘. Als die beiden Figuren noch hoch oben im Chorbogen auf ihrem Platz standen, war es kaum möglich, von unten zu erkennen, ob für sie das Entstehungsjahr 1608/09 zutreffen könnte oder ob sich dieser Rechnungseintrag eventuell auf Vorgängerfiguren bezieht. Als ich sie aber dann in der Werkstatt von Herrn Kneer nach Abnahme der späteren Übermalungen sah, war es mir klar, daß es sich um die im Gültbuch genannten Figuren von 1608/09 handelt. Ich vermutete auch gleich, daß jener ‚Bildhwer‘ kein anderer als Hans Dürner ist, der in jenen Jahren öfters in den Gültbüchern der Kapellenpflege genannt wird . . . Inzwischen ist mir nun auch der archivalische Nachweis gelungen. In der Rekordanz der Kapellenpflege von 1608/09 (Inv.Nr.146) pag. 72 wird unter der Rubrik ‚Bildhwer M. Hanß‘ aufgeführt: ‚den 3. Julij vff rechnung geben wegen (unleserliche Stelle) der großen bülde neben das Cruzifix 25 fl. und noch weitere kleinere Arbeiten am Kruzifix selber. Und für eben diese Nebenarbeiten am Kruzifix um 54 x ist unter den Rechnungsbeilagen (Inv.Nr.326) auch noch die mit ‚Hanns Dirner bildhauer‘ unterschriebene Rechnung vorhanden. Damit steht also wohl eindeutig fest, daß diese beiden Begleitfiguren von Hans Dürner stammen und am 3. Juli 1609 bezahlt wurden.“

Gibt es nun in Biberach oder Umgebung Arbeiten, die sich mit diesen Figuren in Verbindung bringen lassen? Am nächsten kommen ihnen die entsprechenden Figuren einer Kreuzgruppe in der Kath. Pfarrkirche in Ahlen, Gemeinde Uttenweiler; der Kirchensatz gehörte hier dem Spital Biberach. Die Maße dieser Gruppe sind allerdings wesentlich kleiner als die der Biberacher Chorbogenfiguren; auch erschwert eine dicke Bemalung die Beurteilung. Obwohl die kontrapostische Haltung spiegelbildlich seitenverkehrt ist, besteht bei Maria in der Führung des Mantelsaums eine genaue Entsprechung, die sich bis auf Einzelheiten der Raffung erstreckt. Das Falteneschiebe unter dem linken Unterarm ist formgleich. Längs dem Standbein laufen dieselben Parallelfalten. Eine weitgehende Formenverwandtschaft zeigen auch die Falten des über den Kopf gezogenen Mantels. Die Modellierung von Kopf und Gesicht ist ähnlich. Hier wie dort derselbe stämmige Hals, ein vollwangiges Antlitz mit Doppelkinn, kleinem Mund, gerader und etwas kantiger Nase sowie hoch liegenden, kleinen Augen. Bei Johannes ist die Haltung von Kopf, Oberkörper und rechtem Arm vergleichbar; der Mantel ist wegen des linken Standbeins über die linke Seite in einer Weise wie bei Maria hochgezogen. Das Falteneschiebe hat sich in eine breite Raffung verwandelt und in einen Faltenbausch, den die Linke andrückt. Nur in einem gibt es zwischen den Biberacher und Ahlener Figuren einen merklichen Unterschied: der Reliefgrad der Falten ist dort flacher. Darauf wird zurückzukommen sein.

Die Zuschreibung der Ahlener Assistenzfiguren an Dürner hat notwendigerweise auch die des Gekreuzigten zur Folge. Wie verhält es sich damit? Eine gute Vergleichsmöglichkeit bietet der Christuskörper des Vesperbildes des Settelaltars der Biberacher Stadtpfarrkirche. Dieser wurde 1961 aufgrund von Übereinstimmungen mit Ellwanger Figuren Dürner gegeben; die Ähnlichkeit zwischen dem Kopf der Maria des Vesperbildes und der Chorbogenfigur unterstützt diese Zuschreibung, was übrigens auch für die 1961 ebenfalls Dürner gegebene Maria in der Brandenburg'schen Kapelle der Stadtpfarrkirche gilt. Was nun den genannten Christuskörper angeht, so stimmt er in der Modellierung des Nackten und des Lententuchs, auch des Antlitzes, mit dem Ahlener Gekreuzigten überein. Von hier aus ergibt sich eine überraschende Formenverwandtschaft zum Kruzifixus, heute in der Biberacher Magdalenenkirche, früher samt seinen Assistenzfiguren in einer offenen Friedhofskapelle. Diese Verwandtschaft erstreckt sich nicht nur auf dieselbe, allgemein manieristische Schlankheit der Proportionen, sondern auch auf Einzelheiten in der Modellierung des Brustkorbes, der Magengrube, des Bauches, der Arme, Schenkel und Knie. Das Lententuch ist in derselben Art gelegt. Von dem Knoten an der rechten Hüfte fällt ein Bausch mit ähnlichen Falten nieder, rechts ist das Tuch beide Male schräg zum linken Oberschenkel gezogen, wobei ein kleines Falteneschiebe zwischen die Oberschenkel hinabgreift. Der Kopftyp ist derselbe, wobei sich die Gesichtszüge, Haupt- und Barthaare bis in Einzelheiten entsprechen. Damit aber fällt die gesamte, stilistisch einheitliche Kreuzgruppe der Magdalenenkirche an Dürner. Die Johannesfigur mutet als eine Vorstufe der Ahlener Figur an; die Partie um das linke Knie und die links hinauf ziehenden Parallelfalten erinnern an die Biberacher Chorbogenfigur. Die Modellierung des Kopfes steht wieder der Ahlener Figur näher. Auch Maria möchte man als eine Frühform der in Ahlen gefundenen Lösung ansprechen. Die Kreuzgruppe der Magdalenenkirche ist somit früher entstanden als die in Ahlen, um 1590. Sie verrät nicht nur den Einfluß des Konstanzer Bildhauers Hans Morinck, wobei etwa an dessen Heilige mit Buch in Seefeldern von 1591/92 zu denken wäre, sondern auch die Abhängigkeit vom gemeinsamen Vorbild, dem Meister der allegorischen Frauengestalten an den Kaminen des Heiligenberger Saals. Auch zu Melchior Binder von Ehingen bestehen Beziehungen formaler Art. Die bei Dürner immer wieder zu beobachtenden Parallelfalten, die sich dem Standbein entlang ziehen und die fast stereotypen Falteneschiebe über dem Spielbein stammen jedoch aus spätgotischer Formüberlieferung; man trifft sie etwa bei Jörg Lederer.

Nichts wäre indessen falscher, als Dürner in „Einflüsse“ auflösen zu wollen oder ihn schlechthin als „Manieristen“ zu etikettieren. Zwar ist er insofern ein Bildhauer des Manierismus und nicht des Barocks, als seinen Figurenkonzeptionen keine überkörperlich räumliche, ihrem Wesen nach ekstatisch mystische Bewegungsvorstellung zugrunde liegt; vielmehr hält sich ihre figurale Dynamik in den Grenzen des statisch Statuarischen. Das zeigt sich nirgends besser als an der knienden Maria Magdalena der Magdalenenkirche, wo die Falten dazu dienen, Haltung, Gebärden, Kopf- und Blickrichtung zu artikulieren und die Gestalt zu einer Verkörperung demütiger persönlicher Hingabe zu machen. Diese im Grunde humanistische Haltung haben alle Dürner'schen Figuren. Mir ihr hängt die Einheitlichkeit seines Werkes zusammen, obwohl sich in ihm deutlich verschiedene Entwicklungsphasen abzeichnen und auch die Hände von Mitarbeitern, darunter des erwähnten Georg Mayer, zu erkennen sind.

Schauen wir uns von dem gewonnenen Standpunkt aus nach entsprechenden Arbeiten um, so werden wir auf zwei Assistenzfigurenpaare in der Kath. Pfarrkirche Allmannsweiler und in der Kath. Dreifaltigkeitskirche Biberach gelenkt. Der Johannes Ev. in Allmannsweiler zieht wie der am Biberacher Chorbogen mit der rechten Hand den Mantel von der linken Schulter herüber; unter ihm kommt der linke Arm mit weisend abgestreckter Hand hervor. Längs des Standbeins ziehen dieselben schnittigen Parallelfalten; über das Spielbein schneidet der Mantelsaum ähnlich herauf. Maria ist in Allmannsweiler wie die Biberacher Chorbogen-Maria angelegt, jedoch wiederum von ungleich stärkerer Plastizität. Das Falteneschiebe ist genau gleich geschnitten. Die Faltengrate vor Stand- und Spielbein sowie die das Knie oder die Unterschenkel anscheidenden Falten gehören zum Dürner'schen „Formenapparat“. Bei den sehr schönen Assistenzfiguren der Biberacher Dreifaltigkeitskirche ist die Ähnlichkeit der Maria mit der Maria von Allmannsweiler im Ganzen wie im Einzelnen groß. Der Kontraposit ist spiegelbildlich seitenverkehrt, auch nimmt Maria die zusammengelegten Hände nach vorn, nicht nach oben. Der Mantel ist wie in Allmannsweiler in einer S-Kurve über den rechten Arm geschlungen, dazu über den linken. In der Gewandbehandlung und Faltengebung bestehen viele Beziehungen zu Allmannsweiler, auch in Kopf und Gesicht. Die Johannesfigur der Dreifaltigkeitskirche ist in der Anordnung des Mantels der Maria von Allmannsweiler seitenverkehrt formanalog.

Blickt man von hier zum Ausgangspunkt zurück, auf die Assistenzfiguren am Chorbogen der Biberacher Stadtpfarrkirche, so wirken diese in ihrem Faltenrelief fast graphisch linear. Die bezeugte Entstehungszeit 1608/09 schließt eine Frühdatierung aus. Nun bestünde an sich die Möglichkeit, daß die Figuren von Allmannsweiler und der Biberacher Dreifaltigkeitskirche von einem hochbegabten Mitarbeiter geschnitzt wurden. Dafür käme wohl nur Georg Mayer in Frage, der 1633 als Mitglied des Inneren Rates starb. Haben wir also ihn als jenen Mitarbeiter anzusehen, der den Meister in der Qualität seiner Arbeiten übertraf? Dem stehen etliche gute Gründe entgegen. Im Sattelin altar Dürners besitzt die Hauptfigurengruppe, auch im Faltenrelief, einen hohen Ausführungsgrad, nicht so der hl. Gregor zur Seite, der in der Flachheit der Modellierung an die Maria am Chorbogen erinnert. Diese Figur, wie auch die gestohlene Christophorusfigur, ist die typische Leistung eines im übrigen recht fähigen Gesellen. Ließ der Meister die beiden Chorbogenfiguren durch diesen ausführen, weil sie dem Nahblick entzogen waren oder weil ihre Aufstellung auf einem Balken im Chorbogen Gewicht und Umfang Grenzen setzte? Wie dem auch sei, wichtiger für die Klärung unserer Frage sind folgende Gesichtspunkte. Die Heiligenberger Engelsfiguren haben eine renaissancehafte Plastizität; eine Rückbildung ist unwahrscheinlich. Ferner: unter den Figuren des nördlichen wie auch des südlichen Querhausaltars in Ellwangen findet sich nicht eine, deren Reliefgrad mit dem der Biberacher Chorbogenfiguren vergleichbar wäre, hingegen sind einige vorhanden, die sich in unsere umrissene Gruppe einfügen. Zwei Ellwanger Einzelfiguren, Maria und Johannes Ev., möchte man sogar als typische Dürner-Figuren voll entwickelter Art ansprechen; dabei ist Maria von dem rechts im nördlichen Querhausaltar stehenden Heiligen nicht zu trennen. Schließlich: einen Bildhauer, der nur Figuren vom Reliefgrad der Chorbogenfiguren geschaffen hätte, würde man sicher nicht nach Ellwangen geholt haben. Gab Dürner diese vielleicht weiter? Es gibt ein recht lehrreiches Beispiel aus späterer Zeit. Die Figuren Petri und Pauli in der Stifts- und Wallfahrtskirche Betenbrunn werden 1747 dem Pfullendorfer Bildhauer Felizian Hegenauer bezahlt; dennoch wurden sie, wie der stilistische Befund ergibt, unmöglich von diesem geschnitzt, sondern von D. H. Herberger. An ihn muß sie Hegenauer unternehmerisch weitergegeben haben. Die Art freilich, wie die Biberacher Chorbogenfiguren in Haltung, Gewand- und Mantelführung angelegt sind, die Beziehung auch zum hl. Gregor des Sattelinaltars, dazu die sichtlich auf Dürner selbst zurückgehende Modellierung der Gesichter läßt auf Entstehung in seiner Werkstatt schließen, nach seinen bozzetti.

Abschließend seien nur kurz einige Figuren in der Nähe Biberachs erwähnt, die mit Dürner und seiner Werkstatt in Verbindung zu bringen sind. Es ist dies zunächst ein Kruzifixus in Äpfingen, der in jeder Hinsicht den Kruzifixen der Biberacher Magdalenenkirche und in Ahlen gleichzusetzen ist und von Dürner eigenhändig geschnitzt worden sein muß. Auch eine Anna selbdritt in Rißtissen möchte man ihm persönlich geben. Bei den folgenden Figuren ist die Mitarbeit von Georg Mayer, vor allem in den Köpfen, möglich: einer Muttergottes in Aufhofen, einer Heiligen mit Buch und einer hl. Helena sowie einer Muttergottes in Dietershausen, einer hl. Barbara und einer hl. Katharina in Moosbeuren, einer Muttergottes in Heiligkreuztal.

Schließlich noch folgender Ausblick. Bei der Muttergottesfigur von Georg Grassender in der Aulendorfer Stadtpfarrkirche aus dem Jahr 1656, auch der ihm 1961 zugeschriebenen Muttergottesfigur in der Biberacher Stadtpfarrkirche von 1650/60 finden sich Dürner'sche Formelemente. Grassender dürfte jedoch zu spät geboren sein, als daß er Schüler von Dürner gewesen sein könnte. Es muß somit eine künstlerische Mittelsperson zwischen Dürner und Grassender gegeben haben, wofür nach unserer heutigen Kenntnis nur Georg Mayer in Betracht kommt. Es ist möglich, daß auch der Bildhauer Hans Thomas Kutzberger (1607-1684) zu Mayers Schülern gehörte; sein Werk haben 1973 Pfarrer M. Hermann in der Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte und 1975 K. Diemer in der Schwäbischen Zeitung ins Licht gestellt.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

2. Jahrgang – Heft 2 – Seite 18

## Ein Kunstjuwel in Oberschwaben: Otterswang

Stippvisite in der Pfarrkirche St. Oswald

Von Dr. Otto Beck

Schon mancher, der mit der Bahn von Ulm nach Friedrichshafen oder vom Bodensee an die Donau gefahren ist, hat sich insgeheim vorgenommen, bei nächster Gelegenheit die schmucke Dorfkirche aufzusuchen, die da zwischen Bad Schussenried und Aulendorf so freundlich herübergrüßt. Auch Autoreisende legen, wenn sie auf der Oberschwäbischen Barockstraße unterwegs sind, in Otterswang gern einen Halt ein. Der elegant aufragende Rokokoturm mit seinen Eckpilastern, Bogensimsen, Volutenfenstern und der doppelkreuzgekrönten Schweifhaube sucht seinesgleichen. Nicht weniger gefällig erscheinen die weiß, grau und ocker getönten Außenwände des Hochschiffs und des ihm vorgelagerten halbrunden Chors. An der noch reicher verzierten Westfassade beeindruckt vor allem der Portalzierat, das Kleeblattfenster mit der goldglitzernden Stiftertafel sowie der segnende Barockchristus in der Giebelnische. Joseph Krapf, der zweitletzte Schussenrieder Abt (1775-1791), hat sich und seinem Reichsstift - auch die Wappenemblem der Windfahnen erinnern daran - durch den ungewöhnlichen Sakralbau ein bleibendes Denkmal gesetzt. Noch mehr als sein Architekt Jakob Emele, der es selbst als Siebzigjähriger verstand, dem mittlerweile gewandelten Stilempfinden beredt Ausdruck zu geben. Denn während hier vom Frühsommer 1777 bis zum Spätherbst 1779 das Gotteshaus langsam Gestalt annahm, schuf der französische Baumeister Michel d'Xnard, der kurz zuvor die Bad Buchauer Stiftskirche vollendet hatte, die klassizistische Schaufassade des Schlosses Aulendorf. Emele entwarf, nach antikem Vorbild und durch eigene Erfahrungen bereichert, ein neues Sankt Oswald. Dabei entwickelte er die Bad Waldseer Stiftstürme weiter und gliederte die Wandflächen durch Kolossalpilaster, Umlaufsockel und Simsbänder auf. Durch verhältnismäßig große Rundbogenfenster sollte das Tageslicht möglichst ungehindert in den Innenraum fluten.

Wer die Otterswanger Pfarrkirche betritt – ob zum ersten oder wiederholten Mal - ist überrascht, um nicht zu sagen: bezaubert. Denn hier stehst du in einem Gotteshaus, in dem alles und jedes zusammenstimmt. Erscheint dieses Sankt Oswald nicht wie eine gestaltgewordene Symphonie aus Form, Farbe und Licht? Es ist, als ob die Restauratoren erst gestern letzte Hand angelegt hätten. Je nach Sonnenstand und Jahreszeit, wenn das Licht in abgestufter Intensität durch die Butzenscheiben bricht, wechselt die Stimmung. Über die rotbraun und graugelb karierten und gerauteten Ziegelfliesen huschen Strahlenreflexe. Ihr Widerschein rückt immer wieder andere Kleinodien des reichen Interieurs in den Blickwinkel des Beschauers. Andreas Meinrad von Au, der 64jährige Barockmaler, dessen Namenszug in dem polygonalen Gemälde unmittelbar vor dem Chorbogen überliefert ist, muß sich ganz in die Architektur des Baumeisters hineingelebt und die Kunsthandwerker zu Meisterleistungen angeregt haben: den Pfullendorfer Stukkateur Franz Xaver Guhl, damals gerade 43 Jahre alt, und den 42jährigen schussenriedischen Klosterschreiner Joseph Kopf aus dem Herrschaftsort Stafflangen. So aber brachten die vier in vereintem Bemühen ein Werk zustande, das auch noch nach 200 Jahren alle, die es besuchen, in seinen Bann zieht - Gemeindeangehörige, die hier ein Leben lang ein- und ausgehen, zufällig hineinschauende Kurgäste und angereiste Kunstbessene, wenn sie einzeln oder gruppenweise Otterswang kennenlernen.

Andreas Meinrad von Au (1712-1792), dem oberchwäbischen Malersohn aus Sigmaringen, der sich sein künstlerisches Rüstzeug wahrscheinlich bei Johann Georg Bergmüller in Augsburg geholt hatte, sind die Fresken und Gemälde zu verdanken. Zusammen mit der Oeuvre in Sankt Martin zu Meßkirch, wo er anfangs der siebziger Jahre von der architektonischen zur dekorativen Bildkomposition übergewechselt war, begegnet uns hier sein Spätwerk. In Otterswang überzog er die Decken des Langhauses und Altarraums nicht mehr mit einem Gesamtfresko, sondern führte nur Einzelszenen aus. Wie im Meßkircher Schiff sind sie deutlich gegeneinander abgehoben und zugleich aufeinander abgestimmt. Dadurch, daß der Künstler auf geheimnisvolle Fernen verzichtete, wurde der Raum klar abmeßbar und schon klassizistisch mitgeprägt. Darüber vermögen die vom Spätrokoko übernommenen Stuckkartuschen und Blütengehänge nicht hinwegzutäuschen. Die ringsum auftauchenden Zopforname reden eine unmissverständliche Sprache. Als Blickpunkt für das Hauptgemälde hat er nicht von ungefähr das Kreuz gewählt, und die atmosphäre geladene Landschaft spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle. In dem eigenartigen Kolorit kommen Leuchtkraft und romantische Intimität gleichermaßen zum Tragen.

Doch was hat Andreas Meinrad von Au in seinen Deckenfresken dargestellt? Im Langhausbild vor dem Triumphbogen ließ Abt Joseph Krapf, dessen Wappen zum Altarraum überleitet, eine Begebenheit aus der Oswaldvita des englischen Benediktinermönchs Beda Venerabilis veranschaulichen: der Heilige übersetzt die Missionspredigt des Glaubensboten Aidan von Jona und Lindisfarne in die Muttersprache seines Volkes. Im Hintergrund - schon in klassizistischer Manier - heidnische Opferstätten und christliche Kirchen. Das Rocaillegemälde über der Orgel führt den bereits im Weingartner Bertholdsmisale bezeugten Oswald als Wohltäter vor Augen. Die Szene, die sich an einem Ostertag in Peterborough ereignet haben soll, ist in einen bei dem Sigmaringer auch sonst oft wiederkehrenden Kuppelsaal verlegt. Dem König, der mit Aidan und anderen zu Tisch gesessen hatte, war gemeldet worden. Arme bäten um ein Almosen. Daraufhin habe er ihnen Speisen sowie Silbergeschirr aushändigen lassen. Sein bischöflicher Freund soll anschließend Oswalds Rechte ergriffen und gesagt haben: „Möge diese Hand niemals verwesen!“ Darauf ist auch in den beiden - ebenfalls noch stark der barocken Tradition verpflichteten - Grisaillemalereien

neben dem Hauptfresko Bezug genommen. Der Heilige hilft Notleidenden, Kranken und von Schicksalsschlägen Heimgesuchten zu seinen Lebzeiten (rechts) und nach seinem Tod (links). Die im Hintergrund in Flammen stehenden Gehöfte erinnern an Feuersbrünste, wie sie im Laufe der Jahrhunderte auch Otterswang wiederholt in Schutt und Asche gelegt haben.

In der Mitte des Langhauses aber, wie gesagt, eine Szene vor der Entscheidungsschlacht auf dem Maserfelth (Oswestry). Hier hat der 66jährige Künstler sein ganzes Genie unter Beweis gestellt. In einem breiten Flußtal mit einem felsigen Hügel im Vordergrund schicken sich die beiden feindlichen Heere an, einander gegenüberzutreten. Während westwärts in breiter Front die berittenen Truppen Pendas heranrücken, gelobt der von seinen Offizieren umgebene König Oswald vor einem Kreuz, das er hat errichten lassen, für die Sache Christi zu kämpfen. „In diesem Zeichen“, scheint der über ihm schwebende Engel sagen zu wollen, „wirst du den Sieg erringen!“ Seine palmzweiggeschmückte Trompete soll andeuten, daß eine Schlacht bevorsteht, in der die Unterlegenen gewinnen. Eine zweite Engelsgestalt erbittet flehend Gottes Beistand. Im rosenfarbenen Gewölk zeigt sich ein Reigen von Putten. Der gelblich getönte Abendhimmel über den northumbrischen Bergen im Westen, der beinahe romantische Gefühle aufkommen läßt, steht in hartem Kontrast zu den wolkenverhangenen Gipfeln hinter Oswalds Soldaten.

Völlig anders das Deckengemälde im Altarraum, da - von einem derartigen Realismus weit entfernt - kompositionell und farblich noch ganz dem Barockstil verpflichtet ist. Hier ist der Kampf bereits zu Ende, die Schlacht geschlagen. Oswald, dessen Truppen gefallen sind, ist in Gefangenschaft geraten und wird niedergemetzelt. Penda, noch hoch zu Roß, schaut triumphierend zu. Darüber auch hier - in beschwingter Schwerelosigkeit - ein Engel sowie Putten, die für den Blutzeugen die Martyrerpalme und den Siegeskranz bereithalten. Kein Zweifel, daß Andreas Meinrad von Au dieses farbenfrohe Chorfresko zuerst gemalt hat. Helles und dunkles Grün und Blau, mit sattem Gelb und Rot dazwischen, unterstreichen das barocke Pathos, wie man es im Schiffsgemälde kaum mehr entdeckt. Trotzdem löst sich außerhalb des Goldrahmens auch vorne der Raum schon auf. Klassizistische Klarheit und ausgewogene Proportionen verleihen dem Sakralbau etwas Vornehm-Heiteres. Je länger man hier Einzelheiten betrachtet, desto mehr wird einem bewußt, daß nunmehr „den Verwirrungen des Formensinns“ und „der Maßlosigkeit im Ausdruck“ die 1764 von Johann Winckelmann herauf beschworene „edle Einfachheit und stille Größe“ entgegengehalten wird.

Die übrigen Malereien in den Gewölbezwickeln, an den Kirchenwänden und auf der Emporebrüstung atmen ebenfalls barocken Geist. In gesättigten, warmen Tönen zaubern die Brokatmuster und Freskofiguren etwas Poetisches in die Kirche. Beiderseits des Chorbogens zunächst zwei sitzende Engel mit Symbolen des Alten und Neuen Bundes: Gesetzestafeln sowie Hostie und Kelch. Über den Mondscheibenfenstern, beim Hochaltar beginnend, sodann Ovalmedaillons mit Halbfiguren des Salvators (Erdkugel), der Immakulata (Sternkranz) und der zwölf Apostel. Links sind es Petrus (Himmelsschlüssel), Jakobus d. Ä. (Pilgerstab), Philippus (Kreuz), Thomas (Lanze, Herz Jesu), Judas-Thaddäus (Buch, Hellebarde) und Matthäus (Christusbild). Gegenüber auf der Südseite folgen Andreas (Kreuz), Johannes (Kelch, Schlange), Barnabas (Pfeil, Bogen), Bartholomäus (Messer), Simon (Säge) und Jakobus d. J. (Keule). Die Westwand beiderseits der Orgel zieren zwei biblische Szenen: das Messiasbekenntnis Petri mit der Verheißung des Primats bei Caesarea Philippi (Mk. 8, 27-30, Mt. 16, 13-20) und die Bekehrung des Paulus nahe Damaskus (Apg. 9, 1-19). Über den kapitellgeschmückten Pilastern hat der Künstler die abendländischen Kirchenväter und vier Kardinaltugenden dargestellt. Oberhalb des rechten Seitenaltars erscheint der mailändische Bischof Ambrosius (†397) mit dem Bienenkorb als Sinnbild seiner Gelehrsamkeit. In der Südwestecke ist der Bibelübersetzer Hieronymus (†420) zu erkennen, wie er von Gott zum Schriftdeuten inspiriert wird. Auf der Gegenseite der nordafrikanische Bischof Augustinus (†430), von dem das Wort überliefert ist: „Unruhig ist unser Herz, bis es in Gott seine Ruhe findet!“ Und über dem linken Seitenaltar schließlich der bedeutendste Papst des ersten Jahrtausends: Gregor der Große (†604) mit Heiligem Geist, Federkiel und Buch. Dazwischen beiderseits personifizierte Symbole der Klugheit (Spiegel), Gerechtigkeit (Waage, Schwert), Freigiebigkeit (Geldmünzen) und Tapferkeit (Säulenstumpf). Dazu ergänzend in den Chorzwickeln die vier Theologischen Tugenden: Glaube (Kreuz), Hoffnung (Anker), Liebe (Herz), Frömmigkeit (Lamm). Über dem Hochaltar Phönix und Pelikan. An der reich dekorierten Orgelbrüstung endlich Szenen aus der Heiligengeschichte des Prämonstratenserordens: Norbert von Xanten (†1134) verteidigt das Altarsakrament (Mitte) - Sankt Evermod (†1178), der erste Bischof von Ratzeburg, löst mit Weihwasser die Fesseln Gefangener (rechts) - der selige Hermann Josef von Steinfeld (†1241/1252) tritt für die Gottesmutter ein (links).

Im Zeichen des Übergangs vom Spätbarock zum Frühklassizismus stehen auch die teils noch phantasievoll verspielten, teils schon scharf geschnittenen Stukkaturen Franz Xaver Guhls (1735 - 1800). Man darf annehmen, daß die Entwürfe auf den Freskanten zurückgehen. Damit nicht genug: Andreas Meinrad von Au hat auch dem Gestalter der Altäre, der Kanzel und des Gestühls skizziert, wie das Mobiliar aussehen sollte. Joseph Kopf (1737-1822), der Schussenrieder Klosterschreiner aus Stafflangen, hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Hinzu kommt das wahrscheinlich von Gehilfen des Kirchenmalers aufgetragene Lila, Rosa, Weiß, Grau und Gold an Menschen, Aufbauten und Zierat - Antependien, Sockelzonen, Säulen, Gebälk, Bilderrahmen, Vasen, Blumenornamenten und Putten. Übrigens stammt der beachtliche Figurenschmuck von verschiedenen Künstlern. Das Hochaltarkreuz hatte der Biberacher Bildhauer Johann Eucharius Hermann (1666-1727) 1709 für die wiederaufgebaute Vorgängerkirche geschnitzt. Die beiden seitlichen Karfreitagsskulpturen darunter waren von dem Überlinger Georg Anton Machein (1685-1739), dem auch das Schussenrieder Chorgestühl zu verdanken ist, um 1730 für den ursprünglichen Steinhäuser Hochaltar geschaffen worden. Die Schmerzhafte Muttergottes mit Steinbachs Pietä als Vorbild verweist auf den Waldseer Rokokokünstler Johann Georg Reusch. Die beiden musizierenden Barockengel auf dem 1979 geschaffenen Orgelgehäuse - zweifellos Meisterwerke des 17. Jahrhunderts - konnten bislang noch nicht zugeschrieben werden. Hingegen dürfte die spätgotische Mondsichelmadonna in der nordseitigen Schiffswand um 1490 in Memmingen von Ivo Strigel gestaltet worden sein. Der österliche Auferstandene, der vom Karsamstagabend bis zur Himmelfahrtsvigil den Tabernakel krönt, ist um 1765 aus der Werkstatt des Weingartners Joachim Frühholz (1715 bis 1770) hervorgegangen. Die Gemälde der Seitenaltäre und Beichtstühle verraten unverkennbar die Hand Andreas Meinrads von Au: links die Volkshelige und zweite Kirchenpatronin Margareta und der nachtridentinische Reformbischof Karl Borromäus (†1584) und rechts Sankt Joachim, Anna und Maria sowie der Jugendpatron Aloysius von Gonzaga (†1591). Dasselbe gilt im Hinblick auf die rechteckigen und ovalen Kreuzwegstationen entlang der Schiffswände und hinsichtlich der Darstellungen auf den Wasserbecken und früheren Opferstöcken im Chorraum.

Neben den beiden Ewiglichtampeln - Rokokoarbeiten eines stiftskemptischen Silberschmieds von 1779 - besitzt Sankt Oswald auch Kunstschatze, die nur an Feiertagen zur Schau gestellt werden. Dazu gehören ein versilbertes Tabernakelkreuz, entsprechende Kanonentafeln und Altarleuchter. Ferner ein vergoldeter Kreuzpartikel, ein Barockkelch von Abt Matthäus Rohrer (1652), ein gleichaltriges Ziborium mit dem Meisterzeichen JS und demselben Abtswappen sowie ein Spätrocaille-Meßkelch augsburgischer Provenienz. Nicht zu vergessen ein überkommenes Vortragekreuz, der prachtvolle Osterleuchter, eine spätbarocke Muttergottes auf einer Prozessionsstange von Johann Georg Reusch und ein schmiedeeiserner Tumbaleuchter des 18. Jahrhunderts. Barocken Ursprungs außerdem der Kupferdeckel des Weihwasserkessels. Das fünfstimmige Geläute in der Tonfolge es'-f'-g'-b'-c' wurde 1972 von Alfons Bachert in Heilbronn gegossen. Auf der Dreifaltigkeitsglocke (1400 kg) stehen die Worte „EHRE SEI + DEM VATER + UND DEM SOHN + UND DEM HEILIGEN GEIST!“ (Festtagsglocke). Die Inschrift der Christusglocke (1000 kg) lautet: „LAMM GOTTES + GIB UNS DEINEN FRIEDEN!“ (Wandlungsglocke). Auf der Marienglocke (710 kg) lesen wir: „GEGRÜSSET SEIST DU + MARIA + VOLL DER GNADE!“ (Angelusglocke). Auf der Oswaldglocke (470kg) heißt es: „HEILIGER OSWALD + BITTE FÜR UNS!“ (Tauf- und Wetterglocke). Und die Michaelsglocke (320 kg) verkündet: „SANKT MICHAEL + DIR EMPFEHLEN WIR + UNSERE TOTEN!“ (Sterbeglocke). Die erst im Juli 1979 hinzugekommene Orgel ist, wie an anderer Stelle dargetan, ein Meisterwerk der Vorarlberger Firma Rieger und besitzt 15 klingende Register. Was es sonst noch an Details zu entdecken gibt, wird der Besucher dieses liebenswerten Gotteshauses selber herausfinden.

2. Jahrgang – Heft 2 – Seite 21

## Wie es zum Abbruch der Nikolauskapelle in Heiligkreuztal kam

Betrachtung nach Akten des Staatsarchivs Ludwigsburg

Von Dr. Kurt Diemer

Zu den Verlusten, die die Klosteranlage in Heiligkreuztal nach der Aufhebung des Klosters im Jahre 1804 erlitt, gehört auch die schon 1396 genannte Nikolauskapelle, die im heute noch Kapellengarten genannten Teil der äußeren Klausur an der Straße nach Andelfingen beim Frauentor stand und 1816 abgebrochen wurde. Zwar wurden in den letzten Jahren bei Grabungen die Fundamente aufgedeckt, doch fehlte bislang jeder Anhaltspunkt über ihr Aussehen. In einem Aktenbüschel im Staatsarchiv Ludwigsburg, dem an dieser Stelle für die Ausleihe nach Biberach herzlich gedankt sei, fand sich nun neben den Akten

über den Verkauf der Nikolauskapelle auch der abgebildete Grund- und Aufriß, so daß jetzt auch ein Wiederaufbau möglich wäre. Was die Maße der Kapelle angeht, so betrug nach der Zeichnung die Länge 40 Schuh ( $\approx 11,46$  m), die Breite 29 ( $\approx 8,31$  m) und die Höhe des Dachreiters bis zur Spitze des Kreuzes 55 Schuh ( $\approx 15,76$  m).

Der Anlaß für den Abbruch der Kapelle war die Beschädigung des Dachreiters und des Daches durch Blitzschlag am 15. September 1815. Der Heiligkreuztaler Kameralverwalter Fenninger berichtete am 22. September dem König; sein Schreiben lautet:

„Euerer Königlichen Majestät habe ich alleruntertänigst anzuzeigen, daß die St.-Nikolauskapelle dahier durch einen Blitzstrahl, welcher jedoch nicht zündete, am 15. dieses Monats stark beschädigt worden ist.

Von der Kapelle und über die Reparatur der Beschädigungen wurde der submissesst angelegte Riß und Überschlag aufgenommen.

Dieselbe steht zum Teil innerhalb der Klausurmauern, zum Teil außerhalb derselben am Andelfinger Weg, ohngefähr 450 Schritte von dem Ort entfernt. Für deren Unterhaltung ist kein besonderer Fonds vorhanden; sie gehörte zu dem hiesigen aufgehobenen Kloster. Nur jährlich einmal wurde bisher darin noch eine Messe gelesen; außerdem aber war sie das ganze Jahr hindurch verschlossen und in derselben ganz und gar keine gottesdienstliche Handlung verrichtet. Sie ist schon vor dem Blitzstrahl in schlechtem baulichen Zustand gewesen; auch das Innere derselben, die wenigen Verzierungen sind vernachlässigt, mit Schmutz und Staub bedeckt, weil sie durchaus nicht mehr besucht wurde. In dem hiesigen Orte ist eine Kirche für den ordentlichen Gottesdienst und außer demselben noch eine Kapelle zu St. Anna, ebenfalls ohne besonderen Fonds und zum vormaligen Kloster gehörig, vorhanden. Letztere wird zur Sommerszeit noch öfter besucht und ist auch im besseren baulichen Zustand als die Nikolauskapelle. Diese hat ize (jetzt) im Ganzen nicht wohl mehr den Wert der auf 164 Gulden berechneten Reparaturkosten. Zu einer andern Bestimmung ist dieselbe nicht zu gebrauchen. Der Abbruch dieses unnützen Gebäudes wird bei diesen Umständen unter den Einwohnern nicht das mindeste, einiger Berücksichtigung werthe, Aufsehen veranlassen.

Ich bitte in Untertänigkeit hierüber um allergnädigsten Verhaltungsbefehl und, im Fall das Gebäude dennoch repariert werden sollte, um allergnädigste Zurücksendung des Risses und Überschlags, um solche der Königlichen Sektion des Landbauwesens vorlegen zu können.

In tiefster Ehrfurcht verharrend Euerer Königlichen Majestät alleruntertänigst treuehohsamster Kameralverwalter zu Heiligkreuztal Fenninger.“

Zwar erhielt Fenninger am 29. September aus Stuttgart die Anweisung, „daß die Reparation der durch den Blitz beschädigten St.-Nikolauskapelle bei den angezeigten Umständen im Anstand zu lassen ist“; doch weiter erfolgte nichts. Der Kameralverwalter wies deshalb am 12. Juni 1816 darauf hin, daß das Dach auf der Kapelle und auf dem Türmchen ganz ruiniert und von allen Seiten offen sei, wodurch das Holzwerk vollends zu Grunde gehen müsse, und auch das zerrissene Mauerwerk des Türmchens vom Einsturz bedroht wäre; er halte sich zu der Anfrage verpflichtet, ob dieses einer Ruine ähnliche Gebäude nicht auf Abbruch verkauft werden sollte.

Auf dieses Schreiben hin wurde die Sektion der Kronomänen als die zuständige Abteilung des Finanzministeriums aktiv; als auch der Königliche Katholische Geistliche Rat keine Einwände gegen einen Abbruch erhob, wies sie das Kameralamt an, „die St.-Nikolauskapelle zu Heiligkreuztal auf den Abbruch zu verkaufen und das Versteigerungsprotokoll ad ratificationem (zur Genehmigung) vorzulegen.“

Bei der Versteigerung, die am 12. September 1816 stattfand, wurde die Kapelle dem Josef Anton Biegger aus Andelfingen um 71 Gulden zugeschlagen; das Glöckchen ersteigerte Anton Daiggeler aus Heiligkreuztal, während der samt dem Stein und dem Gestühl um 20 Gulden ausgetobene Altar keinen Liebhaber fand. Doch genehmigte die Sektion der Kronomänen am 24. September auf den Bericht des Kameralverwalters hin nur den Verkauf der Kapelle, nicht aber den der Glocke; das Kameralamt wurde angewiesen, sie wie das unverkauft gebliebene Gestühl und den Altar in Verwahrung zu nehmen.

Damit enden die Akten. Was aus der Glocke und dem Altar schließlich geworden ist, weiß man nicht; vielleicht hilft auch hier einmal ein glücklicher Fund weiter.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

2. Jahrgang – Heft 2 – Seite 23

## Ein halbes Jahr in Oberschwaben „herumgetrieben“

Wichtige Epoche in E. Mörikes Leben

Von Dr. Ewald Gruber

Das Bild des Pfarrvikars Eduard Mörike in Pflummern hat sich eingepreßt als Probeabzug oder Vorentwurf zur Idylle von Cleversulzbach. Weniger bekannt ist, daß sich der junge Dichter vor dieser nur dreimonatigen Amtstätigkeit fast ein halbes Jahr lang in Oberschwaben herumgetrieben hatte und daß diese Zeit eine wichtige Epoche seines Lebens und seiner Entwicklung war.

Wahrscheinlich machte Eduard Mörike schon 1824 als Tübinger Stiffler einen Besuch in Scheer, wo sein Bruder Karl Fürstl. Thurn-und-Taxis'scher Amtmann war. Die Intensität der Beziehungen Eduard Mörikes zu seinen sechs Geschwistern - er selbst war das dritte Kind - wechselte im Lauf der Zeit; einige Jahre stand ihm Karl am nächsten. Da wir es in erster Linie ihm verdanken, daß Eduard Mörike in unsere Gegend kam, müssen wir uns zunächst auch mit ihm beschäftigen. In einem unveröffentlichten Brief vom 4. Mai 1828 schildert der Dichter den beamteten Bruder so: „Wir sind füreinander gegossen und gemünzt . . . dieser Th. u. T. Amtmann in Scheer hat, wenn er will, etwas unbeschreibliches an sich, das man lieben muß unwiderstehlich.“

Beide Brüder fanden sich auch in künstlerischen Interessen. Der genialische, linksradikale, ganz und gar nicht beamtenhafte Karl, mit dem es denn auch ein schlimmes Ende nahm, war musikalisch hochbegabt. Zu des Dichters größten Jugenderlebnissen gehörten die Aufführungen von Mozart-Opern im Stuttgarter Hoftheater, zu denen ihn der ältere Bruder mitnahm. Karl komponierte selber; u. a. vertonte er einen von Eduard „in einer Kneipe eines Dorfes zwischen Nürtingen und Tübingen“ gefundenen lateinischen Kirchenvers, der in den Roman „Maler Nolten“ aufgenommen wurde; dessen Erstausgabe enthielt eine Musikbeilage mit Kompositionen von Karl und einem Freund Louis Hetsch.

Karl Mörike schrieb das erwählte Lied auf dem Hohenasperg. Was hatte er verbrochen, daß er auf den höchsten Berg Württembergs kam? Im Februar 1831, nach den Unruhen im Gefolge der Juli-Revolution, war er wegen revolutionärer Umtriebe von seinem Amt suspendiert und am 13. Juni in Biberach „wegen mittelst Anheftung von Plakaten und Verbreitung anonymer Schriebe, sowie mittelst falscher Berichts-Erstattung verübter grober Täuschung der Staats-Regierung zur Entsetzung von seinem Amte und zu einjähriger Festungsstrafe verurteilt“ worden. Mitverwickelt war u. a. auch ein Oberamtsrichter v. Rom - Radikale im öffentlichen Dienst sind, wie man sieht, nicht erst eine Erscheinung unseres Jahrzehnts. Karl wurde völlig aus der Bahn geworfen. Er gab seine politischen Umtriebe nicht auf und glitt als Querulant und Radikalinski ohne Gefolgschaft und politische Aussichten mehr und mehr ins Kriminelle ab. 1834 löste Eduard Mörike die Beziehungen zu ihm, übrigens auch zu seinem jüngeren Bruder Adolf, der sich in ständiger Geldverlegenheit befand. 1837 wurde Karl Mörike „wegen fortgesetzten Erpresserversuchs, wegen fortgesetzter schwerer teils verleumderischer teils unerwiesener injuriöser Bezüchte und Schmähung gegen mehrere Staatsbeamte mit Rücksicht auf eine wegen ähnlicher Vergehen früher erstandene Strafe“ erneut zu einer sechsmonatigen Festungshaft verurteilt. Die Lebensspur des Mannes verliert sich später im Dunkeln. Nicht ein Wort über Politik, die zweifellos auch Gesprächsgegenstand der Brüder war, findet sich übrigens in den Briefen des Dichters.

Kehren wir wieder in die glücklicheren Zeiten zurück. Von Ende Februar 1828 an verbrachte Eduard Mörike mehrere Monate in Scheer. Zwei Jahre zuvor hatte er seine Studien im Tübinger Stift abgeschlossen und war zum Vikariat zugelassen worden, hatte aber bald „das theologische Bratenwenden“ gründlich satt und seiner Gesundheit wegen einen mehrmonatigen Urlaub genommen, der wiederholt verlängert wurde, vom Dichter als „temporäre Dispensation von aller Vikariatsknechtschaft“ empfunden. Er fühlte sich offensichtlich so frei, daß er vergaß, rechtzeitig die Verlängerung zu beantragen; am 6. April 1828 reichte er ein verspätetes Gesuch mit der lahmen Entschuldigung ein, der Arzt sei zufällig entfernt gewesen und habe das Attest nicht ausgeschrieben.

Während seines Oberschwabenaufenthalts laborierte der Dichter besonders heftig an einem Problem, das ihm sein Leben lang Schwierigkeiten machen wird: der Unlust zum Pfarramt, den Skrupeln und Zweifeln, ob er zum Seelsorger berufen sei, der Sehnsucht nach einer freien Künstlerexistenz. Er führte von Scheer aus einen lebhaften Briefwechsel und suchte eine seinen Neigungen entsprechende Stellung als Verlagslektor oder Redakteur. Seinem Freund Mährlein schüttete er am 15. April 1828 sein Herz aus: „Ich gebe Dir Vollmacht, alle und jede Unterhaltung in meinem Namen und für mich mit Cotta oder dem Teufel selber einzuleiten. Ich bin dabei, wenn Du auch bist. Und man mag mir sagen, was man will: so gewiß ich noch meinen Kopf auf der Schulter trage und Du den Deinigen, so gewiß landen wir noch auf einem grünen Eiland an. Schaffe nur einen Ausweg vor dem Konsistorium und seiner Stickluft, so will ich mich regen und umtun und Tinte aus allen Poren spritzen.“ Die Pläne, beim Cotta-Verlag einzutreten, zerschlugen sich. Wieder aus einem (unveröffentlichten) Brief

an Mährlein vom 30. April: „Ich will Dir das liebliche Resultat nur gleich mit drei Worten sagen: der Cotta nimmt mich nicht an ... Ich bin auf dem Äußersten und habe fast Lust, im Meer das Schwimmen zu probieren und allen Häfen den Hintern bieten . . . Aber einige Melodien muß ich doch noch auf festem Land machen und wärs auch nur in Scheer.

Mörikes Mutter, die Tochter, Schwester, Schwägerin von ehrbaren Pfarrern, war natürlich voll Sorge um die bürgerliche Existenz ihres Sohnes, der Examen hatte und immer noch nicht eine ordentliche Laufbahn einschlagen wollte. Das unsolide Schriftsteller- und Journalistendasein, das ihr geistlicher Sohn anstrebte, konnte ihr nicht geheuer sein. Mörike beruhigte sie immer wieder. Inzwischen ließ er sich's im Oberland wohl sein. „In Buchau gefällt's mir noch immerzu wohl, ich gehe nicht ganz gerne nach Stuttgart“, schreibt er z. B., und man kann's ihm heute noch nicht verdenken. Er lag seinen Verwandten auf der Tasche, erging sich keineswegs nur in seinem Traumland Orplid und wies den Gedanken an bürgerlichen Broterwerb weit von sich. „Ich bin im Grund noch, was ich von jeher gewesen, nämlich ein guter hoffnungsvoller Jüngling, ein Kerl, der seine Pfeif Tabak eben überall lieber raucht, als auf dem Vikariat - Kurzum, ich bin derzeit auf allen Flanken von Oberschwaben herum“, schreibt er an seinen Freund Kauffmann.

Mörike hatte seine schon geschilderten beruflichen Probleme; aber dicht dabei lagen Jugendmut und -übermut, Weltoffenheit und Lust am Leben, die als Grundton aus seinen Briefen klingen; es ist ein Lebensgefühl, das damals in „Fußreise“ Gestalt gewann. Welcher Gegensatz zwischen diesem freudigen Gotteslob und dem resignierten Sich-Fügen im „Gebet“ von 1846! Wenn man die frischfröhlichen und burschikosen Briefe der oberschwäbischen Zeit liest, scheint Mörike weit entfernt zu sein von Scheu und Überempfindlichkeit, die er früher, 1824, seinem Freund Waiblinger einmal schilderte, und es ist kaum zu glauben, daß dieser junge Mann, der sich in Scheer rote Pluderhosen machen ließ, um gegen das geistliche Schwarz zu protestieren, einmal schreiben wird (an Geibel): „Wenn Sie wüßten, welchen Entschluß es mich schon kostet, einer Gesellschaft zuliebe in einen anderen Rock zu schlüpfen!“

Es war eine belebende und für den Dichter fruchtbare Zeit. Einige seiner schönsten Gedichte entstanden oder gewannen ihre endgültige Gestalt, der „Maler Nolten“, Mörikes großer Künstler- und Bildungsroman, formte sich in seinem Geist; von ihm ist in den Briefen dieser Zeit viel die Rede. Zwei handschriftliche Gedichthefte sind erhalten, die Mörike damals zusammenstellte und weiblichen Verwandten widmete: Die „Neuen weltlichen Lieder“ für seine Base Adelheid Mörike in Buchau, datiert vom 19. Juni 1828, und das „Grüne Heft“ für Dorchchen Mörike, die Frau seines Bruders Karl.

Die „Neuen weltlichen Lieder“ sind, laut Titelblatt, „just nicht fürs Clavier, aber zum geringen Beweiß, daß die Stadt Buchau keinen unpoetischen Himmel habe, wurden nämlich sämtlich gedichtet im dortigen Park so wie im Badgarten, nunmehr dankbarlichst gewidmet der hochgeschätzten lieben Frauen Adelheid (geb. Mögling) von ihrem Vetter, dem dormalen vagierenden, bei Grazien und Musen vicarierenden Vicar Eduard Mörike.“

Perlen der Lyrik finden sich in diesen kleinen Sammlungen, z. T. in frühen Fassungen, z. B. „Septembertag“, „Um Mitternacht“, „In der Frühe“ und die „Peregrina“-Gedichte, auch „Erstes Liebeslied eines Mädchens“, das Mörike ein paar Wochen später einem Freund zur Hochzeit schenkte, offensichtlich in der Meinung, daß geistige Güter sich nicht vermindern, wenn man sie zweimal verschenkt. „Im Frühling“ entstand in Scheer, ebenso „Elfenlied“, „Das verlassene Mädlein“ und der Zyklus „Schiffer- und Nixenmärchen“; die Donau tritt darin personifiziert als Frau Done auf; dem Unterländer ist diese Form des Flußnamens nicht geläufig - der einzige feststellbare Oberschwäbische Dialekteinschlag in Mörikes Dichtung. Die metaphysisch überhauchten Badefreuden, die Mörike damals in dem Gedicht „Mein Fluß“ besang, können wir in die noch unverschmutzte Donau bei Scheer verlegen.

Wenden wir uns nach diesem kurzen Ausflug in die Werkgeschichte wieder des Dichters unendlich gesicherten Lebensumständen zu. Mörike bandelte mit der Tochter des Lehrers in Scheer an: Josephine nennt er sie. Ein unschuldig herzliches Verhältnis zu seinem Bäschen Klärchen Neuffer, seiner „Kinderbraut“, und ein sehr problematisches zu einer gewissen Maria Meyer waren vorausgegangen. Letztere, die Peregrina von Mörikes schönsten, geheimnisvollen und vielinterpretierten Liebesgedichten, habe ihn ein Jahr Verwirrung gekostet, schreibt Mörike später, bis sie aufhörte in sein Leben „einzugreifen als ein Traum, den ich gehabt und der mir viel genützt.“ Ganz unkompliziert war das mit Josephine! Der protestantische Vikar nimmt - zumindest in Gedanken - keinen Anstand, beim Hochamt auf die Empore zu klettern und zu poussieren, wie er selbst im Gedicht „Josephine“ bekennt; es ist in den schon erwähnten „Neuen weltlichen Liedern“ mit der pompös-ironischen Widmung an Base Adelheid überliefert. Der eigenhändigen Versicherung des Dichters „diese Stücke gehören . . . sämtlich in den Zusammenhang einer Novelle und ist also nichts persönliches darin zu Suchen“, ist nicht zu trauen; sie klingt einer Buchauer Honoratiorenfrau gegenüber zu beflissen und gilt für die „Peregrina“-Gedichte, die auch in diesem Heft enthalten sind, sicher nicht. „Nimmersatte Liebe“ und „Begegnung“ gehen wohl eher auf das Konto poetischer Freiheit als auf das der Lehrerstochter aus Scheer.

Anfang Juni 1828 übersiedelte der Dichter zu seinem Vetter Heinrich Mörike, Fürstl. Amtmann in Buchau. Daß der vagierende Vikar und Dichter sich dort ähnlich skandalschwanger aufführte, ist mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Mörike schreibt jedenfalls an seinen vertrautesten Freund, daß es ihm in Buchau wohl gefalle, wie bereits erwähnt, und er fährt dann lateinisch fort: „In rebus amatoris hic multum, at nequaquam periclitando, profeci.“ Das heißt ganz wörtlich übersetzt: „In Liebesangelegenheiten habe ich hier viel zustande gebracht, und zwar ohne das Geringste zu riskieren.“ Wer will kann in dieser zinkernden Andeutung eines 25jährigen Junggesellen gegenüber seinem notorisch lebemännischen Intimus einen Abgrund von Unmoral sehen und fragen, wo sonst noch und wie, außer bei Grazien und Musen, dieser vagierende Vikar vikariert, d. h. in Stellvertretung des Pfründeninhabers agiert habe. Die Wissenschaft ist weder imstande noch willens, die Sache weiter auszuleuchten. Konstruieren wir auch keinen Zusammenhang mit der Tatsache, daß schon im Juli ein Onkel Obertribunalprokurator, ein hoher Gerichtsbeamter, den Dichter mit auf Reisen nahm. „In München möcht ich halt leben,“ hören wir ihn von dorthier brieflich seufzen.

Wir haben von Mörikes eifrigen Bemühungen gesprochen, der „Kirchenfron“ zu entinnen. Er schaffte es schließlich im Oktober 1828, als Redakteur einer Dramenzeitschrift angestellt zu werden. Aber das journalistische Stroh drosch sich nicht leichter als das theologische. Schon Anfang Dezember schreibt er an seinen Freund Ludwig Bauer:

„Ich sah - oder vielmehr der Kerl in mir, der sich auf den Eduard Mörike besser versteht, als ich selber, sah voraus, ich würde von dem Erzählungsschreiben bald Bauchweh bekommen, ärger als je von Predigtmachen . . . ; die erste Wurst aber, so ich von dem Geld (einem Vorschuß) aß, schmeckte mir schon nicht recht, und eh vierzehn Tage vergingen, hatt ich das Grimmen, als läge mir Gift im Leibe und so fort.“

Und kurz darauf, am 20. Dezember 1828, hören wir: „Wie Schuppen fiels mir von den Augen, daß ich alle jene Pläne, die mein ganzes Herz erfüllen, auf keinem Fleck der Welt (wie nun eben die Welt ist!) sicherer und lustiger verfolgen kann, als in der Dachstube eines württembergischen Pfarrhauses. Mich soll gleich der Teufel holen, wenn das mein Ernst nicht ist.“ Mörike verließ mit Jahresende die Redaktion. Im Januar 1829 war er wieder in unserer Gegend, zunächst in Scheer. Dann kehrte er in den Kirchendienst zurück: vom Februar bis Mai 1829 wirkte er als Pfarrverweser in Pflummern und Zwiefalten, damals Filiale von Pflummern. Hier glaubt er sein idyllisches Plätzchen gefunden zu haben.

Die Nähe zu Bruder Karl in Scheer ist ihm ein Trost. Er denkt daran, sich für längere Zeit einzurichten und sich als ständiger Pfarrer zu bewerben. Am 10. Februar 1829 läßt er mit einem unveröffentlichten Brief seine Mutter ein, zu ihm zu ziehen, „ein kleines Vorspiel zu unserer künftigen gemeinsamen Lebensweise (zu) machen.“ Die Idylle mit bravem Sohn und Pfarrmutter und noch unversorgter Schwester, die beim Bruder geduldig auf einen Vikar wartet, der sie heimführt, muß schon früher besprochen worden sein. Mörike fürchtet sich auch vor der Einsamkeit, unter der er bald litt, wie aus seinen Briefen herauszuhören ist; ungeduldig wartet er auf Post, bittelt um Besuche von Freunden, Büchersendungen begrüßt er geradezu ekstatisch, Gelegenheit zur Abwechslung jeder Art nimmt er begeistert wahr, beinahe pflichtvergessen, mindestens unter Mißachtung des für einen Pfarrer Ziemlichen.

Kurz vor seinem Amtsantritt in Pflummern trat der geistliche Herr als Komödiant öffentlich auf.

Bei der Aufführung von Schillers „Kabale und Liebe“, durch eine Wandertruppe, spielte er den Hofmarschall von Kalb und gefiel besser als die Profis. So geschehen in Mengen am 4. Februar 1829. Der Lebensstil des Pfarrverwesers in Pflummern ist bohemienhaft und läßt amtliche Würde ziemlich vermissen. Schnoddrige Bemerkungen in Briefen, z. B. in einem unveröffentlichten an Mährlein: „Gott gebe seinen Segen und Du Deinen Senf dazu, so wirds wohl werden, klingen auch heute noch aus geistlichem Munde befremdlich. Die Taten sind nicht weniger unkonventionell. Obwohl Mörike noch eine Predigt für den kommenden Feiertag vorzubereiten hat, macht er mit Bruder Karl eine Maitour. „Es reichte für den Abend noch bis Zwiefalten, wo wir auf der Post ein lustiges Nachtquartier aufschlugen. Als der Amtmann gegen ein halb elf Uhr anfang irre zu reden, dachte ich: Ei, so schlaf und schnarche Du, daß der Schlot wackelt! Ich will für Dich beten und auf eine Disposition denken. Da zeigte mir der Satan einen Band des Briefwechsels auf dem Tisch!“

Es handelte sich um den eben erschienenen Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Mörike liest sich fest.

„Zuletzt geriet meine Phantasie auf ganz fremde Abwege; ich durchlief die benachbarten Zellen des Irrenhauses und wühlte in der nächtlichen Fratzenwelt ihrer Träum; auf die schöne Tagesklarheit deines Büchleins grinsten tausend Narrengesichter, die mit ihren tiefpfißigen Augen mich fast überredeten, die Philosophen liegen in einem entsetzlichen Irrtum, und nur sie, die Narren, wären hinter der Gardine des göttlichen Verstandes gekommen, wo man sehe und fast platze vor Lachen. Ich hatte viel zu tun, um den Demonstrationen des herrlichen Zirkels zu entinnen.“

Keinen Strich tut er für die Predigt. Wie diese nach solcher Vorbereitung gelang, deutet Mörike selbst an: „Man kam noch zur rechten Zeit hier an, und ich trieb meinen Reif auf der Kanzel glücklicher als jemals über den Steg, so schmal er zuweilen auch war. Mörikes berühmtes Frühlingsgedicht „Er ist's“ entstand in Pflummern am 9. März 1829. Aber das Wohlbehagen dauerte nicht lange; Freund Ludwig Bauer behielt recht: „Pflummern, der Name tut infam weh“, hatte er geschrieben. Schon im März 1829 hören wir von Mörike die alten Klagen:

„Du hast keinen Begriff von meinem Zustand. Mit Knirschen und Weinen kau ich an der alten Speise, die mich aufreiben muß. Ich sage Dir, der allein begehrt die Sünde wider den heiligen Geist, der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient.“ (An Mährlen)

Die oft geschilderte glückliche Idylle in Cleversulzbach, wo Mörike einige Jahre später seine erste ordentliche Pfarrstelle antrat, erscheint, wenn man sie im Zusammenhang mit seiner Entwicklung sieht, etwas forciert, krampfhaft, gewollt angesichts der Zweifel und Resignation, mit denen er sich in sein Los schickt:

„Ich für meine Person weiß nichts, als bei der Kirche bleiben, und zwar hab ich endlich so viel wenigstens über mich gewonnen, daß Hoffnung ist, nach einem vernünftigen Schema meiner künftigen oeconomia interior dem gänzlichen Bankerott noch vorzubeugen.“ (An Mährlen am 7. Mai 1829.)

Im Mai 1829 wurde Mörike nach Plattenhardt auf der Filder versetzt. Der Abschied von Pflummern scheint ihm nicht allzu schwer gefallen zu sein. Einer der letzten (unveröffentlichten) Briefe aus Pflummern vom 7. Mai 1829 klingt recht aufgeräumt: „In der That, unser Kirchlein ist niedergerissen und man baut ein neues, was mir viel Unterhaltung macht; Ich stolziere mit der Pfeife auf den Gräbern herum und mache eine verfluchte Amtsmiene gegen die Handwerker. Der Thurm und seine nächste Mauer steht noch vom Alten und der Kanzeldeckel hängt ganz fidel.“

In Plattenhardt brachte die hübsche und liebe, in ihrem geistigen Horizont etwas beengte Tochter des Amtsvorgängers, Luise Rau, unsern Dichter auf andere Gedanken. Er verlobte sich und schrieb Brautbriefe, die zum Schönsten der deutschen Briefliteratur gehören. Verlobung scheint zwar der erste Schritt zum Lebensglück zu sein, ist aber tatsächlich häufig nicht der endgültige - so hier. 1833, nach 4 Jahren, wurde das Verhältnis wieder gelöst. Damals heiratete man von Familie zu Familie; die Ehe war vor allem für junge Damen aus besseren Kreisen ein Versorgungsinstitut. Der unbürgerliche Dichterling, mit dessen beruflicher Karriere es nicht vorangehen wollte, wurde von der Sippe der Braut schließlich nicht akzeptiert. So klein der Magen des Pfarrerstöchterleins auch gewesen sein mag, er mußte doch zuverlässig gefüllt werden, und ohne Pfarrstelle war dies nicht garantiert. Die Verlobungszeit dauerte schon kompromittierend lange, der Skandal um Bruder Karl kam hinzu. Durch diese Familienkatastrophe verlor der Dichter sein Gastheimatrecht in unserer Gegend. Er unternahm im Juli 1831 eine Reise mit dem Onkel Oberprokurator über Geislingen und Ulm nach Obermarchtal, besuchte noch ein-zweimal den Bodensee - sonst brechen die Beziehungen zu unserer Landschaft ab.

Das oberschwäbische Zwischenspiel in Mörikes Leben wird in der wissenschaftlichen Literatur nur eben flüchtig erwähnt; und doch war diese Zeit für Mörikes Entwicklung wichtig. Er mußte uns nach dem Urteil Hans Egon Holthusens als einer der größten Dichter deutscher Zunge erscheinen, wenn wir von ihm nichts weiter besäßen, als die Hervorbringungen der Jahre, die Mörike zum Teil in unserer Gegend verbrachte. Diese Lebensspanne war allerdings auch krisenhaft, einmal für den Menschen, der um die Entscheidung über seine bürgerliche und berufliche Existenz zu ringen hatte, zum andern für den Dichter, der sich über seine Begabung klar wurde. Neben dem „Maler Nolten“ wälzt er große dramatische Pläne, tastende Versuche von geringem dichterischem Rang. Das Experiment mit dem Journalismus verhalf Mörike u. a. auch zur Erkenntnis seiner eigenen Art. „Das, was ungefähr von Poesie in mir steckt“, schreibt er am 9. Dezember 1828 an Ludwig Bauer, „kann ich nicht so tagelöhnermäßig zum Kauf bringen. Ich bin, wenn ich mich so zu einer Arbeit hinsetze, auch schlechterdings nicht imstande, tief aus der Seele einen Anlauf zu nehmen, einen freien, unbefangenen Zug der Begeisterung zu bekommen, wie es doch sonst bei mir ist oder war, wenn ich für mich oder gleichsam für gar niemand etwas unternahm. Gleich verkleinert und schwächt sich alles, was eben noch frisch in mir aufsteigen wollte, von dem Augenblick an, wo ich fühle, daß ich's für die Zeitung machen soll, und daß man auf mich wartet.“

Das Charakteristische der Lyrik Mörikes tritt in seinen frühen Gedichten schon voll entfaltet zutage. David Friedrich Strauß beschrieb die dichterische Fähigkeit des Freundes so: „Mörike nimmt nur eine Handvoll Erde, drückt sie ein wenig, und alsbald fliegt ein Vögelchen davon.“ So leicht, so spielend war indes Mörikes Produktivität nicht. Die glückliche Stunde, die Stimmung des Augenblicks, eines inneren oder äußeren und in der Seele reflektierten Erlebnisses, das ist eine Gruppe von schöpferischen Impulsen, die für den Lyriker Mörike wichtig waren. Etwas anderes aber hat ebenso großen Anteil an der Vollkommenheit dichterischer Gebilde, die Mörike gelungen sind, soweit man das Geheimnis des künstlerischen Schaffensprozesses überhaupt entschleiern kann: Mörikes Kunstverständnis, sein Formbewußtsein und untrüglicher Sinn für das Treffende, Angemessene. Dies zeigt sich in der Mannigfaltigkeit dichterischer Formen, die er in seinem eigenen ganz persönlichen Ton handhabt, von der einfachen Volksliedstrophe bis zu strenger Sonettform und antiken Versmaßen. Von diesem Kunstverständnis zeugen auch die häufigen Überarbeitungen von Gedichten, oft nur ein ausgetauschtes Wort, eine kleine Umstellung der Wortfolge.

Vor allem aber liegt das Wesen von Mörikes Dichtertum, wie es Albrecht Goes treffend beschreibt, in einer doppelten Lebendigkeit: mit offenen Sinnen die Welt aufzunehmen und gleichzeitig, gleichsam mit angehaltenem Atem, halbbewußt, nach innen zu lauschen, sich auf den Grund der Seele sinken zu lassen. Ein schönes Beispiel dafür ist Mörikes unveröffentlichter Brief vom 13. Mai 1828 an Mährlen aus Scheer:

„ . . . Hier siz ich und schreib ich in dem besonnenen Garten des hiesigen (kath.) Pfarrers (eines lebhaften 70jährigen reinlichen Männchens). Die Laube, wo mein Tisch und Schreibzeug steht, läßt durchs junge Geisblatt die Sonne auf mein Papier spielen. Der Garten liegt etwas erhöht, über die niedrige Mauer weg, auf der man sich wie auf einem Gesimse sezen kann sieht man unmittelbar auf den Wiesenplan, auf welchem die Donau ihre Scheere bildet. Links, mild aufsteigende Hügel, rechts, ein weiter Bogen von Bergwald. Eine Wachtel schlägt in der jungen Saat. Hier hast du einen Vers, der erst diesen Morgen ausgeschlüpft ist.

Da lieg ich auf dem Frühlingshügel;  
Die Wolke wird mein Flügel ...“

Als oberschwäbischer Dichter können und wollen wir Mörike nicht reklamieren; aber etwas von dieser Landschaft ist in Dichtungen eingegangen, die zum Schönsten gehören, was es in deutscher Sprache gibt.

2. Jahrgang – Heft 2 – Seite 27

## Das Deckengemälde in der Maselheimer Kirche

Ein Werk Karl Caspars (1879 - 1956)

Von Ernst Schäll

Wenn sich in diesem Jahre der Geburtstag des Malers und Akademie-Professors Karl Caspar zum hundertsten Male jährt - er ist am 13. März 1879 in Friedrichshafen geboren - und dieses Ereignis durch zwei großartige Ausstellungen im Bodensee-Museum Friedrichshafen und im Museum Langenargen gefeiert wurde, so soll hier daran erinnert werden, daß zwei Kirchen unseres Kreises Biberach Werke dieses Künstlers besitzen. In Heudorf bei Mengen bemalte Caspar im Jahr 1905 die Chorbogenwand in Kaseinfarben-technik. Das Bildthema war die „leidende, die triumphierende und die streitende Kirche“. In dieser Malerei ist der Einfluß von Pater Desiderius Lenz (1832 - 1928), dem Begründer der Beuroner Kunstschule klar erkenntlich. Das zweite Werk ist das Deckengemälde in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Maselheim, welches sechs Jahre später entstanden ist.

Die Dorfkirche von Maselheim, schon vorher bekannt durch ihre großartigen Schnitzwerke der Gotik, wie der beiden Schutzheiligen auf dem Hochaltar, wohl aus der Zeynsler-Werkstatt und einer Beweinungsgruppe der Ulmer Schule sowie ihrer barocken Figuren aus der Werkstatt des Euchachius Hermann in Biberach und des Johannes Hops aus Mietingen, erfuhr durch das Deckengemälde eine zusätzliche Bereicherung.

Das 5,10 x 3,56 m große Ölbild auf Leinwand liegt in einem Stuckrahmen, dessen Ecken in konkaven Radien abgefaßt sind. Ein schmaler goldgefaßter Wulst ist an der Innenseite des Rahmens.

Das Bild zeigt die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus auf einer Anhöhe stehend. Sie reichen sich die Hände zum Abschied vor ihrem Märtyrertod, den sie erleiden sollen.

Die Legende sagt, daß beide im Jahre 64 oder 65 n. Chr., nachdem sie neun Monate lang in den mameritischen Kerkern gefangen waren, hingerichtet wurden. Petrus, der den Kreuzestod erleiden sollte, bat, ihn mit dem Kopfe nach unten zu kreuzigen, da er sich nicht als würdig achtete, denselben Tod wie Jesus zu erleiden. Paulus erlitt den Tod durch das Schwert.

Auf dem Bild hebt Petrus seinen linken Arm zum Himmel. Durch dunkle Wolken fällt ein Lichtstrahl auf die Heiligen. Zu beiden Seiten stehen Henkersknechte. Der eine, ein Mohr in orangem Hemd, hält das aufgerichtete Kreuz. Hinter Paulus tritt der Scharfrichter mit dem Schwert in der Hand hervor. In weitem Bogen stehen römische Soldaten. Sie stützen sich auf ihren Schilden, die Speere sind steil aufgestellt. Zwischen zwei Wimpeln sitzt hochaufgerichtet auf einem Schimmel der Feldhauptmann in stahlglänzendem Harnisch. Ein purpurenes Tuch hat er sich über die rechte Schulter geworfen. Im Vordergrund

stehen, nur noch als Halbfiguren sichtbar, Gläubige, die teils klagend teils drohend das Schauspiel verfolgen. Sie werden von einem Soldaten mit dem Speere aus der Szene gedrängt.

Das Colorit des Bildes ist gedämpft. Die Märtyrer tragen blaue Oberkleider. Das Unterkleid von Petrus ist gelb, das des Paulus schimmert in einem blauen Rot. Die kräftigsten Farbkontraste bilden die beiden Wimpel in rot und blau sowie das orange Hemd des kreuztragenden schwarzen Henkersknechts.

Der Stilwandel gegenüber dem Heudorfer Bild ist unverkennbar, nichts mehr deutet auf eine Ähnlichkeit zum Beuroner Stil.

Es ist nicht abwegig, in dem Maselheimer Deckengemälde den Beginn einer modernen kirchlichen Monumentalmalerei zu sehen, die Karl Caspar im Passionsaltar von 1916 (heute in der Krypta der Münchner Frauenkirche) weiterführte und dessen Krönung die Ausmalung des Georgenchors im Bamberger Dom darstellt.

Heute gilt Karl Caspar unbestritten als großer Erneuerer der religiösen Malerei unseres Jahrhunderts.

Zu seinem Freundeskreis gehörten die bedeutendsten Künstler seiner Zeit. Der Schriftsteller und Kunstpublizist Konrad Weiß (1880 - 1940) schrieb umfassende Beiträge zum Verständnis der Bilder Caspars. Caspar war bekannt u. a. mit dem Schriftsteller Wilhelm Hausenstein (1882 - 1957), mit dem Kunsthistoriker Gustav Hartlaub (1884 - 1963) und mit Rainer Maria Rilke (1875 - 1926). Zu seinen Verehrern gehörte auch der Kunsthistoriker Julius Baum (1882 - 1959), der nachmalige Direktor des Ulmer Museums.

Daß Caspar in seinem Leben nur wenige Aufträge für Kirchen ausführte, lag wohl an der Einstellung der offiziellen kirchlichen Kunstsachverständigen und auch daran, daß Caspar nicht bereit war, auf die Wünsche seiner Auftraggeber so einzugehen, daß von seiner Kunst nichts mehr blieb. So haben wohl seine eigenen Bemühungen um kirchliche Aufträge nachgelassen, denn nach der Ausführung des Maselheimer Werkes hat Caspar erst 16 Jahre später mit der Freskierung im Bamberger Dom wieder eine monumentale Malerei ausgeführt - dabei handelte es sich allerdings um einen Auftrag des bayerischen Staates - wenn man von einigen Entwürfen für Kirchenfenster absieht.

Wie es zu dem Maselheimer Auftrag kam, ist uns nur lückenhaft überliefert, da sich im Pfarrarchiv Maselheim außer einem Sitzungsprotokoll aus dem Jahre 1911, in welchem der Beschluß für den Auftrag dokumentiert ist, nichts an Unterlagen mehr befindet. Ohne die Hilfe des Leiters des Karl-Caspar-Maria-Caspar-Filser-Archivs, Brannenburg-München, Herrn Karl-Heinz Meißner, der in die Korrespondenz des Pfarrers Dannecker an Karl Caspar Einsicht gewährte, wäre ein Zustandekommen dieses Berichts nicht möglich gewesen.

Daß es bis zur endgültigen Ausführung des Werkes damals erst einige Schwierigkeiten auszuräumen gab, sollen die nachfolgenden Zeilen aufzeigen.

Die ersten Kontakte zwischen dem Pfarrherrn und dem Künstler wurden im November 1910 aufgenommen. Als Vermittler wird ein Pfarrer Schwarz genannt. Bereits im ersten Schreiben Pfarrers Danneckers wird das Bildthema angesprochen, das später zur Ausführung kam.

Anfang Februar 1911 wird eine Schwarzweißskizze dem Kirchenstiftungsrat vorgelegt. In einem Schreiben vom 12. Februar 1911 beanstandet der Pfarrer den nach Ansicht des Stiftungsrates zu hohen Preis von 2400 Goldmark. Anmerkung: Bilder von Caspar in Größe 80 x 100 cm kosteten 1911 auf Ausstellungen zwischen 1000 und 1400 Goldmark. Das Preisangebot für Maselheim war also sehr günstig. Er schreibt: „Es wird der Kirchenstiftungsrat die hohe Summe auch deshalb nicht begreifen wollen, weil im nahen Sulmingen von Siebenrock, der ja auch ein Künstler ist, zwei Gemälde von ungefähr gleicher Größe und mit vielen Figuren, um je 900 Mark gemalt wurden.“ Auch in Altheim OA Biberach habe dieser ein „ziemlich großes Deckengemälde“ für 500 Mark und in Warthausen ein Rundbild für nur 300 Mark gemalt. Zwar sei das Warthausener Bild nur eine Kopie. Doch wäre man in Maselheim mit einer Kopie wohl zufrieden, handle es sich doch um eine abgelegene Dorfkirche.

Auch zum Entwurf äußerte sich der Pfarrer. Er ist sich nicht sicher, ob bei einem Deckengemälde Halbfiguren geeignet sind, solche kennt er nur bei Wandbildern. „Dem nackten Knecht, der das Kreuz trägt, würde ich eine Kleidung wünschen, etwa auch einen Trikotanzug wie der andere Knecht ihn hat. Es ist ja durchaus nicht anstößig und man sieht es auch oft, so z. B. auf Kreuztragungsbildern - aber nach meinem Geschmack wäre es nicht.“ Der Kopf des hl. Paulus und der des kreuztragenden Knechtes hatte ebenfalls nicht Gefallen gefunden.

Karl Caspar scheint den Pfarrherren überzeugt zu haben, daß eine Kopie nicht das richtige wäre. Es ist wohl anzunehmen, daß er ein solches Ansinnen letztlich rundweg abgelehnt hätte. Auch bezüglich des Preises wurde Übereinkunft erzielt, so daß der Kirchenstiftungsrat dem Erwerb des Bildes zustimmen konnte. Die Bewilligung ist sicherlich auf die „warme Empfehlung“ des Pfarrers zurückzuführen. Er hatte kurz vorher die Kirche in Heudorf besucht und war auch bei Professor Schäfer in Beuron, an dessen Haus Caspar im Vorjahr Fresken angebracht hatte, und der seinerseits dem Pfarrer den Künstler sehr anriet.

Voraussetzung für die Auftragsvergabe war jedoch die Vorlage einer Farbskizze und deren positive Beurteilung des Kirchenstiftungsrates und des Bischöflichen Ordinariats Rottenburg.

Und hier ergaben sich nun ernsthafte Komplikationen. Mitte Juli traf die gewünschte Skizze in Maselheim ein und scheint dort einige Verwirrung angerichtet zu haben. Mit Schreiben vom 20. Juli 1911 bestätigt der Pfarrer den Erhalt der Farbskizze. „Aber leider muß ich Ihnen schreiben, dass ich mir die Ausführung so nicht vorgestellt habe. Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich ganz offen rede. Aber ich bin förmlich erschrocken und mein erster Gedanke war: Was werden meine Leute, die das Geld für das Bild aufbringen mußten, zu diesem Bilde sagen? Ich will übrigens nicht auf dem Volke abladen, denn ich selber bin mit solcher Ausführung auch nicht einverstanden.“ Weiter schreibt der Pfarrer, daß er deshalb das Volk in den Vordergrund bringt, „weil sich dieses an dem Bilde erbauen soll, was aber bei einem solchen verschwommenen, schmutzigen Bilde nicht geschehen kann“.

Karl Caspar scheint jedoch nicht bereit gewesen zu sein, einen anderen Entwurf zu liefern, vielmehr dürfte er durch Erläuterung den Pfarrer beruhigt haben, denn dieser gab die Skizze an das Bischöfliche Ordinariat zur Begutachtung durch den Diözesan-Kunstverein weiter.

Nicht nur Werke von modernen Künstlern wie Karl Caspar wurden von den offiziellen Stellen nicht verstanden, auch stand man der bereits in ganz Europa bekannten Malschule Beuron größtenteils verständnislos gegenüber. Es sollte noch viele Jahrzehnte dauern, bis diese Kunst von kirchlicher Seite anerkannt wurde.

Das Gutachten des Rottenburger Diözesan-Kunstvereins, abgegeben an das Bischöfliche Ordinariat, hatte folgenden Wortlaut:

„Hochwürdiges Bischöf. Ordinariat! Das Pfarramt Maselheim hat den Kunstmaler Caspar ohne Zureden und Zutun des Unterzeichneten ausgewählt. Daß Unterzeichneter nicht nach der Erwählung sich gegen Caspar ausgesprochen, hat seine guten Gründe.

1. damit Caspar nicht weiteren Anlaß für seine Annahme erhält, als ob er von den Kunstsachverständigen der Heimat verkannt und auf die Seite gesetzt werde;

2. weil gewöhnlich bei derartigen Aufträgen nichts mehr zu ändern ist;

3. weil die Kreideskizze nicht wesentlich beanstandet werden könnte. Caspar findet mit seinen Werken hauptsächlich Anerkennung und Rückhalt bei der Beuroner Kunstschule. Daher bildet diese und nicht der Diözesan-Kunstverein die Kompetenz, an welche man sich wenden sollte betreff Beurteilung derselben. Eine andere, außer etwa die moderne Kunstrichtung in München und Stuttgart erkennt er nicht an und betrachtet jede Kritik von anderer Seite als unverständiges Übelwollen. Seine Werke in Heudorf oder Binsdorf finden große Anerkennung und große Mißachtung. Letzteres natürlich nur bei solchen, die das geniale und moderne daran nicht verstehen. Weil der Unterzeichnete zu diesen Unverständigen gehört, möchte er sich lieber des Urteils enthalten, um nicht gegenüber der kunstgebildeten modernen Welt dem Fluch der Lächerlichkeit zu verfallen.

So viel aber erlaubt er sich zu bemerken, daß die Farbskizze an Greulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, daß man aber daraus durchaus nicht auf das Hauptwerk und die Ausführung einen voreiligen Schluß ziehen darf. Die Verantwortung übernimmt der Unterzeichnete nicht.

In tiefster Hochachtung

Stadtpfarrer Schöninger

Vorstand d. Diözesan-Kunstvereins

Söflingen Dekanat Ulm,

den 10. August 1911"

Heute dürfen wir uns darüber freuen, daß das „Erschrecken“ des Pfarrers und die wenig positive Beurteilung des Kunstsachverständigen, Pfarrer Dannecker, nicht davon abhielt, das Deckengemälde in seiner Kirche anbringen zu lassen. Wie es beim „Volke“ seinerzeit ankam, ist uns nicht überliefert, doch heute stehen wir dankbar ob der Unbeirrbarkeit des Pfarrers und zu unserer Erbauung unter dem großartigen Bilde.

**Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.**



# Eine bedeutende Forschungs- und Gedenkstätte

## Das Wieland-Archiv in Biberach

Von Franz Rudolf Siebenmorgen

Als der Verleger Georg Joachim Göschen Wielands gesammelte Werke in der Ausgabe letzter Hand herauszugeben begann, subskribierte der Rat der Stadt Biberach ein Exemplar der kostbaren Quartausgabe, die unter Bibliophilen die „Fürstenausgabe“ heißt. Christoph Martin Wieland, der von 1760 bis 1769 als Senator und Kanzleiverwalter in der oberschwäbischen Reichsstadt gelebt hat, schrieb darauf: „Seit langer Zeit hat mir nichts einen so frohen Tag gemacht als dieser Beweis der Achtung und Zuneigung meiner Compatrioten.“

Heute verfügt die Stadt Biberach über ein umfangreiches Wieland-Archiv, das den doppelten Auftrag erfüllen soll, Gedenkstätte und Literaturarchiv zu sein. Als Literaturarchiv ist es bestrebt, alle Dokumente zu sammeln, die sich auf Christoph Martin Wieland und seine Zeit beziehen. Es ist dies das große Verdienst einer Biberacher Kaufmannsfamilie, die drei Generationen lang die Sammlung aufgebaut, erweitert und verwaltet hat.

Reinhold Schelle, der von 1907 an die Gedenkstätte in Wielands „Tusculum“ - einem Gartenhäuschen am Rande der Stadt - eingerichtet hat, beschränkte seine Anschaffungen auf Wieland und Biberach mit dem benachbarten Schloß Warthausen, wo der geistreiche Rokokodichter und Shakespeare-Übersetzer im Kreise des Grafen Stadion und mit Sophie von La Roche verkehrte.

Mit über zehntausend Bänden, Erstdrucken, Handschriften und Briefen ist die Sammlung inzwischen zu einem arbeitsfähigen Literaturarchiv angewachsen, das seit 1972 als Schenkung der Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) Biberach der Städtischen Bücherei angegliedert ist. Beim Ausbau des Archivs wurden Wielands europäische Literaturbeziehungen, sein Einfluß und seine Wirkungsgeschichte berücksichtigt. Einige besonders teure lexikalische Werke des 18. Jahrhunderts, wie Jöchers Gelehrtenlexikon oder das Zedlersche Lexikon, stehen dem Benutzer mit anderen wichtigen Nachschlagewerken ebenfalls zur Verfügung.

Zur Ergänzung der Sekundärliteratur bemüht sich das Wieland-Archiv, sämtliche Bibliotheksbestände des Dichters zu erwerben. Als Anhaltspunkt dient dafür der Versteigerungskatalog seiner 3849 in Weimar hinterlassenen Bücher, der in einem zuverlässigen Werkverzeichnis aus dem Jahre 1814 vorliegt. Ein Drittel der Exemplare konnte bereits angeschafft werden.

## Wieland im Spiegel der Literaturforschung

Friedrich Sengle, Literaturforscher und Experte für das Zeitalter der Aufklärung, hat in seiner grundlegenden Wieland-Biographie dargelegt, welche Gedanken von ihm ausgingen: der Glaube an die Vernunft und menschliche Güte, die Ziele und Humanitätsideale der Aufklärung, weltoffene Bildung und Gesittung. Lessing nannte den „Agathon“ den „ersten und einzigen Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmack“, Lichtenberg wurde nicht müde, Wielands Leistungen zu bewundern, aber seine ironisch-heitere Erzählkunst hat in der deutschen Literatur wenig Nachfolger gefunden.

Mit dieser besonderen Prosaform hat sich neuerdings Arno Schmidt in seinen „Nachrichten von Büchern und Menschen“, Betrachtungen zur Literatur des 18. Jahrhunderts, eingehend beschäftigt, und dabei angemerkt, daß Wielands Bücher in allen Literaturen zu den größten Seltenheiten gehörten und von jeder Generation immer wieder studiert werden sollten.

## Andenken an Wieland

Vor einiger Zeit konnte man sich noch in dem pittoresken Gartenhaus umsehen, in das sich Wieland während seiner Biberacher Zeit zu den schriftstellerischen Arbeiten zurückzog. Die zeitgenössischen Bilder von ihm, seiner neun Töchter und fünf Söhne, die Vitrinen mit Briefen an Gönner und Freunde, Manuskriptseiten aus dem Heldengedicht „Oberon“, persönliche Gebrauchsgegenstände (darunter auch Porzellan aus Prätoria) und andere Andenken sind ins Museum gewandert. In einem Schaulager der städtischen Bücherei will die Stadt Biberach ihrem berühmtesten Bürger eine Stätte der Erinnerung einrichten. Das Deutsche Literaturarchiv in Marbach hat kürzlich der Stadt als Dauerleihgabe zur Aufbewahrung im Wieland-Archiv eine komplette Martin-Walser-Dokumentation übergeben, die Heinz Sauereißig zusammengetragen hat.

## 2. Jahrgang – Heft 2 – Seite 32

# Heimatpflege und Kulturleben

Chronik 1979 (1. November 1978 bis 31. Oktober 1979)

Von Dieter Buttschardt

Vorbemerkung: Künftig wird „BC“ jeweils in der Weihnachtsausgabe eine kurzgefaßte Chronik der aktuellen Ereignisse geben, die dem Thema dieser Zeitschrift entsprechen. Die Chronik versucht, in den drei Rubriken „Denkmalpflege“, „Landschaftspflege“ und „Kulturleben und Traditionspflege“ die wichtigsten Daten, nach Gemeinden geordnet, aufzuführen. Dabei wird auf die Erwähnung regelmäßig wiederkehrender Anlässe (Heimatfeste, Fasnet, Konzerte u. a.) verzichtet. Aus Platzgründen kann auch nicht auf das Programm von Volkshochschulen, kirchlichen Trägern und Vereinen eingegangen werden. Renovierungen werden in der Regel erst nach Abschluß der Baumaßnahmen verzeichnet, es sei denn, es handelt sich um Projekte, die sich über Jahre hinziehen.

## Denkmalpflege

**Achstetten:** Der neugestaltete Dorfplatz in Bronnen (Planung: Gartenbauingenieur Bodo Ziesche) wurde am 21. Juli mit einem Dorffest eingeweiht.

**Altheim:** Die im September 1978 durch ein Erdbeben beschädigte Pfarrkirche ist unter der Gesamtleitung von Architekt Benno Reck mit einem Kosten aufwand von 0,5 Millionen DM durchgreifend restauriert worden (Erneuerung der Deckenfresken F. J. Spieglers von 1747 durch die Firma Kneer, der Stukkaturen durch H. Hatzmetter, Memmingen).

In Heiligkreuztal hat die Stefanusgemeinschaft zum Abschluß der äußeren Neuordnung der Klosteranlage die Umgebung des Klosterweiher zu einer Parkanlage umgestaltet (Nov. 78).

**Bad Schussenried:** Nach dreijähriger Bauzeit wurde die renovierte Pfarrkirche St. Magnus am 26. Mai durch Bischof Dr. Moser ihrer Bestimmung zurückgegeben. Im Rahmen der Baumaßnahmen des Staatlichen Hochbauamts hat die Kirche einen neuen Altar bekommen, ist entfeuchtet und statisch gesichert worden. Der Fußboden wurde stilgerecht erneuert und die Orgel auf 34 Register gebracht. Die Kosten: 2,3 Millionen DM. Eine umfangreiche Festschrift weist auf das kommende 800jährige Jubiläum des Klosters Schussenried voraus.

Das frühere Gerichtshaus des Klosters, der spätere Gasthof zum „Löwen“, ist durch das Schussenrieder Architektenbüro Frank unter Wahrung des historischen Baubestandes zu einem Bankgebäude umgebaut worden.

Mit dem Einbau einer zweimanualigen Rieger-Orgel haben die Sanierungsmaßnahmen bei St. Oswald in Otterswang rechtzeitig zum 200jährigen Kirchenjubiläum ihren Abschluß gefunden. Zu diesem Ereignis hat Pfarrer Dr. Otto Beck eine informationsreiche Festschrift herausgebracht. Im Rahmen der 200-Jahr-Feier am 28./29. Juli wurden Altar und Orgel durch Abt Dr. Kassian Lauterer von Wettingen-Mehrerau geweiht.

**Biberach:** Die eininhalbjährigen Erneuerungsarbeiten an der katholischen Spitalkirche (Bauleitung: Architekt Eugen Mayer) wurden im Oktober mit einer Festwoche abgeschlossen.

**Dürmentingen:** Hailtingen meldet zum 25. April den Abschluß der Pfarrkirchenrenovierung. Die einjährige Baumaßnahme wurde von Architekt Eugen Mayer (Biberach) und der Firma Kneer (Munderkingen) betreut.

**Dürna:** Im April hat ein nächtlicher Sturm die alte, unter Denkmalschutz stehende Pfarrscheuer von 1678 einstürzen lassen. Sie gehörte zu den ältesten Gebäuden der Gemeinde. Eine Wiederherstellung hängt von der Stellungnahme bzw. Mithilfe des Denkmalamtes ab.

**Ertingen:** Der erste Bauabschnitt der Restaurierung der Marienkapelle ist abgeschlossen (Dez. 78). Auch in diesem Jahr sind die Grabungen bei der der Gemeinde gegenüberliegenden Großen Heuneburg fortgesetzt worden. Der Leiter der Kampagne, Dr. Gersbach, vom Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Tübingen, glaubt nun das lange gesuchte Nordwesttor der Heuneburg gefunden zu haben. Westlich der Straße Binzwangen - Hunderringen sind Grabungen zur Aufdeckung eines Nebenwohnplatzes der Heuneburg im Gange, wobei eine Steinsetzung von 60 m Durchmesser entdeckt wurde. Es ist geplant, in einer späteren Phase einen „vorgeschichtlichen Wanderpfad“ anzulegen, bei dem der Grabhügel des „Hohmichele“, die Heuneburg und ein Museum in Hunderringen die Hauptakzente sein werden.

**Ingoldingen:** Das Ergebnis der fünfjährigen Ortskernsanierung von Winterstettenstadt, beginnend mit dem „Hallerhaus“ und fortgeführt bis in fast jedes einzelne Anwesen, kann sich buchstäblich „sehen lassen“. U. a. wurden nicht weniger als 22 Häuserfassaden renoviert.

**Kirchberg/Iller:** Auf Initiative von Bürgermeister Remlinger wurde das ehemalige Gasthaus zum „Hirsch“ aus dem Jahre 1871 zum neuen Rathaus ausgebaut (Dez. 78).

**Langenslingen:** Bei der Renovierung des Pfarrhauses von Emerfeld wurde ein hervorragend schönes Fachwerk freigelegt.

**Laupheim:** Am 15. Mai wurde die Hauskapelle des Laupheimer Heiliggeistspitals nach 170jähriger Zweckentfremdung als Lager- und Verwaltungsraum nach durchgreifender Restaurierung wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. Der Stadtteil Bihlafingen beging vom 29. 6. bis 1. 7. seine 850-Jahr-Feier, verbunden mit der 500-jährigen Wiederkehr der Weihe des Chors der Wallfahrtskirche St. Theodul. Rechtzeitig zu diesem Anlaß wurde im März die Innenrenovierung abgeschlossen, nachdem das Äußere schon seit November letzten Jahres erneuert ist. Eine Bereicherung stellt vor allem der neugefasste Hochaltar dar. Auch hier hat die Firma Kneer (Munderkingen) solide Arbeit geleistet. Sie hat sich schon 1934 um das Gotteshaus Verdienste erworben. Die Gemeindeglieder haben mit 5300 freiwilligen Arbeitsstunden zum Gelingen beigetragen. Pfarrer Franz Deißler wurde für seine Verdienste um das Erneuerungswerk die Bürgermedaille verliehen. Konrektor J. Maier (Laupheim, früher Schulleiter in Bihlafingen) hat ein Heimatbuch herausgebracht; eine Schallplatte gibt Aufschluß über das Bihlafinger Leben und die Geschichte des Orts.

**Ochsenhausen:** In der Klosterkirche ist die erste Phase der auf vier Jahre veranschlagten Restaurierung unter Leitung des Ulmer Hochbauamtes angelaufen. Es wird eine Warmwasser-Fußbodenheizung eingebaut. Weitere Maßnahmen betreffen neues Gestühl, Sicherung und Reinigung der Kunstwerke u. a.

**Riedlingen:** Die Stadt nimmt ihre Altstadtansanierung in Angriff, wobei auf behutsames und schonendes Vorgehen Wert gelegt wird. Die Arbeiten konzentrieren sich zunächst auf das Viertel zwischen Zwiefalter Tor, Marktplatz und Donau. Schwerpunkt ist dabei der Umbau des Rathauses. Unter der Bauleitung von Architekt Benno Reck wurden in das Alte Spital einschließlich Glockenturm drei Wohnungen eingebaut, wobei die alten Holzkonstruktionen freigelegt wurden. Bei der Renovierung der Spitalkirche wurden alte Fresken entdeckt. Architekt J. Baur hat die Pfarrscheuer renoviert und das Mesnerhaus umgebaut. Eine weitere Restaurierung kam dem ehemaligen Gasthaus zum „Schwanen“ mit seinem charaktervollen Fachwerkgiebel zugute. Auch ein Brunnen wurde erneuert: der gußeiserne „Schwedenbrunnen“ vor dem Haus Lichtenstein.

**Rot an der Rot:** Am 23. Januar wurde ein Teil der Ökonomiegebäude des Klosters durch einen Großbrand eingäschert. Es entstand ein Schaden von ca. 500 000 DM.

**Schemmerhofen:** Der einmalige Ortskern von Alberweiler mit der spätgotischen Ulrichskirche, dem „Schlöble“ und dem barocken Pfarrhaus ist um den als Bürgerhaus eingerichteten Pfarrstadel bereichert worden. Die Bürger haben bei dieser Umbaumaßnahme, die von Architekt Schmitt geleitet wurde, 4370 freiwillige Arbeitsstunden geleistet. Der Alberweiler Dorfplatz wurde am 9. September im Rahmen einer großen Einweihungsfeier seiner endgültigen Bestimmung übergeben.

**Ummendorf:** Die achtonatige Innenrenovierung der Pfarrkirche wurde im April beendet. Dabei wurde das Originalgemälde des Hochaltars freigelegt. Ebenso wurde der tonnenschwere Chorbogen mit dem Wappen des Fürsten Metternich statisch gesichert.

## Landschaftspflege

Unter Geschäftsführung von Forstdirektor Riester hat der neugegründete 16köpfige Naturschutzbeirat seine Tätigkeit aufgenommen. Er betreut in 38 Natur- und Landschaftsschutzgebieten nicht weniger als 22 % der Kreisfläche.

Die Arbeitsgemeinschaft Naturschutz hat 1978 am Gutshofer Weiher, am Eisweiher bei Rißtissen und am Uigendorfer Weiher Tausende von Lurchtieren gerettet und für die Vögel 1200 Nistkästen anbringen lassen.

Im Dezember 1978 ist durch den Ausbau der Strecke L 265 - Dürrenwaldstetten die letzte wassergebundene Kreisstraße verschwunden.

Im Osterried bei Laupheim ist es dem Deutschen Bund für Vogelschutz, Ortsgruppe Laupheim, gelungen, wieder Bekassinen und Kiebitze anzusiedeln. In einer gezielten Aktion hat die Ortsgruppe entlang der Dürnach 1500 Bäume und Sträucher gepflanzt. Am 12. Oktober wurde auf Gemeindegebiet Rot an der Rot der Pfaffenrieder Stausee in Dienst genommen.

Er dient nicht nur dem Hochwasserschutz, sondern steht auch der Naherholung zur Verfügung.

Mit einem Sonderpreis des Landes ausgezeichnet wurde die Umwandlung der Mülldeponie „Moos“ bei Erisdorf, Gem. Ertingen, in eine schicke öffentliche Anlage.

Die Maßnahme wurde im Rahmen des Dorfentwicklungsprogramms abgewickelt.

Der Deutsche Vogelschutzbund ließ auf dem Schloß Untersulmetingen ein Storchennest aufsetzen. Wie alljährlich waren die Horste in Riedlingen, Ertingen, Unlingen und Zwiefaltendorf wieder mit Storchepaaren besetzt. In Oggelshausen ist nach einem „Storchendrama“ das Nest leer geblieben. Auch in Ertingen ist ein von der Gemeinde zusätzlich angebotener Horst nicht angenommen worden. Dafür kommt der Riedlinger Storch-„Mann“ nun schon das achte Mal!

## Kulturleben und Traditionspflege

**Bad Buchau:** Anläßlich des 100. Geburtstags von Albert Einstein erhielt die Stadt das Duplikat einer Kleinskulptur des bedeutenden Physikers von der Hand des Bildhauers Robert Berks. Das Original wurde aus Anlaß des Jubiläums in Washington enthüllt. Am Wohnhaus der Eltern von Albert Einstein (Hofgartenstraße 14) wurde eine Gedenktafel angebracht.

Der Städtekulturng Aulendorf - Bad Buchau - Bad Schussenried blickt auf ein 25jähriges Bestehen zurück.

Am Wochenende vom 19./20. Mai war Bad Buchau Ort der 44. Jahrestagung des Vereins für Pfahlbau und Heimatkunde (Prof. Dr. Reinert, Unteruhldingen). Im 81. Lebensjahr verstarb am 28. November 1978 Monsignore Dr. h. c. Erich Endrich, Vorstand des Diözesankunstvereins und langjähriger Stadtpfarrer.

**Bad Schussenried:** In der Auseinandersetzung um die oberschwäbischen Freilichtmuseen im Hinblick auf die Standorte Kürnbach und Wolfegg ist ein brauchbarer Kompromiß gefunden worden. Kürnbach zeigt Hausformen, die dem „klassisch“ oberschwäbischen Gebiet zugehören, während Wolfegg sich auf die Hausformen östlich der Schussen, des Vorallgäus und des Bodenseegebiets konzentrieren wird. Inzwischen nimmt der Ausbau des Kürnbacher Museums seinen Fortgang. Nachdem der Kornspeicher von 1770 und die Zehntscheuer von 1780 schon seit längerer Zeit das altbekannte Strohdachhaus ergänzen, sind gegenwärtig zwei weitere Häuser auf dem Weg der Vollendung: das Voggenhaus von 1520 aus dem Umlachtal bei Eberhardzell und das große Bauernhaus von Hepp/Ailingen aus der Zeit um 1830, das in Michelwinnaden der Dorfsanierung weichen mußte.

**Betzenweiler:** Die Sitte, in der Fastenzeit sog. „Palmen“ herzustellen und am Palmsonntag kirchlich weihen zu lassen, erfreut sich wieder zunehmender Beliebtheit. Allein in Betzenweiler wurden dieses Jahr 60 Palmenträger gezählt.

**Biberach:** Der museumspädagogische Modellversuch in den Städtischen Sammlungen, der schon 1978 erfolgreich angelaufen ist, wurde 1979 mit weiteren Veranstaltungen fortgesetzt. Im Oktober wurde in der heimatkundlichen Abteilung eine hervorragend kommentierte Dauerausstellung zum Thema des Biberacher Textilgewerbes eröffnet. Hand in Hand damit gehen technische Verbesserungen und gezielte Aktionswochen. Der Bildbestand des Braith-Mali-Museums wurde z. T. neu gehängt.

Der Sulminger Kameramann Helmut Barth hat im Auftrag des Biberacher Kulturdezernats einen Film über das Biberacher Rotgerberhandwerk gedreht. Er wurde am 18. Februar im Urania-Theater uraufgeführt. Als Zeugnis eines aussterbenden Gewerbes ist er schon jetzt von dokumentarischem Wert.

Die Kunststiftung Baden-Württemberg diskutierte anlässlich einer Informationstour auf Einladung von Oberbürgermeister Hoffmann mit einheimischen Künstlern.

Der erstmals in Biberach verliehene Wieland-Übersetzer-Preis, der mit 10 000 DM dotiert ist, fiel an Fritz Vogelgsang (Stuttgart) für seine bahnbrechenden Übersetzungen iberischer Literatur.

Als erstes Buch der „Stiftung Literaturarchiv Oberschwaben“ erschien der Mundart-Gedichtband „Oberland“ von Maria Menz (Oberessendorf).

**Burgrieden:** Die Gemeinde hat unter dem Titel „Burgrieden – Rot - Bühl im Wandel der Zeiten, 1277 bis 1977“ ein Heimatbuch herausgebracht.

**Erlenmoos** hat ebenfalls ein Heimatbuch herausgegeben.

**Ertingen:** Im Januar hat sich hier der Verein „Kunstfreunde Donau e.V.“ konstituiert. Schwerpunkt der Arbeit des Vereins soll die Pflege und Erhaltung der Volkskunst sein. Seinen Sitz hat er in Herberingen.

**Gutenzell:** Vor 175 Jahren begründete der Gutenzeller Standesherr Graf Josef August von Törring, selbst ein engagierter Dramatiker, die hiesige Theatertradition. Mit einer „Jubiläumsaufführung 1979“ gedachte die Gemeinde der einstigen „Dramatischen Gesellschaft“.

**Laupheim:** Die Stadt hat das ehemalige Leichenhaus der israelitischen Kultusgemeinde erworben, um darin eine Gedenkstätte einzurichten.

Am 3. Dezember 1978 wurde das erweiterte Museum wiedereröffnet. In seiner neuen Geschäftsstelle hat der TSV Laupheim einen „Traditionsraum“ eingerichtet. Archiv und Ausstellung werden betreut vom stellvertretenden Vorsitzenden Franz Rieger. Die Schau soll durch eine Bilddokumentation ergänzt werden.

Josef Braun, der Gestalter und Leiter des Laupheimer Heimatmuseums, wurde am 25. Juli mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Damit findet seine lebenslange Arbeit im Dienst des Heimatgedankens die gebührende Anerkennung. Konrektor Braun ist auch literarisch tätig. In Form des „Laupheimer Bilderbogens“ hat er über 100 heimatgeschichtliche Artikel veröffentlicht.

**Riedlingen:** Nach zeitraubenden und aufwendigen Renovierungsmaßnahmen ist die vor- und frühgeschichtliche Abteilung des Heimatmuseums im ehemaligen Refektorium des Alten Manop-Spitals wieder der Öffentlichkeit zugänglich.

Am 20. Mai beging die evangelische Gemeinde ihr 100jähriges Kirchenjubiläum mit der Einweihung einer neuen Orgel. In der Teilgemeinde Pflummern sind durch die Stadtverwaltung neun Brunnenanlagen „restauriert“ worden. Damit erhält der Ort einen neuen Akzent für die Naherholung. Einer der Brunnen ist benannt nach Eduard Mörike, der vor 150 Jahren einige Monate in Pflummern als Vikar wirkte.

**Tannheim:** Im 79. Lebensjahr verstarb Ludwig Scheffold, Redakteur i. R. Neben seiner journalistischen Tätigkeit in den Lokalredaktionen von Biberach, Isny und Leutkirch widmete er sich vor allem naturwissenschaftlichen Studien. Sein bleibendes Werk sind über 1000 Tusch- und Federzeichnungen nach heimatkundlichen Motiven.

---

SONDERDRUCK

# Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 2 vom 21. August 1979 / 22. Jahrgang

---

2. Jahrgang – Heft 2 – Seite 36

## Zwei völlig verschiedene Architekturauffassungen von der Poesie eines Kirchenraumes

Ein kritischer Vergleich zwischen der Kirche in Steinhausen und der „Wies“

Von Erich Breil

Selbst im Biberacher Lande hört man die Leute oft sagen, daß Steinhausen zwar ein herrliches Gotteshaus besitze, die schönste Kirche des Dominikus Zimmermann jedoch die Wies sei. Zweifellos ehrt diese Bescheidenheit die Bewohner Oberschwabens. Sogar der Pfarrer aus Steinhausen unterläßt es bei seinen Führungen nie, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß sein Gotteshaus das Gesellenstück, die Wies aber das Meisterstück des großen bayerisch-schwäbischen Baumeisters des deutschen Spätbarock sei. Auch unter den meisten Kunsthistorikern gilt die Kirche in dem kleinen Dorfe am Federbach als Vorläuferin ihrer weltberühmten Schwesterkirche im Pfaffenwinkel. Das, was in Steinhausen - wenn auch auf großartige Weise - keimhaft angelegt sei, komme erst in der Wieskirche zur vollen Entfaltung. Nun muß ich sagen, daß ich, der ich zwar in Westdeutschland beheimatet bin, dessen tiefe Leidenschaft aber schon seit Jahren Süddeutschlands innerhalb der abendländischen Baukunst einzigartigen Spätbarockkirchen und Treppenhäusern gilt, immer mehr zu der Überzeugung gelangt bin, dass man das Verhältnis der beiden Kirchen zueinander so nicht sehen kann. Zwar haben die Schriften der Kunstwissenschaftler mir die Augen geöffnet für die unvergleichlichen Raumwunder des deutschen Spätbarock, dem man eine Rokokokirche wie Steinhausen unbedingt zurechnen muß, aber auch sie werden zugestehen müssen, daß manchmal selbst ein Laie Aspekte sieht, die sie nicht genügend berücksichtigt haben. Obwohl beide Gotteshäuser die unverkennbare Handschrift dieses Genialisten aus der Wessobrunner Stukkatorenschule tragen, dem als Baukünstler im deutschen Barock nur noch ein Johann Michael Fischer oder Balthasar Neumann ebenbürtig wurden, liegt nach meiner festen Meinung der Wies eine völlig andere Architekturauffassung zugrunde als Steinhausen. Beginnen möchte ich mit der oberbayerischen Kirche.

Anstatt wie die meisten Besucher völlig unsinnigerweise sofort nach vorne zu stürmen, verweilen wir unter der Orgelempore, von wo aus sich uns ein Festsaal öffnet, den strahlender Farbenjubiläum erfüllt. Alle Erdschwere scheint überwunden.

Der Blick fällt zwar zunächst auf das Deckenfresko des ovalen Hauptraumes, dann aber immer wieder auf den Gewölberand und in den Umgang hinein, deren strudelnde Bewegung dem Chor entgegenbrandet und in eine Triumphstraße zum Altar einmündet. Das Altarhaus, das diese schwingende Bewegung so willig aufnimmt, gewinnt hierdurch das eindeutige Übergewicht über den Gemeinderaum.

Man hat oft von dem „Märchenchor“ der Wies gesprochen. Dies gewiß zu Recht. Wir denken dabei an seine Zweigeschossigkeit, die auch den Altaraufbau mit umfaßt, an die gegen das Gesetz der Schwerkraft herabgezogenen Bögen, an die herzförmigen Durchbrechungen am Rande des Tonnengewölbes usw.

Aber merkwürdigerweise stellte ich immer wieder fest, daß, wenn ich mich durch den Mitteltgang dem Chor näherte, dieser jegliche architektonische Substanz und Raumhaftigkeit verlor, ja regelrecht zu verfallen schien, als wenn ein einziger Windstoß dieses ganze wundersame Gebilde hinwegblasen könnte. Für mich ergibt sich hieraus, daß Dominikus Zimmermann seinen Altarraum der Wieskirche auf Fernwirkung berechnet hat. Nur wenn man unter der Orgelempore steht, erlebt man das stets von neuem einsetzende erregende Spiel, wie Gemeinderaum und Umgang ihre überquellende Kraft in den Chor hineinverströmen und ihn dadurch erst lebensfähig machen. Hinzu kommt, daß von hier aus die Lichtquellen verdeckt sind und dadurch der Anschein erweckt wird, als ob der Altarraum aus sich selbst strahle (indirekte Beleuchtung). Der große schweizerische Kunsthistoriker Richard Zürcher, ein hervorragender Kenner des deutschen Barock, ist der Meinung, daß sogar ein tiefer religiöser Sinn darin zu sehen sei, wenn der Gläubige durch architektonische Kunstgriffe des Baumeisters möglichst weit vom Allerheiligsten ferngehalten werde. Wie dem auch sei - für den normalen Wallfahrer besteht diese ganze Problematik nicht, die ich hier nur kurz aufzeigen konnte. Er wird stets seinen Weg zum Gnadenbild des „Gegeißelten Heilands“ finden, das ja der Anlaß zum Bau dieser herrlichen Kirche war.

Ohne all dies ist Zimmermanns schwäbisches Meisterwerk überhaupt nicht zu verstehen. Viele Stunden meines Lebens habe ich schon unter der Orgelempore von Steinhausen gestanden, ohne mich je auch nur eine Sekunde zu langweilen. Für mich ist der Raumeindruck keineswegs weniger überwältigend als der in

der Wieskirche. Kaum jemand kann sich wohl dem unbeschreiblichen Zauber entziehen, den dieses Gotteshaus ausstrahlt. Bereits vor über 50 Jahren schrieb der Altmeister der deutschen Kunsthistoriker, Georg Dehio, über Steinhausen: „Mit keinen Worten auszudrücken ist die eigentümliche Poesie dieses Raumes.“ Jemand anders hat die Kirche einmal mit einem weltfern glühenden Kometen verglichen. Ganz im Gegensatz zur Wies, wo der Blick immer wieder in den Umgang und von dort in das Altarhaus wandert, bleibt er hier im ovalen Hauptraum haften, wohl einem der schönsten Zentralräume, den je ein Baumeister schuf. Er ist das Herzstück der gesamten Anlage. Man erkennt deutlich, wie alle Hauptlinien des Gemeinderaumes, beginnend mit dem stolzen Höhendrang der Pfeiler, auf die in den Himmel aufgenommene Gottesmutter weisen. Selbst das in der Hohlkehle am Rande des Gewölbes um den Zentralraum herum-schwingende Gesims wirft sich dem Lebensbrunnen am Eingang der Zypressenallee entgegen, der seinerseits seinen Wasserstrahl der Himmelskönigin als Gruß entgegendet. Der ganze Hauptraum gibt eine strahlende Einheit von Architektur, Stuck und Malerei.

Nun weisen viele Kunsthistoriker darauf hin, daß die Architektur der Wies leichter, freier, gelöster und durchgegliederter sei, was insbesondere für den Umgang mit seinem dünneren Mauerwerk und den Durchbrüchen im Tonnengewölbe gelte. Wessen Phantasie dies vermag, der stelle sich einmal den Umgang der Wies um den Kernraum von Steinhausen herumgelegt vor. Er würde nicht dorthin passen! Die so reich gestaltete Raumschale der Wies hat das eindeutige Übergewicht über den Gemeinderaum. In Steinhausen ist es genau umgekehrt und von Zimmermann ganz bewußt so gemacht. Hier wurde der Umgang einfacher gehalten, um den Zentralraum umso prächtiger erscheinen zu lassen. Aber auch zum Chor, der ja ganz anders geartet ist als derjenige der Wieskirche, paßt der Steinhausener Umgang vorzüglich. Wenn man also vom Zentralraum der schwäbischen Kirche ausgeht, der im Gegensatz zum Hauptraum der oberbayerischen Kirche die dominierende Rolle spielt, ist zu ihm überhaupt kein anderer Umgang oder Chor denkbar. Nach meiner Meinung kann man also diese beiden Raumeinheiten von Steinhausen mit den entsprechenden der Wies überhaupt nicht vergleichen, was viele Kunsthistoriker tun. Worin besteht aber nun letztlich das Einmalige und wahrhaft Wunderbare dieses Steinhausener Zentralraumes?

In der Wies besitzt die Architektur, die allerdings manchmal mit dem Stuck vollkommen verschmilzt, einen höheren Realitätsgrad als das Hauptfresko. Ich will damit sagen, daß der eigentliche Kirchenraum ein stärkeres Gewicht besitzt als das durch das Fresko scheinbar erweiterte Flachgewölbe. Dies gilt, soweit ich es zu überblicken vermag, für sämtliche Barockkirchen mit Ausnahme von Zwiefalten, wo im Gemeinderaum ein gewisses Gleichgewicht zu herrschen scheint. Auch der Chor von Steinhausen besitzt ein höheres Maß an Wirklichkeit als das über ihm im Fresko Dargestellte. Der Zentralraum dagegen weicht vollkommen von der Regel ab. Wer unter der Empore von Steinhausen steht, hat den Eindruck, als sei der Kirchenraum oben aufgerissen und man blicke in eine *wirkliche* Landschaft hinein, so, als handle es sich bei der Kirchenarchitektur um eine Ruine, die oben bewachsen ist, wie Hermann Bauer es einmal ausdrückte. Nur in Balthasar Neumanns wiederaufgebautem Bruchsaler Treppenhaus, einem der schönsten des Abendlands, habe ich es noch einmal erlebt, daß das Fresko einen höheren Realitätsgrad besitzt als der darunter liegende Raum. Erreicht wird dies in Steinhausen durch die Übergangszone, die vielleicht die gelungenste des gesamten Barock ist und durch die Art und Weise, wie Baptist Zimmermann seine Malerei auf die Linien der Architektur seines Bruders abgestimmt hat.

Über den Hauptpfeilern im Westen und Osten malte er schlanke Bäume, die in geradezu meisterhafter Form das Stützglied in die gemalte Welt fortsetzen. Dadurch erscheinen diese Zypressen, Pappeln und Fruchtbäume oben genau so wirklich wie die Tanne vor unserem Wohnungsfenster. Zugleich aber scheinen diese Bäume durch ihre wundervolle Farbgebung einem überirdischen, paradiesischen Bereiche anzugehören. Überhaupt ist diese Landschaft von irdischer Schönheit, aber auf so eine wundervolle Weise verklärt, daß man sich zugleich allem Irdischen entrückt glaubt. Wir haben es hier mit einem Himmelsraume zu tun, der im Grunde sehr irdisch wirkt, den man sich als betretbar vorstellen kann. Wer möchte nicht einmal durch diese Zypressenallee dem Abendstern entgegenziehen oder sich zu den Vertretern der vier Erdteile gesellen, die der Auffahrt Mariens wie einem Gartenfest beiwohnen. Natürlich durfte in dieser barocken Parklandschaft einer nicht fehlen: der Erbauer der Kirche selber. Nach dem neuesten Stand der Forschung stellt der Reitknecht mit dem Schimmel nahe der Gruppe Europa über dem vorderen linken Pfeiler Dominikus Zimmermann dar.

So großartig die Architektur des Kernraumes auch ist, letztlich ist das Gebaute doch nur die Hinführung zu diesem Traumreich der Erd- und Himmelsfreude. Man glaubt in einen ewigen Frühlingstag (trotz der goldenen Granatäpfel!) hineinzusehen.

Aber noch ein weiteres Wunder bietet diese Kirche. Es ist der Chor, der völlig zu Unrecht weniger beachtet wird als derjenige der Wieskirche. Dieser war, wie ich nachzuweisen versucht hatte, von Dominikus Zimmermann auf Fernwirkung berechnet worden. Dem in Steinhausen unter der Orgelempore Stehenden bietet sich nur ein Teil des Altarraumes dar. Beim langsamen Nachvornegehen, was die wenigsten Besucher tun, fällt der Blick zunächst auf die Fenster, die beim Stand unter der Orgelempore nahezu völlig verdeckt waren und sich nun ihrerseits wegen der Dicke der Mauer und ihrer wunderbaren Geforntheit wie kleinere Erlebnisräume öffnen. Nie in meinem Leben sah ich schönere Fenster. Die tanzenden Kurvaturen des Raums scheinen auf sie übertragen zu sein. Dann aber wendet sich die ganze Aufmerksamkeit dem quer-ovalen Chore zu, der sich in herrlicher Weise immer mehr weitet und erst ganz übersehen werden kann, wenn man an der Kommunionbank angelangt ist. Auch in der Baukunst kann man nicht alles erklären. Jedenfalls hat der Chor von Steinhausen aus der Nähe auf mich immer einen tieferen Eindruck gemacht als der vielgepriesene „Märchenchor“ der Wies. Ich möchte fast von einer genialen Einfachheit sprechen. Wie dem auch sei - die Anlage des Steinhausener Altarraumes macht im Gegensatz zur Wies die Längsachse begehbar und damit den Weg frei zum Gnadenbild.

Natürlich kann man Steinhausen als Vorläuferin der Wies bezeichnen, muß dann aber den Zusatz machen, daß die oberbayerische Kirche ihre schwäbische Vorgängerin in der Qualität keineswegs übertroffen hat. Allerdings gibt es noch eine andere Vorläuferin: die Günzburger Frauenkirche. Von ihr muß man jedoch sagen, daß sie der Wies unterlegen ist.

Zusammenfassend möchte ich sagen, dass Steinhausen ein voll ausgereiftes Meisterwerk ist, das in seiner besonderen Schönheit künstlerisch durchaus selbständig neben der freilich viel bekannteren Schwesterkirche im Pfaffenwinkel bestehen kann. Die Wies und Steinhausen sind letztlich seelische Selbstdarstellungen der Brüder Zimmermann, in denen sie, begnadete Künstler einer heiteren Zeit, Kunde gaben, von sich, von ihrer tiefen Frömmigkeit und Naturverbundenheit, von ihrer Bescheidenheit und ihrem so wundervoll naivem Gemüt. Dominikus Zimmermann starb 1766 fast 81jährig im Schatten der Wies. Mit ihm, Johann Michael Fischer und Balthasar Neumann, fand der europäische Barock seinen Höhepunkt und sein Ende. Die Welt ist seitdem ärmer geworden.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

2. Jahrgang – Heft 2 – Seite 40

## Die große Monstranz überstand den Dreißigjährigen Krieg – Zeichen des Miteinander

Kein Museumsstück, sondern im gottesdienstlichen Gebrauch

Von Dr. Kurt Diemer

In der Ausstellung des Landes Oberösterreich „Die Bildhauerfamilie Zürn 1585 – 1724“, die vom 27. April bis 28. Oktober 1979 in der ehemaligen Kapuzinerkirche in Braunau gezeigt worden ist, war auch die Große Biberacher Monstranz aus dem Jahre 1612 - so genannt im Unterschied zur Kleinen Monstranz aus dem 18. Jahrhundert - als Leihgabe der Kath. Kirchengemeinde St. Maria und Martin Biberach an der Riß zu sehen.

Die 115 cm hohe und 25 Pfund schwere silberne, teils auch vergoldete Monstranz ist in vier Stockwerken aufgeführt. Der aus tektonischen Formen gefügte rahmende Aufbau bildet ein festes Mittelgerüst; das zylindrische Schaugefäß ist in einen altarähnlichen Aufbau eingestellt. Im Zentrum der Monstranz hält ein kniender Engel die Lunula mit der Hostie hoch, die von zwei Engeln mit Rauchfaß und Schiffchen flankiert wird. Dem in der Gestalt des eucharistischen Brotes dem Volke gezeigten Heiland entspricht der darüberstehende „Ecce Homo“, auf den zwei schwebende Engelchen deuten und zu dem auf der Vorder- und Rückseite je drei Putten mit den Leidenswerkzeugen gehören; auf ihn bezieht sich auch der Fuß der Monstranz mit den Arma Christi. Den Abschluß nach oben bilden - deutlich kleiner - die beiden Kirchenpatrone: die Muttergottes als Schmerzensmutter und der Hl. Martin als Bischof mit Bettler.

Den Meister nennt das Hauptbuch der Biberacher Almosenpflege 1611/12 (Bl. 189v); es ist der Biberacher Goldarbeiter Johann (Baptist) Scheffold (=Schönfeld), der Vater des bedeutenden Malers Johann Heinrich Schönfeld (Biberach 1609 - 1684 Augsburg). Mit dieser Nennung stimmen auch die Beschauzeichen (Biber mit B, Meistermarke I und S verschlungen) überein. Geboren um 1575 in Biberach, war Johann Baptist Schönfeld einer der führenden

Köpfe der evangelischen Partei in der konfessionell ja gespaltenen Reichsstadt; 1610 ist er so als Mitglied des Großen Rats, 1616, 1620 und 1621 als Mitglied des Gerichts und 1632 schließlich - nach der Besetzung Biberachs durch die Schweden - als Bürgermeister genannt. Gestorben ist er 1635.

Durch das Konzil von Trient (1545 - 1563) war nach dem Niedergang in der Reformationszeit die Fronleichnamsprozession neu belebt worden:

„Überdies erklärt die heilige Versammlung, dass in Gottes Kirche die Sitte als sehr fromm und gottesfürchtig eingeführt worden sei, alljährlich an einem besonderen und festlichen Tage dieses erhabene und verehrungswürdige Sakrament mit besonderer Verehrung und Feierlichkeit zu verherrlichen und dieses in Umzügen mit Andacht und Ehrfurcht in den Straßen und Plätzen öffentlich umherzutragen“. Was Biberach betrifft, so trugen - nach Lutz - an Fronleichnam 1598 die Patrizier das erste Mal wieder den Himmel; den Pfarrer mit dem Allerheiligsten begleitete der Stadtmann. „Anno 1609 Jahr, da han die Baptisten (Baptisten = Katholiken) einen neuen Brauch angefangen, daß sie den Himmel haben umb die Stadt getragen und han vor etwedem (jeden) Tor ein Altar auf gebauet und ist vor der Prozession hergeritten ein Mann mit Namen Caspar Rollin, Hauptmann, und ist er und das Pferd aufs Allerschönst geziert gewesen mit Seide und Samt. Es sind auch bei der Prozession etlich Mannen gewesen, die send in roten Kutten verkleidet gegangen und etliche in blauen Kutten und hat ein itweder (jeder) ein Creitzstab in den Händen getragen und send neben der Prozession hergeloffen wie Trabanten (Leibwächter). Es ist das Marienbild auf jedem Altar aufgerichtet worden“.

In diesem Zusammenhang ist nun auch die Beschaffung einer neuen Monstranz zu sehen; hinzu kommt, daß die alte anscheinend bei einem Diebstahl beschädigt worden war: am 3. Dezember 1612 erhielt der Goldschmied Jerg Scheffold - ein Bruder von Johann Baptist Scheffold/Schönfeld, der 1613 das ebenfalls noch erhaltene silberne Rauchfaß und Schiffchen fertigte - 18 Pfund 19 Schilling 2 Heller „wegen Reparierung der alten verbrochenen Monstranz durch die Dieb“.

Die bedeutenden Kosten für die Herstellung der neuen Monstranz wurden auf die Biberacher „Amtssäckel“ - Stadtrechnerei, Spitalamtung, Pfarrpflege, Almosenpflege - umgelegt; so zahlte die Almosenpflege 1611 und 1612 insgesamt 397 Pfund 10 Schilling 3 Heller, die Pfarrpflege 1612 509 Pfund 3 Schilling 8 Heller und die Spitalamtung 1611 und 1612 zusammen 401 Pfund 13 Schilling 8 Heller - jeweils einschließlich der Kosten für das Vergolden und das Trinkgeld. Wieviel die Monstranz über die nachgewiesenen 1308 Pfund 7 Schilling 7 Heller hinaus gekostet hat, läßt sich nicht mehr angeben, da Rechnungsbücher in Verlust geraten sind. Um einen Begriff von den Kosten zu geben: am 1. April 1612 verkaufte die Witwe Gertruda Haas ihr Haus am Grabentor mit allem Zubehör um 439 Gulden; das sind umgerechnet 768 Pfund 5 Schilling.

Den dreißigjährigen Krieg überstand die Monstranz wahrscheinlich nur deshalb, weil sie an den Ulmer Georg Sandtberger verpfändet worden war; die Regelung dieser Angelegenheit mit den Sandtbergerischen Erben war vielleicht der Anlaß, zumindest aber einer der Gründe für die Rückkehr Johann Heinrich Schönfelds nach Deutschland. Noch in der Ratssitzung vom 31. Oktober 1651 verlangten die Katholiken die Beibringung der Monstranz, die dann aber erst im folgenden Jahr wieder zurückgegeben wurde: am 8. Dezember 1652 übergab der Vetter Johann Heinrich Schönfelds, der Goldschmied Georg Schönfeld, dem Rat die Monstranz, das Rauchfaß samt Schiffchen sowie zwei Opferkännchen mit der dazugehörenden Lavabo-Schale, „die in Ulm in die 28 Jahr eingesteckt gewesen, ich mit meinem großen Schaden und Kosten ausgelöst“. 1880 hat der Biberacher Goldschmied Eduard Zieher die Monstranz unwesentlich verändert. Die Große Biberacher Monstranz ist auch heute noch kein Museumsstück, sondern steht im gottesdienstlichen Gebrauch. Zugleich erinnert sie uns daran, dass - entgegen manch landläufiger Meinung - schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts bei allen Gegensätzen das Miteinander der beiden Konfessionen überwog. Biberach war nicht Donauwörth, über das Kaiser Rudolf II. 1607 die Reichsacht verhängte, nachdem evangelische Bürger mehrmals Prozessionen gestört hatten.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

2. Jahrgang – Heft 2 – Seite 42

## „Und stoß auf Pauren vom Hohen Haus“ Einst stattlicher Hof, heute Flurname

Aus der Geschichte eines sagenumwobenen Anwesens

Von Josef Angele, Ringschnait

An den sagenumwobenen, in den Wirren des 30jährigen Krieges eingegangenen stattlichen Einzelhof erinnert heute nur noch das Gewann Hohhaus. Nach der landläufigen Meinung stand er einst auf der höchsten Erhebung an der Straße auf Bergerhauser Gemarkung westlich von Winterreute. Im 16. und 17. Jahrhundert bestanden zwischen dem Hohhaushof und Winterreuter Lehensgütern verwandtschaftliche Beziehungen bzw. Pflugschaftsverhältnisse, und im ersten spitalischen „Urbar“ (= Güterbuch) vom Jahre 1526 erscheint im Vorspann bei den vier spitalischen Gütern ein Hinweis auf einen Vertragsbrief vom Jahre 1483 „... mit Winderytte und Ochsenhausen vom Schimpalis (= Inhaber des Hohhaushofes), wie sie sich miteinander haben sollen mit mexen (=Marken) oder ehafungen (Allmende, Allmännerland), wun (= eine Art Frühjahrswaide), waid, trieb und tratt, 1483 das dattum war.“ Im Grunde genommen blieb es 500 Jahre lang bis zur Gegenwart so, wenn man von der im 18. und 19. Jahrhundert vollzogenen Umwandlung des Allmendelands in Privateigentum absieht. Heute bebauen rund um das Gewann Hohhaus Bergerhauser und Winterreuter Bauern ihre Grundstücke teilweise in Mischlage.

Lassen wir zunächst die 400 bis 500 Jahre alten Urkunden über das Hohhaus sprechen, welche vielleicht ein paar Hinweise auf den ehemaligen Standort des vermutlich schon vor dem 14. Jahrhundert gegründeten Gutes enthalten. Schon allein vom Gesichtspunkt der Wasserversorgung scheint es nämlich ziemlich fraglich, daß das stattliche Gut mit den Pferde- und Viehstallungen ganz oben auf der kiesigen Moränekuppe stand.

Die erste namentliche Erwähnung des Hohhaus-Gutes erfolgte in einer Verkaufsurkunde vom Jahre 1445, als der Stadtmann Gräter von Waldsee sein Holz und seine Holzmark jenseits des „Hohen Hauses“ an das Spital zu Biberach verkaufte. In einer Aufzählung der Ghaue (= schlagbare Wälder) des Spitals heißt es 1531 u. a. „... ein Holz, heißt die Steinge, bei 14 Jauchert, leit zwischen des Gräter's Holz (heutige Bezeichnung: Krettlesghau) und emd Heslesmoos, stoß auf den Pauren vom Hohen Haus.“

Die erste umfassende Beschreibung der Felder und Gültabgaben des Hofes Hohhaus erfolgte im Hauptrodel (= Güterbuch) des Klosters Ochsenhausen vom Jahre 1529: „Hanns Geiger gibt von seinem Hof: 4 Pfd Heller, 5 Malter Roggen, 5 Malter Haber Gült; 4 Viertel Haber Vogtrecht, 200 Ayer, 8 Hüner, 2 Hennen; ist ihm und Anna Schimperlin verliehen, darin gehören die nachbeschriebenen Mad und Ägger: 16 Tagwerk Mad heißt in Brunnen an des Spitals Boden zu Biberach; 1. Ösch 17 Jauchert an Bergerhauser Gmeind, stoß auf die Straße, 2. Ösch: 8 Jauchert an der Straß, stoßend auf das Junckholz an dem Spital, 13 Jauchert an Spitals Brandghauboden, 3. Ösch: 14 Jauchert vor dem Haus stoßend firsig (= vorwärts) hinauf auf die Straße, 6 Jauchert beim Brunnen an seinem Mad; das gibt zusammen 16 Tagwerk Wiesen und 58 Jauchert Acker.“

Es tauchen bereits Flurbezeichnungen auf, die im dortigen Gebiet heute noch gebräuchlich sind. Das Lehensgut hatte ebenso wie die vor 1500 bestehenden klostereigenen Höfe in Winterreute und Schlottertal eine überdurchschnittliche Größe und daher entsprechend hohe Abgaben zu erbringen.

Im Jahre 1531 verkaufte das Kloster Ochsenhausen das „Hochenhuss“ samt Gerichtsbarkeit an den Spital und erwarb dafür Zehntrechte in Baustetten. Den Großzehnten vom Hohhaus erwarb das Spital von dem Patrizier Mathias Manlich Augsburgs, dem Besitzer von Ummendorf in den Jahren 1554 - 1565, im Tausch gegen dortige Zehntrechte. Dagegen verblieb der Kleinzehnte bei Ummendorf. Im Jahre 1540 schrieb die Spitalherrschaft ihrem Lehensinhaber Hanns Geiger auf dem Hohhaus als Bewaffnung vor: „Kuglein, Goller, Hiernhub, eine Bix und der Knecht eine lange Spieß.“

1553 heißt es in einer spitalischen Urkunde: „Wolf Lacher, Bürger zu Biberach und Christa(ian) Geiger von Winderreit, Pfleger der Margaretha Schimpeler, Witwe des Hans Geiger zum Hochenhaus und ihrer Kinder Hans, Jakob, Anna, Waldburga, Maria, Agatha, Barbara, Margaretha und Ursula, verzichten nach Empfang von 300 fl. auf alle Anrechte an dem spitalischen Erbgut, genannt das Hochhaus, das dem verstorbenen Hans Geiger nach Ochsenhausischem Recht verliehen worden war.“ Am gleichen Tag gibt Jakob Geiger vom Hochenhaus dem Biberacher Spital den Lehensrevers für den Hof und das Gut, genannt das Hochhaus, seines verstorbenen Vaters Hans Geiger. Die Übernahmegebühr beträgt: 5 Malter Roggen, 5 Malter 4 Viertel Haber, 4 Pfund Heller Heugeld, 200 Eier, 8 Hühner und einen Fastnachtshahnen. Am 2. Juni 1571 muß dessen Nachfolger Hafffeier (Häfele?) außer den bisherigen unveränderten jährlichen Gülden übernehmen: „einen Wahlbaum, sei es Äpfel oder Birnen auf eigene Kosten abrechen und zum Spital hereinführen“; 1576 wird der Hohhaushof an einen Hans Kranzegg verliehen. 1612 erscheint auch auf dem Schlottertalhof ein Kranzegger. Mit Jakob Kranzegger gibt wahrscheinlich der letzte Hohhaus-Lehensinhaber den Lehensrevers an den Spital zurück, denn schon im darauffolgenden Jahr wird bei einer Bestandsaufnahme aller spitalischen Höfe und

Ortschaften während des 30jährigen Krieges beim Hohhaus vermerkt: „wird gar nicht bewohnt, hat vorhin ungefähr 6 Roß und 16 Stück Vieh gehabt.“ Am Ende des 30jährigen Krieges werden die zum Hohhaus gehörenden Grundstücke bereits von den Bergerhauser Bauern bewirtschaftet.

Eine rechtliche Absicherung dieser Nutzungsverhältnisse erfolgte in den Parifikationsverhandlungen von 1649 bis 1668. Die im Kap.5 § 3 des Westfälischen Friedens von 1648 für Biberach bestimmte Parität zwischen den beiden Konfessionen und die Wiederherstellung der Verhältnisse „wie sie 1624 im Schwange waren“, hatte die Güter des ehemaligen Hochhauses zur Folge, „daß der Gemeind Bergerhausen das schon hievor verliehene nächst angelegene also-genannte Hohe Haus ohne weiter Ansprach verbleiben solle“.

Spitalverwalter Eben berichtet in der im Jahre 1807 verfaßten Spitalbeschreibung unter Bergerhausen über das Hohhaus: „Zu dem Hohhaus gehören nach dem Urbar: Garten: 2  $\frac{3}{4}$ , Äcker: 65  $\frac{5}{8}$ , Wiesen: 11  $\frac{2}{8}$ , Holzboden 57  $\frac{4}{8}$ , zusammen 137 Jauchert und ist dieses Hohhaus im Jahr 1531 mit hoher und niederer Obrigkeit von dem Kloster Ochsenhausen an das Hospital überlassen worden, von diesem dagegen auf die 20 Malter Frucht von dem Zehnten zu Baustetten und einige andere kleinere Gefälle verzichtet worden. Die Verteilung der Hohhaus-Güter unter die Gemeiner von Bergerhausen ist laut Bestandsprotokolls am 6. März 1661 geschehen. Der Großzehnt gebührt dem Spital, der Kleinzehnt vom Hohhausgarten dem Ochsenhauser Amt Ummendorf.“ Bezüglich des Kleinzehnten gab es in den Jahren 1710 - 1732 zwischen Ummendorf und Bergerhausen erhebliche Meinungsverschiedenheiten, weil Ummendorf seine Rechte geltend machte. Eben weist ferner auf eine Triebvereinbarung vom 6. August 1771 im St.-Johannis-Öschle und dem angrenzenden Jungholz hin, welche durch den Bau der neuen Straße im Jahre 1770 über das Gewann Hohhaus notwendig wurde.

In der ersten Oberamtsbeschreibung des Königreichs Württemberg sind diese Angaben in einem Absatz über das Hohhaus im Abschnitt bei der Gemeinde Bergerhausen übernommen worden.

Die von Mettenbergern überlieferten uralten Begebenheiten lokalisieren den Hof ebenso wie der Volksmund auf den Sporn des 649 m hohen Geländertückens. Dazu verleitet schon der Name des Hofes und die in der Gegend alles überragende eiszeitliche Moränekuppe.

Die natürlichen Gegebenheiten der topographischen Hinweise in den Urkunden und die skizzierte Lage der Hohhausfelder in der Karte der spitalischen Wälder Krättersghau und Aspenghau vom Jahre 1745 ergeben jedoch einige wichtige Kriterien für einen mutmaßlichen Standort unterhalb der Kuppe am Weg nach Schnaitbach (siehe Skizze):

1. Die Straße Bergerhausen - Winterreute - Ringschnait führt erst seit 1770 über die Kuppe. In den Jahrhunderten vorher überquerte sie die Höhe etwa 150 m weiter südlich beim Jungholz. Die älteren Bergerhauser Bauern erinnern sich noch an den schräg über die Felder verlaufenden Tobel, welcher von der alten Straßenführung stammte. Er wurde bei der Teilflurbereinigung nach dem 2. Weltkrieg aufgefüllt.

2. In der Karte der spitalischen Wälder Krettesghau vom Jahre 1745 sind die Hohhaus-Grundstücke beiderseits am Schnaitbacher Weg nördlich und westlich vom Aspachghau eingezeichnet.

3. In einer Aufzeichnung der spitalischen Ghaue heißt es 1531 „die Staige, leit zwischen des Gräthers Holz und dem Heslesmoos, stoßt auf den Pauren vom Hohenhaus“ (Ghaustandorte siehe Skizze).

4. Im Hauptrodel des Klosters Ochsenhausen vom Jahre 1529: „ägger, 14 Jauchert vor dem Haus stoßend firsig (= vorwärts) hinauf auf die Straß.“

5. Unweit des Schnaitbacher Wegs unterhalb des nördlichen Kuppenhangs ist ein Quellhorizont, welcher heute den Flurnamen Brunnenghau führt.

Egal, ob nun der ehemalige Hoheitshof ganz oben oder 20 Höhenmeter weiter unten am Weg nach Schnaitbach stand, aus der Sicht von Bergerhausen oder Biberach war seine Lage in der Tat dominierend. Wie hätte sonst ein spitalischer Sekretär in den Jahren 1535 und 1557 bei den 2 spitalischen Lehensinhabern Dys (Matheis) Vogler bzw. Bartholomä Hagen in deren Güterbüchern vermerken können: „in Winderytte beim Hohen Haus.“ Allerdings, so unrecht hatte er auch wieder nicht, denn Winterreute entwickelte sich erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit der Errichtung 3 weiterer spitalischer Selden im oberen Weiler zur eigentlichen Weilersiedlung.

Nachdem im Jahre 1770 die bis dahin westlich an der Kuppe vorbeiführende Straße mitten durch das Gewann „St.-Johannis-Öschle“ und direkt über die Kuppe gelegt wurde, ergab der höchste Straßenpunkt den idealen Standort für die Zollstation zwecks Erhebung der Weggebühren. Nach Mitteilung des Grundstücksbesitzers kamen auf dem Acker neben der Straße beim Pflügen wiederholt einzelne Ziegelsteine zum Vorschein, welche von der damaligen Zollstation auf dem Hohhaus stammen könnten.

Im Jahre 1772 galten dort folgende Wegtaxen: „Pferde vor bespannten Wagen, Güterwagen, die Vorspannpferd nicht ausgenommen, Gutschen 2 Pfg; von einem Pferd an einer Gutschen oder Chaisen 2 Pfg; leere Wagen 1 Pfg; Ordinari-posten, Estafetten und reitende Coruriers, die Inwohner jeden Orts, welche Fuhren auf ihre Güter machen, das Vieh, so auf die Weid und zurück geht seind frei.“

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

2. Jahrgang – Heft 2 – Seite 44

## Stücke mit seltsamen Titeln (Schluß)

Über die Katholische Komödiantengesellschaft

Von Dr. M. Johner

9. I Cor. 1,27 erwiesen und vorgestellt in Alexandra, einer das Licht des christl. Glaubens in das heidnische Königreich Georgia durch ihre Jugend einführende Prinzessin aus Bithynia, in einer Trauer- und Hauptaktion . . . aufgeführt den 13. 17. 21. 24. Sept. 1761, Memmingen, mit Mayer'schen Schriften. 3 Akte. 14 Pers. 2 Chöre (Judith). 11 Pers. deutscher Text zu den Chören. Schattenpantomime betitelt: Der durch Raub und Zauberei unglückliche Harlequin.

10. Die Unschuld wird gedrückt, doch niemals unterdrückt (Job 4. 7; Dan 13. 53) erwiesen und vorgestellt in der durch muttermörderischen Sohn Garzias bis zum Tod verfolgten Sinilde, Königin von Arragonien, in einem kurzen Schauspiel und zum Vergnügen aller Liebhaber der deutschen Dichtkunst in Versen . . . auch lustigen Nachspiel, genannt Polyphemus, der einäugige Riese mit Hanswurst, dem lächerlichen Aventureur unter . . . angenehmster Musik authore R. D. P. Roberte Praelisauer Monast. Ochsenhus. Capitulari ac p. t. parrocho ibidem . . . den 14. 16. 21. 27. Sept. 1762 nachm. 1 U. aufgeführt Biberach, gedr. bei Caspar Wieder. 3 Akte. deutscher Text von Prämien an die lernende Jugend aus der zu den Chören; kurze Inhaltsangabe zu den vgl. Nr. 1) und ein Gerichtschreiber (Josef Schreibkunst).

11. Peter Födorowicz, weiland Czar . . . ein Trauerspiel aufgeführt zu Ehren des dieses Jahr 1764 gekrönten Königs Josef II. ... unter vortrefflicher Musik auth-R-D.Georgio Bögle O.S.B. Monast. Ochsenhusani den 9. 13. 18. 21. 25. 27. Herbstmonat nachm. 1 U. Memmingen gedr. bei Mayern. 3 Aufzüge 14 Darsteller. Personen des musikalischen Vorspiels 11, des 1. musikal. Zwischenspiels (4. Koen. 9; 2 Chr. 22) 6, des 2. musikal. Zwischenspiels (4. Koen. 11; 2 Chr. 22. 23) 10. Schluß: Wünsche auf Josef II. deutscher Text.

12. Entsetzliche Früchte gezwungener Liebe oder der von Liebe verblendete, grausam aber gestrafte Octavianus, römischer Kaiser, in einer Hauptaktion und Tragödie . . . in lauter deutschheroischen Versen und trefflich componierter Musik . . . aufgeführt den . . . März 1765. 13 Darsteller. 18 singende Personen. 4 Akte. 2 Chöre (Ran?? der Diana, Athalias Hinrichtung) deutscher Text zur Prolog und Chören. Biberach, Caspar Wieder.

13. Sap. 2. 12 erwiesen und vorgestellt in einem durch arianische Bosheit Justinae, Kaisers Valentiniani Gemahlin, und rebellische Grausamkeit Maximi zweifachen Schlachtopfer, nämlich Gratian Augusti, römischen Kaisers, und Constantiae Posthuae, römische Kaiserin, in einer Haupttragödie . . . unter angenehmster Musik ... zu dieser hl. Fastenzeit . . . den 19. 25. 31. März 1767. nachm. 1 U. Biberach, Caspar Wieder. 3 Akte. Darsteller 17. 2 Chöre, deutscher Text.

14. Junius Brutus vel fidelis magnus consul, das ist Junius Lutius Brutus, der getreue und große Bürgermeister in Rom, ein Trauerspiel zu Ehren des den 7. März 1767 . . . ernannten catholischen ... Bürgermeisters, nämlich des .. Junker Fidelis Magnus von Pflummern nach dessen ersten öffentlichen Amtsantritt aufgeführt . . . den 31. August, 3. 10. Herbstmonat nachm. 1 U. Memmingen, gedr. bei Johann Valentin Mayer. Vorbericht: Verfasser P. Hermann Miller, Can. March. Canonicus, Cooperator in Seekirch, Componist: P. Wilhelm Hauser, Can. Soretanae (-Schussenried) Canonicus. 3 Aufzüge, 10 Personen. Musikal.

# Zeit und Heimat

## Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

## Wie Reichsprälat Mauritius Moriz aus Biberach eine komplizierte Liebesgeschichte meistert

Eine historisch-heitere Betrachtung um den jungen Wieland

Von Gertrud Beck

Es mag auf den ersten Blick seltsam anmuten, wenn der Vita eines Barockprälaten, welcher in seiner Heimatstadt kaum oder weit weniger bekannt ist als die beiden, ebenfalls von dort stammenden Äbte des Barock von Schussenried: Nicolaus Cloos und Didakus Ströbele, eine sehr komplizierte Liebesgeschichte vorangestellt wird. Diese an den Schluß zu setzen, hieße zugleich, deren literaturhistorische Bezüge gleichsam nur als Fußnote zu werten; sie in die *Historia Collegii Rothensis*, Teil III, seines Ordensbruders und Chronisten Benedikt Stadelhofer chronologisch einzuflechten, würde bedeuten, daß sie zwischen den Provinzkapiteln von 1760 und 1765 sich abspielte.

„Ich bin so frei“, besagt eine fast vergessene Höflichkeitsform, mit der einer sich für die stillschweigend lächelnd gewährte Zustimmung bedankte, und beginne mit der „Liaison“.

Die in den Wieland'schen *Musenbach* getauchte Feder umkreiste bei den Biographen aus seiner Biberacher Zeit vorwiegend die ihm nahestehenden schöngeistigen Damen Sophie Gutermann - La Roche, auch ihre Schwester Cateau v. Hillern und die Schweizerin Julie von Bondeli. Seine Liebe zu dem frischen, unkomplizierten, ihm liebend vertrauenden Mädchen Marie Christine Afra Hagel, die er „Bibi“ nennt und aus einfachen Verhältnissen stammt, wird erst in den letzten Jahrzehnten in ihrer Bedeutung für sein Charakterbild und seine Entwicklung gewürdigt. Sie fällt in die ersten Jahre seines Biberacher Amtes. Nach vorangegangenen Angriffen einflußreicher Patrizier, die gegen den Protestanten Wieland in diesem Amte waren, berief ihn der Rat als Stadtkanzleiverwalter und zugleich jüngsten Senator. Mit diesem Amt war verbunden die Leitung der Evangelischen Bürgerlichen Komödianten-Gesellschaft, die Wieland im Januar 1761 übernahm, und seine Vaterstadt erwartete von dem damals schon berühmten jungen Wieland Beachtenswertes. Im Bereich des Theaters erfüllte er die Erwartungen, im Privaten bereitete er Ärger.

Im ersten Jahr seiner Theaterleitung lernte er die neunzehnjährige Christine kennen und lieben. Sie war die Tochter des Säcklers (Pelagius Marsupirarius) Wilhelm Hagel und der Veronica Eschelor aus Biberach, unter neun Geschwistern die jüngste Tochter, und sie war katholisch. Wieland war protestantisch, und als Sohn des Seniors der evangelischen Geistlichkeit Biberachs war an eine Heirat, eine „Mischehe“, nicht zu denken, es sei denn, er ließe sich evangelisch trauen; auch die nicht standesgemäße Heirat wäre unverzeihlich in seinem Amte. Seine Absicht, Christine, die bereits bei ihm wohnte und ein Kind von ihm erwartete, zu heiraten, geht aus einem Brief an Sophie La Roche hervor, in welchem er diese bittet, über den ehemaligen kurmainzischen Staatsminister Graf Friedrich von Stadion auf Schloß Warthausen eine Dispens zu einer katholischen Heirat beim Erzbischof von Mainz zu erwirken.

Im Verlauf der Zerwürfnisse, an denen vor allem die energischen Mütter der Liebenden die Schuld trugen, schien Wieland der Katholizismus seiner Vaterstadt unerträglich. Er macht sich Luft und schreibt (französisch) darüber an Sophie La Roche „Christines Mutter ist noch schlimmer katholisch als meine lutherisch ist, außerdem ist sie noch ein Tugenddrachen, frömmlicher bis zum Exzeß und ehrlich überzeugt, daß alle Protestanten in die Hölle fahren werden.“ Christines Mutter schürte den Skandal, indem sie Verbündete suchte, um von dorthin einzugreifen. Der katholische Magistrat zeigte sich fest entschlossen, sich dieser Heirat zu widersetzen und überhaupt keine Verbindung katholischer Mädchen mit Männern anderer Religion zu dulden. Die Protestanten hingegen, denen Wieland sein Amt verdankte, waren verärgert über den Skandal. Nur durch einen Prozeß gegen beide Magistrate konnte Wieland die Heirat erzwingen. Er würde sicherlich Stellung und Bürgerrecht verloren haben dabei.

In dieser für den Stadtfrieden bedrohlichen Situation tritt nun, um Rat von Christines Familie angegangen, der „Abt von Rot“, wie er von den verschiedenen Biographen genannt wird, ohne Nennung des Namens, in den Lichtkegel dieser Betrachtung:

Durch die Vermittlung Sophie La Roches fand die schwangere Christine Aufnahme bei den Englischen Fräulein in Augsburg. Als durch Indiskretion ihr Zustand dort bekannt wurde und sie nicht länger verbleiben konnte, wollte Wieland sie durch einen Vertrauten zurückholen lassen und bereitete dafür seine Wohnung vor, indem er alle Fenster verklebte, um Neugierige fernzuhalten. Doch war Christines Vater ihm zuvorgekommen und reiste zusammen mit Wielands Vertrauten und Christine über das Prämonstratenser Reichskloster Rot an der Rot, wo der Pater Sigismundus, ihr Bruder, beim Reichsprälaten eine Audienz vermittelte, die ihnen gewährt wurde. Wielands Vertrauter scheint ihn von der neuen Situation unterrichtet zu haben, denn auch Wieland traf am 2. November 1763 in Rot ein. Vater und Tochter waren aber schon auf dem Weg nach Biberach, und so erbat Wieland seinerseits eine Unterredung mit dem Abt, die ihm sofort gewährt wurde.

Mit einer bezaubernden Liebenswürdigkeit nahm der Priester sein Verlangen auf. Er wiederholte Wort für Wort die Unterhaltung, die er mit Bibi gehabt, wie töricht die Mutter gehandelt, das Mädchen so rauh zu behandeln und von Priester zu Priester zu laufen, unter denen es doch auch ungeschickte Ignoranten gebe, die es nicht verständen, ein eingeschüchtertes Gewissen zu beruhigen. Er sehe kein kanonisches Hindernis, das dieser Verbindung entgegenstände, vorausgesetzt, daß sich Wieland dazu entschließen würde, seine Kinder in der katholischen Religion zu erziehen. Schließlich aber wies er darauf hin, wie die Angelegenheit eigentlich nicht seiner Kompetenz unterstehe, er daher schon dem Vater und der Tochter geraten habe, alle anderen Geistlichen beiseite zu lassen und sich in dieser Sache einzig und allein an den Dechanten von Biberach zu wenden.

Diese Vermittlung an den katholischen Dechanten von Biberach geschah durch den Büchsenmacher und Schauspieler Johann Daniel Dettenrieder, der unter Wieland sein großes Talent entwickelte und zusammen mit seiner Frau Felicitas unter dem Künstlernamen Abt große Karriere machte. Die Unterredung Wielands mit dem katholischen Dekan fand am 3./4. November 1763 von 11 bis 1 Uhr nachts statt. Man sieht an den Daten, daß sich die Lage zuspitzte. Bei einem zweiten Besuch Wielands beim Reichsprälaten von Rot, der ebenfalls bei Dunkelheit stattfand, ließ dieser die Schlüssel zu seinen Privatgemächern übergeben, damit er Zugang erhielte.

Als erfahrener Beichtvater und Kenner der Biberacher Verhältnisse konnte er schließlich Wieland davon überzeugen, daß es klüger wäre, jede Verbindung mit Christine abzuberechen.

Wieland hielt sich an dieses Versprechen mit einer Ausnahme, als er kurz vor der Niederkunft Christine, die sich bei Verwandten in der Nähe von Ulm aufhielt, dort besuchte. Cäcilie Christine Sophie wurde beider Tochter getauft, nachdem Wieland Sophie von La Roche die Patenschaft angetragen hatte. Das Kind starb bald nach der Geburt. Wieland verheiratete sich 1765 mit Dorothea von Hillenbrand. Christine Hagel heiratete zwei Jahre danach in Biberach Franz Stowasser aus Betschau in Böhmen, Aktuar bei dem löbl. K. K. Regiment Angern.

Da eine Patenschaft nicht nur Ehre und Verpflichtung bedeutet, sondern auch Aussagen macht über die persönlichen Beziehungen Eltern zu Paten der Kinder wie auch dieser Kinder zu ihren Paten, bleibt der Frage nachzugehen, wer nun die Paten der Marie Christine Afra Hagel, oder Hogel, wie im Biberacher Taufbuch steht (die früher herrschende Willkür der Schreibweise hat nichts zu sagen) waren:

Bei allen zwischen 1733 und 1746 dort aufgeführten Kindern des Ehepaares Wilhelm und Veronica Hagel sind als Paten aufgeführt: Hieronymus Eberhard de Brandenburg, Anna Christina Genoveva Settelin nata de Balbach von Gastel.

Sowohl der Vorname „Hieronymus“, als auch „Eberhard“ des Paten von Brandenburg sind einzeln oder zusammen vertreten, wie bei Hieronymus Eberhardus Hogel, geboren am 15. April 1741, welcher als R. P. Sigismundis Hogi, Biberacensis, Profeß 6. 6. 1762, Priesterweihe 23. 3. 1765, Chorherr in Rot war. Auch Marie Christine Afra Hagel ist der Patin v. Settelin nachgetauft.

Bei Hieronymus Eberhard von Brandenburg handelt es sich um den Stadtrechner und Geheimen Rat, welcher durch das Allianzwappen als Stifter des von Josef Esperlin 1750 gemalten Gnadenbildes von Maria Steinbach in der Stadtpfarrkirche Biberach bekundet ist. Maria Steinbach war die Wallfahrt des Prämonstratenserklosters Rot an der Rot, das ein weiteres Motivbild des Biberacher Patriziats (v. Pflummern) besitzt. Das Gnadenbild von Steinbach erscheint in der Biberacher Stadtpfarrkirche St. Martin auch an der Hochwand des Langhauses.

Die Abbilder dieses Gnadenbildes geben Hinweise auf enge Beziehungen zur Wallfahrt Maria Steinbach, wo auch der Reichsprälät Mauritius Moriz neun Jahre mit Unterbrechungen als Wallfahrts-Seelsorger tätig war. Es ist leichter vorstellbar, den Einfluß des „Abtes von Rot“ in der Wieland-Bibi-Angelegenheit durch diese Patenbeziehungen im katholischen Biberacher Patriziat zu suchen, als nur davon auszugehen, daß Christines Bruder, der in Rot Chorherr war, den Zugang zu seinem Abt verschafft hatte. Zum Zeitpunkt der Bibi-Affäre hatte dieser erst vor einem Jahr die Gelübde abgelegt und seine Weihe stand noch bevor. Sicherlich spielte die Tatsache, dass die Schwester eines Ordensmannes, der aus derselben Stadt stammte wie der Prälät, in Not geraten war, eine Rolle, um das persönliche Eingreifen des Abtes zu erklären. Weit wichtiger scheint zu sein, daß durch Christines Mutter über die beiden Paten bei Hieronymus Eberhard von Brandenburg nach dessen Tod wohl durch seine Frau ausgeübt - Einfluß genommen wurde, ja daß diese Paten selbst sich des Vermittlers von Rot bedienten. Es kann sehr wohl angenommen werden, daß Hieronymus Eberhardus Hagel die Aufnahme bei den Prämonstratensern als Pater Sigismundus seinem Paten verdankt.

Einen weit größeren Einfluß auf den Gang der Dinge scheint die Patin Maria Anna Christina von Settelin geb. Balbach von Gastel als Gattin des Sebastian Wunibald Joseph v. Settelin genommen zu haben, der Ratskonsulent und bei seinem Tod im Jahr 1764 Bürgermeister in Biberach war.

Aus alledem erhellt, daß dem Reichspräläten von Rot daran gelegen war, die Wieland-Bibi-Affäre diplomatisch zu lösen, seiner Vaterstadt damit einen großen Dienst zu erweisen, und sich als einfacher Bürgersohn dem mächtigen Patriziat gegenüber als gleichwertig in Erinnerung zu bringen, denn sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit, wie aus seiner Vita hervorgeht, waren beachtlich. Der handschriftliche Hinweis von Robert Hassencamp aus dem Jahre 1892 „Roth hilft Biberach aus der Noth“ erhält neue Gültigkeit, auch wenn das Herz eines schlichten Mädchens daran fast zerbrochen ist.

## Leben und Werk des Mauritius Moriz

Johannes Felix Moriz, dessen Profeßname Mauritius nach dem Adelsheiligen und Patron der Ritter mit der Lanze war, wurde am 20. November 1717 in Biberach/Riß als Sohn des Mathias Moriz, der sechs Söhne und vier Töchter hatte, geboren. Die Familie des Vaters stammte aus Rae am Simplon, Val Vicesso in Piemont (14). Sie hatte, wie die Auswanderer des ausgehenden 17. Jahrhunderts aus den armen Gebirgsländern Tirol, Vorarlberg, der Schweiz und Oberitalien, ihre neue Heimat im Schwäbischen gefunden. Die durch den Dreißigjährigen Krieg und die Pest stark dezimierte Bevölkerung des Allgäus und des oberschwäbischen Raumes erhielt durch diese Zuzüge nicht nur Blutauffrischung und Besiedlung der verwaisten Bauernhöfe, sondern auch Impulse aus fremden Kulturkreisen, die sich in Wissenschaft und Kunst befruchtend auswirkten. Es sei hier als Beispiel an die Baukunst erinnert, die in den Deutschordensbaumeistern Casparo und Giovanni Bagnato, welche aus Como zugewandert waren, ihre großen Vertreter fand.

Am 30. Juni 1705 erfolgte die Aufnahme von Mathias Moriz, also des Vaters unseres Reichspräläten, ins Biberacher Bürgerbuch, und dort wird als Beruf „Handelsmann und Kaminfeiger“ angegeben, während das Biberacher Taufbuch bei den Eintragungen der Kinder nur „mercator“, also Handelsmann, vermerkt.

Bereits während seiner Schulzeit in der Klosterschule von Marchtal fiel Johannes Felix Moriz, der spätere Reichsprälät von Rot und in dieser Eigenschaft der Pater Abbas seiner Klosterschule Marchtal, durch seine Vorliebe für die Künste und die Musik auf, und diese Begabung war dann ausschlaggebend bei seiner Aufnahme als Novize im Alter von achtzehn Jahren im Jahr 1735 bei den Prämonstratensern in Rot. Dort legte er zwei Jahre darauf die Profeß ab, nachdem er die Probezeit „tapfer“ bestanden hatte, wie sein Chronist Stadelhofer anmerkt. Am 23. September 1741 feierte er seine Primiz. Eine weitergehende akademische Ausbildung, wie sie der Orden Begabten zukommen ließ, hat er nicht erfahren. So wirkte er als Lehrer für die höheren Wissenschaften und Theologie an der Klosterschule in Rot, einem Gymnasium nach Dillinger Vorbild, welcher er später als Abt seine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete, und wo er besondere Förderer in den Musen hatte, wie auch in der Musikpflege. Einige Zeit versah er Sakristei und Kleiderkammer, übte das Amt des Kellermeisters (Großkellner) aus, der als solcher die ganze Vermögensverwaltung seines Klosters zu führen hatte, und war dann neun Jahre mit Unterbrechung, welche nachweisbar kurz war, Wallfahrts-Seelsorger in der Wallfahrt des Klosters Rot, Maria Steinbach/Iller. Sein Chronist hebt hervor, daß hier Mauritius mit großem Eifer bei Tag und Nacht, im Beichtstuhl und am Krankenbett, als hochbegabter Prediger, tätig war, denn in allen Zeiten sahen die Prämonstratenser ihre Aufgabe darin, mitten unter der Bevölkerung seelsorgerisch zu wirken und die Anliegen der Mitmenschen in ihr Chorgebet einzuschließen. Nachdem er in seiner Abtei mit Verwaltungsaufgaben betraut war, kehrte er als Pfarrer von Haisterkirch in die Seelsorge zurück und wurde von dort aus, wie die bedeutenden Äbte seines Klosters, Martin Ertle und Hermann Vogler, zur Abtswahl vorgeschlagen.

Nach dem Tod seines Vorgängers Benedikt Stadelhofer, welchem nur zwei Jahre Regierungszeit als Abt von Rot beschieden waren, fand dann am 4. September 1760 die Abtswahl unter dem Vorsitz des Generalvikars in der schwäbischen Zirkarie, dem Ursberger Abt Joseph Seitz, unter Hinzuziehung des Abtes von Weissenau, Antonius I., statt. Erst nach siebenmaliger Wiederholung der Stimmabgabe, verursacht durch seinen Mitbewerber Norbert Kayser, dem, wie auch Mauritius, beachtlicher Ehrgeiz nachgesagt wurde, konnte Mauritius die Mehrzahl der Stimmen auf sich vereinigen.

Er war dreiuundvierzig Jahre alt und regierte als Reichsprälät von Rot zweiuundzwanzig Jahre, so daß er alle Äbte der Tochterklöster von Rot überlebte. Es waren dies drei Äbte von Weissenau: Antonius I., Ambrosius, Antonius II., drei Äbte von Marchtal: Edmund, Ignatius, Paulus, drei Äbte von Wilten b. Innsbruck; Martin, Joseph, Norbert, vier Äbte von Steingaden: Marianus, Gregorius, Franciscus, Augustinus. Bei deren Abtswahl, mit Ausnahme derer, die in der Regierung Mauritius vorausgegangen waren, trat er später als Vorsitzender oder Zeuge auf.

Am 27. Juni 1782 erlag er einer Krankheit, welche sich ein halbes Jahr zuvor mit einem Blutsturz angekündigt hatte und hektische Fieberausbrüche verbunden mit starker Abmagerung in seinen letzten Lebensjahren zur Folge hatte. Abt Romuald Weltin von Ochsenhausen erwies ihm die letzten Ehren, und Mauritius wurde, worum er gebeten hatte, in dem von ihm begonnenen neuen Chor der Abteikirche von Rot beigesetzt.

Eine barocke Prälätengestalt voller Kraft und Leben, wie sie diesem Lande wohl ansteht, bedarf der Ausweitung des Blickfeldes, um diese aus heutiger Sicht, doch auch in der Kunstgeschichte voll eingebunden, in all ihrer Widersprüchlichkeit und ihrem Glanz richtig zu würdigen.

Die ihm benachbarten Äbte, die zur selben Zeit wie Mauritius regierten, und dies ebenfalls über zwanzig Jahre, sind weit bekannter. So der Kempter Fürstabt Honorius von Schreckenstein; die Äbte der Prämonstratenser Georg Lienhart von Roggenburg und Marian Mayer von Steingaden; bei den Benediktinern Joseph Seitz von Ursberg und Honorat Göhl von Ottobeuren.

Im schwäbischen Reichsprälätenkollegium hatte Mauritius durch seine Wortgewalt und geschickte Diplomatie, welche sein Chronist Stadelhofer, der bei ihm mit Tadel nicht geizt, einen herausragenden Platz. Stadelhofer kritisiert das rasch aufbrausende Temperament von Mauritius, das ihn schließlich in Konflikt mit dem Vorsitzenden dieses Kollegiums, Anselm Schwab von Salem, brachte. Es wird an anderer Stelle noch davon die Rede sein. In der Reihenfolge der Namen waren Vorsitzende dieses Kollegiums zu seiner Regierungszeit: Benedikt Denzel, Ochsenhausen, Anselm Schwab, Salem, Georg Lienhart, Roggenburg.

Es ist davon auszugehen, daß der Geschichtsschreiber seines Klosters, Benedikt Stadelhofer - nennen wir ihn den Jüngeren - die wesentlichsten Daten und Ereignisse der von ihm beschriebenen Äbte in der Historia Collegii Rothensis uns übermittelt. Diese ist sowohl für die Charakterisierung der Personen, als auch für die Auswahl des dem Chronisten Berichtswerten, als Hauptquelle dieser Arbeit zu betrachten. Da frühere Biographen fast nur diese Quelle ausschöpften, fiel das Urteil über Mauritius zu seinen Ungunsten aus. Dies trifft insbesondere im Hinblick auf seine Baulust und seine dadurch entstandenen Schulden, seine Mißerfolge zu.

Der Chronist Stadelhofer, nach den Lebensdaten wohl ein Neffe des Reichspräläten Benedikt gleichen Namens, ist nicht ohne Voreingenommenheit und widmet dem Nachfolger von Mauritius, Willebold Held, seine ganze Verehrung und Bewunderung. Willebold wird von ihm als ein gütiger, frommer, in Rechtsgeschäften sehr geschickter und erfahrener Mann geschildert, welcher keine Entscheidung traf, ohne dies vorher mit seinem Konvent abzustimmen.



Dies kommt insbesondere bei der Fortsetzung und Vollendung der neuen Abteikirche von Rot zum Ausdruck, deren Bau der Chronist detailliert schildert. Mauritius war eine weit schwierigere und eigenwilligere Persönlichkeit. Ihm zur Seite stand allerdings in den letzten Jahren als Abtssekretär Willebold Held, sein späterer Nachfolger, und auf diese Weise war der Übergang bei der notwendigen Fortführung des Kirchenbaues fließend.

Mit einem energischen Strich von Stadelhofers spitzer Feder, die er ebenso farbig, elegant und mit detaillierter Akribie, mit kleinen Geschwätzigkeiten überfrachtet und nicht ohne Sarkasmus führt, wischt er am Schluß der umfangreichen Lebensgeschichte des Mauritius ihm noch eins aus mit dem Satz: „So hinterließ er uns große Schulden und ein geringes Verlangen nach seiner Person.“ Dieses harte Urteil basiert eben auf der Tatsache des begonnenen, durch Mauritius' Tod als Bauruine hinterlassenen Kirchenbaus von Rot im klassizistischen Stil, den Mauritius gegen den Rat und Willen seines Konvents in seinen letzten Lebensjahren durchgesetzt hatte. Hier mag der Absolutismus der weltlichen Landesherren auf ihn abgefärbt haben, denn der Hofcharakter und die Weltluft dieses Prälaten wird vom Chronisten weitschweifig erzählt, auch kritisiert. Selbst die Dramatik des Todes von Mauritius während eines Festes paßt in dieses Leben.

Stadelhofer verschweigt auch nicht sein eigenes Verhältnis zur Geschichtsschreibung, und hier ist er objektiv Mauritius gegenüber: „Mir gab er Mut und Zeit für meine Geschichtsschreibung. Keinesfalls befahl er die Wahrheit zu unterdrücken und er hätte durch einen derartigen Befehl nichts erreicht, weil ich meine Gegner ermahnt wissen will, die mir das Zeugnis eines Undankbaren ankreiden würden. Einen Kahn Kahn zu nennen, war mir unverletzliches Gesetz. Wie hätte er das billigen können, was sein unsterblicher Geist jetzt ganz bestimmt mißbilligte.“ Auch Stadelhofer hatte also Gegner und wußte Angriffe scharf zu parieren.

Während von anderen Reichsprälaten bis auf unsere Tage Portraits oder Bilder zusammen mit ihrem Konvent vorhanden sind, und erst vor zwei Jahren im Privatbesitz das schöne Portrait des Marchtaler Prälaten Ignatius Stern ans Licht der Öffentlichkeit trat, ist kein Bildnis des Vorgängers von Mauritius, Benedikt Stadelhofer, der nur zwei Jahre als Abt regierte, vorhanden. Die Historia Rothensis bestätigt dies „effigiam corporis ejus non habemus. Sed si quis Cl. Sebastianum Sailer extempore Marchtallensi depinserit, iminuta paullum ejus crassitie Benedicti“ demnach nicht vorhanden, doch der Chronist vergleicht das Aussehen seines verwandten Abtes mit Sebastian Sauer, dem Abt Benedikt geähnelt habe. Daraus erhellt der Bekanntheitsgrad von Sailer als gesuchter Kanzelredner, dessen eben allgemein bekannt war. Abt Benedikt hat sich auch nicht mit seinem Wappen als Erbauer einer Kirche, oder eines Teiles dieser, verewigt. Verständlich bei so kurzer Amtszeit, nicht ganz verständlich, daß dies sein Nachfolger Mauritius nicht wenigstens bei der Wallfahrtskirche Maria Steinbach nachgeholt hat, welche immerhin das Abtswappen von Ignatius Vetter, unter welchem die Kirche geplant und zum großen Teil im Bau weist; das Wappen seines Nachfolgers Ambrosius Guggenmoos, dem nur drei Regierungsjahre beschieden waren, befindet sich auf der Gegenkanzel, die eigentlich nur eine vorgeschwungene Empore des mittleren Jochs ist. Am Chorgitter, welches den Hochaltar abschließt und den darüberliegenden zweiten Altar umgrenzt, steht „Mauritius Abbas“. Mauritius unterschreibt zu Beginn seiner Regierungszeit jedoch den Totenrotel (Klosterarchiv Ottobeuren). „P. Stadelhofer hat die herrlichen, der Mutter Gottes geweihten Gebäude in Maria Steinbach zur Bewunderung aller Pilger von Grund auf aufgebaut“ (aedibus e fundamentis excitatis).

Vielleicht hat beim Chronisten diese Ungerechtigkeit seinem verwandten Abt gegenüber keine Ruhe gelassen, und er ließ, vor allem was das Bauen des Mauritius' anbelangt, keinen guten Faden an ihm.

Ganz anders gibt sich der selbstbewußte, prachtliebende Mauritius und verleugnet hier nicht seinen angeborenen Sinn des Italienischen für die große Pose. Er habe sich, so der Chronist, häufig malen und sein Bildnis an mehreren Orten aufhängen lassen. Am besten habe ihn wohl der Maler Jakob Herle aus Erolzheim getroffen, der ihm in der Karwoche seines Todesjahres, als das Fieber bereits deutliche Anzeichen des nahenden Todes in sein Gesicht geschrieben, portraitiert hatte. Dieser ist, wie alle übrigen, außer dem einzigen im Pfarrhof von Maria Steinbach, nicht auffindbar. Johann Michael Koneberg, der später als fürstkemptischer Hofmaler zweier Kempter Fürststäbe diese für den Thronsaal der Residenz gemalt hat, signierte Mauritius' Portrait „pin. 1776“. Er war also neunundvierzig Jahre alt. Sein kühl prüfender Blick aus dunklen Augen, die groß gebogene Nase, die ganze pompöse Haltung, erinnert mehr an venetianische Dogenportraits, und der Typ ist im Grunde nicht schwäbisch zu nennen, wie viele andere Prälatenportraits. Als Handwerker- und Bürgersöhne aus den kleineren Städten sind sie zu Landes- und Gerichtsherren in den Reichsprälaturen aufgestiegen und haben ihre gotischen oder barocken Abteikirchen durch Umbauten dem Stil der Zeit angepaßt oder von Grund auf neugebaut, und sie haben, wie die weltlichen Fürsten ihrer Zeit sich ihre Favorites und Monrepos kostbar bauen und haben ausschmücken lassen, mit derselben Begeisterung ihre Wallfahrtskirchen erbaut. Man denke an Steingaden, das die Wies erbaute; an Schussenried mit der köstlichen Wallfahrt Steinhausen; an die Birnau, die von den Zisterziensern von Salem entstand; an das leider abgegangene Eldern, das die Benediktiner von Ottobeuren erbauten, und von dem nur noch das Gnadenbild Zeugnis gibt; oder Steinhausen/Rottum, das die Wallfahrt von Ochsenhausen war.

Koneberg, von dem Dr. Cordula Böhm-Lemperle (Biberach) annimmt, daß er bei der Ausgestaltung der Fresken der Wallfahrtskirche Maria Steinbach zusammen mit dem fürstkemptischen Hofmaler Franz Georg Herrmann, dessen Nachfolger er nach seinem Tod wurde, geholfen hat, ahmt im Mauritius-Portrait die Malweise Herrmanns nach und gestaltet die Figur nicht durch. Man glaubt ihm aber die stattliche Größe von zwei Metern. Sehr fein hingegen ist das Mobiliar, das Wappen mit dem Steinbacher Gnadenbild, das auch Ignatius Vetter (1730 - 1757), unter dem der Neubau der Wallfahrtskirche um die bisherige, zu klein gewordene, herum geplant und weitgehend fertiggestellt, jedoch nicht völlig ausgestattet war, sind Uhr, Zirkel und Reißpapier für den Bauplan ausgeführt. Also sieht sich Mauritius als architectus infulatus, wie sein Vorgänger Martin Ertle (1672 - 1711), dem nach mehreren Klosterbränden in Rot nichts anderes übrig blieb als zu bauen. Oder wie sein bedeutender Nachfolger Hermann Vogler (1711 - 1739), der selbst die Pracht liebte in Kirche und Haushalt, selber sehr fromm die letzten zehn Jahre als einfacher Chorherr nach seiner freiwilligen Abdankung lebte und seinen Mitbrüdern als Heiliger goltent hatte. Ihn bezeichnet die Historia Rothensis „ichnographo et architecto“, also Planzeichner und Baumeister. Mauritius hatte also Vorbilder. Er hat die Kunstwerke, die unter den Äbten Martin und Hermann in der Klosterkirche entstanden waren, auch beim Neubau dieser Kirche ab dem Jahre 1777 gesichert und damit erhalten. So zeigen sich heute noch die Sakramentskapelle, die der Anfang des Kapitelsaales ist, die Sakristei mit Stuckierung, Fresken und Schränken, das prachtvolle Chorgestühl von 1693, sowie zwei Betpulte und die Kassettendecke, die an anderem Orte eingebaut ist, in barocker Pracht, sowie das aus dem Roter Kirchenbrand von 1681 gerettete Gnadenbild von Maria Steinbach samt der Assistenzfigur des Jüngers Johannes. Auch in der Kostenüberschreitung hatte er ein Negativvorbild seines Klosters, denn bei der Vita des Abtes Ignatius Vetter (1730 - 1755) vermerkt die Historia Rothensis: „Abt Ignatius überschritt weit den Kostenvoranschlag (justos limites) und machte große Schulden, die nach seinem Tod erst so recht bekannt wurde“ . . . und Abt Mauritius folgte großzügig dem Beispiel seines Vorgängers nach dem Motto: Wer den Anfang will, muß auch die Mitte und das Ende wollen. Er brachte die von seinen Vorgängern erbaute, aber nicht vollendete Kirche (Maria Steinbach) zum Abschluß und setzte ihr den Schlußstein ein.“

## Von hoher Gestalt und mit einer Adlernase

**Charakter und äußeres Erscheinungsbild** nimmt Stadelhofer bei Mauritius besonders ausführlich unter die Lupe, denn bei seinen beiden direkten Vorgängern war bei drei, bzw. zwei Jahren Regierungszeit weniger Berichtenswertes vorhanden im Gegensatz zu Mauritius' zweiundzwanzig Jahren.

Er schildert ihn so: „Er war von hoher Gestalt, leicht rötlichem Gesicht, hatte eine Adlernase, schwarze Haare und Bart, die erst spät weiß wurden. Umgänglich, gemüthlich ohne Hochmut, ein affektvoller Betrachter des Herrenleidens, ein hervorragender Verehrer der Jungfrau Maria, ein allgemein gewandter Redner, ein strenger Asket, ein gewissenhafter Beobachter der klösterlichen Zucht. Doch bemerkten gerade die Nahestehenden mehrere angeborene Fehler: wir vermerken sie nur ungern im historischen Interesse. Er war bei den Gastmählern häufig dabei, aufwenderisch, gegen das sich Geziemende heiter, ein ständiger Teilnehmer an den Ausflügen und Wanderungen (wohl Reisen?), ein allzu großer Verheimlicher der Fehler, an denen gewisse Lieblinge litten, in den Beratungen und Äußerungen launenhaft, im Lob und Tadel anderer zu weit gehend, in der Auswahl seiner Freunde und in der Zulassung von Neulingen zu nachsichtig.“ Und weiter an anderer Stelle: „Auch dadurch hat unser Abt Ruhm erlangt, daß er die einheimischen (deutschen) feineren Wissenschaften nicht verabscheute wie viele andere von Vorurteil Behaftete.“

So ist bereits zu Beginn seiner Regierungszeit ein **Klosterschuldrama**, das am Schluß des Studienjahres 1762 von den Klosterschülern bei Gelegenheit der Preisverteilung aufgeführt wurde, bezeugt. Es trägt den Titel „Argumentum terribile de Deo existente seu Leontius nius expungere veram Deitatem ab avo suo defuncto expunctus. Reverendissimo ac amplissimo S. R. I. Praelato Domino Domino MAURITIO, celeberrimae et imperialis Canoniae Rothensis abbati vigilantissimo, studiorum suorum Maecenati, perquam gratioso etc. Per annua praemiorum distributione a studiosa juventute Rothensi submissimae in scenam productus. Anno 1762.“ Es werden dabei neun Spieler der klassisch-römischen Rollen, sowie Bauern mit schwäbischen Vornamen, wie Tostel, Hirscl, Jergel, Michele, Jobsele, sowie Mopsicus, Gabelus und vier Musikanten aufgezählt.

Aus Anlaß des Besuchs von Abt Anselm Schwab von Salem wurde im Jahr 1765 in Rot ein dialogisiertes Traktat über die Musik mit Chören und Rezitativen „Applausus Musicus“ (Die Musik erhält Beifall) aufgeführt. Dies ist in Bezug auf Wieland nicht uninteressant, doch darf man es nicht vereinzelt werten, denn das Klosterschuldrama hatte zu dieser Zeit ein reiches Repertoire. Der frische Zug geistigen Lebens nach allen Richtungen, in Kirche und Schule, in Musik,

Dichtung und Theater, in Kunst und Bauten ging nach dem dreißigjährigen Krieg bis zu den josephinischen Reformen und letztlich bis zur Säkularisation vor allem von den Klöstern aus. Der Prämonstratenserorden gehörte zu den blühendsten Orden, in der Circarie Schwaben mit den Abteien Rot, Roggenburg, Ursberg, Weißenau, Schussenried und Obermarchtal. Die Gebetsverbrüderungen mit anderen Orden schufen in Jahrhunderten gewachsene Beziehungen zueinander. So waren mit Rot verbunden: seit 1517 Ochsenhausen, seit 1501 Ottoberun, seit 1603 Buxheim. Mauritius lud auch die Augustinerchorherren in St. Peter in Waldsee nach Rot und ließ im Jahr 1776 auch die Benediktinerinnen von Kloster Wald bei Ottoberun daran teilnehmen.

Der Übung seiner Vorgänger folgend, ließ er durch Jesuitenmissionare einwöchige Exerzitien in Rot, Haisterkirch, Kirchberg und Haslach abhalten, die großen Zulauf erhielten. Es waren dies die Patres Gregor Niedermayr, Franz Gonezreiner und Joseph Passeyrer. Dabei hält der Chronist die große Pose seines Prälaten fest, der in Haslach dem vor ihm in die Knie sinkenden Jesuitenmissionar im Jahre 1765, Joseph Passeyrer, auf seine Weise den Dank zurückgab: Mauritius fiel vor dem Jesuiten in die Knie, und diese Demut wurde allgemein bewundert. Vom Segen dieser Missionen überzeugt, ließ er nach Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 diese durch seine eigenen Chorherren abhalten; doch als er erfahren, daß einige Ex-Jesuiten ihre früheren Missionen fortsetzten, rief er diese 1781 nach Rot, beinahe am letzten Platz, denn kurz darauf entließ sie Joseph II.

Auch in den Rot incorporierten Kirchen predigte Mauritius, vor allem bei Kirchenpatrozinien, selber und wettete heftig gegen auszurottende Laster.

Ihm lag vor allem **die Pracht des göttlichen Kultes am Herzen**. So ließ er gleich zu Anfang seiner Regierungszeit das Jahresgedächtnis der Übertragung der Katakombenheiligen, des Ehepaars Aurelius Renatus und Domitia, feierlich abhalten und übernahm jeweils selber die Festpredigt. Der Namenstag Johannes des Täufers wurde mit Orgel- und Orchestermesse gefeiert. Die größte Prunkentfaltung geschah am Fest des Ordensheiligen Norbert, an welchem er berühmte Kanzelredner, u. a. Dr. Aloys Merz von St. Ulrich und Afra in Augsburg, lud. Um die Frömmigkeit und Andacht der Gläubigen bei der Nachmittagsprozession nicht zu stören, schaffte Mauritius das darauffolgende Spiel um den Häretiker Tanchelin ab. Nicht zu vergessen die vielen Primizen, die Ordensjubiläen, die Einkleidungsfeiern und die Festtage im Kirchenjahr, die morgens um fünf Uhr mit Krachen der Böller sich ankündigten. Von diesen Kirchenfesten geben noch heute die ausgewählte schönen Ornate von Rot, und vor allem in Maria Steinbach, die dort zum Teil adlige Wappen aufgestickt haben, also Stiftungen sind, Kunde. Man muß diese Einheit von Bauten, Ausstattung und Orgeln gerade in der Pracht ihrer Maßgewänder auf sich einwirken lassen, um zu spüren, was das Wort „Barock“ bedeutet.

**Eine Neuerung** führte Abt Mauritius in der vorweihnachtlichen Zeit ein und ließ allwöchentlich das **Rorate** feierlich singen, und zwar das erstmal vom Abt, dann vom Prior, dem Subprior, zuletzt vom Vikar der Roter Pfarrei. Als großer Marienverehrer stimmte Mauritius nach der Matutin jeden neuen Jahres vor dem Bild der Jungfrau Maria mit dem ganzen Konvent das Salve Regina an, um der Gottesmutter ein neues Jahr zu wünschen.

Das besondere Anliegen der Prämonstratenser, die Nöte der Mitmenschen in ihre Gebete mit einzuschließen, kam besonders zum Ausdruck, als eine Seuche bei Mensch und Tier ausbrach. Mauritius ließ täglich nach der Prim das Stella Coelis anstimmen und behielt diesen Brauch bei, als längst die Seuche abgeklungen war. In Haslach führte er neu die Barbarabruderschaft ein und las am Namenstag der Heiligen dort jeweils selbst die Messe. Auch einen Ablass von Papst Clemens XIII. ist in der Historia Rothensis aufgeführt.

**Die Provinzkapitel** seines Ordens, die 1760, 1765, 1768, 1772 und 1782 stattfanden, belebte er durch großen Eifer und übernahm dort die Rolle des „Definitors“ mit derselben Freimütigkeit für seine eigenen Ansichten, mit welcher er anderen widersprach. Wenn daher der Generalvikar eine Entscheidung zu treffen wünschte, versuchte er vor allem den Mauritius auf seine Seite zu ziehen.

Die **Visitationen** unter Mauritius waren gefürchtet und hinterließen viel Ärger, denn er war ein strenger, nicht immer objektiver Visitator. Wenn er dort auf eigene Fehler aufmerksam gemacht wurde, konnte er seinen Unwillen nicht zurückhalten und drehte den Spieß um. Dann leitete er seinerseits gegen diejenigen, die ihn darauf aufmerksam zu machen wagten, eine Untersuchung ein und verfolgte sie, falls sie überführt wurden, insgeheim. Doch wehe, wenn im eigenen Kloster visitiert wurde, wenn Mängel zutage traten, die auf seine Verwaltung zurückzuführen waren! Da brauste er auf und sann eine sehr weltliche Rache der Vergeltung und ließ den schwelenden Ärger dann bei demjenigen Kloster aus, aus dem der Visitator nach Rot gekommen war.

Da Mauritius' Klugheit bekannt war, zog ihn auch der Generalvikar und Abt von Ursberg zweimal zur Visitation seines Ordenshauses bei. Die Visitationen von Mauritius fanden jeweils im den Tochterklöstern Weissenau, Steingaden und Wilten statt. Mauritius war der letzte Abt von Rot, der im Jahre 1764 als Vaterabt das Prämonstratenserstift Wilten am Fuße des Berges Isel bei Innsbruck visitierte. Die tief verwurzelte Verbindung mit dem Bergland Tirol fand mit der Kundmachung des Mariatheserianischen Generalmandats vom 2. November 1769, das die Abtretung inländischer Klöster von ausländischen Ordensprovinzen anordnete, ihr offizielles Ende. Die Anhänglichkeit der Wallfahrer aus Tirol nach Maria Steinbach hielt darüber hinaus unverändert an, und anlässlich der Feierlichkeiten zum 850. Gründungsjubiläum des Klosters Rot am 4./5. September 1976 nahm unter anderen hohen Festgästen auch der Abt von Wilten, Dr. Alois Stöger OPraem mit einem Teil seines Konventes und anderen Innsbrucker Vertretern daran teil.

Das **Schwäbische Reichsprälätenkollegium als politische Vertretung der Orden** umfaßte am Ende von Mauritius' Regierungszeit im Jahre 1782 nach Abt Willebolds Werk „Reichsprälätisches Staatsrecht“ die Abteien Salem, Weingarten, Ochsenhausen, Elchingen, Irsee, Ursberg, Kaisheim, Roggenburg, Rot, Weissenau, Schussenried, Marchtal, Petershausen, Wetenhausen, Zwiefalten, Gengenbach, Neresheim, Heggbach, Gutenzell, Rottenmünster, Baidnt, Söflingen und Isny. Die Führung der Geschäfte, die Leitung der Zusammenkünfte und die Repräsentation des Kollegiums lagen beim Direktor und Kondirektor, und diese hatten die Aufgabe, die Mitglieder über die anstehenden Probleme und wichtigsten Vorgänge in der Reichspolitik zu unterrichten. Das geschah schriftlich. Außerdem gab es die Kollegialtage mit den Äbten der Klöster. Die Frauenklöster hatten sich mühsam das Recht erkämpft, sich durch einen Prälaten mit ihrem Stimmrecht bei Wahlen vertreten zu lassen, und gerade unter Mauritius' Regierung fand dann dieses Novum bei der Direktorialwahl von 1767 in Schussenried statt, auf Betreiben des Salemer Abtes Anselm Schwab, dem wahrscheinlich daran gelegen war, diese Stimmen ganz sicher für sich bei der Wahl zum Direktor dieses Kollegiums (was er auch wurde) zu buchen. Die drei Reichsäbtissinnen Maria Caecilia von Baidnt, Maria Alexandra von Gutenzell und Maria Magdalena von Rottenmünster erschienen auf dem Wahlkonvent; die Äbtissin von Heggbach hatte krankheitshalber abgesagt.

Stadelhofer notiert zu diesen Kollegialtagen: „Bei den Zusammenkünften der Orden gebrauchte er (Mauritius) dieselbe Festigkeit seiner Stimme wie die Freiheit des Denkens, weshalb er den Abt Anselm von Salem, den Direktor, wiederholt beleidigte und den zurückgewichenen Kollegen festzunageln suchte. Dieser verbarg seinen Unwillen, brütete eine weniger religiöse Rache aus und schrieb nach Wien: Was die Abtskollegen vor dem Frühstück nichtern beschlossen hätten, das hätten sie nach dem Frühstück nach gutem Trunk verworfen unter dem heftigen Einfluß des Roter Abtes Moriz. Dieser Zorn war häßlich, denn die Wiener Freunde sandten den von Anselm bandschriftlich unterschriebenen Brief an unsern Abt zurück und fügten die Mahnung bei, er solle keine verkehrten Wirkungen dieser Anzeige fürchten, denn der Anzeiger sei in Wien schon längst gut bekannt und habe jeden Glauben verloren, da seine pseudopolitischen Kunststücke offenbar seien.“

Stadelhofer könnte hier auf den Kollegialtag von 1771 in Marchtal Bezug genommen haben, bei welchem die Zusage Abt Anselms, für sein Kloster Salem eine hohe Geldsumme nach Wien zu entrichten, auf heftigsten Widerstand seines Kondirektors, des Roggenburger Abtes Georg Lienhart und der Abtskollegen stieß. Abt Anselm hatte ihnen zu eigenmächtig gehandelt; das wurde als Vertrauensbruch gewertet. Nur der Zisterzienser von Kaisheim, Coelestin Angersprugger, welcher demselben Orden wie Abt Anselm angehörte, hielt zu ihm. Und diesen feinsinnigen, musikliebenden Prälaten hatte Mauritius von seinem Entschluß abzubringen versucht und die übrigen „nach dem Frühstück“ wieder auf seine Seite wohl gebracht. Im Laufe der Ereignisse blieb den widerstrebenden Prälaten keine andere Wahl als sich, mit einigen Ausnahmen, Wien zu fügen. Der aus Wien dem Mauritius übersandte Brief von Abt Anselm beweist außerdem, welche gute Beziehungen dieser dorthin hatte.

Wer sich heute den riesigen Klosterbauten gegenübersieht, die inzwischen eine andere, oder teilweise andere Verwendung gefunden haben und deswegen mit großem Aufwand restauriert wurden, der kann ermaßen, was es bedeutete, für solche Zusammenkünfte und andere Repräsentationspflichten ein gastliches Haus zu unterhalten. Der Aufwand der Klöster wurde in der Aufklärungszeit oft zum Anlaß genommen, auch an den Reichspräläten Kritik zu üben, und hier ist es der Chronist Benedikt Stadelhofer, der dazu Stellung nimmt, als der Prälat von Elchingen angegriffen und so beschrieben wurde: „Wenn er ausfährt, so ist es allemal ein Aufzug, der Aufsehen macht. Petrus und alle Mitglieder haben nicht den zehnten Teil Staat gemacht, wenn sie sich im Publikum sehen ließen.“ Stadelhofer entgegnet darauf:

„Der Aufzug und die Pracht des hiesigen Reichspräläten von Elchingen ist ebenfalls nicht an dem rechten Platze angebracht. Seine ganze Dienerschaft, wenn Er ausfährt, besteht aus einem Kammerdiener, Kutscher und Vorreiter. Vier Pferde sind bey einer schweren Kutsche mit Gepäcke unumgänglich nothwendig. Kommen nun bey einer weiten Reise sonst noch zwey dazu, so heischt es entweder der Wohlstand, oder der Charakter eines Reichsstandes. Da liegt nun der ganze Aufzug und die schimmernde Pracht der meisten Reichspräläten, worüber unser Offizier so gewältig lärm.“

Der Chronist gibt in der Vita des Mauritius einen guten, wenn auch nicht umfassenden **Einblick in das Leben im Kloster**. Da fällt gleich ins Auge die wenig geglückte Personalpolitik des Mauritius; die Ärger innerhalb des Konvents verursachte. Seinen Mitbewerber um die Abtswürde, Norbert Kayser, löste er vom Amt des Priors ab und versetzte ihn als Pfarrer nach Haisterkirch. Mauritius konnte keinen ehrgeizigen Prior neben sich dulden, der, so Stadelhofer, „große Autorität und sich unter den Gelehrten hätte einen Platz gesichert“. Er hatte Archiv und Hauptkundenbuch in Ordnung gebracht, verfaßte außerdem eine Lobrede auf den Gutenzeller S. Bernhard mit folgendem Titel „Wunderschönes Contrafait des honigfließenden Lehrers und Abtes Bernhard von Augsburg“.

1744 gedruckt. Kayser, dessen vier Brüder Geistliche oder Ordensleute waren, scheint die Niederlage bei der Abtwahl nie verschmerzt zu haben, denn er mußte später, schon krank, von der Pfarrei Haisterkirch abberufen werden und verfiel in Rot in eine mürrische Melancholie.

(Fortsetzung folgt)

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

---

# BC-Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach

Herausgegeben von der Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) Biberach e.V.

---

3. Jahrgang – Heft 1 – Seite 3

## Winterreute

### Blick in eine geschichtsreiche Vergangenheit

Von Josef Angele

Nach der allgemeinen Auslegung des Besiedlungsvorgangs haben die Alemannen die Orte mit den Vor- und Nachsilben wie -reute, -weiler oder -bach in der 3. Siedlungswelle im 8. und 9. Jahrhundert nach Christi Geburt gegründet. In unserem Bereich sind das Winterreute, Ellmannsweiler und Schnaitbach. Wie bei den meisten Orten sind die Jahrhunderte von der Gründung bis zu den ersten schriftlichen Erwähnungen im 13. Jahrhundert in Dunkel gehüllt. Die ältesten Urkunden bestätigen auch für Winterreute das hierzulande damals übliche Lehenswesen, bei dem die Bauern letztlich nicht frei, sondern einem Herren lehenspflichtig sind, der sie höfe- oder ortschaftsweise ungefragt an eine andere weltliche oder geistliche Herrschaft verschenken oder verkaufen konnte. Ursprünglich müssen die Ritter von Essendorf und von Steußlingen die Grundherren von Winterreute gewesen sein, denn im Jahre 1260 schenkt Ulrich von Essendorf einen Hof bei Winterreute an das Spital in Biberach und einen anderen vermacht er für sein Seelenheil dem Kloster Schussenried. Am 11. Mai 1297 übereignet Schedel von Steußlingen mit seinem Sohn dem Heilig-Geist-Spital einen Hof in Winterreute, ebenfalls um seines Seelenheiles willen, welcher jährlich 12 Malter Getreide, 12 Schilling Konstanzer Pfg., 8 Hühner, 100 Eier und 3 Schilling für Dienste gültet. Im Jahre 1289 erwirbt der Spital Besitzungen beim Waldmannsgraben, welcher 1504 in einem Vertrag über Trieb und Tratt zwischen Winterreute und Ringschnait erneut erwähnt wird.

1334 und 1348 kam auch das Kloster Ochsenhausen in und bei Winterreute in den Besitz von einigen Gütern; darunter befand sich der sogenannte Schussenrieder Hof, welcher später die Dauerbezeichnung St. Job. Baptista erhielt. Vor 1500 besaß das Kloster als Streubesitz in Winterreute nur diesen Hof sowie auf halbem Weg nach Bergerhausen den Hohhaushof.

Zu den 1334 erworbenen Gütern in Winterreute darf man sicherlich auch den Schlottertalhof zählen, der in den ersten Güterbüchern des Klosters zusammen mit den Ringschnaiter Lehen aufgeführt wurde und nunmehr im Ochsenhauser Gebiet lag, denn Ringschnait kam 1334 durch Kauf ganz in die Herrschaft des Klosters. Der Schlottertalhof hatte jedoch auch Streubesitz in den größtenteils spitälischen Schlotterwiesen.

Es sind keine Anhaltspunkte überliefert, ob die um 1500 nahezu gleich großen und räumlich etwa in einem Viereck nebeneinanderliegenden 4 Spitalhöfe durch Teilung aus einem großen Maierhof oder aus den 2 Höfen entstanden sind, welche bereits bei der Gründung des Spitals 1260 bzw. wenig später 1297 urkundlich erwähnt sind.

Jedenfalls ist deren topographische Lage in der Landschaft zwischen Bergerhausen und Ringschnait an der alten Heerstraße Biberach-Memmingen optimal, indem einerseits westlich der Straße eine zur Besiedlung geeignete Muldenlage ausgenutzt wird, andererseits aber trotz der Höhenlage von ca. 625 Meter durch den weiter westlich gelegenen 653 Meter hohen Geländerücken geschützt wird. Diese Höfe bilden zusammen mit dem oberhalb angelegten Klosterhof, welcher 1348 erstmals urkundlich erwähnt ist, den Kern der Weilersiedlung.

Die in den Urkunden vor und um 1500 gepflogene Schreibweise ist mit Windruti, Windenreuthi oder Winderrytte mundartlich geprägt, d. h. der oder die Schreiber haben es eben so zu Papier gebracht, wie ihnen das Wort zu Gehör kam. Es ist wohl nicht von der Hand zu weisen, daß der Name irgend etwas mit seiner Lage auf der den Winden ausgesetzten Hochfläche zu tun hat. Auf Grund der überlieferten Schreibweisen bietet sich jedenfalls keine andere Namensdeutung an.

In anderen Urkunden sind uns erste Personen- und Flurnamen von Winterreute und Umgebung überliefert, die sich z. T. in abgewandelter Form bis zur Gegenwart erhalten haben:

Am 5. März 1288 erklären sich die Gebr. Konrad und Eberhard, Grafen von Landau, damit einverstanden, daß Ritter Heinrich von Freyberg im Einvernehmen mit seinen Söhnen die Güter in Schnaitbach, Burren und Holzmühle mit Zubehör, die gewöhnlich „ze wisen und zewien“ genannt werden, bis zum Wasser Dirne (Dürnach), die alle Lehen des Grafen von Landau sind, für eine gewisse Summe zu seinem Seelenheil an das Nonnenkloster Heggbach verkauft (älteste bekannte Erwähnung der Dürnach).

Am 5. Mai 1390 war eine Streitschlichtung des Heinrich Mark, Bürger zu Biberach zwischen Branchowe Gräter und dem Spital wegen einiger Hölzer bei Ellmannsweiler gen Ringschnait und den Spitalwaldungen zu, wobei der Teil gen Ringschnait zu als dem Spital gehörig erkannt und bestimmt wurde. (Aus den Gräterischeri Hölzern entwickelte sich der Waldflurname Krettlesghau.)

1435 teilt der Hofrichter zu Rottweil, Graf Rudolf von Sulz, der Gemeinde zu Winden-Reutin mit, dass der Jude Jakob von Orsenhausen gegen Georg Eb von Winterreute einen Achtbrief erlangt habe und jede Gemeinschaft mit ihm verboten sei.

Im Jahre 1443 bemüht sich Winterreute um das Recht der Viehtränke im Weiher des Hans Bürklin vom oberen Reichenbach, dessen Grundstücke an das Jungholz anstoßen. (Aus der Viehtränke des Hans Bürklin entstand der Flurname Bücklesfeld.)

1445 verkauft Hans Gräter, Stadttammann zu Bad Waldsee, an das Spital sein Holz und seine Holzmark jenseits des Hohen Hauses, an Klaus Bruders Holz, an das Gotteshaus Ochsenhausen Holz und an die Stainge anstoßend. (Aus Stainge entstand der Steingehau.)

Im Jahre 1463 war ein Jörg Angele in Winterreute ansässig und vom Spital belehnt. Er nutzte die Zwergäckern und erhält das Wässerungsrecht an der Dirna.

## Winterreute im 15. und 16. Jahrhundert

Außer den bisher genannten, verhältnismäßig spärlichen Schenkungs- und Kaufurkunden sind im ersten umfassenden Urbar oder Güterbuch des Spitals vom Jahre 1526 erstmals ortschaftsweise lückenlose Aufzeichnungen über die Besitzverhältnisse im spitälischen Gebiet enthalten. Bei Winterreute sind mit dem Hinweis auf gemeinsame Rechte und Pflichten in zwei alten Vertragsbriefen von 1483 bzw. 1495 zunächst die vier Lehensinhaber auf einem Blatt gemeinsam aufgeführt:

„Winderrytte, nämlich die vier Güter, die zu der Zyt inhaben Christa Gyger, Michel Angele, Dys Vogler und Gori Öben sind dem Spital mit aller Gewaltsame unterworfen, mit bott (= Gebot), verbott, mit sturen (= Steuern), raisen (= Wehr) und diensten und sind dem Spital gar aigen, das er es verlyhren (= verlieren) mag, wenn er will oder versetzen oder verlassen.

Item (= ferner), die von winderrytte, die dem spital zugehören, haben ein gmeindholz, dies hat der Spital erlögt und ist ieren mayern (= Höfen) einglögt, sich darin mit zein (Zäune), brenn- oder buholz zu helfen. Item ein vertragsbrief ist vorhanden wie sie es halten sollen mit denen von rindschnaytt das dattum 1495 war.

Item ein Vertragsbrief mit Winderrytte und Ochsenhusen vom Schimpalis Hof (= Hohhaus) wegen sie sich miteinander halten sollen mit den mexen (Marken) oder ehafungen (= Allmende, Allmännerland), mit wun (= eine Art Frühjahrswaide), wayd, trieb und tratt, 1483 war das dattum.“

Die folgenden Blätter enthalten eine genaue Beschreibung der einzelnen Hofstellen mit dem Hausgarten, meistens ist es ein Baum- und Krautgarten mit je 1/2 Jauchert (Juchart), dem Wiesboden und den Ackerparzellen mit Flächenangaben in Jauchert, Viertel und Ruthen. Die Größe der Parzellen schwankt zwischen 1/2 und 2 Jauchert. Die Wiesen lagen in Ortsnähe im Briel, in der Baidt oder in den Schlautenwiesen (= Schlotterwiesen), aber auch als sog. Wässerwiesen an der Dürnach und im Rißtal. Im Feldbau gab es den Winter-, Sommer- und Brachösch und zwar den Hagenbucher, den Rychenbacher- und den Ellmanschwyller Ösch. Bei jeder Hofstelle sind die jährlich zu entrichtenden Gülden verzeichnet. Sie sind bei den erstgenannten vier Lehen nahezu gleich:

z. B. 1517 bei Christa(ian) Gyger:

Montag nach St. Jakobstag gibt 6 Malter 6 Viertel Roggen, 1 Malter 6 Viertel Haber, 1 Pfund 10 Schilling Heugeld, ein Viertel Eier, 4 Hühner, 1 Fastnachts-henne, 10 Schilling Heller zu weglösen (Abgang oder Abfahrt).

Auf den weiteren Seiten des Urbars werden bei Winterreute 2 Seiden aufgeführt: 1530 ein Peter Fuchs, 1538 ein Baltus Öben mit nur 10 1/2 bzw. 5 Jauchert Fläche. 1548 erscheint noch ein Bartolome Hagen, ohne eigene Flächen, aber einem halben Anteil an einem anderen Grundstück.

Aus der schräg abgesetzten Lage der Selden auf der gegenüberliegenden Straßenseite (siehe Skizze Winterreute um 1600) könnte man folgern, daß der Dorfweiher später auch Dorfwette, Lache oder Latsche genannt, schon im Ansatz als kleine Viehtränke vorhanden war, bevor diese Seiden in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts errichtet wurden.

Eine Vergrößerung des Weihers besorgte das Klein- und Großvieh sowie die Enten und Gänse im Laufe der Zeit durch Abtreten und Herumstochern an den Ufern. Der natürliche Zulauf bestand aus Oberflächen- und Grundwasser. Von Zeit zu Zeit erfolgte die Entleerung durch Öffnen des Dammes im Straßen-graben. Der Schlamm im Weiher war jeweils ein begehrter Dünger für Acker und Wiese. Er wurde an den oder die Meistbietenden verkauft. Das Schicksal der Latsche, wie sie zuletzt genannt wurde, war endgültig besiegelt, als sich 1966 mit dem Bau der Gemeindewasserleitung ihre Funktion als Löschteich erübrigte. In der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte das Spital in Winterreute 4 Bauerngüter und 2 bzw. 3 Seiden mit einer Gesamtfläche von 202 Jauchert. Außer einer weiteren spitälischen Seldstelle, welche 1732 auf dem dorfnahen Baintgrundstück der Hofstelle Matthäus Schick („Lachs“) am Weg in den Reichenbacher Ösch für den Bruder Conrad Schick entstand und die Dauerbezeichnung „Weißfisch“ bekam, bildete sich bis zur Säkularisation im Jahre 1803 keine weitere Hofstelle des Spitals. Die von den Spitalhofstellen bewirtschafteten Flächen stiegen von 202 Jauchert im Jahre 1538 auf 249 Jauchert im Jahre 1803, auf Kosten des in Etappen aufgeteilten Allmendlandes. Auch die Besitzverhältnisse des Klosters Ochsenhausen waren in diesem Gebiet bis zu dessen Auflösung im Jahre 1803 recht beständig. Das stattliche Hohhausgut auf halbem Weg nach Bergerhausen verkaufte es 1531 an das Spital und erwarb dafür Zehntrechte in Baustetten. In Winterreute entstand lediglich eine weitere Hofstelle als sogenanntes Heiligengütlein im Jahre 1598 im Gartengrundstück des 1348 erworbenen Schussenrieder Hofes, an derselben Straßenseite in Richtung Bergerhausen. Sie erhielt später die Dauerbezeichnung „S. Johann Evangelist“ und den Status eines „Erlebens nicht lt. Vertrag“. Im Gegensatz zu diesem bekamen die schon um 1500 bestehenden Klostergüter den Status „Erleben laut Vertrag“. Im Bauernkrieg von 1502 hatten nämlich die Untertanen des Klostergebiets, darunter auch Peter Hypp auf S. Fulgentius (Schlottertal) und Hans Wüst auf S. Joh. Baptista in Winterreute dem Abt abgetrotzt, daß ihre Güter nicht mehr als unsichere Fall- oder Schupflehen galten, sondern als Erleben laut Vertrag an die nächste Generation vererbt werden müssen.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 1 – Seite 6

## Der Biberacher Heilig-Geist-Spital und seine Kirchen

### Zeuge lebendiger Vergangenheit

Von Dr. Kurt Diemer

Vielleicht schon 1239, auf jeden Fall aber vor 1258 „ist mit dem Rat rechtschaffener und ehrbarer Ritter und Bürger in Biberach das Spital zu Ehren des Heiligen Geistes und der glorreichen Jungfrau Maria bei der besagten Stadt löblich errichtet worden. Denn die Ritter von Essendorf, die Brüder Ulrich und Hahnwig, sind die ersten Gründer des genannten Spitals gewesen und Herr Berthold Hupmann der Ältere“. So berichtet die älteste, etwa ums Jahr 1260 geschriebene Urkunde des Biberacher Spitals.

Der Spital wurde an der Stelle gegründet, an der sich heute der Evangelische Friedhof befindet. Damals kreuzten sich dort zwei wichtige Straßen: Die Straße von Ulm zum Bodensee und die Straße von Memmingen her in Richtung Schwäbische Alb und Schaffhausen. Da der Spital damit aber in der Pfarrei Warthausen lag, gab es bald Streit mit dem dortigen Pfarrer, der auf seinen Pfarrechten bestand; am 11. Januar 1279 gestattete dann der Konstanzer Bischof Rudolf von Habsburg - bis 1828 gehörte Biberach ja zur Diözese Konstanz - mit Zustimmung des Warthäuser Pfarrers, daß die Brüder und Kranken des Spitals, wenn sie nur unter Beschwerden die Pfarrkirche in Warthausen besuchen könnten, die Sakramente auch im Spital empfangen dürften. Als Zeichen der Anerkennung der Warthäuser Pfarrechte und als Ersatz für eventuelle Einkommensverluste mußte aber das Spital dem Warthäuser Pfarrer jährlich jeweils auf den Michaelstag drei Malter Frucht - in Dinkel wären das etwa 9 Zentner - liefern.

Nun war die Bahn frei für den Bau einer eigenen Spitalkirche. 1286 ist erstmals eine Heilig-Geist-Kirche urkundlich genannt; in einer Ablaßurkunde von 1287 wird ein eigenes Kirchweihfest erwähnt.

Zu den offenen Fragen der Spitalgeschichte gehört, wer den Spital denn ursprünglich eigentlich verwaltete. 1287 nahm Papst Honorius IV. den Meister und die Brüder des Heilig-Geist-Spitals in Biberachs Augustiner-Orden in seinen Schutz und bestätigte ihnen all ihre Besitzungen; 1291 ist vom Konvent der Brüder und Schwestern, 1302 vom Meister und den Brüdern „unter der Verfassung mönchischer Gottesverehrung“ die Rede, und damit es noch komplizierter wird, erscheinen 1294 eine Meisterin Adelheid, Brüder und Schwestern des Heilig-Geist-Spitals.

Nach der gängigen Lehrmeinung haben wir hier eine Laienbruderschaft vor uns, wie sie, ebenfalls unter Augustinerregel, in zahlreichen anderen Spitälern zu finden war. Eine andere Möglichkeit, die hier zur Diskussion zu stellen wäre, ist, daß der Biberacher Spital - wie z. B. der Biberacher Chronist Johann Ernst von Pflummern unter Berufung auf von ihm gefundene Dokumente behauptet - ursprünglich von dem um 1195 gegründeten, nach der Augustiner-Regel lebenden Heilig-Geist-Orden getragen wurde, der um 1212 schon das ein Jahrzehnt vorher gegründete Memminger Spital übernommen hatte. Dieser Orden war der erste organisierte Orden des Mittelalters, der Krankenpflege im weitesten Sinn zum Zweck hatte.

Der Orden der Chorherren vom Heiligen Geist war ein Doppelorden: für Männer und Frauen. Ursprünglich sollte nur ein Priester an jedem Spital sein. Die Ordensbrüder und -schwestern - sie legten feierliche Gelübde ab, denen ein viertes hinzugefügt wurde: den Armen zu dienen - widmeten sich der Betreuung von Kranken, Waisen, Findelkindern, armen Pilgern, Büsserinnen und Geisteskranken; ihnen zur Seite stand eine Heilig-Geist-Bruderschaft, deren Verhältnis zum Orden etwa so war wie das zwischen Franziskanern und Dritten Orden. Die Bruderschaft unterstützte den Orden durch Gebet, Eintreibung von Beiträgen und Hilfe in den Spitälern. Die Kleidung der Ordensmitglieder war himmelblau mit einem weißen zwölfspeitzigen Doppelkreuz auf der Brust; dieses Kreuz mit der Taube des Heiligen Geistes bildete auch Siegel und Wappen des Ordens. Kirchlich genossen die Ordensspitäler eine weitgehende Freiheit: sie durften eigene Kirchen mit Friedhöfen haben, nach eigener Wahl Geistliche anstellen, selbst bei einem Interdikt - dem Verbot der Feier von Gottesdiensten als kirchliche Strafe - ihre Kirche öffnen, ihre Glocken läuten, die Messe lesen und Tote bestatten.

Als dann im 13. Jahrhundert überall Spitäler entstanden, hätte der eben erst gegründete Heilig-Geist-Orden auch mit bestem Willen der ungeheuren Nachfrage gar nicht nachkommen können. So half man sich eben selbst: seit dem 13. Jahrhundert entstanden allenthalben lokale Genossenschaften von Brüdern und Schwestern ohne feierliche Gelübde, sogenannte Bruderschaften. Sie waren nicht einheitlich organisiert, hatten aber meist die Augustinerregel, wenn auch nicht mehr in der Form der Chorherren-Orden.

Die Städte sahen die geistliche Verwaltung der Spitäler nicht gern und suchten sie ganz in die Hand zu bekommen. Nicht nur ein Versagen des geistlichen Pflegepersonals in Verfallszeiten, schlechte Verwaltung des Stiftungsvermögens und seine Verwendung für fremde Zwecke waren hierfür der Beweggrund, sondern es waren oft rein lokalpolitische Gründe. Ein vom Ausland aus geleiteter Orden, der nach auswärts viele Abgaben zu leisten hatte, war bei den Stadtverwaltungen natürlich doppelt unbeliebt. Dazu kommt, daß beim Heilig-Geist-Orden sich bald ein deutlicher Rückgang der Spitalpflege abzeichnete. Schwestern und Laienpfleger verschwanden immer mehr. Diese Abkehr vom ursprünglichen Ordensideal hatte ein Erschlaffen der Ordenszucht zur Folge; ein bedenklicher Rückgang der wirtschaftlichen Verhältnisse infolge nachlässiger Verwaltung konnte dann nicht, ausbleiben. Man kann sich die Unzufriedenheit der Stadtverwaltungen mit dieser Entwicklung vorstellen. Soweit der Orden nicht schon im 13./14. Jahrhundert aus den Spitälern verdrängt worden war, trat im 14./15. Jahrhundert in fast allen Häusern, die dem Orden in Süddeutschland verblieben waren, eine Trennung von Konvent und Hospital ein, das in städtische Verwaltung übergang.

Auch in Biberach verlief die Entwicklung in dieser Richtung: um 1320 ging der Spital in die Verwaltung und das Eigentum der aufblühenden Stadt über. An die Stelle des Spitalmeisters als des Repräsentanten des Spitals traten nun die beiden von der Stadt bestellten Spitalpfleger, die ihrerseits wieder dem Rat der Stadt unterstanden. Der Spital wurde aber immer - selbst nach der Reformation - als Kirchengut, als „Gotteshaus Spital“ angesehen; das zeigte sich auch beim Siegel, das die bei kirchlichen Institutionen übliche spitzovale Form hatte.

In einer Urkunde von 1420, in der es um die spitälische Pfarrei Mittelbiberach ging, wurde dann auch die Geschichte des Spitals so erzählt, daß zwar von altersher ein Meister und Brüder des Augustinerordens in dem Spital gelebt hätten, seit unvordenklichen Zeiten aber verschwunden seien und seither der Spital, damit er nicht mangels eines Leiters verwüste, durch einen Priester in geistlichen Sachen und durch andere erprobte Männer in weltlichen Dingen

verwaltet worden sei, wozu letztere - von Bürgermeister und Gemeinde von Biberach bestellt - so oft es nötig Rechenschaft abzulegen verpflichtet wären und je nach Umständen von denselben abgesetzt würden. Ein Spitalkaplan ist übrigens urkundlich erstmals 1319 genannt.

In diesen Zusammenhang - Übergang des Spitals in städtische Verwaltung - gehört nun eine bisher kaum bekannte, im Kath. Pfarrarchiv wenigstens abschriftlich erhaltene Urkunde vom 8. Dezember 1319. Damals gestatteten auf die Bitte von Ammann und Rat der Stadt, wegen der unzähligen Verfolgungen und ungeheuren Gewalttätigkeiten den außerhalb der Stadt gelegenen Spital in den Mauern der Stadt hineinverlegen zu dürfen, die Konstanzer Generalvikare unter der Voraussetzung der Einwilligung des Biberacher Pfarrers, den Spital von seinem Gründungsort in die Stadt hinein an den Platz, der das Kloster genannt wird, zu verlegen. War dieser Ort die Stelle, an der das 1283 genannte Dominikanerinnenkloster gestanden hatte? Gleichzeitig erlaubten sie, dort eine Kapelle mit zwei Altären, zwei Glocken und Friedhof zu errichten und sich vom Spitalkaplan - ohne Nachteil für die Pfarrkirche - Gottesdienste halten und mit den Sakramenten versehen zu lassen. Damit aber in der Heilig-Geist-Kirche vor den Mauern der Stadt weiter Gottesdienst gehalten und den dort Verstorbenen die Gebete nicht völlig entzogen würden, wurde der Spitalkaplan dazu verpflichtet, ohne Schaden der Rechte der Pfarrei Warthausen dort wenigstens einmal in der Woche die Messe zu lesen.

Damit begann eine Entwicklung, die erst zweihundert Jahre später zum Abschluß kommen sollte: die völlige Hineinverlegung des Spitals in die Stadt. Zwar wurde nach 1373 im Zuge der Stadterweiterung der eigentliche Spital ganz in die Stadt hineingebaut; den landwirtschaftlichen Betrieb jedoch ließ man zunächst noch weiter am alten Platz. Erst nach dem Stadtbrand von 1516 wurde auch er in die Stadt auf das Gelände des heutigen Viehmarktplatzes verlegt. An die ehemalige Spital-Ökonomie erinnert dort noch heute der sog. Neubau.

Ein wichtiges Datum ist dann das Jahr 1422. Nachdem bereits ein Jahr vorher, 1421, auf dem der Hl. Dreifaltigkeit und den Hll. Maria Magdalena, Christophorus und Katharina geweihten Altar durch die Stadt eine Kaplanei gestiftet worden war, wurde nun die Predigt von der draußen gelegenen Heilig-Geist-Kirche in die Spitalkirche verlegt. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir annehmen, daß damals die heutige Spitalkirche bereits stand. Sie dürfte ursprünglich so ausgesehen haben wie die Salzburger Bürgerspital-Kirche: ein über freistehenden Säulen gewölbter, gerade schließender Chor und ein in seiner ganzen Ausdehnung von einer als Krankensaal genutzten Empore überdecktes gleich breites Langhaus. Die an die Spitalkirche anstoßenden Krankensäle waren durch Öffnungen mit der Kirche verbunden, so daß die Kranken am Gottesdienst teilnehmen konnten.

Vielleicht noch eine Bemerkung. Die Spitalkirche war damals die einzige Kirche in der Stadt, die in der Verfügung des Rates stand; die Pfarrei und damit auch die Stadtpfarrkirche gehörte ja der Zisterzienserabtei Eberbach im Rheingau, der sie Kaiser Ludwig der Bayer 1339 geschenkt hatte. In den folgenden Jahren wurden noch zwei weitere Kaplaneien gestiftet, die ebenfalls der Rat zu verleihen hatte: die eine am Altar des hl. Johannes d. T., der hll. Apostel, der hll. Lucas und Martin und der hll. vier Kirchenlehrer neben der Türe links in der Ecke, die - seit 1429 bestiftet - 1453 von Konstanz bestätigt wurde, die andere am Altar der 10 000 Märtyrer, des hl. Mauritius und seiner Gesellschaft, der hl. Ursula und der 11 000 Jungfrauen in der Ecke der Kapelle, die der Generalvikar 1462 genehmigte. Daneben gab es noch eine von der Familie Brandenburg gestiftete und verliehene Kaplanei, so daß die Spitalkirche insgesamt vier Pfründen besaß. 1519 weihte der Konstanzer Weihbischof die vier Altäre neu und setzte den 2. Sonntag nach Fronleichnam als Tag der Kirchweihe fest. Wie es vor der Reformation in der Spitalkirche und im Spital aussah, berichtet anschaulich der Chronist Joachim von Pflummern.

Nachzutragen wäre, daß beim Altar im Erker der 1474 erbauten Oberen Siechenstube, der heutigen evangelischen Spitalkirche, an dem der Priester Heinrich von Pflummern den Kranken die Messe las, der Stadtbrand von 1516 aufhörte; Johann Ernst von Pflummern berichtet: „Und als dies Feuer des Hospitals einen guten Teil verzehrt, auch nunmehr die Siechstuben angebrannt hatte, ist es doch allda verblieben und über die von Gott verordnete Terminos, Statt und Ziel nit ausgefahren, sondern gleich neben meines frommen Vettern, Herrn Heinrichen von Pflaumern des Priesters Altar sein Craft und weitere Devastation (Verwüstung) von sich gelegt; dann auch die auf solchem Altar stehende Wachskerzen nit verletzt oder geschmelzt worden.“

Ein Schicksalsjahr für Biberach war dann das Jahr 1531: am Osterdienstag (11. April) verbot der Rat die Messe; am Fest Peter und Paul kam es zum Bildersturm. Der damalige katholische Pfarrer, ein Eberbacher Zisterzienser, tat mit seinem Rückzug nach Rißegg einen geschickten Schachzug: er blieb in seiner Pfarrei, war aber außerhalb des Machtbereichs des Biberacher Rates; denn seit 1529 gehörte Rißegg als Bestandteil der Herrschaft Warthausen dem gut katholischen Dr. Hans Schad von Mittelbiberach. Im Spital wurde nun evangelischer Gottesdienst gehalten: am Montag predigte der aus Munderkingen stammende Georg Bösch, am Freitag der ehemalige Stamser Zisterzienser Johannes Mayer.

Über die Spitalkirche berichtet der Chronist Heinrich von Pflummern: „Item die Kirch im Spital ist verenden, ist jetzt eine Kammer da hinten hinaus, so lang wie sie geweiht war; stehen jetzt Bettstätten darin.“ Anscheinend wurde aber nicht alles zerstört; der ebenfalls katholische Chronist Lukas Seidler berichtet: „In der Spitalskirchen wurden auch etlich Ding erhalten, samt zwei Altären, so noch vorhanden in der gemelten Kirchen. Den einen hat mein Ahne Conrat Stark machen lassen.“

Zwar mußte der Rat 1548 die Ausübung der katholischen Religion in Biberach wieder erlauben; es dauerte aber noch bis zum Jahre 1571, bis wenigstens der Chor der Spitalkirche von den dort stehenden Betten leergeräumt und zwei Altäre „nach katholischer Ordnung“ aufgestellt wurden. 1602 wurde die Spitalkirche renoviert (und dabei das Gewölbe des Chores beseitigt?); im Zeichen eines wiedererstarkenden Katholizismus wurden nun auch in der Fastenzeit wöchentliche Bußpredigten durch einen katholischen Prediger eingeführt. „Darauf bald erfolgt, daß die brandenburgische Kaplanei, so bis anhero nach eingeprägter Lutherei durch keinen besonderen Priester versehen gewesen, wiederum in alten Stand gesetzt und durch des neu angenommenen Kaplans Restitution wöchentlich zwei beständige Messen auf St. Annen Altar in diese Spitalkirche gleichsam von neuem gewidmet und deroeseln Anfang Anno 1607 gemacht worden.“ 1609 wurde dann auch die Spitalkaplanei (Heilig-Geist-Kaplanei) wieder besetzt; der Kaplan hatte die katholischen Hospitaliten zu betreuen und wöchentlich vier Messen in der Spitalkirche zu lesen.

„Damit dann bei vermehrter Andacht das Kirchengebäude nit weniger honoriert (geehrt) und was zum Dienst Gottes deputiert (bestimmt) worden, mit gebührender Reputation erhalten und geziert worden, hat man in dem nächst abgeloffenen 1627sten Jahr noch den übrigen Teil der Kirche rückwärts von dem Chor bis an den Eingang oder Gassen völlig mundieren (ausräumen) und die vorhandenen alten Kästen, Truhen und anderen unförmlichen, auch an dieses Ort mitnichten gehörigen Gerumpel abschaffen, den dritten Altar von neuem aufsetzen und einen Predigtstuhl neben anderer oder mehrerer Zier constituieren (machen) lassen.“

Was den evangelischen Gottesdienst angeht, so ließen die Spitalpfleger im Jahre 1571 in den zwei an die Spitalkirche anstoßenden Stuben, in denen die evangelischen Kranken lagen, Fenster und einen Predigtstuhl einrichten, in welchen dann evangelischer Gottesdienst gehalten wurde. Es gab auf evangelischer Seite ja immer einen besonderen Hospitalprediger. Die alte Spitalkirche, die Heilig-Geist-Kirche vor der Stadt, wurde im Jahre 1633 von den Schweden niedergehauen, um den Kaiserlichen keinen Unterschlupf zu geben, und an ihrer Stelle dann in den Jahren 1649-1662 die heutige evangelische Heilig-Geist-Kirche erbaut.

Da die Spitalkirche 1624 allein dem katholischen Gottesdienst gedient hatte und dieses sog. „Normaljahr“ bei der Einführung der Parität nach dem Westfälischen Frieden die Grundlage bildete, überließ 1649 die mit der Einrichtung der Parität betraute Kommission die Spitalkirche den Katholiken auch weiterhin allein; den Evangelischen wurde aber erlaubt, sich im Spital „ein bequemes Gemach“ zu einer Kirche auszuersuchen. Sie hielten ihre Gottesdienste dann in der damaligen Oberen Krankenstube, der heutigen Evangelischen Spitalkirche, die aber anscheinend erst um 1720 als Kirche eingerichtet wurde. Der Biberacher Maler Klauflügel malte 1728 für sie Apostelbilder und 1735 die Kanzel, die wie die Kirchenstühle und den Altar der Spitalschreiner Klein fertigte. 1791 erhielt die evangelische Spitalkirche ein neues Altarbild mit einer Darstellung des Abendmahls von der Hand des „katholischen“ Bernhard Neher. Um 1842 regotisierte der Architekt Schlierholz die Kirche, die in den Jahren 1929/30 ihr heutiges Aussehen erhielt.

Doch zurück zur katholischen Spitalkirche! Im Jahre 1710 erhielt sie einen neuen, dem Heiligen Kreuz geweihten Mittelaltar, der dem Maler Franz Weber, dem Bildhauer Hermann - dem Meister des Hochaltars der Stadtpfarrkirche - und dem Schreiner Bucher verdingt wurde. Zu Seiten des die Hl. Dreifaltigkeit darstellenden Altarbildes sollten Statuen des hl. Evangelisten Johannes und der hl. Mutter Anna stehen, während das Aufsatzbild - eine Marienkrönung - von Figuren des hl. Franz von Assisi und des hl. Johannes von Nepomuk flankiert werden sollte. 1712 wurden dann noch zwei neue Seitenaltäre gefertigt, der rechte mit einem Altar-Bild „Tod des hl. Josef“ und Figuren der Pestheiligen Rochus und Sebastian unter einem krönenden Schutzengel, der linke mit einer Kreuzabnahme als Altarbild und Statuen der Biberheiligen Hieronymus und Johannes der Täufer (oder der hl. Maria Magdalena). 1718 schließlich wurde die Einrichtung noch durch eine neue Kanzel vervollständigt. Die Gesamtkosten der Neueinrichtung betragen einschließlich eines Meßgewands, dreier Antependien und der Altartücher 969 fl. 38 kr. Zum Vergleich: 1705 verkaufte das Spital seine Papiermühle in Birkendorf um 1200 fl., 1706 ein Haus in der Stadt um 190 fl.

In der Spitalkirche gab es um diese Zeit auch ein heiliges Grab; der Kindsvater Leopold Kläiber erhielt 1725 dafür 15 fl. 54 kr., 1726 betragen die Ausgaben 5 fl. 47 kr.

Hatte der Mittelaltar bis auf das Altarblatt, das durch das heutige, von Johann Baptist Pflug 1836 gemalte ersetzt wurde, die Renovation in den Jahren 1834-1838 überstanden, so wurde er dann bei der nächsten Renovation - in den Jahren 1876/77 - zugunsten des jetzigen beseitigt, den der Bildhauer Friedrich Thuma fertigte; die Erhaltung des Pflugschen Altarbildes wurde aber ausdrücklich verlangt. An die beiden Seitenaltäre erinnern noch die beiden in der Kirche

hinten links aufgehängten Altarbilder von Johann Bergmayer, der 1711 durch die Heirat mit der Witwe des Malers Weber Bürger geworden war. Von ihm stammt auch das 1730 gemalte Bild mit der Darstellung des hl. Johannes von Nepomuk im Beichtzimmer.

Grundlegend für die heutigen Verhältnisse ist die in der hospitalischen Ausscheidungs- und Abfindungsurkunde eingetragene Vereinbarung aus dem Jahre 1912. Sie besagt für die katholische Spitalkirche folgendes:

1. Das Eigentum an den beiden Spitalkirchen kommt zu bzw. verbleibt der bürgerlichen Stiftung (Hospital).

2. Zugunsten der katholischen Kirchengemeinde Biberach wird das Gebäude Waaghausstraße 12 in der Weise belastet, daß diese Kirchengemeinde berechtigt sein soll, die im Gebäude Waaghausstraße 12 eingebauten Räumlichkeiten der bisherigen katholischen Spitalkirche samt Sakristei und Glockenturm für die Zwecke ihrer Kirche nach Maßgabe des Bedürfnisses der römisch-katholischen Pfarrgemeinde zu benützen, und zwar Kirche und Sakristei ausschließlich, den Glockenturm in Gemeinschaft mit der evangelischen Pfarrgemeinde. Diese Dienstbarkeit wurde am 18. März 1912 ins Grundbuch eingetragen.

3. Die innere Einrichtung wie Kirchenstühle, Kanzel, Orgel, Altäre, kirchliche Geräte und sämtliches Inventar, Gasleitung und dergleichen, sowie Türen, Fenster und Gitter sollen in das Eigentum und die Unterhaltung der Kirchengemeinde übergehen. Die Glocke soll gemeinschaftliches Eigentum beider Kirchengemeinden werden.

4. An den Unterhaltungskosten dieser Kirchen, einschließlich des Turmes, trägt die bürgerliche Stiftung (Hospital) die Kosten der Erhaltung des äußeren Verputzes, der Umfassungswandern, der Freitreppen, des Daches samt Dachgebälk und des Zwischengebälks. Die Kirchengemeinde trägt die Kosten der Unterhaltung der Innenflächen der Kirchen und der Decken bzw. der Gewölbe und des Fußbodens.

5. Die bürgerliche Stiftung (Hospital) zahlt die Grund- und Gebäudesteuer sowie die Brandschadenumlage für das Gebäude.

6. Wenn das Nutzungsobjekt (Hospitalkirche) durch höhere Gewalt, insbesondere durch Schadenfeuer, untergeht, so erlischt die Dienstbarkeit. Mit dem Abschluß der Renovation im Herbst 1979 hat für die katholische Spitalkirche ein neuer Abschnitt in ihrer Geschichte begonnen. Sie ist nun wieder, was sie seit nahezu 600 Jahren war: ein Ort der Stille und des Gebetes.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 1 – Seite 11

## Magister Konrad Manopp von Riedlingen

Von Prälat Prof. Dr. Hermann Tüchle, Gröbenzell

Mit dem Neubau eines Altenheimes an der Berliner Straße in Riedlingen endete die Betreuung der alten Bürger der Donaustadt durch das 600 Jahre alte Spital. Das neue Heim erhielt den Namen Konrad-Manopp-Stift und soll so die Erinnerung an den Stifter des Spitals kommenden Geschlechtern weitergeben. Anlässlich der Einweihung wurde sein Name und seine großzügige und gutgeplante Stiftung mehrfach gewürdigt. Dem, was damals auch in diesen Heimatkundlichen Blättern über ihn gesagt wurde, seien noch ein paar Einzelheiten hinzugefügt, die die Persönlichkeit dieses Priesters noch in ein klareres Licht stellen können.

### Der Vater

Die Manopp - auch die Form Monopp kommt öfters vor - müssen schon in der Generation vor unserem Konrad Manopp eine wohlhabende und angesehene Riedlinger Familie gewesen sein. Das Heiligkreuztaler Urkundenbuch erwähnt sie mehrfach. Als im Jahre 1312 Albrecht Schertwege von Riedlingen sieben Juchart Ackerland an Heiligkreuztal schenkte, wurde als erster Zeuge auf der Urkunde vermerkt „Manop von Rudelingen“. Vier Jahre später bezeugt den Verkauf eines Gartens in Riedlingen durch Mechthild die Stainbainin an den Dekan Konrad von Binzwangen diesmal an sechster Stelle Konrad Manoppe. Er darf wohl mit dem Zeugen von 1312 gleichgesetzt werden.

Hatten wir bisher nur den Namen, so erfahren wir aus einer weiteren Urkunde von 1324 etwas mehr von ihm. Diesmal stellt Konrad Manoppe selber eine Urkunde aus und läßt sie von der Stadt Riedlingen siegeln. Darin verkauft er an Heiligkreuztal seinen Garten in Altheim um sechs Pfund Heller und darf ihn für die nächsten zehn Jahre gegen sieben Schilling jährlich weiter bebauen. Interessant nun, daß Konrad Manopp nicht nur für sich selbst, sondern auch für „Frau Anna, meine eheliche Wirtin, und Konrad, meinen Sohn“, den Verkauf beurkundet. Den Verkäufer darf man sich in verhältnismäßig jungen Jahren vorstellen. Er hat, wenn man das so deuten darf, erst einen Sohn. Dieser Sohn ist höchst wahrscheinlich der spätere Priester und Stifter des Spitals. 16 Jahre später ist Konrad „Monoppo“ - so schreibt diesmal die Urkunde den Namen - wieder Zeuge, als Otto von Grüningen und seine Geschwister verschiedene Güter an Heiligkreuztal verkaufen. 1346 aber verkaufen Konrad „Manoppe“. Bürger zu Riedlingen, und Anna, seine eheliche Wirtin, um neun Pfund Heller eine Wiese an das Zisterzienserinnenkloster. Vom Sohn oder von Söhnen ist diesmal nicht die Rede. Das ist übrigens die letzte Erwähnung des Vaters in den Urkunden.

### Urkunden über den Meister Konrad Manopp

Was wir dann wieder über die Familie erfahren, betrifft den Sohn, eben unseren Priester Konrad Manopp. Zunächst hören wir, daß er im Jahre 1359 den hohen akademischen Grad eines Magisters (Meisters) hatte und wegen seiner Welt- und Geschäftsgewandtheit angesehen war. In diesem Jahr wurde zwischen dem Pfarrer von Ringschnait Johann von Erisdorf und dem Kloster Heiligkreuztal das Leibgeding des Pfarrers, die Altersversorgung also ausgemacht. Dabei wurde bestimmt, daß die Schwestern etwaige, nach dem Tode des Pfarrers noch unerledigte Ansprüche des Pfarrers dem Kloster schenken und „nach rat mayster Konrad Manoppen“ als Spende für die Gemeinschaft anlegen sollten. Konrad ist also bereits Magister. Er ist vor 1324 wahrscheinlich zwischen 1310 und 1320, eher näher bei 1310 in Riedlingen geboren. Wo er die schulischen Anfangsgründe gelernt hat, wissen wir nicht, vielleicht beim Ortspfarrer. Dann mag er als fahrender Scholar eine Universität aufgesucht haben. Die Auswahl war nicht groß. In Deutschland gab es noch keine Hohe Schule. Prag wurde erst 1348 gegründet. Paris, Bologna und Padua zogen die jungen deutschen Studenten an. Nach 1359 taucht der Magister urkundlich nicht mehr auf, bis zu einem Vergleich vom Dezember 1375, der im Spitalarchiv Biberach liegt. Mit dem Vergleich sollte der Streit um die Besetzung der Pfarrei Mittelbiberach beendet werden. Gesiegelt wurde die Urkunde von den beiden konkurrierenden Bewerbern, ferner vom Dekan Velber in Biberach, von Konrad Manopp, Priester, und einem Biberacher Richter. Unser Meister Konrad war also auch Priester. Von einer Pfarrei, die er innehatte, steht nichts in der Urkunde.

Dann folgt der bereits bekannte Privilegienbrief für das geplante Riedlinger Spital vom 8. Sept. 1377. Er wurde in Wien ausgestellt. Von dort aus führten damals die habsburgischen Brüder noch gemeinsam die Regierung, auch wenn sich der junge Leopold III. (noch keine 27 Jahre alt) vor allem mit den Angelegenheiten der Vorlande, also auch der österreichischen Donaustädte in Schwaben, beschäftigte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Meister Konrad den Herzog in Wien selber aufgesucht hat. Denn die junge Universität Wien, die damals ihre erste Krise erlebte, mag für den Akademiker, der er war, schon auch eine Reise wert gewesen sein. Mit dem Privileg des Herzogs war es für ihn ein leichtes, beim Rat seiner Heimatstadt vorzusprechen und ein ähnliches Privileg der Steuer- und Abgabefreiheit für das zu gründende Spital zu erlangen. Aus dieser Urkunde des Rates der Stadt Riedlingen vom 8. Januar 1378 erfahren wir wieder etwas Neues. Konrad sei vorher Schulmeister und nachher Leutpriester in Biberach gewesen.

Keine vier Wochen später konnte die Stiftung vollzogen werden. Der Rat nahm sie an und verpflichtete sich, bei Verletzung der Privilegien des Spitals dem Spital zu Saulgau 45 Pfund Heller zu geben, den gleichen Betrag, den Konrad Manopp dem Riedlinger Spital vermacht hatte, und die Einkünfte dem Spital in

Biberach zufallen zu lassen. Man kann sich über die Höhe der Stiftung eine Vorstellung machen, wenn man daran denkt, daß Meister Konrad sechs Wochen später eine Messe und eine Kaplanei dazu mit 20 Pfund Heller für das Spital stiftete. Noch steht der Altar im heutigen Ausstellungsraum des Heimatmuseums an der alten Stelle und trägt die lateinische Inschrift über die Stiftung: Konrad Manopp, Priester (Keppler las seinerzeit das verkürzte p der Inschrift als plebanus; presbyter = Priester ist wohl vorzuziehen) stiftete dieses Spital und diesen Altar mit Gütern im Wert von 1000 Gulden im Jahr des Herrn 1378.

## Der Leutpriester von Biberach

Aus der Höhe dieses Betrags lassen sich einige Schlüsse ziehen. Der Stifter stammte aus einer recht wohlhabenden Familie und war Alleinerbe oder er hat lange Jahre ein hohes Einkommen gehabt, von dem er soviel ersparen konnte. Wahrscheinlich wird beides zusammen gekommen sein. Wir hören und lesen nichts von andern Söhnen des Konrad Manopp alt, später nur von einem Vetter. Vielleicht war Will Manopp, Kaggs Witwe in Biberach, die 1375 ihr Haus der Pfarrkirche in Biberach vermachte, eine Schwester unseres Magisters, vielleicht auch nur eine entfernte Verwandte. Was die Einkünfte betrifft, so lassen die Angaben für den Magister, Schulmeister und Leutpriester nicht klar sehen. Leutpriester in Biberach, wie es in der Riedlinger Urkunde heißt, ist mindestens kirchenrechtlich keine genaue Bezeichnung. Die Pfarrei Biberach war jedenfalls seit 1359 nach langen Verhandlungen dem Zisterzienserkloster Eberbach im Rheingau eingegliedert, inkorporiert. Die Abtei war der eigentliche Pfarrer, der die Einkünfte von Biberach bezog. Die Seelsorge übte ein vom Kloster bestellter Vikar aus, dem das Kloster einen meist nur bescheiden bemessenen Anteil von den Einkünften einräumte. Dieser auf Dauer bestellte Vikar (Ewigvikar), vielleicht zeitlich sogar der erste, scheint Konrad Manopp gewesen zu sein. Eine urkundliche Bestätigung ist freilich bisher noch nicht gefunden worden. Nur Stefan Kriebmann hat im Nachtrag zu seiner Series parochorum von 1950 die Ergänzung gebracht: 1359 Maonop von Riedlingen, Pfarrer in Biberach. Eine Quelle dafür gab er leider nicht an. Doch würde diese Vermutung gut in die Zeit hineinpassen. Wir wissen, daß nach der Inkorporation der bisherige Pfarrer von Biberach, Anselm von Königsegg, 1359 auf seine Pfarrei verzichtete. Erst 1375 wird wieder ein Pfarrer bzw. ein Vikar in Biberach genannt. Es ist der Dekan Walter Velber. In die Zwischenzeit von 1359-1375 würde also die Seelsorgstätigkeit des Leutpriesters Konrad Manopp passen. Dann versteht man auch, warum Manopp wenige Monate nach dem Amtsantritt des neuen Ewigvikars (Velber) zusammen mit diesem den oben angeführten Vergleich wegen Mittelbiberach besiegelt.

## Der Schulmeister

Nun steht in den Riedlinger Urkunden von 1377/1378, Manopp sei vorher Schulmeister gewesen. Die Vermutung, auch diese Tätigkeit sei in Biberach ausgeübt worden oder Manopp sei sogar in Riedlingen selbst Lehrer gewesen, selbst wenn das Max Schermann einstens in seiner Geschichte des Humanistischen Schulwesens in Württemberg glaubte, ist doch wohl recht unbegründet.

## . . . und seine literarischen Werke

Ein wenig mehr erfahren wir, wenn wir die Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts befragen. Drei verschiedene Werke geben unseren Meister Konrad als Verfasser an. Für uns heute am erstaunlichsten ist das Werk dieses Priesters mit dem Titel „Abriß der Gesundheitspflege“ (Compendium de regimine sanitatis). Aber im Mittelalter waren Priester und Arzt einander sehr nahe. Manche Geistlichen waren Ärzte; nur die Ausübung der Chirurgie war den Geistlichen vom kirchlichen Recht her verboten. Das Original dieses medizinischen Werkes ist verloren, aber eine Abschrift von 1445/1449 liegt in der Zentralbibliothek in Zürich (Nr. 276). Diese Handschrift enthält verschiedene medizinische Abhandlungen, die nicht alle von Konrad Manopp verfaßt sind, und die Verfasserangabe: „von Konrad Monopp (so!), zur Zeit Lehrer der Schule der Augsburger Kirche“. Eine weitere Abschrift, die sich 1792 noch in der Kartause Buxheim befand, hat den gleichen Vermerk. Nur las der Augsburger Bibliothekar A. Veith damals statt *scolar solemniss*, also „berühmten Lehrer der Augsburger Kirche“. Gleich, welche Lesart die richtige ist, Manopp war Lehrer der Augsburger Kirche, also Lehrer der Augsburger Domschule, an der die Söhne der Adeligen, die für den Dienst der Kirche bestimmt waren, herangebildet wurden. Seit wann Manopp in Augsburg wirkte, ob vielleicht der Landsmann Bischof Marquard von Randegg (1348-65) ihm Stelle und Amt übertragen hat, wissen wir nicht, auch nicht, was er genau lehrte. Aber der Doktor der Theologie und beider Rechte, wenn nicht auch noch der Heilkunde, hatte sicherlich alle Voraussetzungen für das, was man von ihm erwartete. Das zeigen auch die beiden anderen Werke aus seiner Feder. Da ist einmal das „Funkenbuch“ (*Liber scintillarum*), das in vier Büchern, nach dem Alphabet geordnet bibeltheologische Fragen behandelt, mit *angeli* (Engel) beginnt und mit *zelus* (Eifer) schließt. Manopp benützte dabei alle einschlägigen Werke, von den Kirchenvätern bis zu den „modernen“ Exegeten (Nikolaus von Lyra, + 1349). Das Werk wurde mehrmals abgeschrieben, noch im späten 15. Jahrhundert z. B. von einem Baccalaureus aus München an der Universität Leipzig. Diese Abschrift wurde später vom Domkapitel Konstanz an das Kloster Weingarten verkauft und gelangte nach der Säkularisation in die Hofbibliothek nach Stuttgart. Eine frühere, nur noch teilweise erhaltene Abschrift ist heute in Karlsruhe. Das dritte Werk Manopps weist schon im Titel auf die manchmal geradezu gekünstelte Gelehrsamkeit der Spätscholastik: *Nothesilitos*. Hinter dem rätselhaften Wort steht das griechische *Gnothi seauton*, Erkenne dich selbst. Das Buch handelt, wie der Untertitel sagt (*de notitia hominis*) von der Wissenschaft vom Menschen. Noch liegt eine Abschrift davon in Stuttgart, die den gleichen Weg über Konstanz und Weingarten ging. Wegen des Gegenstandes, des Menschen im Mittelpunkt des Werkes, nahm 1945 ein junger Schweizer Gelehrter (R. Bänziger) Manopp für die Grenzscheide zwischen Scholastik und Humanismus in Anspruch und wollte ihn irrtümlich aus dem schweizerischen Rüdlingen stammen lassen.

Den materiellen Ertrag seines Lebens und seiner Tätigkeit hat Manopp in der Stiftung von Spital und Kaplanei für die Ewigkeit fruchtbar gemacht. Auch sonst muß er eine offene, wohlthätige Hand gehabt haben. Umsonst steht er nicht im Totenbuch von Heggbach. Dort wird am 20. August an den „maister Manoppel“ gedacht. Wenn wir so den Todestag Manopps kennen, so ist das Sterbejahr unbekannt. In einer Riedlinger Urkunde von 1399 wird er als verstorben bezeichnet. Zwischen 1378 und 1399 also, näher bei 1378, endete das Leben dieses durch seine Stiftung noch nach 600 Jahren bekannt geliebten Riedlinger priesterlichen Gelehrten.

Vom Geschlecht der Manopp hören wir noch in der ersten Hälfte des nächsten Jahrhunderts. Ein Vetter Nikolaus war 1399 und 1410 Spitalkaplan in Riedlingen. Es ist wohl derselbe, der nach Biberacher Chroniken später von Heinrich von Plummern ein Haus nahe beim Siechentor in Biberach kaufte. Im Tausch gegen dieses Haus wurde ihm, der als aussätzig bezeichnet wird, 1413 die Wohnung des Kaplans der Sondersiechen bei St. Magdalena überlassen. In Wien begann wieder ein Nikolaus Manopp von Riedlingen 1412 sein Studium und wurde zehn Jahre später Baccalaureus der Freien Künste. Im September 1432 wurde er zum Pedell der Artistenfakultät bestellt. Ob er der gleiche ist, der zum Jahresende 1429 zum Universitätsnotar gewählt wurde? Und nochmals wird ein Nikolaus Manopp im Herbst 1437 an der Wiener Universität eingeschrieben. Sein weiteres Geschick verliert sich im Dunkel.

## 3. Jahrgang – Heft 1 – Seite 14

# Joseph Wilhelm Fischer

## Ein leidenschaftlicher Schulmann

Historische Betrachtung von Studiendirektor A. Braig, Riedlingen

An den Anfang eines neuen Abschnittes in der Geschichte der lateinischen Schule in Riedlingen sei der Aufruf eines leidenschaftlichen Schulmannes gesetzt, wie er als Mahnung an jede Zeit gerichtet sein könnte: „Bürger! Ratsfreunde! Es betrifft das Wohl, das Beste Eurer Kinder selbst. - Weilet Ihr länger, weise Vorkehrungen zu treffen, so arbeitet der Lehrer vergebens, einen möglichst tauglichen Bürger in Eure Zirkel mit oder in der Zeit zu setzen.“ Riedlingen, 22. September 1802.

Der Verfasser dieses Aufrufes war der 25jährige Kaplan zu Sankt Katharina in Riedlingen, Joseph Wilhelm Fischer. Er ist geboren am 27. Juli 1777 in Zell bei Riedlingen als Sohn des Großbauern Simon Fischer und der Elisabeth geb. Sprissler aus Hailtingen. Am 21. 9. 1800 wurde er zum Priester geweiht. Aus dem Weihealter von 23 Jahren ist rückschauend der Schluß erlaubt, daß sein Weg durch die Schulen der damals übliche war, und daß Fischer ihn suo tempore und ohne Schwierigkeiten zurückgelegt hat.



Die besagte Kaplanei „Sancta Catharina ad leprosos extra urbem“ (heilige Catharina zu den Aussätzigen außerhalb der Stadt) ist nach einer Beschreibung des Nachpredigers Michael Senft (Pf. A. fasc. 60) etwa 1380 gestiftet worden, teils von der Riedlinger Bürgerschaft allgemein, teils von Einzelpersonen aus der Stadt und der Umgebung. Sie galt, ähnlich wie das 1378 gegründete Spital, einem sozial-caritativen Zweck, nämlich der Versorgung der mit ansteckenden Krankheiten, vor allem Lepra, befallenen Menschen, für die etwa halbwegs zwischen Riedlingen und Altheim das Siechenhaus, eine Art Isolierstation, geschaffen wurde. Patron der Pfründe war der „laudabilis Senatus Riedlingensis“. Um 1800 war die Einrichtung überholt. Der Kaplan war nun im wesentlichen Seelsorgsgehilfe des Stadtpfarrers; seine Hauptaufgabe bestand in der Assistenz beim Gottesdienst und der Beteiligung an der allgemeinen Seelsorge. Ob eine besondere Verpflichtung für irgendeine Art von Unterricht bestand, war umstritten. Auf einer Pfründebeschreibung, die anlässlich der Übertragung an „Reverendus Dominus Josephus Wilhelmus Fischer“ aus Zwiefalten-Zell durch einstimmigen Beschluß des bürgerlichen Magistrats am 10. 12. 1800 im Stadtpfarramt gefertigt wurde, ist später von derselben Hand der Zusatz „cum obligatione in schola catechisandi“ (mit der Verpflichtung, Religionsunterricht in der Schule zu halten) angebracht worden, wahrscheinlich deshalb, weil Fischer für diesen Religionsunterricht an verschiedenen, meist von ihm selbst gegründeten Schulen, Extrabehaltung verlangte.

## Die Schule wurde ihm zum Schicksal!

Wahrscheinlich schon im Herbst 1801 hat Fischer auf Ansuchen zweier Riedlinger Bürger deren Söhnen, 11 Jahre alt der eine, 13 der andere, privaten Anfangsunterricht in der lateinischen Sprache gegeben; aber der Magistrat hatte sie ihm wieder weggenommen, weil sie den für die Normalschule vorgeschriebenen Unterrichtsvorgang noch nicht abgeschlossen hätten. In dieser Lage wandte sich der junge Kaplan direkt an die Kaiserlich-Königlich-Vorderösterreichische Regierung in Freiburg und bat um Klärung, „wie hierinfallig sich zu benehmen sei“. Das Antwortschreiben vom 20. 4. 1802, das auf dem Dienstweg über das K.K. Oberamt der Landvogtei Ober- und Niederschwaben zu Altdorf (Weingarten) dem Magistrat zu Riedlingen zur Verständigung des Katecheten Fischer – intim - zugegangen war, besagte, daß die Schulpflicht mit dem 12. Lebensjahr beendet sei und daß auch ein 11jähriger Knabe „zum Unterricht in den lateinischen Anfangsgründen übergehen könne, der in den Städten noch eine Klasse der Normalschule ausmacht“, wenn ihm seine Lehrer eine entsprechende Befähigung dafür bestätigen. Diese Auskunft war so dehnbar, daß zumindest jeder 11jährige Junge in die lateinische Schule überwiesen werden konnte.

Am 4. 6. 1802 machte Fischer sein Angebot an einen „wohlwölblichen Magistrat“: „Indem an den mehrstenteils österreichischen, als auch reichischen Schulen die Anfangsgründe zur lateinischen Sprache nicht mehr gegeben werden, und so manchem sonst guten Talent der Zutritt an eine solche Schule nicht gestattet wird, so bin ich entschlossen, solche Anfangsgründe unter folgenden Bedingungen zu geben:

- a) Ich räume den Studierenden das in meiner Wohnung (im Kaplaneihaus) sich befindende untere Zimmer unentgeltlich ein, doch ohne daß daraus das Recht abgeleitet werden dürfe, daß ich oder mein Nachkömmling gehalten seien, eine Schule in dieser Wohnung zu tolerieren.
- b) Da aber genanntes Zimmer Winterzeit muß geheizt werden, so hoffe ich, ein löblicher Magistrat werde zu diesem löblichen Endzweck das hierzu nötige Holz herbeischaffen, wie auch einen Schreibbank, weil ich anders auf meine Kosten dieses nicht tun könnte.
- c) Was die Catechesis anbelangt, stehen die Studierenden unter meiner Aufsicht, als zu welchem Unterricht jeder Sonn- und hohe Festvorabend bestimmt ist.
- d) Wird auch Unterricht gegeben werden im Rechnen: zwar nicht durch mathematische Aufgaben, welches bei jüngeren nichts fruchtet, sondern nur die gewöhnliche species, wie in Österreich vorgeschrieben, und sie in der Folge stufenweis bis zum reiferen Alter und Fassungskraft dann weiter von Klasse zu Klasse unterrichtet werden.
- e) Werden sie von mir aus, wie an anderen österreichischen niederen Schulen angehalten sein, alle Monat und an den 4 Hauptfesten des Jahres öffentlich ihre sacramentalische Andacht zu entrichten.
- f) Wird laut Verabredung zwischen mir und den Herrn (deutschen) Lehrern den Studierenden und anfällig Liebhabern der Musik, sei es Klavierschlagen, Geigen oder Singen, alle Tage von 3 bis 4 Uhr Unterricht mitgeteilt werden.“

## . . . und kostete fast kein Geld!

Das war ein glattes Angebot, nützlich für die Stadt, nützlich für das Umland, wie Fischer immer wieder betonte, und es kostete fast kein Geld. Auffallend an dem Unterrichtsplan sind die eingebauten 4 Musikstunden. (Am Donnerstag nachmittag war nach der Schulordnung vom 18. 11. 1801 Vakanz, am Samstag Catechese und anschließend Vesper.) Wahrscheinlich resultierten sie aus einer besonderen Begabung und Vorliebe Fischers für die Musik; außerdem hatte er in dem namentlich erwähnten Kollegen Ambros Maier von der Elementarschule geradezu einen Berufsmusiker neben sich.

Und noch erstaunlicher ist es, daß nur eine Stunde Religion vorgesehen war, die möglicherweise noch außerhalb des normalen Stundenplanes erteilt wurde und hauptsächlich der Vorbereitung des sonntäglichen Gottesdienstes galt. Doch bedenken wir, daß Fischers Ausbildung vom Geist der Aufklärung und des Josephinismus bestimmt war. Das kirchliche Leben war stark beschnitten worden und das Christentum wurde zu einer Heilslehre neben anderen. Beim Geistlichen neben, sonst oft vor die Religion war die Wissenschaft getreten und ein nahezu unbegrenztes Vertrauen auf die Wirksamkeit von Bildung und Erziehung. Der daraus entstandene Optimismus und Reformeifer ist bei Fischer überall zu spüren: er hat ja nicht nur die lateinische Schule neu gegründet; im Jahre 1803 gab er für die Schulkinder auf eigene Kosten, wie er stolz bekennt, ein Gebetbüchlein heraus, 1805 ein Lesebuch (im Ratsprotokoll heißt es zweimal „Handbuch für die Jugend“) für die Sonn- und Feiertagsschulen (Wiederholungskurse für Schulentlassene); in württembergischer Zeit erteilte er an allen 3 Klassen der deutschen Schule dreimal wöchentlich Unterricht in schriftlichen Aufsätzen, Naturgeschichte und Erdkunde, den sogenannten Realfächern also; schließlich gründete er 1811 eine „Industrieschule für Mädchen“, d. h. Unterricht im Stricken und Nähen, wofür zwei weibliche Fachkräfte angestellt wurden. Glück und Fortschritt durch Erziehung war die Losung der Zeit, und auch die Geistlichen huldigten ihr auf ihre Weise. Damit verbleibt neben der einen Stunde Catechese als religiöse Auflage noch der tägliche Schülergottesdienst und die monatliche Beicht und Kommunion. Nach der angeführten Schulordnung von 1801 läßt sich eine Gesamtunterrichtszeit, ohne Musik, von 22 Stunden pro Woche errechnen; wie diese aufgeteilt war, ist unbekannt, ebenso, welche Realfächer außer Rechnen gegeben wurden. So mögen die Schüler etwa 4 Jahre von Fischer unterrichtet worden sein, bis sie dann auf ein Obergymnasium, etwa Ehingen, überwechselten.

## Genehmigung der Stadt

Sechs Wochen später (24. Juli 1802) hatte Fischer die Genehmigung der Stadt. Diese ergänzte, daß sie sich für immer die Oberaufsicht über die ganze Einrichtung vorbehalte und daß in ihrer Gegenwart alljährlich die üblichen Prüfungen abgehalten werden sollten. Außerdem wurden ihm aus dem Stiftungs- und Schulfond 22 fl. (Gulden) jährlich für die Heizung des Unterrichtsraumes bewilligt. Da diese Summe für den Ankauf des notwendigen Brennholzes zu hoch war, so ist nicht daran zu zweifeln, daß darin auch eine Entschädigung für den Unterricht gesehen werden sollte; dafür wiederum war sie viel zu klein, wenn z. B. die beiden Industrieschullehrerinnen je 50 fl. pro Jahr erhielten.

Fischers Unterrichtstätigkeit allein würde eine Person voll in Anspruch genommen haben; aber er hatte noch ebensoviel Zeit und Kraft für die Seelsorge aufzubringen, wofür er durch die Einkünfte aus seiner Kaplanei entschädigt wurde. Diese betragen nach seinen eigenen Angaben an barem Geld etwa 500 Gulden pro Jahr; dazu kamen noch bestimmte Mengen an Naturalien, wie Korn und Gerste vom Hospital, Gültfrüchte von einem Altheimer Gütchen, Kompetenzholz von Unlingen und ein halbscheidiger Kleinzehner vom Weiler Burgau. Damit durfte die Kaplanei als gut ausgestattet angesehen werden; ein deutscher Lehrer (Lehrer der Volksschule) erhielt noch 1837 etwa ein Drittel weniger. Freilich die genannten 22 fl. jährlich für den Unterricht an der lateinischen Schule, die der obigen Summe zuzuzählen sind, entsprachen in keiner Weise der geleisteten Arbeit. Doch dürften die Verantwortlichen argumentiert haben, daß mit dem Einkommen der Kaplanei die catechetischen Aufgaben ganz und wohl auch ein Teil des Lateinunterrichts abgegolten seien.

## Alle gegen einen

Es bleibt jedoch unverständlich, wie Fischer durch seine ständigen Klagen und Geldforderungen in sturem Eigensinn alle gegen sich aufbrachte: zunächst seinen Stadtpfarrer Labhart, dem er „Inhabilität“ vorwirft, dabei dessen Entscheidungen offen kritisiert, dann wieder ignoriert und dem er den lebenswürdigen Nachruf anhängt, er sei „erst“ im Jahre 1817 gestorben; den städtischen Magistrat, der ihn bald schon nicht mehr empfängt; den „Löblichen Schul- und Kirchenkonvent“, bestehend aus dem Pfarrer, dem Bürgermeister und den drei Co-Senatores Aloysi Gramm, Christoph Depaj und Joseph Ulerich (der sich am 19. 4. 1812 konstituiert hatte), den er wiederholt brüskierte, den kath. Kirchenrat in Stuttgart, der 1813 „im Namen des Königs“ einen Kompetenzstreit zwischen Fischer und Vicari Wolf zu schlichten hatte und gegen dessen Vorsitzenden Cammerer er noch Ende 1821 eine infernalische Tirade losläßt.

Daß der Stadtmagistrat bei dieser Sachlage halstarrig blieb, ja selbst mit der Zahlung der 22 Gulden in Rückstand geriet - so hatte Fischer am 26. 5. 1817 für das Schuljahr 1815/16 erst 11 fl. erhalten - ist nicht verwunderlich. Immerhin hatte er sich für 1816 zu 50 fl. durchgerungen. Freilich war die städtische und die hospitalitische Kasse durch die Einquartierungen stark in Anspruch genommen, aber da wurden im April 1812 auch alle Schüler von Riedlingen mit Buchpreisen ausgestattet, oder es wurden nach einem Protokoll des genannten Schul- und Kirchenkonvents vom 3. 1. 1813 für 216 fl. 32 kr. Schulbücher angeschafft; eine staatlich verordnete, widerwillig angenommene Kirchenkollekte für Schulprämien (19. 4. 1812) erbrachte immerhin 36 fl. 30 kr. Am Geld lag es also erst in zweiter Linie.

## 22 Gulden pro Jahr

In einer um 1840 gefertigten „Grundbeschreibung der lateinischen Lehranstalt in Riedlingen“ steht in deren historischem Abschnitt, daß „dem Kaplan Fischer . . . durch Erlaß des Königlichen Katholischen Geistlichen Rates vom 2. Dezember 1815 Nr. 4253 aus örtlichen Kassen 22 Gulden bewilligt wurden. Seit dieser Zeit besteht dahier eine lateinische Schule (Präzeptorat)“. Besagter Geistlicher Rat, seit 1816 „Königlich Katholischer Kirchenrat“ genannt, wurde 1806 gegründet und existierte bis 1918. Es war eine Behörde des neuen Staates Württemberg, besetzt mit katholischen Geistlichen, mit dem Ziel, die Souveränitätsrechte des Staates gegenüber der Kath. Kirche wahrzunehmen und zu kontrollieren. Zu seinem Aufgabenbereich gehörten, neben vielem anderen, auch sämtliche Personalangelegenheiten der Geistlichen, das Pfründ- und Patronatswesen und die Stellenbesetzung. Seine Entscheidungen hatten also amtlichen Charakter. Durch den Erlaß vom 2. 12. 1815 hörte damit die lateinische Schule in Riedlingen auf, eine Privateinrichtung des Kaplans Fischer zu sein, sondern sie wurde zu einer Anstalt des Staates. Die geringe Entschädigung, welche die Stadt bereits 1802 festgelegt hatte, wurde nun bestätigt. Aber Fischer gab sich damit nicht zufrieden. Nach einem Schreiben Fischers vom 26. 5. 1817 setzte sich Dekan Engel, der damals in Wilflingen saß, beim Kath. Kirchenrat in Stuttgart mit Nachdruck für ihn ein; dieser wies die Stadt an, ein Gehalt von 100 fl. auszumitteln und rückwirkend ab 1816 auszubezahlen, was diese jedoch nicht tat. Erst durch ein Schreiben vom 18. 2. 1818 verfügte die „Regierung für den Donaukreis“ in Ulm, „im Namen des Königs“, daß man diese 100 Gulden von der Spitalkasse ausgesetzt haben wolle und ergänzt unterm 6. 7. 1818, daß diese Summe ab Jakobi 1817 auszubezahlen sei. Ein historisches Material aus dem Schulbetrieb fällt bei diesem leidigen Streit ab, daß die öffentliche Prüfung des Jahres 1810 jedermanns ungeteilten Beifall gefunden habe, daß 1818 neun Schüler seinen Unterricht besuchten, daß andere bereits akademische Berufe ausübten oder in Ehingen, Tübingen und Konstanz weiterstudierten, daß als Heimatorte der Schüler neben Riedlingen noch Neufra, Saulgau und Zwiefalten genannt werden.

## Carl Ambrosius Mayer half

Unterstützt wurde der geistliche Präzeptor von dem Lehrer der Normalschule Carl Ambros Mayer, der sicherlich Musik, wahrscheinlich aber auch Rechnen und andere Realfächer unterrichtet hat.

Dieser wurde 1757 zu Oberachern, Großherzogt. badischen Bezirksamts Offenburg, damals k. k. Landvogtei Ortenau, geboren. Seine Eltern lebten in so dürftigen Verhältnissen, daß sie ihre Kinder z. T. bei Verwandten unterbrachten. Carl Ambros, begabt und lebensstüchtig, verstand es, seine Talente nutzbringend einzusetzen. So hat er noch nach seiner Verheiratung als Musikant bei größeren und kleineren Festlichkeiten in seiner engeren Heimat hauptsächlich seinen Lebensunterhalt verdient. Entscheidend aber für den weiteren Lebensweg war es, daß er 1786 als Berufsmusiker in dem k. k. Benderschen Infanterieregiment eine 6jährige Militär-Verpflichtung einging. Er wurde jedoch weniger als Militärmusiker, denn als Lehrer für die Offizierssöhne an der Kadettenschule des genannten Regiments verwendet, und schon nach wenigen Jahren erhielt er am 8. 2. 1792 vom Oberaufseher und vorderösterreichischen Schuldirektor, dem k. k. Rat Franz Josef Bob, höchstpersönlich seine Lehrbefähigung an allen k. k. Trivial-, Normal- und Hauptschulen bestätigt. Ende 1794 kam C. Ambros Mayer nach Riedlingen, als das besagte Regiments-Knabenstift nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in Ehingen in unsere Stadt verlegt wurde. In verschiedenen Beurteilungen und Empfehlungsschreiben wird übereinstimmend hervorgehoben, daß Mayer ein fundiertes Wissen in den verschiedenen Unterrichtsfächern besitze, daß er die neue Unterrichtsmethode vorzüglich beherrsche und überhaupt eine außergewöhnliche Neigung und Befähigung für den Schulunterricht besitze. Dies alles war damals keine Selbstverständlichkeit, da auf dem pädagogischen Gebiet seit der großen Reform von 1774 ständig experimentiert wurde und allgemeine Unsicherheit herrschte. Am 7. März 1796 schied Mayer aus seinem Militärverhältnis aus. Als definitiver Lehrer an der Riedlinger Normalschule von 1796 bis zu seinem Tode im Jahre 1809, erwarb und bewahrte sich Mayer den Ruf strenger Rechtlichkeit und Ordnungsliebe, Gewissenhaftigkeit, Unerschrockenheit und Unparteilichkeit; seine Kenntnis des Militair-Wesens, namentlich auch des administrativen Theils, kam den hiesigen Quartierpflichtigen und Canzleien vielfach zustatten und seine Leistungen während der fortwährenden Durchzüge und Einquartierungen der Truppen der französischen Republik und der kaiserlichen Verbündeten fanden dankbare Anerkennung“. (Nach der Familienchronik von J. N. Mayer, Ratschreiber in Riedlingen, angelegt 1884-88, I. Band.)

Am 20. 5. 1818 unterzeichnet Fischer erstmals als Präzeptor. Am 30. 12. 1818 wurde er „durch die eiserne württembergische Gewalt“ nach Jagstzell versetzt, „die schlechteste Erdäpfel-Pfarrei, so nur mit Zwang 400 fl. Abwirft“. Ob der „Katholisch sein sollende Kirchenrat Cammerer die causa primoria seines neuen Elendes“ ganz allein war, ist möglich, doch fällt auf, daß im selben Jahr Dekan Fidel Engel Stadtpfarrer in Riedlingen wird, der von Wilflingen seinen Vikar Anton Ehinger, den nächsten Präzeptor der lateinischen Schule, mitbringt. Kaplan Joseph Wilhelm Fischer gebührt ohne Zweifel der Verdienst, in Riedlingen ein modernes Schulwesen aufgebaut zu haben, und er hat ihm auch den neuen Geist mitgegeben.

Mit unwiderstehlichem Einsatz hat er seinen Weg angetreten und was er aufgebaut hat, existiert heute noch. Wie er seinem Kollegen Ambros Mayer, so wünschen auch wir ihm: sit ei terra levis!

## 3. Jahrgang – Heft 1 – Seite 17

# Zum 150. Todestag eines fast Vergessenen

## Wilhelm Waiblinger und sein oberschwäbischer Freund Friedrich Eser

Von Gabriele v. Koenig-Warhausen

In den letzten Monaten hat die literarisch interessierte Welt sich plötzlich intensiv und positiv um den früh verstorbenen genialen schwäbischen Dichter Wilhelm Waiblinger bemüht. Anlaß dazu boten sein 175. Geburtstag am 21. November 1979 und sein 150. Todestag am 17. Januar 1980. Die Buchhändler, vor allem in Tübingen, haben den lange Vergessenen in ihre Schaufenster gelegt, die Medien befaßten sich mit ihm. Unter den meisten seiner Zeitgenossen war er verfehmt, nur ein Mann hielt ihm zeitlebens die Treue: Friedrich Eser (1798-1873) aus Hübel bei Ochsenhausen. Diesem Mann soll in einem der nächsten Hefte eine ausführliche Würdigung zuteil werden. Heute wollen wir nur seiner Freundschaft mit Waiblinger gedenken.

In allen bisherigen Veröffentlichungen über Waiblinger, sogar noch im Aufsatz der Stuttgarter Zeitung zu seinem 150. Todestag, wird als sein Porträt das eines jungen Mannes abgebildet, der doch nach neuesten Forschungen im Waiblinger Sonderheft des Marbacher Magazins von 1979 ein Wiener Mediziner war. Von Waiblinger gibt es nur ein Selbstporträt, eine Skizze, auf der er mit dichter Löwenmähne prangt.

Friedrich Eser wurde 1819 beim Oberamtsgericht Urach als provisorischer Aktuar eingestellt. Er war selbst allen schönen Künsten aufgeschlossen, schrieb Verse und besaß in hohem Maße den Instinkt für das Außergewöhnliche. So erkannte er auch sofort die überdurchschnittliche Begabung des jungen

Waiblinger. Dieser wurde, knapp fünfzehnjährig, von seinen Eltern zur Laufbahn eines mittleren Beamten bestimmt und als Schreiber am Uracher Gericht eingestellt. Eser berichtet über ihre erste Begegnung: „Die Stunde bleibt mir unvergeßlich, wo der schon hochgewachsene schlanke Jüngling, aus dessen tiefblauen Augen ein ungewöhnlicher Geist sprach, von einem Verwandten mir vorgestellt wurde, und wie sein schlichtes, bescheidenes, zutrauliches Wesen sogleich meine Neigung gewann. Bald schloß sich Waiblinger an mich an, besuchte selten die Gesellschaft seiner Altersgenossen und zog es vor, mich in Freistunden auf Spaziergängen zu begleiten oder Abende in eifrigen Gesprächen über schöne Literatur auf meiner Stube zuzubringen. Ich konnte bald wahrnehmen, wie eine glühende Liebe zur Poesie den Jüngling erfüllte, und so war mir sein Geständnis nicht unerwartet, daß er die trockenen Geschäfte der Schreibstube nur mit großem Widerwillen verrichtete, obgleich er sich brauchbar und gelehrig zeigte. Vornehmlich beklagte er, in seinen klassischen Studien auf dem Stuttgarter Gymnasium, in welchen er gute Fortschritte gemacht hatte, unterbrochen worden zu sein. Auf meine Verwendung gestattete sein wohlgesinnter Prinzipal gern, daß er wöchentlich einige Stunden den philologischen Unterricht im Seminar, dem evangelischen Priester-Seminar, besuchen durfte. Doch Waiblinger beruhigte sich dabei nicht. Er erschien eines Abends in ungewöhnlich aufgeregter Stimmung auf meiner Stube und erklärte mir, daß er die Jurisprudenz nun einmal nicht mit seinen Neigungen zu vereinigen wisse ... Ich übernahm es, Waiblingers Eltern für unsere Ansicht zu gewinnen, was mir auch gelang. Bis Ostern 1820 mußte Waiblinger in der Gerichtsstube zu Urach harren, dann durfte er das Gymnasium in Stuttgart besuchen.“ Eser selbst kam als Rentamtman in seinen Heimatort Hürbel. Die Freunde blieben in enger brieflicher Verbindung. Lesen wir einige Auszüge aus Briefen, so vom 25. August 1822, typisch für Waiblingers stets hochgespannte Seelenhaltung:

„In der That mein Lieber, ich muß abermal glauben, Sie seien gestorben. Ist dies wirklich der Fall, so bitte ich Sie, meinen Brief mir sogleich zurückzuschicken. Es ist nun schon ein halb Jahr, daß Sie geschrieben haben. Überlegen Sie, ob Sie recht thun. Ich hätte Ihnen freylich viel zu sagen. Aber das Schönste, das Größte läßt sich doch nicht so gleich in Worte fassen. Genug, daß ich Ihnen einfach sage, ich habe den Aeschylus, Sophokles, Euripides, Platon und Aristophanes durch und durch studiert. Drum bin ich nun vollends ein Heide. Auch den Winkelmann hab ich gelesen und alles was ich bekommen konnte über meine Griechen . . . Ein Roman soll darum jene Kinder der jugendlichen Natur im Morgenglanz ihrer ewigen, wandellosen Schöne zur unbedingten Apotheose erheben. Phaeton heißt er, und 10 Bogen sind bereits geschrieben . . . Freund! Ich schreib ihn für die Welt! Sie lernen mich kennen in ihm ...“

Am 8. November 1822 heißt es: „Die Tage von Aranjuez, mein lieber Eser, sind vorbey. Dagegen br . . . man jetzt aus Zions Fenstern von der sechsten Sphäre in den Hof, der keuschen Luna ins Angesicht, dieser hundsgemeinen Sau, die die ganze Nacht nicht nach Hause geht. Mit andern Worten: ich bin auf der Universität und zwar im Stiffler . . . Ich wandle unter diesen Menschen, ich möchte fast sagen, wie im Geist. Denn dadurch unterschied ich mich von allen, daß ich nie bin, immer werde . . . Ein tüchtig Renomé ist mir auch vorausgegangen, sowohl bey Professoren als Studenten, so daß es fest darauf abgesehen ist, mich vollends ganz und gar zum Sonderling zu steigern. Denn ich kann nicht seyn wie andere: jeder Eingriff in meine Eigentümlichkeit, sey er auch nur scheinbar, macht mich in tiefster Seele wild. Lieber Freund: ich habe ernste Stunden, denn weder Menschen noch ihre Werke genügen mir ... Die Ideen von Unsterblichkeit, von Zusammenfließen mit Gott, die ich in meinem nun vollendeten Phaeton, ausgesprochen, sind die Grundpfeiler meines Seyns. Ich kann keinen Tod annehmen: das Wort ist Unsinn und ich fluche dem Tollen, der diesen philosophischen Act, diese Wiedergeburt, diesen Sieg des Geistigen über das Körperliche mit diesem unsinnigen Namen belegt hat. Tod spricht aus unsern Domgebäuden, aus unsern philosophischen Paragraph-Systemen, aus den schwarzen Mänteln unserer Pfaffen, aus - allem. Die ewigen Ideen, die beharrlichen, wesentlichen Formen der Welt und aller ihrer Erscheinungen, das sind die Objekte meines Geistes. Die Erkenntnis der Idee ist anschaulich und nicht abstrakt. Reines Subjekt, klares Weltauge will ich werden, oder lieber möchte ich frey seyn von der Erde, die ich nicht liebe, und hinuntertaumeln Jahrtausende lang, an allen Millionen Sonnen vortüber durchs unermeßliche All. Ewig, ohne Ufer, im Unendlichen, dem Unthier des Platon! . . . Entweder kann sie (die Philosophie) Harmonie in mich bringen - das ist aber fast unmöglich - oder (und das ist das Wahrscheinlichste) befruchtet sie in mir die schlummernden Todeskeime, fällt mich, reißt mich hinan, wird mir die Brücke zu Gott - oder werd ich wahnsinnig durch sie. Und ich sage Ihnen, das ist auch möglich. Nur eines könnte mich retten: Ich kann mich aussprechen ...“

In einem anderen, undatierten Brief heißt es u. a.: „Ich habe die Kritik der reinen Vernunft gelesen, aber meinen Sie, das hätte mich gestillt, nur angeklungen an jener namenlosen Seite . . . Aber hören Sie: seit vielen Wochen ist mir der Spinoza bekannt, vielleicht eigen geworden . . . Spinoza ist trunken von Gott und Unendlichkeit! Aber ich bin kein Spinozist: kann keyner seyn. Ich schwanke bald wild, bald schmerzvoll hin und her zwischen Theismus und Spinozismus . . . Goethe stirbt freylich nicht. Das bin ich fest überzeugt. Tod ist Unsinn. Er ist nur ein philosophischer Verwandlungsact des Körpers und der Seele ... Je größer der Geist, je mehr er göttliche Fülle hat, desto weniger stirbt er. Tod ist wie eine Wolke, durch die man aber schnell und sicher wandelt.“

In den Frühjahrsferien von 1823 besuchte Waiblinger den jung verheirateten Freund in Hürbel, verbrachte fröhliche Tage in dem ländlichen Haushalt und ließ sich auf Esers Drängen von dessen Frau sogar die Löwenlocken abschneiden, die ihm eine fatale Ähnlichkeit mit dem Studenten Sand, dem Mörder Kotzebues, verliehen hatten. Esers Heim blieb für Waiblinger eine häufig aufgesuchte Insel des Friedens. Eine Bleistiftzeichnung aus des jungen Dichters Hand zeigt das Esersche Haus in Hürbel.

Wenig günstig urteilte Waiblinger über Biberachs großen Poeten. Der Sechzehnjährige schreibt in sein Tagebuch: „Das ist ein scheußlicher, ein erbärmlicher Kerl, dieser Wieland. Ich warf den Agathon heut in der höchsten Entrüstung an die Wand. Dieses ewige wässerige Geschwätz von Tugend und Liebe. Sophisterei und Schönheit etc. Es ist entsetzlich. Kein Funke ernster wahrer Poesie glüht in diesem Werke.“

Er war sehr kritisch, der junge Waiblinger. So führten auch fast alle seine Beziehungen zur Umwelt zu tragischen Konflikten. Seine Freunde wollte er ganz für sich allein besitzen. Alles sollten sie mit ihm teilen. Entweder fügte sich der Freund, dann hörte die von Waiblinger benötigte Spannung auf, er wurde ihm langweilig, oder aber er widersetzte sich, dann kam es erst recht zum Bruch. .. Mein Verhältnis zu einem Menschen ist aus, der mir aufhörte, neu zu seyn.“ Nur Eser brachte es fertig, das richtige Gleichgewicht, die richtige Spannung zu erhalten. Waiblinger war gewiß nicht zum Geistlichen in einer schwäbischen Kleinstadt geeignet, er scheiterte im Tübinger Stift durch eine Verkeilung von eigener Schuld und verhängnisvollen Umständen. Mit einem Stipendium von Cotta zog er als Berichterstatter nach Italien. Ein Zyklus über die Hohenstaufen. Den Eser anregte, kam nicht zustande. Durch Hunger, Strapazen auf seinen ausgedehnten Wanderungen in Sizilien und andere Entbehrungen war Waiblingers Konstitution so geschwächt, daß er trotz aller Bemühungen einer Lungenentzündung erlag. Ein Gedicht „Kirchhof“ ist dem protestantischen Friedhof an der Cestiuspyramide gewidmet, wo Waiblinger dann selbst, nahe von August v. Goethe, die letzte Ruhestätte fand. In diesem Gedicht heißt es u. a.:

„Die Ruh' ist wohl das beste  
 Von allem Glück der Welt.  
 Mit jedem Wiegenfeste  
 Wird neue Lust vergällt.  
 Die Rose welkt in Schauern.  
 Die uns der Frühling gibt.  
 Wer haßt, ist zu bedauern,  
 Und mehr noch der, der liebt . . .“  
 Die Pyramide düstert  
 Voll finstrer Pracht empor,  
 Aus jungen Bäumen flüstert  
 Ein Klagehauch hervor.  
 Es weht auf diese Gründe  
 Das größte Altertum,  
 Wenn irgendwo, so finde  
 Ich hier Elysium . . .

Schon 1823 widmete Waiblinger dem Freund Eser seine Griechenlieder. Aus Italien folgten mehrere für ihn bestimmte Oden. Die letzte verfaßte er auf dem Totenbett:

Dich kenn ich, seit ich kenne, was schön ist, Freund.  
 Dich lieb ich, seit ich liebe, was gut ist, Freund!  
 In meinem Herzen lebst du einzig  
 Seit es der delphische Gott bewohnt.

Als Eser im Jahr 1856 Rom besuchte, gedachte er wehmütig des jung verstorbenen Freundes. Dem noch schmucklosen Grab wollte er zu einer würdigen Gedenkstätte verhelfen. In der Heimat veranstaltete er eine Geldsammlung, so daß Bildhauer Joseph Kopf (1827-1903), gebürtig aus Unlingen bei Riedlingen,

ein alter Rom-Deutscher, ein würdiges Grabmal errichten konnte. Seit 1865 gehört eine zerbrochene antike Säule aus griechischem Marmor mit dem eingehauenen Bildnis nach Theodor Wagners Relief und der Inschrift „Dem Andenken des Dichters von seinen Freunden im Schwabenland“ zu den schönsten Ruhestätten auf dem protestantischen Friedhof.

Denen, die sich für Waiblinger interessieren, sei mitgeteilt, daß nun endlich eine Gesamtausgabe seiner Werke, Briefe und Tagebücher erscheint, herausgegeben von Hans Königler in den Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft. Von den geplanten fünf Bänden ist der erste bereits erschienen.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 1 – Seite 20

## Der Tiermaler Anton Braith

Eine glänzende Künstlerkarriere

Ein Porträt von Peter-Klaus Schuster, Nürnberg

Der Tiermaler Anton Braith wurde am 2. 9. 1836 in Biberach geboren und starb ebendort vor 75 Jahren, am 3. 1. 1905. Diese Angaben lassen an ein bescheidenes, im heimatlich Ländlichen verbrachtes Künstlerleben denken. Das Gegenteil ist der Fall. Aus dem Sohn eines armen und deshalb in Biberach ohne Bürgerrecht gebliebenen Tagelöhners wurde der hochspezialisierte Erfolgsmaler in der damaligen Kunstmetropole München, der heimgekehrt als Millionär seiner Vaterstadt seinen gesamten künstlerischen Nachlaß vermachte und von dieser dafür mit einem eigenen Museum geehrt wurde, wofür freilich Braith selbst den finanziellen Grundstock gelegt hat.

Diese glänzende Künstlerkarriere von Anton Braith ist in vielem typisch für das 19. Jahrhundert. Zwar hat das 19. Jahrhundert überhaupt erst den Typus des verkannten Künstlers hervorgebracht, dessen Werk unabhängig und ohne Billigung des öffentlichen Kunstgeschmacks sich entwickelte. Man hat sich angewöhnt, diese Künstler für die eigentlich wichtigen zu halten. Das mag ungerecht erscheinen. Allerdings war offizielle Gunst wohl selten geschmacksgefährdender als im 19. Jahrhundert, denn wen immer dieses Jahrhundert unter seinen Künstlern liebte, den liebte es ganz, mit allen Wünschen und Ansprüchen.

Diese Ansprüche verlangten von einem Maler wie Anton Braith ein geradezu unternehmerisches Geschick. Erforderlich war eine unablässige, nie stockende Produktion charakteristischer Bilder, die am richtigen Ort, eben in der einstigen Kunststadt München, mit genauen Markt- und Gesellschaftskenntnissen plaziert werden mußte. Anton Braith war eine solch künstlerische Unternehmernatur und wo seiner Vitalität die gesellschaftliche Verbindlichkeit fehlte, war sein gebildeter, vielsprachiger und gesellschaftlich versierter Lebens- und Künstlerfreund Christian Mali und dessen Schwager mit vorzüglichen Kontakten zum Münchner Kunstmarkt zur Stelle.

Der Erfolg Anton Braiths ist also nicht zufällig und er ist ihm nicht in den Schoß gefallen. Braith hat ihn sich vielmehr, hierin eine typische Figur der Gründerjahre, mit Umsicht und Fleiß planvoll erarbeitet. Mit Zigarre und von straffer Haltung hat denn auch Braith durchaus etwas engagiert Kommerzienrätliches. Ebenso ist seine häufig groß ins Bild gerückte Signatur Ausweis solchen Selbstbewußtseins, das sich für jeden unmißverständlich zu seinen Erzeugnissen bekennt. Jener keineswegs abschätzig zu bewertende Warencharakter seiner Kunst, (schon Dürer malte ja Madonnen auf Vorrat), wurde von Braith außer durch die offensive Signatur auch durch seine so auffällige Spezialisierung für das Tierfach befördert.

### Bloße Naturnachahmung?

Eine solche künstlerische Spezialisierung ist uns heute so fremd geworden, daß kaum noch wahrgenommen wird, wie sehr etwa noch Franz Marc unverändert ein Tiermaler gewesen ist. Der Ursprung dieser Aufteilung der Malerei nach Bildthemen liegt im Lehrprogramm der traditionellen Kunstakademie. Deren Kunstideale blieben noch bis weit ins 19. Jahrhundert verbindlich. Als würdigste Form der Malerei galt das Historienbild, das lehrhaft menschliche Tugenden und Lasterbeispiele aus der Geschichte oder Mythologie vorstellte. Weit darunter in der akademischen Wertschätzung standen die Darstellungen des alltäglichen Lebens, die sogenannte Genremalerei. Darunter wiederum folgten jene Bildgattungen, die vom Menschen absahen, die Landschafts-, Marine-, Tier- und Stillebenmalerei. Solche Bilder unterlagen dem Vorwurf, daß sie das Gemüt des Betrachters nicht in das Reich der ewigen Ideen erheben, sondern daß die Kunst sich hier auf die bloße Naturnachahmung beschränke. Als Spezialisten solch niederer Kunstausbübung galten die Niederländer des 17. Jahrhunderts.

Auch Anton Braith steht ganz in der Tradition dieser niederländischen Kunst. In den groß formatigen Darstellungen, etwa eines Stieres in seiner natürlichen Umgebung bei Paulus Potter (1647), hat diese ihre berühmtesten Tierbilder. Die Vorliebe für die Niederländer wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts zum Ausweis eines bürgerlichen Kunstgeschmacks. Im Gegensatz zur Kunst der Akademie, die als aristokratisch, gelehrt und deshalb auch als langweilig und blutleer galt, wollte das Bürgertum als die aufstrebende Gesellschaftsschicht des 19. Jahrhunderts die unverfälschte Wirklichkeit oder das, was man dafür hielt, im Bild der Kunst wiedererkennen. Wie sehr solches Wirklichkeitsstreben mit der Verletzung überkommener Geschmacksnormen einherging, zeigt der Skandal, den Gustave Courbet 1861 verursachte, als er seinen Schülern anstatt des klassischen Aktmodells einen Stier als Modell vorsetzte. Als Anrührer eines prosaischen Realismus wurde Courbet auch auf einem Stier reitend karikiert. Eben dieses Prosaische, das Unbeschönigte war es, das die bürgerliche Kunstkritik am Jahrhundertende an Braiths Tierbildern so lobte. So schrieb 1887 der einflußreiche Kritiker Friedrich Pecht in der Zeitschrift „Kunst für Alle“: „Was Braiths Tierbilder immer auszeichnet, ist daß seine Esel niemals über ihren Stand hinaus wollen, seine Ochsen keine Spur von Ehrgeiz zeigen und etwa gar allegorische Viecher zu sein streben.“

### „Individualisierte Tiere“

Als Ausweis eines bürgerlichen Wirklichkeitsstrebens ist Braiths Tiermalerei freilich nur einseitig erfaßt. Denn es ist nicht nur das Naturgetreue das das 19. Jahrhundert so schätzte, sondern in gleicher Weise und in merkwürdigem Widerspruch dazu das Anekdotische, die einfühlsame Bilderzählung, in die sich der Betrachter hineinversetzen, bei der er sich etwas ausdenken und ausmalen konnte. Daß Braiths Tiermalerei neben der Naturwahrhaftigkeit auch diese anekdotische Sehnsucht seines Publikums befriedigen konnte, hat bereits der schon zitierte Kritiker Pecht bemerkt. Zwar male Braith keine „allegorischen Viecher“, gleichwohl aber zeige er doch nachvollziehbare Tiergeschichten: „Aus dem brennenden Stall läßt Braith die Ochsen brüllend hervorstürzen. die Schafe im tiefen Schnee dem Schäfer über Stock und Stein folgen und die Lammer blökend nebenher stolpern. alles mit der Kraft und Energie, wie sie bis dahin nie dagewesen. Er individualisierte die Tiere, macht ihre Darstellung zur Charakterschilderung und tat dies mit dramatischer Meisterschaft.“

„Tierschicksale“ also sind es, um mit einem Bildtitel von Franz Marc zu sprechen, die Anton Braith letztlich in seinen Gemälden zeigt. So, wenn er auf einem, heute in der Sammlung Georg Schäfer befindlichen Bild (Abb.) eine Schafherde vor einem toten Hasen gibt, den bereits Raben wie Aasvögel umkreisen. Obgleich im Tierreich angesiedelt, berührt die ebenso naturnahe wie stimmungsvolle Szene höchst menschlich. Vom Schauer über Mitleid bis zur Trauer reicht das Gefühlsspektrum, das hier beim Betrachter angerührt wird. In eben dieser Verbindung von genauer Wirklichkeitsbeobachtung und anekdotischem Empfindungsreichtum entspricht Braiths Tiermalerei den typischen künstlerischen Wertvorstellungen eines breiten Geschmacks der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. In dieser kunstvoll widersprüchlichen Synthese von Realismus und Poetischem liegt in künstlerischer Hinsicht der ungeheure Erfolg des Tierspezialisten Braith für seine Zeit begründet.

Braiths künstlerischer Werdegang war einer solchen Synthese von Poetischem und Realismus günstig. Schon als Kind hem Viehhütten begann er zu zeichnen. Nach der Überlieferung sind es diese Zeichnungen gewesen, wodurch er früh die Aufmerksamkeit des Biberacher Genremalers Johann Baptist Pflug auf sich zog. Dies erinnert freilich auffallend an einen bekannten Topos der Künstlerlegende, wonach der junge Giotto zeichnend beim Schafehüten von Cimabue entdeckt worden sein soll. Wie dem auch sei, durch Pflugs Fürsprache kam Braith auf die Lateinschule, nahm dort an Pflugs Zeichenunterricht teil und arbeitete auch nach Beendigung der Schute noch bis 1851 im Atelier von Pflug. Durch ihn wurde Braith von Anfang an mit der niederländischen Kunst des 17. Jahrhunderts vertraut. In ihrer Tradition hatte sich Pflug zu einem getreu beobachtenden, humoristischen Schilderer des lokalen Alltagslebens entwickelt. Braiths Realismus liegt hier begründet; An diesem Realismus hat er auch an der Kunstschule in Stuttgart festgehalten, wohin Pflug den begabten

Fünfzehnjährigen 1851 empfiehlt, zur Fortsetzung seiner Ausbildung. Ländliche Themen wie die „Heuernte“, ausgeführt in der bei Pflug erworbenen biedermeierlichen Feinmalerei, sind unverändert aus dieser Zeit belegt.

## An der Münchner Akademie

1860 wechselte Braith an die Münchner Akademie, der damals berühmtesten Kunstschule, wo er sich den gefeierten Historienmaler Carl Piloty als Lehrer wählte. Piloty verdankte seinen Ruhm der Darstellung dramatischer Geschichtsereignisse, deren Wirkung er durch einen virtuoson Farbauftrag effektiv steigerte. Diese koloristische Souveränität wird vorbildlich auch für Braith. Seine nun einsetzende Vorliebe für einen freizügigen Farbauftrag mit breitem Pinsel und reich modulierten Farbnuancen ist ohne Piloty nicht denkbar. Auf Piloty geht aber wohl auch Braiths Neigung zurück, spannungsvolle und häufig gefährdende Momente des Tierlebens darzustellen. Pilotys „Seni an der Leiche Wallensteins“ entsprechen bei Braith die Schafe vor dem Kadaver des Hasen (Abb.). Diese Entsprechung hat freilich auch etwas karikierend Enthüllendes. Denn nie hat sich Braith für die kostümierte Theaterwelt Pilotyscher Historienbilder interessiert.

Stets blieb er dem Tierbild treu, wobei die seit 1860 anhaltende Freundschaft mit dem in Holland geborenen Christian Mali abermals seinen Blick auf die realistische Kunst der Niederländer gerichtet hat.

Bestärkt wurde Braith hierin durch eine Gruppe französischer Maler, die der Weltstadt Paris den Rücken kehrten und im Wald von Fontainebleau Landschaften und Tierbilder nach Vorbild der Niederländer malten. Unter diesen Malern der sogenannten „Schule von Barbizon“ war es besonders der Tiermaler Constant Troyon, der Braith seit seiner Parisreise von 1867 wesentliche Anregungen vermittelte. Dem völligen Rückzug aufs Land, wie ihn nach dem Vorbild dieser französischen Malerkolonie auch Leibl und sein Kreis für die Münchner Kunstszene praktizierten, hat Braith allerdings nichts abgewinnen können. Im Gegenteil, obwohl ein begeisterter Bergwanderer, fand er aus dem ländlichen Milieu stammende Braith gerade an dem städtischen Klima Münchens großen Gefallen. Gemeinsam mit Mali baute er sich 1870/71 an der Landwehrstraße, in der Nähe der Theresienwiese, ein großes Atelierhaus. Ständig waren dort 7 Atelierwohnungen an Künstler aus Schwaben vergeben. Dieses als „Schwabenburg“ bezeichnete Haus wurde Mittelpunkt eines vielseitigen Künstlerkreises, zu dem auch Nichtschwaben wie Defregger, Grützner, Lindenschmidt und Schleich gehörten.

Dieses urbane Element an Braiths Entwicklung sollte man nicht unterschätzen. Wenn er je ein Naturkind war, so ist er es jedenfalls nicht geblieben. Denn obwohl seine Tierbilder thematisch einer anhebenden Zivilisationskritik, einer nostalgischen Vorliebe der Großstädter fürs Landleben so erfolgreich entsprachen, sind sie tatsächlich doch sehr kunstvolle Umsetzungen von genauer Naturbeobachtung in einen bewußt arrangierten Kunstzustand. Am freiesten wirkt Braith für uns heute in seinen zahlreichen Studien, die nahezu vollständig im Biberacher Braith-Mali-Museum aufbewahrt werden. Für Braith selbst aber waren diese Studien keine selbständigen Kunstwerke, sondern nur Vorläufer seiner ausgearbeiteten Kompositionen, die durchweg im Atelier entstanden sind. Gerade die 1888 im Münchner Glaspalast mit der Großen Goldenen Medaille ausgezeichneten „Kühe an der Tränke“, die dem Betrachter mit so unmittelbar anrührender Tierhaftigkeit entgegenkommen, sind tatsächlich nicht vor der Natur entstanden, sondern die Summe vielfältiger Atelierüberlegungen. Dabei hat Braith selbst nach dem großen Ausstellungserfolg nicht vor weiteren Änderungen zurückgeschreckt und die ursprünglich 3 auf 2 Tiere reduziert.

## Braiths Virtuosität

Dieses Bild zeigt sehr deutlich Braiths Virtuosität in der Wiedergabe der Bewegung der Tiere und der farblichen Fixierung des Atmosphärischen. Auffällig sind die betont trüben, raffiniert gebrochenen Lichtstimmungen, die Braith bevorzugt. Eine 1897 unternommene Reise nach Italien führt dann zur Aufhellung der Palette, wie Braiths zahlreiche Studien aus den Steinbrüchen von Carrara und aus Klausen zeigen. Die Freilichtmalerei, mit der sich unter dem Eindruck des französischen Impressionismus auch sein bedeutendster Schüler, Heinrich von Zügel, beschäftigte, hat Braith jedoch abgelehnt. Sie war ihm allzu modern und wohl auch zu sehr vom Bildgegenstand abgelöst. Seine realistischen Prinzipien in der Niederländertradition wollte Braith keinem l'art pour l'art Standpunkt des rein Malerischen opfern. Dies unterschied ihn ganz wesentlich vom Leiblkreis, der angeregt durch Courbet und Manet eine Farbkultur von europäischem Rang entwickelte.

Mit dieser konservativen Gesinnung, die er in der Münchner Kunstszene gut integrierte Braith durch entsprechende Jurybesetzungen auch allgemein durchzusetzen versuchte, wurde er neben Franz von Lenbach zum Anlaß der Gründung der Sezession, einer Künstlergruppe, die die modernen Ideale des Impressionismus, aber auch des Symbolismus vertrat. Deutlich wird hieran, mit welcher Geschwindigkeit im fortschrittsorientierten 19. Jahrhundert auch auf künstlerischem Gebiet einst progressive Tendenzen wie Braiths koloristischer Realismus zu reaktionären Positionen sich verwandeln konnte. Und dies, obwohl Braith anders als Lenbach, der seine so kraftvolle Landschaftsmalerei der Anfangszeit unter dem Einfluß der alten Meister zugunsten einer mondänen Porträtmalerei aufgab, beständig bei seinen Tiersujets geblieben ist.

Den Tiermaler Braith mit seinen Kühen, Ochsen, Schafen und Eseln an der Seite und im Lager des Malerfürsten Lenbach zu finden, ist freilich keineswegs so befremdlich. Erfolgsorientiert wie dieser, Ritter des Verdienstordens vom hl. Michael, Königlich Bayerischer Professor und Tischgast des Prinzregenten Luitpold, hat auch Braith seinen Wohlstand gerne öffentlich genossen. Zwar residierte er nicht wie Lenbach in einer palastartigen Villa wie ein Renaissancefürst. Das Mobiliar seines Ateliers wie seine umfängliche Kunstsammlung zeigen ihn jedoch offensichtlich an den Repräsentationsbedürfnissen der gehobenen Gesellschaft orientiert. Daß dieses Atelier mitsamt dem künstlerischen Nachlaß und dem Kunstbesitz von Braith im Biberacher Museum alle Zeitläufe unversehrt überstanden hat, ist ein einzigartiger Glücksfall für das Verständnis künstlerischen Lebens in Deutschland im 19. Jahrhundert. Ein höchst erfolgreiches Künstlerschicksal in seinen Größen und Grenzen, in seinen zeittypischen Ansprüchen wie seinen Befangenheiten ist damit im Braith-Mali-Museum beispielhaft zu besichtigen. Die Sehnsucht der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Natur in schöner Künstlichkeit beschreibt wohl am besten die Kunstleistung wie die Reichweite des Tiermalers Anton Braith.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 1 – Seite 23

## Guido Schmitz — Ein Kultur schaffender Biberacher Unternehmer

Von Dieter Buttschardt

Auf seinem Nachttisch lagen schmale Lyrikbändchen und die Selbstbetrachtungen des Kaisers Marc Aurel. Wie Goethe dachte er über das nach, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Wie Schiller strebte er nach einer ästhetischen Erziehung, wenn nicht, wie jener, der ganzen Menschheit, so doch, unaufdringlich, aber merkbar, seiner näheren Umgebung.

Wir sprechen nicht von einem Künstler oder Philosophen, sondern von einem oberschwäbischen Unternehmer, Guido Schmitz, der vor ziemlich genau einem Jahr, fast unbemerkt von der Öffentlichkeit, gestorben ist. Ein ehrender Nachruf an dieser Stelle ist um so mehr am Platze, als Guido Schmitz gerade für das kulturelle Leben im Kreis Biberach und darüber hinaus mehr gewirkt und erwirkt hat, als man gemeinhin ahnt. Vieles davon liegt auch schon so weit zurück, daß es bereits ein Stück Zeitgeschichte geworden ist.

Fangen wir sozusagen von vorne an! Seine Firma, die Seidenweberei Wm. Schmitz & Co. im Biberacher Vorort Birkendorf, entstand um die Jahrhundertwende im Gefolge der Bismarckschen Schutzzollgesetzgebung. Damals entschloß sich der Züricher Seidenweber Wilhelm Schmitz, einen Zweigbetrieb in Württemberg zu errichten, und zwar im nahen Biberach jenseits des Bodensees. Damit umging er die Zollschranken und trug gleichzeitig dazu bei, den Willen der Schutzzöllner zu erfüllen, die ja mit ihren Vorschriften nichts anderes bezweckten, als die Industrialisierung Deutschlands voranzutreiben. Auch Biberach hatte eine solche Initiative bitter nötig.

Der eiserne Kanzler war freilich schon im Sachsenwald begraben, als der „Anzeiger vom OberLand“ unter dem 2. März 1899 die Eröffnung der Biberacher Filiale des Züricher Stammhauses mitteilte. Der Anfang war großzügig: In der ehemaligen „Mittelmühle“ von Birkendorf wurden 25 mit Dampfkraft

betriebene mechanische Webstühle aufgestellt. Schweizerische und italienische Fachleute leisteten sozusagen Entwicklungshilfe, bis einheimische Kräfte angelernt waren. Es gab sogar eine regelrechte „Eröffnungsfeier“ im „Haberhäusle“, wobei Gedichte in deutscher und schweizerischer Mundart vorgetragen wurden. Der Zweigbetrieb florierte nach Wunsch. In 12 Jahren verfünffachte sich die Zahl der Webstühle, und man mußte zum zweischichtigen System übergehen.

Als Wilhelm Schmitz den Schritt nach Deutschland tat, war Sohn Guido eben fünf Jahre alt. Obwohl der Vater als selbstbewußter Bismarck-Deutscher - er stammte aus Düren im Rheinland - sich nicht in der Eidgenossenschaft einbürgern ließ, konnte es nicht ausbleiben, daß Guido an seinem Geburtsort Zürich ganz als Schweizer heranwuchs. Der Vater erwarb denn auch dem siebzehnjährigen Handelsschüler 1911 das Züricher Bürgerrecht. Alsbald schickte er ihn zur kaufmännischen und weitläufigen Ausbildung nach Paris, und noch im gleichen Jahr zur praktischen Einarbeitung nach Biberach. Der künftige Juniorchef pendelte zunächst vierzehntägig zwischen Heimat und Fremde; aber der Ausbruch des Ersten Weltkriegs ließ es zweckmäßig erscheinen, den ständigen Wohnsitz in Biberach zu nehmen. Das geschah 1916. Der Biberacher Betrieb war nun von der Schweiz abgeschnitten und Guido Schmitz schon in ganz jungen Jahren selbständiger Unternehmer. Im Zeichen des von Hindenburg und Ludendorff proklamierten totalen Krieges waren Männer Mangelware, und so mußte der Webereileiter überall selbst Hand anlegen, als Heizer der Dampfmaschine, als Maschinist und Webmeister.

Aber das Funktionieren der Firma war ihm schon damals nicht alles. In einem Brief von 1916 moniert der Vater mißbilligend, daß der Sohn zuviel Geld für teure Bücher ausbe, wo er doch im Züricher Elternhaus genug zu lesen fände, und er bereut, ihm einen Kunstratgeber geschenkt zu haben. Gewiß: hier bekundet sich ein Interesse, das im Leben dieses Unternehmers ein dauerndes Leitmotiv geblieben ist; aber gleichzeitig studiert er auch die sozialen Probleme. Auf sie war er schon in Paris gestoßen; nun drängten sie sich ihm in seiner Biberacher Rolle in der Form von Entscheidungssituationen auf. Schon in der Anfangszeit hatte er mit ansehen müssen, wie seine Weberinnen neben ihren Maschinen auf Strohsäcken übernachteten. Nun, im Krieg, schob sich die Lebensmittelversorgung der Belegschaft in den Vordergrund, und schließlich hatte er sich im Krisenjahr 1918 mit einem „Arbeiterausschuß“ auseinanderzusetzen. 1919 erwirbt Guido Schmitz um 100 Mark die lebenslängliche Mitgliedschaft in Adolf Damaschkes „Bund deutscher Bodenreformer“. Er sieht klar, daß dem Unternehmer die Produktionsmittel von der Gesellschaft nur sozusagen zu treuen Händen geliehen sind, daß insbesondere der Grund und Boden, da nicht beliebig vermehrbar, unter besonderen Gesetzen stehen muß. Er bejaht daher die Bodenreformpolitik der jungen Republik, die 1919 in der Weimarer Verfassung verankert wurde und 1920 zum Reichsheimstättengesetz führte. Die Heimkehrer des Ersten Weltkriegs verlangten nach einem Zuhause, nach Siedlungsboden. Es fehlten 750 000 Wohnungen. An dieser Stelle trat Guido Schmitz zum ersten Mal aus dem Bereich seiner Firma heraus, um an der Mitgestaltung der allgemeinen sozialen Verhältnisse teilzunehmen.

Im April 1923 wird auf seinen Anstoß hin der Siedlungsverein Biberach GmbH gegründet – ein gewagtes Unternehmen, mitten in der galoppierenden Inflation des Katastrophenjahres 1923. Geplant ist die Überbauung der Äcker und Wiesen des Galgenbergs weit draußen im Süden der Stadt mit 250 bis 300 Häusern. Es soll eine Siedlung in ganz speziellem Sinn werden: eine organisch geplante Anlage, in genossenschaftlichem Geist von den Siedlern selbst geschaffen, mitgetragen von der Öffentlichkeit. In der Tat war beim Siedlungsverein die Stadtgemeinde mitbeteiligt, aber nicht weniger war es Guido Schmitz, der es nicht beim Organisieren bewenden ließ, sondern der sich unter ganz erheblichen Opfern auch finanziell engagierte. Die Schlussbilanz, mit der Stadt ausgehandelt im geldknappen Jahr 1931, lief darauf hinaus, daß der Fabrikant dem Siedlungsverein 26 000 Reichsmark erließ, die dieser seinem Förderer noch schuldig war.

Die Galgenbergsiedlung zeugt noch heute von dem, was damals geleistet wurde. Die untersten Doppelhäuser gegen die Radfahrralle zu, nach Angaben des Schwäbischen Siedlungsvereins Stuttgart erstellt, stehen am Anfang. Sie entstanden schon 1923 und 1924. Der erste Spatenstich erfolgte am 4. Juni 1923, dem 29. Geburtstag von Guido Schmitz. 1925, im Zeichen eines neuen Wirtschaftsaufschwungs, wurden die 30 Häuser an der heutigen Galgenberg- und Scheffelstraße erbaut. Inzwischen hatte Schmitz, durch Vermittlung von Paul Bonatz, keinen Geringeren für die Überwachung, d. h. Gesamtplanung des Projekts gefunden, als Prof. Paul Schmitthenner von der TH Stuttgart. Obwohl die Detailentwürfe in anderen Händen lagen (z. B. bei Julius Hofacker und Klaus Hofmann, beides Stuttgarter Architekten), zeugt die Gesamtanlage durchaus von Schmitthenners Stil und den Vorstellungen, die er sich von einer Siedlung neuer Art machte. Er baut, wie er selbst betont, sozusagen im Protest gegen den inzwischen untergegangenen Wilhelminismus, immer davon ausgehend, daß das verarmte Deutschland der zwanziger Jahre ohnehin nichts Besseres tun könne, als in seiner Baugesinnung einfach und ehrlich zu sein.

Er ist - und in diesem Gedanken folgte ihm Guido Schmitz damals wie später - freilich auch überzeugt, daß in einer solchen Reduktion der architektonischen Formen, in einer solchen Haltung der Sachlichkeit der Schlüssel zu einer neuen Ästhetik, einer neuen Baukunst zu finden sei - darin ganz ähnlich dem Berliner Heinrich Tessenow. Er weiß, daß er für Leute bauen muß, die nicht viel Geld haben. Er sorgt dafür, daß jungen Ehepaaren halbe Häuser zum Preis von 8 000 Mark angeboten werden. Die heutige Situation vorwegnehmend, baut er kompakt und wärmedämmend, ohne unnötige Stockwerkhöhen, unter Ausnutzung der Sonneneinstrahlung. Das geht so weit, daß es für eine Sünde hält, wenn eine südeitige Mauer nicht mit Spalierobst bepflanzt wird! Weil ein Siedler in seinen Augen immer Teilselbstversorger ist, plant er Kleintierställe ein und rechnet aus, daß eine Familie 5 Ar Gartenland benötigt. Er drängt darauf, daß der Biberacher Siedlungsverein auch wirklich diese Flächen bereitstellt. Er denkt sogar darüber nach, wie die anfallenden Fäkalien als Dünger verwendet werden können: Recycling vor 50 Jahren! Andererseits lehnt er alles ab, was nicht, der inneren Form nach, „schön“ ist. Er achtet auf gediegene handwerkliche Arbeit. Die räumliche Hülle, die er schafft, soll auf die Bewohner erzieherisch wirken. Daher verschreibt er ihnen sogar die Bilder, die an den Wänden hängen sollen: Drucke im Sinn der „Kunstwart“-Bewegung von Ferdinand Avenarius und Alfred Lichtwark. Die Kunst im Dienst der Sozialhygiene - diese Idee hat schon den Engländer William Morris bewegt; sie wird im Jugendstil der Darmstädter Schule sichtbar und nun, unter kargerem Bedingungen, also auch für Biberach proklamiert – eine Zusammenbindung, die ganz dem Willen des Sponsors Guido Schmitz entspricht und von diesem später mit Hugo Häring auf einer anderen Ebene wieder aufgegriffen wird. Als der Galgenberg überbaut wurde, schafften Dutzende von späteren Eigentümern in sozialer Eigenleistung miteinander am gemeinsamen Werk. Und Schmitz war immer dabei: Ehe er morgens um sieben Uhr im Betrieb die Arbeit begann, radelte er zu den Baustellen, um nach dem Rechten zu sehen.

Noch heute ist die Einheitlichkeit des Oberen Galgenbergs weitgehend gewahrt, die ganze Anlage ein Denkmal schöpferischer Sozialpolitik.

Nach einem dreijährigen Zwischenspiel bei der Verseidag in Krefeld, wo er im Vorstand wirkte, konzentrierte sich Guido Schmitz ab 1933 endgültig auf Biberach und die „Seidenfabrik“, die übrigens von Anfang an nicht nur Seidenstoffe herstellte. Er kehrte heim, weil er nicht der Typ des Unternehmers war, der sich in einer AG mit Vorstandsgremien, Aufsichtsrat, langen Entscheidungswegen und vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen wohl fühlen konnte. In seinem Verlangen nach bewegter Landschaft und frischer Luft war er auch kein Großstädter, und so war seine Option für Biberach, abgesehen von allen vorrangigen geschäftlichen Bedingtheiten, auch eine ganz persönliche Entscheidung.

In der Zeit des Dritten Reiches trat er nicht mehr öffentlich hervor. Sein soziales und künstlerisches Treuhändertum äußerte sich darin, daß er Volksbildung betrieb und Bestrebungen förderte, die damals unmodisch waren. Es konnte geschehen, daß er an sechs Vormittagen während der Arbeitszeit seine Belegschaft zu Vorträgen über die Entwicklung der abendländischen Kunst einlud oder das berühmte Wendling-Quartett zu einem Werkskonzert engagierte. Und wenn er gegenüber Rüstungsaufträgen für seine Firma zurückhaltend blieb, so hing das nicht nur mit seinem Status als Auslandsschweizer zusammen. Wichtig war ihm in diesen Dingen die elementare Frage der Sicherung der Betriebsgemeinschaft. Freilich waren nun Gewebe weniger wichtig als beispielsweise Fahrzeuge. Also arbeiteten seine Leute eben für Magirus, und wohl oder übel mußte er zugestehen, daß Messerschmitt bei ihm Einzelelemente für Jagdflugzeuge herstellte und die Fahrradfabrik Friedrichshafen gastweise auf amerikanischen Maschinen, die man in Polen erbeutet hatte, Schiffsgetriebe fabrizierte.

Seine Stunde kam nach dem Zusammenbruch. Als Angehöriger eines neutralen Staates war er der gegebene Mann, in kritischer Zeit die Leitung des damals so wichtigen Roten Kreuzes zu übernehmen. Fünf Jahre stand er dem Biberacher Kreisverein vor, eine Aufgabe, die selbst einem Schweizer mit geläufigen französischen Sprachkenntnissen nicht leichtfallen konnte. Mangels Auto begab er sich per Fahrrad über die Schwäbische Alb nach Tübingen, um beim Gouvernement militaire seine Anliegen zu vertreten. Er war Vertrauensmann seiner Landsleute. Er unterstützte Flüchtlinge und um ihre Existenz ringende Künstler, an deren Entwicklung er nicht selten jahrelang tätigen Anteil nahm.

Solche Hilfe war oft ganz einfach aufs anständige Überleben gerichtet. Bemerkenswert bleibt aber, wie sich Guido Schmitz dabei doch stets auf sein untrügliches Gespür für Qualität verlassen konnte. Er gehörte zu den ersten Förderern von Jakob Bräckle. Seine Büroräume schmückte er mit Aquarellen von Ilse-Beate Jäckel, und seine Firmenschriften ließ er von dem Fotografen Willy Moegle dokumentieren. Er hielt Verbindung mit den Bauhaus-Künstlern Johannes Itten, einem Schüler von A. Hoesel, und Georg Muche, die beide freilich inzwischen bereits europäische Anerkennung gefunden hatten. Ittens Tagebücher - großformatige Werke über Form und Farbe - überlebten im Schmitz'schen Keller die Wirren des Krieges.

In diesem Zusammenhang wurde das Verhältnis, das damals zu Hugo Häring begann, am festesten und folgenreichsten. Dieser Architekturtheoretiker des „Neuen Bauens“ war im Herbst 1943 als Verfemter des Dritten Reiches in seine Heimat Biberach zurückgekehrt. Er galt als „Kultur bolschewik“ und fand nach der Zerstörung seiner Berliner Wirkungsstätte, der Schule für „Gestaltung, Kunst und Werk“ (vormals Reimann-Schule), in der Reichshauptstadt keine Möglichkeit des Schaffens mehr. In Biberach konnte er, wenn auch in bescheidenem Rahmen, weiterarbeiten und weiterforschen. Damals kam u. a. auch der

berühmte Freund und Mitstreiter Härings, Hans Scharoun, der spätere Schöpfer der Berliner Philharmonie, ins Schmitzsche Haus, ebenso Heinrich Lauterbach, Härings späterer Nachlaßverwalter, der in Biberach eine zweite Heimat fand und mit Guido Schmitz freundschaftlich verbunden blieb.

Über Häring sagte Schmitz: „Ein solcher Mann muß eine Chance haben“, und er gab ihm denn auch Gelegenheit, nach fast zwei Jahrzehnten purer Theorie, in Deutschland wieder ein praktisches Beispiel seiner Baugesinnung zu geben, eines „organischen“ Bauens von innen nach außen, bei dem sich die Gestalt zwingend aus der Funktion ergibt und bei dem der erlebte Raum wichtiger ist als das Gehäuse, das ihn umgibt, im Sinne eines Ausspruchs von Laotse, den Schmitz 1952 in einem Brief an Helene Probst zitiert: „Mauern mit Türen und Fenstern bilden ein Haus, aber das Leere zwischen ihnen erwirkt das Wesen des Hauses.“

Die beiden Einfamilienhäuser, die Schmitz 1950/51 durch Hugo Häring in Biberach am Mettenberger Weg bauen ließ, stehen mittlerweile, ähnlich wie Härings Frühwerk, der berühmte Kuhstall von Garkau in Holstein, unter Denkmalschutz und sind in jedem besseren Konversationslexikon erwähnt. Der Bauherr, der sein konservatives Biberach kannte, empfand den Auftrag selbst als Wagnis, aber er pflegte vor einem Risiko, wenn er von der Richtigkeit seiner Handlungsweise überzeugt war, nicht zurückzuschrecken - siehe „Siedlungsverein“! Zunächst überstieg freilich, wie er schreibt, manches an Härings Planung sein Vorstellungsvermögen. Ihn überfiel Skepsis gegenüber einem „Pultdach“ im giebelgewohnten Schwabenland, angesichts der häufig recht schneereichen Winter. Häring orientierte sich tatsächlich eher an fernöstlichen Vorbildern als nach den Gewohnheiten des Alpenvorlandes. Die Zufriedenheit des Bauherrn mit den fertigen Häusern bestätigte jedoch die Auffassung des Architekten. Es wurde, wie Schmitz sich über sein eigenes Domizil ausdrückt, „ein heiteres, beseeltes und gewinnendes Haus“, eine Wohnung, die Sonne und Aussicht einfiel und deren unkonventionelle, kancelartige äußere Form doch nichts war als der konsequente Ausdruck der darin verwirklichten Funktion.

Es bleibt nicht ohne Tragik, daß Guido Schmitz sich am Ende seines Lebens von den Häring-Häusern trennen mußte. Er hat immer versucht, Beispielhaftes zu bauen - auch im Rahmen seiner Firma. Schon kurz nach der Währungsreform ediert er eine Schrift „Unser neues Bauen 1949/50“, mit der er die Erweiterung und innenarchitektonische Gestaltung der Seidenfabrik durch Prof. Hans Volkart reflektierend begleiten läßt. Es geht ihm darum, dem arbeitenden Menschen eine räumliche Umwelt zu schaffen, in welcher die Spaltung zwischen Mensch und Arbeit, an sich unvermeidlich durch die moderne Technologie, in einer „übergreifenden, im Räumlichen konkretisierten Ordnung“ weniger bedrückend wird. Was hier in den Worten Margot Aschenbrenners, einer Mitarbeiterin Hugo Härings, ausgedrückt ist, zeigt, wie genau Guido Schmitz hier mit wachem Problembewußtsein auf den Begriff der „Entfremdung“ hinzielt, den wir von Karl Marx her so gut zu kennen glauben. Die Bauten von Prof. Volkart, die damals entstanden sind, verraten in ihrer Einfachheit, in ihrer Einbindung in die Flußlandschaft der Riß die Behutsamkeit der Schmitthenner-Schule.

Immer wieder kreist das Denken des Fabrikherrn um das „Geheimnis der Gestalt“ (so ein Vortragstitel von Hugo Häring). Es steht hinter den weiteren Publikationen der Firma („Weben und Gewebe“, „Buden und Läden“ — beide von Margot Aschenbrenner), hinter den privaten Liebhabereien, bei denen Gedanken Goethes und der Anthroposophie anregend hereinspielen. Bedeutsam wird hier die Freundschaft mit Julius Bissier, dem abstrakten Tuschkünstler aus Freiburg, mit dem Schmitz durch Hugo Häring bekannt wurde. Mit Bissier teilte er die Hinwendung zu den Urphänomenen im Goetheschen Sinn. Bis in seine letzten Lebenstage ließ er sich aus der Betrachtung elementarer Naturformen die Weisheit der Lebensgesetze vermitteln. Wie Bissier war er fasziniert von der Formenwelt und der Philosophie des Ostens. Wie kaum ein anderer Privatmann hat Guido Schmitz mit seinen durchaus nicht allzu üppigen finanziellen Pfunden gewuchert. Er unterstützte die Hochschule für Gestaltung der Geschwister-Scholl-Stiftung in Ulm, er lud Schriftsteller zu Gast wie Heinrich Weis und Ernst Jünger; er war aber auch vor allem und bis zum Ende der erste Fürsorger seiner ihm anvertrauten Arbeitnehmer.

In der sog. „schlechten Zeit“ war er sich nicht zu gut, mit seinem Fahrrad ergattertes Obst der Werksküche zuzuführen. Er war stolz darauf, nie jemand gegen seinen Wunsch entlassen zu haben. Er hielt den arbeitslosen Gewinn für so fragwürdig wie jeder in der Wolle gefärbte Sozialist, ja, er stellte geradezu die Frage, ob die Zufriedenheit, die aus dem Gewinn fließt, nicht verdächtig sei. Läuft sie doch dem Ideal des zweckfreien Handelns zuwider, nach dem er immer gestrebt hat.

Die Zeit nach 1948, mit ihrer schrankenlosen Expansion im Zeichen immer schärfer werdender Konkurrenz, kam dem Selbstverständnis dieses Unternehmers nicht gerade entgegen. Je länger je mehr stellten sich Sachzwänge ein, mit denen ein zwar modern motivierter, aber eher patriarchalisch zugeschnittener Führungsstil nur schwer zu vereinbaren war. Bezeichnend ist vielleicht, daß es nun auch bei Schmitz & Co. unvermeidlich wurde, Nachtschichten einzuführen und auf die Homogenität der Belegschaft weniger Wert zu legen. Seit dem Koreakrieg blies der Wind der Konjunktur den Seidenwebereien ohnehin ungunst ins Gesicht. Die Firma, die schon im Krieg ein Mischbetrieb geworden war, mit eigener Konfektion und mit Heimarbeit, die bis nach Vorarlberg ausgegeben wurde, fand sich mit ihrem breiten Sortiment in einer problematischen Lage. Konzentration und Rationalisierung war, wie überall, das Gebot der Stunde. Der Engpaß von 1957/58 ließ beispielsweise den Entschluß reifen, die ganze Jacquard-Produktion einzustellen. Das bedeutete die Aufgabe von in Jahrzehnten erarbeiteten Werten. Das Dessinlager für Jacquard-Muster wurde mit einem Schlag nutzlos und wanderte ins Feuer. Ein großzügiger Investitionsschub wurde gewagt, im Vertrauen darauf, daß ein mittelständisches Unternehmen mit seiner Möglichkeit zu konzentriertem Management überleben könne. Man verband sich mit einer deutsch-britischen Gesellschaft.

Als die Firma dann 1970 dennoch aufgegeben werden mußte, da war dies das Ende einer lange unentschieden schwankenden Schlacht. Die Beteiligten wehrten sich tapfer; aber sie fanden sich am Ende aussichtslos eingekesselt. Bei allen Rettungsversuchen stand oben immer die Sorge um die Betriebsangehörigen. Dieser soziale Gesichtspunkt wurde festgehalten bis zur Selbstentäußerung der Unternehmerfamilie.

Guido Schmitz endete konsequent nach dem Gesetz, nach dem er angetreten war. Noch acht Jahre war es ihm vergönnt, unter seinen Biberacher Mitbürgern zu leben, unauffällig an der Pforte des Altersheims mithelfend und damit im Grunde sein gewohntes Leben des Dienstes, nur in anderer Form, fortsetzend. Wer ihn kannte, der wußte, dass dies der Biberacher „große alte Mann“ seiner Generation war, ein Weiser, den sein Schicksal nicht anfocht, der sich auch jetzt nicht anders gab als früher in seinem Kontor an der Alleenstraße. Sein Geheimnis war, daß er immer zu unterscheiden wußte zwischen Broterwerb und menschlicher Bestimmung. Es war etwas Preußisches in der Haltung dieses Schweizers, ein allgegenwärtiges Gefühl der Verantwortlichkeit, etwas Soldatisches auch in der Natur dieses dem Frieden verschworenen Geistes. Oft berief er sich auf Clausewitz, den Klassiker der Kriegsliteratur. Wenn er immer erst das Naheliegende tat, ehe er bei seinen Dichtern und Philosophen einkehrte, so war er darin ein Pflichtmensch und doch auch wieder einer, der den Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung zu überwinden verstand. Einer der Söhne hat einmal über den Vater gesagt: „Erfüllung findet der Mensch nur in dem kleinen Bisschen jenseits der Nützlichkeit.“ Das ist vielleicht zu eng gedacht. Aber unsere Kultur muß tatsächlich vergehen, wenn sie nicht über das Pragmatisch-Nützliche hinausstrebt, in Gedanken wie in Taten. Was wir brauchen, sind Wegweiser wie Guido Schmitz, Männer des tätigen Lebens, die aber auch Gedichte auf dem Nachttisch haben und dem Klang der Kirchenglocken nachsinnen.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 1 – Seite 29

## Der Laupheimer Judenfriedhof

Eine stille Mahnstätte in der Hektik unserer Tage

Von Josef Braun. Laupheim

Es liegt eine eigenartige Stimmung über dem Totenfeld des Laupheimer Judenfriedhofs mit seiner Vielzahl von Grabdenkmälern aus zerfallendem Sandstein oder dauerhaftem Marmor, mit dem Rasen oder wucherndem Efeu auf den Grabbeeten und darüber den mächtigen, schattenspendenden Laub- und Nadelbäumen. Der Eindruck von der Würde des Ortes umfängt den Besucher schon an der Eingangspforte mit dem auf deutsch und hebräisch in Stein eingemeißelten Bibelwort „Bestelle dein Haus!"; er wird zur eindringlichen Mahnung beim besinnlichen Durchwandern und verweilenden Betrachten der ausgedehnten Gräberreihen.

Der Friedhof einer seit 1730 bestehenden Laupheimer Judengemeinde dürfte wohl schon bald nach der Niederlassung der ersten israelitischen Familien, anschließend an den „Judenberg“, angelegt worden sein. Er wurde mit der wachsenden Zahl der Gemeindeglieder verschiedentlich bis zu seiner heutigen Ausdehnung erweitert, da nach talmudischem Gesetz für die Verstorbenen die „ewige Grabesruhe“ gilt und keine Grabstätte neu belegt werden darf. Alle Grabsteine weisen mit ihrer Frontseite nach Osten. Sie wurden anfänglich nur hebräisch beschriftet, später deutsch und hebräisch, daß insbesondere die persönlichen Daten des Toten von jedermann abgelesen werden konnten. Im Städtischen Heimatmuseum hängt eine interessante Planzeichnung des

Judenfriedhofs, die Stadtbaumeister Bosch bei einem Umzug hinter einem alten Schrank in der vormaligen Dienststelle entdeckt hat. Geometer Bernheim, sicherlich ein jüdischer Mitbürger, hatte diese Zeichnung „Unter Mitwirkung des Herrn Rabbiner Waelder und Vorsänger Simon Wolf Strauß“ im Jahre 1865 zusammen mit dem Praktikanten J. Ammann angefertigt: 1856 war der Friedhof erweitert worden.

Die frühen, bescheidenen Grabsteine sind stark verwittert, teils fast im Boden versunken. Die Männer ruhen links vom Mittelgang, die Frauen rechts. Erst später wurde diese Vorschrift nicht mehr so genau beachtet. In langer und mühseliger Arbeit wurden die ältesten Grabmale im Friedhof einst vom letzten Laupheimer Rabbiner Dr. Leopold Treitel auf einem Feldstuhl sitzend abgezeichnet, zu einer Zeit, da die Fotografie sich noch nicht ins Freie wagte und die fotografische Abbildung noch das Privileg von Berufsfotografen war. Leider sind diese wertvollen Skizzen den turbulenten Zeitläufen zum Opfer gefallen, wie der kürzlich in Laupheim zu Besuch weilende, 80jährige Sohn Josef Erich Treitel aus Argentinien zu berichten mußte.

Als äußeres Zeichen des wachsenden Wohlstandes der Laupheimer Israeliten darf es angesehen werden, daß etwa ab der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Grabmale für die Verstorbenen anspruchsvoller und das Material hierfür gediegener wurden. Statt des Sandsteins fanden nun zunehmend weißer und schwarzer Marmor, Granit usw. Verwendung; eine Erscheinung, die auch auf dem christlichen Gottesacker zu beobachten ist, soweit dort überhaupt noch alte Grabdenkmäler geduldet werden. Die meisten Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof dokumentieren ein beachtliches handwerkliches Können der früheren Laupheimer Steinhauer. Die Vielfalt der Formen und der Ornamentik sind erstaunlich, wenn man bedenkt, daß ehemals die meiste Arbeit am Stein von Hand verrichtet werden mußte. Gewisse Symbole und Zeichen der jüdischen Religionsgeschichte treten immer wieder als Verzierung der Grabsteine auf, wie etwa: Betende Hände, Krug und Urne, Davidstern und Schofarhorn, Kranz, Krone mit Palmzweig, liegender Löwe u. a. - Als Steinhauer haben auf verschiedenen Steinen signiert: Haaga, Ihler, Müller, Mast Rißtissen.

Die verhängnisvolle Epoche des Hitler-Regimes ab 1933 ist selbst an der Stätte des Todes nicht spurlos vorübergegangen. Weniger an Einzelgräbern als am Kriegerehrenmal für die gefallenen Juden des Ersten Weltkrieges wurden gemeine Beschädigungen verübt, die Gedenktafeln herausgeschlagen und beseitigt. Als Stiftung ehemaliger Laupheimer Juden sind im Jahre 1955 neue Bronzetafeln eingesetzt worden. Der Schlußsatz des Textes lautet: „Friede walte künftig über dieser Stätte!“ In den jüngsten Grabreihen des jüdischen Gottesackers sind die während des Zweiten Weltkrieges hier Verstorbenen, teils handelt es sich auch um zwangsumgesiedelte auswärtige Israeliten, bestattet. Welch erschütternde Schicksale dahinterstehen, das mag am Beispiel der drei Fräulein Kirschbaum angedeutet werden. Sally (geb. 1859), Jette (1861) und Therese (1862) Kirschbaum wurden aus ihrem Heim mit kleiner Gemischtwarenhandlung in der Kapellenstraße heraus ins enge Rabbinatshaus auf dem Judenberg ausquartiert, wo sie nacheinander am 11., 12. und 13. Februar 1941 der Tod erteilte, wie ihr dreiteiliger Grabstein ausweist.

Auch nach dem Krieg gab es noch vereinzelte Bestattungen auf dem Laupheimer Judenfriedhof, wohl nach dem letzten Willen der auswärtig Verstorbenen. Wir lesen auf einem Grabmal: „Ein langes Leben, gesegnet im Kreise der Familie hier und in der Ferne, hat an der Seite des Gatten die letzte Ruhe gefunden - Melanie Steiner-Herz, 1872/1956 -“.

Im März vergangenen Jahres wurde in feierlicher Weise die Urne mit der Asche des in New York im 81. Lebensjahr verstorbenen ehemaligen Laupheimer Mitbürgers Julius Steiner, Mitinhaber der hiesigen Hopfenhandlung, im Elterngrab beigesetzt. Sein Bruder Heinrich war 1918 im I. Weltkrieg als Leutnant an der Westfront gefallen. - Erst kürzlich, am 23. Oktober, fand auf dem Laupheimer Judenfriedhof die Beerdigung der mit 96 Jahren im hiesigen Altersheim verstorbenen jüdischen Berta Ziegler aus Rexingen bei Horb statt.

Rührend sind eine ganze Reihe von Grabinschriften auf der Rückseite von über 30 Grabsteinen aus dem 19. Jahrhundert. In dem verhältnismäßig gut zu bearbeitenden weichen Sandstein finden sich kurze und längere Nachrufe auf die Verstorbenen in Gedichtform eingemeißelt. Es ist eine anspruchslose, volkstümliche Poesie, die sich im Geiste jener reimfreudigen Epoche bei persönlichen und kommunalen Anlässen niedergeschlagen hat. Viele der Verse sind im Laufe der Zeit fast unleserlich geworden, durch Verwitterung des Gesteins oder durch den dichten Algen- oder Moosbewuchs. Hier mußte mit Bürste und Lappen vorgearbeitet werden, bis die Verse, Zeugen einer innigen Familien Verbundenheit und der Freude am Reim, wieder zum Vorschein kamen und entziffert werden konnten.

Wenn man vom Laupheimer Judenfriedhof spricht, taucht aus der Zeit vor 1933 die Erinnerung an die Persönlichkeit von Samuel Schiller (1856 bis 1940) auf, Friedhofwärter, Bote der jüdischen Gemeinde und nebenher das Sattlerhandwerk ausübend. Geboren in Krems, aber aufgewachsen in Wien, hatte er sich in Laupheim so eingelebt, daß er bei jung und alt ob seines Mutterwitzes, seiner Freundlichkeit und seiner allzeit guten Laune allgemein beliebt war, ja zu einem wirklichen Laupheimer Original wurde. Der untersetzte, stämmige Mann war seiner österreichischen Jugendheimat Wien lebenslang verbunden geblieben, was sich schon in seinem äußeren Erscheinungsbild kundtat, indem er in seiner Kleidung an Trachtenjoppe und grünem Hut mit buschigem Gamsbart festhielt. Er war dem guten Viertel Wein nicht abgeneigt und sang in froher Runde als Solist mit guter Stimme gerne das Lied vom Fiaker und von der Mutter, die eine Wienerin war. Von 1933 an, dem Schicksalsjahr für die deutschen Juden, verstummte sein Gesang!

Der Laupheimer Judenfriedhof, einst an der Peripherie der Gemeinde gelegen, ist heute fast ringsum vom Wohngebiet umschlossen. Er ist durch die umgebende Mauer, durch Buschwerk und die mächtigen Bäume vom Lärm und Treiben der Außenwelt abgeschirmt. Die gelegentlichen Besucher, ehemalige jüdische Mitbürger aus der weiten Welt, Einheimische, Schulklassen von hier und auswärts, werden von dieser Stätte aus die ernste Mahnung mitnehmen: Was in der dunkelsten Epoche deutscher Geschichte geschah, das darf sich nicht wiederholen. Eine Besucherin aus Israel drückte sich so aus: „Verzeihen fällt schwer, aber vergessen soll und kann man das furchtbare Geschehen nie!“

## Inschriften auf alten Grabsteinen

„Hier ruhet Frau Marie Löffler, geb. Einstein geb. den 9. Oct. 1822 / gest. den 23. Sept. 1884

Mild und freundlich durch's ird'sche Leben, arbeitsam und dem Gatten ergeben; ruhig, stille in Gott unter Leiden, innige Schwester dem brüderlich Blute eiltest himmelwärts, Marie, du Gute. Lohne Gott dich mit himmlischen Freuden.“

„Fanny Mayer, geb. Mayer von hier geb. 24. Dez. 1824 / gest. 29. Aug. 1869

Lieb und theuer warst du uns im Leben, auch im Tode bleibt dein Bild uns werth. Fromm und bieder war dein ganzes Streben, drum ward'st geliebt du und geehrt.

Dem Raume nach zwar, ach, geschieden, sind geistig doch verbunden wir. Selig weilest oben du im Himmelsfrieden, doch dein mildes Bild, es bleibet hier.“

„Denkmal für Regina und Ricke Hofheimer

Zwei Kindlein legte man hier nieder, zweier Schwestern und zweier Brüder. In einer Nacht verblühten sie, für ihre Eltern viel zu früh. Sie verwelkten schon nach einer halbjährigen Blüthe, den 12. Dezember 1852.“

„Lotte Hirschfeld, geb. Hofheimer geb., den 3. Mai 1812 / geehlicht, den 21. Mai 1840, gest., den 23. Jan. 1867

Ein edles Weib fürwahr hat Ruhe hier gefunden; ihr frühes Scheiden weckte Trauer in jeder Brust, denn treu und redlich ward von allen sie erfunden, Gottesfurcht im Herzen, war Wohltun ihr wahre Herzenslust.

Dem Gatten in holder Treue stets ergeben, erfüllt an den Kindern sie die schönste Mutterpflicht. Von Kindheit an galt Eltern, Geschwistern ihr emsig Streben, auch fremdem Leide fehlte ihre Teilnahm' nicht. Der Frauen-Verein gibt Zeugnis von ihrem Wirken, bei Kranken, Todten trug gerne sie die meiste Last. Für deiner Seele Seligkeit wird Gottes Wort uns bürgen, dem Leibe wird zutheil des Grabes Gruft.“

„Hirsch Manuel Einstein geb., den 24. Juni 1827 / geehlicht, den 23. April 1857 / gest., den 17. Oktober 1866

Ein braver Mann hat Ruhe hier gefunden, als Sohn und Bruder früh und spät bewährt, mit der treuen Gattin durch zartes Band verbunden, geliebt von Kindern und vom Freund geehrt. Berufsgetreu und thätig in Vereinen, ach, daß seine Stimm' im Chor so bald verhallt; zu früh verließ er, ach, die Seinen, in bester Manneskraft nahm Abschied er so bald.



Dein wird in Liebe man gedenken, des Wohltuns Segen wirket hier und dort. Den Leib nur konnten in die Erd' sie senken, deine Seele weilet sicher in des Himmels Hort.“

„Isak Schlesinger geb. 1802 / gest. 1883

Die Kindesliebe setzt dies kleine Zeichen, geliebter Vater, als ein Denkmal dir. Wer so wie du den Himmel wird erreichen, braucht höh'ren Schmuck nicht als des Grabes Zier. Dein guter Name auf dem schlichten Stein wird uns und dir das schönste Denkmal sein.“

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

---

SONDERDRUCK

# Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 1 vom 18. April 1980 / 23. Jahrgang

---

3. Jahrgang – Heft 1 – Seite 33

## Er wollte die besten und fleißigsten Bauern (I)

Geschichte und Schicksal der Oberschwaben in Sathmar

Von Stefan Koch, Laupheim

Die Sathmarer Schwaben bilden eine schwäbische Volksgruppe in Rumänien, die vor dem letzten Krieg noch etwa 60 000 Menschen umfaßte. Sie ist eine der wenigen, die ihre oberschwäbische Mundart und Eigenart ganz unverfälscht 250 Jahre hindurch bewahrt hat. Das Siedlungsgebiet dieser Schwaben liegt an der nordwestlichen Ecke Rumäniens, dort wo dieses mit Ungarn und Karpatenrußland zusammenstößt. Den Namen erhielt dieses Siedlungsgebiet von der Stadt Sathmar (rumänisch: Satu Mare, ungarisch Szatmar Nemeti), die an der Samisch (Somes, Szamos), einem Nebenfluß der Theiß, liegt. Wie ihr ungarischer Name auch anzeigt, war sie ursprünglich eine deutsche Gründung und hieß Salzmarkt. Sie spielte eine nicht unbedeutende Rolle im Salzhandel des Mittelalters. Das ursprüngliche Deutschtum ist gänzlich erloschen. Heute zählt die Stadt etwas mehr als 60 000 Einwohner. Die wenigen Deutschen darunter sind aus den umliegenden schwäbischen Gemeinden eingewandert.

In diesem Grenzgebiet befinden sich über 30 schwäbische Gemeinden. Sie liegen nicht geschlossen beisammen, sondern sind über die Komitate Sathmar (Satu Mare), Schommelmarkt (Salaj), Marmarosch (Maramures) und Bihor verstreut. Man könnte sie, wie auch die beigegefügte Karte zeigt, in drei Gruppen aufteilen:

Die Gemeinden westlich der Krasna (ein Fluß) mit der Stadt Großkarol als Mittelpunkt: Schmal, Fienen, Schamagosch, Kalmandi, Kapplau, Maitingen, Stanislaw, Petrifeld, Beschened, Terem, Santen, Tristenberg (Merken und Wahlei sind in Ungarn),

die Gemeinden zwischen der Krasna und der Samisch: Gilwatsch, Terebesch, Madratz, Erdeed, Darotz, Bildegg, Schandern, Nanten, Sagas, Sukunden, Hamroth, Scheidorf, Burlescht,

die einzelnen weitverstreuten Siedlungen zwischen Theiß und Samisch: Josefhausen, Waroli und Turterbesch (Saiten ist in Ungarn). Nichtschwäbische Orte, doch mit deutscher Bevölkerung sind noch: Großtarna, Batartsch, Oberwischau, Mittelstadt, Neustadt, Kapnik, Glashütte, Kriegsdorf und Neupalota.

Das Sathmargebiet gehörte bis zum Ende des ersten Weltkrieges zu Österreich-Ungarn und kam 1919 durch den Friedensvertrag von Trianon zu Rumänien. Im Jahre 1940 gelangte es für kurze Zeit durch den Wiener Schiedsspruch wieder an Ungarn, wurde aber nach dem zweiten Weltkrieg erneut mit Rumänien vereinigt.

In diesen schwäbischen Gemeinden Sathmars leben oberschwäbische Siedler mit ihrer Eigenart und Sprache, die sie vor 250 Jahren aus ihrer Urheimat Oberschwaben mitgebracht und hier weitergepflegt haben. Wie kamen die Schwaben dorthin?

Das Sathmargebiet hatte fast 150 Jahre lang ununterbrochen unter der Geißel der Türkenkriege und -besatzung gelitten. Die Aufstandskämpfe Rakoczys verheerten das Gebiet, und die Pest und andere Krankheiten dezimierten die Bevölkerung, so daß manche Orte menschenleer dastanden.

Der vormalige Kurutzenfeldherr Alexander Karolyi erhielt vom Kaiser für die Verdienste, die er sich beim Friedensschluß von Sathmar (30. April 1711) erworben hatte, die hier beschlagnahmten Güter Rakoczys. Die menschenleeren Dörfer mußten wieder bevölkert werden. Nach einem gescheiterten Versuch mit Madjaren richtete der Graf seinen Blick auf das Reich, von wo schon in der Vergangenheit Siedler nach Ungarn gekommen waren. Er hatte ein zweifaches Ziel vor Augen: Er wollte die besten und fleißigsten Bauern holen, und gleichzeitig wollte er den katholischen Glauben in diesen Gebieten wieder einführen, denn die Madjaren waren fast alle Calvinisten geworden. Darum richtete er Gesuche an den Kaiser um die Erlaubnis (Patent. Siehe Beilage) zur Ansiedlung von katholischen Schwaben zu erhalten. Nachdem er diese Erlaubnis von Wien erhalten hatte, schickte er seine Werber nach Oberschwaben, die dort zwischen Donau und Bodensee eine rege Werbetätigkeit entfalteten. Ihre Werbung verlief sehr erfolgreich, denn die Zustände hier waren für eine solche Aktion in jener Zeit besonders günstig. Oberschwaben war damals in viele Teile zerstückelt. Weltliche und geistliche Herrschaften luden schwere Steuerlasten und Abgaben auf das Volk. Es herrschte die Anerbensitte. Die Familien waren kinderreich. Bei der Übergabe des Hofes war nur ein Kind versorgt. Die anderen, wenn sie begabt waren, konnten studieren und Geistlicher werden oder in ein Kloster eintreten. Ein Handwerk erlernen war dadurch erschwert, weil sich die Handwerker in den Städten durch strenge Zunftordnung vor jedem Eindringen schützten. So blieb den Kindern nur eine Möglichkeit offen, als arme Häusler ihr Leben zu fristen. Nun kamen die Werber des ungarischen Grafen Karolyi und verkündeten auf Marktplätzen das verlockende Angebot. Jedermann, der katholischer Konfession war und einen Entlassungsschein der Grundherrschaft sowie einen Tauf- und Heiratsschein vom Pfarramt vorzeigen konnte, durfte auswandern. Er hatte den Besitz von 100 Gulden nachzuweisen und mußte die Reisekosten bis Budapest selbst aufbringen. Die weiteren Kosten bis zum Bestimmungsort trug die neue Grundherrschaft. Dafür sollte jeder im neuen Land erhalten:

1. Unentgeltlich genügend Ackerboden, Wiesen und Wald.
2. Als Zugvieh zwei Ochsen und eine Melkkuh. Dazu sollten, noch 12 Kaschauer Viertel Getreide zur Saat den Bauern geborgt werden. Der Kaufpreis dieser Dinge sollte erst später zurückerstattet werden.
3. Für einen rheinischen Gulden konnte ein Viertel Getreide zum Verbrauch erworben werden. Auch sollen die Bauern- bei ihrer Ankunft vorläufig das Korn der Herrschaft zum Abernten und Dreschen bekommen.
4. Zum Bau neuer Häuser soll genügend Bauholz bereitgestellt werden.
5. Die Siedler sind von Steuern und Lasten  
a) an die Herrschaft für drei Jahre und

b) an das Komitat für sechs Jahre befreit. Auch Fronarbeit sollen sie in den ersten Jahren nicht leisten müssen.

6. Rekrutierungen und Einquartierungen sind nicht zu befürchten.

7. Die Auswanderer werden in eigenen Gemeinden ohne fremdländische Bevölkerung angesiedelt. Sie sollen unter Verwaltung deutscher herrschaftlicher Verwalter stehen, einen selbstgewählten Magistrat und einen eigenen Geistlichen erhalten.

8. Mauten und Zölle sollten auf der ganzen Fahrt nicht erhoben werden.

Dieses Angebot muß sehr verlockend gewesen sein, denn aus dem Gebiet des Reichsstifts Schussenried wurden z. B. im Juni 1712 allein innerhalb von sechs Tagen 33 Personen aus der Leibeigenschaft entlassen, um nach Ungarn ziehen zu können.

Für die Entlassung war je nach Vermögen eine Entlassungsgebühr zu bezahlen, die 5 - 15 fl. betrug. Das mitgenommene Vermögen wurde mit einer Abgabe von einem Zehntel belegt. Ein Muster von einem Entlassungsschein sei hier im Anhang angefügt aus der Zeit des letzten Abtes Siard II. vom Jahre 1799.

Die ersten Siedler hatten es eilig, denn bereits am 27. Juli 1712 kamen sie in Karol an. Es müssen etwa 1500 Personen gewesen sein. Was sie erhofften, sagt ein altes Auswandererlied aus dieser Zeit: „Das Ungarland ist's reichste Land, dort wächst viel Wein und Treid, so hat's in Günzburg man verkündt, die Schiff stehn schon bereit. Dort geit's viel Vieh und Fisch und Gflüg, und taglang ist die Weid. Wer jetzo zieht ins Ungarland, dem blüht die goldne Zeit.“

In der Zeit von 1712 bis etwa 1800 verließen etwa 6000 Menschen ihre Heimat in Oberschwaben, um ihr Glück im fernen Ungarn zu suchen. Auch aus dem Kreis Biberach zogen viele fort. Wir stellten eine Liste der Auswanderer zusammen, deren Herkunftsorte bis heute erforscht werden konnten.

Den Auswanderern wurde ein schweres Kolonistenschicksal zuteil: Den ersten die Not, den zweiten der Tod und erst den dritten das Brot. Ihre Nachkommen kamen durch harte Arbeit und Tüchtigkeit zu einer Existenz. Sie bauten ihre Kirchen, ihre schmucken Dörfer und wurden die Lehrmeister ihrer Gastvölker. Ihr Grundherr Graf Karolyi, der nach den Kurutzenkriegen noch mit einer halben Million rheinischer Gulden verschuldet war, gelangte vor allem durch den Fleiß seiner deutschen Untertanen bald zu bedeutendem Reichtum. Er konnte Schlösser, Kirchen, Schulen und Straßen bauen und seit 1737 sogar ein eigenes Husarenregiment in Karol unterhalten. Nach der Aufhebung der Erbuntertänigkeit und der Grundentlastung (1865) kamen die Schwaben zur Wohlhabenheit.

Zäh hielten sie fest an den Sitten und Bräuchen der Ahnen. Alte schwäbische Volkslieder, die in der Urheimat, in Oberschwaben, schon in Vergessenheit geraten sind, wurden von ihnen noch gesungen und gepflegt. Prof. Dr. Dr. Hugo Moser, der seit vielen Jahren ein treuer Freund dieses schwäbischen Häufleins ist, sammelte diese Lieder und gab sie in einem Buch heraus.

Wie urteilen Fremde über die Sathmarer Schwaben? Der madjarisch kalvinistische Geistliche Asztalos spendet den Schwaben folgendes Lob: „Es ist ein fleißiges und vermögendes Volk. Es beneidet niemandes Gut und rührt dieses auch nicht an, aber das eigene läßt es auch nicht anrühren. Die übernommenen Verpflichtungen erfüllt es pünktlich und hält sie auch ohne schriftliche Festlegung bis auf den letzten Punkt. Ihr Familienleben ist jungfräulich rein, und gefallene Mädchen gibt es unter ihnen selten. Ihre Geistlichen und Vorgesetzten halten sie in großen Ehren. Schwäbische Häftlinge in den Gefängnissen sind eine Seltenheit.“ - Koloman Geresi lobt die Einwohner der reichen und blühenden Schwabendörfer „als ein fleißiges und wohlhabendes Volk, das sich seine nationale Eigenart und Gemeindeverfassung bisher unverändert bewahrt hat.“

Unter Zwang und Druck gelang es der ungarischen Regierung mit Hilfe der Kirche und Schule die Leute in einigen schwäbischen Gemeinden ihrer angestammten Sprache zu entfremden. Doch trotz großem Druck blieben noch viele treu.

Still und zufrieden lebte dieses kleine Volk in seinem Sathmarer Land bis zum letzten Krieg. Dann kam die Katastrophe und nur etwa 2000 Schwaben konnten sich in die Freiheit retten und leben jetzt zerstreut in Deutschland und in Österreich. Manche sind ausgewandert nach Kanada und in die Vereinigten Staaten Amerikas. Auch im Kreis Biberach leben mehrere Familien und sind froh, in der Urheimat zu sein. Der größere Teil der Schwaben ist noch in Rumänien. Nach dem Krieg wurden die arbeitsfähigen Männer und Frauen nach Rußland verschleppt, wo sie unter menschenunwürdigen Verhältnissen in Kohlenbergwerken geschaffelt haben. Ihre Felder hat man enteignet und sie zu genossenschaftlichen Landwirtschaftsbetrieben gemacht. Schön haben sie es nicht mehr. Manche möchten gerne zurück in die Heimat, in die Freiheit kommen, doch man verwehrt es ihnen.

Der Kreisrat von Biberach hat über die Landsmannschaft der Sathmarer Schwaben in Deutschland die Patenschaft übernommen, und die Stadtverwaltung von Biberach hat eine Straße „Sathmarweg“ benannt als eine bleibende Erinnerung an diesen fleißigen und strebsamen Volksstamm.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 1 – Seite 36

## So streng waren damals die Bräuche

### Das Kloster Rot verbietet 1796 übertriebene Kleiderpracht

Von Josef Fakler

Es ist für junge Menschen eine Selbstverständlichkeit und ein Bedürfnis, daß sie schöne Kleider und Schmuck tragen wollen, einmal aus natürlicher Freude an Glanz und Flitter. Dazu kommt, daß die beiden Geschlechter sich gegenseitig gefallen wollen, um bei einer Partnerwahl zu gutem Erfolg zu kommen.

So war es wohl auch um die Zeit 1790 im Klostergebiet zu Rot, auch Mönchsrot genannt, wenn die jungen Burschen und Mädchen ihr schwer verdientes Geld für diesen Zweck verwendeten. Vielleicht war auch der Geist der französischen Revolution schon über den Rhein gedrungen, die Gedanken von Freiheit und Gleichheit. Die Zeitläufe waren nicht gerade leicht zu ertragen, darum wollten die jungen Menschen etwas erhaschen vom Glanz der oberen Volksschichten, und das war äußerlich in Kleidern- und Schmuck am leichtesten zu erreichen.

Der damalige Abt des Klosters Rot, Nikolaus Betscher, war allerdings anderer Ansicht. Sein Ideal war die freiwillige Armut, Abkehr von der Welt, wie er es bei der Aufnahme ins Kloster gelobte. Dieses Schmücken und Prahlen mit Kleidern war für ihn übertriebene Hoffart und diese führt zu Sittenlosigkeit und zu Strafen Gottes.

Er erließ am 31. Oktober 1796 ein herrschaftliches Verbot, daß die „übertriebene, standeswidrige, verderbliche Kleiderpracht unter dem gemeinen Volk, besonders unter den Weiberleuten abgeschafft, das Ärgernis beseitigt und die aus dieser auffallenden Kleiderpracht entstandene Sittenlosigkeit hauptsächlich bei den ledigen Personen getilgt werde!“

Daher wurde bei ledigen Mannspersonen verboten:

1. Sack- oder Taschenuhren, mit oder ohne silbernes Gehäuse.
2. Goldene oder silberne Huttressen oder Borten.
3. Silberne Hut-, Hosen- und Schuhschnallen.
4. Silberne Knöpfe und Silber- oder Goldborten.
5. Seidene Strumpf, was immer für Farben.

Für die Mädchen war die Anordnung noch strenger, denn der Putz- und Kleiderteufel sollte gründlich vertrieben werden. Deshalb waren bei allen ledigen Weibspersonen verboten:

1. Hauben von gold- und silbergewirktem Zeug, auch Hauben mit solchen Spitzen.
2. Schnürmieder mit Gold- und Silberborten.
3. Silberne Schuhschnallen.
4. Schuhe oder Pantoffeln aus rotem, gelbem und grünem Leder.
5. Seidene Halstücher, welche mit Silber- oder Goldspitzen oder seidenen Fransen eingefasst sind. Bloß einfache oder kleine schwarze oder braune seidene Halstücher dürfen abgetragen werden.

6. Ale Handschuhe aus roter, blauer, gelber und grüner Seide sind verboten, schwarze und weiß wollene oder fädene sind erlaubt.
7. Verboten sind ferner Pelzhandschuhe mit Silber oder Gold bestickt.
8. Silberne Brust- und Gollerketten.
9. Haarnadeln mit silbernen oder vergoldeten Rosen. Erlaubt sind einfache aus Stahl, jedoch ohne Rosen.
10. Ebenso dürfen gewirkte neumodische baumwollemodelte Röcke abgetragen werden, aber keine neuen angeschafft werden.
11. Verboten sind die grünen und grauen Hüte.
12. Visiere mit zwei oder drei Räderspitzten, oder auch einfache mit handbreiten Spitzen.
13. Endlich alles überflüssige Bänderwerk an Hauben, Schößen und Halsmusterung, sowie Schürzen und Korsett von Seide.

Gleichzeitig sollten nach Ansicht des Abtes auch andere Mißstände abgeschafft werden und dies traf auch die verheirateten Männer.

Mit diesem Kleiderverbot sollte das teure und familienverderbliche Spielen und Zechen abgestellt werden. Alle ledigen und auch verheirateten Untertanen und Dienstboten haben nachstehende Ausschweifungen zu meiden:

1. Teurer als um einen Pfennig zu spielen.
2. Das Ausspielen von Bier, Wein und Brantwein.
3. Auch Markgräfler in „Büttelin“ (Flaschen) und Kaffee ausspielen.
4. Wer Winterszeit von Micheli (29. September) bis Georgitag (23. April) länger als bis 9 Uhr, sommers bis 10 Uhr in Wirtshäusern zecht oder sitzen bleibt wird um 5 Gulden bestraft.
5. Die Wirte und Hausväter, die über die besagte Zeit ausschenken und Unterschlupf geben und die Spieler und Zecher nicht aus dem Haus schaffen, sollen um 10 Reichstaler = 15 Gulden bestraft werden.
6. Wer an Hochzeitstagen sich erfrecht, Festwein zu schießen, wird sein Schießgewehr und 2 Gulden 45 Kreuzer zur Strafe erlegen.

Damit aber die Eltern und Hauswesen wegen der Abschaffung der Kleidungsstücke keinen Schaden bekommen, mögen die Eltern, die ihren Kindern verbotenen Sachen, selbst zum Unterschied tragen oder zu Geld machen und den Kindern das Anständige dafür anschaffen.

Diejenigen, die sich erfrecken sollten, über diese Verordnung zu schimpfen und zu spotten, sind ohne Rücksicht anzuzeigen. Nach Absicht des Abtes soll die Wirkung dieser Verordnung zeigen, daß die Sittenlosigkeit gemindert, die Menschen von den schrecklichen Kriegsfolgen verschont bleiben, indem die trübseligen Zeitumstände keinen so übertriebenen Hoffartsaufwand gestatten. Ob die jungen Menschen diese Verordnung befolgten, oder sich nach den Freiheiten der französischen Revolution ausrichteten, hat der Abt nicht mehr aufgezeichnet, denn 1803 im Reichsdeputationshauptschluß wurde das Kloster säkularisiert und kam als Entschädigung an den Grafen von Wartenberg.

3. Jahrgang – Heft 1 – Seite 37

## Ihm lag viel an „komfortabler“ Ausstattung der Abtei (Schluß)

Mauritius – ein Förderer der schwäbischen Kultur

Von Gertrud Beck

Als Prior hatte sich Mauritius Ludolf Müller gewählt, der ihm unterwürdig war und sechs Jahre dieses Amt innehatte. Er übte „bequeme Milde“, zeigte wenig Arbeitswillen an sich selber und ließ seine Talente brachliegen. So wird er als hervorragender Organist geschildert, und ebenso als Komponist. Er scheint unter Mauritius der „Hauskomponist“ gewesen zu sein, wie dies in andern oberschwäbischen Klöstern bedeutende gab. Nach Ludolf Müllers Tod, der ihn im 47. Lebensjahr während einer Epidemie als Pfarrer von Berkheim erteilte, stellte es sich allerdings heraus, daß er bei seinen Kompositionen sich des Diebstahls bei anderen Komponisten bedient, und dazu noch seinem Kloster beachtliche Schulden hinterlassen hatte.

Sein Nachfolger als Prior für fünf Jahre, also bis 1771, wurde Franz Xaver Kuen, ein gerader, einfacher Mann, der für dieses Amt wenig Eignung einbrachte. Die nachfolgenden Prioren werden nicht mehr benannt. Es wird noch erwähnt Anselm Vögele, von welchem in Maria Steinbach ein reizvolles Portrait vorhanden ist, das diesen mit einem „redenden Zeichen“ also einem Vogel (Zeisig) auf der Hand, zeigt. Er war einige Jahre in der Wallfahrtsseelsorge in Maria Steinbach und gab ein Mirakelbuch heraus „Heilsamer Gnadenbach zu Steinbach 1759“. Bei Rückkehr in seine Abtei versah er Küche und Keller und sorgte „ausgiebig für Speise und Trank“, wodurch er sich der Anerkennung aller Mitbrüder, und auch Stadelhofers, erfreute. Ein hohes Alter von 75 Jahren, im Gegensatz zu vielen anderen, erreichte der langjährige väterliche Spiritual Carl Wittwer, der als Bibliothekar einen zweibändigen Katalog hinterließ. Er starb an Gicht, die auch andere seiner Mitbrüder plagte. Mauritius Maßnahme, jeder Zelle einen eigenen Ofen zuzuteilen, fand darum ungeteilte Zustimmung.

Es werden noch **zwei sonderbare, in völliger Askese aufgehende Chorherrn** geschildert: Edmund Moz, ein geschworener Gegner von Eitelkeiten, der die Einsamkeit liebte und sich von allem fernhielt. Selbst als sein eigener Bruder, ein kirchlicher Mann, in Rot ankam, sagte Edmund diesem unter dem Eingang zugleich Grüßgott und Adieu. Als Pfarrer von Mühlhausen hatte Edmund zu niemanden Kontakt, und als er in seinen letzten Lebensjahren die Pfarrei Haslach versah, ging er von Rot täglich zu Fuß dorthin, bei Sonnenschein und Regen, und nur dann zu Pferd, wenn höchste Eile bei Krankheitsfällen geboten war. Obwohl er in Dillingen studiert und dort auch die französische Sprache erlernt hatte, nahm er nie an den Disputationen teil, die unter Mauritius häufig und mit großem Zuspruch stattfanden. Edmund hinterließ zehn Bände Schriften über theologische und moralische Themen.

In unbeirrter Askese lebte auch Gottfried Beck. Zu den vielen Gebetsübungen, die der Orden während der Tageszeiten vorschrieb, setzte er noch drei weitere täglich hinzu, schlief auf nacktem Boden und übernahm viele andere strenge Bußwerke. Auch er war einige Zeit in Maria Steinbach tätig.

Dominikus Schmid wurde von seinem Abt in die von ihm neu geschaffene Pfarrstelle nach Molpertshaus gesandt. Dort ordnete dieser die in Unordnung geratene wirtschaftliche Lage aufs beste und schrieb eine Pfarrchronik in drei Bänden. Die Schulden rührten daher, daß Mauritius mit dem Bau des Pfarrhauses einen ungeeigneten Maurermeister beauftragt hatte, der „nichts-nutzig“ genannt wird, der „Lustbarkeit frönte, Ehebruch beging, der Unterschlagung verdächtig war“. Diesen Anton Lacher aus Kirchberg, der zu Vermögen gekommen war, hat Mauritius, der diesen Maurermeister aus seiner Zeit in Maria Steinbach kannte, zu lange vertraut, und er sprach selber von 50000 Gulden Mehrkosten. Dominikus Schmid schrieb auch das letzte Mirakelbuch von Maria Steinbach von 1793 bis zur Säkularisation.

### Reibereien mit dem Konvent

Die Zahl der **Laienbrüder** war noch nie so groß wie unter Mauritius, und diesen schenkte er leutseliges Vertrauen und gewährte ihnen manches, da er sie zu seinen Aushorchern bestellte. Auf diese Weise kannte er die Ansicht einzelner Konventsmitglieder und war sich im voraus über Abstimmungsergebnisse klar. So gab es manche Reibereien mit dem Konvent.

Unter diesen Laienbrüdern ragte Felix Felder aus Poppenhausen hervor, welcher bereits unter Abt Hermann Vogler gedient und dessen Lebensbeschreibung „Vita Abbatis Hermanni“ herausgegeben hatte. Dazu der Chronist Stadelhofer; „Er verheimlichte nicht das von Ihm jenem zugefügte Unrecht“. Also ist auch diese Vita nicht ohne Vorbehalt zu lesen. Außerdem gab Bruder Felix, „der sich lobenswerter als andere Kanoniker verhielt, die sich mühsam mit Wissenschaft abgaben und lieber der Ruhe und dem Schlaf als den Musen zum Opfer bringen wollen“, ein Buch in deutscher Sprache heraus „Die fromme Hausmagd“, 1945 in Augsburg gedruckt.

Mit keinem Wort erwähnt Stadelhofer die Zusammenarbeit mit den **weltlichen Vertretern seines Klosters**. Diese Amtsmänner stammten meist aus reichsstädtischen Familien und hatten die Aufgabe der laufenden Verwaltung. Diese war zweigeteilt; Wirtschaft und Finanzen versah der Großkeller, also ein dafür abgestellter Kleriker; die Kanzlei der Amtmann oder Klostervogt.

In der Friedhofskirche von St. Johann befinden sich vor dem Hochaltar Grabplatten von 1765, 1768, 1769, 1771, also zu Mauritius Zeit entstanden, die auf Maria Walburga de Kolb, nata de Grueb, Praefectissa Rothensis und deren Kinder weisen. Mauritius hat einen würdigen Platz dafür gewählt, und es ist die Hochachtung unschwer daran abzulesen, die er seinen weltlichen Beratern zollte.

Ihm lag viel daran, seine **Abtei komfortabler auszustatten**. Er ließ den Konventsgarten verlegen und „köstlich“ ausschmücken. Dieser Garten gliedert sich in mehrere Teile, wie das schöne Ölgemälde von 1790 (1) zeigt. Heute sind noch drei westliche Rundbögen auf Pfeilern, und ihnen entgegengesetzt drei in die Mauer eingelassene Gehäuse vorhanden, sowie ein Wandelgang der Südseite mit Rundbögen, der zu einem zweistöckigem Gartenhaus führt; die nördliche Anlage ist durch Abbruch der Lauben und Umbau des Gartenhauses verändert.

Wer das kleine Ölbild, das sich heute im Jugendhaus St. Norbert in Rot an der Rot befindet, betrachtet, der kann ermaßen, welche Bedeutung gerade Mauritius letzte Baumaßnahme erlangt hat. Dort sitzt inmitten der Symmetrie von gestutzten Hecken, zwischen Rosen und Lilien ein junger Prämonstratenser mit aufgeschlagenem Buch und betet mit dem Himmel gerichtetem Blick sein Brevier, und da lehnen neben ihm Rechen und Gießkanne. Diese rührende Idylle strömt Zufriedenheit aus inmitten einer gestalteten Architektur des Barockgartens, in dem er selber noch ordnend eingreifen darf.

## Kreditnehmender Gärtner

**Mauritius als Gärtner**, eine neue Seite dieses vielseitigen Abtes. Er erbaute ein Haus für Zitrusfrüchte und erlesene Pflanzen als Bienenfutter, schuf Treibhäuser, die, durch unterirdische Kanäle erwärmt, zur Ausreife der Baum- und Strauchfrüchte dienten. Dafür nahm er Kredit auf. Außerdem wollte er eine Speisekammer zur Aufbewahrung des Fleisches bauen, aber diese stürzte unerwartet ein. Er hatte die Idee, dort Kalbfleisch, bis dieses weich würde, ein halbes Jahr einzulagern, um es dann den Kranken vorsetzen zu lassen.

Sein ganz besonderes Augenmerk galt seiner **Klosterschule**, welcher er neue Statuten gab. An den Prüfungen nahm er persönlich teil, überwachte sogar Diktate und den Fortschritt der Schüler. Auch erntete er den Dank seiner Mitbrüder, als er diese Schule aus der Klausur in das gegenüberliegende Abtsgebäude verlegen ließ. Damit war er ihr stets nahe. Da sich die Aufenthaltsräume für die Schüler seither neben den Krankensälen befanden, und Schüler in ihrer Freizeit bekanntlich nicht stumm und tatenlos sind, war man dankbar, daß diese Belästigungen ein Ende hatten. Auch führte er getrennte Unterrichtung nach vorpubertären und nachpubertären Altersklassen ein.

Stadelhofer streift auch die **Verwaltung und Vermehrung des Grundbesitzes**, und hier anerkennt er die Fähigkeit seines Abtes, der juristische Streitigkeiten mit den Nachbarn schlimmer als Hund und Schlange fürchtete, diese durch akzeptable Vergleiche zu regeln. Daher zog er es vor, diese ohne Drangabe von Geld, auf seine diplomatische Art zu schlichten. Er vergab sich auf diese Weise kein Recht, sondern erwarb lieber statt des Unsicheren Sicheres. Daher zog er es vor, bei „einigen Schalen erlesenen Weines“ mit den Kontrahenten zu verhandeln.

Als bei einem Kardorfer Weiher ein Streit über die Einholung von Riedgras entstand, handelte Mauritius mit dem Fürstbistum von Kempten die Erlaubnis aus, daß dort von Rot das Fischereirecht ausgeübt werden durfte. Er revanchierte sich dem Fürstbistum gegenüber mit einem Kelch. Im gleichen Gebiet kaufte Mauritius mit einer großen Geldsumme zwei Weiher und einen Wald vom Memminger Magistrat, und fügte durch Aufkauf von dazwischenliegenden Weiden dem seitherigen Alpegebiet von Balderschwang eine zusammenhängende Fläche bei.

„Inmitten dieser Ordens- und Kollegeschäfte wandte er sein **Hauptunternehmen den Gebäulichkeiten** zu und fügte der Steinbacher Kirche, die von seinen Vorgängern erbaut, aber nicht vollendet worden war, den Schlußstein ein.“ Damit umreißt der Chronist den Anteil von Mauritius an dieser Wallfahrtskirche, und seine Baulust im allgemeinen.

Die „neun Jahre mit Unterbrechung“, die Mauritius dort als Wallfahrtspfarrer neben Benedikt Stadelhofer, seinem Abtsvorgänger wirkte, haben ihn mit dem Kirchenbau in direkte Verbindung gebracht, und nachdem Stadelhofer, der Abt, nach Rot abberufen wurde und sich nur mit Sträuben zur Abtswahl im Jahr 1758 zur Verfügung stellte, ist es nicht ausgeschlossen, daß für die schließliche Wahl von Mauritius als Abt der Umstand eine Rolle gespielt hat, daß er mit dem Bau dieser Wallfahrtskirche vertraut war und geeignet befunden wurde, diesen zu vollenden.

Der Personenkatalog des Bistums Konstanz von 1755 weist Mauritius seit 1751 als Hilfspfarrer in Steinbach nach. Sein Name ist in den Pfarrbüchern schon ab 10. 7. 1750 genannt, also mitten im Kirchenbau, und zu dieser Zeit waren bereits die Künstler Franz Georg Herrmann, Johann Georg Übelher, Franz Xaver Schnauzer und andere mit Vornamen genannte Wessobrunner Stukkatoren tätig. (2) Sie hatten im Pfarrhof Kost und „Herrentisch“. Mauritius kannte sie also in ihrer täglichen Arbeit. Das „Sol. i deo Gloria 1753“, welches an der Südseite dieser Kirche die Vollendung des eigentlichen Baukörpers ohne die gesamte Innenausstattung anzeigt, hat Mauritius neben dem späteren Abte Benedikt, der wohl die tägliche Last des Bauausführenden getragen hat, erlebt, und ebenso die feierliche Kirchenweihe durch den Konstanzer Weihbischof Franz Carl Johann Graf Fugger im Jahr 1755.

Die Gablerorgel wurde am Ulrichsfest des folgenden Jahres eingeweiht, denn auf deren Orgelpfeifen sind auf Zinnplatten die Unterschriften von Benedikt Stadelhofer und Mauritius Moriz sowie dem Hilfspfarrer Aurelius Vögele und Andreas Schniedter angebracht, zusammen mit Nachbarpfarrern, Musikern und dem Kirchenchor, der aus Anlaß dieser Orgelweihe musiziert hatte. Gabler selber signierte: „Gebaut 1756 von Orgelmacher Gabler von Ochsenhausen“. Es waren also zu diesem Zeitpunkt vier Wallfahrtsseelsorger aus Rot tätig. Mauritius verstärkte diese als Abt im Jahre 1765 auf fünf und im Jahr 1770 auf sechs. Dies war ihre höchste Blütezeit mit ca. 54 000 Kommunionen im Jahr.

Die Innenausstattung zog sich mit der Ausgestaltung der Altäre hin bis in die ersten Jahre von Mauritius Abtsregierung. Sein Einfluß hierauf bezeugt das Abtswappen am Chorgitter. Er hat nach dem Tode des Stukkators Joh. Georg Übelher im Jahr 1763 dann Franz Xaver Feuchtmayr nach Steinbach und später nach Rot berufen, denn die Vollendung dieser Kirche war sein Hauptanliegen. Während seiner Abtszeit schlug der Blitz in den Turm dieser Kirche ein, der in seiner ersten Ausführung, wie auf dem Deckenfresko von Franz Georg Herrmann ersichtlich, dreigeschossig mit kleiner Kuppel und Knauf war und wunderbar mit der mächtig ausschwingenden Fassade harmonierte. Hier war Dominikus Zimmermann nicht weit! Mauritius ließ den Turm in seiner heutigen Form niedriger und mit breiter Haube neu entstehen.

## Reisen als Visitor

Die weiten Reisen als Visitor und zu den Zusammenkünften der Orden hatten Mauritius Ehrgeiz sicherlich geweckt; denn die reichen Klöster ringsum hatten ihre Abteikirchen dem Stil der Zeit angepaßt. Es waren vornehme Bauten entstanden und hier wollte er nicht zurückstehen. Das Bauen lag ihm sicherlich im Blute, denn von Vaterseite aus waren Grundkenntnisse vorhanden; ein Bruder war Nachfolger des Vaters als Kaminfeger geworden. Bei den damals gültigen Bauordnungen war dieser ein bausachverständiger Handwerker. Mauritius mag auch im „Jubilierenden Marchtall“ von 1771 seines Schulfreundes Sebastian Sailer die Würdigung des Abtes Nikolaus Wierth, dem der barocke Bau der Klosterkirche zu verdanken ist, gelesen haben: „er sah eine bauffällige Kirche und er gönnte seinem Herrn eine bessere“, und weiter „auch itzt behält sie ihre Majestätsrechte, wenn schon die Verzierungen unserer Zeiten, welche den Andachtsgeist oft zerstreuen, selber mangeln.“

So begann er 1777 den **alten Chor einzureißen** und führte bis 1779 diesen durch den Baumeister J. B. Laub hoch. Der Hl. Mauritius mit zwei Kinderengeln und sein Wappen zeigen dies von außen, und ebenso die geschweiften Türme, die er damals umgestalten ließ. Er schaffte dies durch dauerhafte Kupferplatten, durch vergoldete die Spitze überragende Kreuze sowie der Uhrenzifferblätter und Zeiger. Der Chronist glaubt, hier habe sein Abt das Lob der Nachwelt mit Recht verdient.

Franz Xaver Feuchtmayr II war sein Stukkator zusammen mit seinem Bruder Simpert; die beiden Deckenfresken des Sanktuariums, die Skapulierübergabe an den Hl. Norbert und den Triumph dieses Heiligen schuf Meinrad von Ow im Jahre 1780. Der majestätische Hochaltar, in welchem das Gemälde von Heiß aus dem alten Hochaltar (3) gut eingepaßt ist, entstand 1779 und 1780, in dieser Zeit auch der Abtssitz mit dem Louis Seizeaufbau und der Freifigur des Hl. Mauritius sowie gegenüber die Kredenz mit der Kirchenheiligen Verena. Der Konvent wollte nun, auch der drohenden Schuldenlast eingedenk, das Baufieber seines Prälaten dämpfen und das alte Kirchenschiff so belassen wie es war. Ein Sachverständiger aus Roggenburg wurde gerufen und bestätigte, daß die Kirche noch gut fünfzig Jahre stehen könne; doch Mauritius wischte alle Bedenken, weg und entschied, daß nun auch das Schiff abgebrochen werden mußte. Einige seiner Getreuen schufen vollendete Tatsachen und eines Morgens stand das alte Kirchenschiff ohne Dach da. Darüber ist Mauritius plötzlich verstorben, und seinem Nachfolger, Willebold Held, blieb gar nichts anderes zu tun als zu bauen. Willebolds Portrait an der Wand des Mittelschiffs zeigt auch ihn als Bauherrn und Architekten mit den Insignien sowie dem Plan des Langhauses von Rot, gemalt von G. Kirchmann im Jahr 1783.

Bischof Keppeler, Rottenburg, beschreibt diesen Altar so: „So wird Opferstätte und Tabernakel vom Überbau auf drei Seiten schirmend umfassen und wie mit einem Baldachin überwölbt. Ich habe noch keinen Barockaltar gesehen, der in so schöner Weise den Hochbau zu einem abgesonderten, schützenden Kapellenraum für das Allerheiligste und für das hochheilige Opfer gestaltet.“ Von dem Baldachin ausgehend schlingt sich eine leichte, kräftig blaue Draperie nach beiden Seiten um Gebälk und die äußersten Säulen und wird in ihren Enden durch Putten hinausgeschwungen. (4 und 5)

Der Glücksfall, daß zwei so grundverschiedene Äbte und Bauherren nacheinander einen so wunderbar lichten, festlichen Innenraum geschaffen haben, beweist große Könnerschaft und Geschmack, selbst wenn der nachfolgende Bauherr mit wenig Begeisterung und sehr viel Pflichtgefühl diese Nachfolge angetreten hat.

Auch Feste einiger **Familienmitglieder** des Prälaten werden genannt: Die Primiz des Neffen Clemens Moriz, dem wohl die „Aussteuer“ aus der historia rothenensis gegolten hat, die der Konvent diesem billigte. Er erscheint 1792 als katholischer Pfarrer in Biberach. (6) Die Jubelhochzeit eines Verwandten, des Ravensburger Bürgers Brasch, die in Rot begangen wurde. Eine **pikante Note** bringt Mauritius Bruder Mathias ein. Die historia rothenensis erwähnt nur, daß er seiner Schwester Lebensunterhalt gewährte, daß er seinen leiblichen Bruder „von der Lebensgefahr durch große Kosten befreit hatte“. Diese Kosten hatte der Konvent gebilligt. Lesen wir, was die Chronik (7) dazu berichtet:

„Im Frühjahr 1763 wurden hier Falschmünzer entdeckt und eingethurnt, nämlich Kaminfeger Moriz, Ölmüller Michael Hanni, Bäcker J. G. Hanni, Weber Daniel Kirchner, Anton Bohner, Jakob Ammann. Sie hatten württembergische Fünffzehner geprägt aus Zinn und etliche Weiber, nämlich Magdalena Romlin, Salome Wittlerin und Sophie II, Vorkäuflerin, hatten sie wissentlich ausgegeben. Moriz und Ölmüller wurden geschlossen aufs Siechenthor gesetzt, der Bäcker in den Einlaßthurm. Eines Tages zogen über hundert Bürger vors Rathaus und eine Deputation bat um Begnadigung. Für den Moriz bat auch sein Bruder, der Prälat in Rot, aber umsonst. Am 8. Juli baten Weiber, Kinder und Verwandte den Magistrat um Verwandlung der Gefangenschaft in Hausarrest, was aber wieder nicht gebilligt wurde; doch wurden ihnen die Ketten abgenommen. Am 20. Sept. wurde ihnen das Urtheil publicirt. Sie mußten die Kosten tragen. Moriz, die beiden Hanni und die Rommel erhielten Zuchthaus, die andern weitere Thurmstrafen. Auf wiederholte Bitten erlangten sie aber nach einiger Zeit Begnadigung.“

In diesem Zusammenhang erhält **Mauritius' Eingreifen zugunsten der Stadt** in der Bibi-Affaire neue Bestätigung, denn das Urteil über seinen Bruder wurde am 20. Sept. 1763 gesprochen. Im Oktober/November desselben Jahres spitzte sich die Bibi-Angelegenheit zu. Mauritius war sehr daran gelegen, als hochangesehener Mann vor seinen Biberachern nicht das Gesicht zu verlieren. So hat er den Bruder wohl dann freikaufen können.

## Mit Ehrfurcht behandelt

Die Gäste, ganz besonders die Vornehmen, Adligen, behandelte Mauritius mit ausnehmender Ehrfurcht und erwies ihnen jeglichen Dienst. So ließ er die Gästezimmer der Abtei „besonders köstlich“ ausstatten und traf viele Umbaumaßnahmen. Wenn Gäste an Rot vorbeigingen oder ihren Weggang beschleunigten, war er erzürnt. Nur drei Stunden hielt sich der Fürst von Kempten, Honorius von Schreckenstein, mit vier Kapitularen und seinen Beamten am Fest der Apostelfürsten im Jahre 1769 in Rot auf. Zehn Jahre später besuchte der Bischof von Konstanz, Maximilian Christophorus von Rodt, für drei Tage das Kloster Rot. Unter dem Läuten der Kirchenglocken und Böllerkrachen hatten sich Abt und Konvent zur Begrüßung versammelt und standen in der Vorhalle, zu beiden Seiten der Treppe und der Türen um sechs Uhr abends zum Empfang bereit. Anderntags ging der Bischof nach Maria Steinbach und zelebrierte unter großem Zulauf der Gläubigen das Hochamt. Danach kehrte er nach Rot zurück und nahm im Refektorium das Frühstück ein. (8) Nach Aufhebung der Tafel „ergötzte er sich, die Jagdspur eines eilenden Hirsches vorfolgend, und übertraf durch die Erfahrung im Aufspüren alle seine vornehmen Gäste. Es waren dies unter anderem Graf Fugger, Herr in Dietenheim, die Barone Speht und die Beamten des Fürsten (?) von Erolzheim, Ramschwagius, ein Kanoniker der Kathedrale von Konstanz, Rothberger Ritter Melitensis von Süßen, Baron von Freiberg und Laupheim. Unter den Frauen ragte hervor die Witwe des Generals von Roth geb. v. Sickingen. Gegen Abend wurde dann ein Singspiel aufgeführt, in welchem der Hausgeist der Herrscherfamilie von Rot und der Geist des Klosters Rot freundschaftlich stritten, welchem von beiden ein so hoher Gast zukomme. Zur Abendtafel gab es ein Konzert. Am Tag darauf besichtigte der Bischof sämtliche Räume der Abtei, verteilte darauf Preise an die Speerschützen. Nach dem Frühstück zerstreute man sich „unter süßen Geigen-tönen“. Dann schied der Bischof unter demselben Zeremoniell, das bei der Begrüßung angewandt wurde.

Die **höchste bischöfliche Gunst** aber hatte Mauritius erhalten; indem er vorher und nachher in das bischöfliche Zeltlager nach Orsenhausen eingeladen wurde. Die letzte Amtshandlung unseres Abtes war die Verlegung des Friedhofs und seine feierliche Einweihung. Dann trafen am 27. Juni Gäste ein, darunter Johann v. Grimmel und Tobias Heiß, der Prätor der Stadt Memmingen, sowie ein bayerischer Hauptmann, der dort zur Anwerbung von Soldaten sich aufhielt. Ebenso waren anwesend zwei Englische Fräulein von Augsburg, der Pfarrer von Klosterbeuren und der schiefe Hirtenflötenbläser D. Becken des Kurfürsten von Bayern. Der Abt saß mit den Gästen zu Tisch und war im Hinblick auf seine fortgeschrittene Krankheit und überstandenen Blutsturz ein halbes Jahr zuvor, bei welchem ihm die Sterbesakramente bereits gereicht worden waren, recht munter und gesprächig. Er begab sich zur Mittagsruhe, wie gewohnt und wollte gegen vier Uhr zum Konzert des Hirtenflötenbläusers wieder mit den Gästen zusammentreffen. Als die Gäste sich im oberen Garten ergingen, ertönte das im Schlaftaal aufgehängte Sterbeglöcklein und zugleich das Schreien und Jammern, Abt Mauritius liege im Sterben. Der Konvent eilte zusammen ans Sterbebett; die Gäste gesellten sich später hinzu, erschüttert konnten sie sich der Tränen nicht erwehren. Aus Mund und Nase floß Blut, Mauritius erhielt die Sterbesakramente, bevor sein Bewußtsein schwand.

„Die Sektion seines Körpers ergab außer einem gewaltigen Lungengeschwür eine eitrige Milz, das viele Taten von ihm entschuldigte; in seinen Nieren wurde ein ungewöhnlich großer Stein in der Form eines Hirschgeweihs gefunden“, schließt Stadelhofer seinen Bericht ab. Der Glaube, daß die Milz der Sitz von allem Bösen und Unbegreiflichen sei, kommt hierin zum Ausdruck. (9) Das Hirschgeweih wird in Gedankenverbindung mit Mauritius Freude an der Jagd gebracht.

## Schluß und Zusammenfassung

Damit sich beide Teile dieser Arbeit verbinden, sei nochmals auf die musische Seite des Mauritius verwiesen. Sebastian Sailer, der drei Jahre älter und mit ihm zusammen auf der Klosterschule in Marchtal war, übersetzte einen Hymnus auf die Heilige Magdalena aus einem französischen Text aus Marseille ins Lateinische und widmete ihn dem Mauritius:

„Magdalena Moriens, sive Hymnus, quem Angelorum Chori eidem Familiare in Ejudem obitu in antro prope Massiliam dicto a Gallis La Sainte Baume decantasse feruntur ex Galileo in Latinum traductis a P. Sebastiano Sailer, Can. Marchtal. Divae Poenitentis cultore studiosissimo Reverendissimo, Perillustri, E Amplissimo Domino S. R. I. Prelato

Domino Maurio, Celeberrimae, Exemptae & Imperialis Canoniae Rothensis Abbati Vigilantissimo &. &. in Xenium oblatum 1773.“

Sailer redet den Prälaten in der ihm gebührenden Form an und nennt diesen einen großzügigen Mäzen. Dann fährt er im vertrauten Du weiter und sagt, daß er wisse, wie sehr Mauritius diese Heilige verehere und ein Bild von ihrem Tod, das Mauritius gehöre, wie Sailer erfuh, kürzlich in Marchtal zu sehen war. Um Magdalena noch mehr zu verehren, übertrug Sailer diesen Gesang und schließt mit „Vive vale, Reverendissime Praesul, indem ich den Abtsring küsse mit aller Ehrfurcht, Dein Diener zu sein bis ich in meinem Staube ruhe. Dieterskirch I. Jan. 1773.“

Dieser Hymnus, zu dem Sailer auch die musikalische Anleitung gibt, besteht aus den Teilen: Christus, Pastorella und Hymnus Angelorum. Er hat eine hübsche Vignette mit Delphinen zu beiden Seiten eines Mittelmedaillons, das einen jungen Mann mit Lorbeerkrantz zeigt, an den Seiten blasende Faune, die einen Springbrunnen in Händen halten.

In der Beichtkammer der Wallfahrtskirche Maria Steinbach, die erst gegen Ende der Bauzeit entstanden ist, da der Neubau vom Westportal nach Osten, also dem Chor, gebaut wurde, also im umgekehrten Sinn als dies später bei der Klosterkirche von Rot geschah, wo mit dem Chor durch Mauritius begonnen wurde, befindet sich ein Deckenfresko. Es zeigt den Erzengel Michael und in einer Höhle die Heilige Magdalena, die an ihren langen Haaren leicht zu erkennen ist. Dieses Sinnbild von Buße und Bekehrung weist wiederum auf Mauritius' Einfluß hin.

Mauritius, ein Förderer der schwäbischen Kultur, ein Regionalherr, der nicht an seinen Rechten rütteln ließ, ein Abt, auf den das Wort von der alten Prälaten-herrlichkeit zutrifft, ein Mensch, der um seine Schwächen wußte, denn sonst hätte er sich nicht als besonders verehrte Heilige die Büsserin Magdalena erwählt.

(1) Das Ölgemälde befindet sich im Württ. Landesmuseum Stuttgart; es ist von, 1790.

(2) Durch das Entgegenkommen S. E. Franz Graf zu Erbach-Erbach und von Wartenberg-Roth war es möglich, das Schloßarchiv Erbach im Odenwald nach Schriftgut der ehem. Prämonstratenser-Reichsabtei Rot durchzusehen. Es ist Seiner Erlaucht dem Grafen zu danken, daß er u. a. die Kirchenbau-rechnungen von Maria Steinbach dem Kreisarchiv Biberach überlassen hat. Die Verfasserin sagt ihren geziemenden Dank, denn sie war die erste, die Einsicht nehmen konnte und darüber arbeitet.

(3) Das Wappen des Mauritius über dem Altarbild von Heiß ist fantasievoll variiert: Zwei Neger als Vertreter seines Profeß- und seines Nachnamens. Der Hl. Mauritius mit Fahne, und Moriz mit Passionswerkzeugen, knien seitlich des Gnadenbildes von Maria Steinbach. Dieses steht auf dem gekrümmten Verena-fisch wie eine Immaculata auf der Mondsichel. Darunter vor einem Kreuz der Vogel Greif für das Stiftergeschlecht der v. Wildenberg.

(4) Kirchenführer von Rot, 1965, von Willburger/Stemmer S. 56, 57.

(5) Dehio/Gall, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler östl. Schwaben, 1954, Deutscher Kunstverlag München/Berlin S. 174. „Unter der Mensa des Hochaltars ein großartiger Grundriß rechtwinkliger Säulenbau mit geradem Gebälk und Baldachin. Ebenso die Nebenaltäre aus Stuckmarmor frühklassiz. Charakters. Die tonnenreiche Stukkatur nach Modell 1774 von Franz Xaver Feichtmayer d. J. aus München, der auch 1774 den Hochaltar lieferte.“

(6) Nach Schr. Stadtarchiv Ravensburg, Dr. Alfons Dreher vom 30. 1. 1973 an die Verf. könnte es sich um den 1790 ins Ravensburger Bürgerbuch (Stadtarchiv Rav. B. 1048) aufgenommenen Brasch handeln. Brasch war aber ursprünglich Italiener aus Santa Maria Major in Piemont und hieß eigentlich Giovanni Carlo Broggio.

(7) Schr. Kreisoberarchivrat Dr. Diemer v. 21. 2. 1972 an Verf. sowie Chronik der Stadt Biberach von 1876 v. Luz.

(8) Wenn mehrmals von einer Schale guten Weins zu lesen war, so dürfte es auch interessieren, woher diese kamen. Abt Hermann Vogler hatte, nachdem Rot an anderem Ort des Bodensees Weingüter verkauft hatte, neue Weinberge bei Meersburg gekauft. Durch die enge Verbindung mit Wilten dürfte auch Tiroler Wein in Rot bekanntgeworden sein, und schließlich brachte die Filialwallfahrt im Taubertal, aus Würzburg, Gerlachsheim und Zell Wallfahrer nach Steinbach. Darunter erscheint in Mirakelberichten mehrmals der bekannte Weinhändler Buchler aus Gerlachsheim. Eine so bekannte Wallfahrt hatte außer der frommen auch eine sehr florierende wirtschaftliche Seite.

(9) Die zeitlichen Bezüge wurden, in dieser Arbeit mit herausgestellt, um sie verständlicher zu machen. So hat sich das Institut für Pathologie Prof. Schairer, Dr. Worbes und Dr. Meister, Ulm, auf meine Bitte mit der Frage des Obduktionsbefundes von Mauritius dahingehend geäußert: „Die Deutung der Befunde und der Vorgeschichte könne darauf hinweisen, daß hier eine Tuberkulose vorgelegen hat, die in der Lunge zu einer Caverne geführt hat. Hier kann es wiederholt zu Blutungen kommen, die nicht unbedingt gleich tödlich sein müssen. Auch die zunehmende Auszehrung würde zum Bilde einer chronischen TBC mit Caverne passen. Eine Caverne kann auch durch komplizierende Entzündungen in der Umgebung Anlaß zu einer entzündlichen Milzveränderung sein, wie das bei der Obduktion festgestellt wurde.“

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

---

# BC-Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach

Herausgegeben von der Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) Biberach e.V.

---

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 3

## Zum Die keltische Viereckschanze von Tiefenbach

Von Hans Willbold, Dürnau

Auf Gemarkung Tiefenbach liegt 1,4 km ONO vom Dorf am Südrand des Biberacher Spitalwaldes „Maierholz“ eine keltische Viereckschanze (MTB 7924 50r 28 h).

In der Literatur ist wenig zu finden. Die Oberamtsbeschreibung Riedlingen (1827) schreibt dazu auf Seite 25, daß Tiefenbach eine ganz bzw. fast ganz abgegangene Burg besitze.

In der Oberamtsbeschreibung Riedlingen von 1923 lesen wir auf Seite 244: „Ob die Schanze in Maierbuch, Markung Tiefenbach (Spitalwald Biberach), auch als Viereckschanze in Anspruch genommen werden darf, ist ganz unsicher. Die Maße: 55 x 38 m sind bedeutend kleiner. Die Südostseite (gegen die Wiesen) ist schlecht erhalten, gut dagegen der Graben auf der Nordwestseite. Eingang nahe der Südecke.“

Danach fiel die Anlage in einen literarischen Dornröschenschlaf. Erst in der Landesbeschreibung „Das Land Baden-Württemberg“ von 1974 steigt sie wieder aus der Versenkung empor (Prof. E. Sangmeister; Karte Seite 125).

Die Gründe für die Unsicherheit, Keltenschanze oder nicht? sind wohl in erster Linie in ihrer geringen Größe zu suchen. Ihre Ausmaße liegen mit 27 Ar tatsächlich an der untersten Grenze der bisher in Württemberg bekannten Viereckschanzen. Der Flächeninhalt der nächstgrößeren Schanze von Aixheim, Landkreis Tuttlingen (30 Ar) liegt immerhin schon um 3 Ar über dem der Tiefenbacher Anlage.

Die allermeisten anderen keltischen Viereckschanzen in Württemberg haben Flächen zwischen 36 und 144 Ar; einzelne liegen sogar noch darüber.

Was Wunder also, daß man diesen unscheinbaren Zwerg vom Federsee nicht so recht ernstnehmen wollte.

Dabei besitzt auch diese kleine Schanze alle charakteristischen Merkmale einer spätkeltischen Viereckschanze aus der Zeit um Christi Geburt:

- 1.) Bei allen drei noch erhaltenen Ecken ist eine deutliche und klar ausgeprägte Überhöhung festzustellen.
- 2.) Der vorgelagerte Graben ist auf drei Seiten noch vorhanden und teilweise sehr gut erhalten.
- 3.) Die in weitem Umkreis bei sämtlichen Viereckschanzen festzustellende Achsenrichtung NNW — SSO und senkrecht dazu ist auch bei der Schanze von Tiefenbach eingehalten.
- 4.) Das dazugehörige einstige Tor lag bei allen Viereckschanzen in der Mitte der Süd-, Ost- und Westseite, dagegen nie auf der Nordseite. Auch diese Bedingung ist erfüllt, denn die Nordseite besaß kein Tor.

Der heutige Durchgang bei der Nordecke ist eindeutig jüngerer Datums. Er wurde bei der Neueinteilung der Waldabteilungen bzw. Neuanlage von Pflanzungen erforderlich.

Aus diesem Grunde ist auch die Angabe der Oberamtsbeschreibung von 1923 anzuzweifeln, daß der Eingang nahe der Südecke gewesen sei, denn dieser „Eingang“ liegt im Zuge des eben erwähnten Durchgangs bei der Nordecke.

Vielmehr dürfte das Tor - die entsprechende Senke im Wall ist vorhanden - in der Mitte der West- (Südwest-)Seite gelegen sein, wie z.B. auch bei der kleinen Schanze im „Ruchenholz“ bei Heiligkreuztal.

Bei dieser Erwähnung drängt sich die Frage auf, ob hier in Tiefenbach nicht ähnliche Verhältnisse herrschten wie im „Ruchenholz“, wo einer „normalen“ Schanze eine kleinere nach Norden vorgelagert ist. Dabei ist die kleinere Schanze offenbar älter als die große. Zwar finden wir in Tiefenbach von einer größeren Schanze keine Spur, was ihre frühere Existenz jedoch nicht auszuschließen braucht. Daß auch an der kleinen Schanze abgegraben wurde, ist am Fehlen der Südwestecke deutlich zu sehen.

Was dem Ackerbau hinderlich war, wurde beseitigt. Übrig blieben die Erdwerke im Wald; eine Beobachtung, die landauf, landab gemacht werden kann. Vielleicht gelingt es eines Tages der Luftbildarchäologie, Klarheit zu schaffen.

5.) Selbst wenn eine größere Schanze nicht vorhanden war, paßt doch auch die erhalten gebliebene kleinere Anlage von Tiefenbach recht gut in den Rahmen der La Tène-Zeit am Federsee.

Zwar fehlt noch immer der Nachweis eines Wohnplatzes. Das ist jedoch - bedingt durch die Bauweise der Kelten - nicht weiter verwunderlich. Dafür besitzen wir andere sichere Kunde von den Kelten, die in der La Tène-Zeit im Federseegebiet wohnten.

Dies ist zum einen der „Schatzfund von Dürnau“, bestehend aus schmiedeeisernen und bronzernen Gegenständen, gefunden 1921/22 und 1930/31 beim Torfstich, längst eine Zierde des Federseemuseums in Bad Buchau.

Hinzu kommen die beiden Eisenbarrenfunde von Sauggart aus den Jahren 1875 (15 Stück) und 1933 (28 Stück), teilweise ebenfalls im Federseemuseum Bad Buchau.

Diese Depotrunde dürften etwa zeitgleich mit der Errichtung der Tiefenbacher Schanze (La Tène D = letztes Jahrhundert vor Christus) sein.

Welchem Zweck die Viereckschanzen dienten, war lange Zeit umstritten. Sie wurden als militärische Anlagen, befestigte Gutshöfe, Viehpferche und Kultplätze gedeutet.

Seit etwa 20 Jahren wissen wir, daß es tatsächlich Orte waren, die kultischen Zwecken dienten. Ohne Zweifel hatte die Schanze von Tiefenbach dieselben Aufgaben zu erfüllen, war also eine Opferstätte. Von Caesar wissen wir, daß die Druiden, die keltischen Priester, ihren zahlreichen Gottheiten nicht nur Tier-, sondern auch Menschenopfer darbrachten.

Von derartigen Kultstätten finden wir in Württemberg annähernd 60 Stück. 10 davon liegen in der Umgebung des Federsees (Abb. 1). Nr. 1 ist die Tiefenbacher Schanze.

Anlage Nr. 2 bei Oberdorf/Mittelbiberach ist nur noch zur Hälfte erhalten. Die Schanze liegt im Wald „Junkersghau“ SW Zweifelsberg.

Schanze 3 liegt zwischen Oggelsbeuren und Aßmannshardt. Von ihr ist nicht einmal mehr die Hälfte erhalten.

Die vierte Schanze ist sehr gut erhalten und liegt malerisch im Wald „Langhau“ SW Obermarchtal inmitten einer Gruppe von 72 Grabhügeln.

Anlage 5 auf dem „Schlossbühl“ zwischen Allmannsweiler und Bierstetten wurde entweder nie ganz fertig oder aber in späterer Zeit nachhaltig zerstört.

Die 6. Schanze bei Bondorf/Saulgau ist eine der am besten erhaltenen und eindrucksvollsten des Landes.

Nr. 7 liegt 70 m O vom „Hohmichele“ im Fichtenwald. Auch sie ist nicht gut erhalten.

Schanze 8 liegt 2,5 km S Willflingen. Ihr nördlicher Teil ist eingeebnet (Wiese).

Im Wald „Ban“ 1,2 km W Heiligkreuztal befindet sich die gut erhaltene Anlage Nr. 9.

Zu den Prunkstücken zählt Nr. 10, die Doppelschanze im „Ruchenholz“ S Heiligkreuztal.

Die ganze Anlage in Tiefenbach wurde im Mai 1980 von mir mit Maßband und Instrument neu ausgemessen. Dabei wurde die Länge des Walles wie üblich auf der Wallkrone bis zu den Schnittpunkten mit den anstoßenden Wallseiten ermittelt.

Die Meereshöhe in der Mitte der Schanze beträgt 612,5 m über NN, die Niveau-Unterschiede im Innern des Schanzen-Rechtecks sind unbedeutend.

Das Terrain ist am Südrand mit altem Laubholz, gegen den Nordwall mit Fichtenjungwald bestockt.

Für die Abmessungen der Wallseiten ergaben sich folgende Werte (vgl. Abb.2): Seite A-C = 63 m, Seite C-E = 43 m. Diese beiden Seiten sind noch vollständig vorhanden.

Ein Vergleich der Maße mit den Angaben in der Oberamtsbeschreibung Riedlingen von 1923 (siehe oben!) zeigt, daß jene sehr ungenau sind.

An den restlichen Seiten fiel jeweils der südliche Teil und die Ecke G dem Ackerbau zum Opfer.

Gemessen wurden daher: Seite E in Richtung auf G noch 41,5 m, Seite A in Richtung auf G noch 35 m.

Da an den erhalten gebliebenen Ecken A, C und E jeweils Winkel von annähernd 90 Grad feststellbar sind, läßt sich die Position der abgegrabenen Ecke G im Acker ohne weiteres bestimmen. Damit ergeben sich für die beschädigten Seiten E-G und A-G etwa die gleichen ursprünglichen Längen wie bei den entsprechenden Seiten A-C und C-E.

Die Durchschnittsbreite der Erdwerke von Außenkante Graben bis Innenkante Wall beträgt 11,80 m.

Der Wall ist an der Seite A-G am besten erhalten, am schlechtesten dagegen an der Seite C-E, wo er offensichtlich - von den Ecken abgesehen - weitgehend eingeebnet ist.

Erwähnenswert ist insbesondere der Höhenunterschied zwischen Grabensohle und Wallkrone bei der Ecke A mit 1,57 m.

Diese Ecke zeigt auch Abb. 4; Standort im Graben, Blickrichtung gegen Ecke G.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die kleine Anlage von Tiefenbach eine überaus wertvolle Bereicherung des geschichtlichen Hintergrundes der mit prähistorischen und historischen Reminiszenzen so reich gesegneten Federseegegend darstellt.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

### 3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 6

## Die Burgen derer von Hornstein und Hertenstein

Von Walter Bleicher, Mengen

In seinem Werk „Die von Hornstein und von Hertenstein, Erlebnisse aus 700 Jahren“ führt Edward Freiherr von Hornstein-Grüningen 19 verschiedene Linien dieser früher nicht nur zu den zahlreichsten, sondern auch begütertesten Geschlechtern Oberschwabens zählenden Adelsfamilien auf. Die Wappengleichheit der beiden Geschlechter mit den Veringern und den Württembergern weist auf den gemeinsamen Ursprung hin, der bei den alten Grafen von Altshausen-Veringern zu suchen ist. Graf Arnold, der als Sohn Wolfrads II. von Altshausen angesehen wird, war Inhaber der Herrschaften Grüningen (mit Binzwangen), Gammertingen-Hettingen und Trochtelfingen, eines Gebiets also, in welchem urkundlich die ersten Besitzungen dieser Geschlechter nachgewiesen sind. Dieses große Gebiet wurde unter seine Söhne aufgeteilt. Graf Werner († 1121) übernahm die Herrschaften Grüningen und Achalm, Graf Ulrich I. († ca. 1110) Gammertingen und Trochtelfingen, ihr Halbbruder Konrad, der Erbauer der ersten Feste Württemberg, den im Neckarraum gelegenen Besitz. Dazu erhielt er nach Werners Tod die Herrschaft Grüningen, während die Achalm an die Söhne Ulrichs I. fiel. Nach dem Aussterben der Ulrichschen Linie traten die Veringer die Nachfolge an; ein Teil der Achalm kam jedoch an die Neifen, der andere Teil, wie auch Trochtelfingen an die Linie Württemberg-Grüningen.

Um diese Zeit zweigte eine Linie ab und errichtete bei Bingen, Kreis Sigmaringen, die Burg Hornstein. Der erste namentlich genannte Vertreter ist Hermann von Hornstein, der mit einer Irgard von Grüningen vermählt war. Ihr Sohn Brun, der am Hof des Grafen Mangold von Veringen, des Stammvaters der Nellenburger, erzogen wurde, wird als Augenzeuge des Todes Barbarossas (1190) erwähnt. Etwa um dieselbe Zeit wurde 5 km oberhalb von Hornstein, auf dem rechten Lauchertufer die Seitenlinie von Hertenstein seßhaft.

Als Rudolf von Habsburg 1274 die Landvögte in Ober- und Niederschwaben, seinen Freund Hugo von Werdenberg und seinen Schwager Albert II. von Hohenberg, mit der Einziehung entfremdeten Reichsguts beauftragte, wehrten sich u. a. auch die Veringer und die Grüninger. Die von Hohenstein, wie auch die von Hertenstein hingegen zeigten sich königstreu. So finden wir 1274 den Konrad von Hornstein, der sich auch von Grüningen schrieb, auf der Burg Hohenberg, und später den Burkhard von Hertenstein am Hof Herzog Friedrichs von Österreich. Die Alt-Grüninger Linie übersiedelte auf die Burg Landau und schrieb sich „von Grüningen-Landau, bald nur noch „von Landau“. In Grüningen begann mit dem oben genannten Konrad die Ära derer von Hornstein. Nachdem 1291 der veringische Besitz an die Habsburger übergegangen war, bot sich die Gelegenheit, habsburgische Lehen zu erhalten und mehrere Nebenlinien zu bilden. So finden wir um die Wende vom 13. bis 14. Jahrhundert die von Hornstein auch auf der nur 600 m von der Stammburg gelegenen Feste Bittelschieß als Nachfolger des gleichnamigen Adels, in Neufra bei Riedlingen, in Heudorf bei Riedlingen, in Göffingen am Bussen, auf der Burg Schatzberg bei Egelfingen, auf der Burg Asenheim bei Unlingen, auf der Burg Pflummern, auf der Burg Göffingen und auf der Burg Daugendorf. Hierher zog Brun von Hertenstein (1350-1385), nachdem er die Stammburg Hertenstein verlassen hatte, die nun zerfiel. 1385 veräußerte Brun seinen ganzen Besitz in Daugendorf bis auf ein Gut an Rudolf von Friedingen, der nun bis 1415 hier saß. Seine Söhne, welche zu diesem Verkauf ihre Zustimmung gaben, gründeten auswärts weitere Linien: zu Genkingen, Riedlingen und Dürmentingen.

Die Stammburg Hornstein kam nach dem Aussterben der dortigen Linie im Jahre 1387 an die Bittelschießer Linie, von welcher ein Zweig auch den Besitz in Grüningen übernahm. Der Turm der Feste Hornstein wurde 1406 an Heinrich von Schatzberg verkauft, die beiden anderen Teile („das große Haus“) 1427 an Heinrich von Reischach. Die Burg Asenheim ging durch die Heirat der Anna von Hornstein an Ludwig von Aderzhofen über, der bereits 1410 als Besitzer genannt wird. Er saß mit seiner Gemahlin auf der unteren Burg Grüningen, verpfändete 1425 Asenheim an das Kloster Zwiefalten und gab es 1429 der Bauernschaft von Unlingen zu kaufen.

Die obere Burg Grüningen, auf welcher Hänslin von Hornstein zu Bittelschieß als Alleinherr saß, wurde 1415 von seinen unmündigen Kindern an Hans von Hornstein zu Heudorf verkauft. Dieser veräußerte sie 1425 an das Kloster Heiligkreuztal, das die ganze Herrschaft an sich brachte. Von der Äbtissin Agnes von Hornstein, seiner Base, kaufte Brun III. von Hertenstein zu Dürmentingen im Jahre 1434 „Grüningen die Burg mit Leut und Gut und mit aller Zugehörd“ als freies Eigentum und zog nun nach Grüningen. Seine Güter zu Dürmentingen verkaufte er 1444 an den Grafen Eberhard von Sonnenberg zu Scheer, das zerfallene Stammhaus Hertenstein 1449 an die Stadt Sigmaringen. Seine Nachkommen schrieben sich ab 1472 „von Hornstein gen. Hertenstein“ ab 1538 nur noch „von Hornstein“. Bis zum Jahr 1703 blieb Grüningen im Besitz dieser Linie.

Die Schatzberger Linie schrieb sich nach ihrem weiteren Besitz in Wilflingen „zu Schatzberg und Wilflingen“. Nachdem Hans IV. im Jahre 1434 die Pfandherrschaft Hohenberg erhalten hatte, verkaufte er 1435 Emerfeld an das Stüt Buchau, 1438 Groß- und Klein-Wilflingen an den württembergischen Landhofmeister Hans Truchseß von Bischshausen. Er wird im selben Jahr auch als Besitzer von Pflummern genannt, das 1350 im Städtekrieg niedergebrannt worden war und 1369 im Besitz derer von Magenbuch genannt wird, die 1370 vom Ortsadeligen Heinrich von Pflummern, der nach 20jährigem Italienaufenthalt zurückgekehrt war und sich in Biberach niederließ, auch die Burgrüne erwarben.

Mit Benz von Hornstein zu Göffingen, der anscheinend durch Heirat in den Besitz der hinteren Burg Hohenstoffeln gelangt war, ist die Alt-Göffinger Linie erloschen, Göffingen in den Besitz derer von Stein gekommen. 1454 wurde es von Konrad von Stein an Lux von Hornstein zu Heudorf verkauft. Im selben Jahr verkaufte Jos von Hornstein, der Sohn des Hans IV., die damals bereits zerstörte Feste Schatzberg an seinen Vetter Konrad von Hornstein zu Grüningen, über dessen Tochter das Burgstall an Georg I. von Hornstein gen. Hertenstein zu Grüningen kam, der es aber sofort an den Sigmaringer Vogt Hans von Mulfingen veräußerte (1487). Sebastian Schenk von Stauffenberg erwarb 1538 den Besitz, der fortan bei dieser Familie blieb.

Magdalena, die Tochter des Lux von Hornstein zu Heudorf, und ihr Gemahl Berchtold von Stein zu Ronsberg (im bayerischen Allgäu), verkauften 1471 Schloß und Gut zu Heudorf an Hans von Stotzingen zu Ribbissen. Die Reichsfreiherrn von Stotzingen saßen nun bis zum Verkauf dieser Herrschaft im Jahre 1790 an den Fürsten von Thurn & Taxis in Heudorf, das 1806 unter württembergische Hoheit kam.

1472 verkauften Magdalena und Berchtold von Stein zu Göffingen ihren dortigen Besitz an Konrad von Stein zu Uttenweiler, dessen Söhne ihn mit dem Burgstall auf dem Bussen 1476 an Brun von Hornstein gen. Hertenstein verkauften. Dieser zog nun von Grüningen hierher, während Grüningen in Händen seines Bruders Georg von Hornstein gen. Hertenstein blieb.

Die Feste Bittelschieß, die immer noch im Besitz der dortigen Hornsteiner Linie war, wurde 1480 in der Fehde zwischen Erzherzog Sigmund von Österreich und dem Grafen Eberhard von Württemberg von den Württembergern zerstört und von dem auf Hornstein gesessenen Konrad von Reischach als Kriegsbeute angesprochen. Schon im Jahre 1465 hatte er von Magdalena und Berchtold von Stein den Turm der Feste Hornstein gekauft und war damit Alleininhaber von Hornstein geworden. Sein Sohn Wilhelm von Reischach gab erst 1484 die Bittelschießer Güter frei, die nun Bernhard, der Sohn Ulrichs II. von Hornstein, von Herzog Sigmund als Lehen der Herrschaft Hohenberg verliehen bekam. 1490 verkaufte er den Burgstall Bittelschieß an den Grafen Andreas von Sonnenberg zu Scheer, der es 1491 an die Brüder Heinrich und Wilhelm von Reischach, Söhne Konrads, vertauschte. Mit Bernhard, der nach Überlingen zog, wo er 1504 starb, erlosch die Linie Hornstein-Bittelschieß.

Wilhelm von Reischach verkaufte 1501 die Burg Hornstein mit dem österreichischen Lehen Bittelschieß an seinen Schwager Hieronymus von Croaria, kaufte 1510 alles wieder zurück und veräußerte es an den kaiserlichen Sekretär Johann Renner als lehenfreies Eigentum. Von diesem kaufte Brun V. von Hornstein gen. Hertenstein, der Bruder des damals zu Göffingen gesessenen Jos I. (Söhne Bruns IV.) den ganzen Besitz und zog mit seiner Familie auf die Burg. Da



Herzog Ulrich von Württemberg 1519 außer Landes flüchtete, wurde auch Hornstein auf 15 Jahre österreichisches Lehen. Hornstein, auf dem bald hohe Schulden lasteten, blieb nun bis zum Jahre 1693 im Besitz dieser Linie. In diesem Jahr erwarb Adam Bernhard von Hornstein zu Göppingen, der 1688 als Rat Kaiser Leopolds in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden war, die Stammburg Hornstein mit Bittelschieß und Bingen. Sein Enkel Marquard Eustach von Hornstein übergab 1786 Göppingen seinem Sohn Bernhard und verkaufte 1787 Schloß Hornstein, das von Adam Bernhard renoviert worden war, das Burgstall Bittelschieß und das Dorf Bingen an den Fürsten Anton Alois von Hohenzollern-Sigmaringen.

Bernhards Vater verkaufte 1790 u. a. auch Göppingen an den Fürsten Karl Anselm von Thurn und Taxis. Bernhard erwarb Schloß und Gut Bertolsheim in Bayern und zog im selben Jahr mit seiner Familie dorthin. Er wurde der Begründer der Linie Bußmannshausen, sein Bruder Maximilian Begründer der Linie Wackerstein. 1806 kam Göppingen unter württembergische Hoheit. Das dortige Schloß wurde im Jahre 1812 abgetragen.

Grüningen war seit dem Erwerb durch Brun III. von Hertenstein im Jahre 1434 im Besitz seiner Nachkommen. Als im Jahre 1703 Franz Ferdinand Kaspar von Hornstein ohne männliche Nachkommen starb, fiel der Besitz an Josef Leopold und Karl Balthasar, die Söhne Balthasar Ferdinands von Hornstein zu Weiterdingen. 1707 erhielten Franz Ernst, der Sohn Josef Leopolds, und Ferdinand Maria, der Sohn Karl Balthasars, den Grüninger Besitz je zur Hälfte. Nach dem Tod des Franz Ernst (1715) gelang es seinem Vater, die halbe Herrschaft Grüningen aus den Händen Ferdinand Marias zu lösen. Nun wies er seinen ältesten Sohn Johann Bernhard Anton von Hornstein (-1756) auf Grüningen an und übertrug Binningen der Witwe des Franz Ernst. Deren Sohn Josef Anton von Hornstein machte seine Ansprüche auf Grüningen geltend und erreichte, daß ihn Kaiser Josef II. im Jahre 1781 mit dem oberen und unteren Schloß und dem ganzen Dorf Grüningen belehnte. Da seine Kinder alle vor ihm starben, fielen alle Rechte an Honorius Karl von Hornstein, den Enkel Johann Bernhard Antons, dessen Vormünder im Jahre 1785 das seit 1756 nicht mehr bewohnte Schloß renovieren ließen, in das Honorius Karl nach seiner Vermählung einzog. 1806 wurde aus dem reichsunmittelbaren freien Herrn ein württembergischer Untertan. 1838 erhielt der Sohn Karl Theodor (-1862) Grüningen, dessen Bruder Karl Bietingen und Homboll. In Grüningen folgte auf Karl Theodor dessen Sohn Edward Sigmund von Hornstein (-1905), der Verfasser der großen Hornstein-Chronik. Seinem Sohn Balthasar von Hornstein (-1920) folgte dessen Sohn Hans Christoph von Hornstein, der sich 1928 mit Marie Sidonie von Hornstein-Bietingen vermählte. Nach seinem Tod im Jahre 1948 führte sie die Geschäfte auf dem Schloßgut, bis sie es 1958 dem Sohn Hans Hubert, dem heutigen Besitzer, übergab. Er vermählte sich mit Heike Lueder aus Bremen. Nach dem Sohn Hans Christoph und der Tochter Irina wurde im Jahr 1980 das dritte Kind auf den Namen Edward Balthasar getauft.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 10

## Eine Muttergottes aus der Multscher-Werkstatt

Von Dr. Adolf Schahl, Murrhardt

Wer die Räume des Liebieghauses (nicht Liebighauses) am Schaumainkai in Frankfurt am Main, dieser bedeutenden Sammlung von Skulpturen des 12.-18. Jahrhunderts, durchwandelt, bleibt überrascht vor einer Muttergottes stehen, in der er auf den ersten Blick ein Werk des Ulmer Bildhauers Hans Multscher zu erkennen meint. Bückt er sich, um das Schild am Sockel zu lesen, so stellt er zu seinem Erstaunen fest, daß die Figur „aus Ochsenhausen“ stammt. Dieses qualitätsvolle Bildwerk hat zwar Eingang in die Fachliteratur gefunden, ist jedoch in der Öffentlichkeit so gut wie unbeachtet geblieben und soll deshalb hier vorgestellt werden.

Die Figur wurde 1912 erworben (Inv. Nr. 222). Sie ist aus Lindenholz geschnitzt, wie üblich rückseitig gehöhlt und 1,38m hoch; auch weist sie Reste älterer, z.T. sogar ursprünglicher Fassung auf. Maria trägt das Kind auf der linken Hand über der ausgeschwungenen Hüfte des linken Standbeines. Sie wendet sich ihm mit zurückgebogenem Oberkörper und wieder vorgekommenem Kopf zu. Auf diese Weise wird die Beziehung zwischen Mutter und Kind, das sich frontal uns zu kehrt, stark veräumlicht. Zugleich geht eine S-förmige Schwingung durch die Gestalt Mariae. Diese Schwingung wirkt nicht linear oder flächig, sondern aus dem genannten Grund wiederum räumlich, wozu als verstärkendes Element das vor den linken Unterkörper Mariae, unterhalb des Kindes, gepackte Faltengehänge kommt. Es ist somit eine komplizierte plastische Vorstellung, die der Figur zugrunde liegt, eine Vorstellung, die indessen nicht einseitig formal verstanden werden darf, sondern in der angedeuteten Weise der Formulierung des Muttergottesthemas dient. Hinzu kommt die ausdrucksvolle Faltsprache. Der erwähnte Faltengehänge zieht unseren Blick hin zum Jesuskind und indem Maria mit der rechten Hand die Falten des Gehänges schürzt, wird sie im Sinne ihrer Mutterschaft in diesen Bezug mit hineingenommen. Ihr Haupt hüllt ein Kopftuch und gibt ihm seinen eigenen inneren Raum mit Richtung hin auf das Kind. Dieses rafft einen Zipfel des Kopftuches mit der Rechten, in der Linken hält es eine Traube, Sinnbild der Eucharistie. Seine Füßchen sind überkreuzt und weisen so auf sein künftiges, welterslösendes Kreuzesleiden. Die Krone auf Mariae Haupt fehlt, ebenso das Mondantlitz zu ihren Füßen, das früher vorhanden war; der Wolkensaum ist zu erkennen. Zusammen mit dem ursprünglich sicher vorhandenen Strahlenkranz soll Maria durch diese Attribute als die himmlische Frau im Sinne von Offenbarung 12, 1 verstanden werden.

Wie steht es nun um jenen ersten Eindruck, der sofort an Hans Multscher als Urheber dieses Meisterwerkes denken läßt? Was sagt die Forschung dazu? Manfred Tripps erwähnt die Figur in seiner 1969 erschienenen Multscher-Monographie nicht, hält sie also offenbar für kein eigenhändiges Werk des Bildhauers. Alfred Schädler nennt sie in einer Anmerkung seiner 1955 veröffentlichten Arbeit über Multschers Frühwerke anlässlich der Erwähnung des arg verstümmelten Muttergottesbildes von Schärding. Er schreibt: „Von derselben Hand scheinen noch die in das 5. Jahrzehnt zu datierenden Madonnen aus Ochsenhausen im Frankfurter Liebieghaus und in Öpfingen, Kreis Ehingen, zu stammen.“ Das einzige formale Element jedoch, welches das Schärdingener Bildwerk mit dem unseren verbindet, ist eine motivisch begründete Ähnlichkeit in der Anordnung der Mantelfalten. Richtig beobachtet ist, daß die Köpfe Mariae und des Kindes der Schärdingener Figur auf die Öpfinger weisen. Die Muttergottes des Liebieghauses steht außerhalb dieser Beziehungen. Damit ist auch die Datierung auf das 5. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts hinfällig.

Ebenfalls 1955 erschien eine Untersuchung von Manfred Schröder über das plastische Werk Multschers. Er führt unsere Figur unter Bildwerken auf, in denen er Nachwirkungen „der von Multscher begründeten Stilrichtung“ erkennt und die er in das 7. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts setzen möchte. Unter diesen läßt sich freilich nur eine Muttergottes in Züricher Privatbesitz mit der des Liebieghauses in Verbindung bringen, doch ist deren Faltengebung steifer und in den Einzelheiten, etwa der Hände, ist sie gröber. Man denkt an eine freie Kopie.

Ausführlicher äußert sich über die Muttergottes des Liebieghauses nur der Altmeister der Multscherforschung Kurt Gerstenberg in seiner 1928 erschienenen Monographie über Multscher. Mit Recht weist er auf Beziehungen zur Landsberger Muttergottes Multschers (nach Tripps von 1437). Er erblickt sie vor allem in der Haltung des Kindes. Er hätte auch die Mantelführung hervorheben können, in der beide Figuren weithin übereinstimmen. Sogar in einer solchen Einzelheit wie der in die Falten greifende Hand Mariae mit einer Falte zwischen Zeigefinger und drei zusammengekommenen anderen Fingern besteht Übereinstimmung. Die starke Ausladung der Hüfte Mariae in der Frankfurter Figur bezeichnet Gerstenberg als nicht vereinbar mit der Entstehungszeit der Landsberger Muttergottes. Dies ist richtig. Auch die freiräumliche Beziehung im plastischen Verhältnis von Mutter und Kind ist später. Wenn Gerstenberg schreibt, die Muttergottes des Liebieghauses sei nicht ohne Kenntnis der Sterzinger (1456/58) entstanden, so meint er vermutlich eben dies, obwohl sich das Kind hier nicht frontal herauswendet und überhaupt zwischen beiden Figuren Verschiedenheiten der Gesamtkonzeption bestehen. Indessen, noch ein weiteres formales Element weist auf Sterzing. Das Faltengehänge unterhalb des Kindes erinnert in der Art, wie es zu Haarnadel- und Schüsselfaltenbildungen neigt, zwar nicht an die Muttergottes des Sterzinger Altarwerkes, wohl aber an die diese begleitenden weiblichen Heiligen. Dies gilt vor allem für die hl. Apollonia, wo sich auch die in die Falten greifende, diese linkshin herüberziehende Hand findet. Allerdings erinnern die Formen des Handrückens und der Finger wiederum mehr an die Landsberger Figur. Gerstenberg bemerkt hierüber stichwortartig: „Von eigentümlich weicher Beweglichkeit die Hand mit den an der Wurzel zurückgebohenen Fingern, eine Hand, die an die Nähe des Meisters gemahnt.“

Entschieden rückt Gerstenberg hinsichtlich der Modellierung des Kopfes von Multscher persönlich ab: „Das Antlitz von schwerer Unbeweglichkeit. Das Haar nur Masse, nicht in Strähnen aufgeteilt, die einzelnen Haare wie eingeritzt, fein geschnitten und deshalb flach wirkend.“ Man wird diesem Urteil nicht zustimmen können. Nicht schwere Unbeweglichkeit kennzeichnet das Gesicht, sondern eine gewisse Verhaltenheit des Ausdrucks, worin man vielleicht etwas Schwäbisches erblicken darf; man kann diese Verhaltenheit etwa bei den weiblichen Heiligen in Sterzing oder weiter zurück der hl. Barbara in der Rottweiler Lorenzkapelle beobachten. Es könnte sein, daß Gerstenberg hierin etwas von der alten überholten Vorstellung des „lyrischen Multscher“ beeinflusst war. Vor allem aber ist darauf aufmerksam zu machen, daß in den Zügen des Gesichtes der Liebieghaus-Figur gewisse Ähnlichkeit zu denen der Ummendorfer Muttergottes Multschers (1450/55) bestehen, die 1878/80 aus dem Kunsthandel erworben wurde. Unterschiede liegen im verschiedenartigen Material

begründet, dort weiches Lindenholz, hier harter Champagne-Kalkstein. Schließlich ist zu beachten, daß auch die Sterzinger Maria eine flache Haar-Wellung zeigt, was auch für die Ummendorfer gilt.

Hinsichtlich der Urheberschaft kann man deshalb Gerstenberg nicht zustimmen, wenn er schreibt: „Man möchte an einen jungen Meister aus dem Allgäu denken, der in Multschers Werkstatt gewesen ist.“ Wir kennen die Arbeiten solcher Bildhauer, die aus Multschers Werkstatt kamen oder im weiteren Sinne seiner Schule angehören. Sie lassen sich in einzelnen Motiven der Haltung oder Gewandung als von Multscher abhängig nachweisen, nicht aber in der Einbindung solcher Einzelmotive in eine typisch multscherische Gesamtvorstellung von Figur, wie sie bei der Muttergottes des Liebieghauses vorliegt. Hinzu mag eine Überlegung aus anderer Sicht kommen. Es ist doch wenig wahrscheinlich, daß die Reichsabtei Ochsenhausen ein Altarretabel - denn in ein solches dürfte die Figur gehört haben -, einem jungen Allgäuer Meister gab, hingegen höchst wahrscheinlich, daß sie den Auftrag dem angesehenen Ulmer Meister Hans Multscher erteilte. Somit würde eine vorsichtige Bestimmung unseres Bildwerkes lauten: Werkstatt von Hans Multscher, eigenhändig unter Mitarbeit eines Gesellen, der auch am Sterzinger Retabel beteiligt war; Zeit: 1455/1460.

Auftraggeber kann nur Abt Michael Ryssel gewesen sein (1434-1468), der beispielsweise die Gottesackerkapelle St. Veit in Ochsenhausen neu erbauen und mit drei Altären ausstatten ließ.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 13

## Biberach und der Augsburger Reichstag 1530

Von Dr. Kurt Diemer, Biberach

Vor nunmehr 450 Jahren, am 25. Juni 1530, überreichte Kurfürst Johann von Sachsen Kaiser Karl V. auf dem Augsburger Reichstag die von Philipp Melanchthon ausgearbeitete und von Martin Luther gebilligte „Augsburger Konfession“; außer ihm hatten sie Markgraf Georg von Brandenburg, die Herzöge Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, der sächsische Kurprinz Herzog Johann Friedrich, Fürst Wolfgang zu Anhalt sowie die beiden Städte Nürnberg und Reutlingen unterschrieben. Ihrer Entstehung nach ein vom Kaiser gefordertes Schriftstück der Tagespolitik, suchte sie - auf Ausgleich zwischen Katholiken und Protestanten abgestellt - dem religiösen Frieden zu dienen und sowohl den Vorwurf der Abweichung von der alten Lehre der Kirche als auch den der Gemeinschaft mit Sektierern zurückzuweisen; erst nachträglich wurde die „Augsburger Konfession“ das bleibende Dokument evangelischer Glaubenslehre.

Auf diesem Reichstag war auch die Reichsstadt Biberach durch zwei Gesandte, den Spitalpfleger Altbürgermeister Kaspar Gräter und Georg Ehrhardt, vertreten. Die Stadt hatte zwar - anders als Ulm, Memmingen, Kempten, Isny und Lindau - nicht zu denen gehört, die gegen den prokatholischen Abschied des Speyrer Reichstages vom 22. April 1529 protestierten (und deshalb den Namen „Protestanten“ erhielten); doch schloß sie sich gestützt auf eine Bürgerbefragung, bei der nur mehr die Minderheit von 70 Bürgern für den Abschied stimmte, wenig später dem protestantischen Lager an: zusammen mit den genannten Städten verhandelte Biberach Ende Juli 1529 mit Konstanz über ein Bündnis. Unter dem Vorsitz des Ulmer Bürgermeisters Bernhard Besserer kam es am 30. Dezember 1529 auch zu einer Tagung in Biberach, die aber ergebnislos blieb.

Da die Stadt allein sich zu schwach fühlte, schloß sie sich eng an Ulm an. Einen guten Einblick in die Lage Ende Juni 1530 gibt ein Bericht der Biberacher Gesandten vom 1. Juli 1530, der sich - wie auch eine Anweisung des Rates vom 24. Juli 1530 - glücklicherweise wenigstens abschriftlich im Katholischen Pfarrarchiv Biberach erhalten hat. Er lautet im Deutsch der damaligen Zeit:

„Ersamen, fürsichtigen weisen, unser gepietend verpflichte dienst zuvor, günstig liebe herrn.

Es hat vergangner tag vor dem, ehe wir geen Augspurg kommen sein, Kay[serliche] May[estät] gemain frey- und reichs-stätt besendet und sich namlich erstlich gegen den, so fern den Speurischen abschid angenommen, höchlich bedanckht, mit erpjetung, das Ir May. das selbig in sondern gnaden erkennen wöll etc.

Zum andern und nach demselben hat Ir May. die für sich gelassen, so wider den abschid protestiert haben und sich uffs höchst gegen inen befrembdet, ir ungehorsame und das sie den abschid über und wider, das derselbig mit dem mehreren gemainer stand angenommen und berathschlagt seyen, nit angenommen haben, und das selbig für ganz hoch schmächlich und verächtlich angenommen, mit viel andern Worten und sich desselben uff das höchst beschwerdt und sich doch zue letst mit dem anhang hören lassen, das sich Ir May. nochmals genzlich zue inen getrösten wöll, sie werden denselben abschid annehmen oder Ursachen anzaigen, warumb und uß was grund sie das nit thon wöllen. Darauf haben sich der protestierenden statt, so dann hievor neben den churfürsten gegen Kay. May. in Italia verandwurt und ired glaubens grund und Ursachen anzaigt haben, hiebey ligender copey ainer verandwurtung, warumben sie uffs kürzest den abschid nit angenommen, vergeleicht.

Zum andern hat Kay. May. mit den protestierenden churfürsten und fürsten ungefährlich uff hievorende weiß, aber doch gleichwol nit so fräffel. Darauf haben aber dieselben churfürsten und fürsten die Ursachen, warumben sie den abschid nit angenommen und von ainem artickhel zum andern, was ire predicanten bißher geprediget und gelert haben, irer achtung grund der schrift anzaigt, ungefährlich biß in die 30 bletter lang, was und wie sie uff das hochwürdig sacrament, tauf, mess, anruefung der hailigen und anderer, was dann bißher in irrung gestanden ist. Und haben sich Nüernberg und Reitlingen zue jezigen chur- und fürsten gethon und bekennen mitsamt inen all artickhel wie sie, deshalb an denen orten die trönung mit den chur- und fürsten und angezaigten stätten vor äugen ist.

Weiter und zum dritten, so hat die bottschaft Straßburg von wegen gemainen protestierenden stätt ir opinion und lehr, was bißhero in etlich derselben stätt vom sacrament, tauf, mess, den bildern, ceremonien, anruefung der hailigen und anderer artickhel, wie dann die auch ungefahr uff zwinglich weiß oder wie man es nennen soll, stellen lassen und bey ainem jeden gleich schrift anzaigt, ungefähr wie die chur- und fürsten gethon haben, doch uff ir weiß, wie sie es halten. Das haben die von Straßburg nun uff heut freytag umb acht uhr und stund, Costanz, Ulm, Lündaw, Memmingen, Franckfurt, Hailbron, Biberach, Kempten, Yßne und Weissenburg hören und nachwendig ain umfrag geen lassen, und wir diss alles auch Kay. May. uberandwurt lassen wollen, damit Kay. May. auch verständiget wurde, was unser opinion und lehr, wie und uss was grund der schrift die were etc. Dess haben wir uns aber nit vergleichen mögen, ursach, etlich stätt halten das sacrament, desgleichen ander artickhel mehr nit wie die andern, darumben sie die spennigen artickhel gleichmässig zuverandwurten, zue glauben und zue bekennen nit alle Kay. May. uberandwurten lassen wollen.

So will Ulm von iren herrn gahr kein bevölch haben, ir opinion und lehr, so sy bißher geyebt haben, gegen Kay. May. zu verandwurten, will bloß helfen anhalten, dieweil sich irrung im glauben halte, umb ain gemain consilium und, wie obsteet, nit anzaigen, was ir opinion und wie oder was sie glauben. Uss was grund und warumben das geschieht, kan E[uer] W[eisheit] wol ermessen, dann wie gemainlich gehört, wurden Kay. May. von der mess noch sacrament nichts endern noch davon handeln lassen, dann er hab sie uff ainen reichstag ohn die andere christlichen nationen, so dann zue ainem consilio her, nit macht, enderung im glauben ze pflegen.

Dieweil wir dann gleich so wol bey den protestierenden befunden und sehen, das kein gleichmessig haltung und verantwortung sein und sich ainer nach dem andern uss vorgehender protestation ziehen und seiner opinionen etlich nit anzaigen und raitung tuen will, könden wir als von E. W. uff disen reichstag verordnet nit gedencken, das E. W. gerhaten sein wöll, das sie sich noch wir von irentwegen mit inen, auch in ir ersten verandwurtung hie beyligender copey gestellt, nit einlassen noch unterschreiben noch uns als protestierend nit erzaigen sollen noch wollen, dieweil sie sich wie obsteet sonsten sondern und nit vergleichen wollen, dann wir könden nit anders darauß nemmen, dann wann sie nit protestiert hetten, sie wurden es nit mehr tuen.

Darumb, günstige liebe herrn, so lass uns E. W. wissen, wie wir uns deshalb halten sollen und mit guetem lauterm verstand, das es nit zue unserm gueten ansehen gestellt werd, dann es belangt ain ganze statt.

Ob wir aber der zeit, ehe wir von E. W. weiter underricht empfiengen, so wir in gemainem rhate oder der statt rhat in gemain umb ratschlag erfordert, wurden wir auch auf ain consilium ze halten drängen und begeren, und dörfen darumben nit sagen, ob wir protestiert haben wollen oder nit; damit so verdiefen wir uns unser achtung biß uff weiter E. W. beschaid gahr nicht etc.

Wir haben mit meinem herrn, herr Jörgen [Truchseß von Waldburg], der Sachen halben, wie ir wüsst, gehandelt; will so viel möglich das best thon, hat aber viel geschefft.

Doctor Roth hat uns erst uff heut die supplication der freyhait zuegeschickht, wollen derhalben auch handeln wie sich gebürt.

Damit habt uns zue E. W. und gemainer statt diensten erpjeten.

Datum in eyl freytags ze nacht nach Johannis et Pauli anno 30

Caspar Grätter und Jeorg  
Ehrhardt jezt zue Augspurg

Den ersamen fürsichtigen und weisen Burgermaister und rhat dei statt Biberach, unsem gönstigen lieben herrn.“

Während die Städte Kempten, Heilbronn, Weißenburg und Windsheim am 15. Juli 1530 nachträglich noch der „Augsburger Konfession“ beitraten, unterschrieb Biberach nach dem Beispiel Ulms weder diese noch die „Tetrapolitana“, das in der Abendmahlslehre von ihr abweichende Bekenntnis der vier Städte Straßburg, Memmingen, Konstanz und Lindau, sondern vermied eine Festlegung, um es sich mit dem Kaiser und Österreich nicht vollends zu verderben; der Schock über die Auslösung der seit 1446 an die Stadt verpfändeten Herrschaft Warthausen durch Österreich im Jahre 1529 wirkte augenscheinlich noch nach. Am 24. Juli 1530 rief Biberach dann seine beiden Gesandten zurück und erteilte dem Ulmer Bürgermeister Bernhard Besserer Vollmacht:

„Extract auß des rhats zue Biberach schreiben an ire gesande zue Augspurg anno 30 sonntag nach Mariae Magdalenaes, alda sie den gesanden pferd schickhen, solche nach hauß fordern und also schreiben:

So würd dann auch von nöthen sein, das ir euch des glaubens und derselben secten halber bey dem burgermaister Bernhart Besserem auch anzaigen und ine in unserm namen bitten, das er von unsertwegen des ends das best handeln wölle, inmassen er uff andern tägen auch trewlicher gethon, aller end mit dem anfang und des erbietens, ob herr Jeorg Truchsäß, unser g[nediger] herr, herr Hanß Ehinger und jetzt gemelter Bernhardt Besserer yedesmahls von uns der Sachen weiter underricht bedürfen oder das sie uns dieselbigen tuen, wurde an und bey uns in sollichem allerzeit nit mangel erscheinen etc.“

Diese Vollmacht war aber kein Blankoscheck: die Biberacher kannten Bernhart Besserer, seine Einstellung und die Ulmer Politik genau und wußten, daß es nicht mehr um die Grundsatzentscheidung für oder gegen den neuen Glauben, sondern nur mehr um Fragen der Taktik ging.

Am 13. Oktober 1530 schließlich wurde der Reichstagsabschied, der die „Augsburger Konfession“ für widerlegt erklärte, den Städtevertretern vom Mainzer Erzkanzler vorgelesen; bei der Abstimmung nahmen ihn 18 Städte an. Die 16 Städte, unter ihnen Biberach und Ulm, die ihn ablehnten, erhielten noch bis zum 15. April 1531 Bedenkzeit. Sie nutzten diese Frist, aber anders, als der Kaiser erwartet hatte: am 31. Dezember 1530 einigten sich die evangelischen Stände in Schmalkalden über ein Bündnis, den „Schmalkaldischen Bund“, dem Biberach zusammen mit anderen oberländischen Städten - Ulm, Konstanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau und Isny - am 3. Februar 1531 offiziell beitrug. Damit hatte der Rat den Rücken frei für die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Biberach: der Abschaffung des katholischen Gottesdienstes am 11. April 1531 folgte am 29. Juni 1531 der Bildersturm. Bis 1548 blieb Biberach nun eine rein evangelische Stadt.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 16

## Mit Büchern überdurchschnittlich versorgt

### Zur Geschichte der Spitalbibliothek Biberach

Von Heribert Hummel, Stuttgart

Es gibt in Deutschland nicht sehr viele Bibliotheken, die sich einer jahrhundertelangen, ungebrochenen Tradition rühmen dürfen. Die Einführung der Reformation im Verlauf des 16. Jahrhunderts und die Durchführung der Säkularisation im frühen 19. Jahrhundert haben die deutsche Bibliothekslandschaft gründlich verändert. Zu den ganz seltenen Beispielen einer ungebrochenen Bibliothekstradition gehört die ins späte 15. Jahrhundert zurückreichende Kirchenbibliothek St. Nikolaus zu Isny, deren Bestände immer noch im spätgotischen Bibliotheksraum über der Sakristei der Kirche verwahrt sind. Biberach kann auf eine noch ältere Bibliothek beim Spital verweisen. Wenn diese zum Gebrauch des Spitalpredigers und der Spitalkapläne dienende Bibliothek schon 1409 testamentarisch Bücher vermacht erhält, dann darf man davon ausgehen, daß sie schon im 14. Jahrhundert von einer gewissen Bedeutung war. Auch im weiteren Verlauf des 15. Jahrhunderts wird sie mehrfach mit Büchern bedacht, so etwa in den Jahren 1413, um 1450 und 1464. Den größten Bücherzuwachs bringt aber der Ankauf der für mittelalterliche Verhältnisse sehr bedeutenden Bibliothek des Biberacher Predigers Magister Heinrich Jack im Jahre 1477. Die Kaufurkunde vom 30. Mai 1477, in der die Bücher meist mit Verfassernamen und Titel genannt sind, hat sich glücklicherweise erhalten. Sie ist schon mehrfach veröffentlicht worden: zunächst (1900) durch den evangelischen Pfarrer Schoder, dann 1918 durch den Bibliothekswissenschaftler Paul Lehmann im Rahmen der Veröffentlichungsreihe „Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz“. Ging Schoder noch davon aus, daß sich von dem Bücherkauf des Jahres 1477 nichts erhalten hat, so konnte Lehmann noch auf „etwa 30 mittelalterliche Handschriften und einige Inkunabeln“ verweisen, die immer noch im Biberacher Spital lagen und auch heute noch dort liegen. Es darf für eine so kleine Bibliothek als besonderer Glücksfall gelten, daß sie in unseren Tagen in geradezu mustergültiger Weise durch Helmut Boese katalogisiert wurde. Was den Bestand an 27 Handschriften und 2 Inkunabeln (Drucken des 15. Jahrhunderts) betrifft, sind damit alle Fragen geklärt. Zur Geschichte der Bibliothek in der Zeit nach 1477 bleiben allerdings noch manche Fragen offen. Diese ausführlich zu erörtern, ist hier nicht der richtige Ort. Doch seien dazu wenigstens ein paar Bemerkungen angebracht, die über die bisherigen Erkenntnisse hinausreichen.

Es war eingangs zu bemerken, daß mit Einführung der Reformation auch die deutsche Bibliothekslandschaft gründlich verändert wurde. Dies gilt auch für die Stadt Biberach. Es blieb nicht beim Bildersturm, es kam auch zur Vernichtung der Bibliotheken, wie sie nicht nur beim Spital, sondern auch bei der Pfarrkirche bestanden. Diesen Eindruck vermitteln zumindest zwei Berichte von den katholisch verbliebenen Brüdern Joachim und Heinrich von Pflummern aus den Jahren kurz nach 1531 bzw. 1545. Der sicher nicht ganz unpolemische Heinrich von Pflummern berichtet vom Verkauf und von der Zerstörung der Bücher aus der Kirchenbibliothek. Über die Spitalbibliothek weiß er nur zu sagen: „Wa sy hin comen send, was ich nit.“ Von dieser Feststellung gehen auch Lehmann, Haupt und Helmut Boese aus, wobei letzterer noch auf eine Zusammenstellung über „Uralte Catholische und Theologische Bücher“ aus dem 18. Jahrhundert verweisen kann, die ungefähr das enthält, was sich heute noch im Spital nachweisen läßt. Warum und wie gerade diese Bücher die Reformationswirren überdauerten, läßt sich heute nicht mehr beurteilen. Sicher ist aber, daß sie nicht wegen ihres - auch für Reformatoren - bemerkenswerten Inhalts wegen geschont wurden. So blieben etwa Breviere und Meßbücher erhalten, mit denen das evangelisch gewordene Biberach nichts mehr im Sinn hatte. Einige glückliche, weil mehr zufällige Funde in der Bibliothek des Wilhelmstifts Tübingen sind geeignet, die Biberacher Bibliotheksgeschichte etwas zu erhellen. Sie zeigen, daß die Bücher, die heute noch in Biberach in einem Raum des alten Spitals zusammen mit Archivalien verwahrt werden, nicht die einzigen sind, die sich aus vorreformatorischer Zeit erhalten haben. In Tübingen liegt jeweils ein Band, der auf den wohlbekannten Andreas Rießmann bzw. auf Heinrich Jäck zurückgeht. Rießmann hatte dem Spital um 1450 mehrere Bücher geschenkt, wovon jeweils eine Schenkungsinnschrift zeugt; Jäck hatte, wie schon erwähnt, 1477 seine Bibliothek an das Spital verkauft. Es stellt sich natürlich die Frage, wie diese und weitere Bücher von Biberach in das Tübinger Willhelmsstift, d. h. in das Katholische Hochschulkonvikt der Diözese Rottenburg-Stuttgart, gelangten.

Ein Blick auf die Bestandsgeschichte der Konviktsbibliothek, die von Gerhard-Peter Handschuh minutiös erforscht ist, gibt die Antwort. Das Kamerariat, d. h. die Vermögensverwaltung des katholischen Dekanats Biberach, trug sich um 1880 mit dem Gedanken, die katholische Pfarrbibliothek in Biberach zu verkaufen. Der Katholische Kirchenrat in Stuttgart, der als staatliche Behörde solche kirchlichen Verkäufe genehmigen mußte, machte dem Kamerariat zur Auflage, die Bücher zunächst dem Tübinger Willhelmsstift zum Kauf anzubieten. Dies geschah auch am 17. Februar 1882. Dem Kaufangebot war gleich der „Katalog über die i. J. 1564 gestiftete Pfarrbibliothek Biberach“ beigefügt, der 1511 Nummern umfaßte. Einige Wochen später wurde die Bibliothek vom Konviktsdirektor Maier besichtigt. Er fand einige für Tübingen geeignete Bücher. Bei der „schrecklichen Unordnung in der Aufstellung“ der Bücher, die weitere geeignete Bücher erwarten ließ, entschloß er sich aber, dem Kamerariat den Kauf der gesamten Bibliothek um 300 Mark vorzuschlagen. Schon am 13. April 1882 stimmte das Kamerariat zu. Die Genehmigung des Kirchenrats erfolgte am 19. Juni 1882. Zu den 300 Mark kamen für das Willhelmsstift dann noch die Transportkosten.

Am 1. Juli standen die Bücher, in 18 Kisten verpackt, schon in Tübingen. Dort wollte man allerdings nur den brauchbaren Teil der Bibliothek übernehmen. 800 Werke gelangten so in die Konviktsbibliothek, der fast gleichgroße Rest wurde nach und nach verkauft, zum größeren Teil an den Jesuitenpater G. M. Pachtler um 100 Mark. Mit dem Kauf und dem anschließenden Weiterverkauf eines Teils der Bücher machte das Willhelmsstift zweifellos ein gutes Geschäft. Man wird dem Kamerariat wegen der Kaufsumme bzw. wegen des Verkaufs überhaupt keinen Vorwurf machen dürfen. Auch andernorts trennten sich kirchliche und auch städtische Ämter leicht von ihren überkommenen Bibliotheken. Die von Direktor Maier erwähnte „schreckliche Unordnung“ zeigt schon, daß die

Bibliothek damals nicht mehr benützt wurde. Und dies aus gutem Grund: Wie in allen katholischen Dekanaten gab es auch im Dekanat (Landkapitel) Biberach inzwischen eine Kapitelsbibliothek, die sich bis heute - freilich wiederum unbenutzt, aber wohl geordnet - erhalten hat. Solche Kapitelsbibliotheken, die aus Zwangsbeiträgen der Geistlichen finanziert wurden, entstanden allmählich in den Jahren nach 1810. Es verwundert nur, daß man in Biberach nicht auf den Gedanken kam, die wertvolleren Bestände der alten Pfarrbibliothek mit der noch relativ jungen Kapitelsbibliothek zu vereinen, in der sich ja auch altes Bibliotheksgut befand und noch befindet. Die Vorgänge des Jahres 1882 zeigen eines deutlich: Nach Aussage des Katalogtitels zur Biberacher Pfarrbibliothek wurde diese im Jahre 1564 „gestiftet“, d. h. nach damaligem Sprachgebrauch errichtet. Da sich die Zisterzienserabtei Eberbach im Rheingau, der die Pfarrei Biberach inkorporiert gewesen war, beim Verkauf des Pfarrsatzes an den Spital in diesem Jahr die Bibliothek vorbehalten hatte, war die Schaffung einer neuen Bibliothek für den Pfarrer notwendig geworden. In aller Regel sind es protestantische Kirchenbibliotheken, die im 16./17. Jahrhundert entstehen. Es mag sein, daß man sich bei den Biberacher Katholiken im Jahr 1564 noch durchaus der alten Kirchenbibliothek bewußt war und an diese alte Kirchenbibliothek auch anknüpfen wollte. Es besteht freilich kein bloßer gedanklicher bzw. institutioneller Zusammenhang zwischen der alten und der neuen Bibliothek von 1564: In die neue Bibliothek gelangten Bestände aus der alten Kirchenbibliothek und - etwas unerwartet - auch Bestände aus der einstigen Spitalbibliothek. Darauf verweisen schon die beiden genannten Bücher in Tübingen. Es steht zu vermuten, daß entgegen des schlimmen Berichts von Heinrich von Pflummern nach Einführung der Reformation nicht so viele Bücher vernichtet oder verkauft wurden, wie dort angedeutet. Nach einer kurzen, aber heftigen Phase der Bilder- und wohl auch Bücherstürmerei wird sich der städtische Rat der Bücher angenommen haben. Dies läßt sich auch bei anderen vergleichbaren Reichsstädten beobachten. So dienten, um nur ein Beispiel zu nennen, die Bücher des Heilbronner Barfüßerklosters und des Heilbronner Predigamtes im Jahre 1575 zum Aufbau einer Stadtbibliothek. In Biberach scheint man das überkommene Bibliotheksgut in der Zeit um 1564 aufgeteilt zu haben. Einen Teil jedenfalls bekam die katholische Pfarrei, welche damit als Grundstock die Pfarrbibliothek errichtete.

Da sich Bücher aus der Spitalbibliothek erhalten haben, richtete sich das Interesse bislang auch fast ausschließlich auf die Spitalbibliothek, obwohl immer schon bekannt war, daß es daneben auch noch eine Kirchenbibliothek bei St. Martin gegeben hatte. Ihre räumlichen Verhältnisse hat bald nach 1531 Joachim von Pflummern beschrieben: „Die kurch hat auch gehabt ain liberay (Bibliotheksraum), ist auch hüpsch gewölbt gesein, uff der britt thür ist man ain schnöckchen darinn uffge gangen.“ Der Raum hat sich bis heute erhalten. Es ist der sogenannte „Nonnenschopf“ an der Martinskirche. Die Maße des Raumes lassen an eine nicht unbedeutende Büchersammlung denken, in der nach Auskunft von Joachim von Pflummern „vil hüpsche lateinische predigbücher, auch andere bücher gelegen, truckt (gedruckt) unnd geschriben“. Wie wir von Heinrich von Pflummern wissen, wurden im Kirchenraum selbst die zum Gottesdienst benötigten Bücher aufbewahrt, so etwa „xangbiecher (Gesangbücher = Choralbücher)“ und „mesbiecher (Meßbücher)“. Mit einem Buch ließ sich diese vorreformatorische Kirchenbibliothek bislang nicht belegen, wenigstens machte keines der heute im Spital verwahrten Bücher den Eindruck, es entsamme nicht der Spitalbibliothek. Einen sicheren Beleg könnte nur ein alter Besitzvermerk erbringen. Es scheint, daß sich solch ein Besitzvermerk in einem weiteren, aus Biberach nach Tübingen gelangten Buch findet. Ein Frühdruck aus dem Jahre 1501 mit dem Sentenzenkommentar des Tübinger Professors Gabriel Biel hat als Besitzvermerk: „Librarei biberach“. „Librarei“ bezeichnet zwar nur ganz allgemein eine Bibliothek, aber es ist nicht zu sehen, welche Biberacher Bibliothek gemeint sein könnte, wenn nicht eben die Kirchenbibliothek bei St. Martin. Bezöge sich der Eintrag auf die Spitalbibliothek, dann müßte er sich wohl zumindest in einem der sicher dieser Bibliothek entstammenden Bücher finden. Die Tübinger Funde belegen also nicht nur weitere Bücher aus der Spitalbibliothek, sondern erstmals auch Bücher aus der vorreformatorischen Kirchenbibliothek. Mit diesen beiden Bibliotheken war die Stadt Biberach überdurchschnittlich versorgt. Zugang und Benützung lag freilich ausschließlich bei den Spitalkaplänen, insbesondere dem Prediger, bzw. bei den zahlreichen Geistlichen an der Pfarrkirche. Die Stadt selbst besaß damals keine förmliche Stadt- bzw. Ratsbibliothek. Zum Aufbau solcher Bibliotheken kam es in den süddeutschen Reichsstädten in der Regel erst im Verlauf des 16. Jahrhunderts unter protestantischen Vorzeichen.

Es scheint aber, daß die Kirchenbibliothek doch auch im Zusammenhang mit dem Spital zu sehen ist. Aus dem oben erwähnten Band mit dem Besitzvermerk „Libraria biberach“ ergibt sich laut handschriftlichem Eintrag, daß er von den beiden Spitalpflegern im Jahre 1527 um 17 Schilling und 6 Kreuzer „gekauft und bezalt“ wurde. Der Band ist auch inhaltlich interessant: Er bietet die deutsche Psalmenübersetzung des Johann Bugenhagen, des engsten Freundes Martin Luthers, welche 1526 in Basel bei Adam Petri gedruckt wurde. Der Übersetzung gehen Vorreden von Martin Bucer, Philipp Melancthon und Martin Luther selbst voraus. Der Kauf, für den Biberacher Prediger Bartholomäus Müller getätigt, zeigt einmal mehr, daß Biberach schon Jahre vor der endgültigen Einführung der Reformation (1531) auf die reformatorische Linie eingeschwenkt war. Die Zeiten, in denen der städtische Rat unter dem Eindruck des Wormser Edikts (1521) den Einzug reformatorischer Schriften betrieb, waren längst vorbei. Von Bartholomäus Müller hat Heinrich von Pflummern, ein entschiedener Gegner Müllers, geschrieben, daß „man haut maister (Magister) Bartlomeen ouch fil bredigbiecher coft, das haut er mir selbs geset, vor der Lutery (Lutherei); wa die hin comen send, wais ich ouch nit. Ich glob wol, er bruche die cristenliche biecher nemen me, wie wol er die finger darnach schlekket, da mans im coft“. Diese Bemerkung bezieht sich wohl auf Bücherkäufe vor 1519.

Bei einem Bücherkauf durch die Spitalpfleger für den Prediger ist man geneigt, das Buch der Spitalbibliothek zuzuordnen. Demnach hätte der Besitzvermerk „Librarei biberach“ nichts mit der Kirchenbibliothek zu tun.

Eine Untersuchung der Bibliothekssignaturen erweist aber mit großer Wahrscheinlichkeit die Gleichstellung von „Librarei biberach“ mit der Kirchenbibliothek. Die Tübinger Bibliotheksbestände, die aus Biberach stammen, tragen recht unterschiedliche Signaturen aus alter Zeit. Der von Andreas Rießmann geschenkte Handschriftenband bietet auf einem Pergamentschild auf dem Vorderdeckel unterhalb des Titeleintrags die Signatur „C. 9“. Signaturen dieser Art, aus Buchstaben und Zahlen zusammengesetzt, sind für das Mittelalter geradezu typisch. Daß sie auf die Spitalbibliothek zurückgehen, zeigt schon eine weitere Signatur dieser Art, die auf einen Band aus dem Bücherkauf von 1477 zurückgeht. Ein Brevier aus dem Besitz des Heinrich Jäck trägt die Signatur „H. 5“. Die beiden Signaturen gehen also weder auf Rießmann noch auf Jack, sondern auf die Spitalbibliothek zurück. Sie zeigen zugleich, daß die Spitalbibliothek schon im Spätmittelalter katalogisiert war, was auf eine gute Verwaltung schließen läßt, und daß die Bücher in der Bibliothek auf Pulten ausgelegt waren, wie es um diese Zeit üblich war. Bei den Signaturen verweisen nämlich die Buchstaben auf das Pult, die Zahlen auf den Platz des Buches auf dem Pult. Die Bücher mit dem Besitzvermerk „Librarei biberach“ führen andere Signaturen. Sie bestehen nur aus einer Zahl, unmittelbar bei dem Besitzeintrag. Sie sind wohl auf die Kirchenbibliothek zu deuten. Nach der teilweisen Übernahme dieser Bibliothek durch die Pfarrbibliothek im Jahre 1564 wurden die Bücher neu signiert. Dabei besteht die Signatur wiederum aus einer Zahl, die sich diesmal aber im Schwanzfeld des Buchrückens befindet, also an dem Ort, an dem man auch heute noch Büchersignaturen anbringt. Dies ist ein deutlicher Hinweis dafür, daß in der Pfarrbibliothek die Bücher nicht mehr auf Pulten lagen, sondern in Regalen aufgestellt waren. Der Übergang von der Pult- zur Regalbibliothek vollzog sich in Deutschland meist im 16. Jahrhundert. Den äußeren Anlaß dazu gab in aller Regel der verstärkte Bücherzuwachs, welcher mit der sehr platzintensiven Pultaufstellung nicht mehr zu bewältigen war. Die Erforschung der Signaturen mag zunächst als unnütze Spielerei erscheinen. Sie ist aber - nicht nur für Biberach - von Belang, weil von gleichartigen Signaturen auch dann auf eine Bibliotheksheimat geschlossen werden kann, wenn jegliche andere Besitzvermerke oder Hinweise fehlen. Die meisten Bände, die man in Tübingen der alten Pfarrbibliothek und der noch älteren Kirchenbibliothek zuweisen kann, tragen nur die Signaturen. Eigentliche Besitzvermerke fehlen. Man hielt diese in früheren Zeiten schon deswegen für weniger wichtig, weil Bücher nicht ausgeliehen wurden und darüber hinaus nur einem kleinen Benutzerkreis zugänglich waren.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 20

## Ungewöhnlicher Brief der Buchauer Fürstäbtissin

Von Dr. Siegfried Krezdorn, Bad Schussenried

In einem 1971 erschienenen Buch beschreibt Golo Mann das schillernde Leben des kaiserlichen Feldherrn Albrecht von Wallenstein. Diese Monographie weckte sicherlich bei manchem Leser ob der Fülle an geschilderten Einzelereignissen, die den Verlauf des Dreißigjährigen Krieges bestimmten, und ob ihrer sprachlichen Prägnanz Interesse an Geschichte. Dazu hatte der Verfasser alle zeitgenössischen Werke, alle bisher erschienenen Quellenpublikationen und quellenkritischen Studien sowie die gesamte Literatur zur Geschichte Wallensteins - des Herzogs von Friedland - und des Dreißigjährigen Krieges ausgewertet und so das Lebensbild eines genialen Heerführers des wohl schrecklichsten und längsten aller Kriege (1618-1648) erarbeitet.

Warum Wallenstein ermordet wurde, ob er ein Verräter war, auf diese Fragen haben Historiker schon seit dem 18. Jahrhundert eine Antwort gesucht. In diesem Zusammenhang ist ein Brief sicher aufschlußreich, den die Buchauer Fürstäbtissin Katharina Freiin von Spaur am 20. Juni 1628 an Erzherzog Leopold zu Österreich schrieb.

Die Briefschreiberin war am 7. Juni 1610 von den Frauen des adligen Damenstifts Buchau a. F. zur Äbtissin gewählt und ihre Wahl am 21. November vom Bischof von Konstanz bestätigt worden. Diese Bestätigung empfand die selbstbewußte Fürstäbtissin aber als Amtsanmaßung und sie protestierte deshalb entsprechend heftig. In ihrem Herrschaftsbereich - dem Reichsstift Buchau - führte sie ein strenges Regiment. Im Jahre 1616 erhielt sie als Äbtissin der kaiserlichen, gefürsteten freiweltlichen Reichsabtei Buchau Sitz und Stimme bei den Kreistagen, wo sie jeweils auf der Fürstenbank Platz nahm. Als Mitglied des Kreistages mußte sie sich zwangsläufig mit Fragen der Politik ihrer Zeit auseinandersetzen. Tief berührt von den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges suchte sie nach Möglichkeiten, den Frieden herbeizuführen. Mit dem damaligen Landesfürsten von Tirol und den Vorlanden - Erzherzog Leopold zu Österreich, der in Innsbruck residierte, und dessen Gemahlin Claudia von Medici - korrespondierte sie allerdings nur spärlich und meist über belanglose Dinge. Umsomehr überrascht ein „zue selbst aigen Handten“ des Erzherzogs adressierter scharfzüngiger Brief, worin sie vorschlägt, den kaiserlichen Heerführer General Wallenstein zu ermorden.

Mit Schreiben vom 14. Februar 1628 hatte Herzog Friedrich von Württemberg die Stadt Biberach wissen lassen, daß 7000 Reiter mit Pferden auf ihrem Weg an den Bodensee in Oberschwaben Quartier nehmen werden. „Gott komme allen denen zue Hilf“, die es trifft, schrieb darauf der Biberacher Ratskonsulent Dr. Hettinger am 28. Februar 1628 im Namen der Stadt Biberach an die Fürstäbtissin. Zwar sei noch nicht bekannt, wo die Reiter sich einquartieren, aber der kaiserliche Kriegskommissar habe bei den Beamten der Landvogtei in Schwaben zu Altdorf (Weingarten) bereits um Einlogierung nachgesucht. Erzherzog Leopold und seine Gemahlin seien gestern abend in Weingarten erwartet worden, um von dort nach Günzburg weiterzureisen. Die Erzherzogin aber werde ihren Weg nach Innsbruck ins „Kindbeth“ nehmen, „so der liebe Gott mit ein jungen Printzen erfrewen wolle“.

Zwischen den Zeilen des Schreibens ist deutlich zu lesen, daß die Stadt Biberach die Hoffnung hegte, die Fürstäbtissin werde beim Erzherzog vorsprechen oder sich sonstwie um Abwendung der zu erwartenden Quartierlasten bemühen. Sie kenne doch die schlimmen Folgen einer Einquartierung aus eigener Erfahrung in ihrer Herrschaft Strassburg - schrieb Dr. Hettinger. Dabei habe dort nur Fußvolk im Quartier gelegen, das weit, „besser als die Reüter zue gedulden“ sei. Es müsse eben „aller ortten patientia (Geduld)“ geübt werden. Die Stadt Biberach sei schon mit 12000 Soldaten belegt gewesen. „Gott wende alles zum besten“, so schloß Dr. Hettinger den Brief und schrieb noch an den Rand: Was den Streit der Stadt Biberach wegen den Kornelierreuten betreffe, wolle sich die Fürstäbtissin noch etwas gedulden bis diese „Kriegsunruh“ vorüber, dann werde „schon alles zue gueter richtigkeit zu bringen sein“.

In der Stadt Biberach gaben damals unter dem Schutz des Kaisers die Katholiken den Ton an. Die vorgenannte Ankündigung kaiserlicher Reiter wurde schon bald bittere Wahrheit. Das arrogante Auftreten der Kaiserlichen und vor allem drückende Quartierlasten führten zu zahllosen Klagen. Dies veranlaßte die Fürstäbtissin, dem Erzherzog in einem Schreiben ihre Sorgen mitzuteilen.

Freimütig schildert sie die Leiden und die bittere Not ihrer Untertanen und bittet den Erzherzog darin, bei seinem kaiserlichen Bruder vorstellig zu werden. Die rücksichtslose Kriegsführung des Generals von Wallenstein (Wailstain), vor allem aber die äußerst lästigen Einquartierungen würden Land und Volk immer mehr verderben, weshalb der Kaiser bei einer möglichen Notlage von diesem keinen Beistand dürfe. Im Gegenteil. Wenn der Kaiser den Friedländer wie bisher selbstherrlich walten lasse, dann sei der völlige Untergang der Stände zu befürchten. Wegen dem Wallenstein bekomme der Kaiser viele Feinde, weil seine Soldateska in den schwäbischen Vorlanden und unter den Ständen des Reiches Feindseligkeiten verursache. Außerdem sei durchaus zu glauben, daß der Wallenstein mit den Venetianern und anderen Feinden des Kaisers unter einer „Decken ligen und verbündten sein“.

Schließlich müsse sie auf Gerüchte hinweisen, wonach den meisten kaiserlichen Räten sogar dem Beichtvater des Kaisers (Pater Lamormain) hohe Summen bis zu 20 000 fl, 30 000 fl und 50 000 fl, „heimlich verert“ wurden, diese also bestochen seien. Sie befürchte, daß selbst des Erzherzogs Schreiben den kaiserlichen Bruder nicht erreiche. Selbst kaiserliche Gesandte würden, wenn sie zu viel verlauten lassen, mit Verachtung gestraft.

Aus diesem Grunde sei sie bereit, ein Schreiben des Erzherzogs - wenn es gewünscht werde - dem Kaiser persönlich zu überbringen. Sie müsse ohnedies in Angelegenheiten des Damenstifts Buchau nächstens an den Kaiserhof nach Wien reisen. Dort werde nämlich „der Weibspersonen wenig geacht“, weshalb solche dort „am besten fierkomen kindten“.

Falls ihr der Kaiser Stillschweigen verspreche, sei sie bereit, neben „presentierung“ des erzfürstlichen Schreibens, vor ihm einen Fuß fall „zue thuen“ und ihm die Gefahren, die ihm drohen, ausführlich „zue erzehlen“. Sie wolle alsdann den Kaiser überreden, mit Hilfe eines dem Wallenstein nicht wohl gesonnenen Obersten, den Friedländer zu überfallen und „den Garaus zue machen“. Als Belohnung solle der Kaiser den auserkorenen Totschläger zum General befördern und ihm einige dem Wallenstein gehörende Herrschaften versprechen. Zur Vermittlung und zur Ausführung dieses heimtückischen Planes schlug sie ihren Bruder Dominikus Vigil Freiherr von Spaur vor. Der Erzherzog könne seinen Hofkanzler (J. Lindner), mit welchem sie eifrig korrespondieren wolle, in den Plan einweihen. Zweifelsohne werde auf diese Weise herauskommen, wer daran interessiert sei und was für tunlich angesehen werde. Sie verhoffte, daß Gott der Allmächtige, weil dies in „gueter meinung beschehe“, seinen Segen dazu gebe.

Moralische Bedenken oder Skrupel ließ die Fürstäbtissin in ihrem Schreiben nicht erkennen. Zu Beginn und am Schluß ihres Briefes berichtet sie von bemerkenswerten Vorgängen in Schwaben und von der zweifelhaften bayerischen Politik, der sie mißtraue. Vor ungefähr 3 Wochen (also Ende Mai oder Anfang Juni 1628) habe zu Riedlingen eine Zusammenkunft schwäbischer Städte, schwäbischer Fürsten, Herren und Adliger stattgefunden, an welcher sie aber „ausser gewissen Ursachen“ nicht teilnehmen konnte. Dabei sei, wie sie „von 2 oder 3 orten“ erfahren habe, beschlossen worden, daß von sämtlichen Fürsten, Götteshäusern (Klöstern), Grafen, Herren und Städten in Schwaben „Jemand“ zum Kaiser reisen solle und bei ihm über die große „kriegslast“ Beschwerde führen. Würde „aber wider verhofen“ keine Abhilfe geschaffen, dann solle General Tilly mit seinem Heer in Schwaben einrücken und die wallensteinischen Soldaten daraus vertreiben.

Auf die geplante Zusammenkunft der deutschen Kurfürsten (am 25. Juni 1628 in Bingen am Rhein) hinweisend, welche offensichtlich denselben Zweck verfolgte, berichtet sie sodann, dass etliche Länder einen Bund eingegangen seien, um „das hochloblich haus Österreich“ zu ruinieren und zu Grunde zu richten. Das Land werde durch die Soldaten mit Brandschatzung und anderem „ganz und gar verderbt“. Wie schimpflich über den Kaiser vielerorts geredet werde, könne sie gar nicht „genugsam“ beschreiben. Als getreue Anhängerin des Hauses Habsburg möchte ihr darob „das herz zergehen“.

Schließlich äußerte die Fürstäbtissin noch ihren Kummer wegen der von Bayern zum Nachteil der österreichischen Erblande ausgelösten Politik. Sollte die bayerische Armee in die schwäbischen Vorlande einrücken, dann sei zu befürchten, daß die Schweizer und andere Länder mit dem Kurfürsten von Bayern ein Bündnis eingehen, weil Bayern ihr „kornkasten“ (Kornkammer) sei. Bayern bekomme ohnedies „zümblich vil“ Länder, während der Erzherzog nur „verderbte“ Herrschaften besitze. Der Kaiser aber verschenke die besten Herrschaften an Adelige, wodurch viele davon „bald schier mechtiger“ als er würden. Auch habe sie - die Fürstäbtissin - gehört, daß der Dominikanerpater Dominikus aus Rom an den Kurfürsten in Bayern geschrieben habe, er möge Bittage (Bettage) abhalten lassen. Aus diesem Grunde verneine sie, daß auch für Bayern noch schlimme Zeiten kommen.

Als gebürtige Tirolerin verweist die Fürstäbtissin auf ihre treue österreichische Gesinnung. Sie bittet den Erzherzog „umb Gotteswillen“ ihr Schreiben niemand zu zeigen, sondern es dem Feuer zu überantworten. Sie sei sich wohl bewußt, daß der Erzherzog mit seinem „höchstbegabenden verstand alles besser zue richten“ wisse als ihre „nerische (nährische) anschleg und mainungen saind.“ Ihren Vorschlag, Wallenstein zu ermorden, entschuldigt sie mit dem Hinweis, daß durch Gottes Fügung schon oft hohe Persönlichkeiten von „geringen, schicksten personen gewarnet“ wurden. Nur „die liebe“, die sie „zum hochloblichen haus Österreich“ empfinde und die Sorge um das Wohlergehen ihrer Stiftsuntertanen habe sie zu diesem Schreiben veranlaßt. Aus ihm ist übrigens deutlich abzulesen, wie damals der Haß gegen Wallenstein zu keimen begann. Übergriffe seiner Soldateska und seine Kriegstaktik erregten den Zorn der Bevölkerung und der Herrschenden. Im schwäbischen Raum wurden bittere Klagen laut und Kreistage abgehalten, auch die von der Fürstäbtissin in ihrem Schreiben an Erzherzog Leopold erwähnte Versammlung schwäbischer Reichsstände zu Riedlingen. In Protestschreiben an den Kaiser wurde die Absetzung Wallensteins verlangt und sogar Selbsthilfe angeboten. Bei Erzherzog Leopold liefen im Jahr 1628 zahllose Beschwerdebriefe aus den schwäbischen Vorlanden ein. Wiederholt bat der Erzherzog deshalb seinen kaiserlichen Bruder, gegen die gesalzenen Kontributionen und maßlosen Einquartierungslasten endlich einzuschreiten.

In einem Schreiben vom 29. Dezember 1628 berichtet die Fürstäbtissin dem Erzherzog von ihrer Reise nach Wien. Sie dankt darin für das erzfürstliche Bittgesuch, welches eine günstige Resolution des Kaisers in Anliegen des Damenstifts Buchau bewirkt habe. Die Antwort des Erzherzogs vom 12. Januar 1629 fiel freundlich aus, war aber kurz gehalten.

Das Schreiben der Fürstäbtissin an den Erzherzog mit dem Vorschlag, Wallenstein zu ermorden, war nicht ins Feuer geworfen worden. Der Erzherzog beantwortete es, nach einem Dorsalvermerk seines Geheimschreibers Schlegel zu urteilen, höchstpersönlich, weshalb kein Konzept vorhanden ist. Im Archiv des adligen Damenstifts Buchau findet sich das Schreiben des Erzherzogs nicht. Über den Inhalt können daher nur Vermutungen angestellt werden.

Der Erzherzog hat den Mordplan sicherlich abgelehnt. Er war dem Wallenstein damals bestimmt nicht sehr wohlgesinnt. Obwohl Wallenstein in den Fürstenstand erhoben worden war, lehnte der Erzherzog die Anrede „Euer Liebden“ kategorisch ab. Im Juni 1630 aber trafen sich beide in Reutte i. Tirol zu einer geheimen Zusammenkunft. Danach schrieb der Erzherzog an Herzog Max von Bayern: „man könne zwar keinem ins Herz sehen, aber Wallenstein schein ihm durchaus fähig, den rechten Weg zu gehen, wenn man ihn zu behandeln wisse“.

In Regensburg ging damals allerdings das Gerücht um, daß Erzherzog Leopold statt dem Sohn des Kaisers zum Nachfolger des Kaisers gewählt werden möchte, wozu Wallenstein mithelfen sollte.

Ende Juli empfing Wallenstein in Memmingen eine französische Delegation, also Vertreter eines Landes, das sich mit dem Haus Habsburg in einem unerklärten Krieg befand. Davon unterrichtete Wallenstein den Erzherzog: „Ich sehe aus allem ihrem Tuen und Lassen, daß sie groß Verlangen nach dem Frieden haben, wie sie denn deswegen zu ihrer Majestät (nach Regensburg) geschickt werden“.

Als König Gustav Adolf von Schweden mit seinen Truppen sich der Stadt Nürnberg bedrohlich näherte, schrieb Wallenstein dem Erzherzog, der um Tirol und die Vorlande bangte: „Der König sei in einer solchen Verfassung, daß ihm der Gedanke an fernere aqusti wohl vergehen werde.“

Nach dem Schreiben der Fürstäbtissin vom 29. Dezember 1628 an den Erzherzog zu urteilen, durfte sie bei ihrer Audienz am Kaiserhof in Wien, ihren Mordplan kaum erläutert, sondern nur Beschwerden, die das Damenstift Buchau betrafen, dem Kaiser vorgetragen haben. Inzwischen hat nämlich der Kaiser, veranlaßt durch den Fürstentag von Bingen, die Truppen des Generals Wallenstein reduziert.

Der letzte, im Tiroler Landesarchiv aufbewahrte Brief der Fürstäbtissin datiert vom 18. Oktober 1632.

Von Rapperswil in der Schweiz schrieb sie der Erzherzogin Claudia nach Innsbruck einen Kondolenzbrief zum Ableben des Erzherzogs. Weil dies „dem Allerhöchsten Gott“ gefallen, in dessen Hand und Gewalt aller Monarchen dieser Welt und aller Menschen Leben „stehet, mueß unnd solle billich deroselben göttlichen Disposition Alles in Höchster gedult anhaimb gestölt werden und wolle deroselben“ ihrer hochfürstlichen Durchlaucht „disen grosen“ Kummer und Schmerz wohl getröstet „auß dem Herzen schlagen“, die Erzherzogin ihre Hoffnung in den „Gnedigisten Gott“ setzen, der sie auch vom „Hymbl (Himmel) herab, mit andern Trost ergözen“ möge.

Der im Brief genannte Bruder der Fürstäbtissin mit Namen Dominikus Vigil Freiherr von Spaur war Obrist im Heer der katholischen Liga. Er besaß das uneingeschränkte Wohlwollen des Erzherzogs. Am 30. August 1628 bestellte ihn der Erzherzog zu seinem Unterlandvogt in Hagenau/Elsaß.

Die Schwester der Fürstäbtissin Veronika Frein von Spaur war nachweislich von 1619-1620 als Kanonisse im Stift Buchau. Sie verheiratete sich mit Graf Alwig von Sulz und wurde Obersthofmeisterin der Erzherzogin Claudia zu Österreich.

Der Originaltext enthält Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 23

## Teufelsaustreibung im Schloß Groß-Laupheim

Von Josef Braun, Laupheim

Den Blick auf die Gesamtanlage des Schlosses Groß-Laupheim hat der Künstler im Jahre 1902 auf seiner Zeichnung, die wir hier veröffentlichen, festgehalten, wie er in dieser Übersichtlichkeit nur möglich war, bevor in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Schloßpark am Hang des „Schochenbergs“ und der Talsenke mit den Weiern angelegt wurde. Groß-Laupheim gliedert sich in folgende Teilgebäude, von links nach rechts gesehen: das „Kleine Schloß“, dereinst Witwensitz und Amtsvogtei; die „Lehensburg“ oder das alte Schloß; der große Wohntrakt des neuen Schlosses; das Ökonomiegebäude als letzte Bauzugabe. In die Ummauerung des Schlosses sind einbezogen das ehemalige Burgverlies, „Salzbüchle“ genannt, und die beiden Tortürme mit Torhäuschen. Die vor einigen Jahren mit Hilfe von staatlichen Konjunkturmitteln geförderte Schlossrestauration hat Groß-Laupheim sein ursprüngliches imposantes Aussehen wieder verliehen. Eingehende Bauuntersuchungen in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege in Tübingen, haben zum Teil überraschende Befunde gezeitigt, wie etwa alte Mauern im Fundament des sogenannten „neuen“ Schlosses, den Arkadengang auf der Rückseite desselben Gebäudes usw. Es wird manche bisherige Auffassung neuen Erkenntnissen weichen müssen. Auf jeden Fall ist das restaurierte Schloß eine wertvolle Bereicherung des Laupheimer Stadtbildes und wird von Einheimischen wie Fremden bewundert, die auch den Schloßpark in den Besuch mit einbeziehen.

Auf Burg und Schloß Groß-Laupheim wurden jahrhundertlang die Geschicke des Dorfes bzw. Marktfleckens Laupheim entschieden und auch mitgetragen. Wir kennen eine Menge von wichtigen politischen, religiösen und wirtschaftlichen Daten des jeweiligen Dorfadels, aus der Chronik der Herren von Louphaim, von Ellerbach, von Freyberg und von Weiden in den Zeitläufen zwischen 1110 und 1840. Spärlich jedoch fließen die Quellen, wenn es sich um interne, familiäre oder persönliche Angelegenheiten hinter den Schloßmauern handelt. Da muß schon der Zufall zu Hilfe kommen, wie etwa in dem Bericht, der von einer Teufelsaustreibung („Exorzismus“) im Schloßbereich handelt, eine Angelegenheit, die nach dem diesbezüglichen Vorkommnis in der Diözese Würzburg vor wenigen Jahren direkt aktuelles Gesprächsthema geworden ist.

In einem in Laupheimer Privatbesitz befindlichen Gebetbuch, betitelt „Messis Mystica et Moralis - Reich-gesammler, auserlesen-Geistlicher Frucht-Schnitt“, verfaßt von Joannes Baptista Imhof, Pfarr-Vicario zu Mettenberg (Biberach), verlegt zu Augsburg anno 1774, wird das Erlebnis einer Teufelsaustreibung genau und in einer drastisch-anschaulichen Sprache geschildert. Nachfolgend der Hergang auszugsweise im Wortlaut: „Im Jahr 1640 besuchte Freundschaft halber ein vornehmer Obrist-Lieutenant mit seiner Lutherischen Frauen den Hoch-Wohlgeborenen Freyherren Philipp Carl von Wälden auf seiner Herrschaft und Schloß zu Laupheim in Schwaben; nach gegebener diser Visiten reisete der Kriegsher widerum ab, seine Gemahlin aber verbliebe noch einige Tage auf dem Schloß, und behielt neben anderen Bedienten bey sich einen Lutherischen Kutscher, welcher vormahls mit dem Teuffel einen Pact getroffen, und sich ihm mit Leib und Seel verschriben hatte.“

Nachdem die mit dem Teuffel pactierte Zeit abgelaufen war, „lauffte mehr gemeldter Kutscher gleich einem Unsinnigen mit aufgerissenen Augen, erlebtem Angesicht und erschrocklichen Geberden in das Zimmer, schreyhens: Ach helfft! Mein Lebenszeit hat sich geendet: ein Leibegner des Teuffels bin ich: jetzt gehet er auf mich los; Sehet, da tringen die böse Geister schon herein: Ach wehe meiner armen Seele! Da ihn die Teuffel unsichtbarerweis zu Boden geworffen, daß sein Angesicht schwarz wie Kohlen aussähe, die Zung groß aufgelooffe, daß er todt zu seyn schiene.

Bey so bewandter Sach lauffte der Gnädige Herr eilends hinzu, reisset sein am Hals getragenes Scapulier (geweihtes Tuch) geschwind herunter und legte es dem Kutscher auf die ausgestreckte Zung, mit kindlicher Zuversicht, Maria werde in diser äußersten Noth helfen. Höret! . . . der Kutscher hat widerum angefangen zu athmen, ja hat sich dergestalten erhöht, daß er freier dingen von der Erden aufgestanden. Das mehreste bey diser Begebenheit wäre, daß der Teuffel die schriftliche Verbündnuß, so der Kutscher eigenhändig von sich gegeben, zuruck gelassen und ferners nicht mehr bey sich behalten hat.“

So geschehen auf Schloß Groß-Laupheim im Jahre 1640, also in einer Zeit, als in deutschen Landen noch immer die furchtbare Geißel des Dreißigjährigen Krieges tobte. Der „Gnädige Herr“ in der Geschichte von der Teufelsaustreibung war der Freiherr Karl Philipp von Welden, der am 19. Oktober 1621 anläßlich der „Teil-Libelle“, einer Vereinbarung unter den drei Weldenbrüdern, zum Inhaber der Groß-Laupheimer Dorfherrschaft geworden war.

Die Schloßgebäude trugen im 17. Jahrhundert noch steile Satteldächer, wie die älteste bildliche Darstellung des Marktfleckens Laupheims ums Jahr 1630 ausweist. Die barocken Doppeldächer, wie sie auf unserer Zeichnung zu sehen sind, wurden wohl erst, dem damaligen Zeitgeist entsprechend, um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufgesetzt.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 25

Aus der Geschichte der Lateinischen Schule zu Riedlingen:

## Vikar mußte mehrere Individuen unterrichten

Präzeptoratskaplan Anton Ehinger 1820 –1825

Von Studiendirektor A. Braig, Riedlingen

Es kann mit fast völliger Sicherheit gesagt werden, daß nach Fischers Versetzung bis Mitte 1820 die lateinische Schule in Riedlingen aufgehört hat zu existieren. Der Neuanfang verlief in wohlthuend sachlicher Zusammenarbeit aller Beteiligten. Durch allerhöchstes Dekret des Königl. Kath. Kirchenrates vom

23.3.1820 (Nr. 1400) wurde dem Vikar Ehinger die Kaplanei ad St. Michaelen übertragen und damit das Präzeptorat verbunden. Am 10.5.1820 hatten sich bereits „mehrere Individuen“ zum Unterricht in der lateinischen Sprache gemeldet. Die Stadtverwaltung bot als Unterrichtslokal das gleiche Zimmer auf dem Rathaus an, in dem sich auch die Industrieschule befand. Am 1.7.1820 wurde der Unterricht aufgenommen, und noch im selben Monat kehrten die Lateinschüler in das Lokal des ehemaligen Katharinenkaplans ins Kaplaneihaus zurück; es waren ja auch nur 11 Schüler, 10 aus Riedlingen, 1 aus Erisdorf.

Der neue Präzeptor Anton Alois Ehinger ist am 25.11.1792 in Mengen, Oberamt Saulgau, geboren. Sein Ausbildungsgang spiegelt in anschaulicher Weise die historischen Veränderungen, vor allem auf kirchlichem Gebiet, wider. Zunächst besuchte er die Lateinschule in Mengen, ging dann an das Gymnasium des Benediktinerklosters Sankt Blasien im Schwarzwald über und nach dessen Aufhebung durch die Säkularisation nach Freiburg im Breisgau. An der dortigen Universität machte er auch seine philosophischen Studien und anschließend die theologischen an der Universität Ellwangen, welches ursprünglich als Bischofssitz und Ausbildungsort für die Theologen vorgesehen war. Dort befand sich auch das Priesterseminar, in das Ehinger 1814 eintrat. Nachdem er im September 1815 zum Priester geweiht worden war, wurde er Vikar bei dem damaligen Dekan Engel in Wilflingen, kam nach dessen Beförderung zum hiesigen Stadtpfarrer 1818 nach Riedlingen, wo er dann am 10. 3.1820 kirchlicherseits Michaelskaplan wurde.

Anton Ehinger kam aus einer angesehenen Handwerkerfamilie - sein Vater war Kupferschmied - und er besaß, mutatis mutandis, die guten Tugenden des Handwerkers. Im Gegensatz zu Fischer war er ein klarer, kühler Kopf, der seine eigene Stellung gegenüber allen, mit denen er zu tun hatte, genau einzuschätzen wußte. Dies brachte ihm zugleich Sicherheit und Selbstvertrauen sowie aus der daraus resultierenden Anerkennung neue, wachsende Aufgaben. Alles, was er in Angriff nahm, fand unter seinen Händen die gehörige Ordnung, wozu dann die schriftliche Fixierung gehörte. Klar und kraftvoll ist seine Schrift, mit ausgeprägten Rundungen und deutlichem Abschluß, scharf seine Gliederung, sachlich, präzise sein Stil, jedoch nicht ohne Reiz.

Als praktischer Mann hatte er einen ausgeprägten Sinn für Zahl und Raum und Material, sei es Geld, sei es eine Wohnung, sei es Licht oder Wasser, Unterrichtsmaterial oder Begabung, seien es Termine und wohl auch Predigten. Nichts geschah überstürzt; vor jeder Entscheidung, die ihm kaum schwer gefallen sein dürfte, stand eine sorgfältige Planung. Er rechnete, verglich, stellte fest und zog unbestechlich seine Konsequenzen. Und was bei Fischer ungestümes Drängen, war bei ihm kontrollierte Energie, statt Ungeduld und Unbeherrschtheit dort nun Klugheit und Einordnung, Zusammenarbeit statt Streit. Und sollte diese Charakterisierung zu hoch angesetzt sein, dann müßte das Zuviel seinem Pfarrherrn in Rechnung gestellt werden. 1819 war erneut Wechsel im Pfarrhaus: Urban Ströbele, geboren in Obermarchtal und noch Mönch dortselbst, gehörte ebenfalls zu den Männern von Format und Erfolg, die auch die Kirche so liebt.

Nach seiner Riedlinger Amtszeit war er noch 2 Jahrzehnte Domkapitular in Rottenburg und wurde dort sogar zum zweiten Bischof der Diözese gewählt, aber von Rom nicht approbiert: zuviel Weltoffenheit und aufgeklärten Geist hatte er in seinen Adern, und das Pendel schwang bereits kräftig dagegen. Sehr wesentlich war es auch, daß der neue Staat durch seine Organe, sei es der Königl. Kath. Kirchenrat, oder seine Pädagogarchen (Königl. Kommissäre zur Überwachung der Schulen) die Entwicklung bestimmte und sich mit finanziellen Hilfen aktiv beteiligte. Doch darüber später.

Das Haupteinkommen bezog Ehinger aus seiner Kaplanei „ad Sanctum Michaelen“, von der er selber mit Datum vom 1.4.1824 eine Beschreibung angefertigt hat.

Die damalige Kaplanei bestand aus ursprünglich vier verschiedenen Pfründen, die aber im Lauf der Zeit vereinigt wurden:

1. Die Mittelmeßpfründe, so genannt, weil zwischen der Frühmesse und dem Pfarrgottesdienst der Pfründinhaber in der Michaelskapelle, die auf dem ehemaligen Gottesacker bei der Pfarrkirche stand, aber vor einigen Jahrzehnten abgebrochen worden war, die Mittelmesse zu lesen hatte. Diese Stiftung ging auf den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück.

2. Die Spitalpfründe, gestiftet von Konrad Manop, dem Gründer des hiesigen Spitals, im Jahre 1377, und verbessert durch Nikolaus Manop, Spitalkaplan dahier anno 1399.

3. St.-Magdalena-Altar- oder sog. Andelfinger-Pfründe aus dem Jahre 1340.

4. St.-Anna-Altarpfründe in der Pfarrkirche, gestiftet 1509 von Peter Keller, Stadtschreiber und lateinischer Schulmeister in Riedlingen.

Zu den besonderen Obliegenheiten des Kaplans gehörte die Aushilfe in der Seelsorge und Teilnahme an den gottesdienstlichen Verrichtungen in der Stadtpfarrkirche. So hatte er nach einem Dekret des Königl. Kath. Kirchenrates vom 23. März 1823 mit dem Stadtpfarrer und den übrigen Hilfsgeistlichen abwechselnd, ohne Unterschied der Sonn- und Festtage, zu predigen und an dem Tage, da er predigte, die Frühmesse zu lesen. An den anderen Sonntagen zelebrierte er um 7 Uhr im Spital und hielt eine Homilie (Predigt) über das Evangelium. Die entscheidende neue Verpflichtung bestand nun darin, daß der Kaplan wöchentlich 20 Stunden Unterricht in der lateinischen Sprache und den übrigen Gegenständen der ersten Gymnasialabteilung zu geben hatte, wofür er aus der hiesigen Spitalstiftung eine jährliche Besoldung von 100 fl. erhielt.

Eingehend befaßt sich Kaplan Ehinger mit dem Wohngebäude des Kaplans. Da es mehr als 100 Jahre für den St.-Michaels-Kaplan und später auch für den St. Nikolaus-Kaplan Wohnung und jahrelang auch Unterrichtsraum für die lateinische Schule war, sei auch hier seine ausführliche Beschreibung weitgehend übernommen.

Das 1704 erbaute Wohnhaus hinter der Pfarrkirche, 20 Schritte von derselben, 40 Schritte vom Schulhause, 200 von der Spitalkapelle, 500 vom Friedhof entfernt, wohin die Wege durchgehend gut sind, liegt am östlichen Ende der Stadt, von allen Seiten frei, und bietet nach Osten und Norden freie Aussicht. Es ist gut gebaut und gut erhalten und wurde im Jahr 1756 für seine gegenwärtige Bestimmung von der Stadt gekauft und eingerichtet.

Es ist trocken, hell und gesund und seine Lage angenehm; seine Bauart ist modern und die Zimmer sind 9'8" hoch und gegipst.

Das Haus ist in zwei gleiche Hälften abgeteilt. Der Anteil des Kaplans zu St. Michael enthält

1. einen kleinen, aber guten Keller unter dem Hause, wohin man durch eine Türe von außerhalb kommt.

2. im unteren Stock ist ein Stall für 6 Stück Hornvieh, auch eine Scheune, welche von beiden Kaplänen gemeinschaftlich benützt wird, aber zum Selbstumtrieb der eigenen Güter kaum groß genug wäre.

3. Im oberen Stock liegt die eigentliche Wohnung; sie besteht aus einer Küche mit einer ganz kleinen Speisekammer. Auf der vorderen Seite befindet sich ein Wohnzimmer samt Schlafzimmer, dazu ein kleines Vorzimmer, welches der dermalige Kaplan auf seine Kosten im Jahre 1821 herrichten ließ; auf der Rückseite ist noch ein weiteres, heizbares Zimmer.

4. Unter dem Dach sind noch zwei kleine, erst im Jahre 1820 hergestellte Zimmer, wovon eines heizbar ist, darüber zwei Fruchtschütten. Zur Holzlege werden Stall und Scheuer benützt. Das Wasser wird vom nächsten städtischen Brunnen geholt, der etwa 150 Schritte entfernt ist und genügend und gutes Wasser liefert. Das ganze Haus ist für 1800 fl gegen Feuer versichert; die Beiträge werden von der Stadtkasse bezahlt. Die Bauschuldigkeit liegt auf der Stadt, und der Kaplan hat jährlich für sich 4 fl Bauschilling zu entrichten. Das Einkommen des Kaplans, das in der Regel von einem Kaplaneipfleger eingezogen und verwaltet wurde, bestand hauptsächlich in Einnahmen aus der Verpachtung der zugehörigen Güter, aus Kapitalzinsen, Gebühren, Grundfällen und Naturalleistungen vom Spital. Es setzte sich im Jahre 1824 aus rund 120 Einzeltiteln zusammen und ergab insgesamt 483 fl. 49 Kreuzer. Dazu kamen noch die Accidienten, zusätzliche Einnahmen also aus Verrichtungen, die nicht im Stiftungszweck enthalten sind, und als größter Posten davon die 100 fl Gehalt für den Unterricht an der lateinischen Schule. Mit einem Gesamteinkommen von annähernd 600 fl also dürfte die Kaplanei als wohltdotiert angesprochen werden und es lag tatsächlich auch etwas höher, als die vorgesetzte Behörde für den Präzeptor an einer solchen Schule für angemessen ansah (550 fl). Die Richtigkeit der Angaben des Präzeptorkaplans bezeugten durch Unterschrift Stadtpfarrer und Dekan Ströbele und der zuständige Kamerer Kempter.

Das Patronatsrecht, das früher dem Stadtrat von Riedlingen zustand, war auf den König von Württemberg übergegangen, der damit bei jeder neuen Besetzung der Stelle das letzte Recht besaß.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 28

## Heimatspflege und Kulturleben

Chronik 1980 (1. November 1979 bis 31. Oktober 1980)

Von Dieter Buttschardt

**Vorbemerkung:** Die nachstehende Chronik muß auf die Erwähnung regelmäßig wiederkehrender Anlässe (Heimatfeste, Fasnet, Konzerte u.a.) verzichten. Aus Platzgründen kann auch nicht auf das Programm von Volkshochschulen, kirchlichen Trägern und Vereinen eingegangen werden. Renovierungen werden in der Regel erst nach Abschluß der Baumaßnahmen verzeichnet, außer bei Projekten, die sich über Jahre hinziehen.

## Denkmalpflege

**Landkreis:** Zu Beginn des Berichtszeitraums waren in 32 von insgesamt 167 Ortschaften des Kreisgebiets Maßnahmen des Dorfentwicklungsprogramms angelaufen. Weitere 250 Ortschaften sind dazugekommen. Insgesamt waren im Januar 1980 823 Einzelprojekte in Bearbeitung, davon 567 in der Obhut des Kreisplanungsamts.

**Achstetten, Oberholzheim:** Im Rahmen der Aktion Dorfentwicklung ist die Zehntscheuer des Klosters Gutenzell (heutige Gestalt aus den Jahren 1767/68) einer durchgreifenden Außenrenovation unterzogen worden. Regierungspräsidium, Landesdenkmalamt, Gemeinde und Besitzer teilen sich in die Finanzierung des Vorhabens.

**Altheim:** Die Restaurierung des von Josef Anton Feuchtmayr und Franz Joseph Spiegel gestalteten Kircheninnern ist abgeschlossen. Die neue Kirchenpforte stammt von P. Ivo Schaible. Pfarrer Anton Diemer ist es gelungen, das spätgotische Hungertuch von Altheim aus dem Ulmer Museum in die Heimat zurück-zuholen. Es ist durch den inzwischen verstorbenen Munderkinger Restaurator Hans-Peter Kneer sorgsam wiederhergestellt worden. Mit seinen Ausmaßen von 6,25 auf 3 Meter ist das Altheimer Hungertuch das größte Süddeutschlands. Es ist in der Pfarrscheuer der Öffentlichkeit zugänglich. Das denkmalgeschützte Gasthaus „Adler“ wird z. Z. zu einem Rathaus umgebaut.

**Biberach:** Parallel mit der Herrichtung des ersten Abschnitts der Fußgängerzone wurde die Außenrenovation des katholischen Gemeindehauses St. Martin (ehemalige Michaelskapelle) und des sog. Tremdelladens bei der Stadtpfarrkirche abgeschlossen.

Bei der Restaurierung des Neuen Rathauses sind Spuren von Renaissance-Malereien entdeckt worden.

Die Stadtkernsanierung umfaßt 14 ha.

Die Funde aus der römischen Burrenwald-Villa sind der Obhut des Museums Biberach anvertraut worden. Die Grabungsstätte ist im Zusammenhang mit der Erholungszone an der B 312 endgültig hergerichtet und mit einer Orientierungstafel versehen worden.

**Dürnau:** Die Außenrenovation der Kirche ist beendet.

**Ertingen:** Die Restauration der Marienkapelle ist am 18. Mai mit der Einholung des neugeschaffenen Gnadenbilds abgeschlossen worden. U. a. besitzt die Kapelle nun auch eine neue Orgel von Reiser, Biberach, die in den alten barocken Orgelprospekt eingefügt wurde.

Die Grabungen im Gelände der Heuneburg an der Donau gegenüber Ertingen sind auch 1980 fortgesetzt worden. Unter der Leitung von Dr. Lothar Sperber wurde der Grabhügel Nr. 1 im Gewann Gießbübel erforscht. Während man 1979 beim benachbarten Grabhügel Nr. 2 eine bemerkenswerte Steinsetzung entdeckte, ergab die diesjährige Kampagne nur Spuren von Beisetzungen hochgestellter keltischer Persönlichkeiten. Doch lassen die Resultate immerhin den Schluß zu, daß die Heuneburg vor der Römerzeit vielleicht die volkreichste Siedlung im süddeutschen Raum gewesen ist. Der geplante archäologische Wanderpfad ist bereits teilweise beschildert.

**Ingoldingen:** Die alte Schildwirtschaft zum Kreuz ist nach dem Fachwerkbestand des 18. Jahrhunderts umfassend restauriert worden.

**Ingoldingen-Muttensweiler:** Der Kirchturm des Zimmermann-Schülers Jakob Emele ist restauriert worden; die Außenrenovation läuft.

**Langenenslingen-Andelfingen:** Die Liebfrauenkapelle beim Friedhof, ein Bau aus dem 15. Jahrhundert mit wertvoller Ausstattung, ist restauriert worden.

**Langenenslingen-Friedingen:** Das denkmalgeschützte Pfarrhaus ist unter Freilegung des alten Fachwerks von Architekt Ulrich Höppner, Riedlingen, restauriert worden.

**Laupheim:** Auf Allerheiligen 1979 wurde die dreimonatige Restaurierung der St.-Leonhards-Kapelle abgeschlossen. Sie stand unter Leitung von Architekt Karl Kekeisen und kam u. a. den wertvollen Deckengemälden zugute.

Nach dem Auszug der Stadtverwaltung aus dem historischen Heiliggeistspital ist das Gebäude durchgreifend erneuert worden. Als Altersheim dient es nun wieder seiner ursprünglichen Bestimmung. Im Gemeinschaftsraum konnte eine alte Decke freigelegt werden. Die gesamte Baumaßnahme beläuft sich auf 1,5 Millionen DM.

**Laupheim-Obersulmtingen:** Der historische „Löwen“ ist unter erheblichen Eigenleistungen der Einwohner zu einem Schul- und Bürgerhaus umgebaut worden.

**Laupheim-Untersulmtingen:** Die „Niederkirche“ ist einer Außenrenovation unterzogen worden.

**Maselheim-Heggbach:** Bei Grabungsarbeiten für die künftige Behindertenwerkstatt wurden die Fundamente der spätromanischen Pankratiuskirche des ersten Klosterbaus entdeckt. Die Mauerreste sind archäologisch aufgenommen worden, mußten aber den geplanten Neubauten weichen.

**Mietingen:** Die Marienkapelle ist entfeuchtet und einer Außenrenovation unterzogen worden.

**Mietingen-Walpertshofen:** Der Ortskern um die renovierte Kirche ist im Rahmen des Dorfsanierungsprogramms neu gestaltet worden (Kirchhofmauer, Sitzplätze, Bepflanzung).

**Ochsenhausen:** Im Zuge der Kirchenrenovation ist im August die Erneuerung des Chorraums von 1730 abgeschlossen worden. Allein dieser Teilbereich erforderte einen Aufwand von 700000 DM. Die ursprünglichen Tönungen, die der Restauration von 1936 zum Opfer gefallen waren, konnten wiederhergestellt werden.

Am 28. Juni wurde mit einem „Tag der offenen Tür“ das restaurierte Rathaus seiner Bestimmung zurückgegeben. Das Gebäude aus äbtlichen Zeiten wurde früher als Fruchtschranne genutzt. Unter Architekt Igel ist das barocke Erscheinungsbild stärker hervorgehoben worden (Kosten: 1,6 Millionen DM).

**Riedlingen:** 16 Paragraphen einer neuen Stadtbildsatzung sollen die Altstadt in ihrer Gesamtheit erhalten. Mittlerweile ist mit einer Teilsanierung im Bereich Zwiefalter Tor - Zellemeesturm begonnen worden. Auch das benachbarte Rathaus befindet sich in Restauration.

Auf Weihnachten 1979 wurde der gusseiserne Schwedenbrunnen beim Haus Lichtenstein renoviert.

Für die Renovierung des Wegscheiderhauses hat der Landkreis als Eigentümer des Gebäudes 1,5 Millionen DM zur Verfügung gestellt.

**Riedlingen-Daugendorf:** Die zweijährige Sanierung des denkmalgeschützten Pfarrhauses ist beendet (Kosten: 294000 DM). Das Haus wurde 1720 durch Kloster Zwiefalten erbaut.

**Riedlingen-Neufra:** Das aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammende Schloß der Herren von Gundelfingen ist durch eine Wohnungsbaugesellschaft in siebenjähriger Arbeit durchgreifend restauriert worden. Das Innere ist nun in 14 Wohnappartements aufgeteilt. Als weitere Maßnahme soll der einzigartige Renaissance-Garten wiederhergestellt werden. Im Zuge der laufenden Kirchenrenovation ist das gesamte achteckige Kuppeldach des Turms durch einen Kran in einem einzigen Arbeitsgang abgenommen worden.

**Riedlingen-Zell:** Am 25. November 1979 wurde der neue Glockenturm der Kirche eingeweiht. Er ersetzt als genaue Kopie einen Vorgänger, der vor zehn Jahren abgebrochen werden mußte.

**Rot an der Rot:** Das Landesdenkmalamt hat dem Abbruch der abgebrannten Gebäude der Klosterökonomie seine Zustimmung verweigert.

**Steinhausen/Rottum:** Der Kirchturm ist neu verputzt und neu eingedeckt worden (Kosten: 200000 DM).

**Unlingen:** Der seit einiger Zeit stillgelegte Bahnhof, ein typischer Bau des 19. Jahrhunderts, musste einer Bundeswehr-Verladerampe Platz machen.

**Uttenweiler:** Im Zuge der Dorfsanierung wurde der Schloßweiher gereinigt und die Ufer neu befestigt.

Am 12. November 1979 wurde die neue Kirchenorgel der Firma Späth (Hugstetten bei Freiburg) eingeweiht. Das Werk hat 22 Register, die in das alte barocke Gehäuse eingebaut worden sind.

## Landschaftspflege

**Landkreis:** 1979 hat die Aktion „Tätiger Umweltschutz“ im zweiten Jahr ihrer Wirksamkeit in über 30000 Stunden ehrenamtlicher Bemühung rund 1000 cbm Unrat und Abfälle aus Wald und Feld entfernt. Über 10000 Bäume und Sträucher wurden gepflanzt. Die Arbeitsgemeinschaft Naturschutz versucht, durch Anbringung sogenannter Eulenschläge, die Nistmöglichkeiten für Schleiereulen zu verbessern. Unter Anleitung von Hans Mohr, Rupertshofen, wurden an Scheunen, Wohnhäusern und Kirchtürmen 48 Spezialkästen angebracht.

**Altheim:** Auf Initiative zweier Altheimer Bürger wurde ein unter Landschaftsschutz stehendes Donau-Altwasser wiederhergestellt. Die Maßnahme wurde vom Regierungspräsidium mit 80 % bezuschußt.

Eine markante 300jährige Eiche in der Nähe des „Hohmichele“ wurde am 29. Juni im Rahmen einer Feierstunde auf den Namen des 1970 verstorbenen Landforstmeisters Richard Lohrmann getauft.

**Äpfingen-Laupertshausen:** Auf Anregung des Landesjagdverbands haben verschiedene Naturschutzgruppen unter Anleitung von Naturschutzwart R. Mahr den ehemaligen Müllplatz zu einem ökologisch wertvollen Feldgehölz umgestaltet.



**Eberhardzell:** Das 11,6 ha umfassende Niedermoorgebiet „Mauchenmühle“ ist unter Naturschutz gestellt worden. Die Schaffung einer Wasserfläche mit einer kleinen Insel soll die hydrobiologischen Verhältnisse verbessern.

**Laupheim:** Engagierte Naturschützer verschiedener Organisationen haben sich zusammengetan, um durch Pflege der Streuwiesen das Naturschutzgebiet Osteried in seinem Charakter zu erhalten.

**Riedlingen:** Auf einer Fläche von 25 ha hat die Stadt in den „Mißmahl'schen Anlagen“ ein flußnahes Erholungsgebiet erschlossen.

Zur Pflege alter Bäume hat das Forstamt einen Baumpflegetrupp geschaffen, der für die Naturdenkmale des ganzen Kreisgebiets zuständig ist.

**Rot an der Rot:** Am 11. Oktober 1979 wurde das Rückhaltebecken „Pffaffenrieder Bach“ eingeweiht. Der neue Damm soll Hochwasserkatastrophen wie die von 1970 vermeiden helfen. Mit 13,7 m Höhe und 380 m Länge riegelt er das Tal ab. Er kann Fluten bis zu 2 Millionen Kubikmeter abfangen und bildet hinter sich einen 12 ha großen See zum Baden und Surfen.

## Kulturleben und Traditionspflege

Landkreis: Nach einer Äußerung von Landrat Dr. Steuer hält der Landkreis Biberach eine Art Weltrekord in der Volksmusik: Der Kreis zählt 6000 praktizierende Musiker in rund 100 Vereinen.

Das Landratsamt hat eine Radwanderkarte des Kreises herausgebracht, die 155 Streckenabschnitte mit einer Gesamtlänge von 880 km nachweist.

Attenweiler-Aßmannshardt: Am 27. Juli beging der Ort sein 900jähriges Jubiläum, verbunden mit der Feier des 700jährigen Michaelspatroziniums. Aus diesem Anlaß hat der inzwischen verstorbene Ortsvorsteher Fritz Weiler eine ansprechende Dorfchronik herausgebracht.

Biberach: In der Zeit vom 27.9. bis 18.10. wurden in Biberach die „Ersten Landeskunstwochen 1980“ durchgeführt. Als Beitrag des Landkreises wurde im Landratsamt eine Ausstellung mit Gemälden von Maria Caspar-Filser gezeigt; die Volksbank stellte Graphik des aus Rot an der Rot gebürtigen HAP Grieshaber aus.

Seit April gibt die Stadt kostenlos einen monatlichen Veranstaltungskalender in Form einer gehefteten Broschüre heraus.

Nachdem schon im November 1979 Adrian Kutter 12 Filmregisseure in Biberach zu einer Tagung versammelt hatte, fand hier vom 27. bis 30. Juni die „Baden-Württembergische Filmwoche 1980“ statt.

Das dreihundertjährige Bestehen des Postamts Biberach wurde im Juni mit einem Festakt und einer Sonderausstellung im Landratsamt begangen. Ein weiteres Postjubiläum wurde auch in Riedlingen gefeiert.

Ebenfalls im Juni beging die evangelische Kirchengemeinde das Jubiläum der Augsburgischen Konfession mit einem Festakt und einer Dokumentenausstellung aus den beiden kirchlichen Archiven im Landratsamt.

Das Biberacher Evangelische Archiv wurde modernisiert und mit einer Kompaktanlage ausgestattet.

Nach acht Jahren Vorbereitungsarbeit nimmt in Verbindung mit dem Kreisarchiv der Sonderforschungsbereich Spätmittelalter und Reformation der Universität Tübingen in Biberach seine Spezialforschungen auf. Das Thema ist „Die Tiefendimension der Konfessionalisierung - das Zusammenleben der Konfessionen in Biberach“.

Das Museum Biberach hat mit der „Bekehrung Pauli“ ein weiteres Gemälde von Johann Heinrich Schönfeld erworben. Darüber hinaus hat das Land Baden-Württemberg das Gemälde „Salomo empfängt die Königin von Saba“ des Schönfeldschülers Johann Heiß dem Museum als Dauerleihgabe überlassen.

Im März ist das jahrelang magazinierte Wieland-Denkmal in der Nähe des alten Standorts vor der Stadthalle wieder aufgestellt worden.

Vor dem Landratsamt wurde ein von Prof. Josef Henselmann entworfener Brunnen aufgestellt.

Bad Schussenried: Dr. Siegfried Krezdorn, dem der Kreis u.a. die Ortsgeschichten von Dettingen und Schemmerhofen verdankt, feierte am 10. November 1979 seinen 65. Geburtstag.

Unter Leitung von Prof. Hans Georg Schmid ist im Kreisfreilicht-Museum Kürnbach ein aus Winterstettenstadt stammender Ziegelstadel aus dem 17. Jahrhundert wieder aufgebaut worden. Mit seinen nunmehr sechs Gebäuden ist das Museum zu einem kleinen Dorf herangewachsen.

Dettingen: Das Dorfmuseum, das aus einer Schau zum Heimatfest 1976 hervorgegangen ist, hat sich dank der Initiative engagierter Bürger mit einem Schwerpunkt in der örtlichen Handwerkstradition weiter entwickelt.

Langenenlingen-Wilflingen: Mit einem Großen Zapfenstreich beging die Gemeinde den 85. Geburtstag ihres Ehrenbürgers Ernst Jünger. In der Riedlinger Kreissparkasse fand gleichzeitig eine Ausstellung mit Zeugnissen seines schriftstellerischen Wirkens statt.

Laupheim: Das Museum ist durch Schenkungen zweier Bürger, des Möbeldesigners und Malers Hermann Stumpp und des Jagdtrophäensammlers Friedrich Uhlmann-Roser, bereichert worden. Das Stadtarchiv Laupheim wird z. Z. durch Oberkreisarchivrat Dr. Diemer neu geordnet und in einer modernen Kompaktanlage untergebracht.

Der Spiritus rector des Laupheimer Heimatfestes, Kaufmann Fritz Klaiber, ist am 26. Dezember 1979 im Alter von 65 Jahren verstorben.

Riedlingen: Dr. Tiberius Denking, Heimatforscher und 36 Jahre Lehrer bzw. Schulleiter am Gymnasium Riedlingen, ist am 20. Dezember 1979 im 94. Lebensjahr verstorben.

Schwendi: In Anerkennung seiner Verdienste um die Gemeinde wurde Eckbert Freiherr von Süßkind die Lazarus-von-Schwendi-Medaille verliehen.

Walter Hammer, Kunstmaler und Restaurator aus Schwendi, ist am 30. August 1980 in Ulm gestorben.

Uttenweiler: In Zusammenarbeit mit dem Kneippverein zeigte im März die Kreissparkassenfiliale eine Ausstellung „Um den Bussen Gemaltes“.

Bussenpfarrer Geistlicher Rat Josef Paul, Ehrenbürger von Uttenweiler, der sich durch die Restaurierung der Bussenkirche und als Heimatforscher Verdienste erworben hat, ist in den Ruhestand getreten.

## Publikationen

Bad Buchau: Zu Weihnachten 1979 wurde die Langspielplatte „Rund um den Federsee“ wieder aufgelegt.

Bad Schussenried: Dr. Otto Beck und Anton Schmid haben zur Kirchenrenovation von St. Magnus einen Kunstführer herausgegeben.

Für Besucher des Kreisfreilichtmuseums Kürnbach steht nun eine kleine Broschüre mit instruktiven Beiträgen und Zeichnungen zur Verfügung.

Der Bad Waldseer Verleger Ferdinand Schagemann hat mit der Publikation „Das Oberamt Waldsee auf alten Postkarten“ eine Sammlung herausgebracht, die auch Biberacher Kreisgemeinden wie Bad Schussenried, Ingoldingen, Hochdorf und Eberhardzell umfaßt.

Berkheim: Die 750jährige Tradition des Seligen Willebold wurde von der katholischen Kirchengemeinde Berkheim durch die Herausgabe einer Festschrift markiert. Die vielseitigen heimatkundlichen Texte stammen von Alfred Rude, Weil der Stadt, und umfassen auch die Teilorte Bonlanden, Eichenberg und Illerbach, Heimatort des Verfassers.

Biberach: Im Rahmen der „Biberacher Studien“ erschien aus der Feder von Franz Schlegel eine neue Darstellung zu Leben und Werk von Justin Heinrich Knecht.

Erlenmoos: Zum Dorfjubiläum 1978 ist ein Heimatbuch mit Beiträgen von Hubert Fink, Dr. Franz Wenk †, Dr. Adolph Schahl und Heinrich Kolb erschienen.

Heggbach: Dr. Otto Beck, Pfarrer von Otterswang, hat seine langerwartete Studie über Kloster Heggbach und das Leben der Zisterzienserinnen vollendet (Otto Beck: Die Reichsabtei Heggbach, 684 S., Thorbecke Verlag Sigmaringen 1980).

Heiligkreuztal: Auch von dieser Zisterzienserinnen-Niederlassung ist (schon 1979) im Beuroner Kunstverlag eine neue Monographie von Ursmar Engelmann erschienen (Untertitel: Wege zum Verständnis von Kloster und Kirche). Die Fotos geben den neuesten Stand der Renovationen wieder.

Laupheim: Im Dezember 1979 erschien aus Anlaß des 1200jährigen Jubiläums von Laupheim unter der Gesamtreaktion von Dr. Kurt Diemer ein gewichtiges Heimatbuch (Verlag Anton H. Konrad, Weißenhorn). 22 Autoren teilen sich in die 500 Textseiten, 200 Bilder illustrieren die Aussagen.

Neufra/Donau: Auf der Grundlage der Forschungen von Pfarrer Th. Selig hat Pfarrverweser Marcel Storme unter dem Titel „Neufra - Perle des Donautals“ ein Heimatbuch herausgebracht, an dem sich verschiedene weitere Autoren beteiligt haben. Der Erlös des Buches kommt der Kirchenrenovation zugute.

Ochsenhausen: Als reizvolle Faksimile-Ausgabe ist die „Reichsstift-Ochsenhausische Feuer-Ordnung“ von 1787 aus Anlaß des 100jährigen Jubiläums der dortigen Freiwilligen Feuerwehr wieder aufgelegt worden. Eine weitere Broschüre gibt Auskunft über die seitherige Entwicklung des Ochsenhauser Feuerlöschwesens.

Otterswang: Von Pfarrer Dr. Otto Beck erschien eine Festschrift zum 200jährigen Bestehen der Rokoko-Kirche St. Oswald.

# Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 2 vom 28. August 1980 / 23. Jahrgang

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 33

## Er wollte die besten und fleißigsten Bauern (Schluß)

Geschichte und Schicksal der Oberschwaben in Sathmar

Von Stefan Koch, Laupheim

„Wir Carl der Sechste von Gottes Gnaden erwählter Rö. Kayser zu allen Zeitten, Mehrer des Reiches zu Germanien, zu Hispanien, Hungarn, Böheimb, Dalmatien, Croatien, und Schlawonien, König (Etc.) Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Purgundt, Stayer, Kärnten, Crain, und Württemberg, Graff, zu Tyrol, (etc) entküntten: Allen und Jeden Churfürsten, Fürsten, Geist- und Weltlichen Praelaten, Graffen, Freiherren, Ritter, Knechten, auch sonst alle andere Unsern und des Reiches, auch Unsern Erbkönig Reiche, Fürsten-Thümer, Und Landte Untertanen und Getreuen, so dann allen und jeden Unseren und des Reichs Kriegs Generalen, hohen und Nideren, Offiziren und gemeinen Soldaten, zu Ross und Fuess, wie die Namen haben, was Würde, Standt, oder Wesen die seyedt, denen diser unser Kayserlicher Pass-Brüeff fürkombt, und damit ersucht werden, Unsere Freundt Vätter, Und Oheimblichen Wille Kaiserlichen Huld, Gnad, und alles gutes, und geben Euer Liebd. Liebd. Andacht. Andacht, und auch Freund, Vätter, Oheimb gnädiglich und gdgst zu vernehmen, wie der uns unser Lieber, Lieber getreuer Kayserlicher Geheimber Rath Unserer Königreich Hungarischen Regierung würckl. Rath, Gral der Cavallerae durch des Königreichs Hungar Obrister Commissariat Verwalter und der Herschaft Szathmar Obrister Richter Alexander Graff Karolly von Nagy-Karoll, der Herrschaften Erdöed, Csungrad Erbherr gehorsambst hinterbracht, wass, gestalten dem gemeinen Wesen sehr Nuz, und vortrüglich zu seyn trachtet, die von dem Erbfeind Christlich Nahmens, wider den selben geführten schweren Krieg, seine yber die Theiss eigenthümblich, und Erblich habende von Inwohnern sehr entblösste Herrschaften mit Teutschen Leuth zu besezen, und nun hin und wider in Reich eine Anzahl von Ungefehr Zwey Hundert Teutsche Familien sich angegeben haben, dass sie dahin in seine Erbliche Herrschaften abgehn, und sich allda nider zu lassen gesonnen, Zu deren Herabführung sein Beamter, der Mannhafte Rejnerj Lang befehlig seye, so haben wir demselben zu sicherer freyen und ungehinterter Fortbringung obbesagter Familien, deren Haussgeräid und zugehörigen Sachen Unseren Kays. Pass-Brüeff hiemit gdgst erteilet.

Wir gesünnen und begehren demnach an Euer Liebd. Liebd. Andacht. Andacht, und auch Freund, Vätter, Oheimb gnädiglich und gdgst, sie wollen obgedachten Beambten Lang sambt den sich herab nachher obbesagter Gräfl. Herrschaften begebenden Familien mit bei sich habenden Haussgeräid und anderen zugehörigen Sachen aller Orthen, zu Wasser und Land frey, sicher und unaufgehalten ohne Abforderung einiger Mauthen, Zoll, Aufschlag, oder derley anlag nicht allein Passieren, sondern zu denselben auch zur förderlicher Fortkommung allen guten Willen, und Vorschub erweisen lassen. Solches nebst dem, dass es dem gemeinen Wesen zum Besten, und Wohlfahrt der Christenheit gedeye, gereicht uns von Euer Liebd. Liebd. Andacht, Andacht und Euch zu Danck nemblichen ... Gefahlen, und wir seyedt desswegen dieselben mit Freundschaft, Vätter und Oheimblich Willen Kaiserlicher Huld, Gnade, und allen guten hin widerumb zu erkennen Ehrbüettig.

Geben in unserer Stadt Wien den Apr. Sibenzehn hundert Neun und Zwanzig, Unserer Reiche, des Römischen in achtzehendem, des Hyspanischen in Sechssundzwanzigstem, des Hungarischen und Böheimbischen aber auch in achtzehendem.

L. S. Ad Mandatum Sao Cae:

Carl. Mpr. Majestatisproprium.“

Abschrift eines kaiserlichen Patentbriefes. Das Original hängt in der Heimatstube der Sathmarer Schwaben in Kürnbach.

## Aus dem Kreis Biberach wanderten nach Sathmar aus

Die Liste der ausgewanderten Personen ist unvollständig, weil die Herkunftsorte der Siedler noch nicht ganz erforscht sind.

**Äpfingen:** Andreas Traub 1723, Martin Weckerle 1721, Edmund Wiedemann 1721.

**Aßmannshardt:** Georg Auer 1721, Johann Auer 1722, Christian Hartmann 1723, Peter Hartmann 1722, Georg Hartmann 1723, Jakob Hartmann 1723, Matthias Hartmann 1723, Josef Voll 1723.

**Baustetten:** Christian Strohmajer 1720.

**Bebenhausen:** Johann Reich 1735.

**Biberach:** Jakob Fastus 1718, Lorenz Klabot 1722, Martin Kretzinger 1735.

**Bad Buchau:** Josef Karel 1722, Bartholomäus Nick 1713, Josef Nick 1723.

**Burgrieden:** Christian Junker 1722.

**Diirmentingen:** Josef Heudorfer 1712.

**Ellmannsweiler:** Gabriel Lieb 1735, Johann Lieb 1735, Josef Lieb 1735, Franziska Lieb 1735, Jakob Nitzenader 1735, Johann Reßler 1723, Jakob Zimmermann 1723, Adam Herli 1723.

**Ellwangen:** Johann Nassal 1722.

**Englisweiler:** Matthias Brehm 1722, Josef Maucher 1722, Franz Schmutzler 1723.

**Grodt:** Georg Andreck 1723, Hans Michael Hofbauer 1723.

**Hedelberg:** Johann Mohr 1722.

**Heggbach:** Josef Kess 1721, Michael Kinzel 1720, Georg Unger 1717, Josef Wolfmajer 1720, Laurentius Wolfmajer 1720, Jakob Zier 1712.

**Hirschbronn:** Anton Altvater 1723, Johann Kiefer 1720.

**Hornstolz:** Josef Rief 1722.

**Hürbel:** Peter Bart 1720, Georg Nothelfer 1722, Michael Rittmiller 1722.

**Ingoldingen:** Matthias Aman (Amon) 1723, Josef Gabriel 1723, Johann Kepp 1723, Johann Maurer 1722, Martin Schiebler (Siebler) 1723.

**Kirchberg:** Johann Pissel 1723.

**Kürnbach:** Georg Pissel 1723.

**Laupertshausen:** Johann Fastus (Fastanz) 1723, Stefan Nan 1721, Josef Nan 1721.

**Maselheim:** Johann Feige 1722, Sebastian Hartel 1721, Sebastian Hartmann 1721, Johann Helj 1721, Johann Hänle 1720, Jakob Hochdorfer 1720.

**Mettenberg:** Andreas Ahler 1720, Georg Ahler 1720, Georg Rittmiller 1722.

**Mittelbiberach:** Michael Eberst 1722.

**Moosbeuren:** Simon Hartmann 1723.

**Muttensweiler:** Michael Baumann 1722, Agathe Fritzenschaf 1762, Josef Fritzenschaf 1760, Martin Gerster 1722, Georg Gerster 1722, Johann Majer 1722, Matthias Martin 1722, Michael Plet 1721, Josef Sauter 1762, Anna Sauterin 1748, Theresia Sauterin 1753, Maria Wahrnerin 1731, Georg Wieland 1722, Michael Wieland 1723.

**Oberopfingen:** Veit Semmler 1722.

**Oggelshausen:** Michael Amann 1723.

**Ochsenhausen:** Georg Keppel 1723, Sebastian Keppel 1723, Andreas Leiti 1723, Ulrich Bartenschlager 1712.

**Rainan:** Anton Rochol 1723.

**Reute:** Lukas Kitzul 1723, Josef Reich 1722, Johann Sieg 1723, Josef Spet 1722.

**Ringschnait:** Josef Hetrich 1723, Georg Schiele 1722.

**Rindenmoos:** Anton Altvater 1723, Christian Ketz 1723, Peter Schieß 1723.

**Rißegg:** Johann Grimm 1723.

**Rißtissen:** Johann Schneider 1720.

**Rot:** Josef Schmiedli 1723.

**Rottum:** Josef Bader 1722.

**Bad Schussenried:** Hans Jörg Erne 1721, Franz Horn 1722, Anton Platner 1722, Georg Platner 1722, Martin Koch 1722.

**Schweinhausen:** Walburga Mangoldin 1769.

**Schwendi:** Josef Fink 1722, Johann Geiger 1722.

**Steinhausen:** Johann Adler 1731, Anna Maria Adlerin 1771, Barbara Bayerin 1727, Johann Butscher 1748, Johann Bapt. Dir 1771, Johannes Eggart 1712, Vinzenz Eckhard 1771, Michael Erne 1722, Georg Erne 1722, Johann Frick 1720, Johann Frick 1712, Agatha Haasin 1769, Christian Haug 1722, Lorenz Hauler 1722, Matthias Hauler 1722, Katharina Hauler 1722, Johann Hölzli 1722, Ursula Huggerin 1744, Katharina Huggerin 1744, Anton Hugger 1769, Georg Jeckli 1722, Josef Kettacker 1723, Matthias Kettacker 1723, Agathe Lehrerin 1744, Josef Mangold 1726, Josef Mangold 1727, Michel Peter Mangold 1724, Johann Mangold 1724, Vinzenz Mayer 1744, Katharina Mayerin 1744, Rosian Mayerin 1737, Katharina Maucherin 1731, Katharina Mohrin 1753, Michael Reich 1731, Vinzenz Rieger 1757, Mattheis Sauter 1724, Johannes Schmidt 1727, Elisabeth Schmidin 1731, Johann Baptist Schmied 1753, Hansjörg Schmid 1756, Anna Maria Siggin 1727, Martin Steigmüller 1712, Vinzenz Thanner 1737, Theresia Wachterin 1756, Josef Walser 1731, Katharina Walserin 1737, Anna Maria Waldraffin 1724, Hans Martin Wieland 1722, Thaddäus Wieland 1753, Maria Wielandin 1757, Matthias Zuckli 1723.

**Ummendorf:** Johann Egli 1723,

**Winterstetten:** Johann Georg Zech 1769.

**Mietingen:** Johann Ihrer 1720, Josef Steiner 1720, Josef Stemmer 1720.

**Otterswang:** Johann Lang 1712, Barbara Ehrnin 1712, Anna Lang 1712, Anna Maria Lang 1712, Ursula Lang 1712, Georg Lang 1712, Hans Wilhelm Gerster 1712.

**Gensenweiler:** Franz Horn 1712, Agathe Danglin 1712, Anna Maria Horn 1712.

**Olzreute (Wattenweiler):** Georg Romer 1712, Ursula Zechnin 1712, Franziska Romer 1712.

**Hopferbach:** Georg Sauter 1712.

Stafflangen: Maria Sauterin 1712.

Allmannsweiler: Georg Mock 1712.

## Entlassungsbrief des Hermann Kopf aus Stafflangen

Der folgende Entlassungsbrief des Hermann Kopf aus Stafflangen von Abt Siard II. aus dem Jahr 1799 ist dem Heimatbuch Otterswang von 1955 entnommen. Hermann Kopf wanderte nach Österreich aus. Einen nahezu wortgetreuen Entlassungsbrief erhielten auch die Auswanderer nach Sathmar.

„Wir, Siard der Zweite von Gottes Gnade Abt und Herr, auch wir, Prior und Konvent des Heiligen Römischen Reichs Stift- und Gotteshaus Schussenried der Prämonstratenser Chorherren in Schwaben bekennen öffentlich und machen Jedermann mit diesem Briefe kund:

Demnach Vorweiser dieses Hermann Kopf aus Stafflangen Uns und unserm Gotteshaus mit der Leibeigenschaft bisher zugetan gewesen, nunmehr aber um seine Entlassung Uns gehorsamst und geziemend gebeten, daß Wir ihn in Ansehung seiner Bitte gemeldeter Leibeigenschaft heute gnädig entlassen und losgezählt haben. Dieses tun Wir dann hiemit für Uns, unser Nachkommen und Gotteshaus wissentlich und wohlbedacht, und sagen gedachten Hermann Kopf aller von solcher Leibeigenschaft herrührenden Pflichten, Dienste, Schuldigkeiten, und Fälle für ihn und seine Nachkömmlinge hiemit frei, ledig und los, dergestalt, daß er nun inskünftige sich anderwärts hin, jedoch allein katholischer Orte verpflichtet, fremden Schutz und Schirm annehmen und, wo es ihm gefällt, niederlassen möge, ohne daran von Uns und Unserem Gotteshause und Nachkommen auch sonst von jemanden Unserwegen gehindert zu werden; in alle Wege getreulich und ohne Gefährde.

Wir behalten Uns jedoch ausdrücklich bevor, daß, wenn er künftig über kurz oder lang auf Güter oder Personen Unserer Herrschaft und völliger Botmäßigkeit unterworfen Sprüche oder Forderungen, was Art und Namens solche wären, haben sollte, könnte, oder wollte, er nirgends anders als bei unserem Reichsstabe klagbar einzukommen, und der Sachen Austräge zu erfordern, Fug und Macht haben soll. Dessen zur Urkund haben wir diesen Freybrief unter Unserm Abtey und gemeinen Konvents aufgedruckten Insigel (jedoch Uns, Unserm Gotteshause und Nachkommen, in andere Wege ohne Schaden) bekräftigt ihm zustellen lassen.

So geschehen in obgemeltem Unserm Stift und Gotteshause Schussenried, den 5. Jänner 1799

Sigel    Unterschriften."

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 36

## Er bleibt ein „unbekannter Heiliger“: Willebold von Berkheim

Die Festlichkeiten zum 750. Todestag des Heiligen Willebold in der Berkheimer Pfarrkirche sind vorbei. Die namhafte Geschichtsforscherin Gertrud Beck aus Ulm wies die Verehrung des Heiligen Willebold im Laufe der Jahrhunderte auf und legte die Zusammenhänge dar, die zwischen dem Kloster Rot und der Pfarrei Berkheim bestanden. In anschaulicher Weise stellte Gertrud Beck die Hintergründe der Klostergründung Anfang des 12. Jahrhunderts dar sowie deren Prälaten Martinus Ertle, Hermann Vogler, Ignatius Vetter, Ambrosius Guggenmoos, Benedikt Stadelhofer, Mauritius Moritz, Willebold Held und besonders den letzten Roter Abt Nikolaus Betscher.

Jene Prälaten regierten das Kloster Rot im 17. und 18. Jahrhundert. Des besseren Zusammenhangs wegen stellte die Referentin auch die beiden Vorgänger von Prälat Nikolaus vor, denn alle drei stammen aus dem heutigen Kreis Biberach, während deren Vorgänger aus dem Allgäu, einer aus Vorarlberg und einer aus Bayerisch Schwaben kamen. Mauritius Moritz regierte 22 Jahre. Seine Persönlichkeit war geprägt von seiner Abstammung von einer aus Oberitalien eingewanderten Handwerker- und Kaufmannsfamilie. Er liebte die große Pose, liebte Gäste und Gastmahl. In seiner Regierungszeit fanden Klostertheater und Kirchenmusik ihre Blüte. Sein diplomatisches Geschick wird hervorgehoben. Getadelt wird vom Chronisten seine Bautätigkeit. Mauritius ließ die Roter Klosterkirche einreißen, um sie moderner und schöner neu zu errichten. Er sorgte auch dafür, daß kostbare Ausstattungstücke mit in die neue Kirche übernommen wurden. Mitten in dieser Bautätigkeit verstarb er und hinterließ seinem Nachfolger Schulden und eine Bau ruine.

Dieser Nachfolger war Willebold Held, geboren in Erolzheim. Sein Klostername Willebold zeigt seine Verehrung für den Seligen des Illertales. Er schien von Haus aus sehr begütert zu sein, denn er bezahlte einen Teil der Schulden seines Vorgängers aus eigener Tasche. Willebold galt als vorzüglicher Jurist und Gelehrter. In seiner siebenjährigen Amtszeit gab Abt Willebold Rot jenen Glanz wieder, den kaum je einer unter den besten Äbten verbreitet hatte.

Prälat Willebold war von großer persönlicher Bescheidenheit. Er trug nie das Abzeichen des Abtes, das Pectoral. Seiner behäbigen Figur sah man die lebenslange Askese nicht an, die er sich durch regelmäßiges Fasten auferlegte. In die Kunstgeschichte geht er als Erbauer der Klosterkirche ein, so wie sie sich heute darstellt. Dem Vorgänger Mauritius ist der Chor zuzuschreiben. Am 1. November 1745 brachten Matheus Betscher von Berkheim und seine Frau Salome Schillingerin von Grönenbach einen Sohn zur Taufe und gaben als Namen an: Leonardus Wolfgangus. Im Kirchenbuch von Berkheim steht dahinter gest. 1811 als letzter Roter Abt.

Aus dem Konventverzeichnis des Reichsstifts Rot geht hervor, daß Leonardus Wolfgangus Betscher am 11. November 1765, also im Alter von 20 Jahren, Profeß ablegte und den Klosternamen Nikolaus erhielt. Am 23. September 1769 wurde er zum Priester geweiht. Als Namenstag gilt der 6. Dezember, der Nikolaustag. Von 1787 bis zu seiner Wahl zum Abt am 3. November 1789 war er Pfarrer von Haisterkirch. Abt Nikolaus war ein musischer Mensch, dessen Stärke nicht Energie und Durchsetzungskraft war. Aus seiner Abtzeit stammen Messen, ein Pange lingua und ein Magnificat. Nikolaus Betscher hat seine Kompositionen danach ausgerichtet, wie er die Instrumente besetzen konnte.

Alles spricht dafür, daß er selbst mehrere Instrumente spielte. Lesage, ein Prämonstratenser-Chorherr, bezeichnete Abt Nikolaus als einen ausgezeichneten Mann, menschlich, mitfühlend, großzügig und der höflichsten Lebensart fähigste von allen Leuten seines Berufes. Am 12. November 1811 verstarb Nikolaus Betscher in Rot nach schwerer Leidenszeit. Sein Leichnam wurde später neben Mauritius und Willebold beigesetzt, (ös)

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 37

## Auszüge aus der Reichsstift-Ochsenhausischen Feuerordnung

Um 1603 hieß es noch „Feyerordnung“, anno 1787 schrieb man die „Feuerordnung“ bereits „normal“. Gedruckt wurde sie für den Einzugsbereich des seinerzeitigen Reichsstifts Ochsenhausen bei Jakob Mayer in Memmingen. Die Paragraphen, „beschlossen im Rath zu Ochsenhausen“ und unterzeichnet von der Reichsprälatischen Kanzlei, haben in Auszügen folgenden Wortlaut:

Nachdem Hochwürdig gnädige Herrschaft für notwendig befunden hat, die ältere Feuerordnung bei nunmehr gemein ersprieslich eingeführten Brand-schadensversicherungs-Anstalten zu erneuern, und zu verbessern, so wird selbe zu jedermanns Wissenschaft und genauer Befolgung durch den öffentlichen Druck anmit bekannt gemacht.

Erster Abschnitt.

Von den Vorsichtsanstalten und Regeln zu Verhütung und Abwendung der Feuersgefahr.

§. 1.

Gleichwie man ab Seiten des Reichsstifts und Konvents theils durch inbrünstiges Gebet, theils durch andere menschmögliche Vorkehrungen sorgfältigst beflissen ist, alle Feuersgefahr zu verhüten; also versieht sich Hochwürdig gnädige Herrschaft bei Vermeidung ihrer Ungnade, daß alle Sorgfalt in den Pflieg- und Pfarrhöfen, auch all übrigen in- und ausser den Ringmauern gelegenen herrschaftlichen Gebäuden, Feuer- und Werkstätten beobachtet werde. Eben so

§. 2.

Soll ein jeder Unterthan in seinem Hause gleichsam sein eigener Feuerschauer seyn, mit Feuer, Licht, Holz, und anderen brennbaren Sachen sorgfältig umgehen, und seine Kinder, Dienstbotten, auch Beisitzen etc. zu gleicher Obsorge mit allem Ernst und Strenge anhalten.

§. 3.

Das Brennholz, Span, Torf, Wasen, und andere zur Feuerung nöthige Sachen sollen von den Kaminen und Feuerstätten entfernt aufbewahrt, und in diese Behältnisse oder Holzlege niemat mit offenem Licht gegangen, auch kein Holz an- und auf die Oefen zum trocknen gelegt werden, und das gewöhnliche Holzeinlegen zum künftigen Einfeuern soll erst alsdann geschehen, wenn alles Holz im Ofen niedergebrannt, die Glut erloschen, und die Asche zurückgekehrt, oder, was am sichersten ist, herausgethan seyn wird.

§. 4.

Die Asche von Holz, besonders aber die Torf- oder Wasenasche, welche sehr lang glühend bleibet, soll einige Tage lang in den Winkeln und Aschenlöchern liegen gelassen, erst nach ihrer gänzlichen Erlöschung weggeräumt, und in solchen Gefäßen und Orten verwahrt werden, wo keine Entzündung zu befürchten stehet, und wo kein Wind zukommen kan.

§. 5.

Mit den Reisbüscheln soll ebenfalls große Sorgfalt beobachtet werden, daß selbige nicht zu nahe an die Oefen oder Heerde gelegt, oder mit blossem Licht bei denselben umgegangen werde.

§. 6.

In keinem Hause, wo nicht eine genugsam versicherte, und von der Feuerschau gutgeheissene Waschküche ist, darf eine große Laugwäsche gehalten werden, sondern diese sind auf öffentlichem Platze ausser den Häusern zu verrichten; bei kleineren und täglichen Waschen aber haben die Hausväter ihren Untergebenen all mögliche Sorgfalt zu empfehlen.

§. 7.

Da auch durch unvorsichtige Zerlaß- und Aussiedung der Butter, Unschlitt etc. schon viele Brunsten entstanden, so wird anmit gebotten, daß alles Schmalz, Unschlitt etc. in Zukunft unter freiem Himmel, bey stillem Wetter, und mit nöthiger Vorsicht gesotten werden solle.

§. 8.

Bei schwerester Strafe soll sich niemand unterfangen, mit einem offenen Licht in die Ställe, Heu- oder Strohböden, oder Tennen zu gehen, und allda die Fütterung oder andere Arbeit mit offenem Licht zu besorgen, sondern man soll sich hiezu einer wohlgeschlossenen, und mit Drath verflochtenen Laterne bedienen, auch soll die Lichtputzen an diesen oder anderen gefährlichen Orten hinzuwerfen, oder auszuräumen verboten seyn.

§. 9.

Es soll auch das nächtliche Dreschen, Strohschneiden, und andere dergleichen Arbeiten nicht änderst, als bey einer sicheren Laterne geschehen; das Flachsbrechen aber, Schwingen und Hecheln bleibt bei Nachtzeit unter schwerester Strafe gänzlich verboten, wie auch das Hanf- oder Flachsdörren auf den Oefen und in Stuben: und sollen besonders die Flachsdörren in hinreichender Entfernung von den Dörfern angelegt und gehalten werden.

§. 10.

Unter ebenermeldter Strafe ist auch das Tabackrauchen mit offen- oder gedeckter Pfeife bei dem Drasch, in den Stauungen, Heu- und Strohböden, auch im Bett, nicht minder die Ausschüttung oder Ausklopfung der Tabackasche an solch gefährlichen Orten verboten, und soll besonders in den Wirthshäusern dergleichen Unfug an fremden Fuhrleuten nicht gestattet werden.

§. 11.

Die in feuerfangenden Materien arbeitende Handwerker z. B. Schreiner, Kiefer, Wagner, Drechsler, Sailer etc. sollen bei ihren Arbeiten sich des Tabackrauchens ebenfalls enthalten, die Späne und Abgang fleißig wegräumen, und bei dem Nachtarbeiten auf Feuer und Licht ein sorgfältiges Augenmerk haben.

§. 12.

Die Schmide, Schlosser und alle andere Feuerarbeiter, welche zu ihrer Profeßion Kohlen brauchen, sollen selbige nicht nur in sicheren Behältnissen verwahren, sondern auch beim Abladen genaue Acht haben, ob selbige wohl abgelöscht seien, auch sollen sie alle Wochen den Kohlstaub von ihren Essen, Balken, und andern in der Werkstatt befindlichen Holzwaar fleißig abkehren lassen.

§. 13.

Die Krämer, so mit Pulver, Schwefel, und anderen dergleichen brennbaren Materialien handeln, sollen nur einen kleinen Vorrath davon im Laden haben, das übrige aber an sicheren Orten verwahren, und bei Nachts oder mit Licht nicht damit umgehen, oder davon verkaufen.

§. 14.

Da nach leidiger Erfahrung durch Einlegung des feuchten oder nassen Ohmeds große Feuersbrünste schon entstanden, so sind die Futterbehältnisse sorgsamst davon frei zu halten.

§. 15.

Alles unnöthige Schiessen, und Schwärmerwerfen in- und vor den Häusern, oder auf die Dächer bei Hochzeiten etc. bleiben unter schwerester Strafe verboten.

§. 16.

Gleichwie aber ein jeder Hausvater für sich selbst so wie ein jeder Hausgenossene verpflichtet ist, alle Feuersicherheits-Fürsorge aufmerksamst auszuüben, eben so hat auch ein jeder auf seinen Nachbar Acht zu haben, und erstlich bei dem Ammann, oder Gemeindevorsteher, sodann nach Bewandniß der Sache beim Ober- oder Pflégamt pflichtmäßig anzuzeigen, wenn er bei einem solchen Nachlässigkeiten, oder Gefahr mit Feuer und Licht wahrnehmen oder erfahren würde.

§. 17.

Die Kamine und Essen aller Gebäude, in welchen Feuerung vorgehet, sollen die Kaminkehrer bei ihrem Eide sorgfältig reinigen, und es hierinnen nicht auf das Belieben des Besitzers ankommen lassen, sondern die Reinigung so oft vornehmen, als es der Feuerung nach nothwendig ist. Wenn sie hiebei ein Gebrechen entdecken, so haben sie solches zur ungesäumten Herstellung dem Hausbesitzer und Gemeindevorsteher anzuzeigen, widrigenfalls für allen durch ihre Nachlässigkeit entstehenden Schaden, oder Entzündung der Kamine zu stehen.

§. 18.

Was nun die Feuersicherheit bei dem Bauwesen anbetriefft, so werden sämtliche Unterthanen hiemit angewiesen, und ermahnt, die Werkleute aber ihrer aufhabenden Pflichten besonders erinnert, bei allen aufführenden neuen Gebäuden, und Verbesserungen der alten die möglichste Sorgfalt darauf zu wenden, daß alles feuerfest und sicher hergestellt werde.

§. 19.

Insonderheit aber wird den Mauern bei ihrem Eide, und eigener Vergütung aufgetragen, keinen Heerd- und Feuerstelle, sie sei zu welchem Gebrauch sie wolle, neu aufzuführen, ehe und bevor der Ort und Tauglichkeit desselben, auch die Art zu bauen, durch Sachverständige gebührend untersucht, bewilliget, und nach dessen Herstellung für tüchtig und ungefährlich erkennt seyn wird.

§. 20.

Zu wünschen wäre zwar, daß alle neu zu erbauende Häuser vom Grund aus bis an den Gibel mit lauter Steinen aufgeführt werden könnten; weil aber zum Theil die hiezu erforderliche Materialien nicht allzeit zu bekommen sind, zum Theil das Vermögen des Bauenden zu dieser Bauart öfters nicht hinreicht, so sollen die Unterthanen doch dahin gehalten seyn, den untern Stock mit gebackenen Steinen aufzuführen, oder, wer auch dieses nicht vermag, wenigst die Schwellen um und um ein- oder anderthalb Schuhe hoch über die Erde untermauren, und die Wände mit guten Riegelsteinen verfertigen zu lassen.

§. 21.

Wenn ein- oder mehrere Häuser an einander gebaut werden, soll jedes von dem anderen durch dauerhafte Feuermauren von unten bis an den Gibel des Dachs unnachsichtlich unterschieden werden.

§. 22.

Da die betrübte Erfahrung öfters gelehrt hat, wie vielen Schaden die Entzündung eines Stroh- oder Landerdaches bis zu zu Grundrichtung halber, ja schon ganzer Gemeinden verursacht, so ergeht anmit der gemessenste gnädig herrschaftliche Befehl, daß in Zukunft ein neu zu erbauendes Haus keineswegs mit Stroh oder Landern, sondern allein mit Platten oder Ziegel bedeckt werden solle.

§. 23.

Was aber insbesondere die Erbau- und Führung der Kamine anbetrifft (dann die sogenannte Schlath- oder Rauchzuglöcher ohne Kamine sind und bleiben je und allzeit verboten) so wird den Mauern hiebei all menschmögliche Vorsicht und Fleiß empfohlen. Sie sollen nicht zu enge, sondern aufs wenigste 1 1/2 Schuh weit, und wohl besteiglich gemacht, durchaus von unten bis oben von gebackenen Steinen mit Kalch gemauert, in ein Kamin nicht mehr als von 2 oder 3 Feuerstellen der Rauch eingeleitet, nirgends ein Holz eingelegt, solche bei den Wechseln zwischen den Steinen und dem Holz mit Laim wohl verstrichen und verwahrt, auch wenigstens 3 oder 4 Schuh über das Dach hinaus geführt werden.

§. 24.

In den Häusern selbst aber sollen nahe bei den Kaminen kein Holz, Späne, Heu, Stroh, oder andere feuerfangende Sachen, wie schon oben §. 3. verordnet worden, verwahrt, keine Feuerwand oder Kamin mit Brettern vertäfert, die Rauch- oder sogenannte Fleischkammerle mit eisernen Thüren versehen, und der Boden sowohl in- als auswendig mit Steinen auf 3 Schuh breit belegt werden.

§. 25.

Bei Anlegung der Brenn-, Back-, Wasch- und Laugöfen sollen die Maurer ebenfalls die gebührende Vorsicht anwenden, daß alle Feuersgefahr sorgsamst vermieden werde. Vor allen Oefen sollen zur Verwahrung der Glut vor Wind, Kindern, und Katzen eiserne Thüren oder Schieber gemacht werden.

## ...die Leute zur eilfertigen Hülfe anfrischen

### Zweiter Abschnitt.

#### Von dem Verhalten bey ausgebrochener Feuersbrunst.

§. 1.

Wenn unerachtet aller möglichen Vorsicht im hiesigen Gotteshaus, oder im Flecken, Dörfern und Weiler eine Feuersbrunst (so der liebe Gott gnädig abwenden wolle) entstände, oder nach Gottes Verhängniß ein Wetterstrahl zündete, soll sich niemand unter schwerester Strafe unterfangen, das in seinem Haus entstandene Feuer zu verbergen, zu vertuschen, oder allein retten zu wollen, sondern alsogleich die Nachbarschaft um Hülfe zu rufen, weil durch solche Vertuschung schon öfters größerer Schaden und Gefahr entstanden.

§. 2.

Jeder Unterthan, der in dem Hause seines Nachbars, oder eines andern Feuersgefahr vermerkt, ist berechtigt, sich den Eingang in das verdächtige Haus auch mit Gewalt zu verschaffen, und die Nachbarschaft zu Hülfe zu nehmen.

§. 3.

Wenn nun irgendwo das Feuer wirklich ausbricht, hat der, so es am ersten gewahr wird, alsogleich Lärmen zu machen, dem Ammann des Orts alsobald die Anzeige zu thun, und dieser nicht allein Sturm schlagen zu lassen, sondern auch sowohl an Hochwürdig gnädige Herrschaft, dero nächste Beamtung, und verordnete Feuerschaudeputation, als an jene Ortschaften, wo sich Feuerspritzen befinden, reitende Bothen abzuschicken, und um die nöthige Beihülfe anzuflehen.

§. 4.

Wäre an jenen Orten, wo eine Feuersbrunst entsteht, keine Kirche, so solle ebenfalls durch einen Reutenden der nächst gelegenen Pfarrkirche die Anzeige zum Stürmen gemacht, und die Leute zur eilfertigen Hülfe angefrischt werden.

§. 5.

Mit dem Sturm schlagen aber soll folgende Ordnung gehalten werden:

Wenn in dem Gotteshaus Feuer auskommen sollte, stürmet man anfänglich mit dem kleinen Glöckle allein; sollte es aber wegen Heftigkeit des Winds nicht genugsam gehört werden, so können auch die größere Glocken angezogen, und mit Sturm schlagen so lange fortgefahren werden, bis genugsame Hülfe vorhanden seyn wird.

Ist aber die Brunst im Flecken oder anderen zur hiesigen Pfarrei gehörigen Ortschaften, so gibt man anfänglich 3 Sturmstreiche mit der großen Glocke, und fährt fort, wie eben jetzt gemeldet worden.

In einer weitem Entlegenheit von 1 bis 2 Stunden fängt man die 3 Sturmstreiche mit der zweit größten Glocke an, und wiederholt es drei- bis viermal, damit die Leute desto gewisser dem nothleidenden Orte zu Hülfe eilen mögen.

§. 6.

Wie nun in hiesiger Gotteshaus- und Pfarrkirche gestürmt wird, also solle es auch in jeder Pfarr- und anderen Kirche in der Herrschaft mit dem Sturm schlag je nach Verhältniß der Nähe oder Weite des bedrängten Orts gehalten, und an dem selbst nothleidenden Ort, bis genugsame Hülfe da ist, damit nicht gefeiert werden.

§. 7.

So bald nun das Sturm schlagen gehört wird, es sei bei Tag oder Nacht, solle sich die Feuerdeputation ohnverweilt versammeln, und zu Pferd sitzen, und der Brunst zueilten, die Leute in guter Ordnung halten, jedem seinen gehörigen Platz anweisen, und besonders durch das in der Nähe zu habende Militärengensame Wachten zu den ausgetragenen Mobilartücken verordnen, damit nichts gestohlen werde.

Ein jeweiliger Gotteshaus-Baumeister aber hat die schleunigste Verfügung zu machen, daß im Gotteshaus alles nöthige Fuhrwerk zu Abführung der Spritzen, Feuerkibel und Leiterwägen alsogleich in Bereitschaft, und marchfertigen Stande gesetzt werde, wozu ihm der Schüttemann, Wässerer und andere Handknechte getreu und fleißig an Händen gehen sollen.

§. 8.

Die erste und größte Spritzen mit dem Schlauch und anderen Zugehörden führt der erste Roßknecht mit 6 Pferden, und wird von dem Hammerschmid samt dessen Gesellen und Lehrjung dirigirt.

Die zweite der andere Roßknecht ebenfalls mit 6 Pferden, welche der Schlossermeister mit seinen Gesellen und Lehrbuben zu leiten hat.

Die dritte der dritte Roßknecht mit 4 Pferden, und hat hiebei die Direktion der Schmidmeister mit seinen Gesellen und Lehrbuben.

Es sollen aber diese drei Spritzenmeister mit ihren Leuten sich gut und einträchtig gegen einander verstehen, keiner dem andern, ausser was billig, und zum Vorstand des Verunglückten gereichen möchte, einreden, auch wenn etwa durch das starke Fahren eine Schraube an den Spritzen sich ledig machen, oder in andere Wege was daran zerrissen würde, deren Befestigung und Dauer alsobald mit einander suchen herzustellen.

Zu dem Ende sollen in den Magazinen jeder Feuerspritze wenigstens ein Duzend Schrauben, die überall hinpassen, nebst Hammer, Zang, und Nägeln jedesmal mitgeführt werden.

§. 9.

Den Feuerkibelwagen führt der vierte Roßknecht unter der Aufsicht des Schustermeisters samt 2 Kieferknechten und Lehrjungen.

Den Leiterwagen endlich samt den Feuerhacken führt der 5te Roßknecht mit 6 Pferden, unter Aufsicht des Wagnermeisters samt seinen Gesellen und Lehrjungen, auch mit Beizug des Fischers und 2 Schreinergelesen.

Den Wagen mit Feuerleitern und Hacken im Flecken führt S. Gibrians Gutsbesitzer unter der Direktion des Wagners und beeder Hufschmiden im Flecken.

§. 10.

Zum Drucken der ersten Spritze werden 12 Mann beordert, als 2 Hand- 2 Garten- 2 Hopfen- 4 Ochsenknechte, dann der Säger und sein Knecht. Zu Nacht trägt die Laterne zu dieser Spritze der Gärtnerbub.

Zur zweiten Spritze die noch übrige 8 Drescher im obern und untern Stadel, der ausser- und innere Müller samt beedersits Lehrjungen, und trägt Nachtszeit die Laterne der Schlosserbub.

Zur dritten Spritze sollen ebenfalls 10 oder

---

SONDERDRUCK

# Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 3 vom 10. Dezember 1980 / 23. Jahrgang

---

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 41

## 300 Jahre Post in Biberach (I)

Von reichsstädtischen Boten zum Taxis'schen Postreuther

Von Hermann Fritzenschaft

Entstehung und Entwicklung des Taxisschen Postwesens sind eng verbunden mit der Machtentfaltung und den Schicksalen des Herrscherhauses der Habsburger. Nach dem Westfälischen Frieden (1648) sah sich das ohnmächtige Reich genötigt, den Reichsständen vermehrte Rechte zuzugestehen, was die Lage der Taxisschen Reichspost nicht erleichterte, die zwar das kaiserliche Postregal zu verwalten hatte, aber unter schwerer Konkurrenz der Klosterboten, der Kaufmanns-, Universitäts- und reitenden Boten der Reichsstädte und Metzger sowie der landesherrlichen Posten stand. Besonders die norddeutschen Fürsten richteten von Taxis unabhängige Posten ein, weshalb Taxis, um sich schadlos zu halten, mit steigendem Nachdruck dem Botenwesen der rheinischen und süd-deutschen Städte zu Leibe rückte, die in dem ungleichen Kampf schließlich unterliegen mußten. Den Schlußstein einer Erneuerung des Reichspostwesens bildet die unterm 17. 10. 1698 von Kaiser Leopold I. auf Vorschlag seines Generalpostmeisters erlassene allgemeine Reichspostordnung. Sie enthält in 20 Abschnitten eine Zusammenfassung aller wesentlichen Verwaltungs- und Betriebsanordnungen über das Postwesen. Kaiser Joseph I. (1705-1711) bestätigte sie am 27. 10. 1706 in ihrem vollen Wortlaut. Damit war der Übergang vom habsburgischen Hofkuriendienst zur allgemein zugänglichen Reichspostanstalt beendet, die allerdings bevorzugt dort ihre Einrichtungen schuf, wo Aussicht auf Gewinn bestand.

### Die besondere Entwicklung des Postwesens in Biberach

Bevor wir auf die Gründung einer Reichspostanstalt in Biberach zu sprechen kommen, lohnt sich ein Blick auf die besondere Entwicklung der Post in Oberschwaben, zählen doch die Posten in Oberschwaben zu den ältesten in Deutschland! Ihre Entstehung gerade in Oberschwaben verdanken sie den vom Kaiser Maximilian I. ab 1490 eingerichteten Kuriendiensten, die von seinen Erbländern Tirol und Vorderösterreich sich auf die Besitzungen am Bodensee, im Breisgau und Elsaß erstreckten. Im übrigen gingen diese Reitkurse bei Bedarf weit ins Reich und bis nach Italien, Ungarn und die Niederlande hinein. Zweck dieses reinen Hofkuriendienstes waren die politischen und militärischen Nachrichtenverbindungen mit dem Unterwegswechsel von Pferden und Reitern. In der Folge verlief die Entwicklung zu wirklichen Posten in langsamem Wandel. Anfangs verschwanden nämlich die Linien Maximilians wieder, wenn der Zweck erfüllt war, um evtl. später bei erneutem Bedarf wieder eingerichtet zu werden. Andere Fürsten bevorzugten feste Einrichtungen, so wie sie unter Maximilians Nachfolger dann auch geschaffen wurden. Im einzelnen erforderte der oft wechselnde Aufenthaltsort Maximilians Verbindungen mit den Zielpunkten seines militärischen und politischen Interesses und besonders mit Innsbruck, dem damaligen Verwaltungsmittelpunkt. Meist drehte es sich um Feldzüge, aber auch um Reichstage, z. B. in Lindau 1496 und in Konstanz 1507. Die Boten wurden nach Art der Landsknechte bei Bedarf angeworben und entlassen. Erst ab 1530 blieb der vorderösterreichische Kurs von Innsbruck über Füssen, Markdorf und Freiburg ins Elsaß für dauernd bestehen. Man hatte diese Verbindung auch nötig, um Herzog Ulrich von Württemberg überwachen zu können, der wieder in den Besitz seines Landes kommen wollte. Die einzelnen „Postlager“ auf dem Kurs waren teilweise gemeinsam mit der niederländisch-italienischen Postroute. Eine Posthalterei bestand zu Eintürmen, die später nach Bergatreute verlegt wurde. Nach Belassen der ständigen Linien wurden die Posthalter selbsthaft und befaßten sich auch mit der Vermietung von Reitpferden. Auch das Mitbefördern von Privatbriefen nahm zu, was zwar verboten, aber fast immer umgangen wurde, insbesondere von den höheren Hofangestellten. Später als anderswo kam es bei den vorderösterreichischen Kursen zu regelmäßigen Abgangszeiten, etwa Ende des 16. Jahrhunderts. Doch die zahlreichen kriegerischen Ereignisse in Tirol und Vorderösterreich wirkten lähmend und zerstörend auf das Verkehrswesen ein, zum anderen aber auch manchmal belebend, wenn durch die Kriege der Nachrichtenansturm stark answoll. Dann mussten Leistungsfähigkeit und Geschwindigkeit eben gesteigert werden. Man bewirkte das, indem man einfach weitere Poststationen dazwischenschaltete.

Im 30jährigen Krieg bildete sich eine unausweichliche Konkurrenzsituation zwischen der tirolisch-vorderösterreichischen Post und der sich ausdehnenden Taxisschen Reichspost. Zunächst verursachte dies der 1635 eingerichtete Reichspostkurs, der von Augsburg nach Lindau über Leutkirch und Wangen führte

und der Reichspost unmittelbaren Anschluß an das schweizerische Gebiet brachte. Ein Übergang von Korrespondenz und Reisenden von der einen auf die andere Linie war zunächst nicht möglich. Im Verlaufe des Großen Krieges gab es vielfache Verwicklungen. Es bildeten sich Gemeindeverkehrseinrichtungen mit dem Namen Post, ferner die Metzgerposten, und je nach den Besatzungsverhältnissen machte sich auch die schwedische Post breit. So entstand in Ulm ein königlich-schwedisches Postamt, was eine starke Einschränkung der Reichs- und österreichischen Landesposten zur Folge hatte. Jedoch bereitete die schwere Niederlage der Schweden 1634 bei Nördlingen der schwedischen Post in Ulm das Ende. Die Reichspostlinie im Süden Oberschwabens kam stets wieder in Gang, während die vorderösterreichische oftmals unterbrochen war, zeitweise eingestellt und schließlich über den Arlberg und Schweizer Gebiet nach Konstanz und den Breisgau geführt wurde. Erst 1654 wurde der alte Kurs mit den früheren Stationen wieder aufgenommen. Es ergaben sich jetzt auch mehr Verknüpfungspunkte und mehr Durchlässigkeit mit der Reichspost. In Leutkirch bestanden nunmehr zwei Postämter, ein kaiserliches und ein österreichisches, die sich immer noch Konkurrenz machten.

## Die Reichsstadt Biberach an der Riß

In der Stadt Biberach lebten nach den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges nurmehr etwa 2200 Einwohner. Kriegswirren und die Pest hatten nach einer 22jährigen Besatzungszeit viele Opfer gefordert. Biberach hatte jedoch als Handwerker- und Handelsstadt einen soliden Rückhalt. Schon im Mittelalter brachte die Barchentweberei Wohlstand in die Stadt. Die Erholung von den Leiden des 30jährigen Krieges war sehr mühsam. Der Rat und alle Ämter waren nunmehr paritätisch mit Protestanten und Katholiken besetzt. Die beherrschende Stellung im Wirtschaftsleben hatten die Handwerkerzünfte inne, unter denen die Weber die bedeutendste war. Auch unter den Kriegen Ludwigs XIV. von Frankreich hatte Biberach zu leiden. 1677 bekam die Stadt drückende Einquartierung von Kaiserlichen unter Graf Piccolomini. Besonders schlimm für die Bürger waren auch die Einquartierungen der Franzosen im Spanischen Erbfolgekrieg 1703/04. Truppendurchzüge von Österreichern und Franzosen, Plünderungen und Requisitionen blieben der Stadt und ihren Bewohnern nicht erspart. Diese Drangsale konnte auch das Schutz- und Trutzbündnis des Schwäbischen Kreises nicht lindern, dem Biberach bis 1802 angehörte.

Immer blieb die Stadt der große Markt für eine weite ländliche Umgebung. Verständlicherweise brachte der Handel von allein auch das Bedürfnis nach Nachrichtenverbindungen mit sich. Über eigene reichsstädtische Botenanstalten ist wenig bekannt, doch waren sicherlich das Botenwesen der Kaufmannschaften, der Klöster, des Schwäbischen Städtebundes und Privatboten bedeutungsvoll für die Reichsstadt Biberach an der Riß.

## Das für die Biberacher Post bedeutsame Jahr 1680

Die Gründung einer Taxisschen Reichspostanstalt in Biberach muß in den Zusammenhang der damaligen Zeit gestellt werden. Die wenigen Postanstalten spielten zunächst noch eine untergeordnete Rolle gegenüber den weitverzweigten Botenanstalten der Klöster, Städte, Kaufleute und Metzger. Unter den wichtigen handeltreibenden Städten stachen besonders Lindau, St. Gallen, Schaffhausen, Ulm, Augsburg und Memmingen hervor, die unter sich und mit andern bedeutenden Orten ein- bis zweimal wöchentlich Botenverbindungen zu Fuß, Pferd oder Wagen unterhielten. Die Zersplitterung dieser mannigfachen Botenverbindungen und Einzelboten war verwirrend und wurde durch die Auseinandersetzungen des Kaisers um das ihm vorbehaltene Postregal mit den Landesfürsten, andern Körperschaften und Unternehmungen sowie ein nicht stark ausgeprägtes völkisches Zusammengehörigkeitsgefühl nur noch gefördert. Die unter scharfen Strafandrohungen ergangenen kaiserlichen Verordnungen, die das „Neben-, Metzger- und Botenpostwesen“ zurückdrängen wollten und den städtischen Botenanstalten das Recht absprach, unterwegs regelmäßig Postillione und Pferde zu wechseln, erzeugte erbitterten Widerstand der Reichsstände, so daß die Auseinandersetzungen im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts einem Höhepunkt zustrebten. Die Folge war ein regelrechter Postkrieg in unserem heimatlichen Oberschwaben und im Bodenseeraum. Zahlreiche Rechtsstreite, Gutachten, Gegenäußerungen in Schriften und Büchern machten es mehr zu einer Macht- als zu einer Rechtsfrage, wer welche Posteinrichtungen wo unterhalten durfte. Gewalt, List und Bestechung wurden als Mittel zum Zweck eingesetzt. Die vier wichtigsten Botenkurse unserer Gegend waren seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts die von St. Gallen nach Ulm, von Schaffhausen über Riedlingen, Ehingen nach Ulm, von Lindau über Chur nach Mailand und von Lindau über Buchhorn, Meersburg nach Konstanz.

Für die Reichsstadt Biberach waren die St. Gallener und Nürnberger Kaufmannsboten von größter, ja internationaler Bedeutung. Der regelmäßige Botenkurs von St. Gallen über Lindau, Ravensburg, Waldsee, Biberach nach Ulm und weiter nach Nürnberg unterstand der Kaufmannschaft von St. Gallen. Zu Beginn des Jahres 1680 erschienen den rührigen und pflichteifrigen Leitern der Taxisschen Postbezirke von Augsburg und Nürnberg die Zeitverhältnisse günstig, die genannten Botenkurse der Kaufmannschaften zu unterbinden und an ihrer Stelle dem kaiserlichen Postregal entsprechend Reichspostlinien zu errichten. Zu diesem Zweck mußte zunächst in Ulm ein Taxisscher Stützpunkt gegründet werden. Der Postverkehr der Freien Reichsstadt Ulm wickelte sich im Nahverkehr über die Stadtkanzlei mit Hilfe von berittenen Metzgern ab. Ansonsten erreichten die ulmischen „Zünftigen Boten“ regelmäßig nach einer Botenordnung Augsburg, Nürnberg, Straßburg und Lindau. Der Magistrat von Ulm widersetzte sich energisch einem Taxisschen Postamt, das später Oberpostamt für die neuen oberschwäbischen Posthaltereien werden sollte. Doch das Haus Taxis setzte zunächst eine Seitenverbindung von Ulm zum niederländisch-italienischen Postkurs durch, der eineinhalb Meilen entfernt bei Elchingen vorbeiführte, weil er in Ulm nicht geduldet wurde. Heute befindet sich in dieser Gegend ein großes Autobahnkreuz. Die Ulmer erhoben jedoch Klage beim Wiener Reichshofrat. Die Taxisschen Postbeamten wurden in Ulm boykottiert und zum Verlassen der Stadt aufgefordert.

Trotzdem wurde das Reichspostamt im Sommer 1680 auf kaiserlichen Befehl gegründet. Der Ulmer Rat wußte aber den Ankauf oder das Anmieten von Gebäuden zu verhindern, so daß der Betrieb im Gasthof zum „Hirsch“ außerhalb der Stadtmauern abgewickelt werden mußte. Dies sollte mehrere Jahre andauern. Der neue Postmeister von Ulm war Bernhardin Pichelmayr. Er hatte keine leichte Aufgabe, und man sprang nicht gerade zimperlich mit ihm um. Zudem war er von auswärtig gekommen und katholisch. Er klagte: „Wenn ich nur über die Straße gehe, deuten sie mit Fingern auf mich, schmähen, lästern und fluchen mir Halb und Beyn entzwey.“ Neben den Streitigkeiten mit der Stadt Ulm richtete Pichelmayr sogleich sein Hauptaugenmerk auf die Botenlinien der Kaufmannschaften. Es gelang ihm, den Kurs Ulm – Schaffhausen durch gütliche Übereinkunft der Reichspost einzuverleiben. Beim Kurs Lindau - Mailand hatte er jedoch keinen Erfolg, dagegen wurden durch Gewaltmaßnahmen die Kurse St. Gallen – Nürnberg und Lindau - Konstanz zugrunde gerichtet. Nachdem die beim kaiserlichen Reichshofrat zu Wien eingereichten Klagen gegen die Botenanstalten nämlich nicht rasch genug die gewünschte Wirkung brachten, machte Pichelmayrs Eifer Oberschwaben und die Bodenseegegend zum Schauplatz förmlicher Kriegszüge gegen die friedlich dahinziehenden Kaufmannsboten. Pichelmayr wurde von den Mannen des Grafen von Montfort zu Tettang tatkräftig gegen die „reichen Pfeffersäcke“ unterstützt. Zwei, drei oder vier bis an die Zähne bewaffnete kaiserliche Postbedienstete lauerten den Boten an den Landstraßen auf und nahmen ihnen gewaltsam Sendungen, Pferde und Geschirr ab und mißhandelten sie, ohne sich um die zuständigen Orts- und Landesoberigkeiten zu kümmern.

Nicht alle freilich ließen sich solche Rückfälle ins Faustrecht gefallen. Zweimal wurde der rücksichtslose Haudegen Pichelmayr in Haft genommen, einmal durch den Grafen Fugger zu Augsburg beim österreichischen Zollamt Gebrazhofen festgesetzt. Aber Beharrlichkeit führte ihn doch zum vorgesteckten Ziel. Noch im selben Jahr (wahrscheinlich im September) konnte er drei von Ulm ausgehende neue kaiserliche Reitpostkurse zustande bringen, nämlich von Ulm über Giengen, Nördlingen nach Nürnberg; von Ulm über Ehingen, Riedlingen, Mengen nach Schaffhausen und von Ulm **jeweils mit Einrichtung von Postämtern und Posthaltereien** über Laupheim, Biberach, Waldsee, Ravensburg, Tettang nach Lindau. Die Verbindung Ulm - Lindau wurde wöchentlich geritten und hatte für Biberach ein Aufkommen von etwa 30 Briefen. Eine Fahrpostexpedition gab es damals in Biberach noch nicht. Der Taxissche „Postreuther“ brachte freitags das Felleisen von Biberach nach Waldsee und ritt leer zurück. Mittwochs ritt er leer nach Waldsee und brachte das Felleisen nach Biberach, wo er es an den Laupheimer Postreiter übergab. Damit war das Nahziel Pichelmayrs in Oberschwaben erreicht. Im Raum Mindelheim sind noch 1686 Überfälle auf städtische Boten überliefert.

Postmeister Pichelmayr war eine bedeutende Persönlichkeit. Er leitete über mehrere Jahrzehnte weg drei große Taxissche Postämter, nämlich Ulm, Augsburg und Lindau. Später erlangte er den Reichsadel und den Titel Kaiserlicher Rat. Mit der Stadt Ulm hatte er nach zehnjährigem Prozeß 1690 einen Vergleich schließen können: Das kaiserliche Postamt, das den oberschwäbischen Posthaltereien vorgesetzt war, blieb in Ulm. Die Postbeamten erhielten einige Abgabefreiheiten, und die amtlichen Schreiben der Stadt wurden portofrei befördert! Pichelmayr lebte auch einige Zeit in Biberach und starb hier am 14.2.1709 mit 78 Jahren. Er wollte im Wengenklöster in Ulm beerdigt werden. Doch Ulm wollte den lebend geduldeten und gefürchteten nunmehr nicht in seinen Mauern ruhen lassen. Er wurde daher auf dem katholischen Friedhof in Söflingen beigesetzt. Danach kam der verträglichere Taxissche Kabinettssekretär Dolle an die Spitze des Ulmer Postamts, das Mitte des 18. Jahrhunderts dann zum Oberpostamt wurde, was es faktisch schon immer gewesen war.



## Taxische Reichspost

1748 siedelte das Haus Taxis dann nach Regensburg über, wo es heute noch seinen Sitz hat. Die Oberleitung der Posten verblieb aber in Frankfurt. Um die vom Kaiser betriebene Aufnahme des Fürsten Taxis ins Reichsfürstenkollegium wirksam zu machen, erwarb Fürst Karl Anselm (1773-1805) am 22. Oktober 1785 die Reichsgrafschaft Friedberg und die Herrschaften Scheer, Dürmentingen und Bussen in unserer engeren Heimat Schwaben um 2 100 000 Gulden, Aufgrund dieses Besitzes gelangte Karl Anselm in den Fürstenrat des Schwäbischen Kreises. Kaiser Joseph II. (1765-1798) erhob dieses Gebiet am 16. Juli 1787 zu einer unmittelbaren reichsfürsteten Grafschaft. Die Familie Taxis hatte damit den höchsten Punkt ihres Ansehens und Einflusses, ihrer Macht und ihrer Einkünfte erreicht.

Man kann sagen, daß von dieser Reichsgrafschaft her der Name Thurn und Taxis in unserer Heimat bis heute einen guten Klang hat. Durch all diese Zeiten hindurch bestand also in Biberach eine Taxissche Posthalterei und eine Postexpedition; denn diese beiden Einrichtungen waren bei der Reichspost an größeren Orten meist getrennt organisiert. Die Posthaltereien hatten als Fuhrunternehmen unter Aufsicht der Postexpedition (des Postamts) die gehörige Anzahl von Postillionen, Pferden, Wagen usw. bereitzuhalten und auf den regulären Postlinien (den Ordinari-Posten) oder zu Sonderfahrten (den Extraposten) einzusetzen. So hatte der Posthalter Löle in Biberach im Jahre 1760 dreizehn Pferde und fünf Knechte. Die Postexpedition bzw. das Postamt war zuständig für die Annahme der Sendungen, die Taxerhebung, die Mitgabe mit den Ordinari-Posten und die Bereithaltung zur Abholung, da es noch keine Zustellung gab. Der Postexpedient besorgte sein Amt meist nebenberuflich. 1780 allerdings findet sich in Biberach bereits als Hilfspersonal ein Zusteller und Packer, der zu zwei Drittel beschäftigt war. Ab 1770 gab es noch eine beträchtliche Ausdehnung der vorderösterreichischen Kurse in Oberschwaben mit Gründung zahlreicher Postanstalten, unter anderem auch in Warthausen bei Biberach. In Oberschwaben bestanden damit 32 Postanstalten (19 Reichs- und 13 Vorderösterreichische) an 27 verschiedenen Orten. Zu dieser Zeit besaß das Herzogtum Württemberg, obwohl doppelt so groß und dichter bevölkert, nur halb so viele Postanstalten. Ab 1711 gab es in Biberach anstelle des Reichspostpediteurs (Reichspostexpedienten) den Titel Postverwalter.

Als unter den Auswirkungen der französischen Revolution Europa aus den Fugen barst, wurde auch die Taxissche Post von den Wogen des Umsturzes der alten Ordnung erfaßt. Die Besitzungen in Belgien gingen verloren; infolge des Luneviller Friedens (9. Februar 1801) fielen die Posten in den österreichischen Niederlanden und auf dem linken Rheinufer an Frankreich. Als Entschädigung erhielt das Haus Taxis durch den Reichsdeputationshauptschluß (25. Februar 1803) das gefürstete Damenstift Buchau nebst Stadt, die Abteien Marchtal und Neresheim, das Amt Ostrach mit der Herrschaft Schemmerberg und den Weilern Tiefenthal, Frankenhofen und Stetten als Fürstentum zugesprochen und den ungeschmäälerten Fortbestand seiner Posten in dem Zustande zugesichert indem sie sich zur Zeit des Friedensschlusses befanden. Zugekauft wurde 1805 noch die Herrschaft Ober- und Untersulmetingen. Mit der Errichtung des Rheinbundes und der Auflösung des Deutschen Reichs erlosch 1806 auch das erbliche Reichspostgeneralat. Zugleich verlor Fürst Alexander (1805-1827) die Landeshoheit über seine schwäbischen Besitzungen. Das Gebiet fiel an Bayern, an Württemberg und an Hohenzollern-Sigmaringen. Die Posthoheit ging an die selbstherrlich gewordenen Rheinbundfürsten über. Die neuen Staaten übernahmen die Posten teils in eigene Verwaltung gegen Entschädigung des Hauses Taxis (so Bayern, Baden), teils ohne solche (Württemberg), teils gaben sie die Ausübung des Postregals dem Fürsten zu Lehen. Daher gab es Anfang des 19. Jahrhunderts 30 verschiedene Postverwaltungen in Deutschland. Ihre Vielfalt wird durch je gesonderte Uniformen, Tarife und Verordnungen demonstriert. Erst mit dem Erwachen des nationalen Einheitswillens wurde auch der Keim zu künftigem Streben nach der Posteinheit gelegt.

## Königlich württembergische Landespost 1806 - 1819

Die Eigenverwaltung der württembergischen Staatspost währte zunächst von 1806 bis 1819. Bereits im Dezember 1805 wurden die württembergischen Oberämter beauftragt, die Posten für den Staat in Besitz zu nehmen. Biberach war aber zu dieser Zeit (seit 1802) noch badische Oberamtsstadt und die Post immer noch unter Taxisscher Leitung. Daher konnte hier erst im Herbst 1806 der kaiserliche Reichsadler am Posthaus abgenommen und durch das neue königlich-württembergische Wappen ersetzt werden. Beim Übergang der Posten waren 28 Postämter vorhanden, wozu dann noch Biberach kam. Aufgrund des Organisationsmanifestes vom 18. März 1806 wurde eine dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten untergeordnete Oberpostdirektion in Stuttgart gebildet, bei der außer einem Oberpostdirektor noch 20 Oberpoststräte, 1 Oberpostsekretär, 1 Sekretär und 1 Kanzlist beschäftigt wurden. Durch Verfügung vom 19. Juni 1807 traten vier Oberpostämter in Stuttgart, Heilbronn, Tübingen und Biberach als Mittelstellen zwischen die Direktion und die inzwischen auf 68 vermehrten Postämter. Das Oberpostamt Stuttgart wurde zum Generalpostamt erhoben. Bereits im Jahre 1810 wurde dann das Oberpostamt Biberach nach Ulm verlegt, nachdem Ulm württembergisch geworden war. Zum Oberpostamt Biberach hatten 15 Postämter gehört, nämlich: Altdorf (Weingarten), Waldsee, Wurzach, Wolfegg, Isny, Holzleute, Laupheim, Ochsenhausen, Mengen, Saulgau, Altshausen, Buchau, Stockach, Radolfzell und Singen.

In der Folgezeit wurden vermehrt weitere Kurse zu den neuen Landesteilen eingerichtet, zahlreiche Postämter errichtet, neue Instruktionen erlassen und durch einheitliche Tarife das Postwesen durchgreifend reformiert. Für die Vermittlung des Postverkehrs der Orte ohne Postanstalt durften nur noch Amtsboten tätig sein unter behördlicher Aufsicht. Das übrige Botenwesen wurde weitgehend eingeschränkt. Die Vorstände der Oberpostämter, die die Amtsbezeichnung Oberpostmeister führten, hatten die unterstellten Postämter zweimal jährlich zu visitieren. Nach dem Wiener Kongreß verblieben im deutschen Raum noch 17 Postverwaltungen, die sich 1850 zum deutsch-österreichischen Postverein zusammenschlossen, um den Postverkehr über die Landesgrenzen hinweg flüssiger zu gestalten und die in jedem Staat verschiedenen Gebühren zu vereinheitlichen.

## Thurn- und Taxissche Lehenpost 1819 - 1851

Zwischen 1819 und 1851 wurde das Postwesen in Württemberg wieder vom Hause Thurn und Taxis als Lehenpost übernommen. Nach langwierigen Verhandlungen zwischen der Krone Württemberg und dem Hause Taxis wurde am 27. Juli 1819 von den Bevollmächtigten ein Erb-Mann-Thronlehenvertrag unterzeichnet und durch königliche Verordnung vom 9. September 1819 in Kraft gesetzt. Hiernach erhielt der Fürst Karl Alexander von Thurn und Taxis und seine männlichen Nachkommen sowie nach Erlöschen seines Stammes der Fürst Maximilian von Thurn und Taxis und seine männliche Nachkommenschaft vom 1. Oktober 1819 an als Erb-Mann-Thronlehen die Würde und das Amt eines Königl. Württembergischen Erb- und Landpostmeisters. Ihm wurde das nutzbare Eigentum und die Verwaltung sämtlicher Posten im Königreich Württemberg übertragen. Für die Überlassung hatte der Erblandpostmeister jährlich 70 000 Gulden an die württ. Staatskasse zu zahlen. Die Zentralverwaltung wurde am 15. November 1819 vollständig mit der fürstlichen Generalpostdirektion in Frankfurt vereinigt. Zu Beginn der Lehenpost waren 4 Oberpostämter und 87 Postämter vorhanden, darunter auch Biberach an der Riß. Vorbehalten blieb dem König als Lehensherr die Postgesetzgebung, die Postpolizei, die Vertretung der Postanstalten gegenüber andern Staaten sowie die Besetzung mancher Personalstellen. Die Oberpostämter waren mit denselben Aufgaben wie zuvor nun Mittelstellen zwischen ihren untergeordneten Anstalten und der Generalpostdirektion zu Frankfurt. Sie waren auch befugt, Legalstrafen anzusetzen.

Nach der Eröffnung des Eisenbahnbetriebs in Württemberg (22. Oktober 1845) erhob der Fürst von Thurn und Taxis Anspruch auf Entschädigung für die eintretende Schmälerung seiner Einkünfte. Es wurden auch Verhandlungen aufgenommen, der Postverwaltung die Benutzung der Eisenbahn zu gestatten. Beides blieb erfolglos. Der Postlehenvertrag war seit seiner Entstehung der Gegenstand vielfältiger Angriffe gewesen, insbesondere seitens der württembergischen Volksvertretung. Sie brachte es nach längeren Verhandlungen dann am 28. März 1851 soweit, daß ein Vertrag zustandekam, der den Postlehenverband mit Wirkung vom 1. Juli 1851 auflöste. Damit gingen die Posten wieder in die Selbstverwaltung des württembergischen Staates über. Der Fürst von Thurn und Taxis erhielt für die Abtretung, der seinem Haus zustehenden Rechte sowie die Überlassung der Postgebäude (darunter das jetzige Amtsgerichtsgebäude in Biberach) und der Ausstattungsgegenstände die Summe von 1300 000 Gulden.

## Württembergische Staatspost ab 1851

Die württembergische Staatspost sollte von 1851 bis 1920 dauern. Bei der Übernahme waren in Württemberg 122 Postanstalten vorhanden. Die Oberpostämter blieben zunächst erhalten, wurden aber ab 1. Juni 1852 aufgehoben und die Postanstalten unmittelbar der „Postkommission“, ab 1858 „Postdirektion“ genannt, unterstellt. Wegen der vielfach erforderlichen Verhandlungen mit den Nachbarstaaten ging die Leitung der Verkehrsanstalten vom Finanzministerium im Jahre 1864 auf das Departement der auswärtigen Angelegenheiten über, bei dem die Zentralbehörde für die Verkehrsanstalten eine Abteilung bildete. Am 1. September 1851 erfolgte der Beitritt zum deutsch-österreichischen Postverein. Neben der weiteren Gründung von Postanstalten, in unserer Gegend 1856 in Essendorf, 1857 in Warthausen, 1860 in Ummendorf, ereigneten sich große postalische und andere Umwälzungen in Deutschland. Nach dem Kriege von 1866 führte Preußen sein erklärtes Ziel durch, das Taxissche Postwesen endgültig zu beseitigen. Das schwierige Ablösungswerk führte der Geheime Postrat Stephan

mit Umsicht und Nachdruck zu Ende. Preußen übernahm am 1. Juli 1867 das Taxissche Postwesen mit allen Rechten in seine Verwaltung und gewährte dem Fürsten Maximilian Karl eine Abfindung von 3 Millionen Talern in bar. Damit gab es ab 1868 neben der Norddeutschen Bundespost unter Führung Preußens noch Postverwaltungen in Baden, Bayern und Württemberg, wobei Bayern und Württemberg ihre eigene Verwaltung bis 1920/21 behalten sollten. Nach der Reichsverfassung vom 16. April 1871 und Gründung der Deutschen Reichspost blieb dem Königreich Württemberg die selbständige Ausübung des Post- und Telegraphendienstes in seinem Gebiete gewahrt. Dem Reich stand jedoch die Gesetzgebung über rechtliche Verhältnisse, über Portofreiheiten und das Taxwesen zu mit Ausnahme der Bestimmungen für den innerwürttembergischen Verkehr. Am 1. April 1881 trat eine neue Behördengliederung in Kraft, die bis zum Übergang der württembergischen Post an das Reich gültig blieb. Als selbständige Direktivbehörde war die Generaldirektion der Posten und Telegraphen beim Ministerium des Auswärtigen für die unmittelbare Leitung und Beaufsichtigung des Post- und Telegraphenbetriebs zuständig. Schon am 19. Oktober 1878 wurde ein „beratender Ausschuß von Vertretern des Handels und Gewerbes sowie der Landwirtschaft“ zur Wahrnehmung der Ansprüche dieser Berufskreise ins Leben gerufen, also ein Vorläufer des heutigen Postverwaltungsrats. Aus ihm ging später der aus je acht Vertretern des Handels, der Gewerbevereinigungen und der Landwirtschaft gebildete „Beirat der Verkehrsanstalten“ hervor mit der Aufgabe, in wichtigen Verkehrsfragen gutachtliche Äußerungen abzugeben sowie Wünsche und Beschwerden zur Kenntnis des Ministeriums zu bringen. (Fortsetzung folgt)

3. Jahrgang – Heft 2 – Seite 45

## Friedrich Eser (1798-1873)

Ein bedeutender Oberschwabe

Von Gabriele Freifrau von Koenig-Warthausen

In unserer Publikation über „Wilhelm Waiblinger und sein oberschwäbischer Freund“ lernten wir einen Mann kennen, der es besonders verdient, daß sein Andenken in Oberschwaben hochgehalten wird: Friedrich Xaver Eser, der am 14. Februar 1798 zu Hürbel geboren wurde. Der Vater, Judas Thaddäus Eser, verheiratet mit Kreszenz v. Zwergern aus Babenhausen, war seit 1700 dort freiherrlich Freyberg-Eisenbergischer Rat und Obervogt. Die Familie Eser war katholisch und stammte aus der bayerischen Provinz Schwaben. Von fünf Kindern blieben nur Friedrich und eine zehn Jahre ältere Schwester Sophie am Leben, nachmals verheiratet mit dem Landschaftskassier v. Welz in Altdorf-Weingarten.

Erst 1907 hat der bekannte Herausgeber des Diözesanarchivs von Schwaben, Paul Beck in Ravensburg, Esers „Erinnerungen aus meinem Leben“, geschrieben in seinem 71. Lebensjahr, veröffentlicht. Es ist ein hochinteressantes Denkmal für jene ganze Zeit, in der etwas vom Humboldtschen Ideal der Gesamtbildung bis in die entferntesten Dörfer gedungen war.

Immer betrachtete Eser Hürbel als die unvergeßliche, eigentliche Heimat. 80 Jahre war die Familie dort ansässig. Ländliche Originale, Adel, Beamtenkollegen des Vaters und vor allem der Klerus prägten das Weltbild des Knaben. Bei Besuchen durfte er schon bald den Vater begleiten, mit wachen Sinnen nahm er die Umwelt in sich auf. Da drei seiner Geschwister an den Pocken verstorben waren, ließ man den Kleinen beim Stadionschen Leibarzt Dr. v. Bourdon in Warthausen impfen, wozu damals noch menschliches Pockengift verwertet wurde. Der kleine Friedrich überlebte nach schwerer Krankheit.

Sein Hürbel schilderte er folgendermaßen: „Am südlichen Abhange des Hügels, auf welchem das geräumige, viertürmige Schloß mit der Kirche steht, am Saume eines großen, nun in eine Wiese umgewandelten Teiches . . . liegt das bescheidene, aber mit seinen Neugebäuden wohnlich und bequem eingerichtete Amthaus, wo ich das Licht der Welt erblickte.“ Auf Anfrage teilte das Bürgermeisteramt Gutenzell-Hürbel mit, daß vermutlich das Forsthaus in Hürbel, Poststr. 4, das Geburtshaus von Friedrich Eser sei. An Hand der im vorigen Aufsatz erwähnten Bleistift-Skizze Waiblingers läßt sich das seit jener Zeit unveränderte Esersche Haus mühelos erkennen; auch die Angabe von Eser selbst über die Lage am südlichen Abhang stimmt genau. Als es vor einigen Jahren abgebrochen werden sollte, haben sich verständnisvolle Heimatfreunde für seine Erhaltung eingesetzt. Hören wir weiter aus Esers Erinnerungen: „Die Gegend von Hürbel bietet die Physiognomie des oberschwäbischen Landes in ausgeprägter Weise . . . Die meisten Höhenpunkte, und nicht selten auch die Talgründe, schmückt und belebt die Fernsicht auf die imposante Kette der Bayerischen, Voralberger, Tiroler und Schweizer Alpen, deren Anblick der Oberländer so schwer vermißt, daß selbst den gealterten Mann, nach vieljähriger Trennung vom Heimatlande, noch ein stilles Heimweh nach denselben beschleicht.“

Die soziale Stellung des Vaters brachte dem kleinen Friedrich eine einsame Jugend: mit Ausnahme des Schloßgärtners-Sohn durfte er nicht mit den Dorfkindern spielen. Er bekam in der Schule ein eigenes Bänkchen und wurde im Anklang an die Titulierung des Vaters „der junge gestrenge Herr“ genannt. Darunter litt das Kind begreiflicherweise.

Die Kämpfe zwischen Franzosen und Österreichern waren für den Knaben ein willkommenes Schauspiel; er freudete sich mit der französischen Einquartierung unter Moreau an. Im Herbst 1805 wurde Hürbel unter General Vandamme schwer mitgenommen, 1806 zog mit Marschall Neys Soldaten wieder eine kinderliebe Einquartierung ein.

Die politischen Umwälzungen jener Jahre machten sich in Oberschwaben sehr fühlbar. Nach der Säkularisierung der Klöster kam Gutenzell, wo die Nonnen den schüchternen Buben so gern verwöhnt hatten, an die Grafen Törring; sie haben die Herrschaft noch heute in ihrem Besitz. In Ochsenhausen zog Fürst Metternich ein, der hier für seine linksrheinischen Besitzungen entschädigt wurde. Der bisherige Abt Romuald zog mit einigen älteren Konventualen nach Obersulmtingen. Metternich, einbegeisterter Liebhaber des Theaters, holte junge Talente nach Ochsenhausen und ließ sogar die „Zauberflöte“ aufführen. Neue Welten erschlossen sich dem jungen Eser. Auch in Gutenzell, wo er Verwandte hatte, bestand, wie in Biberach, eine „bürgerliche dramatische Gesellschaft“. Damals beherrschten Iffland und Kotzebue die Bühne, aber auch eine von Graf Törring selbst verfaßte „Agnes Bernauerin“ wurde aufgeführt. Die bisher reichsritterschaftliche Herrschaft Hürbel kam nach kurzer Zugehörigkeit zu Baden und Bayern 1806 durch Napoleons Gnaden an Württemberg.

Bald erwachte das Interesse an Naturwissenschaften in dem Jungen. Der Schloßgärtner des Freiherrn v. Herman in Wain lieferte aus dem dortigen Warmhaus das Entbehrliche an Vater Eser; das bot Anregung zu botanischen Studien. Versteinerungen sammelte der Knabe in den Steinbrüchen von Baltringen. „Seinen Baron“, Freyberg, durfte Friedrich schon bald auf die Jagd begleiten. Botanik, Mineralogie und Zoologie lernte er so aus der Praxis heraus. Mit besonderer Dankbarkeit gedenkt Eser mehrerer geistlicher Herren. Mit dem damaligen Pfarrer von Großschafhausen, dem späteren Domdekan in Rottenburg, Ignaz Jaumann (1779-1862), verband ihn lebenslängliche Freundschaft. Der Schloßkaplan Aloisius Stämpfle (1760-1826), ein ländliches Original, erteilte dem Buben den ersten Lateinunterricht.

Sehr ausgedehnt war die Esersche Verwandtschaft. Als Friedrich 1810 Gymnasialreife hatte, kam er zu einem bayerischen Onkel, der Finanzrat in Kempten war. Das gesellige Haus entzog Eser erstmals der Abgeschlossenheit in Hürbel. Er bekam Zeichenunterricht bei dem Maler und Bildhauer Weiß und wurde nun zu seiner lebenslänglichen Begeisterung für die bildenden Künste angeregt.

Aber - wie Goethe - mußte auch er erkennen, daß seine Begabung für den Beruf als bildender Künstler nicht ausreichte. Doch er lernte sehen und urteilen. Zwei Jahre später holten ihn seine Eltern von der „ausländischen“ Schule weg und gaben ihn auf eine „inländische“ nach Rottweil. Mit ihm zog sein Freund dorthin, Gottfried Woher, Sohn des Fürstlich-Zeilschen Hofrats in Neutrauchburg. Rottweil gefiel den jungen Leuten nicht; es hielt den Vergleich mit Kempten nicht aus. Das kulturelle und geistige Leben ließ zu wünschen übrig, die ungewohnte Anrede „Er“ kränkte den jungen Mann.

Auch die Quartierfrage fand erst im Lauf der Zeit eine günstigere Lösung. Lektüre mußte die Schüler trösten: Klopstock, Matthison, Hölty, die Voss'sche Homer-Übersetzung. Nicht einmal in den Ferien durften die Knaben nach Hause - die Entfernung von Rottweil nach Hürbel war zu groß! Schließlich veranlaßte der Ausbruch einer Typhusepidemie in Rottweil die Eltern im Januar 1814, den Sohn nach Hürbel zurückzurufen. Er hatte einen Schutzengel, denn seine gute Hauswirtin, Frau Bäuerle, erkrankte am Tag seines Abmarsches. Es wurde eine beschwerliche Fußwanderung, fast verließen ihn unterwegs die Kräfte: „Ich sah mich genötigt, auszuruhen, setzte mich trotz der großen Neigung zum Schlaf, dem ich mich vielleicht auch überlassen hätte, um nicht wieder zu erwachen, wäre ich nicht durch die Schellen eines Schlittens plötzlich aus meinem Halbschlummer erweckt worden.“ Rechtzeitig kam der Kutscher des Baron Freyberg aus Hürbel mit dem Schlitten vorbei und bewahrte den Jungen vor dem Tod durch Erfrieren. Ein gutes halbes Jahr lang bis zum Herbst 1814 genoß Eser den Aufenthalt in der Heimat und konnte ihn zur Lektüre von Shakespeare, Wieland, Alexander v. Humboldt nutzen. Wieder in Rottweil ließ sich dann alles besser an. Er hörte Logik, Psychologie und Ästhetik, setzte seine naturkundlichen Wanderungen fort und hatte nun den verehrten Domdekan Jaumann in Rottenburg in leicht erreichbarer Nähe. In den „Erinnerungen“ wird auch die traditionelle Rottweiler Fastnacht mit dem Schantle nicht vergessen. Im Herbst 1815 bezog der nun Siebzehnjährige die Universität Tübingen. Wieder tadelte er kritisch Unterkunft und Verpflegung und fühlte sich von den meisten Mitstudenten abgestoßen, da sie nur auf einen Broterwerb bedacht waren, während ihn der faustische Drang nach universalem Wissen bewegte.

Inzwischen hatte Hürbel seinen Besitzer gewechselt und war an den Grafen Julius Cäsar Reuttner von Weyl, den Schwiegersohn Freybergs, übergegangen. Der neue Besitzer bewog Eser, statt Medizin doch lieber Jura zu studieren, um später den Vater im Amt ablösen zu können. Natürlich willigte der junge Mann

ein, denn er ersehnte nichts Schöneres, als immer in der geliebten Heimat bleiben zu können. Die Naturwissenschaften belegte er weiterhin. Mit einem Herrn v. Koller, Neffen des Freiherrn v. Lassberg auf der Meersburg, mietete Eser das berühmte Dichter-Gartenhäuschen auf dem Österberg, das schon Wieland, später Mörike und Waiblinger mit dem kranken Hölderlin aufgenommen hatte. Ein neuer Freundeskreis bildete sich in Tübingen; Eser beschreibt ihn ausführlich in seinen Erinnerungen. So mancher später verdiente Mann gehörte dazu. In den Herbstferien unternahm Eser mit zwei Kameraden seine erste Schweizerreise, im folgenden Jahr 1817 die zweite, die ihn bis zum Lago Maggiore und nach Genua führte. Wie Kerner sein Riecke, so lernte auch Eser seine Friederike auf der Achalm kennen, wohin im Juni 1817 Tübinger Studenten die Reutlinger Jugend zum Tanz geladen hatten. Die Tochter des letzten regierenden Reutlinger Bürgermeisters und späteren Rechtskonsulenten Johann Jakob Fetzer (1760-1844) verhielt sich zunächst so ablehnend, daß Eser mit Selbstmordgedanken umging. Erst als er sich dann scheinbar von ihr zurückzog, änderte sich ihr Benehmen; 1819 konnte die Verlobung stattfinden. Im Januar des gleichen Jahres widmete Eser dem König Wilhelm I. ein Gedicht zum Tod seiner Gemahlin, der Königin Katharina:

Wilhelm! Wilhelm: in den schönern Zonen,  
Wo kein Herz um seinen Frieden weint,  
Hör' ich laut den Schmerz der Millionen  
In der Glocken Wehmutston vereint...

Manche Verse ähnlicher Qualität sind von Eser gedichtet worden. Dabei war er aufgeschlossen für echte Dichtung.

Nach glücklich bestandenen Examina wurde Eser im Frühling 1819 als provisorischer Akteur beim Oberamtsgericht in Urach eingestellt. In Oberamtsrichter Märklin fand er einen kunstliebenden Chef. Die beiden Lehrer am Evangelischen Seminar, Dr. Theodor Plieninger und August Friedrich Pauly, waren ihm freundschaftlich gesinnt. Die wichtigste Uracher Begegnung, die mit dem jungen Wilhelm Waiblinger, wurde im vorigen Heft gewürdigt. Wenn auch sonst nichts über Friedrich Eser zu melden wäre - und es gibt gar vieles -: seine Freundschaft und Treue für den verkannten Jüngling verdient, daß man Eser nie vergißt.

Schon im Januar 1820 verließ er Urach krankheitshalber und trat in die Dienste des Grafen Reuttner des neuen Besitzers der Herrschaften Hürbel und Rechtenstein an der Donau. Zunächst unterstützte er den Vater. Nach dem Tode des alten Grafen Reuttner im November 1820 ernannte die Vormundschaft für dessen 1811 geborenen Sohn Carl Viktor den jungen Eser zum Rentbeamten, 1822 als Nachfolger des Vaters zum Zentral-Rentbeamten in Hürbel und Rechtenstein mit der Aufsicht über die anderen Reuttnerschen Güter Haldenwang mit Waldkirch und Offingen mit Landstrost in Bayern sowie Wäschenbeuren bei Göppingen.

Am 12. September 1822 wurde Friedrich mit Friederike Fetzer getraut. 1823 zogen die Eltern nach Weingarten. Eser pflegte regen nachbarschaftlichen Verkehr mit einigen Biberachern, vor allem mit Johann Baptist Pflug (1785-1866). Über ihn schreibt er: „Er bewohnte ein eigenes kleines, im einfachsten bürgerlichen Stile eingerichtetes Haus in einer abgelegenen stillen Straße der Stadt, wo er auch eine Zeichenschule errichtet hatte, unablässig mit Entwürfen für seine beliebten Genrebilder beschäftigt oder sie auf der Staffelei ausführend. Neben ihm fand man seine Zither, seine getreue Begleiterin durchs Leben, zu welcher er einen unerschöpflichen Schatz lustiger Lieder bereit hielt. Das Leben von der heitersten Seite auffassend, besaß er die Gabe, die Stimmen und komischen Eigentümlichkeiten bekannter Personen täuschend nachahmen zu können... Mit diesem heiteren, anregenden Manne, dem man selbst einen gewissen Grad von Genialität nicht absprechen konnte... blieb ich eine lange Reihe von Jahren im freundschaftlichen Verkehr und verdanke ihm so manche Anregungen, die, wenn die Einsamkeit des ländlichen Aufenthalts oder der Andrang von Geschäften meine Neigung zur Kunst etwas erkalten ließen, sie wieder frisch belebten.“ Auch den aus Biberach stammenden Maler Friedrich Dieterich (1787-1846) beschreibt Eser: „Dieterich, von Mittelgröße und kräftigem Körperbau, imponierte nicht durch besonders charakteristische Gesichtszüge... Aber über einem dunklen, lebhaften und geistvollen Augenpaar thronte eine prächtige Stirne, die seinem Kopf einen edlen Abschluß gab.“ Durch Vermittlung Esers erhielt Dieterich den Auftrag, für die Schemmerberger Kirche einen heiligen Martin zu malen.

Angeregt durch die Sammlung der Brüder Boisseree, die damals in Stuttgart ausgestellt war, hatte Eser begonnen, altdeutsche Kunstwerke zu sammeln und erfreute sich des Besizes von vier Gemälden des Bartholomäus Zeitblom. Nach der Säkularisierung der Klöster wurde in Oberschwaben manches wertvolle Kunstwerk verschleudert, ja sogar vernichtet. So bekam Eser von einem Ochsenhausener Klosterschreiner auf die Frage nach alten Kunstwerken die Antwort: „Herr, wenn Sie nach solchen Tafeln fragen, da kommen Sie viel zu spät, noch kürzlich habe ich die letzte Tafel verarbeitet; solch uraltes, gutes Holz gibt es nicht mehr.“

Als 1825 Metternich die Herrschaft Ochsenhausen an den württembergischen Staat verkaufte, begleitete Eser einen fürstlichen Beamten dienstlich nach Wien. Auf der Rückfahrt machte er in München Station und schloß Bekanntschaft mit dem Maler Cornelius. Bei einer zweiten München-Reise 1836 lernte er auch Schnorr von Karolsfeld, den jungen Kaulbach und den Erzgießer Johann Baptist Stiglmayer kennen. Überhaupt reiste er viel. Seine Gesundheit erforderte eine Kur in Wildbad und eine der modischen Molkenkuren in der Schweiz, um sich von einer schweren Lungenentzündung zu erholen.

Ebenso wichtig wie die der bildenden Kunst waren die naturwissenschaftlichen Studien. 1837 setzte sich Eser, angeregt durch seinen Freund aus der Uracher Zeit, Theodor Plieninger, mit den Stuttgarter „Vaterländischen Forschern“ in Verbindung; er wurde zum korrespondierenden Mitglied dieses Vereins ernannt. Eifrig nahm er an den Versammlungen der Naturforscher teil und lernte so die führenden Professoren auf den Gebieten der Paläontologie, Geologie und Mineralogie kennen.

Zweidundsechzig Jahre lang war die Familie Eser in Hürbel ansässig, achtzehn Jahre lang hatte Friedrich die Geschäfte geführt. Aber alles nimmt einmal ein unvermutetes Ende. Graf Reuttner konnte für die Schulden seiner Mutter nicht mehr aufkommen und mußte die Herrschaft Hürbel 1840 an den württembergischen Staat verkaufen; 1843 wurde das Schloßgut dann von den Freiherrn v. Weiden erworben. Das war ein schwerer Schicksalsschlag für Eser: der Staat übernahm zwar gern den tüchtigen Beamten, versetzte ihn aber als „provisorischen Assessor“ nach Ulm. So war er nun in seinem zweiten Lebensabschnitt nicht mehr selbständig und der erste am Platz, sondern einer unter anderen Beamten. Zum Glück konnte er seine Sammlungen in einer geräumigen Wohnung unterbringen, aber Garten und Gewächshaus vermißte er doch sehr. 1841 wurde er zum definitiven Assessor, 1842 zum Finanzrat ernannt. Einen Vorteil allerdings bot ihm die Stadt: er fand gleichgesinnte Männer und gründete mit ihnen den „Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben“, dessen Hauptziel die Restaurierung des Münsters war. 1846 wurde Eser zum Vorstand des Vereins ernannt. Einige Aufsätze in den Blättern des Vereins sind von ihm, so über eine Skulptur aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Besitz des Grafen Reuttner, über Holzschnitzwerke im Besitz des Dekans Joh. Dursch in Wurlingen und Erinnerungen aus dem Leben des Malers Dieterich.

Auch durch seine naturwissenschaftlichen Forschungen wurde Eser immer bekannter. Ausgrabungen bei der Anlage der Festungswerke und der Eisenbahn brachten in der Ulmer Umgebung interessante Fossilien. Der Naturforscher Christian Erich Hermann v. Meyer in Frankfurt am Main bildete in seiner „Palaeonthographica“ eine Anzahl von Petrefakten aus der Eserschen Sammlung ab. Drei Fossilienarten erhielten seinen Namen: Potamogeton Eseri, Unio Eseri und Amohicon Eseri. Das „Jahrbuch für Mineralogie“ erwähnte auch die beim Eisenbahnbau in der Gegend von Örlingen gefundenen Biber aus der Tertiärzeit, die Chalicomys Eseri. Pfarrer Probst aus Mettenberg setzte Esers Sammlungen fort; die seinige ist im Museum der Stadt Biberach erhalten.

1850 wurde die Finanzkammer in Ulm aufgehoben und Eser als Mitglied der Ablösungskommission nach Stuttgart versetzt, wieder ein Stück weiter von der geliebten Heimat entfernt. Sein Herbarium konnte er mitnehmen, Petrefakten und Schmetterlinge überließ er der Realschule in Ulm. Wo sie dann verblieben sind, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Nun mußte Eser nach fünfjähriger Tätigkeit auch auf die Vorstandschaft im „Verein für Kunst und Altertum“ verzichten. Stuttgart - Ulm, heute ein Katzensprung, war damals eine weite Reise. In Stuttgart wurde er Ehrenmitglied des württembergischen Altertumsvereins, dessen Vorstand Graf Wilhelm von Württemberg (1810-1868), ab 1867 Herzog von Urach, war. Bei ihm lernte Eser Justinus Kerner kennen, widmete ihm ein Gedicht, wie auch verschiedenen Mitgliedern der Stuttgarter „Gesellschaft des Werfts“, der Künstler, Gelehrte und Aristokraten angehörten. Zahllose Namen berühmter und längst vergessener Zeitgenossen tauchen in den „Erinnerungen“ auf. Die Einsamkeit von Esers Jugend wurde im Alter reichlich ausgeglichen.

1856 konnte er sich endlich den lang gehegten Italien-Wunsch erfüllen, gut vorbereitet durch Jacob Burckards „Cicerone“. Seine Erinnerungen an diese Reise legte Eser in einem besonderen Band nieder: „Drei Monate in Italien“. Diesen Reisebericht widmete er der „Durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin Olga von Württemberg, Großfürstin von Rußland, der erhabenen Freundin und Beschützerin der Kunst“. Über Mailand, Genua, Cività Vecchia führte die Reise nach Neapel, von wo aus der Vesuv bestiegen wurde. Am 14. September traf Eser in Rom ein; im Haus des dortigen württembergischen Konsuls Karl Kolb (1800-1868) fühlte er sich sofort heimisch. Sämtliche in Rom anwesenden Landsleute feierten im Hause Kolb den Geburtstag des Königs. Im Gedenken an den längst verstorbenen Freund Waiblinger notierte Eser: „Welch ein Glück wäre es für mich gewesen, einen solchen Freund in Rom, an welchem meine ganze Liebe hing, wieder zu finden.“ Schon im vorigen Heft haben wir gehört, wie Eser sich um die Verschönerung von Waiblingers Grab an der Cestius-Pyramide auf dem Protestantischen Friedhof bemühte und wie er für eine würdige Gedenkstätte sorgte.

In Rom bahnte sich eine neue wertvolle Beziehung an: zu dem aus Unlingen stammenden Bildhauer Joseph Kopf (1827-1903), der seit Jahren in der Ewigen Stadt ansässig war. Kopf äußert über den schwäbischen Landsmann: „Besonders sympathisch war mir sogleich Finanzrat Eser, ein schlanker älterer Herr mit einnehmendem wohlwollenden Wesen... An ihm erwarb ich mir einen neuen Freund, der mir liebend meine Wege ebnet half. Eser, obgleich Finanzmensch, liebte... die Kunst, und es war ihm ein wahres Bedürfnis, mit und in ihr zu leben. Er besaß selbst eine kleine Sammlung altdeutscher Bilder!“ Als Kopf einige Jahre später, 1859, nach Stuttgart kam, wollten Esers ihn als Gast in ihr Haus aufnehmen. Er lehnte zunächst ab, nahm das freundliche Angebot aber beim zweiten Stuttgarter Aufenthalt an. Kopf schuf Esers Büste in Marmor. Im „Staatsanzeiger für Württemberg“ veröffentlichte Eser eine Beurteilung der beiden ersten Statuen von Kopf, die Kronprinz Karl bei ihm bestellt hatte. Es waren die Mädchengestalten von Frühling und Sommer, die Eser und Kopf schon in Rom zusammen geplant hatten.

Eser blieb reiselustig, 1858 besuchte er die Allgemeine Deutsche Kunstausstellung in München und die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsforscher in Berlin, in deren Verwaltungsrat er berufen wurde. Auch dem Verwaltungsrat des 1862 begründeten Stuttgarter Museums für Vaterländische Altertümer gehörte er an. 1863 unternahm er noch einmal eine große Kunstreise durch Belgien, Nordfrankreich und Paris. In seinen „Erinnerungen“ werden stets alle besichtigten Kunstwerke aufgeführt und mit Liebe und Verständnis erläutert.

In jener Zeit gab es noch keine berufliche Altersgrenze mit erzwungener Pensionierung. Jeder durfte in seinem Beruf arbeiten, solange er wollte; doch konnte ein verdienter Beamter bei vollem Gehalt eine Reduzierung seiner Amtsgeschäfte beantragen. Davon machte Eser ab 1858 Gebrauch. Er behielt nur ein Referat bei der königlichen Ablösungskommission. In seinem 71. Lebensjahr und 49. Dienstjahr bekleidete er diesen Posten noch immer, in dem Jahr, als er seine „Erinnerungen“ schrieb. Ein schwerer Schicksalsschlag war der Tod seiner Frau im Herbst 1870. Von seinen fünf Töchtern waren zwei schon in jungen Jahren gestorben.

Mit großer Begeisterung erlebte Eser 1871 noch die Gründung des Deutschen Reiches. Seine nach Stuttgart verbrachten Sammlungen verkaufte er, als er sein Ende herannahen fühlte, an die Universität Boston. 1872 war er an einer Unterleibsentzündung erkrankt. Am 15. Juni 1873 schloß er die Augen, die letzte Ruhestätte fand er auf dem Stuttgarter Prag-Friedhof.

Der „Staatsanzeiger von Württemberg“ widmete ihm folgenden Nachruf: „Eser gehörte zu jener Art von Naturen, die in Deutschland häufiger gefunden wird als in irgendeinem Land der Welt, aber auch hierzulande immer seltener mehr vorkommen. Stille, einsame Leute, die nicht genannt sein wollen, die sich nicht vordrängen, in kleinen, bescheidenen Stellungen, oft ganz unbekannt, ohne alle Auszeichnungen der Fakultäten und offiziellen zünftigen Kreise, mit oft recht bescheidenen Mitteln, ohne allen und jeden materiellen Gewinn, die inmitten einer banausischen Umgebung sich vornehm und selbständig erhalten, den Idealen einen Hausaltar errichten, mit den Besten aller Zeiten vereint leben.“ Da möchte man eigentlich noch hinzufügen: in keinem Land trifft man sie häufiger an als im Schwabenland.

Hören wir zum Schluß noch die Verse Esers auf Waiblingers frühen Tod:

„Früh hob zur Sonne adlerkräftig  
Die jungen Schwingen auf sein Genius.  
Doch naht sich bald des Maitags Schwüle;  
Das Zucken ungemessner Kraft  
Das schrankenlos, gewittergleich,  
Das Blütenmeer mit Sturm durchrast,  
Des Erdgeist's Tücken schleichen mit Sirenenklang  
Ins unbewachte, jugendwarme Herz.  
Noch schwebt das hohe Ziel ihm vor dem Auge,  
Er rafft sich auf, Italiens Zauber soll  
Die Natterbrut verschrecken, die  
Dem Frühling an der Ferse klebt;  
Des Schwäb'schen Kaiserhauses urgewalt'gerKraft  
Will er im sonnenhellen Erbland jetzt sich weih'n.  
Die ewige Roma schließt mit Mutterarmen  
Den Jüngling an die Brust, vom Kapitol  
Blickt stolz er auf die Trümmer einer Welt,  
Und mild entsteigt der Dichtung Blüte seiner Brust.  
Doch wie einst Konradin nach Siegestrunkenheit,  
Ein Opfer südlichen Verrates, fiel,  
So schlingt die Hydra schrankenloser Lust  
Gekräftigt von des Südens Glut,  
Mit Schlangendarmen nun um seine Glieder sich.  
Von Ätnas Felsenrinne wirft  
Noch einen vollen, großen Blick  
Er auf der Stauten Erbe, auf das Land,  
Das mit der Dichtung ew'gem Kranze  
Zu schmücken er bestimmt uns schien,  
Da rafft ihn sein Geschick und bettet ihn  
Einsam an Cestius' Pyramide“.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

## Zur Geschichte der Federseefähren

Von Hans Willbold, Dürna

Beim Durchblättern von Urbaren des 17. und 18. Jahrhunderts aus dem Herrschaftsgebiet des Freiweltlichen Damenstiftes Buchau fällt bei den jährlich fälligen Gilten der stiftischen Lehenhöfe, als da sind Haus- und Heuzins, Landgarbe, Küchengefäll und Jurisdiktionshenne, stets auch eine Abgabe auf, die sich „Seefahrt“ nennt.

Was für eine Bewandnis hat es mit dieser Gilt? Das Stift Buchau hatte neben seinen althergebrachten Sonderrechten beim Fischfang im Federsee und dem Wasserrecht auf die Vollochmühle am Ausfluß des Sees, welches 1442 beim Kauf des Dorfes Kanzach mit der Vollochmühle vom Stift erworben worden war, noch ein weiteres uraltes Recht auf dem Federsee. Es war das Monopol für den Fährverkehr nach Oggelshausen.

Um die Bedeutung dieses Vorrechtes beurteilen zu können, muß man sich die geographischen Verhältnisse des Federseebeckens, wie sie im Mittelalter herrschten, vergegenwärtigen.

Die offene Wasserfläche war viel größer als heute und erstreckte sich vor allem weiter nach Norden, Westen und Süden. Im Norden reichte der See bis gegen Alleshausen, im Südwesten berührte er den Stadtrand von Buchau bis hin zum Plankental, und im Südosten hätte er die Trasse der heutigen Straße von Buchau nach Oggelshausen um ein Beträchtliches überschritten.

Darüber hinaus waren weite Teile der damals bereits verlandeten Seefläche versumpft und mit dichtem Schilfdschungel bedeckt. Wer also zu Land von Buchau nach Oggelshausen, Tiefenbach oder Seekirch gelangen wollte, mußte große Umwege in Kauf nehmen und damit auch notgedrungen immer wieder fremde Herrschaftsgebiete durchqueren. Das dauerte in der Regel lange und konnte teuer, wenn nicht gar gefährlich werden.

Offensichtlich wurde daher schon früh ein Fährbetrieb eingerichtet, um die Verbindung mit den stiftischen Untertanen in den Gemeinden des Federsee-Ostufers herzustellen. Über die Anfänge wissen wir nichts; aber bereits im Jahre 1267 wird in einer Urkunde Cuno von Ogotshusen, genannt der Ferge, erwähnt. Dann bleibt es über 100 Jahre still um den Fährbetrieb am Federsee. Allem Anschein nach war aber das alleinige Recht des Stifts auf die Verleihung des Fahr nicht unumstritten.

Der Beweis dafür ist ein Streit zwischen dem Stift Buchau und der Gemeinde Oggelshausen, welcher im Jahre 1405 geschlichtet wurde. Bei der Verhandlung war Oggelshausen durch Eberhard von Freyberg zu Achstetten vertreten, weil dieser Pfandinhaber der Herrschaft Warthausen war, zu der Oggelshausen seinerzeit gehörte. Schiedsrichter war Hans Truchseß zu Waldburg. Er erkannte, „daß die Äbtissin die bessere Kundschaft habe und daß niemand anders herüberführen solle Leute oder Gut, als wem sie das Fahr leihe; dieser aber soll führen, wen oder was er will.“

Damit war der Versuch Oggelshausens gescheitert, das stiftseigene Fahr-Recht anzugreifen. Das Lagerbuch von 1477 weist aus, daß der Inhaber des Fahrs die Untertanen des Stifts umsonst zu führen, außerdem zweieinhalb Pfund Heller und 2 Fischdienste zu geben hatte. Mit dieser Vorschrift des Stifts, die Untertanen umsonst zu führen, ist nun auch der Bezug zu der eingangs erwähnten Abgabe „für die Seefahrt“ hergestellt: Zwar war die Fahrt selbst frei; mit seiner jährlich zu entrichtenden Gilt hatte trotzdem jeder sein Scherlein für den Betrieb der Federseefähre beizusteuern.

Dann hören wir fast 200 Jahre lang wieder nichts mehr über das Fährwesen am See. Dennoch scheint es gerade während dieser Zeit der Herrschaft Warthausen gelungen zu sein, an den Rechten des Stiftes Buchau bezüglich des Fährbetriebes zu partizipieren.

Am 23. September 1660 tritt nämlich Leopold Schad zu Mittelbiberach, Herr zu Warthausen, die See- und Überfahrt und das dazu gehörige Gütle zu Oggelshausen „mit aller Ein- und Zugehört“ und der Frondienste entledigt, an das Stift ab. Der Inhaber wurde dem Stift leibeigen „mit allem Recht und Gerechtigkeit“.

Bei dem erwähnten „Gütle“ handelt es sich um das kleine „Straubengut“, das Eberhard Brandenburg aus Biberach im Jahre 1438 von Thomas Straub, in Tiefenbach gesessen, gekauft hatte. Dieser sogenannte Brandenburgerhof war noch 1450 Stift Buchauer Lehen gewesen. In den darauffolgenden Jahrzehnten muß er dann seinen Besitzer gewechselt haben. Wann diese Veräußerung „mit allem Recht und Gerechtigkeit“ stattfand, ließ sich nicht feststellen. Der Name des Hofes wird erst wieder bei der oben erwähnten Rückerwerbung im Jahre 1660 genannt. Er war auch noch bei der Aufhebung des Stiftes im Jahre 1802 als einziger Besitz im Oggelshausen in dessen Hand.

Inzwischen hatte sich auch der See verändert.

Im 18. Jahrhundert war die Verlandung am Buchauer Ufer so weit fortgeschritten, daß dort ein Fährkanal angelegt werden mußte, um ein Durchfahren des Sumpfgeländes zu ermöglichen. Diese Fahrwinne ist auch heute noch erkennbar und wird „Seegraben“ genannt. Im offenen Wasser konnte wegen der immer geringer werdenden Tiefe ebenfalls nicht ohne weiteres in direkter Linie gefahren werden. Vielmehr mußte vom Anlegeplatz, der in der Nähe des heutigen Federseemuseums lag, erst ein Stück weit in nördlicher Richtung gefahren werden, bevor der Ferge Oggelshausen ansteuern konnte. Auf einer Karte aus dem Jahre 1787 (im Federseemuseum zu Bad Buchau und im Staatsarchiv Sigmaringen) ist der Fährkanal durch das Sumpfgelände am östlichen Stadtrand vom Buchau eingezeichnet (Abbildung 1); eine andere von 1760 (ebenfalls im Staatsarchiv) zeigt die Fahr-Route der Fähre im See.

Es kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß die laufend zunehmende Erschwerung des Fährbetriebes - neben anderen wichtigen Gründen - den Wunsch nach einer Landverbindung zwischen Buchau und Oggelshausen wach werden ließ und so zu einem der Motive für die Federseefällung wurde. Dieser Wunsch wurde dann auch in den Jahren 1790 und 1791, kaum daß der See bei der 1. Fällung durch Tieferlegung des Ausflusses um 3 Schuh abgesenkt worden war, in Form der Straße von Buchau nach Oggelshausen realisiert. Nachdem diese Straße durch das Ried 1791 fertig und damit befahrbar geworden war, wurden die Seefahrtsrechte aufgehoben und die Seefahrten gegen Gebühr bzw. die Beförderung jedweder Art auf dem Federsee verboten.

An die Stelle der Schiffsgebühren trat ein Wegezoll, der für die Benützung der neuen Riedstraße erhoben wurde. Bei dieser Gelegenheit soll ein an sich unbedeutendes Randereignis nicht unvermerkt bleiben:

Anläßlich der Beendigung der Straßenbauarbeiten im Ried veranstalteten die beteiligten Arbeiter und Tagelöhner unter sich ein geselliges und feuchtfröhliches Beisammensein. Die Begeisterung und Freude über den gelungenen Abschluß der jahrelangen Anstrengungen veranlaßte einen der Arbeiter, einige Freuden-schüsse abzufeuern. Dabei war er sich wohl nicht bewußt, daß in Buchau das Schießen bei Hochzeiten, Taufen und anderen Festen ohne obrigkeitliche Erlaubnis nicht gestattet war. Und eine solche hatte er nicht.

Als Strafe für allfällige Gesetzesbrecher waren für Ledige 15 Streiche „ad posteriora“ (also auf die Sitzfläche) und für Verheiratete 10 Reichstaler (damals 15 Maurertagelöhnen entsprechend) festgesetzt. Mit dem prompten Vollzug der Strafe - der Delinquent war Angehöriger des Ledigenstandes - war der Straßenbau durch das Ried abgeschlossen. Erwähnenswert ist außerdem noch, daß bereits vor diesem Straßenbau durch das Ried nach Oggelshausen ein Fußweg dorthin angelegt worden war. Das geschah in den Jahren 1785 und 1786. Der Weg mußte über weite Strecken auf geflochtenen Faschinen fundamementiert werden, weil der Untergrund zu wenig tragfähig war. Er scheint aber - seine erste Planung geht bis auf das Jahr 1751 zurück - nicht befriedigt zu haben, weil schon mit dem Straßenbau begonnen wurde, bevor die Kosten für den Fußweg bezahlt waren.

Wenn von Seefahrtsrechten auf dem Federsee gesprochen wird, darf aber auch die Freie Reichsstadt Buchau nicht unerwähnt bleiben. Sie verlieh ebenfalls die Seefahrt, d. h. das Recht, die über den See passierenden Personen zu führen. Weil nun die Fahrt nach Oggelshausen dem Stift vorbehalten war, werden die reichsstädtischen Fergen wohl die übrigen Federseeorte angefahren haben. 1716 waren es 5 Schiffer, von denen jeder jährlich für sein Recht 40 Kreuzer zu entrichten hatte. 1751 waren es nur noch 4 bei einer in der Zwischenzeit erhöhten Abgabe von je 90 Kreuzern.

Im Jahre 1506 hatten die städtischen Fergen zwei Bootsgrößen zur Verfügung, wobei der eine Typ etwa doppelt so groß war wie der andere. Die größeren Kähne hießen damals Segeschiff, die kleineren Reinschiff. Es darf jedoch angenommen werden, daß beide Bootsarten nur verhältnismäßig bescheidene Ausmaße hatten, weil die Verhältnisse auf dem See, insbesondere das flache Wasser, rentable Größen ganz einfach nicht zuließen. Die geringe Höhe der jährlichen Abgaben von je 40 bzw. 90 Kreuzern, die die städtischen Fergen zahlen mußten, spricht ebenfalls für einen nur mäßigen umfang des Fährbetriebes.

Der Versuch einer Bewertung dieser uralten Seefahrtsrechte auf dem Federsee kann ohne Blick auf die Karte mit den Besitzungen des Freiweltlichen Damenstiftes Buchau nicht erfolgen. Dabei wird deutlich, daß weitaus der größte Teil diesseits, also westlich des Federseebeckens, liegt. Das läßt Rückschlüsse auf die Politik des Stiftes zu, wenn es darum ging, Herrschaftsgebiete bzw. Rechte zu erwerben. Naturgemäß spielen bei einer solchen Politik sehr viele unterschiedliche Gesichtspunkte und Beweggründe mit herein. Eines aber dürfte sicher sein: Sowohl der stiftische als auch der städtische Fährverkehr waren zu leistungsschwach, um für Buchau ein Hinterland jenseits des Federsees zu erschließen. Im Waren- und Personenverkehr sind beide über die unbedeutende Unterstützung einer rein lokal orientierten Bedarfsdeckung nicht hinausgekommen. Als dann durch die 1. Federseefällung und den Straßenbau durch das Ried zum Ostrand des Federseebeckens bessere Voraussetzungen für mögliche Aktivitäten auch in dieser Richtung geschaffen wurden, war es bereits zu spät: 11 Jahre danach war das Freiweltliche Damenstift aufgehoben und Buchau auch nicht mehr Freie Reichsstadt. Nun hören wir wieder mehr als 100 Jahre nichts über den Verkehr auf dem See.

Die Gründerjahre zu Beginn des 20. Jahrhunderts bringen Bewegung und Betriebsamkeit an den Federsee. Das Interesse an der Natur war erwacht. Begünstigt durch begeisterte Naturfreunde und den vor dem 1. Weltkrieg herrschenden Wohlstand, ging man daran, den Federsee touristisch zu erschließen.

Dies geschah zum einen durch den Bau des ersten Steges, der im Frühjahr 1911 fertig wurde, zum anderen durch die Gründung der Federsee-Motorschiffahrt-Gesellschaft im Jahre davor (Abbildung 2).

Die Gesellschaft ließ ein hölzernes Boot mit einem Fassungsvermögen von 10 Personen bauen. Durch die Installierung eines Benzinmotors avancierte es zum „Motorschiff“. Beabsichtigt war, das Motorboot sowohl als Personenfähre zwischen Buchau und Tiefenbach verkehren zu lassen, als auch Rundfahrten auf dem See durchzuführen. Dabei war das Erreichen und Verlassen der Anlegestelle auf Buchauer Seite allein schon eine feuchte und abenteuerliche Sache, denn der eigentliche Federseesteg war ja noch nicht fertig. So war man gezwungen, den Steg für die Fischerboote im Kanzackkanal zu benützen, was selten ohne nasse Füße abging, weil der Zugang zu diesem häufig entweder schadhaft war oder unter Wasser stand. Am gegenüberliegenden Ufer bei Tiefenbach sah es nicht besser aus.

Dennoch stellte das Motorboot am Federsee in der damaligen Zeit eine Sensation ersten Ranges dar, schon auch deswegen, weil es erst 24 Jahre her war, seit Gottlieb Daimler das erste Motorboot der Welt gebaut hatte. Es zeigte sich aber schon bei den ersten Fahrten, daß nicht nur der Zugang zur Bootsliagestelle mitunter beschwerlich war, sondern häufig genug auch die Fahrt selbst. Dies vor allem wegen der üppig wuchernden Wasserpflanzen, dann aber auch wegen der Untiefen und Schlammflächen, die je nach Wasserstand mehr oder weniger hinderlich waren. Hinzu kamen noch die Drahtreusen der Federseefischer.

Die Mitnahme von Rudern im Motorboot war daher in jedem Falle mehr als nur eine Vorsichtsmaßnahme, oft ganz einfach eine Notwendigkeit, um die Anlegestelle zwar schweiß triefend, aber doch immerhin überhaupt wieder erreichen zu können. Baggerungen beim Bootsteg im Kanal und die Herstellung eines befestigten Zuganges dorthin wurden in Aussicht genommen, ebenso der Bau einer Bootshalle am Buchauer Ufer und eine Anlegestelle bei Tiefenbach.

Der Fähr- und Rundreisebetrieb kam im Ersten Weltkrieg zum Erliegen und wurde erst 1931 für 2 Jahre nochmals aufgenommen. Dieses Mal verwendete man - durch Erfahrungen gewitzigt - nicht wieder ein großes schweres Boot mit stationär eingebautem Antrieb, sondern ein etwas kleineres und leichteres mit einem 4-PS-Außenbordmotor, der bei Bedarf - und daran war kein Mangel - angehoben werden konnte, um die Schraube vor Schaden zu bewahren. Dergestalt dauerte eine Fahrt von Buchau nach Tiefenbach je nach der Anzahl der Hindernisse 12 bis 15 Minuten.

Inzwischen war der Zugang zum Buchauer Ufer in ordentlichen Zustand versetzt. Dafür gab es dann am Tiefenbacher Ufer nach wie vor die schon fast obliteneren nassen Füße. Kein idealer Zustand also, und ohne Zweifel mit ein Grund dafür, daß auch diese einstweilen letzte Fährverbindung von Buchau zur Ostseite des Federsees relativ wenig frequentiert wurde. Hinzu kam, daß sie ja nicht regelmäßig und nach Fahrplan verkehrte, sondern nur, wenn die Bootsbesitzer Zeit hatten und zur Stelle waren.

Wer also von Buchau in eine der Gemeinden jenseits des Sees wollte, zog - ob nun zu Fuß, per Fahrrad, Motorrad oder Pkw - den sicheren Weg auf der Landstraße der unsicheren und abenteuerlichen Reise auf dem Federsee vor. Die Zeiten, wo der Fährbetrieb auf dem See einem dringenden Bedürfnis der Bevölkerung diente, waren endgültig vorüber.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 1 – Seite 7

## Anna von Freyberg, die Wohltäterin Laupheims, stiftete das Hospital zum Heiligen Geist

Aus dem Testament der Edelfrau Anna von Freyberg in Laupheim vom 24. Dezember 1585

Von Josef Braun, Laupheim

Zur 1200-Jahr-Feier der ersten urkundlich belegten Erwähnung des Ortes hatte die Stadt Laupheim im Jahr 1978 eine gelungene, von der Öffentlichkeit sehr gut aufgenommene und in der ersten Prägung bereits vergriffene Jubiläums-Medaille herausgebracht. Die Vorderseite zeigt die kniend betende Edelfrau Anna von Freyberg, die am Heiligen Abend 1585 in ihrem Testament die Stiftung des Laupheimer Hospitals zum Hl. Geist mit dem Großteil ihres geerbten Vermögens festgelegt hatte. So bedeutet das Bildnis der edlen Stifterin auf der Medaille eine späte Ehrung. Von allen Erinnerungsstücken an die 1200-Jahr-Feier wird diese Medaille in Silber oder Gold wohl am längsten überdauern.

Anna von Freyberg war die Tochter des Laupheimer Dorfherrn Eitel Hans von Ellerbach, mit dem das Geschlecht derer von Ellerbach im Mannesstamme erlosch, nachdem es ein Vierteljahrtausend lang die Laupheimer Dorfherrschaft als vorderösterreichisches Lehen innegehabt hatte. Die Ellerbacherin Anna war kinderlos verheiratet mit Hans Pankraz von Freyberg-Neusteußlingen, der die Herrschaft Laupheim um 20 000 Gulden gekauft hatte und der ihr am 7. August 1570 im Tode vorausgegangen war.

Wie das Steinbildwerk mit der Stifterin über dem Portal zum Hospital vermeldet, war die Witfrau Anna von Freyberg am 8. Februar 1589 „seliglich entschlaffen“. Hätte sie nicht zeitig ihr Testament verfaßt, wäre ihr Vermögen im rechtmäßigen Erbgang an ihre Verwandten gefallen. Durch ihr frommes Vermächtnis hat sie sich ein Denkmal in der Geschichte unserer Heimat Laupheim gesetzt. Erbaut wurde das Hospital erst nach ihrem Tode im Jahre 1598.

Außer ein paar Lebensdaten lesen wir in den vier vorliegenden Laupheimer Chroniken wenig von der Persönlichkeit und dem Lebensweg der Freifrau. Doch der von Chronist Schenzinger auszugsweise wiedergegebene Wortlaut des Testaments läßt Rückschlüsse auf Persönlichkeit und Charakter dieser wahrhaft frommen, klugen und auch resoluten Frau zu, die über eine gute Menschenkenntnis und viel Wirklichkeitssinn verfügte.

Im Testament bestimmt Anna von Freyberg, daß von ihrem „Vermögens, Hab und Gut, nichts davon ausgenommen, denn allein dasjenige, so ich meinen beeden lieben Schwestern und anderen sonderlichen verschafft hab, ... alles, Liegendes und Fahrendes, Gegenwärtiges und Zukünftiges ..., wie ich solches nach meinem Absterben hinter mir verlassen werd, aus Mangel an eigenen Leibeserben an eine freie, wohlbedachte Gottesgabe frommen und christlichen armen Leuten zu Bellenberg und Laupheim im nachfolgendermaßen verschafft, verordnet und verwendet werd, an ein Spital, der von neuem zu Laupheim soll erbauet werden ... mit einer Stallung und Scheuern.“

Leiten soll dieses Spital ein Spitalmeister; Mägde und Knechte und andere hiezu „Notdürften“ sollen gehalten werden. Für den Fall, daß das Hospital zu ihren Lebzeiten nicht mehr gebaut werden kann, trifft die Stifterin genaue Anordnungen, wie die „Exekutores oder Testamentarios“, also die Vollzieher ihres letzten Willens, zu verfahren hätten. Sie wendet deshalb ganz bestimmt an ihren Vetter Karl von Weiden, „auch nachkommende Herrschaft und Inhaber Laupheims“ ihr „flehentlich hochfleißig Bitten“, daß er den Testamentsvollstreckern mit Rat und Hilfe beistehen möge bei der Wahl eines „tauglichen“ Platzes, in der Bestellung des Spitalmeisters, der Haushaltung und „Aufrichtung besonderer Ordnung und Stiftung im Spital“. Außer armen und kranken Leuten sollen aber auch sonst bedürftige Menschen im Spital unterkommen, die „ihre Rent, Zins und Gült zu Unterhaltung solches Spitals geben“.

Peinlich genau hat sich Anna von Freyberg bemüht, alles schriftlich bis ins einzelne festzulegen, damit ihr Vermächtnis getreu und ungeschmälert ausgeführt werde. Sie hat nicht, wie in früheren Zeiten oftmals geübt, ihr Vermögen der Kirche übereignet in der Hoffnung, es werde durch die kirchlichen Instanzen schon dem rechten Zwecke zugeführt werden. Sie wollte mit der Gewissheit diese Welt verlassen, daß die Armen und Kranken in ihrem Hospital ein Asyl

finden, wo sie gut aufgehoben sein sollen. Im zehnten Abschnitt des umfangreichen Testamenttextes bittet sie eine ganze Reihe namhafter Persönlichkeiten, sich dafür einzusetzen, daß „dies mein rechtmäßiger, wohlbedachter letzter Willen, meinem äußersten Begehren nach wirklich getreulich vollzogen und gehalten werde“. Sie wendet sich mit dieser Bitte an den „Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Ferdinand Erzherzogen zu Österreich und Seiner Fürstl. Durchlauchtigkeit Erben und nachkommender Inhaber der Ober-Österreichischen Lande, daß sie oberster Exekutor und Handhaber sein wollen, den Armen zu Trost und Gutem“.

Daß aber Ihre Fürstliche Durchlaucht „destoweniger bemühet“ sei, benennt die Witfrau Anna noch zu „getreuen, fleißigen Unter-Exekutoren“ in ihrem Anliegen zur Erfüllung ihres Vermächtnisses Georg Wilhelm von Stadion zu Magolsheim, Dietrich von Bernhausen zu Herrlingen und Eggingen und Werner Hektor von Freiberg und Eisenberg zu Hürbel, „alle drei meine freundlichen, lieben Vetter und Schwäger“. Sie sollten nach ihrem Tode zusammenkommen und im Beisein des Karl von Weiden ihr Testament eröffnen und „ohne ihren Schaden“ der Verstorbenen letzten Willen erfüllen. Sie richtet noch einen besonderen Appell an das Gewissen der Testamentsvollstrecker und erinnert sie daran, daß auch ihre Testamente dereinst vollzogen und gehalten würden. Wenn aber einer der oben Genannten aus irgendeinem Grund nicht mitwirken könnte, sollte ein Stellvertreter einspringen.

Doch wußte die Stifterin in guter Menschenkenntnis, daß diese Testamentarier vielleicht doch nicht ohne jeden Vorteil auf die Bitte der Mitwirkung eingehen würden. Sie verfügt deshalb, daß für die Bemühungen und „zur Anzeig meines dankbaren Gemüths jedem Testamentarier von meinem hinterlassenen Silbergeschirr um ein Hundert Gulden überantwortet und eingehändigt werde“. Anna von Freyberg erinnert des weiteren daran, daß Gott, der Allmächtige, den „Testamentariis und ihren lieben Kindern oder nächst Verwandten mit seinem göttlichen Segen und aller Wohlfahrt reichlich und überflüssig belohnen und vergelten werde“.

Solche Sorge um die Erfüllung ihres letzten Willens ist rührend. Fast möchte man vermuten, daß Anna, durch ähnliche Nachlaßfälle gewitzigt, auf hundertprozentige Sicherung ihres Vermächtnisses aus war. Nun, neun Jahre nach ihrem Ableben erstand der stattliche Neubau des Hospitals zum Hl. Geist auf „tauglichem“ Platz inmitten des Marktflückens Laupheim.

Interessant ist es auch, die Stiftung des Hospitals durch eine adlige Frau aus der damaligen Zeit heraus zu beurteilen und zu würdigen. Immerhin waren die Menschen, für die das Hospital in erster Linie bestimmt war, arme, leibeigene Dorfuntertanen von Bellenberg und Laupheim, einer Gesellschaftsschicht angehörig, die von den Oberen jener Zeit ziemlich rechtlos gehalten und ihnen keineswegs ebenbürtig war. Und wenn man bedenkt, daß sechzig Jahre vor Anna von Freybergs Testament der Bauernkrieg mit Blut und Vernichtung tobte, der „Baltringer Haufen“, unter dem sich nicht wenige einheimische Laupheimer befanden, die Ahnenburg des vielgehaßten Herren Burkhard von Ellerbach in Laupheim erstürmten und in der Brandlohe untergehen ließen, so gewinnt die edle Tat der Ellerbacherin Anna noch eine besondere Bedeutung. So gesehen mag die Stiftung des Hospitals wie eine „Brücke der Versöhnung“ für die gesellschaftlich so sehr Entzweiten beurteilt werden.

Die Ruhestätte der Anna von Freyberg ist nicht mehr bekannt. Chronist Schenzinger vermutet, daß ihr Grab in Dillingen liegen könnte, wo sie längere Zeit als Witfrau gelebt hatte. Vielleicht aber gibt das Epitaph über der Eingangspforte zum Hospital einen anderen Hinweis. Beim genauen Betrachten des gar hoch angebrachten Steinbildnisses aus der Nähe, vom 1978 angebrachten Baugerüst aus, kann unter der Darstellung der Marienkrönung deutlich eine Gebäudegruppe ausgemacht werden. Das rechte Gebäude ist ohne Zweifel die Leonhardskapelle mit deutlich sichtbarer, etwas stilisierter Leonhardskette, die zur Zeit des Hospitalbaues also schon vorhanden war. Der Gedanke, daß der kunstfertige Schöpfer des Steinbildnisses einen Zusammenhang zwischen der Edelfrau, dem links schon mit dem Epitaph über der Pforte erkennbar dargestellten Hospital und der rechtsseitig ins Bild genommenen Leonhardskapelle zeigen wollte, könnte so gedeutet werden, daß Anna von Freyberg in der Leonhardskapelle ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte. Die „Kapelle unserer lieben Frauen uf der Straß“, heute nur noch Leonhards- oder Gottesackerkapelle genannt, war ja von einem Ritter Burkhard von Ellerbach gestiftet und im Jahre 1449 von Bischof Heinrich von Konstanz konsekriert worden. Vielleicht waren in der Kapelle schon vor den Grabstätten der Weidenherrschaft einst auch solche von Angehörigen des Ellerbachgeschlechts vorhanden, darunter die der „Wohltäterin Laupheims“, Anna von Freyberg, geborene von Ellerbach.

Im Anschluß an den Rathaus-Neubau vor einigen Jahren ist das „alte Rathaus“ im Erdgeschoß des Hospitals zum Hl. Geist der Laupheimer Hospitalverwaltung zurückgegeben worden. Es wurde wieder seinem ursprünglichen, wohltätigen Zwecke im Sinne der Stifterin zugeführt. Das bemerkenswerte Gebäude erfuhr als Beitrag zur 1200-Jahr-Feier eine Restaurierung von Grund auf und wird noch über einen langen Zeitraum hinweg die Erinnerung wachhalten an eine der achtbarsten Persönlichkeiten in der 1200jährigen Geschichte Laupheims. Ein Abguß vom Epitaph für die Edelfrau wurde vergangenes Jahr auf der Terrasse vor dem Laupheimer Städtischen Heimatmuseum in Augenhöhe angebracht und kann nun von den Museumsbesuchern als ältestes Laupheimer Steinbildnis bewundert werden.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 1 – Seite 10

## Joseph Christ, der Barockmaler aus Winterstetten (1739-1788)

Von Dr. Max Flad, Reinfelden-Echterdingen

Joseph Christ, der Barockmaler aus Winterstetten, zählt wie Benedikt Gambs aus Amtzell und Simon Göser aus Gospoldshofen/Bad Wurzach zu den in ihrer Heimat vergessenen Künstlern des 18. Jahrhunderts. Dies erstaunt, nach dem Paul Beck, ein um die Erforschung der Kunstgeschichte Oberschwabens sehr verdienter Mann, bereits 1893 im „Archiv für christliche Kunst“ auf seine Bedeutung hingewiesen hat. Beck hat auch bereits erforscht, daß Joseph Christ nicht von Winterstetten bei Leutkirch, sondern von Winterstettenstadt stammt.

Der Allererste, der uns von Christ berichtet, ist Paul von Stetten d. J., Senator und Stadtpfleger von Augsburg und Chronist dieser Stadt. Seine Darstellungen sind für die Geschichte der Rokokomalerei von außerordentlichem Interesse. In drei Büchern, die 1765, 1779 und 1788 erschienen sind, geht er u. a. auf Christ ein. Am ausführlichsten ist sein Beitrag über Christ in der „Kunst-, Gewerbe- und Handelsgeschichte der Reichsstadt Augsburg“ von 1779. Er schreibt hier: „Joseph Christ aus Winterstetten in Schwaben malt mit vorzüglicher Kunst sowohl in Ölfarben als auf nassem Wurf.“ Nach diesem einleitenden Satz schildert er ausführlich Leben und Werk des Malers.

J. Christ wurde vor 250 Jahren, am 23. Februar 1731, geboren. Seine Eltern waren Joseph Christ und Maria Bruderin, gebürtig aus Schiebel, Pfarrei Eschen, womit wohl Eschau bei Ravensburg gemeint ist. Sein Vater - er trug den gleichen Vornamen wie sein Sohn - stammte aus dem nahen Oberessendorf, wo schon sein Vater Michael Christ ansässig war. Die Familie Christ gehörte nicht zur Schicht wohlhabender Bürger des Stadtflückens. Sie besaß nach den Urbarien von 1741 das neben dem Biberacher Tor gelegene Haus Nr. 2, genannt „Tor-Küfers“, zu Lehen, allerdings nur hälftig. Die Küche mußte mit einer weiteren Familie geteilt werden. So klein wie das Haus, so gering war auch das Triebrecht auf die Gemeindeweide. Nur ein Stück Vieh durfte dorthin ausgetrieben werden. Zu eigen besaßen die Christ wenige Jauchert, etwa 1 1/2 Hektar. Dieser Landbesitz reichte bei weitem nicht aus für den Unterhalt einer Sköpfigen Familie. Der Vater von J. Christ war wahrscheinlich Handwerker, vielleicht auch Tagelöhner. Im „Geographischen - Statistischen = Topographischen Lexikon von Schwaben“ (Ulm 1801) ist darauf hingewiesen, daß von den 44 Familien von Winterstetten „viele von Profession leben“. Winterstetten, wie Winterstettenstadt bis ins 19. Jahrhundert genannt wurde, war ja nicht ein Dorf, sondern eine Stadt - allerdings eine sehr kleine -, deren Rechte 1738 letztmalig von Kaiser Karl VI. bestätigt wurden; es hatte 2 Tore und einen Graben, durfte Märkte abhalten und unter bestimmten Einschränkungen die hohe und niedere Gerichtsbarkeit ausüben.

In dieser stark von Handwerkern geprägten ländlichen Umgebung wuchs der junge Christ auf. Als Sohn eines Seidners erlebte er mit den Bauern Saat und Ernte und nahm sicherlich auch teil an den Bittgängen der Kirchengemeinde gegen Hagelschaden und andere Unwetter nach Steinhausen und an den Wallfahrten nach Schussenried, bei denen um Segen im Stall gebetet wurde. Hierbei lernte er die 1733 geweihte und von Joh. Bapt. Zimmermann ausgemalte Kirche kennen und im Alter von 14 Jahren sah er wahrscheinlich Gabriel Weiß aus Wurzach und Johannes Zick beim Ausmalen der Schussenrieder Klosterkirche.

Beeindruckend muß für ihn in seiner Jugend auch der Bläsitag gewesen sein, wenn Hunderte von Reitern mit ihren Pferden nach Winterstetten zogen, um gemeinsam den Blasiussagen zu empfangen.

Wann Joseph Christ seine zeichnerische und malerische Begabung erkannt hat, wissen wir nicht. Es ist auch nicht überliefert, bei welchem Meister er in die Lehre ging. In Christs Jugendjahren waren im mittleren Oberschwaben viel beschäftigt der aus Lachen bei Ottobeuren stammende Joh. Zick (1702-1762), ferner Gabriel Weiß und der Dietenheimer Franz Xaver Forchner (1717-1751), welcher uns in Ochsenhausen und Ummendorf farbenfrohe Gemälde hinterlassen hat.

Ab 1746 hielt sich Esperlin in Biberach auf, gesucht vor allem als Ölmaler. Nach P. Beck soll Christ bei Joseph Magges (1728-1769) in Augsburg gelernt haben. Dies ist aber kaum anzunehmen, da dieser tüchtige, aus Tirol gebürtige Maler nur drei Jahre älter als Christ war und erst 1751 - allerdings in sehr jungen Jahren - seine Meistergerechtigkeit empfing. Christ war aber in diesem Jahr schon zwanzig Jahre alt. Sollte das Meister-Schülerverhältnis von Magges zu Christ zutreffend sein, dann hätte Christ als „Spätberufener“ sich zu einer Malerlehre entschlossen.

Für Christs Leben und auch seinen späteren Wirkungskreis dürften das frühe Ableben seiner Eltern mitbestimmend gewesen sein. Sein Vater starb 1747, die Mutter 5 Jahre später. Mit 21 Jahren war J. Christ Vollwaise. Auch seine Geschwister, eine Schwester und ein Bruder, müssen weggezogen sein, denn nach dem Winterstetter Urbar von 1760/61 wird das elterliche Haus am Biberacher Tor nicht mehr von einem Angehörigen der Familie bewohnt.

Es ist wohl Christ selbst gewesen, der dem Chronisten Paul von Stetten mitgeteilt hat, er habe seine Wanderjahre in Böhmen, Sachsen und Schlesien verbracht. Vielleicht ist Christ, wie Tausende Auswanderer aus Oberschwaben vor ihm, von Ulm aus nach Osten gefahren; allein aus Winterstetten waren es etwa 30. Auch Maria Theresia und Kaiser Franz I. haben nach der Kaiserkrönung in Frankfurt 1745 die Schifffahrt dem Landweg vorgezogen. Wahrscheinlich 1758, nachdem der 7jährige Krieg mit Heftigkeit Böhmen und Sachsen überzogen hatte, kehrt Christ nach Schwaben zurück und läßt sich in Augsburg nieder. Neben Wien und Dresden war Augsburg damals im Reich die künstlerisch herausragende Stadt. Im 7jährigen Krieg wurde sie von den Malern des Südens dem von kriegerischen Geschehen stark berührten Wien vorgezogen. Christ muß von seinem Können überzeugt gewesen sein, traf er doch in der Stadt am Lech eine Reihe von sehr bekannten Malern an, mit denen er in Wettbewerb treten mußte. Holzer, der Genialste, war zwar schon gestorben. Um den Rang der Erste zu sein, stritten Bergmüller (1688-1762), von dem viele Altarbilder und auch Fresken sich in Oberschwaben befinden, und Matthäus Günther (1705-1788), der nach Bergmüller Akademiendirektor wurde. Unter den vielen weiteren Malern sind B. Goetz (1708-1774) zu nennen, der in Meersburg, Weingarten und Schussenried freskierte, sowie J. W. Baumgartner (1712-1761), bekannt durch seine reizvollen Deckenbilder in Baitenhausen. Auch J. G. Diefenbrunner (1718-1786), dem wir in Gutenzell begegnen, war ein Augsburger, sowie zeitweilig F. Sigrist (1727-1803), welcher die Vorhalle in Zwiefalten und die Pfarrkirche in Seekirch mit Deckengemälden schmückte. Auch J. Magges (1728-1769) sollte nicht vergessen werden, dem sich Christ zu Anfang seiner Augsburger Zeit wohl freundschaftlich verbunden fühlte.

Aus dem Oberland waren vor Christ schon nach Augsburg gewandert der Bildnis- und Historienmaler Franz Joseph Maucher (1729-1788) aus Waldsee, ein Schüler und späterer Mitarbeiter von Matth. Günther, ferner der vorzügliche Gold- und Silberschmied G. Ignaz Bauer († 1790), ein gebürtiger Biberacher, der sehr viele Zeugnisse seiner Kunst in seine Heimat geliefert hat, darunter auch den krönenden Salvator an der Fassade der Klosterkirche in Ochsenhausen. Vielleicht traf Christ auch in Augsburg mit dem nahezu gleichaltrigen Januarius Zick (1730-1797) zusammen, der von 1745-1748 bei Baumeister Emele in Schussenried in die Lehre gegangen war. 1758 hielt sich Zick kurz in Augsburg auf und wurde in diesem Jahr Preisträger der Reichsstädtischen Akademie.

Nach relativ kurzer Anwesenheit in Augsburg heiratete Christ im April 1759 die Tochter von Egid Verhelst (1696-1749), welche in 1. Ehe mit dem Kupferstecher Rudolph Störcklin verbunden war. Sie brachte zwei Söhne, Johann und Joseph Störcklin, mit in die Ehe. Der Vater von Anna Walburga Störcklin, Egid Verhelst d. Alt., war in seiner Zeit der berühmteste Bildhauer Augsburgs. Werke von ihm finden sich in den Klosterkirchen von Ettal und Dießen und in der Wies. In Oberschwaben hat er die prächtige Kanzel in Ochsenhausen geschaffen. Auch die vier Söhne von Verhelst waren hochbegabte Bildhauer. Modelleure, Stukkateure und Kupferstecher. Christ, der im Monat seiner Verheiratung auch die Meistergerechtigkeit in Augsburg erhielt, bekam durch seine Heirat engste Beziehungen zu den angesehensten Künstlerfamilien der Stadt. So waren Verhelst und seine Familie gut befreundet mit Akademiendirektor Bergmüller und mit dem Schwiegervater von Ignaz Bauer, dem Gold- und Silberschmied Fr. Thad. Lang, welcher bei Christs Vermählung Trauzeuge war. Ein Schwager von Christ heiratete später eine Tochter des Verlegers Klauber und wurde dadurch Mitinhaber des Verlags.

Doch genug der verwandtschaftlichen Verbindungen. Die kommenden Jahre bis 1771 sind für Christ Zeiten reichster schöpferischer Tätigkeit auf verschiedensten Gebieten. Hierbei ist zuerst die Fassadenmalerei zu nennen.

Alle Augsburger Freskant, auch die Besten, waren sich nicht zu schade, die Fronten von Kirchen und Bürgerhäusern mit Bildern zu schmücken. Augsburg muß im 18. Jahrhundert ein farbenfrohes herrliches Bild geboten haben. Nach Schindler war nahezu jedes 6. Haus bemalt. Es sind uns eine beachtliche Anzahl von Häusern überliefert, welche Christ bemalt hat. Buff, der 1886 über die Augsburger Fassadenmalerei schrieb und mehrere der Fresken von Christ gesehen hat, rühmt vor allem jene am Haus D 162, gemalt 1760. Sie gehörte „zu den schönsten die aus der Periode des Rokokos zu uns gekommen sind“. Es ist bedauerlich, daß bedingt durch die Unbilden der Witterung, z.T. auch durch den Unverstand der Besitzer, keine Fresken mehr zu sehen sind. Es gibt leider auch keine guten Abbildungen der früher bemalten Häuser und nur wenige Freskoentwürfe.

Dagegen haben sich relativ viele Zeichnungen von Christ erhalten, welche vor allem als Vorlagen für Kupferstiche dienten. Zwischen den Augsburger Malern, den Kupferstechern und Verlegern der Stadt bestand eine gute Zusammenarbeit. Der Bedarf an Andachtsbildern war im 18. Jhd., in welchem viele Wallfahrtsorte neu entstanden und mehrere Heilige, wie z. B. der volkstümliche heilige Johannes Nepomuk und die Guthe Beth von Reute, kanonisiert wurden, sehr groß. Zu ihrer Verbreitung trugen die vielen in Augsburg ansässigen Buchverlage wie Klauber und Rieger bei. Maler wie Goetz, Baumgartner, Nilson und Christ waren bei Stechern und Verlegern hochgeschätzt, da ihre Zeichnungen ausgesprochen dekorativ waren und sich für volkstümliche ansprechende Stiche eigneten.

Dank des Sammeleifers von Hofrat Röhrer besitzt die Barockgalerie Augsburg über 30 Zeichnungen, die Christ zugeschrieben werden; andere sind in den graphischen Sammlungen von Wien, Stuttgart, Lübeck, Frankfurt und Leningrad. Sie zeigen, daß Christ nicht nur malerische Talente besaß, sondern auch als Zeichner hochbegabt war. Dies beweisen auch seine Kupferstiche, von denen allerdings nur wenige nachweisbar sind. Seine Stiefsöhne soll er in dieser Technik unterrichtet haben. Zeit seines Lebens hat Christ auch in Öl gemalt, mehr für private Auftraggeber als für Kirchen. Allein für den Bankier Benedikt Adam Freiherrn Liebert von Liebenhofen hat er zur Ausschmückung seines Palais, des heutigen Schälzlerpalais - benannt nach seinem Schwiegersohn - 34 Ölbilder zusammen mit Maucher und Pauer gemalt. Diese Bilder, bestimmt zum Schmuck über den Türen, Türenstücke oder Supraporten genannt, sind meist von mittlerer Qualität. Es dürfte schwierig sein, sie einem der drei Maler zuzuordnen. Sie behandeln die Geschehnisse der Reichsstadt Augsburg von den Anfängen bis 1750. Auch für den palastartigen Fabrikneubau von J. H. v. Schule hat Christ eine Anzahl von Supraporten gemalt. Beide Auftraggeber - Liebert und Schule - waren keine alteingesessenen Augsburger Patrizier, sondern zugezogene Unternehmerpersönlichkeiten. Liebert stammte aus Biberach, Schule aus Künzelsau. Qualitativ höher zu bewerten als die genannten Supraporten sind Christs Altarbilder, vor allem jene in Steinekirch. Weitere Ölbilder sind in den Kirchen von Dischingen, Oberschönfeld und Horgau, dort Christ zugeschrieben.

Ein Auftrag des Jahres 1765 war es, die im Rathaus von Augsburg hängenden Bilder von Gundelach zu kopieren, welche die Verleihung der Churwürde an Moritz von Sachsen darstellten. Auftraggeber war der sächsische Hof.

Am erfolgreichsten und bedeutendsten war J. Christ als Freskant. Um seine Bilder in den Kirchen zu verstehen, ist es erforderlich, sich in die Zeit des 18. Jahrhunderts zurückzusetzen, in das Jahrhundert des Barocks und Rokokos, als die Maler versuchten, den Gläubigen in den Kirchen den Himmel zu öffnen. Klerus und Volk waren viel enger mit Maria der Himmelskönigin, den Heiligen, vor allem auch den Kirchenpatronen verbunden als die Menschen von heute. Dies beweisen auch die vielen, noch erhaltenen Motivbilder in Kapellen und Wallfahrtskirchen, Zeugnisse, daß die Spender durch die Fürbitte von vielen Heiligen im Himmel wunderbare Hilfe erlangt hatten.

Christ hat in Bayrisch Schwaben, vor allem zwischen Günzburg und Augsburg, dann bei Buchloe und Füssen insgesamt 7 Kirchen ausgemalt, einschließlich der Pfarrkirche Mieming in Tirol, deren Deckenfresken leider nicht mehr vorhanden sind. Nahezu alle Fresken entstanden während seiner ersten Arbeitsperiode in Augsburg, bevor er - nach dem Hungerjahr 1770-1771 oder 1772 nach Rußland ging. Die reichhaltigste und schönste Ausmalung gelang Christ bei seinem Erbstiftungswerk in Schwaben, der Pfarrkirche Steinekirch (1760), welche dem hl. Vitus geweiht ist. In der Manier der Augsburger Rokokomalerei ist in zwei Bildern die Taufe und das Martyrium der Ortsheiligen dargestellt. Art der Darstellung und Farben erinnern an Matth. Günther. In den Zwickeln finden wir Jesus, Maria, die Apostel und die Kirchenväter. Auch die Altarblätter sind von Christ. Das Gesamtwerk des damals 29jährigen Künstlers ist bewundernswert. Stuck und Plastiken vereint mit der Malerei haben in Steinekirch eine frohe, lichte ländliche Rokokokirche entstehen lassen. Den Geist des späten Rokokos atmet auch die Kirche in Horgau, ein Ort, in welchem das Geschlecht derer von Rohlingen saß.

Die Fresken, welche das Leben der Kirchenpatrone Martin und Wendelin schildern, sind nicht bezeichnet. Norbert Lieb hat sie auf Grund der Ähnlichkeit mit den Bildern von Steinekirch Christ zugeschrieben und sie auf 1765-70 datiert. Vergleicht man sie mit den späteren Kirchenausmalungen von Christ, könnten sie auch schon im Zeitraum 1760-65 entstanden sein. Auch die Pfarrkirche Horgau ist wie jene von Steinekirch ungewöhnlich reich bemalt. Die Aufnahmen, welche bei der letzten Restaurierung Kirchenmaler T. Mayr vom Gerüst aus gemacht hat, zeigen die Delikatesse dieser Rokokomalerei im Farblichen und



Figürlichen auf. Auffallend ist die Ähnlichkeit des Freskos „Verklärung des heiligen Martin“ mit einer Sigrist (?) zugeschriebenen Ölskizze in der Augsburger Barockgalerie; die Skizze dürfte wohl von Christ stammen.

Um 1765 nähert sich Christ dem Frühklassizismus. Der Einfluß von Winkelmann und Mengs war auch in Augsburg bemerkbar, auch wenn manche Augsburger, wie M. Günther, sich nicht von ihrem Stil abbringen ließen.

Konrad stellt diese Hinwendung von Christ zur „modernen“ Malweise mit Recht fest, wenn er schreibt: „1766 beruft man für die Ausschmückung der von Dossenberger erneuerten Pfarrkirche in Ettenbeuren Joseph Christ, der in frühklassizistischer gedehnter Komposition Figuren von der berücksichtigenden Farbigkeit und Delikatesse eines Johann Wolfgang Baumgartner in Fresko malte.“ Das Bild stellt „Maria Himmelfahrt“ dar. Als „wunderschön prächtige, hohe und mächtige, liebevoll holdselige himmlische Frau“ thront die Gottesmutter, umgeben von einer Schar von Heiligen, verherrlicht von den 4 Ernteilen.

Auch die Deckenstücke in Dinkelscherben (1770/71), von denen die meisten wie an die Decke gemalte Tafelbilder erscheinen, lassen eine gewisse Hinwendung zur neuen Malweise erkennen, während das 1768/69 entstandene Chorfresko in Langerringen auf welchem die 7 Gaben des Heiligen Geistes dargestellt sind, ein „treffliches Rokokostück“ (Steichele) ist.

Vor 1768 muß Christ die Kapelle in Fischhaus bei Rosshaupten unweit von Füssen ausgemalt haben.

Der Marienzyklus in der Kirche St. Anna in Dinkelscherben war Christs letzter größerer Auftrag, bevor er 1771 nach Rußland ging. Verursacht durch mehrere Mißernten waren die Jahre 1770 bis 1772 in Schwaben geprägt von Hunger und Krankheiten. Rund 1/6 der Bevölkerung Augsburgs starb innerhalb weniger Jahre. Scharen von Bettlern bevölkerten das Land. Die Künstler hatten „müßige Hände“ (v. Stetten). So verwundert es nicht, daß mehrere Künstler in den 70er Jahren Augsburg verließen und nach Petersburg gingen. Hierzu zählten neben Christ sein Schwager Placidus Verhelst, sowie Derichs und Guglielmi, mit dem Christ im Schätzerpalais zusammengearbeitet hatte. Der Aufbau von Petersburg, 1703 erst begründet, gab mit seinen Kirchen und Palästen vielen Künstlern, auch aus Oberschwaben, Arbeit und Brot. „Nach ein paar Jahren“ kehrte Christ wieder zu den Seinen zurück, da „Luft und Lebensart ihm nicht anstuden“ (v. Stetten). Wahrscheinlich war es 1773. Eine Jahr später malte er die Supraporten in der Fabrik von Schule. Fassadenmalereien folgten, von denen aber Buff feststellte, sie seien in Manier und Farbgebung nicht mehr mit den von 1760-1770 geschaffenen vergleichbar. Christs Malstil und Farbskala muß sich während seines Petersburger Aufenthalts geändert haben. Hierzu Buffs kritische Äußerungen über eine 1776 erfolgte Hausbemalung: „Das Rokoko ist hier vollständig aus den Ornamenten verschwunden. Das Ganze hat etwas Nüchternes, Tapetenhaftes. Man glaubt fast zu sehen, wie sich der Meister abgequält hat, um gegen seine Natur einfach und vornehm zu erscheinen.“

Im Zeitraum 1773/74 bis 1778 sind uns keine Aufträge von kirchlicher Seite bekannt. Die Zeit des Rokokos war vorüber. In Oberschwaben malte in den gleichen Jahren A. Brugger Buchau (1776) und Wurzach (1777) klassizistisch aus, Jan. Zick betätigte sich als Dekorationskünstler und Freskant in Wiblingen (1778ff.) und M. von Ow freskierte Otterswang (1777). Vielleicht schon 1777 (Dirr), wahrscheinlich aber 1778 ging Christ diesmal mit Familie - 1765 war ihm ein Sohn Judas Thaddäus Xaverius geboren worden - wiederum nach Rußland. Es müssen wohl wirtschaftliche Zwänge gewesen sein, erneut die Reise über 2400 Kilometer auf sich zu nehmen. Auch von dieser 2. russischen Schaffensperiode liegen uns keine Aufzeichnungen vor. Eine Zeichnung in der Eremitage, welche russische Bauern zeigt, die auf einem Baumstamm schaukeln, ist das Wenige, das an Christ in Petersburg erinnert, neben einem Kupferstich von Negges „Paul I. Petrowitsch“, wozu Christ die Zeichnung geliefert hat.

Nach Augsburg kam Christ 1784 „mit vieler Ehre“ wiederum zurück, anscheinend wohlhabend, denn im gleichen Jahr erwarb er von M. Günther den vielbegehrten Nachlaß von Holzer.

Christs letztes großes Werk ist die Ausmalung der Pfarrkirche in Thannhausen (1787/88). Sie erfolgte kostenlos auf Grund eines Gelübdes, welches der Maler in Rußland für eine glückliche Heimkehr Gott versprochen. Zwei große Deckenstücke „Christi Geburt“ und „Himmelfahrt Christi“ zeugen von dem Vertrauen und Glaubenssinn des Meisters. Es sind vom Klassizismus geprägte Bilder von kühler Farbgebung. Bei oberflächlicher Betrachtung möchte man nicht glauben, daß die Kirchen von Steinekirch und Thannhausen derselbe Künstler ausgemalt hat. Besonders die Farbskala hat sich geändert. Welch edle Gesichter Christ auch in Thannhausen gemalt hat, machen uns Aufnahmen vom Gerüst aus offenbar.

Als Christ nach Vollendung der Thannhauser Fresken und eines Hochaltarbildes „Maria Himmelfahrt“ im März 1788 starb, ging ein unstetes Künstlerleben zu Ende. Es ist von einer gewissen Tragik erfüllt. Aufgewachsen in der Tradition des Rokokos, einer Malrichtung, die ihm lag, gelang es ihm nur beschränkt „modern“, d. h. einfach und vornehm im Sinne des Klassizismus zu malen. Der zweimalige Aufenthalt in Rußland hat in seinen Werken und auch nicht in seinem Leben die erwünschte Kontinuität entstehen lassen. Künstlerisch, wohl auch geistig, war er ein unruhiger Wanderer zwischen verschiedenen Welten. Sein Weggang nach Rußland muß bedauert werden, denn in den 60er Jahren zählte er mit Günther und Goetz zu den begabtesten Malern in Augsburg. Dies ist bisher zu wenig gewürdigt worden.

Die Kunstgeschichte, die sich mit den Malern des 18. Jhd. aus Oberschwaben beschäftigt, darf Joseph Christ nicht vergessen, auch nicht die Bürger von Winterstettenstadt, Ingoldingen und Oberessendorf. Es wäre zu begrüßen, wenn in Winterstettenstadt eine Heimatstube entstünde, welche die Erinnerung an ihn und an die anderen bedeutenden Männer von Winterstetten wach halten würde.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 1 – Seite 17

## Michael Haydn als Komponist für das Prämonstratenserklöster Rot

Zu einem Antiphonar in der Diözesanbibliothek Rottenburg

Von Heribert Hummel

Die Pflege der Musik nahm in den oberschwäbischen Klöstern der Benediktiner, Zisterzienser und Prämonstratenser immer einen besonderen Platz ein. Dies gilt auch gerade für das 18. Jahrhundert, das ja auch sonst ein Zeitalter äußerer Prunkentfaltung war. Man denke nur an die damals in Oberschwaben besonders glanzvoll entstandenen barocken Klosteranlagen mit ihren prachtvollen Klosterkirchen, auf deren Emporen sich teilweise noch heute berühmte Orgelwerke großer Meister finden. Es genügt hier, auf die Orgelwerke in Obermarchtal, Rot, Weißenau und Weingarten zu verweisen. Man hätte die aufwendigen Orgelwerke nicht in Auftrag gegeben, wenn man sie nicht für die Pflege der Musik unentbehrlich gehalten hätte. Es ist kein Zufall, daß sich mit Obermarchtal, Weißenau und Rot unter den genannten Klöstern drei Prämonstratenserklöster finden. Neben den Zisterziensern ließen sich gerade die Prämonstratenser die Pflege des Choralgesangs angelegen sein, der entgegen alter Tradition im 18. Jahrhundert fast ausschließlich mit Orgelbegleitung ausgeführt wurde. In Rot gab es hierfür neben der großen Orgel auf der Westempore noch eine kleinere Chororgel. Träger der Musikpflege waren in aller Regel die Klöster selbst, die dazu besonders begabte Konventualen ausbilden ließen. Wenn das reiche klösterliche Musikleben heute nahezu in Vergessenheit geraten ist, dann auch deswegen, weil die dort gepflegte Musikkultur kaum einmal über die eigenen Klostermauern hinausdrang. Was an Kompositionen für den festlichen oder alltäglichen Gebrauch geschaffen wurde, überdauerte bestenfalls als Musikhandschrift die Aufhebung der Klöster im frühen 19. Jahrhundert. Im Verlauf der Säkularisation dürfte vieles verlorengegangen sein. Manches wurde auch über zahlreiche Bibliotheken hin so zerstreut, daß glückliche weil zufällige Funde immer wieder verlorenen Gegläubtes zu Tage fördern. Von solch einem Fund sei hier ganz kurz berichtet. Er zeigt, daß sich Klöster zuweilen auch berühmter Komponisten bedienten, wenn es galt, den Choralgesang des ausgehenden 18. Jahrhunderts dem Zeitgeschmack anzupassen.

Die Diözesanbibliothek Rottenburg am Neckar, die erst im Jahre 1916 gegründet wurde, verwahrt unter der Signatur F 400 eine Musikhandschrift, aus deren Titelblatt hervorgeht, was zu wissen nötig ist: „Antiphonae / Gregorianae cantus modulibus illigatae / componente vocem bassam / D. Johanne Michaelae Hayden Organaecio / Juvaviensi longe celeberrimo / Jussu Reverendissimi Perillustri ac Amplissimi D.D. / Nicolai Abbatis nostri musices auctoris / et fautoris gratiosissimi / ad usum chori Rothensis conscriptae / a P. Sigismundo Hogi R.C.“. Auf der Schlußseite ist die Handschrift auf das Jahr 1791 datiert. Bevor auf die Handschrift selbst einzugehen ist, einige Hinweise zur Herkunft und zur Überlieferung des Bandes.

Aus dem zweiten Teil des Titels wird hinreichend deutlich, daß der Band „auf Geheiß des verehrungswürdigen, berühmten und großmächtigen Abtes Nikolaus ... zum Gebrauch des Chores von Rot“ durch den Pater Sigmund Hogi, Chorherr in Rot, abgeschrieben wurde. Aus dem Titel geht aber nicht eindeutig hervor, daß Michael Haydn, der „seit langem berühmte Salzburger Organist“, die (beziiferte) „Baß-Stimme“ auch für Kloster Rot komponierte, Unsere Handschrift stammt tatsächlich aus dem Kloster, das schon im Jahre 1803 durch Graf Ludwig von Wartenberg aufgehoben wurde, drei Jahre später aber (1806) an Württemberg fiel. Die Handschrift wäre heute eigentlich in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart zu erwarten, der das meiste säkularisierte Biblio-

theksgut zufiel. Die Handschrift trägt keinerlei alten Besitzvermerk. Würde das Titelblatt - wie so häufig - fehlen, dann würde zunächst gar nichts auf Rot deuten, am allerwenigsten der jetzige Aufbewahrungsort in der Diözesanbibliothek Rottenburg, der im Gegensatz zu anderen kirchlichen Bibliotheken der Diözese kein säkularisiertes Bibliotheksgut zugeflossen ist. Ein glücklicher Umstand klärt die Herkunft des Bandes. Aus einem beigelegten Schreiben des Esslinger (katholischen) Stadtpfarrers Dr. Stiegele an den Rottenburger Bischof Johann Baptista Sproll vom 9. Oktober 1929 geht hervor, daß der Band ein Geschenk des aus Rot gebürtigen Forstrats a.D. August Gasser sei. Der Band, der aus dem Kloster Rot stamme, möge entweder der Bibliothek des Priesterseminars in Rottenburg oder eben der Diözesanbibliothek übergeben werden. Wie die Handschrift freilich in den Besitz des Forstrats kam, bleibt ungeklärt. Doch ist unsere Handschrift wieder einmal ein Beispiel dafür, wie bei der Aufhebung der Klöster nicht alle Bücher dorthin gelangten, wohin sie nach dem Willen der neuen Herren gelangen sollten. Es darf allerdings vorausgesetzt werden, daß weder der Graf von Wartenberg noch der König von Württemberg an unserer Handschrift irgendein Interesse gehabt hätten. Sie dürfte bei der Klosteraufhebung auch nicht in der Bibliothek des Klosters gestanden haben, sondern in der Sakristei. Es ist nicht auszuschließen, daß sie dort noch eine ganze Zeitlang verwahrt wurde, zumal nach der Aufhebung des Klosters die Klosterkirche als Pfarrkirche diente und der dort schon seit dem Jahre 1801 wirkende Roter Konventual Vinzenz Lutz weiterhin als Pfarrer wirkte. Benützt wurde die Handschrift aber sicher nicht mehr. Denn Württemberg verbot ausdrücklich das gesungene Chorgebet in den aufgehobenen Kloster- bzw. Stiftskirchen. Über Pfarrer Vinzenz Lutz gelangte unser Band wohl in private Hände, bis ihn August Gasser im Jahre 1929 der Diözesanbibliothek übergab.

Es ist der Forschung schon seit längerem bekannt, daß Michael Haydn für ein Prämonstratenserklöster ein Antiphonar mit bezifferter Baß-Stimme komponiert hat. Die Wiener Nationalbibliothek verwahrt davon die eigenhändige Niederschrift (Autograph); eine Abschrift davon, gefertigt von Michael Haydns Freund, Pfarrer Rettensteiner aus Arnsdorf, liegt in der Bayerischen Staatsbibliothek. Auf ein Prämonstratenserklöster läßt der Inhalt der Handschrift schließen, die insbesondere Gesänge zu Heiligenfesten berücksichtigt, die im Prämonstratenserorden gefeiert werden. Pater Leo Söhner hat dann schon vor einem halben Jahrhundert das Autograph als ein Antiphonar für das Prämonstratenserklöster Rot identifiziert. Er erkannte, daß das besonders herausgehobene Fest der heiligen Verena nur auf Rot zu deuten ist, wo dieser Heiligen das Kloster bzw. die Klosterkirche geweiht war. Das Autograph und eine Abschrift davon sind also bekannt. Das Exemplar in der Diözesanbibliothek war hingegen bislang unbekannt. Der neue Fund stellt einige Fragen, die auch hier nicht geklärt werden können, weil aus zeitlichen Gründen die Exemplare in Wien bzw. München nicht eingesehen werden konnten. Es scheint nämlich so zu sein, daß das Rottenburger Exemplar nicht einfach eine weitere, bisher unbekannte Abschrift des Autographs darstellt. Über das Autograph und über Michael Haydns Beziehungen zum gregorianischen Choral unterrichtet die von einigen anonymen Freunden des Komponisten im Jahre 1808 vorgelegte „Kurze biographische Skizze von M. Haydn“ (Salzburg 1808): „Für den Choral hatte er eine besondere Vorliebe; nur setzte er gern die Begleitung der Orgel in so verschiedener als unerwarteter meisterhafter Harmonie hinzu, weil er die Verwandtschaft, die in der Natur dieses Instruments zu jener des Choralgesangs liegt, mit dem ihm eigenen hohen Sinn erkannte. Auch in Cantaten, Applausen, Offertorien etc. bediente er sich des Choralgesangs oft und immer mit neuer, abwechslungsreicher und überraschender Begleitung. Einer von unseren Freuden besitzt Haydns Originalhandschrift vom ganzen Antiphonar mit unterlegtem, beziffertem Grundbaß in 196 kleinen verschiedenen Seiten, welches am 27. Mai 1792 war vollendet worden“. Mit dem Antiphonar ist das Wiener Autograph gemeint, das also auf 1792 datiert ist. Das Rottenburger Exemplar ist aber auf der Schlussseite (S. 360) ohne allen Zweifel auf 1791 datiert. Es ist also älter und kann deswegen mit dem Autograph von 1792 nicht identisch sein. Trotzdem bezieht sich auch, wie zu zeigen war, das Wiener Autograph auf Rot. Der Widerspruch läßt sich vielleicht so klären, daß das vorliegende Autograph von 1792 eine Überarbeitung darstellt. Allein schon die kleinformatigen Seiten zeigen, daß das Autograph nicht zur Verwendung für den Organisten bestimmt war. Eventuelle Unterschiede könnte nur eine musikwissenschaftliche Untersuchung beibringen, die erst noch anzustellen wäre. Als sicher dürfte gelten, daß man das Rottenburger Exemplar nicht einfach mit dem Autograph bzw. der alten Abschrift in München gleichsetzen darf.

Was für Rot den Anlaß gab, dem damals hochberühmten Michael Haydn diesen Auftrag zu geben, ist nicht bekannt. Die Chronik des Roter Chorherrn Stadelhofer reicht nicht bis zum Jahre 1791. Doch verdanken wir dieser Chronik einige spärliche Nachrichten zur Musikpflege im Kloster in früheren Zeiten: 1619 wurden von mehreren Chorherrn in mehrjähriger Arbeit neue Chorbücher auf Pergament geschrieben, 1669 wurde eine neue Orgel um 2000 Gulden aufgestellt, 1726 wurde die 600-Jahr-Feier des Klosters mit viel Musik, Theateraufführungen und mit Böllerschüssen gefeiert, 1772 starb Pater Ludolph Müller, ein guter Orgelspieler und Komponist. Die Beauftragung Michael Haydns wird auf den im Titelblatt genannten Abt Nikolaus zurückgehen. Nikolaus Betscher, aus einem begüterten Elternhaus in Berkheim (bei Biberach) gebürtig, wurde 1789 zum 45. und zugleich letzten Abt von Rot gewählt. 1803 mußte er die Aufhebung der relativ reichen Reichsabtei Rot erleben. 1811 ist er verstorben. Auf dem Titelblatt unseres Antiphonars wird er als Komponist (musices auctor) und als besonderer Beförderer der Musik gerühmt. Er gilt als Verfasser einiger Kompositionen und eines Andachtbüchleins. Noch am Grab wird seine Musikalität herausgestellt. Er war dem Fortschritt nicht abgeneigt und darf als ein gemäßigt aufgeklärter Theologe gelten. Aufgeklärtes Denken war überhaupt im Roter Konvent lebendig. Dafür mag der Name der Roter Konventualen Wilhelm Mercy stehen, der 1787 von Herzog Karl Eugen als Hofprediger nach Stuttgart berufen und später zu einem engen Vertrauten des Konstanzer Generalvikars von Wessenberg wurde. Wie sehr Abt Betscher an der Musik lag, wird auch daraus deutlich, daß er seine Eltern zu einer Stiftung von 2000 Gulden (!) für den Bau der großen Orgel in Rot gewinnen konnte. Als Abt Nikolaus 1789 sein Amt antrat, waren die Bauarbeiten an der Klosterkirche praktisch abgeschlossen. In seine Amtszeit fällt aber die Aufstellung der großen Orgel im Jahre 1792, die aber noch von seinem Vorgänger im Abbatat bei der berühmten Orgelbauerfamilie Holzhay in Auftrag gegeben worden war. Schon 1785 war die kleine Chororgel von Johann Nepomuk Holzhay aufgestellt worden. Damals begann man auch schon mit dem Bau der großen Orgel, wobei nicht bekannt ist, was die Ausführung des Auftrags so lange verzögerte. Der Chronist Stadelhofer nennt ihn jedenfalls einen „ganz großen Langweiler“. Man wird den Auftrag an Michael Haydn auch im Zusammenhang mit den beiden neuen Orgeln sehen dürfen. Auf den neuen Werken sollte auch eine neue Choralbegleitung ausgeführt werden; wobei davon auszugehen ist, daß die Choralbegleitung auf der kleinen Chororgel ausgeführt wurde. Der gregorianische Choral sollte seinem eigentlichen Wesen nach ohne instrumentale Begleitung gesungen werden. Doch bürgerte sich – nicht ohne Widerstände – die Orgelbegleitung seit dem späten 15. Jahrhundert immer mehr ein, zunächst auf einige Feste begrenzt. In Rot wird die Orgelbegleitung wohl erst im 16. Jahrhundert eingeführt. Im späten 18. Jahrhundert war sie längst zur Regel geworden.

Mit Michael Haydn beauftragte Abt Nikolaus Betscher einen der bedeutendsten Kirchenmusiker der Zeit, dessen Name und Werk heute aber hinter dem seines älteren Bruders Joseph Haydn weit zurücksteht. 1737 in Rohrau geboren, wurde er 1745-1755 Chorknabe am Wiener Stephansdom, 1757 bischöflicher Kapellmeister zu Großwardein, 1762 erzbischöflicher Musikdirektor in Salzburg, später Konzertmeister und Organist am Dom zu Salzburg. Zeitweilig hatte er auch die Organistenstelle an der Salzburger Benediktinerabtei St. Peter inne. Auf sein besonderes Verhältnis zum gregorianischen Choral wurde schon verwiesen. Zeugnis davon legt neben dem Roter Antiphonar noch eine mit einem Generalbaß versehene „Missa choralis in usum monasterii Salzburgensis“ ab. Worum es Michael Haydn ging, zeigt eine Bemerkung zur Benediktus-Antiphon im Autograph des Antiphonars: „Wer wohl zu diesem Choral einen klingenden Baß zu setzen weiß? Erit mihi magnus Apollo“. Zu den einstimmigen Chormelodien soll also ein klingender Baß treten. Es handelt sich um einen bezifferten Baß, d. h., die auf der Baß-Stimme aufbauenden Akkorde sind nicht mit Noten, sondern durch Zahlen bezeichnet. Der Auftrag an Michael Haydn darf schon deswegen als wichtig gelten, weil nur hier der Komponist in einer so umfassenden Weise Choralgesänge mit Orgelbegleitung versehen hat. Als Auftragswerk dieser Art steht es einzig da.

Die 1791 gefertigte Abschrift (von einem verlorenen Autograph?) durch Pater Sigismund Hogl war sicherlich zum Alltagsgebrauch bestimmt. Ihre insgesamt bescheidene Ausstattung - Einband, Schriftbild - verrät eine Gebrauchshandschrift, die für die Hand des Klosterorganisten bestimmt war. Ob sie tatsächlich häufig benützt wurde, sei dahingestellt. Auffällig ist jedenfalls, daß sie wenig Gebrauchsspuren, etwa an den äußeren Unterecken der Seiten, zeigt. Es ist keine Frage, daß die Ausführung des kompliziert bezifferten Basses nicht einfach war. So mag es sein, daß der Roter Klosterorganist nur mit Mühe die Begleitung ausführen konnte und sich deswegen lieber auf seine eigene Kunstfertigkeit auf diesem Gebiet verließ. Der großformatige Band (41 x 26 cm) ist in kräftige Holzdeckel gebunden, die von einer braunen Rindslederdecke überzogen sind. Ein bescheidener Einbandschmuck findet sich nur auf dem Buchrücken: In die einzelnen Felder zwischen den erhabenen Bündeln ist ein vergoldeter Blütenstempel aufgeprägt. Zum Schutz des Einbandes dient ein einfacher, unverzierter Messingbeslag in der Buchmitte und an den vier Ecken des Deckels. Der rot gefärbte Schnitt wird vorne durch zwei verzierte Messingschließen zusammengehalten. Der Einband dürfte nicht im Kloster gefertigt worden sein. Auf den Gebrauchskarakter des Bandes verweist auch das einfache Schriftbild. Die Texte sind mehrheitlich in der zeitüblichen lateinischen Kurrentschrift ausgeführt. Statt der bräunlichen Eisengailus-Tinte für den Text wird zur Auszeichnung der Überschriften etc. eine rote Tinte, zuweilen auch eine gelbe Tinte eingesetzt. Die Notation der Chormelodien und der bezifferten Orgelbegleitung ist auf zwei Systemen ausgeführt, zu je fünf Notenlinien. Die Notenlinien sind mit ziemlich dünner, die Noten selbst mit kräftiger Eisengailus-Tinte ausgeführt. Als einzige Besonderheit bezüglich der Buchausstattung mag gelten, daß auf den ersten Seiten (bis Seite 49) vereinzelt Großbuchstaben (bei Überschriften bzw. Textanfängen) nicht von Hand geschrieben sind, sondern mittels Schablonen durchgepaust wurden. Solche Schablonen, wie wir sie im 18. Jahrhundert auch sonst im Gebrauch finden, müssen in zwei Größen vorgelegen haben. Mittels einer Schablone wurde auch auf Seite I (alte Zählung) ein bescheidenes Ornament angebracht. Die Handschrift ist sauber, aber nicht kunstvoll ausgeführt. In allem eben eine typische Gebrauchshandschrift.

**Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.**

## Michael v. Jung

Ritter des Kgl. Württembergischen Civilverdienst-Ordens – Pfarrer zu Kirchdorf an der Iller zum 200. Geburtstag

Von Dr. Ewald Gruber, Saulgau

Es macht unüberwindliche Schwierigkeiten, einen Aufsatz über Michael v. Jung anders als mit der Feststellung zu beginnen; die ein Anonymus in der „Besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg“ schon vor 100 Jahren getroffen hat; dieser „vergessene Poet Schwabens“, hieß es da, sei „eine Erscheinung einzig in ihrer Art und absolut unnachahmlich“ – ein Original also. Kennern und Liebhabern oberschwäbischer Spezialitäten war der dichtende und singende Pfarrer von Kirchdorf immer bekannt, seine „Melpomene“ ein Leckerbissen wie Sebastian Sailer und Christian Waitzmanns Schöpfungen. Verschiedene Neudrucke und die Faksimile-Ausgabe, veranlaßt von der Kirchdorfer Gemeinde, fanden nur regionale Verbreitung. Erst in jüngster Zeit wurde Michael v. Jung weithin bekannt durch die Auswahl seiner Grabgesänge, die mit einem Essay von Helmut Thielicke in einer Taschenbuchreihe erschien. Thielicke entdeckt an Jung nicht nur „die Qualität der Einmaligkeit“, sondern interpretiert ihn auch als etwas skurrilen Repräsentanten des Geistes seiner Zeit. Wer war dieser Michael v. Jung? Am 29. September 1781, am Fest seines Namenspatrons, wurde er in Saulgau als Sohn eines Schneidermeisters geboren. Mit fünf Jahren wurde das begabte Bürschchen eingeschult, neunjährig aus der Schule entlassen mit der Begründung, daß er „alle ihre Gegenstände inne habe“. Der Bub wollte die Lateinschule besuchen und Geistlicher werden. Aber der Vater nahm ihn zunächst in die Lehre, und erst sechs Jahre später konnte Michael seinen Herzenswunsch erfüllen und auf die Schulbank zurückkehren. Die Franziskaner in Saulgau hatten die Familie bearbeitet; bei dem nüchternen Handwerker gab aber wohl nicht die Gnadenwahl, sondern ein Gutachten des Arztes den Ausschlag, der dem Michael wegen seiner schwachen Gesundheit dringend zu einem Berufswechsel riet. So ließ man ihn Ende 1796, etwas verspätet durch die Kriegswirren, als Kostgänger begüterter Familien, die ihn reihum atzten, auf die Lateinschule in Überlingen gehen. Dort durchlief er die regulären sieben Klassen in fünf Jahren, studierte vom Dezember 1801 bis Anfang 1805 in Salzburg - Saulgau war ja noch vorderösterreichisch - , legte in Freiburg sein Examen ab, vollendete seine Ausbildung im Priesterseminar in Meersburg und feierte Primiz am 25. März 1806 in der eben württembergisch gewordenen Heimatstadt.

Bis hierher handelt es sich um den typischen Lebenslauf eines begabten Jungen aus bescheidenen Verhältnissen in jener Zeit. Auch die geistliche Laufbahn Michael Jungs zeigte zunächst nichts Außergewöhnliches. Er wurde Vikar in Erolzheim. In seiner Freizeit musizierte er gern. Und er dichtete zu Familienfesten und anderen Gelegenheiten. Im Jahre 1813 veröffentlichte er gar - ohne großen literarischen oder liturgischen Erfolg - einen 400 Seiten starken Band „Deutsche Vespergesänge zur öffentlichen Gottesverehrung auf alle Sonn- und Feiertage des katholischen Kirchenjahres nebst einem Anhang von Mettenliedern für die Karwoche“. Mit 30 Jahren wurde er Pfarrer in Kirchdorf an der Iller, der magersten Pfründe im Dekanat. Einen hungernden Pfarrer dürfen wir uns allerdings nicht vorstellen; im Jahre 1820 wurden die Einkünfte der Stelle immerhin auf 476 fl. veranschlagt; der Frühpensionär Mörike mußte später mit 280 fl. im Jahr auskommen.

Bestimmend für Pfarrer Jungs weitere Entwicklung wurde indes nicht der triste Alltag, sondern ein außerordentliches Ereignis gleich zu Beginn seiner Amtszeit in Kirchdorf. Entlassene Soldaten schleppten 1814, während der Befreiungskriege, den Typhus ins Land. Auch Jungs Gemeinde samt ihrem Hirten wurde befallen. Der ärztlich empfohlene Genuß von Schlottermilch verschlimmerte das Übel. Mit heilsamem Eigensinn und einem starken Brechmittel kurierte sich Pfarrer Jung selber; dann bekämpfte er die Epidemie nicht nur mit Gebet und Fürbitten, sondern mit zweckmäßigen hygienischen Maßnahmen, die er kraft geistlicher Autorität energisch durchsetzte, so daß die Zahl der Opfer in seinem Amtsbereich sehr niedrig blieb und die Seuche bald erlosch.

Michael Jungs Leistung war ungewöhnlich und stand ganz vereinzelt da. Entsprechend fiel der Lohn aus. Am 18. Mai 1814 geruhte der König allergnädigst, den Pfarrer Jung „wegen seines ausgezeichneten Benehmens bei der Nerven-Fieber-Epidemie zum Ritter des königlichen Civil-Verdienst-Ordens zu ernennen“, eine Auszeichnung, die mit dem persönlichen Adel verbunden war und nur dieses eine Mal in der Geschichte Württembergs an einen einfachen katholischen Landgeistlichen verliehen wurde. Außerordentlich wie diese Ehrung war auch die Wirkung auf den so Geehrten. Den Orden legte er nie ab, trug ihn auch auf dem Maßgewand, schnaiderte sich einen Rock, auf dem die Auszeichnung vorteilhaft zur Geltung kam; jedenfalls ließ er sich so malen. Jung-Anekdoten berichten treffend, wenn auch nicht immer Zutreffendes. Zuweilen ist aber auch buchstäblich wahr, was sich anekdotisch anhört, z. B. daß Jung bei jeder Unterschrift, auch bei seinen Eintragungen in die Kirchenbücher, seinen vollen Namen nebst Titel gesetzt habe: Michael v. Jung, Ritter des Kgl. Württemb. Civilverdienst-Ordens; davon kann man sich in der Kirchdorfer Pfarregistratur durch Augenschein überzeugen. Wahr ist auf alle Fälle an diesen Geschichten: Für den Kleinbürger aus Saulgau waren Orden und Nobilitierung zuviel, sie stiegen ihm zu Kopf.

Wenn wir bisher vom schrulligen Kirchdorfer Pfarrer und seinem Ordensspleen gesprochen haben, so müssen wir uns nun dem Dichter zuwenden. Spätestens 1812 hatte er begonnen, gereimte Leichenreden zu verfassen, die er 1839 in zwei Bändchen, jedes 100 Grablieder mit 20 Melodien enthaltend, im Selbstverlag herausgab. „Melpomene“ nannte er diese Sammlung nach der Muse der tragischen und lyrischen Dichtung. Das Imprimatur bekam er nicht; die Lieder besäßen „im ganzen nicht eben viel religiösen und moralischen Gehalt und noch viel weniger poetischen Werth, zumal viel Unpassendes und auch einzelne Verstöße gegen die reine Lehre enthalten und insbesondere die Darstellung häufig unwürdig ist und zuweilen ins Triviale fällt“. Der Ritter v. Jung ließ sich aber nicht einschüchtern und fuhr fort, solche Lieder statt der Leichenpredigten und in vollem geistlichen Ornat zur Laute zu singen.

Im Jahre 1849 wurde Michael v. Jung an die St.-Johannes-Kaplanei in Tettngang versetzt. Dort blieb er bis zu seinem Tode am 24. Juli 1858. Nach der Überlieferung war es eine Strafversetzung. Die Behauptung ist allerdings nicht mehr einwandfrei zu belegen, denn das Diözesanarchiv ließ schon vor längerer Zeit alle Personalakten aus dem letzten Jahrhundert einstampfen. Man kann aber doch bezweifeln, ob es eine Maßregelung ist, wenn ein 68jähriger einen ruhigeren Posten zugewiesen bekommt. Um Michael v. Jung Bühnenfähig zu machen, hat man ihm auch andere - zölibatäre - Eskapaden nachgesagt, wofür es überhaupt keine Anhaltspunkte gibt. Wir wollen seine privaten und beruflichen Lebensumstände nicht weiter aususpähen suchen, denn interessant ist eigentlich nur der Verfasser der „Melpomene“.

Wir wissen von Michael v. Jung, daß er spielend reimte, daß er ständig sang, wenn er über Feld ging oder fuhr, daß er auf der Violine sogar zum Tanz aufspielte und daß er auch noch in Tettngang „stets heiter und voller Witz, freisinnig und wohlwollend gegen jedermann, beliebt bei jung und alt“ war. Deshalb ist es verwunderlich, daß dieser von Natur offensichtlich heitere Mann sich die „Trauermuse Melpomene“ erwählte und seinen Pegasus an offenen Gräbern kapriolen ließ. Die Gründe für seine originelle poetische Spezialisierung legte Michael v. Jung im Vorwort zu „Melpomene“ dar. Er glaubte, daß seine Grablieder „am zweckmäßigsten von Werk- und Sonntagsschülern benutzt werden, ihnen als Gegengift gegen die leichtsinnigen weltlichen Lieder dienen, sie zu einem heiligen Ernst stimmen, mit heißer Sehnsucht nach dem ewig seligen Leben erfüllen, sie auf die Bahn der Tugend leiten und auf derselben erhalten“. Er meinte auch allen Ernstes, in Erfüllung seiner Amtspflicht zu handeln, wenn er an Gräbern sang, und berief sich ausdrücklich auf die neueste Gottesdienstordnung des Ordinariats. Seine Praxis sollte allgemeine Verbreitung erfahren; auf jeden Fall, so glaubte er, könne sein Buch eine interessante Lektüre und reichhaltigen Stoff für Leichenreden abgeben. Deshalb dichtete er mehr Grablieder als Todesfälle in seiner Gemeinde während seiner Amtszeit vorkamen und benützte wohl auch die Zeitung und andere Quellen, um seine Sammlung lehrreicher Exempla so systematisch auszubauen, „daß es nicht schwer sein dürfte, für jeden vorkommenden Todesfall ein passendes Grablied zu finden“. Die ausführliche Rechtfertigung im Vorwort zu „Melpomene“ zeigt, wie naiv sich dieser Mann in seine fixe Idee verbohrt.

Vielleicht war der Pfarrer von Kirchdorf gar kein schlechter Pädagoge. Seine Grablieder, höchst anschaulich in der Schilderung, wecken Interesse und Aufmerksamkeit für die Belehrung, die überdeutlich formuliert ist, so daß sie wahrscheinlich, durch Gesang und Mimik verfremdend unterstützt, eher in harte Bauernschädel einging als ein salbungsvoller oder gelehrter Sermon. Er selbst war jedenfalls dieser Meinung: „Grablieder! eine paradoxe Erscheinung. Allein in unserer allgemein zum Gesang gestimmten Zeit dürfte es nicht unzweckmäßig seyn, den größtentheils herrschenden Durton des Leichtsinns bisweilen in den sanften Mollton des Ernstes übergehen zu lassen... Der Verfasser hat die meisten dieser Grablieder auf Gräbern gesungen, und schon seit 26 Jahren die Beobachtung gemacht: daß sie mit mehr Aufmerksamkeit angehört wurden, als Leichenreden.“ Er rechnete ausdrücklich mit der Erschütterung seiner Zuhörer im Angesicht des Todes: „Die bearbeiteten Lebens-, Leidens-, und Todesgeschichten sind keine Gedichte, sondern treue Kopien von Originalen, wie sie jeder aufmerksame Beobachter finden wird; denn eines jeden Menschen Leben, Leiden und Sterben enthält für uns ein Warnungs- oder Nachahmungsbeispiel, und während uns die weisesten Lehren ohne Beispiele ungerührt lassen, äußern sie in unmittelbarer Verbindung mit Todesfällen eine unwiderstehliche Überzeugungs- und Bewegungs-Kraft, und wer bei Todesfällen unüberzeugt, unbelehrt und ungerührt bleiben kann, bei dem ist Tauf und Krisam verloren.“ Gehen wir den weisen Lehren, die den Hörer der Grablieder aufschrecken und rühren sollten, noch etwas genauer nach. „Bei dem Grabe eines vorzüglichen Schul Lehrers“ ist Pfarrer Jungs Grundeinstellung und Intention exemplarisch ausgesprochen; deshalb zitieren wir daraus etwas ausführlicher.

Hier legte seinen Wanderstab  
Ein Jugendlehrer nieder,  
Und ach! an seinem frühen Grab  
Ertönen Klagelieder:  
Es war der größte Kinderfreund  
Mit Jesus im Vergleiche,  
Und seiner Schule Jugend weint  
Und klagt bei seiner Leiche.

Er suchte seiner Schüler Heil  
Mit väterlichem Herzen,  
Und nahm an ihren Freuden Theil  
Als wie an ihren Schmerzen;  
Und strebte, sie nach seiner Pflicht  
In allen ihren Pflichten,  
Und in dem reinen Glaubenslicht  
Genau zu unterrichten.

So wuchs durch diesen edlen Mann  
Die unschuldsvolle Jugend  
Gebildet, hoffnungsvoll heran  
Zur Wissenschaft und Tugend,  
Und wird, durch ihn belehrt, ihr Glück  
In dieser Welt begründen,  
Und einst im Todesaugenblick  
Ihr Heil in jener finden.

Wiederholt ist in dem Nachruf, auch in den hier ausgelassenen Strophen, von Wissenschaft und Tugend die Rede, mit denen man sein Glück in dieser Welt begründen und sein Heil in jener sichern könne. Sogar die „Heilswissenschaft“ dient dem Aufbau der sittlichen Persönlichkeit im individuellen und gesellschaftlichen Interesse. Der Lehrer wird zu einer Pestalozzi-Figur stilisiert, und so wichtig ist dem Pfarrer dieses Hauptamt des Verblichenen, daß er dessen Kirchendienst als Mesner und Organist nicht einmal erwähnt. Was Jung in diesem Lied predigt, ist Josephinische Aufklärung, in deren Geist er erzogen wurde und deren Erbe er, selber beseelt vom pädagogischen Eifer des echten Aufklärers, auf seine Weise unter die Leute brachte. Aufklärung reinsten Wassers ist Michael v. Jungs Abscheu vor Unverstand und Leidenschaft, die er etwa „Bei dem Grabe eines Selbstmörders“ geißelt:

Und doch! wie viele tausend Menschen kürzen  
Sich mit Bedacht ihr kurzes Leben ab?  
Sie folgen ihrer Leidenschaft, und stürzen,  
Durch ihre Glut verzehrt, ins frühe Grab...

Laßt uns daher beim Anfang schon bekämpfen  
Der blinden Leidenschaften tolle Wuth,  
Und ihre Wallungen im Herzen dämpfen,  
Und ihnen widerstehn mit Heldenmuth;  
Sonst rauben sie uns jede Lust und Freude  
In dieses Lebens fröhlichem Genuß;  
Wir greifen selbst in unser Eingeweide,  
Und morden uns aus Lebensüberdruß .

Im Schlußlied der „Melpomene“ rechtfertigt sich der Knochenmann vor dem Verfasser und legt dar, wie - nächst Adams Schuld - die Lasterhaftigkeit und Leidenschaft der Menschen ihm Millionen Opfer zutreiben: der Stolz, der Kriege verursacht, die Habsucht, die Wollust, die alle Lebenskraft verzehrt, „der Vielfraß der Unmäßigkeit“, Zorn, Trägheit, Müßiggang - sie alle, deren üble Folgen die Grablieder an Beispielen illustrierten, werden nochmals warnend und mahnend aufgezählt. Die positiven Gegensätze dieser Begriffe ergeben den kompletten Tugendkatalog der Vernünftler des 18. Jahrhunderts. Das aufklärerische Nützlichkeitsdenken Michael v. Jungs ist eigentümlich fixiert durch sein Schlüsselerlebnis, den Heil- und Verhütungserfolg bei der Typhus-Epidemie. Wo es angeht, gibt er in den Grabliedern ausführliche medizinisch-hygienische Ratschläge: man solle sich fleißig waschen, die Schlafzimmern gut lüften und dergleichen mehr. „Bei dem Grabe eines Jünglings, der an der Wasserscheu (Tollwut) starb“, schildert er den Krankheitsverlauf in allen gräßlichen Einzelheiten und bleut so seinen Hörern ein, eine Wunde ja sofort zu reinigen und rechtzeitig zum Arzt zu gehen. Noch viele andere nützliche Lehren weiß der „Melpomene“-Sänger zu geben, etwa über das Verhalten bei Gewittern; die alten Bauernregeln ergänzt er weltlich-fortschrittlich und seelsorgerisch in einem Atemzug.

Am besten schützt uns allemal  
Ein guter Blitzableiter,  
Er zieht an sich den Blitzstrahl,  
Und läßt ihn nicht mehr weiter;  
Den besten Schutz gewährt jedoch  
Ein ruhiges Gewissen,  
Wenn wir uns frei vom Sündenjoch  
Und seinen Folgen wissen.

Wo und in welcher Gestalt auch immer der Tod auftritt - er fordert Michael v. Jung zu belehrenden Versen heraus. Als Adressaten hat er in der Regel seine Landgemeinde mit ihren bäuerlichen Verhältnissen vor Augen; sein bürgerlich-vernünftiger moralischer Sinn unterzieht aber auch die spezifischen Wertvorstellungen der Oberschicht einer unverblünten Kritik. „Bei dem Grabe des jungen edlen Grafen von Illerfeld, der in einem Duell erstochen wurde,“ nennt er die feudale studentische Gesellschaft, die den Zweikampf billigt, einen „Mörderbund“; der Sieg im Duell, so meint er, beweise gar nichts, denn „sonst wäre jeder Straßenräuber zugleich der größte Ehrenheld“. Das erzieherische Engagement beflügelt Michael v. Jung zu hochdramatischen Schilderungen der Sünden und Laster, die beim gewöhnlichen Volk zuweilen vorkommen. Die abschreckende Wirkung solcher Erzählungen steigert er mit dem Realismus eines Bauern-Breughel, so daß seine Zuhörer sich in ihrer Welt unfehlbar erkennen mußten. Vom Maul abgelesen sind etwa die unflätigen Reden eines Trunkenbolds an seine Frau, die ihn im Wirtshaus abholen will:

Was? ich? du Himmelsakrament!  
So fieng er an zu fluchen;  
O daß ich dich zerreißen könnt!  
Du wagst es mich zu suchen?  
Du gehst mir auf der Stell nach Haus,  
Sonst werf ich dich zur Thür hinaus,  
Ich laß mir nichts befehlen.

Die lebenspraktischen Nutzenanwendungen, die er aus seinen einprägsamen Beispielen entwickelt, empfehlen immer wieder die aufklärerischen Grundtugenden Vernunft und Mäßigkeit. So gibt er „Bei dem Grabe eines Mannes, der in der Betrunktheit erfror“, den Rat:

Laßt uns daher das Giftgesäuf  
Gebrannten Geists verachten,  
Sonst macht es uns zum Tode reif,  
Wo wirs am mindsten dachten,  
Und künftig für den Durst allein  
Nur weiß - und braunes Bier, und Wein  
Mit Wasser, massig trinken.

Und „Bei dem Grabe eines Jünglings, der sich zu Tode tanzte“, gipfelt eine ausführliche Anamnese in der Mahnung:

Es tanzen zwar die Weisen auch,  
Doch nur sich langsam drehend,  
Sie tanzen mit Vernunftgebrauch,  
Und nur vorübergehend,  
Und prägen uns die Lehre ein:  
Beim Tanzen muß man mässig seyn,  
Als wie in allen Dingen.  
Sey also mässig jederzeit  
In dem Genuß der Freuden,  
Denn Freuden ohne Mäßigkeit  
Verwandeln sich in Leiden;...

Dieser Tugend der Mäßigkeit befließigt er sich selber, denn er stellt nur moralische Forderungen, die für den Durchschnittsmenschen erfüllbar sind; seine sittlichen Normen gehen nirgends über die Konventionen bürgerlicher Wohlständigkeit hinaus, und sogar die Hölle macht er den Sündern nicht allzu heiß. Hier ist der Ort, literaturkritische Bemerkungen einzuflechten, die Verse allemal herausfordern. Michael v. Jung war, trotz seiner unbezwinglichen Lust zum Verseschmieden, überhaupt kein Dichter, kein Literat, sondern, wie wir gesehen haben, ein in Reimen und nach Noten predigender Pfarrer und ländlicher Aufklärer. Die Versuche, ihn in die Dichtungsgeschichte einzuordnen, sind deshalb methodisch falsch angesetzt. Man hat ihn stammes- und heimatgeschichtlich mit Abraham a Santa Clara und Sebastian Sailer vergleichen wollen, hat sogar den Abglanz von G. A. Bürgers Lyrik in seine Grablieder hineingelesen. Diese Betrachtungsweisen werden dem Phänomen nicht gerecht. Wenn das Originalgenie Jung schon verglichen werden muß, dann gehört er eher zu den moralisierenden Poeten des 18. Jahrhunderts und - mit einigem Abstand - in eine Reihe mit Johann Peter Hebel und Jeremias Gottheit. Er war ein Naturtalent und naiver Sprachgestalter. Gewaltsame Reime und unpassende Bilder, z.B.

Hier in diesem Grabe modert,  
Ach zu früh vom Tod gefodert,  
Zu der Würmer süßem Fraß,  
Eine Wittwe....

stören ihn ebensowenig wie grammatikalische Unebenheiten, Wiederholungen, Füllsel und andere Kunstfehler. Dagegen stimmt das Metrum immer, und dieses untrügliche Taktgefühl deutet auf eine primär, musikalische Begabung. Literarische Bildung besaß Michael v. Jung nicht; Schule und Hochschule vermittelten ihm in seiner Jugend gewiß nichts davon; die Rhetorik und Poetik der Lateinschule, die er lernte, war irrelevant für seine Muse. Nur das Vorbild der volkstümlichen Moritatensänger ist unverkennbar, und zwar im Sprachniveau, im spannungsreichen Aufbau und der plastischen Ausformung der Einzelszenen seiner Bilderbogen, in den Strophenformen, die er verwendet, in der Pointierung auf die Moral und in der gelegentlichen Sentimentalität; vor allem aber in der Art des Vortrags.

Das gilt vor allem für die balladesken Schilderungen bewegter Menschenschicksale, den einen Typus seiner Gesänge; die Missetäter und Unfallopfer, die den Volkssänger Jung inspirierten, könnten ein Panoptikum füllen. Der andere Typus der Grablieder der elegische, ergibt sich, wenn der Sänger das Unfaßbare nur beklagen, nur das Unausweichliche feststellen kann: den Tod eines hoffnungsvollen Knaben, einer frommen Greisin. Der Verfasser berichtet auch hier teilnehmend, aber weniger wirkungsvoll; die Lehren, die er ableitet, fallen blaß und allgemein aus. Die Lektüre aller 200 Grablieder ist denn auch eher langweilig, wie unaufhörliche Moralpredigten es eben zu sein pflegen.

Zum Vergleich mit Jung'schen Versen sei hier die Schlußstrophe des Liedes von der Verurteilung, Begnadigung und Verbannung des württembergischen Leutnants Koseritz zitiert; es wurde um 1833 gesungen und berichtet vom Schicksal eines Meuterers.

Drum Leute, flieht den Hochverrat  
Als brave Württemberger!  
Denn eine solche schlimme Tat  
Bringt nur Verdruß und Ärger!  
Er büßet nun im fremden Land  
Die Schuld als Essigfabrikant.

Das ist der Ton, in welchem es Michael v. Jung zur Meisterschaft brachte. Den Jahrmarktsbarden abgelauscht ist auch der Stil der Melodien. Sie gehen leicht ins Ohr und bringen die Texte erst eigentlich zur Wirkung.

Der Pfarrer von Kirchdorf war Aufklärer und Volkserzieher. War er auch katholischer Priester? Hinter seiner Seelsorgepraxis stand eine Theologie, ein Weltbild. Wir kommen erst jetzt darauf zu sprechen, weil er - kleines Kirchenlicht, das er war - wohl kaum seine theologische und philosophische Position kritisch reflektierte. Seine Anschauungen blieben auch zeitlebens bei dem stehen, was er beim Schlußexamen gelernt hatte, was ja gar nicht so selten vorkommen soll. Die einschlägigen Aspekte der Theologie dieser Zeit schildert Helmut Thielicke sehr anschaulich. Sie war stark beeinflusst vom Deismus englischer und französischer Philosophen. Diese begriffen die Welt als eine sinnvolle Konstruktion, erdacht und erschaffen von einem höchsten Wesen, von der Vernunft durchschaubar, weil der Mensch als Krone der Schöpfung an der Allvernunft Anteil hat. Als Maxime sittlichen Handelns ergibt sich daraus die Pflicht, sich vernünftig in den Weltplan einzufügen. Einer besonderen Offenbarung oder der Erlösung bedarf eine solche „natürliche Religion“ nicht. Ihr Anliegen ist, vernünftig zu erkennen, ihr besonderes Problem der Nachweis der Vernünftigkeit des Weltlaufs, die Theodizee. Von diesem Weltbild her ist es, nach Thielicke, zu verstehen, daß Michael v. Jung bei jeder Gelegenheit so nachdrücklich schildert, wie alles Böse sich auf Erden rächt, und daß er unermüdet an sein Publikum appelliert, vernünftig und damit gottgefällig zu leben.

Als deistischen Theologen darf man ihn, so meinen wir, trotzdem nicht einstufen; schließlich ist es für jeden einfachen Menschen eine Beruhigung und Befriedigung, wenn er die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes gelegentlich zu erkennen glaubt. Das Problem der Theodizee löst Jung des öfteren nach dem Schema, das wir „Bei dem Grabe einer vortrefflichen Sängerin, die an der Kolera starb“, hören:

Sie hätt' vielleicht auf dem Theater,  
Das oft der Sünde Gift versüßt,  
Die Herzensschuld in zu spater  
Verzweiflung schmerzlich eingeüßt,  
So, daß die Kolera sogar

Für ihre Seele besser war.

Es bleibt aber zweifelhaft, ob hier der Theologe oder ein einfacher Mann aus dem Volk spricht, dessen Grübeleien ja gern in der Hoffnung enden, daß schließlich alles sein Gutes habe. Auch nimmt Michael v. Jung an seinen Beispielen mehr moral- als fundamentaltheologisches Interesse, wie überhaupt zu seiner Zeit in der katholischen Lehre die Moraltheologie, oft eudämonistisch akzentuiert, besondere Beachtung erfuhr und der deistische Einfluß schwächer war als in der evangelischen Theologie.

Thielickes Hinweis auf die allgemeinen theologischen Strömungen des 18. Jahrhunderts lehrt Michael v. Jung besser verstehen und gerechter würdigen, bewahrt ihn auch davor, zusammen mit Friedrike Kempner oder Julie Schrader im Kuriositätenkabinett abgestellt zu werden. Noch deutlicher und differenzierter werden die aufklärerischen Züge in seinem Bild, wenn wir ihn mit einem Hauptvertreter der Aufklärung in der katholischen Kirche Deutschlands in Zusammenhang bringen: mit Ignaz Heinrich v. Wessenberg, 1802-15 Generalvikar der Konstanzer Diözese, dann Koadjutor und Kapitularvikar bis 1827. Unter Wessenbergs Ägide stand Jungs Ausbildung zum Priester in Meersburg und ein gut Teil seiner Amtszeit. Wessenberg vertrat weitgespannte kirchenpolitische und seelsorgerliche Reformpläne. Die Ausbildung des Klerus, wie er sie ordnete und förderte, erstrebte „die reinere Denk- und Sinnesart“, letztlich ein „sublimiertes Christentum“ im Geiste der Aufklärung. Deshalb bekämpfte er Auswüchse der Heiligenverehrung, Wallfahrten und nahezu alle Formen der Volksfrömmigkeit, nicht nur an Aberglauben streifende Gewohnheiten. In seiner Seminarordnung vom Jahre 1803 strich er Dogmatik vom Ausbildungsplan; sie sollte auch von Kapitelkonferenzen ferngehalten werden. Mit allem Nachdruck betrieb er den Ausbau der Christenlehre und des Religionsunterrichts als moralische Unterweisung und erklärte 1803 die Predigt zum „wichtigsten Teil der Seelsorge“. Als Verehrer und Freund Pestalozzis wollte er seine Geistlichen zu den „ersten Volksbildnern in unseren christlichen Staaten“ machen. Wessenbergs Liturgiereform räumte der deutschen Sprache einen breiteren Raum im Gottesdienst ein. Die Gottesdienstordnung von 1809 machte den deutschen Gemeindegang an Sonn- und Feiertagen obligatorisch. Wessenberg schrieb wiederholt Preisaufgaben für geeignete Texte aus; ob sich der Vikar Jung an solchen Wettbewerben beteiligte, wissen wir nicht, aber einen Musikliebhaber mußte dieses neue Element bei der Gestaltung des Gottesdienstes reizen.

Im Jahre 1812 wurde ein Gesangbuch für das Bistum Konstanz eingeführt. Darin finden sich mehrere Lieder zur Beerdigung, eines für Kinder, die übrigen für erwachsene Personen, deren Lebensstellung und Schicksal typisierend umrissen wird. Das „Begräbniß-Lied überhaupt“ schließt mit den Versen:

O laßt Gottes Weg uns wandern,  
Immer gut und redlich handeln,  
Daß uns, wenn der Vater ruft,  
Niemals bange vor der Gruft!

Aus Wessenbergs Schule also übernahm Michael v. Jung den Tenor seiner gereimten Leichenpredigten, den er allerdings viel anschaulicher und nachdrücklicher ausformulierte als der kirchlich approbierte Text.

Aus dem Konstanzer Gesangbuch zitieren wir zur Vervollständigung der Skizze des Zeitgeistes, der Michael v. Jung prägte, noch ein paar Verse aus dem Lied „Bey der Investitur eines Pfarrers“, das in seichten Versen das Selbstverständnis des aufgeklärten Klerus ausspricht.

Wohl uns, wohl uns! daß Gott uns liebt,  
Uns immer gute Hirten giebt,  
Die uns zum Himmel führen;  
Die, aufgeklärt durch Wissenschaft,  
Voll Tugendliebe, Geist und Kraft,  
Der Sünder Herzen rühren!

Einen solchen Seelsorger zeichnet Michael v. Jung „Bei dem Grabe des Hochwürdigen Herrn Frühmessers von Heimertingen“, so begriff er seinen pastoralen Auftrag, und in diesem Geist amtiert er auf dem Friedhof.

Wessenberg wurde später von Rom kaltgestellt, und auch Michael v. Jung fand in der nachaufklärerischen Kirche keine Gegenliebe für seine bescheidene, aber recht eigenwillige Reform des Begräbnisrituals, die ihn als exzentrischen Wessenbergianer erscheinen ließ. So hatte der einfache Landpfarrer Anteil an den geistigen Bewegungen der Zeit wie an den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen, und er wurde, so darf man wohl sagen, auch deren Opfer, das übliche Schicksal der Kleinen.

„Mag der Pfarrer von Kirchdorf nun der Aufklärung einen noch so hohen Tribut zollen, so bleibt er doch nie - oder fast nie - in den faden Nützlichkeitsrezepten des Vernünftigen stecken, sondern bringt in oft drastischen Hinweisen auch substantiell christliches Glaubensgut zur Sprache“, stellt Thielicke fest. Wenn uns hier auch nichts ferner liegt als eine postume Glaubensprüfung - einige Beobachtungen können wir nicht übergehen. In „Melpomene“ bekennt sich Michael v. Jung eigentlich nur zum ersten und letzten Satz des Apostolicums. Von der Erlösung durch Christus, von der Kirche, von den Sakramenten ist in den Grabliedern kaum die Rede; Maria und die Heiligen kommen überhaupt nicht vor, auch keinerlei Formen der Volksfrömmigkeit, was bei einem so volksverbundenen Mann erstaunlich ist. Die Tugend ist es - wir müssen es wiederholen -, die selig macht. Bezugspunkt der handfesten lebenspraktischen Unterweisungen in den Grabliedern sind aber immer die letzten Dinge, und er schlägt auf seinen Gedankenbahnen oft seltsame Haken, um vom Blitzableiter oder vom Maurergerüst wieder auf dieses zentrale Anliegen zu kommen. Unablässig predigt er über das Schriftwort:

Drum wach und bethe Jeder  
Bei jedem Glockenschlag;  
Denn seht: ihr wisset weder  
Die Stunde, noch den Tag.  
Ja haltet euch durch bethen  
Und Tugend stets gefaßt,  
Dieß wird die Seele retten,  
Wenn ihr im Tod erblaßt.  
Denn mag zusammen brechen  
Der Bau der ganzen Welt,  
Wir können furchtlos sprechen:  
Gott ist es, der uns hält.

Die Erinnerung an Gottes Gericht und der Ausdruck unangefochtenen Vertrauens auf seine Barmherzigkeit sind immer der Höhepunkt seines Vertrags. Diese Reduktion auf ein eindringliches Memento mori ist nicht die Ratlosigkeit des Deisten vor dem aufdringenden Schrecken angesichts existentieller Erfahrungen, die seine Vernunft nicht bewältigt, sondern schlichter Glaube an die Geborgenheit der Welt in Gott, gleich weit entfernt von Obskurantentum und subtiler Spekulation.

Und wo bleibt, so wäre schließlich noch zu fragen, der Mensch im Pfarrer und Pädagogen Michael Jung? Auch ihm können und sollen wir in seinen Liedern begegnen. Trotz seines Belehrungseifers war er kein Eiferer. Es scheint wieder auf den ersten Blick nur ergötzlich zu sein, wenn wir ihn bei einer nicht ganz logischen moralischen Deduktion ertappen. „Bei dem Grabe eines Mannes, der von Jägern erschossen wurde“, sympathisiert er - seine bäuerlichen Zuhörer taten dies ganz gewiß - zuerst mit dem Wilddieb:

Und ach! was ist ein Menschenleben  
In einem wilden Jäger-Blick!  
Sie schossen einen todt, und gäben  
Um keinen Haasen ihn zurück.

Und wenn sie dir das Leben rauben,  
Als wie dem größten Bösewicht,  
So sind sie schadenfroh, und glauben  
Gethan zu haben ihre Pflicht,...

Dann erinnert er sich offensichtlich wieder der Normen, die er als Amtsperson zu vertreten hat, und übergangslos lesen wir in der nächsten Strophe:

So gehts, wenn auf verbotne Weise  
Sich Jemand zu ernähren sucht;...

„Bei dem Grabe eines erschossenen Jägers“ hat er das Dilemma bewältigt, ohne sich auf spitzfindige Distinktionen einzulassen:

Seyd also, Jäger! nicht so streng,  
Und wenn die Wildrer fliehen,  
So laßt sie sich aus dem Gedräng  
In Gottes Namen ziehen,  
Und schiesset ihnen blindlings nach,  
Um durch des Feurgewehrs Gekrach,  
sie künftig abzuschrecken.  
Und merkt: wer lange leben will,  
Muß andre leben lassen;  
Und stände auch ein Wildrer still,  
Euch auf die Muk zu fassen,  
So fliehet lieber selbst davon,  
Sonst ist am Ende beider Lohn,  
Daß ihr erschossen werdet.

Der gute Mann möchte einfach nicht, daß irgendwer ernsthaft zu Schaden kommt. Recht und Ordnung hin oder her. Michael v. Jung war kein Komödiant, weil er nicht spielte; was und wie er sang, war ernst und erbaulich gemeint, so aufrichtig und fromm wie bäuerliche religiöse Malerei, die uns auch gelegentlich durch Naivität und Drastik belustigt und doch ergreift durch ihre unverfälschte menschliche Substanz und die, für uns Heutige, beneidenswerte Einheit des Weltbildes. Der komische Effekt der Grabgesänge ergibt sich für die Nachgeborenen einmal aus der historischen Distanz zur Gedanken- und Vorstellungswelt des Autors, zum andern aus dem Kontrast von pastoraler Absicht und komödiantischen Wirkungsmitteln, die uns unangemessen erscheinen. Und schließlich, drittens, sind wir frappiert von der Selbstverständlichkeit, mit der Michael v. Jung den Tod hinnimmt als etwas, das zum Menschsein gehört; diese Haltung ermöglicht erst die überraschende Direktheit, Nüchternheit und unpräntöse Beschränkung auf den gesunden, mitunter bauernschlaun Menschenverstand. Es spricht nicht für uns, daß wir gewohnt sind, bei Nachrufen den Redner und den Beredeten einige Spannen über der Erde schweben zu sehen. Wenn man unbefangen hinhört, ist es eher rührend, wie Michael v. Jung etwa den dahingegangenen Lehrer beweint und dabei ganz unsentimental auf gleichwertigen Ersatz durch die Schulbehörde hofft. Es ist nicht zum Lachen, wenn er Gott für die Untaten eines Giftmischerehepaares um Verzeihung bittet und auch für Säufer und Rohlinge, sogar für die Kindsmörderin und den Selbstmörder noch ein mitfühlendes, verzeihendes Wort findet. Hier spricht kein Kauz und kein Aufklärer zu uns, sondern ein Menschenfreund und Christ, ein Mann, der in seiner Einfalt liebenswert ist.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 1 – Seite 29

## Der württembergische „Primärkataster“

Ein als Geschichtsquelle kaum genutztes Vermessungswerk birgt überraschende Aussagen

Von Karl Neidlinger, Riedlingen

Schon bald nachdem Oberschwaben im Gefolge der durch Napoleon hervorgerufenen Umwälzungen zu Württemberg gekommen war, wurde der neuerworbene Landesteil auch einer gründlichen Vermessung unterzogen. Es scheint so, als wollten die neuen Herren damals ganz besonders genau dokumentieren, was ihnen durch Napoleon da alles zugeschlagen worden war, denn diese Aktion wurde recht gründlich und zügig angegangen und schon Ende der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts abgeschlossen. Das Ergebnis dieser ersten vermessungstechnischen Erfassung des ganzen Landes ging unter dem Namen „Primärkataster“ in die württembergische Landesgeschichte ein.

Für viele oberschwäbische Dörfer und auch manche Stadt war dies überhaupt das erste Mal, daß die Ortslage und die Gemarkung vermessen und kartographisch dargestellt wurde; denn nur selten hatten die vorherigen Grundherren derartige Unternehmungen für ihr Gebiet durchgeführt. Schon deshalb, aber auch wegen der großen Genauigkeit und Ausführlichkeit der Angaben (das Kartenwerk wurde im Maßstab 1:2500 angelegt) haben die Grundbücher und Flurkarten des Primärkatasters eine hohe geschichtliche Bedeutung. Trotz dieser Tatsache und obgleich sie als Verwaltungsunterlage schon lange ausgedient haben, liegen sie noch immer bei den Vermessungsämtern, wo man sie auch einsehen kann.

Der Tübinger Professor Hans Jänichen hat als erster darauf aufmerksam gemacht, welche Rückschlüsse auf die Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte möglich sind, wenn man dieses Grundbuch als Geschichtsquelle interpretiert. Bei jedem Flurstück, das dort aufgeführt ist, ist nicht nur die Nutzungsart, die Größe und vieles andere angegeben, sondern bei Äckern auch die „Öschzugehörigkeit“. Für die Dreifelderwirtschaft war bekanntlich eine Dreiteilung der gesamten ackerbaulich genutzten Fläche notwendig. Diese drei Drittel der Gemarkung, die von allen Bauern gleichartig bebaut werden mußten, nannte man in Oberschwaben die drei „Ösche“ (anderswo auch „Zelgen“). Bis in die 2. Hälfte des letzten Jahrhunderts war auch bei uns die aus dem Mittelalter herrührende Form der Dreifelderwirtschaft noch die übliche Bebauungsweise. Die damit zusammenhängende Öscheinteilung wurde deshalb auch im Primärkataster aufs genaueste beschrieben. Durch die Rekonstruktion dieser Einteilung, die nur mit dem Primärkataster und den dazugehörigen „Urnummernkarten“ möglich ist, lassen sich - so seltsam dies zunächst klingen mag - aber weit über die Wirtschaftsgeschichte eines Dorfes hinausgehende Schlüsse ziehen. Einige Beispiele aus dem ganzen Kreis Biberach sollen anschließend näher verdeutlichen, welche Erkenntnisse für die jeweilige Ortsgeschichte aus der Flureinteilung möglich sind.

Das gesamte Ackerland der Gemeinde Andelfingen ist in drei große Blöcke eingeteilt, den Block A, das „Ösch gen Pflummern“, den Block B, das „Ösch gen Friedingen“, von A durch den Herdweg getrennt, der in den Gemeinewald auf dem Andelfinger Berg zieht und das Ösch C, das auf der anderen Seite des Biberbachs liegt und durch den von Heiligkreuztal herkommenden Soppenbach in zwei Teile gegliedert wird; deshalb wohl auch der Name „Wasserösch“.

Eine ähnliche Regelmäßigkeit der Anordnung erwartet man als das Übliche auch bei anderen Dörfern. Daß die drei Ösche sich in der Größe etwa entsprechen, ist notwendig, um jedes Jahr in etwa gleich hohe Erträge bei den angebauten Getreidesorten zu haben. Daß es möglichst nur drei Blöcke sind, die im jährlichen Wechsel gleichartig besät bzw. der Brache überlassen werden, ist ebenfalls naheliegend. Denn durch die Dreifelderwirtschaft sollten nicht zuletzt die gegenseitigen Behinderungen bei Bestellung und Aberntung der Äcker vermindert werden. Angesichts fehlender Feldwege und einer oft unentwirrbaren Gemengelage der einzelnen Äcker wäre dieser Zweck aber nicht erreicht worden, wenn man viele kleine Ösche eingerichtet hätte.

Überraschend ist nun aber, daß eine solche Regelmäßigkeit der Anlage, wie sie bei Andelfingen zutage tritt, eher die Ausnahme darstellt. Auf welche Ursachen dies zurückzuführen ist, kann am Beispiel der Gemarkung Burgrieden (b. Laupheim) besonders anschaulich dargelegt werden.

Auch bei Burgrieden fallen zunächst drei große, um das Dorf herum gelagerte Öschblöcke ins Auge. Der Primärkataster nennt sie Oberösch (A), Mittelösch (B) und Unterösch (C). 1526 hießen sie noch Ösch gen Rot, gen Bihlafingen und gen Holzheim. Überraschend und auf den ersten Blick sinnlos scheinen nun aber die Öschfetzen am nördlichen und östlichen Rand des Ackerlandes. Mit aus der Dreifelderwirtschaft herrührenden Notwendigkeiten sind sie nicht zu erklären; sie verkomplizieren diese eher. Auch von der Geographie her läßt sich keine Erklärung finden.

Wenn man aber die Flurnamen dieser Gegend betrachtet, wird deutlich, daß hier die Markung einer abgegangenen Siedlung übernommen wurde, deren Öscheinteilung man in etwa beibehielt: Ein großer Teil der Äcker in den kleinen Fetzen heißt „Gattenheimer Acker“, es gibt einen „Brühl“ hier, ein Name, der sonst immer nur in Ortsnähe vorkommt, und der benachbarte Wald heißt bis heute „Gattenheim“ oder „Allerweltsgemeinde“. Auch andere benachbarte Gemeinden eigneten sich Teile der wüstgewordenen und wieder mit Wald bewachsenen Markung Gattenheim an, was dieser Flurname eher tadelnd zum Ausdruck bringt.

Die Öscheinteilung beweist also, was die Flurnamen andeuten, wofür es aber keinerlei urkundliche Belege gibt: Wahrscheinlich im Spätmittelalter, jedenfalls nach dem Aufkommen der Dreifelderwirtschaft, eigneten sich die Burgrieder Bauern die Wirtschaftsfläche eines ausgestorbenen oder von den Bewohnern verlassenen Weilers namens Gattenheim an. Deren größerer Teil war offensichtlich schon wieder mit Wald bewachsen, um den sich auch andere Gemeinden stritten.

Noch wesentlich komplizierter ist das Bild bei der benachbarten Gemeinde Oberholzheim. Man kann um das Dorf herum zwar drei geschlossene Öschblöcke erkennen: Das Stetterösch (A), das Bronnerösch (B) und das Mönchholzösch (C). Zu allen dreien gehören aber jeweils mehrere Fetzen z. T. in der entgegengesetzten Ecke der Gemarkung. Auch hier ist nirgends zu sehen, welchen Sinn diese Einteilung des Ackerlandes gehabt haben sollte. Wie in Burgrieden ist auch hier die Gemarkung weitgehend eben, bis auf die Halde und einige Seitentälchen zum Rottal hin. Auch die Bodenqualität gibt keinerlei Erklärungsmöglichkeiten.

Auch bei Oberholzheim schimmert in der Öscheinteilung noch die Tatsache durch, daß im Spätmittelalter die Wirtschaftsfläche mehrerer abgegangener Siedlungen übernommen wurde, wobei die alte Öscheinteilung aber beibehalten wurde. Für den südwestlichen Teil gibt es dafür sogar einen urkundlichen Beleg: Aus dem Jahr 1467 ist im Spitalarchiv Biberach eine Urkunde aufbewahrt, in der ein Streit zwischen den Gemeinden Oberholzheim und Bronnen um ein größeres Gebiet namens „Sallheim“ geschlichtet wird. Der südliche Teil der Gemarkung Oberholzheim heißt bis heute so; es sind dort drei Ösche zu erkennen und auch der damals Bronnen zugesprochene Teil tritt als „Exklave“ dieser Gemarkung klar hervor. Im Nordwesten scheinen sich Stetten und Oberholzheim die Fläche eines Dorfes namens Hinterweiler geteilt zu haben, denn die dort sichtbaren Unregelmäßigkeiten in der Öscheinteilung setzen sich auf Stettener Gemarkung fort. Die Öschfetzen am östlichen Rand der Gemarkung stammen zum Teil vielleicht noch von Gattenheim (s. Burgrieden), wahrscheinlich aber bestand hier noch eine weitere Siedlung, deren Name nicht mehr klar erkennbar ist.

Als Ergebnis kann also festgehalten werden, daß in der Wirtschaftsfläche des heutigen Oberholzheim mindestens zwei andere, im Spätmittelalter erst übernommene Gemarkungen stecken. Das Siedlungsbild im nördlichen Oberschwaben hat sich seit dem Mittelalter z. T. wesentlich verändert und die heutigen großen Haufendörfer sind meist das Ergebnis dieser spätmittelalterlichen Siedlungskonzentration.

Für die Entstehungsgeschichte der Stadt nicht uninteressante Schlüsse lassen sich aus der Öscheinteilung der Gemarkung Riedlingen ziehen. Der Primärkataster überliefert auch hier die Öschzugehörigkeit eines jeden Ackers, Namen gibt er allerdings nicht an für die drei Ösche, sondern numeriert sie einfach durch: Ösch A, Ösch B, Ösch C. Warum sich hier offensichtlich gar keine Namen bilden konnten, wird erst klar, wenn man die Karte insgesamt vor sich hat: In allen Himmelsrichtungen liegen von jedem der drei Ösche fast gleichgroße Teile. Zählt man nach, so kommt man bei A, B und C auf vier Teile, wenn auch z. T. recht unterschiedlich groß. Insgesamt sind die drei Ösche also auf 12 Plätze verteilt, ein Vielfaches von 3. Allein schon von daher drängt sich die Vermutung auf, daß diese Gemarkung aus vier ursprünglich selbständigen Wirtschaftsbereichen bestehen muß. Die Oberamtsbeschreibung Riedlingen überliefert auch die Namen von vier Dörfern in der Nachbarschaft Riedlingens, die im Spätmittelalter abgegangen sind und deren Wirtschaftsfläche die Stadt übernommen hat: Harthausen und Binhausen südlich der Donau und Ostheim und Zollhausen nördlich der Stadt. Daß diese Dörfer auf der heutigen Gemarkung Riedlingen gelegen haben, bezeugen auch einige noch heute gebräuchliche Flurnamen.

Damit bleibt aber für Riedlingen selber, für die Gründungsstadt des 13. Jahrhunderts, nur noch sehr wenig landwirtschaftlich nutzbare Ackerfläche mehr übrig, ebensowenig aber auch für das Dorf Riedlingen, an das sich die Stadtgründung angeschlossen haben soll. Mit Sicherheit kann deshalb gesagt werden, daß der Charakter der „Ackerbürgerstadt“, den Riedlingen bis weit ins 20. Jahrhundert behalten hat, nicht schon seit der Gründung gegeben war. Die Landwirtschaft kann damals nicht Haupterwerbszweig auch der Stadtbewohner gewesen sein, wie in der Oberamtsbeschreibung vermutet wird, denn sie hatten damals gar nicht die Fläche dazu. Riedlingen muß wie alle anderen Städte als reine Handwerker- und Kaufmannssiedlung gegründet worden sein. Erst in der spätmittelalterlichen Wüstungsphase, als benachbarte Dörfer ausstarben oder verlassen wurden, konnte sich die Stadt ein relativ großes landwirtschaftlich nutzbares Gebiet aneignen. Seit diesem Zeitpunkt war auch für die Stadtbewohner, die zum Teil wohl auch aus diesen Dörfern stammten, die Landwirtschaft zum dominierenden Erwerbszweig geworden.

Spekulation wäre es allerdings, wenn man mit diesem Befund nun die bisherige Theorie der Stadtentstehung Riedlingens umkehren wollte. Seit Viktor Ernst, der die maßgeblichen Teile der Oberamtsbeschreibung verfaßt hat, geht man davon aus, daß in der heutigen Weilervorstadt der dörfliche Vorläufer der Stadt Riedlingen steckt und die Stadt daneben planmäßig angelegt wurde. Ausgehend von der Gemarkung könnte man die Weilervorstadt auch als später entstandene Vorstadt erklären und die Stadt als Gründung auf der grünen Wiese, ohne Vorgängersiedlung.

Natürlich steht diesen Spekulationen einiges entgegen, vor allem auch die frühe Nennung Riedlingens und die Frage des Namens der Stadt. Doch ist damit wohl ganz deutlich geworden, daß mit der scheinbar belanglosen Rekonstruktion der Öscheinteilung neue Perspektiven, die weit über Fragen der Wirtschaftsgeschichte hinausgehen, gewonnen werden können.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 1 – Seite 32

## Urban Ströbele, der erwählte und nicht bestätigte Bischof

zu seinem 200. Geburtstag am 16. April 1981

Von Paul Kopf, Ludwigsburg

Die Geschichte kennt immer wieder Einbrüche, die einer Stunde Null gleichen. Daraus ergeben sich Möglichkeiten an Uraltetes anzuknüpfen, aber auch die Chance eines völligen Neubeginns. Sie bergen aber auch die Gefahr in sich, eine Politik des Lavierens zu betreiben, deren Sinn oft sehr spät zu begreifen ist. Das Zerbrennen der Reichskirche an der Schwelle zum 19. Jahrhundert erbrachte eine solche Stunde. Namen wie Karl Theodor von Dalberg, der Konstanzer Bischof und Ignaz Freiherr von Wessenberg, der Bistumsverweser stehen im schwäbischen Raum für diese Zeit.

Ein Stück weiter jedoch im kleineren Rahmen dieses Komplexes steht Urban Ströbele, der erwählte und nicht bestätigte Bischof von Rottenburg. Vor 200 Jahren am 16. April 1781 wurde er in Obermarchtal in der bodenständigen altschwäbischen Familie Ströbele geboren. Das Kind Johann Georg des klösterlichen Braumeisters erlebte noch einen Abglanz der großen Geschichte der heimatlichen Stätte von Wissenschaft und Bildung. Als Student und Professe mit dem klösterlichen Namen Urban, den er zeitlebens beibehielt, erfährt er den Gang zum schrecklichen Ende der heimatlichen Reichsabtei. Der Reichsdeputationshauptschluß von Regensburg, in dessen Gefolge der Fürst von Thurn und Taxis das Kloster Obermarchtal zu eigen bekam war schon vollzogen, als der Weihbischof von Konstanz am 18. Dezember 1803 dem Wunsche des letzten Reichsprälaten Friedrich II. nachkam und Urban Ströbele zum Priester weihte. Dieser wollte seiner Berufung treu bleiben, auch wenn seine Zukunft nicht mehr dem Kloster Marchtal gehören konnte. Stationen seines Wirkens wurden die Pfarreien Buchau am Federsee (1806-1819) und Riedlingen/Donau (1819-1828). Neben der Seelsorge widmete sich der vielseitig interessierte Geistliche vor allem der Erforschung der heimatlichen Geschichte und der Publikation. Seiner pastoralen Vorstellungen, wobei er nicht zurückschreckte, zu den heißen Eisen der damaligen Zeit seine Meinung kundzutun. Dazu gehörten vor allem auch Fragen im Spannungsfeld von Staat und Kirche. Mit der Gründung der Diözese Rottenburg wurde auch das Domkapitel installiert. Rottenburgs erster Bischof J.B. Keller ernannte in Abstimmung mit der königlichen Regierung den Riedlinger Stadtpfarrer und Dekan auf das Kanonikat an der Kathedrale, womit die Tätigkeit des Dom- und Stadtpfarrers



sowie des Stadtdekanats verbunden war. Im Bischöflichen Ordinariat war ihm vor allem die Bearbeitung einer neuen Gottesdienstordnung und des Gesangbuchs übertragen.

Domkapitular Ströbele rückte nach dem Tod von Bischof Keller im Oktober 1845 und die dadurch zu erfolgende Bischofswahl noch mehr in das Blickfeld der Öffentlichkeit, nachdem er in den Jahren zuvor schon bei den Sondierungen um einen Weihbischof zur Diskussion stand, was allerdings bei der römischen Kurie auf keine Gegenliebe stieß.

Die Bischofswahl des Jahres 1846 wurde dem Anhänger des Konstanzer Bistumsverwesers Wessenberg zum Schicksal, denn er wurde der gewählte, aber nicht bestätigte Bischof von Rottenburg. In einem langen Verfahren wurde die Angelegenheit in Rom geprüft, wobei der päpstlichen Nuntiatur in München eine entscheidende Rolle zufiel. Sie scheint ihre Argumente gegen den Erwählten hauptsächlich aus den Informationen genommen zu haben, die der 36jährige Tübinger Professor und spätere dritte Bischof von Rottenburg Carl Joseph Hefele, bereitwillig ihr zukommen ließ. Dieser gibt in seinem Schreiben, in dem er auch den verstorbenen Bischof Keller mit harter Kritik bedenkt, angesichts der „furchtbaren Tatsache dieser Wahl“ seiner Hoffnung Ausdruck, der Heilige Stuhl werde die Bestätigung verweigern.

Eine tiefe Kluft scheint durch den Klerus jener Jahre im Spannungsfeld der jungen Tübinger Schule und der noch herrschenden Wessenbergischen Geistesrichtung gegangen zu sein. Spannungsgeladen war das Ringen um Mehrheiten für eine neue Richtung in der Kirche, um die vor allem in Tübingen und im jungen Klerus gebangt wurde, wenn Domdekan Jaumann nach Kellers Tod Kapitularvikar und der in schlechtem Einvernehmen mit den Tübinger Professoren stehenden Ströbele Bischof würde.

Die vorgebrachten Bedenken gegen den 63jährigen Gewählten ufernten zu einem Kahlschlag von Leben und Werk des Kandidaten aus. Am Ende dieser Kampagne konnte fast nur die Verwerfung stehen. Ströbele hat dieselbe nach außen mit fast bewundernswerter Gelassenheit getragen.

Bei seinem Ableben am 21. Februar 1858 würdigten ihn Staat und Kirche als gewissenhaften, kenntnisreichen und tätigen Mann, an dem Kirche und Staat einen in jeder Beziehung würdigen Diener verloren haben.

Trotz allem blieb der Makel der Verwerfung an ihm haften. Je weiter der Abstand der Geschichte, um so schwerer fällt es, das Urteil der Zeitgenossen über Ströbele anzunehmen. Er war unter denen, die versuchten, mit ihrer Zeit fertig zu werden, um der Kirche den Weg in eine neue Zukunft zu weisen, nachdem das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ aus den Angeln gehoben und dessen Abschiedsstunde endgültig geschlagen hatte.

Urban Ströbele war sicher einer der Geistlichen der jungen Diözese Rottenburg, die an einer Nahtstelle der Geschichte ihre Funktion haben, denen es aber durch die Verwirrung der Zeit noch nicht gegeben war, den Kurs der Erneuerung in den Griff zu bekommen. Dies sollte der Generation nach ihm eher vergönnt sein.

Sein 200. Geburtstag aber ist es wert, seiner als markante Gestalt Oberschwabens eingedenk zu sein.

Der Originaltext enthält Bilder die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 1 – Seite 33

## Karl Arnold (1901 – 1958)

### Baumeister einer neuen Zeit

Von Paul Kopf, Ludwigsburg

Vor allem die Stadt Düsseldorf und das Land Nordrhein-Westfalen gedachten am 21. März 1981 jenes Mannes, der 1958 so überraschend verstorben war. Der Schwabe Karl Arnold, ein Mann der ersten Stunde der Bundesrepublik Deutschland, wäre an diesem Tage 80 Jahre alt geworden.

Seine Wiege stand in Herrlishöfen unweit von Warthausen. Zu seinem 50. Geburtstag durfte er in dankbarer Verbundenheit und mit Stolz auf seine bescheidene Herkunft den Ehrenbürgerbrief seiner Heimatgemeinde entgegennehmen.

Die wenig begüterten Eltern konnten den vier Kindern Albert, Karl, Agathe und Maria keine großen materiellen Güter zukommen lassen. Das Erbe der Väter im Wert des katholischen Glaubens und im Sinn für Bescheidenheit wurde kostbarstes Vermächtnis. In der einklassigen Volksschule des Heimatdorfes findet der talentierte Junge verständnisvolle und begabte Lehrer. Nach Schulschluß helfen die Kinder der Mutter in der kleinen Landwirtschaft, weil der Vater zur Arbeit mußte.

In keiner Phase seines Aufstiegs vergißt der Politiker das soziale Umfeld seiner Herkunft. Mit 15 Jahren tritt Karl Arnold bei Schuhmachermeister Georg Schmid in Biberach eine Lehre an. Nach Absolvierung dieser Ausbildung arbeitet der Geselle in der Werkstatt des Schuhmachermeisters und Schuhhändlers Martin Pflug in Ochsenhausen. An den Wochenenden fuhr er, wann immer möglich, heim, um seinen Eltern in der Landwirtschaft zu helfen. Bereits in dieser Zeit knüpfte er wichtige Kontakte.

Der erste war sein Eintritt in die Kolpingsfamilie; der zweite die Begegnung mit dem Abgeordneten des Reichstages, Matthias Erzberger. Die Mitgliedschaft in der Zentrumsjugend war somit vorgezeichnet. Der politisch talentierte Schustergeselle fand in Erzberger einen Förderer, wie derselbe ihn in seiner Jugend durch den Abgeordneten Adolf Gröber (1854-1919) selbst erleben durfte.

Auf der „Sozialen Hochschule im Leo-Haus“ München konnte der begabte Jugendliche ab Herbst 1920 an Kursen teilnehmen, die zur Ausbildung von Anwärtern für soziale Berufe eingerichtet worden waren, wobei die Grundsätze der katholischen Soziallehre ihn am meisten beeindruckten und prägten.

Im Jahre 1921 übernimmt der junge Schwabe sein erstes Funktionärsamt beim christlichen Lederarbeiterverband in Frankfurt am Main, um schon im Oktober desselben Jahres nach Düsseldorf umzusiedeln, wo er 1924 zum Kartellsekretär der christlichen Berufsverbände für Rheinland und Westfalen bestellt wird. In dieser Stadt lernt er den erfahrenen christlichen Gewerkschaftler Gottfried Joeres kennen, dem er in seinem beruflichen Fortkommen viel verdankte, und der ihm 1928 ein wohlgesonnener Schwiegervater wurde. Die Zusammenarbeit der verschiedenen Organisationen mit der Zentrumspartei war in Düsseldorf so eng, daß christliche Gewerkschaften, katholische Arbeiterverbände und Zentrum ihre Sekretariate nebeneinander im gleichen Haus unterhielten. Diese Nähe kam Arnold entgegen, und er engagierte sich trotz der vielen Aufgaben in der christlichen Gewerkschaft alsbald stark in der Düsseldorfer Zentrumspartei; dies lag nahe, da sich diese Partei und die christlichen Gewerkschaften in ihrer Strategie eines wirtschaftspolitischen Mittelweges zwischen extremem Kapitalismus und marxistischem Sozialismus ergänzten.

Am 1. August 1929 trat in Düsseldorf der entschiedene Vertreter der Arbeiterschaft, Karl Arnold, sein erstes kommunalpolitisches Mandat an und wurde bei der Konstituierung der Fraktion zum stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden gewählt. Bereits bei den Sozialwahlen des Jahres 1927 führte er die Liste der christlichen Gewerkschaften an, wobei das Ergebnis der Wahl ihm sogar den Vorsitz des AOK-Vorstandes einbrachte, ein Amt, das er bis 1933 innehatte.

Mit der Auflösung der Gewerkschaften im Frühjahr 1933 zunächst arbeitslos geworden, arbeitete Arnold für kurze Zeit bei der Katholischen Kirchensteuerkasse; später wurde er Vertreter, dann Teilhaber an einem Installationsbetrieb. Mehr schlecht als recht brachte der in dieser Zeit politisch Verdächtige sich und seine Familie über die Jahre.

Die Stunde Null des Jahres 1945 wird für Karl Arnold und seine Freunde die Verwirklichung des Neuanfangs, der in den Jahren des Nationalsozialismus bedacht wurde. Sein Konzept bestand aus zwei Grunderfahrungen. Die eine war die Notwendigkeit der Beseitigung der Zersplitterung der Arbeiterbewegung in verschiedene Richtungsgewerkschaften, die andere, daß das christliche Element bei der Gestaltung des neuen Deutschland sich gemeinsam einbringen mußte. Klar markiert stand somit am Anfang als Konzeption die sozial ausgerichtete Programmatik bei christlich demokratischen Grundtendenzen. Mit dieser Grundvoraussetzung begreift sich Karl Arnold als Baumeister einer neuen Zeit. Hier liegt das Geheimnis seiner sittlichen Kraft und seiner Schritte in den folgenden Jahren.

Als Konsequenz seiner Überlegungen gründet der frühere Zentrumspolitiker mit Männern und Frauen aus beiden christlichen Konfessionen und allen sozialen Schichten am 24. November 1945 in Düsseldorf die Christlich-Demokratische Union. Seine markante Gründungsrede, die ganz er selber ist, wird wegweisendes, politisches Programm inmitten geistiger und materieller Trümmer. In ihr steht unter anderem:

„Nur die Erneuerung des ganzen Volksgewissens kann uns und die abendländische Welt zu einer besinnenden Gnadenstunde führen, zu einer Gnadenstunde, die den tieferen Lebenssinn der Menschen und Völker inmitten der Finsternis aufleuchten läßt und den Weg zu neuen Gemeinschaften weist. Unsere geschichtliche Bewährungsstunde hat begonnen, wir müssen sie bestehen. Und wenn wir auch oftmals in unserer Not und volklichen Einsamkeit erschöpft und hoffnungslos zusammenbrechen möchten, dann richten wir uns in unserer bittersten Stunde wieder auf an einem Wort der Schrift: „Wenn zwei oder drei, ja

wenn ein ganzes christliches Volk in meinem Namen versammelt ist, dann bin ich - der Herr und König aller Völker - mitten unter euch.“ Aus dieser Gemeinschaft empfangen wir dann untrüglich die Kraft, einmal durchzuatmen, Geist und Glieder zu recken und das Wort zu sprechen: „Nun ans Werk!“ Und dieses Werk ist in seiner grundlegenden Stufe ein eindringlicher Ruf zur Sammlung an alle, die willens und bereit sind, eine politische Gemeinschaft zu bilden, die ehrlich bemüht ist, die Grundlage des deutschen Wiederaufbaus zu schaffen.“

Zum Bildungsideal der Jugend meint er:

... „Und wenn ich die Jugend recht begreife, verlangt sie zutiefst nach einem starken und erhabenen Bildungsideal, an dem sie sich wieder ausrichten und innerlich erheben kann. Und dieses Ideal wird sie finden in dem großen Geheimnis der lebendigen Wechselbeziehungen zwischen Gott und Mensch, denn aus diesem Gnadenstrom entfaltet sich der Mensch in aller Demut zum heiligen Geschöpf und Ebenbild Gottes.

Das Zustreben auf dieses Bildungsziel empfängt seine Impulse schon im Elternhaus und in der Schule. Deshalb kann zu keiner Stunde ein Zweifel darüber bestehen, daß in der Schule ein saubere Geist herrschen und daß der bekenntnismäßige Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach gesichert werden muß, und daß der künftige Aufbau der Schulen nur im Einvernehmen mit den Kirchen erfolgen kann. Die Eltern haben ein Recht, über diese Entwicklung zu wachen, denn das Kind gehört nicht mehr dem Staat, sondern den Eltern. Und die Verantwortung für die Erziehung der Kinder liegt nicht in erster Linie beim Staat, auch nicht bei der Schule und nicht bei einer politischen Partei, sondern im Gewissen der Eltern. Daraus und aus einer geheiligten Vater- und Mutterschaft ergibt sich das natürliche Elternrecht auf die Erziehung der Kinder. Und weil wir uns für eine organische Demokratie verpflichtet haben, wird es in dieser so wichtigen Frage kein künftiges Schulgesetz geben, das nicht vom Elternwillen her bestimmt sein wird.“

In diese Zeit des politischen Neuanfangs fällt am 31. August 1945 die erste Begegnung mit Konrad Adenauer, mit dem er in den kommenden Jahren immer mehr wegen divergierender wirtschaftspolitischer Ansichten auseinandergeraten sollte.

Mit fast unvergleichbarem Einsatz ringt er zunächst um den Aufbau seines Landes, dann der Bundesrepublik Deutschland. Der 1946 zum Oberbürgermeister von Düsseldorf Gewählte wird im selben Jahr auch in den Landtag des eben neu gebildeten Landes Nordrhein-Westfalen berufen. Bei den Wahlen der Folgezeit honoriert der Wähler sein Mandat. Der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen von 1947-1956 orientiert sich an klaren Zielen, muß sich aber auch auf politische Kompromisse einlassen, ohne sich dabei aufzugeben. So war die CDU aufgrund der Weigerung ihres Fraktionsvorsitzenden, Konrad Adenauer, in der ersten Landesregierung zunächst nicht vertreten, und als Karl Arnold Ministerpräsident wurde, konnte er sein Konzept der Koalition mit den Sozialdemokraten nicht durchsetzen.

Schon früh erkennt Ministerpräsident Karl Arnold die politische Rolle des Landes Nordrhein-Westfalen, vor allem im Vorfeld der Gründung der Bundesrepublik Deutschland. Diese sucht er zu entwickeln. So ist seine Politik in ihren Grundzügen auf der einen Seite Wirtschaftspolitik, auf der anderen deutsche Politik. Für die Neuordnung der Grundstoffindustrie lehnt er in seiner Regierungserklärung „sowohl das System der bisherigen großkapitalistischen Wirtschaftsweise, wie auch eine einseitige bürokratische Staatswirtschaft“ ab. „Ziel muß vielmehr eine echte Gemeinwirtschaft sein, in der sich Einzelverantwortung und Einzelinitiative voll auswirken können.“

Unter dieser Maxime wird das Land Nordrhein-Westfalen aus Not und Trümmern aufgebaut. Das Zusammenwachsen der Rheinländer und Westfalen, die Eingliederung der Lipper, das Miteinander von Industrie und Landwirtschaft, die Abwehr der Beschränkung der hart drängenden Demontage, die staatspolitische Haltung der Gewerkschaften, wobei konfessionelle Toleranz und parteipolitische Neutralität als Grundsatz gelten, um das begonnene Werk der Arbeiterschaft nicht zu gefährden, werden wesentlich Arnolds Verdienst.

Prägende Ereignisse werden für ihn im Herbst 1955 der Besuch in Moskau als Mitglied der Delegation von Bundeskanzler Adenauer. Dabei führt er lange Gespräche mit Chruschtschow, der sich für den aus der deutschen Arbeitnehmerschaft stammenden Politiker besonders interessiert. Entschlossen gegenüber dem kommunistischen Ziel der Weltrevolution kehrt Arnold aus der Sowjetunion zurück. Dann das Drängen aus Bonn, nach den Landtagswahlen 1954 mit den Freien Demokraten nach Bonner Muster die Regierung zu bilden, obwohl er bisher aus sozialpolitischen Gründen ein Verfechter der großen Koalition gewesen war. Bundespolitische Gründe sind es dann auch, durch die die „Düsseldorfer Jungtürken“ zum Sturz dieser Regierung im Februar 1956 ansetzen. Der Düsseldorfer Regierungssturz sollte der Wendepunkt der deutschen Nachkriegspolitik werden und die Voraussetzungen für die Ablösung Konrad Adenauers in Bonn schaffen.

Karl Arnold resignierte nicht, sondern ging daran, die Bundestagswahl 1957 und die Landtagswahl 1958 vorzubereiten, nachdem er noch 1956 zum Missfallen des CDU-Vorsitzenden Adenauer zu einem der stellvertretenden Parteivorsitzenden gewählt wurde. Im Herbst 1956 schlägt er das Angebot aus, als Vizekanzler in die Bundesregierung einzutreten und ist auch im Herbst 1957 nicht bereit, Mitglied der Bundesregierung zu werden, obwohl er nach langem Zögern die Kandidatur zum Bundestag im Wahlkreis 62 annimmt und mit 72 Prozent der Stimmen gewählt wird. Er wollte das Land Nordrhein-Westfalen, dessen Aufbau mit seinem Namen unlösbar verbunden ist, wieder für die CDU gewinnen.

Für 6. Juli 1958 waren Neuwahlen angesetzt. Karl Arnold, der auch nach seinem spektakulären Sturz der auf sozialen Wandel drängende Stachel seiner Partei bleibt, will diese Wahl gewinnen. Er kämpft mit großem Einsatz. Am 27. Juni spricht er in Minden, in der Nacht zum 28. Juni erleidet er einen Herzinfarkt, am 29. Juni 1958 ist Karl Arnold tot. Die Entscheidung vom 6. Juli 1958 bringt der CDU die absolute Mehrheit und damit den Auftrag zu einer neuen Regierungsbildung, diesmal aber ohne den Baumeister aus Schwaben. Eine große Hoffnung der CDU, ja der Bundesrepublik, ging zu Ende, bevor sie nach menschlichem Ermessen ihre Möglichkeiten ausgeschöpft hatte.

Sein politisches Verdienst liegt vor allem in der Konstituierungs- und Integrierungsphase des Landes Nordrhein-Westfalen von 1947 bis 1956. Dadurch leistete er einen nicht unwichtigen Beitrag zur Konsolidierung der Bundesrepublik Deutschland. Seine gesellschaftspolitischen Vorstellungen weisen ihn als Mann des Ausgleichs zwischen Kapital und Arbeit aus, der eine Aussöhnung beider Gruppen für notwendig und möglich hielt.

Karl Arnold gehört zu den großen Gestalten, die aus Oberschwaben hervorgegangen sind.

Der Originaltext enthält Bilder die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 1 – Seite 36

## Meditation

Hartmut Löffel

*Mit dem folgenden Beitrag des Biberacher Autor Hartmut Löffel („Kunstgriffe“ 1976) wird der Versuch unternommen, die Palette unserer Zeitschrift um die Form der satirischen Skizze zu erweitern. Schon Bert Brecht hat mit seinem Gedicht „Über das Schwimmen in Seen und Flüssen“ die oberschwäbischen Gewässer literarisch angesprochen. Auch der folgende Text ist an oberschwäbischen Gestaden angesiedelt, aber er richtet eine kritische Optik auf das dortige Treiben.*

Das aufgeschlagene Naturauge, moorig - also schwarz und uferlos nässend - hier liegt es noch als oberschwäbischer Schilfsee. Mit kleiner Pupille im Kern, aber dem Hang zur Tiefe und darum zum Eintauchen einladend. Das nützen Frösche, Wildenten und mancher Hecht zum Überleben, der Sommerfrischler schließlich zur Nabelschau.

Mitten durch die brusthohen Wiesen und Felder rattert er auf seinem Zweirad heran (meist auf dem), spurt durch den Moorgrund oder im Slalom um die dicht schließenden Tannen. Wie ein Reptil in seiner Lederhaut. Und ebenso sonnenhungrig. Der Wald tönt vom Melos des Motors, bienengleich durchsummt - und die Kornfelder wogen im Fahrtwind. Hupend trifft er ein. Helm, Haut, Gepäck, Schlauch und Matratze wirft er bereits im Sitzen ab, ebenso, doch umsichtiger, irgendeine Tragbox voll Bier, mitunter einen ganzen Ständer, und weitere Badeutensilien, die griffig am Tank baumeln: Konserven, Sonnenhut, Korbflaschen, Angeln. Erleichtert parkt er sein Blechroß, wo es gleich Fuß faßt, ins üppige Riedgras, wenn er sich nicht überhaupt dazu entschließt, es auf den Holzsteg mitzunehmen. Auf ihm gelangt er, der meist schon voll belegt ist, über nistende Mitbrüter hinweg zu einem eigenen Standplatz. Wie jene hängt er sein Bier an die Angel, den ganzen Kasten möglichst: und läßt ihn in die Tiefe, den Hecht narrend, hinab. Schon ist er, sich niedersetzend, der Sommerfrische sicher. Kühl deutsch wird's ihm ums Herz. Doch die Sonne sticht, und er muß sich erst einölen. Schweigend lauscht er - wie längst die Frösche -, während er sich die Beine bearbeitet, dem Gesang Roy Blacks (des Naturwunders) links, Meys Maikäferlied rechts und den neuesten Wetterbeobachtungen; daß in der Nordsee ein Tanker zerbrach, aber das ist weit weg, und hier treibt nur Öl von gefetteten Schnorchlern auf dem Wasser. Den Enten, die sie schwimmend einkreisen, bis sie wegtauchen, schadet das nicht. Also legt er seine eigene Kassette ein und beugt sich, als könne er damit die Schnaken vertreiben, erwartungsvoll aufdrehend

zurück, muß aber die Spraydose aufdrehen und nach den Dingen schießen, die ihn wie Stukas anfliegen. Doch sie sind wendig, flink wie die Fischtorpedos und viel geschickter als die trägen Helikopter-Libellen, die täppisch ins Sprayfeuer taumeln, dann benommen abstürzen. Fische demontieren sie rasch, zuerst die Flügel, den Bug, den Rumpf schließlich (alles sauber), ziehen ihn zuletzt in glitzernde Flaschentiefe. Dort ist es kühl: kühl-schrankkühl. Während er seinen ersten Flaschenhecht zappelnd an der Schnur zu sich heraufzieht, ihm den Kopf abhackt, daß das Wasser schäumt, und die Fischchen seinen kaufrischen Gummi unten zerlegen, ihn rasch, heranschießend und Fäden ziehend, aufdröseln, schnell auch der Raubfisch aus dem Steg Schatten: mitten hinein in die Weberschiffchen. Gleich surrt die Kamera, links und rechts, stößt aufs Wasser, schnappt zu, doch erwischt nur verfilztes Gewebe. Die Szene will wiederholt sein, freilich, mit der Angel am besten: bei den Seerosen drüben. Weiß ködernd wie sie. Schnur auf Schnur klatscht also ins Wasser, striemt es und versinkt. Versinkt wie ihr Werfer, der nun brütend und reglos dahockt, zur Säule versalzt. Doch dazu ist er ja da. Längst hat er die Schnaken vergessen die schallenden Jäger am Himmel, den schwellenden Gitarrenklang, der weit in die Waldnacht hineinsingt, und im stillen Grunde sein Bier. Stumm, ja andachtvoll hält er die Angel und manchmal ein Fischchen daran. Doch der Tierfreund wirft sie, die Kleinen, zum Tauchen wieder hinein. Blitzend gleiten sie weg - während drüben zwei Schnorchler ins Schilf driften, ein Schlauchboot steuerlos über die Wellen schwappt, weil sein Lenker den toten Mann macht. Reglos liegt er im Wolkenbett, auf wärmender Sonne. Leicht zu angeln! Doch niemand rührt eine Hand. Die Luft ist schwer, drückt bleiern auf Wasser und Wald und ein wenig aufs Gemüt. Kein Windhauch, kaum Vogellärm: die Natur hält den Atem an. Nur am Seerand palavern hitzig zwei Greise, ob Gott in ihr existiert.

4. Jahrgang – Heft 1 – Seite 37

## Streitberg – ein Herrensitz bei Stafflangen

Von Siegfried Krezdorn, Bad Schussenried

Auf einer Anhöhe, die einen herrlichen Ausblick zum nahen Dorf Stafflangen gewährt, stand einst die Burg Streitberg. Auf den Standort der Burg weist der Flurname „Burgwiese“ hin. Bis vor einigen Jahren waren noch Spuren der Burganlage vorhanden. Heute ist das Burggelände eingeebnet. Nach einer Urkunde vom 6. Februar 1568 gehörte das Burggelände - wie noch heute - zum unteren Hof, der einst deshalb Burghof genannt wurde. Die genaue Lage der Burg ist noch auszumachen, sie stand an einer günstigen Stelle links des Weges, der zum oberen Hof führt.

Die Burgbewohner nannten sich nach dem Streitberg. 1219 wird erstmals ein Rudolf von Streitberg (Striperc) in einer Urkunde genannt, der danach sein Lehen Oberweiler (Kreis Ravensburg) dem Bischof von Konstanz aufsandte. 1250 siegelte ein Heinrich von Streitberg (Stritperc, Stritperch) 2 Urkunden und 1266 ein Heinrich miles (Ritter) der Stritberch. Mit einem Rudolf von Streitberg, der 1280, 1283, 1286, 1288 und 1311 siegelte, enden die Nennungen dieses Adelsgeschlechtes. Das Wappen der von Streitberg zeigte in Blau eine silberne Pfeilspitze. Wie Streitberg in den Besitz der Biberacher Familie Felber kam, ist archivalisch nicht überliefert. Es ist aber wahrscheinlich, daß eine Erbtöchter der von Streitberg in das Biberacher Patriziat einheiratete und Streitberg mit in die Ehe brachte.

Im Jahre 1511 war Jakob Felber, Bürger zu Biberach, im Besitz von Streitberg. Die Erben des verstorbenen Dyonis Felber, nämlich seine Witwe Beatrix Felber geb. Gräter bzw. ihre Vögte Jakob Schmidt und Ludwig Schopper sowie ihre Söhne Stoffel, Walter und Hans (Stoffel und Walter Felber auch im Namen ihres Bruders Jörg Felber, der in Ungarn Kriegsdienst leistete) sowie Bürgermeister Wilhelm von Brandenburg und Hans Rollin als Pfleger der noch minderjährigen Kinder des Erblassers Jakob und Beatrix Felber verkauften am 6. Februar 1568 an die Kinder des verstorbenen Brun von Hornstein zu Hornstein und dessen Witwe Margarethe von Hornstein geb. Humpiß von Waltrams mit Namen Brun Sigmund, Friedrich, Balthasar, Anna und Maria von Hornstein bzw. an deren Vormünder Jörg von Ow zu Hirrlingen, Balthasar von Hornstein, Hofmeister des Stiftes Buchau und Jakob Ernst von Hornstein zu Grünlingen das Burgstall Streitberg (Streitperg) genannt, das mit einem trockenen Graben umfangen war, „unfern“ von Stafflangen in der freien Pirsch gelegen, mit aller Herrlichkeit, niedgergerichtlichen Obrigkeit und Gerichtsbarkeit und den nachgenannten Hölzern, Holzmarken, einem Weiher, Fischgruben, Äckern, Höfen, Gülten und Gütern, die alle nicht weit vom Burgstall gelegen waren, nämlich:

1. ca. 25 Jauchert „stehendes Holz“ mit aller Gerechtigkeit, an Christoph Gräters zu Stafflangen Holz gelegen. Dieses Holz gehörte den Inhabern der Herrschaft zu Streitberg, worin diese allein „Hauen und Holzen“ durfte.

2. Einen Weiher, genannt der „Hellweiher“, der künstlich angelegt („ertränkt“) etwa 30 Jauchert umfaßte und zwischen den Gemeinden Oggelshausen und Tiefenbach einerseits und dem Kloster Beuroner Hölzern andererseits lag.

3. Fünf Fischgruben, die alle in Wiesen und Äckern der nachgenannten 2 Höfe lagen, von denen ein Hof Erasmus Laup und der andere Jörg Tobler bestandsweise baute. Wenn es gewünscht werde, dann mußte Erasmus Laup noch eine Fischgrube in seinen Wiesen ausheben und machen lassen. Der vorgenannte Weiher und auch die 5 Fischgruben waren Veit Täber, Amtmann zu Tiefenbach, und Jakob Straub, genannt Beck, daselbst für 10 Jahre verliehen, wovon 5 Jahre schon vergangen waren. Dafür sollten die beiden jährlich 90 fl. Zins zahlen und zwar 45 fl. an St. Jörg und 45 fl. an St. Martin jeden Jahres. Außerdem waren Jörg Tobler zu Streitberg 2 Jauchert Acker zu „Ödenhofen“ zwischen Beuroner Holz, genannt „Aschpan“ und der Gasse, genannt das „Zeyl“, verliehen, wofür von jeder Jauchert nach Zelg jährlich als Gült 4 Viertel „Biberacher Maß“ der Früchte, die auf dieser Zelg wuchsen, der Herrschaft zu reichen waren. Diese 2 Jauchert konnte die Herrschaft aber auch „ihres Gefallens“ höher oder anders verleihen oder selbst mit Hilfe von Frondiensten bewirtschaften lassen.

4. Einen Hof, den Erasmus Laup bestandsweise baute und auf Lebenszeit besaß, genannt der Oberhof. Dieser Hof umfaßte in allen 3 Öschen ca. 42 Jauchert Acker und samt dem dazugehörigen Garten 13 Tagwerk Wiesen (darunter waren 7 Tagwerk Öhmdwiesen). Die jährliche Gült betrug 7 Pfund Heller Heugeld, 7 Malter Roggen, 3 Malter Haber, Biberacher Währung und Maß, 1 Viertel (120) Eier, 4 Hühner, 1 Henne sowie Wahlbäume mit Obst. Überdies war Erasmus Laup verpflichtet, jährlich ein Rind von der Herrschaft auf seiner Weide grasen zu lassen und 2 Kapaunen in seinem Hof zu mästen und 2 Schweine von der Herrschaft zur Eichel- und Buchenmast „welches Jahrs Ägkerich oder Keäß würdet“ im Walde zu hüten und in seinem Hof „laufen zu lassen“, auch das Obst von den beiden Wahlbäumen helfen zu brechen und der Herrschaft bis nach Biberach oder gleich weit weg vom Hof hinzuführen. Außerdem hatte er jährlich der Herrschaft 4 Dienste mit der „Mäne“ (Pferd) zu fahren oder wenn es die Herrschaft wünschte, 4 Tage dafür „selbänder“ mit der Hand in Weihern, Fischgruben, oder wo es begehrt wird, zu arbeiten und zu dienen und auch sonst der niedgergerichtlichen Obrigkeit dienstbar zu sein.

5. Einen Hof, genannt Streitberg, den Jörg Tobler bestandsweise baute und lehenweise auf Lebenszeit besaß. Zu diesem Hof gehörten ca. 48 Jauchert Acker in 3 Öschen und samt den Gärten 15 Tagwerk Wiesen (davon 7 Tagwerk Öhmdwiesen). Die jährliche Gült betrug: 8 Pfund Heller Heugeld, 8 Malter Roggen, 4 Malter Haber. Biberacher Maß und Währung, 1 Viertel Eier, 4 Hühner, 1 Henne und 4 Wahlbäume mit Obst. Außerdem mußte der Lehenbauer jährlich ein Rind, das der Herrschaft gehörte, auf seine Weide treiben und grasen lassen oder 2 Kapaunen auf seinem Hof mästen und 2 Schweine zur Eichel- und Buchenmast in den Wald treiben und in seinem Hof hüten und laufen lassen, auch das Obst von den 4 Wahlbäumen helfen brechen und der Herrschaft bis nach Biberach oder gleich weit wegführen, ferner jedes Jahr 4 Dienste mit der Mäne fahren oder, wenn es der Herrschaft beliebt, 4 Tage „selbänder“ mit der Hand im Weiher und in Fischgruben, wohin ihn die Herrschaft begehrt, arbeiten und auch sonst der niedgergerichtlichen Obrigkeit dienstbar sein.

### Streitberg im Besitz der Herren von Hornstein

Der Onkel der vorgenannten Hornsteinischen Kinder - Balthasar I von Hornstein - hatte 1563 von Hans Christoph Brandenburg zu Zweifelsberg die Vogtei-rechte über das nahe Dorf Eichen mit Gericht, Zwing und Bann nebst etlichen Gütern zu Eichen und Stafflangen für 4750 fl. erworben. Dort in „Oberaichen“ baute sich Balthasar von Hornstein, der Hofmeister des Stiftes Buchau war, ein Schloß. Von dort aus nahm er die Herrschaftsrechte über Streitberg wahr. 1575 erwarb er („gessen zu Eichen“) von Hans Stägmüller auch noch die nahe Mösmühle.

Als er starb, übernahm sein gleichnamiger Neffe die Herrschafts- und Besitzrechte zu Eichen und Streitberg und von weiteren Gütern. Dieser Neffe – Balthasar II. von Hornstein - war jedoch ein schlechter Wirtschaftler und der Krieg (1618 brach der Dreißigjährige Krieg aus) blieb nicht ohne Folgen für seine

Vermögensverhältnisse. 1624 starb er und sein gleichnamiger Sohn und Erbe mußte mit Eichen und Streitberg (und mit Zollenreute) noch eine hohe Schuldenlast übernehmen.

Schon 1616 hatte Balthasar II. von Hornstein das adelige Gut Obereichen an das Kloster Schussenried verpfänden müssen. So reichten Balthasar III. von Hornstein die Einnahmen aus dem restlichen Besitztum nicht, um ein standesgemäßes Leben zu führen. Trotzdem ließ er die von seinem Großonkel Balthasar I. von Hornstein erbaute, auffällige Kapelle in Obereichen neu erstellen und oberhalb der Eingangstüre sein und seiner Ehefrau Wappen (Hornstein-Berndorff) anbringen, das heute noch zu sehen ist. Er starb 1630 und sein überschuldeter Nachlaß fiel an Johann Heinrich von Hornstein. Eichen und Streitberg mit ihren Zugehörungen war damals vom schwedischen Generalkommissar von Offenburg den Herzögen von Sachsen zur Bezahlung ihrer Regimenter überlassen worden. Johann Heinrich - damals noch ein Kind - besuchte die Jesuitenschule in Konstanz. Sein Vormund Johann Wilhelm von Stotzingen schrieb verzweifelt in einem Brief an die Erzherzogin Claudia von Österreich: „Wir wissen nicht, wie wir unsere Pupillen (Mündel) auf den Schulen erhalten können. Wir müssen sie wie Bettelkinder herumgehen sehen.“ Durch den Krieg war die Schuld schließlich auf 80 000 fl. angewachsen, und so mußten 1656 die verpfändeten Güter an die Gläubiger abgetreten werden. 1683 hatte die Balley Elsaß und Burgund an Johann Heinrich und dessen Bruder Johann Baptist von und zu Hornstein eine Forderung von 14 524 fl. Kapital, die u. a. mit Streitberg abgesichert war. Gegen Bezahlung von 2200 fl. löste das Kloster Schussenried Streitberg vom Landkomtur aus. Weil zu Streitberg das Jus collectandi (Besteuerungsrecht) und das Jus hospitandi (Beherbergungsrecht, d. h. das Recht, Fremde zu beherbergen) gehörte, was einem Wert von 300 fl. entsprach, hätte das Kloster eine höhere Auslösesumme bezahlen müssen. Nach einem langwierigen Prozeß, der kein Ende finden konnte, erwirkte schließlich eine österreichische Kommission einen Vergleich. Danach gelangte das Kloster Schussenried 1691 für die Bezahlung von 5600 fl. an die Hornsteinische Konkursmasse in das Eigentum des Dorfes Eichen, von Streitberg und des Hofes zu Stafflangen.

Im Jahre 1699 verkaufte das Kloster den Ort Streitberg mit hoher und niederer Gerichtsbarkeit (die hohe Gerichtsbarkeit hatte es 1612 als Pfand von Österreich bekommen) an die Herrschaft Warthausen. Diese vertauschte Streitberg ein Jahr später an Stift Buchau, jedoch mit Vorbehalt der hohen Obrigkeit für die Herrschaft Warthausen und die landesfürstliche Unterordnung (mit Steuer, Reise, Erbhuldigung usw.) unter Österreich.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

---

SONDERDRUCK

# Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 1 vom 23. April 1981 / 24. Jahrgang

---

4. Jahrgang – Heft 1 – Seite 41

## Die Biberacher Schützen im 18. Jahrhundert

Von Alfons Waibel

Kaum eine der zahllosen Institutionen unseres heutigen gesellschaftlichen Lebens kann auf eine so weitreichende und traditionsbeladene Vergangenheit zurückblicken, wie die Schützengesellschaften. Obwohl sie in den Sturmfluten machtpolitischer Ereignisse und auch in mancher Ebbe wirtschaftlicher Niedergänge sehr wechselhafte Schicksale erlitten, haben sie sich vom Mittelalter bis in unsere Zeit hinein erhalten.

Von der schon 1481 existierenden Schützengesellschaft Biberach gingen zwar keine epochemachenden Strömungen und Bewegungen aus, die die Politik, Gesellschaft und Kultur beeinflusst oder gar verändert hätten. Und doch verdienen einige Passagen auf dem langen Weg eines halben Jahrtausends besondere Beachtung und Aufmerksamkeit.

Es soll unterlassen werden, an dieser Stelle über den Ursprung, Werdegang und das Wesen der Schützengilde Biberach zu berichten. Dagegen behandeln die nachfolgenden Zeilen die außerordentlichen Schwierigkeiten, unter denen die Schützen während des ganzen 18. Jahrhunderts, zur Zeit der Konfessionsstreitigkeiten zu leiden hatten.

### Auftakt 1708 - Streit um den Einkauf der Schießpreise

Sehr mißvergnügt wurde der evangelische Stadtzinngießer Johann Georg Scheffeldt, als er feststellen mußte, daß die Schießpreise aus Zinn nun plötzlich nicht mehr einzig und allein bei ihm eingekauft wurden. Seit 1696 war er alleiniger Zinnlieferant der Biberacher Schützengesellschaft. Die alles regelnde Parität sah vor, daß er als Protestant die Schießpreise in Form von Zinngeräten zu liefern hatte. Der katholische Stadtgärtner durfte - um die Gleichheit zu wahren - zum althergebrachten Lichtbraten und zu anderen Schießveranstaltungen Obst, Gemüse, Girlanden sowie Dekorationen besorgen.

Da besaß nun der katholische Ratsführer bei den Schützen die Kühnheit, eigenmächtig die bisherige paritätische Regelung zu umgehen und das Zinn bei einem Katholiken einzukaufen. Damit war der Schützen- und Religionsfrieden empfindlich gestört. Um die Gemüter wieder zu beruhigen, untersuchte eine Ratsabordnung die strittige Angelegenheit, ohne jedoch beide Kontrahenten gebührend angehört zu haben. Die Verhandlungen wurden geheim gehalten und brachten dem protestierenden Zinngießer nicht den erhofften Schiedsspruch in seinem Sinne. Den Schützen wurde die Freiheit zugesprochen, das Zinn dort zu kaufen, wo man es ohne Fehl und Mängel bekommen könne; es könne auch von Ulm oder Nürnberg bezogen werden. Auch wurde darauf hingewiesen, daß es den Schützen freistehe, ob sie um Zinn oder andere Gegenstände schießen wollen.

Diese Empfehlungen des Magistrats empörten Meister Scheffeldt so sehr, daß er an der Gerechtigkeit zu zweifeln begann und dies auch offenkundig zu verstehen gab. Er warf einigen evangelischen Schützen und Glaubensbrüdern vor, ihn aus persönlicher Mißgunst und Neid nicht unterstützt zu haben. Gründlich und ausdauernd, wie die Biberacher nun mal waren, wenn wegen Nichtigkeiten ausgiebig gezankt werden konnte, ging der Streit um den Einkauf der Schießpreise noch nahezu zwei Jahre weiter. Die hohen Kontributionen, die Biberach anlässlich des Spanischen Erbfolgekrieges zu zahlen hatte, drängte den kleintlichen Hader der Schützen in den Hintergrund und beinahe in Vergessenheit.

### Sonntags nie!

Nur von kurzer Dauer war der Frieden bei den Schützen auf dem Schützenberg. Waren doch die Auseinandersetzungen vor vier Jahren um die Schießpreise interner Art, so wurde der neue Zwist im Jahre 1712 von außen hereingetragen.

Dem evangelischen Geistlichen, Senior Dörtenbach, war das sonntägliche Schießen und das damit verbundene Fröhlichsein ein ganz besonderer Dorn im Auge. Es läßt sich heute nicht mehr feststellen, ob er um das Seelenheil seiner Schäfchen besorgt war oder ob er eine entsprechende Anordnung seiner vorgesetzten Stelle zu vollziehen hatte. Dörtenbach gewann die protestantischen Herren des Rates für sein Anliegen und forderte vom gesamten gemeinsamen Rat die Durchsetzung des Schießverbotes am Sonntag und Verlegung des Schießens auf einen Werktag.

Der katholische Teil des Rates sah sich angegriffen und stellte fest, daß in keiner anderen Stadt und keinem Ort, gleichwohl ob evangelisch, katholisch oder gemischt, das Schießen am Sonntag verboten sei. Ferner sei eine Verlegung auf einen Werktag kaum durchführbar, da ja jeder seine Arbeit habe; so müsse auch der Herr Felbinger auf seine Amtsstube, der Maurermeister auf seinen Bau und so jeder andere seinem Tagewerk nachgehen. Der Amtsbürgermeister v.

Settelin zeigte sich verwundert über die evangelischen Ratsherren, die sich von ihrem Geistlichen solche Vorschriften machen ließen und gab zu verstehen, daß er einem allgemeinen Sonntagsschießverbot grundsätzlich ablehnend gegenüberstehe. Der streitbare Protestant Dörtenbach gab jedoch nicht auf; er ging noch heftiger gegen das sonntägliche Schießen an und drohte mit seiner Amtsniederlegung, wenn auf dem Schützenberg droben „der sündlichen Üppigkeit und dem Mutwillen“ nicht Einhalt geboten und gründlich Wandel geschaffen werde. Den evangelischen Schützen stellte er die Verweigerung der Beichte und des Abendmahles in Aussicht, sofern sie sich weiterhin sonntags beim Schießen belustigen. Selbst auf der Kanzel behandelte er dieses Thema; so wichtig war ihm die Durchsetzung des Sonntagsschießverbotes. Nach und nach wurden die 28 evangelischen Schützen weich, fügten sich den Forderungen Dörtenbachs und verzichteten auf das Schießen am Sonntag. Dieser Erfolg genügte ihm jedoch nicht. Er erwirkte eine Beschwerde beim Reichshofrat in Wien in der geklagt wurde, daß die katholischen Schützen und auch der katholische Teil des Magistrats ein Schießverbot am Sonntag ablehnen und lieber eine Trennung der Schützen in eine katholische und evangelische Gruppe in Kauf nehmen würden.

Welche Empfehlung der Reichshofrat in Wien in dieser Angelegenheit machte, ist nicht bekannt. Der gemeinsame Rat der Stadt Biberach faßte nach zweijährigem Streit am 10. September 1714 den Beschluß, daß die Katholiken weiterhin am Sonntag schießen können, die Protestanten auf den Montag verwiesen werden, wobei hierbei zu beachten sei, daß der Beginn nicht vor 13 Uhr erfolgen soll, damit nicht zuviel Arbeitszeit versäumt werde. Mit diesem Beschluß war die Umgruppierung der Schützengesellschaft in eine katholische und in eine evangelische Abteilung vollzogen.

## 1754 – Die getrennten Schützenbrüder

Die Abmachung von 1714 hielt vierzig Jahre mehr schlecht als recht und verminderte die Gegensätzlichkeiten in keiner Weise. Die Verfremdung beider Schützengruppen über den Zeitraum einer Generation hinweg wurde immer deutlicher spürbar, zumal es Jahr um Jahr neue kleinliche Auseinandersetzungen gab.

Der Ratsführer der katholischen Schützen glaubte es richtig zu machen, indem er wegen „besorgenden Differentien“ die restlose Trennung beider Schützengruppen beantragte und auch durchsetzte. Ab dem 12. August 1754 gab es dann eine separate evangelische und eine katholische Schützengesellschaft. Die Organisation und der innere Aufbau beider Gesellschaften richtete sich nach der Ordnung der alten Gesellschaft, mit dem einen Unterschied, daß sich die katholische Schützengesellschaft einen sechsköpfigen Beirat leisten konnte; die evangelische Gesellschaft begnügte sich - der geringeren Mitgliederzahl wegen - mit einem sogenannten Dreier. Vollkommen neu geregelt wurde die Benützung der gemeinschaftlichen Schießstätte. Am Sonntag, Dienstag und Freitag schossen die Katholiken und am Montag, Mittwoch und Donnerstag die Protestanten. Der Samstag wurde nicht belegt.

Trotz dieser vollkommenen Trennung wurde die Türe für gelegentliche Begegnungen nicht zugeschlagen. Das Kirchweihschießen, das Lichtbratenschießen sowie einige Freischießen wurden gemeinsam abgehalten. Auch solche Schießen, die nicht auf dem Schützenberg, sondern beim Gasthaus zum Hirsch, beim Jordan, auf der Bleiche, bei Sternwirtskeller oder Rößlewirtskeller abgehalten wurden, waren gemeinschaftlich. Ferner wurde von beiden Gesellschaften vereinbart, daß jeder Schütze, gleich welcher Konfession, bei einem Freischießen der anderen Religion teilnehmen durfte.

Nun hatte diese Regelung aber einen Haken: Da die katholische Schützengesellschaft ihren Hauptschießtag jeweils am Sonntag hatte, veranstalteten sie ihre Freischießen und Hochzeitsschießen eben am Sonntag, wozu auch die evangelischen Schützen vereinbarungsgemäß zugelassen waren. Die protestantischen Geistlichen hatten jedoch ihren Schützen das Schießen am Sonntag untersagt, denn kein Lutheraner sollte wegen des Schießens den Nachmittags- und Abendgottesdienst versäumen. Aus diesem Grunde sollten die Katholiken die begehrten und beliebten Preisschießen nicht an einem Sonntag durchführen. Auswärtige Schützen von den benachbarten Städten hatten zur Teilnahme in Biberach aber wieder nur den Sonntag zur Verfügung. Dieses Handikap war die Ursache dafür, daß im ganzen 18. Jahrhundert in Biberach das Schützenwesen sehr im argen lag und daß die zerstrittenen Biberacher Schützen zur Durchführung einer größeren Schießveranstaltung kaum fähig waren. Der Ruf der Biberacher Schützen war in der gesamten Nachbarschaft nicht gerade ein guter. Selbst von der befreundeten Nachbarstadt Isny wurde Biberach 1783 zum großen Freischießen nicht eingeladen, wohl aber die Schützen von Waldsee, Wurzach und Ochsenhausen.

## Wiedervereinigung anno 1804

Im höchsten Maße ungerecht wäre es, wenn man behaupten würde, der neue badische Landesherr hätte für Biberach nur unliebsame oder gar schikanöse Gesetze und Verordnungen erlassen. In der Fülle der neuen Bestimmungen gab es auch eine Anzahl von Verfügungen, die von Fortschritt, Weitblick und gesundem Menschenverstand geprägt waren.

Die Vereinigung der beiden Lateinschulen zu einem paritätischen Gymnasium, die Zusammenführung der beiden Komödiantengesellschaften und auch der Zusammenschluß der beiden, seit 1754 getrennten Schützengesellschaften sind nur drei Beispiele einer vernünftigen Weltanschauung.

Fünfzig Jahre genau dauerte die Teilung der Schützen in eine evangelische und in eine katholische Gesellschaft. Aus eigener Kraft und freiem Willen hätten beide Gesellschaften auch 1804 eine Wiedervereinigung nicht zustande gebracht. Die unglückselige Kluft behinderte die normalen Beziehungen und es bedurfte eines kurfürstlich badischen Befehls um wieder zueinander zu finden und auf ein gemeinsames Ziel zu schießen.

In einem Ratsprotokoll von 1804 ist vermerkt, daß die Vereinigung zu vollziehen sei und daß zu den hierzu erforderlichen Neuwahlen nur wirkliche Schützen zuzulassen seien. Der Rat der Stadt sah den Zusammenschluß offenbar mit Wohlwollen. Zum Vereinigungsschießen wurden fünfzehn Gulden als Gabe bewilligt und eine Ehrenscheibe gestiftet. Der gemeinsame Anfang war recht vielversprechend, trotz politischer Turbulenzen und wirtschaftlicher Not. Daß diesem hoffnungsvollen Beginnen ein jähes Ende beschieden sein sollte, war nicht vorherzusehen. Württemberg nahm Biberach in Besitz und der vielgehasste König Friedrich war es, der bald darauf allen Schützen seines Landes das Halali blies, indem er die Schützengesellschaften auflöste und sämtliche Schußwaffen konfiszierte.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 1 – Seite 43

## Da draußen wohnte auch der Scharfrichter

Eichbühl bei Bad Schussenried – einst eine Siedlung für arme Untertanen und für den Henker

Von Dr. Siegfried Krezdorn

Als vor dem Jahre 1470 der Abt des Prämonstratenserklosters Schussenried, Peter Fuchs, zwischen Eichbühl und Steinhausen einen Weiher anlegen ließ, der die Bezeichnung „Steinhauser Weiher“ bekam, waren 22 Mm (Mannsmahd) Wiesen zu Sattenbeuren und 15 J (Jauchert) genannt der Aichstock, die dem adeligen Damenstift Buchau gehörten, feucht geworden („ertränkt“). Um den darüber ausgebrochenen Streit beizulegen, veranlaßten dazu berufene Tädingsleute am 8. Januar 1470 einen Tausch. Äbtissin Margret von Buchau übergab Abt Peter und dem Konvent zu Schussenried die ertränkten Wiesen und den Aichbüchel und bekam dafür den Weiher zu Welden beim Ottobeurer Hof (Stadt Bad Buchau) sowie Grundstücke und Rechte zu Kappel.

Unter dem Abt Christoph Müller (1604-1606) baten Hans Häusler, Hans Hugger, Kaspar Hugger und Jakob Lang den Obervogt des Reichsstiftes, auf dem „Aichbühl“ Herbergen bauen zu dürfen, was den Bittstellern alsbald gewährt wurde. Der entsprechende Grund und Boden wurde ihnen als Lehen auf Lebenszeit überlassen, dafür mußten die 4 Häuslesbauer versprechen, jährlich 2 fl (Gulden) zu bezahlen, durften verdächtige Leute auf keinen Fall beherbergen, ohne Erlaubnis im Wald kein Holz schlagen und durch Weiden ihrer Haustiere keinen Schaden anrichten. Am 16. Juni 1606 unterzeichneten die 4 Siedler den entsprechenden Revers.

Zur Huldigung, d. h. zur Eidesleistung als Untertanen des Reichstifts, wurden die Bewohner der „Riedhäuser“ jedoch nicht aufgefordert, weil schon bald Klagen gegen sie beim Obervogt in Schussenried einliefen. Die Vertreter der 3 Gemeinden Roppertsweiler, Kleinwinnaden und Sattenbeuren beschwerten sich bitter über die Bauweise der Herbergen, die sich die Eichbühler anmaßten. Diese hätten doch ursprünglich gebeten, je ein Häusle bis unter den Dachtrauf - also einstöckig und ebenerdig - bauen zu dürfen. Weil sie aber in- und ausländische Mitbewohner in ihre an sich schon engen Wohnungen aufnehmen wollten,

würden sie ihre Herbergen willkürlich aufstocken und erweitern. Ihr Vieh würden sie, überall weiden und Einfriedungen zerstören lassen, Bau- und Brennholz wahllos schlagen, wodurch dem Wald großer Schaden zugefügt werde. Am 5. Juni 1621 wurden dazu Zeugen vernommen, worauf Obervogt Christian Hindelang über das Strafmaß ein Gutachten fertigte. Am 14. Juli 1621 bekamen die Angeschuldigten die Mitteilung, unter welchen Bedingungen ihnen die aufgeschobene Huldigung gestattet werde. Einen Tag später erfolgte die Exekution. Den Straftätern wurden 10 Kühe im Wert von je 15, 16 oder 17 fl gepfändet und diese in die Klosterstallung bis zur Bezahlung der Strafe, die 157 fl betrug, überstellt.

Da die ersten in Eichbühl gebauten Herbergen schlecht gebaut waren, mußten sie nach einigen Jahrzehnten wieder abgebrochen werden.

Das noch bestehende Weiher- oder auch Fischerhaus mit dem Hauspatron St. Magnus wurde in seiner bis heute erhaltenen Bauweise 1673 erstellt. Damals hatten Franz Alber von Frastanz (Vorarlberg) gebeten, in Eichbühl ein Höfle bauen und nutzen zu dürfen. Unter der Bedingung, seine Schuldkigkeiten (3 fl) zu entrichten, sich in die Leibeigenschaft des Reichsstifts zu begeben und 2 Reichstaler „recognition“ (Anerkennungsgebühr) zu begleichen, entsprach das Reichsstift seinem Begehren. Die jährliche Gült (Abgabe an das Kloster Schussenried) betrug: 1 fl Hauszins und 1 Henne. Am 24. Januar 1691 verzichtete Alber freiwillig auf weitere Belehnung, worauf Kaspar Butscher mit dieser Herberge samt dem Krautland, Wiesen und Äckern auf Lebenszeit belehnt wurde. Die Gült war gleich geblieben, nur mußte der neue Lehenmann 15 fl Ehrschatz für die Übernahme bezahlen. Aber bereits nach 4 Jahren erlaubte das Reichsstift dem Weber Jakob Mössle von Appenzell, darin noch solange wohnen zu dürfen, wie Jakob Hewdorff in dieser Herberge am Leben bleibe. Damit sollte die Versorgung eines wohnungslos gewordenen alten Mannes gesichert werden. Nach dessen Tod aber wolle das Reichsstift aus „gewissen motivis“ (gewissen Motiven) den Eichbühl völlig „rasieren“ (abbrechen).

Alle Einwohner zu Eichbühl waren arme, sozial schwache Leute und wohl deshalb zu einem ständigen Unruheherd geworden. Um ihr kärgliches Einkommen etwas aufzubessern, gab jeder Hausbesitzer an sogenannte Beisitzer Wohnungen ab, wofür er ein Wohngeld (Miete) bekam. Unter diesen Beisitzern gab es oftmals zweifelhafte Personen, die durch Diebstähle mit den geltenden Gesetzen in Konflikt geraten waren. Um Wohnraum für Beisitzer zu schaffen, wurde das kleine Häusle St. Servulus in 2 Stuben abgeteilt und an das Weiherhaus eine zweite Stube angebaut. Zu den einzelnen Häusern gehörten nur wenige Felder, so z. B. zum Häusle St. Rustikus, dessen Leheninhaber wie alle anderen Häuslebesitzer in Eichbühl jährlich 1 fl Hauszins und eine Henne auf St. Martin dem Reichsstift gülten mußte, 31/16 J. Acker, 49/16 Mm Wiesen und 3/16 Mm Öhmdwiesen. Als dieses Häusle zu Beginn des 18. Jahrhunderts abging - ob infolge mangelhafter Bausubstanz oder durch eine Feuersbrunst, ist nicht überliefert - entschloß sich Abt Innozenz Schmid im Jahre 1717, auf dieser Hofstatt für die Scharfrichter ein Haus zu bauen. Vorher hatte der Scharfrichter in einem Haus zu Schussenried bei der Gerberei (Gerbe) gewohnt. Durch seine Übersiedlung nach Eichbühl wurde diese Ortschaft endgültig in ihrem Bestand gesichert. Abt Didakus Ströbele (1719-1733) gestattete bald danach dem Josef Fessler, sein baufälliges Haus (St. Servulus) abzubauen und eine neue Behausung zu bauen. Daraus mußte - wie aus den anderen Häusern zu Eichbühl - dem Reichsstift die bereits genannte Gült gereicht werden. Dagegen blieb das Haus des Scharfrichters frei von allen Abgaben und Beschwerden. Außerdem bekam der Scharfrichter im nahen Ried einen Platz zum Verscharren verendeter Tiere zugewiesen. Die Hauptaufgabe des Scharfrichters war, die vom hohen - oder Malefizgericht, das im Gerichtsgebäude (heute Kreissparkasse) zu Schussenried jeweils zusammentrat, ausgesprochenen Strafen zu vollstrecken, so die Prügelstrafen, die Schandstrafen (z. B. an den Pranger stellen) und die Todesstrafen (durch Aufhängen am Galgen oder durch Richten mit dem Schwert). Von einer für den Scharfrichter besonders tragischen Exekution berichtete die beim Bombenangriff auf Stuttgart (Landesbibliothek) leider verbrannte Hauschronik (S. 599) des Reichsstifts Schussenried: Ein vielfacher Klosterdieb namens Anton Biesenberger, dem 54 Vergehen nachgewiesen werden konnten, wurde anno 1725 von seinem besten Kameraden Hans-Jörg Burkhart, dem Sohn des Schussenrieder Scharfrichters Martin Burkhart, unweit des Feldkreuzes gegen St. Martin mit dem Schwert gerichtet.

Als das Gebiet des Reichsstiftes Schussenried unter den Grafen von Sternberg-Manderscheid im Jahre 1806 unter die Landeshoheit des Königreichs Württemberg kam, ging das Scharfrichteramt ein, dagegen bestand die Wasenmeisterei (Verscharren verendeter Tiere) noch bis 1914.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 1 – Seite 45

## Der stille, innere Ruf

Zum 125jährigen Bestehen der Kranken- und Schwesternstation der barmherzigen Schwestern vom Kloster Reute

Von Dr. Kurt Alber

Die Schwesternkongregation von Reute geht zurück auf das Jahr 1848 und begann in Ehingen an der Donau. Im genannten Revolutionsjahr 1848 beschlossen unabhängig voneinander fünf Mädchen aus den Gemeinden um die Donaustadt ihr Leben ganz in den Dienst der Nächstenliebe zu stellen, um hilfsbedürftigen und vor allem kranken Menschen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Der Krankendienst war zur damaligen Zeit sehr beschwerlich. In einzelnen Fällen mußten die Mädchen den Haushalt übernehmen und die Kinder mitversorgen. An die Gründung einer Schwesternschaft dachte man vorerst überhaupt nicht, doch erkannte man bereits die Notwendigkeit einer gemeinsamen Unterkunft. In der Zwischenzeit entstand in Ulm die erste Filiale, während die Suche nach einem passenden Mutterhaus weiterging. Die zweite Filiale wurde im Dezember 1855 in Biberach gegründet. Drei Schwestern bezogen eine kleine Mietwohnung zur Krankenpflege in der Stadt.

Im Jahre 1861 wurde ihnen ein eigenes Haus zur Verfügung gestellt, ein altes Patrizierhaus mit herrlichem Treppenhaus und einer gewölbten Kapelle mit dem Allerheiligsten. Von 1862 bis 1866 wurden in diesem Hause auch Kranke, von 1863 bis 1868 sogar Mädchen in einer Art Pensionat aufgenommen und betreut. Aus einer Zeitungsnotiz vom 5. Januar 1885 ist ersichtlich, daß im Jahr 1884 von den Schwestern 83 Kranke, ohne Unterschied der Konfession, in 600 Verpflegungstagen und 338 Nachtwachen versorgt wurden. Ferner wurden zu diesem Zeitpunkt 2719 Portionen Essen und 73 Flaschen Wein an Kranke ausgegeben. Die genannten drei Schwestern unterhielten in selbstloser Weise eine Kleinkinderschule, die von 150 Kindern besucht wurde, zudem eine Handarbeitsschule für 190 Jugendliche, eine Arbeitslast, die sie auf die Dauer nicht mehr bewältigen konnten. Später kamen noch drei weitere Schwestern zur Mithilfe hinzu. Als 1867 in Reute die Hundertjahrfeier der Seligsprechung der Guten Beth stattfand, waren unter den Festpilgern auch Schwestern der in Biberach ansässigen Kongregation. 1871 war das neue Mutterhaus in Reute fertig. Der Erweiterungsbau desselben im Jahre 1910 fällt zeitlich mit dem Bezug der jetzigen Schwesternwohnung in Biberach zusammen. Schwerpunkt der Kongregation blieb bis heute das Mutterhaus Reute, als Altersruhesitz und Heimat der gesamten Klosterfamilie.

Noch ein kurzes Wort zur Situation der Schwesternberufe in heutiger Zeit. Immer wieder wird das Leben im Kloster mit Flucht aus der Wirklichkeit verwechselt. Die einen treten in ein Kloster ein mit dem festen Vorsatz, für ihre sündhafte Vergangenheit zu büßen. Andere möchten sich in klösterlicher Gemeinschaft ganz in den Dienst der Nächstenliebe stellen, um ihr Leben Gott zu weihen. Es gibt viele Motive, die einen Menschen bewegen, den Ordensberuf zu ergreifen, sei es als Krankenpfleger, Krankenschwester oder Laienbruder. Immer ist eine Berufung Voraussetzung und ein „stiller innerer Ruf“ deutlich hörbar. Letztlich ist es immer der HERR, der ruft. Ordensleute wie Laien dienen demselben Ziel, Gottes Geist in der Welt sichtbar zu machen. Der Laie durch sein Engagement im innerweltlichen Bereich der Familie, die Ordensschwester durch ihre unmittelbare Verpflichtung an die Sendung der Kirche. Es handelt sich aber stets um eine freigewählte Berufsentscheidung, die eine zukünftige Ordensfrau zu treffen hat! Freiwillig verzichtet sie auf Ehe und Familie. Ihre spontan geleistete Hilfe ist freiwillig. Ihr selbstloser Einsatz für weltliche und kirchliche Belange sind freiwillige Werke der Barmherzigkeit.

Woher kommt es, daß der Beruf einer Klosterfrau in heutiger Zeit offensichtlich so wenig attraktiv erscheint? Dafür gibt es mehrere Gründe. Viele Mädchen denken heute nur ans schnelle Geldverdienen, an eine möglichst sorgenfreie Zukunft in Freiheit! Persönliches Opferbringen ist nicht mehr gefragt. Es gilt also den Dialog zwischen der Welt von heute und der Berufung zum Klosterleben wieder in Gang zu bringen. Die kritische Einstellung des heutigen Menschen gegenüber dem Ordensleben richtet sich nicht so sehr gegen das Wesentliche dieser Berufung, als vielmehr gegen die Ausdrucksformen seiner Spiritualität. Der Ruf zum Ordensleben muß wieder von der Welt gehört werden. Er muß aus der Sendung der Kirche hervorgehen, zu der das Ordensleben als integrierender Bestandteil gehört.

## 300 Jahre Post in Biberach (II)

### Vom reichsstädtischen Boten zum Taxis'schen Postreuther

Von Hermann Fritzenschaft

Bei der Generaldirektion wurde am 1.11.1890 eine Betriebs- und eine Verwaltungsabteilung gebildet. Für die selbständige Erledigung gewisser Dinge bestanden schon zu Beginn der staatlichen Verwaltung einige „Hilfsbureaus“ für Zwecke der Revision, der Rechnungsprüfung, des Kassenwesens, der Materialverwaltung, Druckerei und später des Kraftfahr- und Hochbauwesens. Aus Gründen der Wirtschaftlichkeit wurde soweit möglich der gesamte Verkehrsdienst (Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienst) auf den Bahnstationen vereinigt. Infolge der Ausdehnung der Verkehrswege wurde der vereinigte Dienst in zahlreichen Fällen wieder getrennt. So geschah es auch in Biberach; Bereits 1851 verließ die Biberacher Post das Gebäude des heutigen Amtsgerichts und zog in das Bahnhofgebäude. Die Ämter Bahnhofsverwalter und Postamts-Vorstand wurden vereinigt. Dies dauerte bis zur Trennung 1886 und dem Einzug des Postamts in das Gebäude der Bahnmeisterei. Ab 1893 wurden die Postämter in drei Klassen eingeteilt, wobei Biberach ein Amt der Klasse II mit einem Postmeister an der Spitze war. Am 1.4.1852 waren erstmals „fahrende Postämter auf der Eisenbahn in Tätigkeit getreten, die Vorläufer der späteren „Eisenbahn-Postämter“ und „Bahnpostämter“. Am 30.6.1876 betrug die Anzahl der Postämter 367 und die der Postagenturen 117. Zur Zeit des Übergangs an das Reich waren es nur noch 275, aber 611 Postagenturen und 300 Posthilfsstellen.

Nach dem Ersten Weltkrieg hat das Deutsche Reich aufgrund des Staatsvertrags mit dem Freien Volksstaate Württemberg vom 29./31. 3.1920 die Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens samt dem Fernsprechwesen in Württemberg gegen eine Entschädigung von 250 Millionen Mark mit Wirkung vom 1.4.1920 übernommen. Damit war die deutsche Posteinheit endlich hergestellt. Gleichwohl blieb die Oberpostdirektion Stuttgart für den inneren Verkehr in Württemberg mit besonderen Zuständigkeiten ausgestattet, insbesondere bezüglich der Verwendung der Haushaltsmittel und des Personals, aber auch des Betriebs- und Verkehrswesens. Es gab somit keine Landesposten mehr, alle Einnahmen flossen ungeteilt in die Reichskasse, und die oberste Verwaltung und verfassungsmäßige Verantwortung vereinigten sich in der Person des Reichspostministers. Die für Württemberg noch eingeräumten Besonderheiten fanden schließlich ihr Ende durch eine Bestimmung des sogenannten Vereinfachungsgesetzes von 1934.

### Postbetrieb, Kurs- und Taxwesen, neue Dienstzweige

Der einmal wöchentlich durchgeführte Postritt des von Postmeister Pichelmayer 1680 eingerichteten Reichspostkurses von Ulm nach Lindau brachte für die Stadt Biberach etwa 30 Briefe. Die Briefe wurden im Felleisen befördert, einer Ledertasche, die am Sattel befestigt war. Das Tarifwesen entbehrte vollständig der Einheitlichkeit. Das Briefporto von Biberach nach Cannstatt betrug „vor einem einfachen Brief 4 Kreuzer, vor ein doppelten 6 Kreuzer, an Paketen von der Unz 6 Kreuzer“. „Posthalterei“ und Postexpedition („Postspedition“) wurden grundsätzlich getrennt gehalten, außer an kleinen Orten. Die Posthalterei besorgte den Fuhr- und Rittdienst, d.h., die Bereitstellung der Pferde und Postillione und war mit einer Gastwirtschaft verbunden. Die Postexpedition war für die Annahme, den geregelten Versand und die Aufbewahrung zur Abholung zuständig. Zustellungen wurden erst später durchgeführt. Der Postexpedient war nebenberuflich tätig (wöchentlich einmal Postein- und Abgang!). So ist z.B. 1692 Johann Ferdinand Scherer aus Biberach als „Reichspost-Spediteur allda und Stadtgerichts-Assessoris“ bezeichnet.

Ab 1711 verkehrte ein weiterer Reichspostkurs zwischen Ulm und Meersburg über Biberach - Grodt - Steinhausen - Schussenried - Otterswang - Aulendorf - Ebersbach - Altshausen - Ravensburg. Auch ein Kurs zwischen Stockach und Memmingen scheint zeitweise seinen Weg über Biberach und Ochsenhausen genommen zu haben, wie aus einem Aktenvermerk aus dem Jahr 1752 hervorgeht. Der Kurs Ulm-Lindau verkehrte von 1718 an zweimal wöchentlich. Er nahm allerdings einmal seinen Weg durchs Illertal, das andre Mal wie gewöhnlich über Biberach.

Der Postverwalter Johann Ferdinand Scherer aus Biberach berichtet am 16.2.1718 an den Fürsten von Thurn und Taxis: „Es bestehen in Biberach folgende private Fuhren und Potten:

**Fuhren** wöchentlich eine nach Ulm und Memmingen. Sonntags oder Montag von Lindau. 2 Fuhren, sogenannt Lutzen von Gunzenhausen kommen alle 3 Wochen. Allhiesiger Bürger auf dem Landt negst der Statt fahret das ganze Jahr nach Frankforth. Sonsten gibts wöchentlich so viel Hin und Wid, daß in jeder Correspondent leichter Ding, wo er will, Brief hinbringen kann.

**Potten** 2 nach Ulm und Memmingen, der erste Freitag nach Ulm, der andere Dienstag nach Memmingen. 1 Pott alle Freitag nach Konstanz, welcher der löblichen Post den größten Schaden zufügt. 1 alle Sonntag von Ravensburg ankommender Pott. 3 Weibsbilder alle 3 Wochen längst kommen an von Überlingen, Veldtkürch und Kempten, welche nichts mehrers dan Brief an sich ziehen.“

### 1781 erste Postkutsche mit der Fahrpost

1746 kommt die Post von Biberach in Ulm am Sonntag und Mittwoch nachmittags an; sie geht von Ulm ab nach Biberach am Montagnachmittag und am Freitagvormittag. In den folgenden Jahren wurde dann tägliche Beförderung eingerichtet, was die Ausweitung der Posthaltereiengeschäfte mit sich brachte. 1760 wurden bei der Posthalterei Biberach 13 Pferde und 5 Knechte gehalten. Die Sendungsmengen waren immer noch sehr bescheiden. 1770 kam an Porto im Vierteljahr 175 Gulden auf. 1711 hatten die an das Oberpostamt Ulm abgeführten Quartalsgelder noch 80-90 Gulden betragen. Doch ab etwa 1780 wurde neben dem Postverwalter zu Biberach ein Zusteller, Packer und Condukteur zu 2/3 des Tages beschäftigt. Die erste Postkutsche dürfte mit der sogenannten Fahrpost erst ab etwa 1781 verkehrt haben. Zwischen 1760 und 1764 nahm zeitweise ein Postwagen von Wien nach Straßburg seinen Weg über Biberach (Wien - München - Augsburg - Ulm - Biberach - Altshausen - Meßkirch - Tuttlingen). Der Ursprung eines weiteren Kurses liegt vermutlich 1743. Er führte als Reitpost und später als Wagenkurs von Memmingen über Ochsenhausen nach Biberach.

Nachdem Ende 1805 die Taxische Reichspost auf den württembergischen Staat übergegangen war, in Biberach 1807 ein Oberpostamt mit 15 unterstellten Postämtern eingerichtet wurde, bestand naturgemäß die Notwendigkeit, das Oberpostamt kursmäßig an die Zentrale in Stuttgart anzuschließen. Daher wurde ab Mai 1807 ein Kurs Stuttgart - Neckartailfingen - Metzingen - Urach - Ödenwaldstetten - Zwiefalten - Riedlingen - Buchau - Biberach eingerichtet, der zweimal wöchentlich verkehrte und am Sonntag und Mittwoch in Biberach ankam. An diesen Kurs schlossen Reitposten an: von Riedlingen nach Altdorf (Weingarten), von Biberach über Ochsenhausen - Wurzach - Wolfegg nach Isny. Zur komfortableren Personenbeförderung gab es die kostspieligen Extraposten. Von Biberach aus verkehrten außerdem folgende Amtsboten: Der Bote des Patrimonialamtes Mittelbiberach täglich zwischen Mittelbiberach - Oberdorf - Reute - Rindenmoos - Zweifelsberg. Einmal wöchentlich der Bote des Patrimonialamtes Ellmannsweiler, wöchentlich zweimal der des Patrimonial-Obervogteiamtes Heggbach. Der Amtsbote von Hürbel ging werktäglich nach Ochsenhausen, der von Schemmerberg wöchentlich zweimal nach Ehingen, Sulmingen, Mietingen und Warthausen wurden von Biberach bedient.

Im Jahr 1810 wurde der Stuttgarter Kurs von Biberach über Waldsee nach Ravensburg verlängert und von Urach über Münsingen-Ehingen nach Biberach geführt. Zur Herstellung einer zweiten Postwagenverbindung zwischen Stuttgart und Ulm wurde ab 1.2.1810 einer der beiden Kurswagen Stuttgart-Biberach von Urach über Feldstetten und Blaubeuren nach Ulm geleitet, so daß Biberach mit Stuttgart nur noch eine unmittelbare Verbindung hatte (Abgang in Stuttgart Dienstagfrüh). Ulm war inzwischen auch anstelle von Biberach Oberpostamt geworden. Es hatte schon von 1807 an Postwagenverbindung nach Biberach zum Anschluß von und an den Stuttgart-Biberacher Kurs. Ferner verkehrten Reitposten von Buchau nach Biberach, die Montag nachmittags ankamen und abends wieder abgingen. Von Ravensburg - Altdorf - Altshausen - Saulgau kam die Post Sonntagnacht an und ging am Montagnachmittag wieder ab. Von Altshausen kam eine Post am Freitagabend in Biberach an und ging am Donnerstagnachmittag nach dort ab.

Postmeister von Wölfling hatte 1819 von der königlich-württembergischen Oberpostdirektion Stuttgart die Auflage erhalten, aus Gründen der Dienstvereinfachung in Biberach die Postverwaltung mit dem Poststall (Posthalterei) zusammenzulegen. Es ging aber nicht wegen wohlworbener persönlicher Rechte. Die Verpachtung an den bisherigen Posthalter bildete den Ausweg; im übrigen blieb aber alles beim alten.

1822 sind in Württemberg die Eilwagen eingeführt worden, die besonders die Verbindungen mit dem Ausland beschleunigten. Der seit 1806 bestehende Postzwang blieb im wesentlichen aufrechterhalten. Außer den Landboten durften die 1807 eingeführten Amtsboten weiterbestehen, die den amtlichen Verkehr

zwischen den Gemeindebehörden und den Bezirksstellen sowie den Postverkehr zwischen den Landorten und der Post in der Oberamtsstadt zu vermitteln hatten. In Oberschwaben haben erst am 1.7.1830 Schnellposten für die Reisenden, denen Packwagen mit den Packereien folgten, die Eilpostwagen (gleichzeitige Beförderung von Reisenden mit ihrem Gepäck) allmählich abgelöst. Der Kurs Stuttgart-Biberach wurde nunmehr bis Friedrichshafen ausgedehnt. Der Eil- und der Packwagen Stuttgart - Biberach - Friedrichshafen verkehrte bis 30.6.1836 wöchentlich einmal. Vom gleichen Tag an wurden auch die Diligenzen Ulm - Biberach in Eil- und Packwagenkurse, umgewandelt, die von 1830-1834 einmal wöchentlich, von 1834 bis 30.4.1838 wöchentlich zweimal verkehrten, was wegen des bedeutenden Verkehrs der Reichsstadt Biberach notwendig war. Der Eilwagen verkehrte bis Biberach, der Packwagen bis Ravensburg.

Passagier-Taxen aus dem Jahr 1830 (bei Eilwagen einschließlich, bei Diligenzen ausschließlich des Postillionstrinkgeldes) von Biberach nach: Augsburg 8 fl 20 Krz, Berlin 43-44 fl, Karlsruhe 12 fl 50 Krz, Constantz 5 fl 6 Krz, Ehingen 1 fl 42 Krz, Frankfurt 22 fl 46 Krz, Friedrichshafen 4 fl 22 Krz, Göppingen 6 fl 4 Krz, Hamburg 58-60 fl, Heidelberg 16 fl 6 Krz, Innsbruck 18 fl 16 Krz, Laupheim 1 fl 10 Krz, Lindau 4 fl 32 Krz, Mannheim 17 fl 6 Krz, Mayland 32-33 fl, Meersburg 4 fl 45 Krz, Paris 50-52 fl, Ravensburg 2 fl 46 Krz, Reutlingen 5 fl 50 Krz, St. Gallen 5 fl 38 Krz, Straßburg 20 fl = Krz, Stuttgart 7 fl 34 Krz, Ulm 2 fl 46 Krz, Waldsee 1 fl 42 Krz, Wien 45-46 Gulden, Zürich 9 Gulden.

Ein Postamtsassistent verdiente 1830 im Tag etwa 1 Gulden und 23 Kreuzer. Eine Reise nach Berlin hätte mehr als einen Monatslohn verschlungen, ein Reise an den Bodensee den Dreitageslohn.

Die weitere Entwicklung des Kurswesens bis zur Eröffnung der Eisenbahn sei stichwortartig angegeben:

- 1836: Zweimal wurde die Route Stuttgart - Friedrichshafen über Biberach gefahren, einmal lief der Post-Eilwagen über Reutlingen - Altshausen - Ravensburg.
- 1837: Der Eilwagen verkehrt wöchentlich viermal und zwar zweimal über Urach-Biberach und zweimal über Reutlingen-Altshausen.
- 1838: Der Stuttgarter-Friedrichshafener Eilwagenkurs wird ab 1.Mai täglich ausgeführt. Viermal verkehrt er über Altshausen, dreimal über Urach - Biberach. Auch die Ulmer Schnellpost verkehrt dreimal wöchentlich und hat Anschluß von und an die Friedrichshafener Kurse. Ab 15.7.1838 geht der Eilwagen schon von Aalen aus über Ulm nach Biberach. Der Eilwagenkurs geht am Dienstag, Donnerstag und Samstag in Stuttgart ab und kommt etwa um 19.30 Uhr nach Biberach, wo die Passagiere eine halbe Stunde zur Einnahme des Abendessens haben. Um 20 Uhr bläst der „Schwager“ sein Abschiedssignal und kommt gegen ein Uhr früh nach Ravensburg, gegen 4 Uhr nach Friedrichshafen. Die Fahrzeit Stuttgart - Biberach betrug in normalen Fällen 12 1/2 Stunden, bis Friedrichshafen waren weitere 8 Stunden abzusetzen.
- 1840: Die Stuttgart - Friedrichshafener Kurse sind so frequentiert, daß sie ab 1.6.1840 zweimal täglich gefahren werden müssen. Einer der Kurse fährt täglich über Reutlingen-Altshausen, der andere über Urach - Biberach.
- 1841: Auch der Ulm - Biberacher Eilwagen fährt seit 1. April täglich.
- 1844: Ab 1.7.1844 kommt auch dreimal wöchentlich ein Eilwagen von Isny nach Biberach. Dieser Wagen verkehrte vom 1.4.1841 bis 30.6.1844 zwischen Isny und Laupheim über Leutkirch - Wurzach - Ochsenhausen. Er, fährt dienstags, donnerstags und samstags um 10 Uhr in Isny ab und kommt um 19.15 Uhr in Biberach an. Der Kurs nach Isny verläßt an den gleichen Tagen morgens 7 Uhr Biberach und kommt nach 9 1/2 Stunden Fahrzeit um 16.30 Uhr in Isny an. Er wurde 1851 aufgehoben. Eine wöchentliche viermalige Reitpost von Riedlingen, die am Montag, Dienstag, Donnerstag, Samstag um 4.30 Uhr früh nach Ankunft des Stuttgart-Friedrichshafener Eilwagens abgeht und um 7 Uhr in Biberach ankommt, verkehrt vom 1.7.1844 bis 31.5.1846. Umschwung durch Boten und Kraftwagen.
- 1849: Am 26.5.1849 ertönte in Biberach zum ersten Mal der schrille Pfiff einer Lokomotive. Fauchend und pustend fuhr der erste Zug von Ravensburg ein. Biberach war Endbahnhof der Strecke Friedrichshafen - Biberach (Friedrichshafen - Ravensburg eröffnet am 8.11.1847, Ravensburg - Biberach am 26.5.1849). Es fehlte noch das Verbindungsstück Biberach - Ulm - Geislingen, von dem die Strecke Biberach - Ulm am 1.6.1850 und Ulm - Geislingen am 29.6.1850 eingeweiht wurde. Nun bestand ein zusammenhängender Eisenbahnstrang von Heilbronn über Bietigheim - Ludwigsburg - Stuttgart - Plochingen - Süßen - Geislingen - Ulm nach Friedrichshafen. Doch wurden die Züge noch nicht zur Postbeförderung benutzt. Neben den Gleisen liefen die Postgäule und zogen ihre Eil- oder Packwagen hinter sich her.
- 1851: Am 27.7.1851 wurden die Eisenbahnpostämter, die nachmaligen Bahnposten, geboren. In Richtung Ulm - Friedrichshafen und umgekehrt wurden je 3 Zugpaare postalisch genutzt. Nun kam die Sterbestunde des großen Stuttgart - Friedrichshafener Eilwagenkurses, der 44 Jahre bestanden hatte. Er wurde auf die Strecke Stuttgart - Biberach beschränkt. Auch der dreimal wöchentlich verkehrende Kurs Isny - Biberach hörte am 15.10.1851 auf; an seine Stelle trat ein täglicher Eilwagenkurs zwischen Kempten und Unteressendorf. Der Stuttgart - Biberacher Kurs, der Stuttgart um 18 Uhr, Biberach um 8.45 Uhr verließ, hörte am 14.9.1852 auf.

Ab 27.7.1851 wurden ferner aufgehoben die Kurse zwischen Ulm und Biberach, die zuletzt zu folgenden Zeiten verkehrt hatten: Ulm ab 23 Uhr, Biberach an 3.45 Uhr, Biberach ab 20.30 Uhr, Ulm an 1.Uhr.

Somit war gleich nach dem Übergang der Post in die staatliche Verwaltung am 1.7.1851 das Postkursnetz durch die Benutzung der Eisenbahn total verändert. Sämtliche Postwagenverbindungen entlang der Bahn wurden aufgehoben und Anschlussfahrten von und nach den Bahnstationen eingerichtet. Ab 1860 wurden die Eilwagenkurse nach und nach durch Wagenkurse mit einfacherem Betrieb ohne Kondukturbegleitung und vielfach unter Beschränkung der Personenbeförderung auf die verfügbaren Plätze ersetzt. Ab 1.7.1875 gab es eine neue Postfuhrordnung, die lange Zeit die Grundlage aller Postfuhrverträge bilden sollte. Im Jahre 1858 wurden vom Postamt Biberach 4 Eisenbahnzüge zur Postbeförderung in jeder Richtung benutzt, ferner noch ein Postkurs (Personenpost) Biberach - Memmingen mit Anschluß nach Buchloe unterhalten. 1851 war nach Bejahen des Bedürfnisses je ein Briefkasten am Bahnhof und am Marktplatz aufgestellt worden. Für die Paketzustellung in der Stadt waren ab etwa 1838 Pferdewagen eingesetzt worden, die die Handkarren ablösten. Im Jahre 1886 waren die Straßenverbindungen wieder etwas weiter ausgebaut worden. Außer der schon erwähnten Linie nach Ochsenhausen - Memmingen mit Abzweigung nach Erolzheim - Kellmünz und Rot an der Rot wurde noch der Kurs Biberach - Uttenweiler - Riedlingen und der von Biberach nach Rottenacker täglich gefahren. Zur Vermittlung des Post- und Reiseverkehrs nach verkehrärmeren Gegenden dienten Botenposten mit leichten einspännigen Wagen für zwei Reisende sowie Laderaum für die Postgegenstände.

Die Bestimmungen für den inneren Dienst sowie die Regelungen zwischen Post und Postbenutzer waren im Königreich Württemberg bzw. im Deutschen Reich durch Verordnungen, Erlasse und Dienstanweisungen geregelt. Postzwangs- und damit postbeförderungspflichtig waren nur Briefe sowie Geldsendungen und Pakete mit kostbarem Inhalt. Unbezahlte Gebühren wurden im Zwangsverfahren eingezogen. Schon 1807 war bestimmt worden, daß den ordinären Postwagen auf das von dem Postillion durch das Horn zu gebende Zeichen jedes andere Fuhrwerk ausweichen müsse. Die Postbeamten waren bezüglich der Posthäuser von Quartierslasten befreit, die für den Dienst bestimmten Pferde von Vorspannpflichten, ferner die Postwagen vom Pflaster- und Torsperrgeld. Zur Nachtzeit mußten die Postwagen durch Landjäger (Gendarmen) begleitet werden. Die strenge Wahrung des Briefgeheimnisses war ebenfalls schon 1807 statuiert worden.

Ein neues Zeitalter im Postbetrieb brachte der Kraftwagen. Die ersten Linien in Württemberg wurden ab 1898 von privaten Unternehmern eingerichtet und von der Postverwaltung durch Übertragung der Postsachenbeförderung unterstützt. Am 4.10.1909 kamen die ersten staatlichen Kraftposten, von denen es 1920 bereits 35 gab (in Biberach ab 1930). Für den Zustelldienst waren nur bei größeren Postämtern wie auch Biberach vollbeschäftigte Zusteller vorhanden, im übrigen Personal im Nebenberuf. Ab etwa 1865 war anstelle der Amtsboten für das Land eine umfassende Landposteinrichtung für Orte ohne Postanstalt eingerichtet worden. Es handelte sich um im Vertragsweg angenommene Landpostboten, denen auch die Besorgung von Privataufträgen durch die Landbevölkerung in gewissem Umfang gestattet war. Auch der Sommerfahrplan 1911 der königlich württembergischen Post sah für Biberach abseits der Schiene die Postbotenfahrten Ringschnait nach Ochsenhausen, über Oberstadion nach Rottenacker und über Uttenweiler nach Riedlingen je einmal täglich vor. Diese Landpostfahrten haben mit geringen Veränderungen bis zur grundsätzlichen Neuregelung der sogenannten Landverkraftung im Jahre 1936 weitergedient. Manche wurden auch auf Kraftwagen umgestellt.



In diesem Zusammenhang muß Biberachs letzter Postillion, der „Post-Max“ Max Egle, geb. 1867 in Oggelsbeuren, erwähnt werden. Er war zunächst Pferde- knecht und Hausmeister an verschiedenen Orten, bis er 1902 als Postillion bei Posthalter Mohn in Biberach in den Dienst trat. Von 1906 bis 1926 war er Postillion auf der Strecke Biberach – Uttenweiler im Dienst bei Posthalter Kehrle zum Schwarzen Rößle in Biberach. Schließlich fuhr er noch vier Jahre lang den Stadtpost-Paketwagen unter Posthalter Friedmann bis zu seinem Ruhestand im Jahre 1930. Der Postfuhrhalter war Unternehmer mit Postfuhrvertrag und Postfuhrvergütung. Bei dem auszuhandelnden Entgelt wurde nicht nur mit Akribie die Zahl der zu unterhaltenden Pferde, Kosten für Futter und Stall, Abnutzung und Verzinsung, Tierarzt, Hufbeschlag, Beleuchtung, Reinigung, Versicherungen gewissenhaft nach ortsüblichen Durchschnittssätzen ermittelt, es wurde am Schluß auch der Wert des Pferdemites gegengerechnet! Die Postillione standen im vertraglichen Dienstverhältnis mit dem Postfuhrhalter, wurden aber bei ständiger Beschäftigung von der Postverwaltung mit Dienstkleidung ausgestattet.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war auch postalisch eine Zeit der großen Umwälzungen. Hier übernahm Preußen unter der Führung von Generalpost- meister Heinrich von Stephan durch die Errichtung der Norddeutschen Bundespost und Deutschen Reichspost nach 1871 die Hauptrolle. Im Dienstbetrieb wurde neben Briefen die Warenproben, die Postkarte, Zeitungs- und Geldsendungen neu eingeführt, 1851 der Postnachnahmedienst, 1852 der Postan- weisungsdienst, 1871 der Postauftragsdienst zur Geldeinziehung, die Vorlage von Wechseln zur Zahlung und Protesterhebung ab 1908, ab 1909 der Postüber- weisungs- und -scheckverkehr. Die Briefmarken waren in Württemberg schon am 15.10.1851 in 4 Werten zu 1, 3, 6 und 9 Kreuzer erschienen. Die Marken- bilder wechselten 1869 und 1875, bis am 1.4.1902 die für Württemberg und das Reichsgebiet gemeinsamen Postwertzeichen kamen.

## Telegraphie und Telephon

Die elektrische Telegraphie hat sich aus einer Sicherheitseinrichtung für den Eisenbahnbetrieb in kurzer Zeit auch zu einer staatlichen Anstalt für den öffent- lichen Nachrichtenschnellverkehr entwickelt. In Württemberg wurde sie am 16.4.1851 in den Dienst der Allgemeinheit gestellt unter Mitbenutzung des Eisen- bahntelegraphen auf der Linie Heilbronn-Friedrichshafen. Eisenbahn- und öffentlicher Telegraph waren damals eins. Die Post stand noch abseits. Seit Anbeginn gab es auch in Biberach eine mit der Bahn vereinte Telegraphenanstalt. 1875 waren alle Eisenbahnstationen mit einem Telegraphenapparat aus- gestattet. 1881 begann die Vereinigung von Post und Telegraphie. Die Zahl der Anstalten wuchs stark an: 1891 = 568; 1901 = 944, was auch durch die Ein- führung des Telephonbetriebs erleichtert wurde. Der Aufschwung von Handel und Industrie brachte eine rasche Ausweitung des Telegraphennetzes über das Land. 1889 wurden erstmals unterirdische Linien gebaut. Anfangs kostete ein Telegramm bis zu 20 Wörtern von Biberach nach Stuttgart einen Gulden, später 30 Kreuzer für ganz Württemberg, dann nochmals ermäßigt auf 17 ½ Kreuzer. - Die sogenannte Funkentelegraphie, später kurz Funkwesen genannt, wurde ab etwa 1900 zur Nachrichtenübertragung eingesetzt.

Bis 1876 war die elektrische Nachrichtenübermittlung vom Telegraphen beherrscht. Versuche zur Übertragung der menschlichen Sprache gab es 1861 durch Philipp Reis. Auch verschiedene andere Erfinder befaßten sich damit, bis Graham Bell in den USA das Patent für einen Fernsprecher erlangte. Zunächst wurde der Fernsprecher als eine Erweiterung der Telegraphie betrachtet. Das bestehende Telegraphennetz konnte so für kleinere Orte erweitert werden. Es bedurfte keiner langen Anleitung für das Personal, weniger Wartung und weniger Kosten als für Schreibtelegraphen. In Stuttgart wurde 1882 das erste öffentliche Fern- sprechamt eröffnet. 1888 wurde eine Vermittlung in Ulm eingerichtet. Das ortsansäßige Gewerbe war jeweils die treibende Kraft, so auch in Biberach. Im Jahre 1890 wurde auf ein Gesuch des Gemeinderats von Biberach von der Königlichen Generaldirektion der Posten und Telegraphen geantwortet und Bedürfnis für eine derartige Einrichtung bezweifelt, insbesondere auch, ob sich die Aufwendungen in Bezug auf die zu erwartenden Gebühreneinnahmen rentieren würden. Auch das Postamt Biberach sah kein allgemeines Bedürfnis und zusätzlich räumliche Schwierigkeiten. Da aber bereits einige Geschäftsleute Antrag auf Genehmigung von Privattelephonleitungen stellten und die Geschäftswelt sich nachhaltig rührte, geruhten Seine Majestät der König am 1.11.1893, die Einrichtung einer allgemeinen Telephonanstalt in Biberach zu genehmigen. 26 Interessenten konnten vom Stadtschultheißenamt nachgewiesen werden, und am 21.7.1894 war es dann soweit. Eröffnet wurde mit 34 Teilnehmern, nachdem von Ulm nach Biberach eine Freileitung verlegt worden war. 1897 wurde dann noch eine öffentliche Telephonstelle auf dem Rathaus in Betrieb genommen. Stetiger Zuwachs erbrachte bis 1926 die ansehnlichen Zahlen von 394 Teilnehmern mit täglich 750 Gesprächen. Nun kam eine neue Technik: Das Selbstanschluß-Amt wurde in einem Anbau an das Postamt untergebracht. Es wurde am 29.9.1928 eingeschaltet mit 438 Teilnehmern; die Kapazität reichte für 600. Wegen der unterirdischen Kabelverlegung verschwanden jetzt - die vielen Drähte und Dachständer im Stadtbild.

Fortsetzung folgt

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

---

# BC-Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach

Herausgegeben von der Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) Biberach e.V.

---

4. Jahrgang – Heft 2 – Seite 3

## Wandlungen eines Vereins

80 Jahre Kunst- und Altertumsverein – Gesellschaft für Heimatpflege Biberach

Am 20. November 1901 wurde der Trägerverein dieser Zeitschrift, die Gesellschaft für Heimatpflege, unter dem Namen „Kunst- und Altertumsverein Biberach“ gegründet. Anlaß genug für die Nachfahren, die sich dem Erbe jener Anfangszeiten verpflichtet fühlen, resümierende Rückschau zu halten. Um es gleich zu sagen: Wir können auf die Gründerzeit nicht von der sprichwörtlichen „stolzen Höhe der Gegenwart“ hinabschauen. Der Verein, der heute das ganze Kreisgebiet in seine Aufgaben einbezieht, zählt z. Z. etwa 250 Mitglieder, aber 1905 waren es 357, lauter Bürger einer Stadt, die damals viermal weniger Einwohner hatte als heute! Der Verein war damals getragen von einer relativ gut situierten Bürgerschicht, getragen von einem verbreiteten Interesse an Kunst und Historie, insofern ganz typisch für die Vorweltkriegszeit. Man hatte in Biberach geradezu ein schlechtes Gewissen, daß man fast zwanzig Jahre gebraucht hatte, um den Verein ins Leben zu rufen, nachdem schon 1882 Stadtschultheiß Nikolai so etwas vergebens versucht hatte. Damals lebten noch Bürger, die zu den klassischen Vertretern der berühmten Biberacher Biedermeierkunst eines Pflug, Martini, Göser oder Xeller persönliche Beziehungen hatten. Diese Tradition drohte unterbrochen zu werden. Mit der Gründung von 1901, bei der auch Anton Braith Pate gestanden hat, gelang es, Anschluß zu halten. Es war unvermeidlich und natürlich, daß der neue Verein in erster Linie das Biberacher Kunstleben und seine Überlieferung hochhalten wollte. In der Tat wären das heutige Museum Biberach und vor allem auch das Wieland-Museum ohne den Kunst- und Altertumsverein undenkbar. Die Statuten sahen ausdrücklich als Vereinszweck vor, Gelder für Museumsankäufe zu sammeln und zu bewilligen.

Unter den Männern der ersten Stunde befanden sich bedeutende Persönlichkeiten: Der Forstmann Dr. Christian Köhler, nach dem der Spazierweg zur Burrenwirtschaft benannt wurde, Professor Glöckler, der Schöpfer der Marktbrunnenfigur, Richard Preiser, Autor der „Biberacher Bauchronik“, Reinhold Schelle, der Vater des Wieland-Museums, Heinrich Forschner sen., als Maler der letzte Schüler Anton Braiths, und schließlich der Motor des Ganzen, Kommerzienrat Gustav Baur, dessen persönlicher Einsatz das Mali-Vermächtnis nach Biberach gebracht hat.

Die beträchtlichen finanziellen Leistungen des Vereins zu jener Zeit sind mit dem Jahresbeitrag von einer Mark nicht zu erklären. Wohlhabende Mitglieder rechneten es sich zur Ehre an, mit gezielten Spenden kräftig nachzuhelfen. Solches private Mäzenatentum wurde auch in Biberach aufs schwerste mitgenommen durch Weltkrieg und Inflation, und so beklagt denn auch 1932 der damalige Vorsitzende Wilhelm Aichele bei seinem Rückblick auf das 30jährige Bestehen des Vereins die Schwierigkeit, in der bisherigen Weise weiterzuwirken. Aus einem Kunstverein wurde eine Art Heimat- und Geschichtsverein, den die Zeitläufe mehr an den Rand des öffentlichen Lebens drängten. Man zog buchstäblich und bildlich vom Saal ins Nebenzimmer um. Bei dem großen Rückstand Biberachs gegenüber vergleichbaren Städten bot allerdings die lokale Geschichtsforschung ein dankbares Feld. Vorträge, jetzt auch mit Diapositiven, und Publikationen in der neugeschaffenen Zeitungsbeilage „Zeit und Heimat“ leisteten wertvolle Vorarbeit. Aichele als rühriger Vorsitzender ging mit bestem Beispiel voran. Ehe das Dritte Reich heraufzog, brachte man noch die würdige Wieland-Festschrift von 1933 heraus.

Nach 1946 waren es vor allem Carl Kleindienst und Fritz Thierer, die das Vereinsleben wieder in Schwung brachten und im Bewußtsein der Öffentlichkeit verankerten. Der Akzent lag jetzt auf Vorträgen, für die auch auswärtige Fachleute gewonnen werden konnten, man versuchte es mit mehrtägigen Kunstfahrten und strebte bei beiden Museen nach thematischer Abrundung. So begann etwa Vorsitzender Erhard Bruder durch den Erwerb des „Bethlehemitischen Kindermords“ den Aufbau einer Schönfeld-Sammlung. Aber immer mehr zeigte es sich, daß die Finanzkraft des Vereins in einem fast grotesken Mißverhältnis zu den angesammelten Vermögenswerten stand, vor allem in dem buchstäblich unschätzbaren Wieland-Museum. Andererseits hatte die Stadt Biberach mittlerweile mit dem Kulturrat eine Organisation zur Verfügung, die auch finanziell bedeutend leistungsfähiger war, als es ein privater „kulturtragender“ Verein sein kann. Es war daher konsequent, daß sich der Kunst- und Altertumsverein, noch unter dem unvergessenen Fritz Thierer, zu einer Neuorientierung entschloß und das Wieland-Museum an die Stadt übertrug. Mit dem neuen Namen „Gesellschaft für Heimatpflege“ wurde das Tätigkeitsfeld auf den ganzen Landkreis ausgedehnt und durch die Belange der Landschaftspflege ergänzt. Den neuen Zielsetzungen dient vor allem auch die Zeitschrift „BC“, mit welcher der gegenwärtige Vorsitzende, Regierungsdirektor i. R. Martin Gerber, eine hoffentlich gedeihliche Entwicklung eingeleitet hat.

4. Jahrgang – Heft 2 – Seite 4

## Die Hueb in Kürnbach

Bericht von einer Rekonstruktion

Von Prof. Dr. Ing. Hansjörg Schmid, Biberach

Der erste Rufer war zugleich der älteste: schon im Jahre 1962 forderte der Nestor der südwestdeutschen Bauernhausforschung Dr. Max Lohß, man solle das Bauernhaus „in der Hueb“ als einen der letzten Zeugen der altoberschwäbischen Bauweise nach Kürnbach versetzen, wo der Landkreis Biberach mit dem „Strohdachhaus“ ein etwas jüngerer Denkmal an seinem alten Standort erhalten und als Museum eingerichtet hatte. „Die Hueb“, wie man das Haus über dem Schussentobel bei Zollenreute kurz nannte, war dem Verfall nahe, aber es dauerte noch fast zehn Jahre, bis es abgebrochen wurde und weitere zehn Jahre gingen ins Land, bis der Bau wieder stand. Dies deutet auf eine etwas schwierige Wiedergeburt hin, und von dieser soll hier berichtet werden.

Zwei Jahre nach Lohß' Aufruf wurde die Hueb von der Familie Birkenmaier, in deren Besitz das Hofgut seit 1883 ist, aufgegeben, weil der Bau nicht mehr zu erhalten war. Wie bei allen strohgedeckten Häusern hatte die Zerstörung an den Walmkanten eingesetzt, als die letzte Generation der Bauern gestorben war, die noch ein solches Dach pflegen konnten. Das eindringende Regenwasser läßt die Gratrofen korrodieren und das darunterliegende Dachgebälk. Dann bricht der Walm ein und zwingt entweder zum Ersetzen des ganzen Dachstuhls durch ein Ziegeldach, dessen Gewicht ein ganz anderes Tragwerk verlangt - oder zum Abbruch. Auf diese Weise verschwand eines nach dem anderen der altoberschwäbischen Bauernhäuser, von denen der Biberacher Volkskundler Dr. Hermann Kolesch noch kurz vor dem Zweiten Weltkrieg nicht weniger als 83 fand und beschrieb.

Man muß sich eigentlich wundern, daß es überhaupt solange gedauert hat, denn Prof. Gradmann prophezeite schon 1906, daß diese Hausform bald ausgestorben sein werde. Aber Oberschwaben ist eben eines jener in der Hausforschung sogenannten Rückzugsgebiete, in denen sich altertümliche Formen besonders lange halten, weil der Transfer neuer Moden hier etwas länger dauert als anderswo. Und so standen denn tatsächlich noch anfangs der sechziger Jahre fünf der strohgedeckten Holzkonstruktionen in mehr oder minder verbautem Zustand. 1971 setzte sich dann die Idee durch, an das in Kürnbach erhaltene Haus einen kleinen Weiler mit strohgedeckten Häusern anzugliedern. Wir hofften, wenigstens ausschnittsweise jenes Siedlungsbild wiederzugewinnen, das Dürer vom fränkischen Dorf Kalkreuth gab.

Nun wird über die Aufnahme eines Gebäudes in ein Museum gewöhnlich nach folgenden Kriterien entschieden: 1. Aussagewert für die darzustellende Hausformenlandschaft; 2. Handwerkliche und/oder formale Qualität; 3. Erhaltungszustand und Translozierbarkeit. Dabei ist die Versuchung groß, die letzteren Gesichtspunkte in den Vordergrund zu schieben, solange kein klares Konzept vorliegt, wie die Präsentationsschwerpunkte zu bilden sind. Dieser Versuchung konnten wir leicht widerstehen: die Arbeit Koleschs und die Untersuchung der wenigen Objekte ersparte uns die Qual der Wahl, und der Forschungsstand zeigte, daß diese altoberschwäbischen Bauten eine Art „missing link“ für die Entwicklungsgeschichte des südwestdeutschen Bauernhauses sind. Es gab höchstens zu denken, daß sie alle erhebliche Eingriffe in ihre ursprüngliche Substanz hatten hinnehmen müssen und bereits derart im Verfall waren, daß eine Rekonstruktion schwierig werden mußte. Sollte man sich nicht lieber mit einer wissenschaftlich sauberen Dokumentation begnügen und allenfalls die Rekonstruktion nur auf dem Papier vornehmen, wo man ja die Teile offen lassen konnte, für die zu wenig Informationen vorlagen, anstatt sich für einen

Wiederaufbau ständig zu eindeutigen Aussagen zu zwingen, die man nie mehr revidieren kann? Oder sollte man dem immer wohlfeilen guten Rat folgen, sich eben an den letzten belegten Zustand des Gebäudes zu halten und diesen wiederherzustellen? Ich entschied mich damals dafür, in zwei Fällen zu versuchen, die ursprüngliche Form der Häuser wiederzugewinnen, um handfest vorführen zu können, wo die Wurzeln für die rezenten Bauernhausformen Oberschwabens zu suchen sind. Und so kam es zum Wiederaufbau des Voggenhauses und der Hueb.

Kritik ist hier leicht anzusetzen - vor allem wenn man einen hinlänglich puristischen Standpunkt einnimmt. Bei der Rekonstruktion verlorener Bauformen macht man die Fehler immer in derselben Richtung: man ist gezwungen, Informationen aus den erhaltenen Teilen auf die verlorenen zu übertragen, und dies führt zu Formwiederholungen und damit zu Vereinheitlichungen dort, wo potentiell Vielfalt und Lebendigkeit bestand. Rekonstruktionen geben also stets nur ein ungefähres und meist stark unterkühlt wirkendes Abbild der vergangenen Wirklichkeit. Aber ist das nicht immer so, wenn man ein Ding aus seinem Umfeld nimmt und ins Museum stellt? Ein Museum ist und bleibt ein Kunstgebilde und seine Exponate sind nicht aus sich heraus lebendig. Ihre Funktion ist es, einen ausschnittweisen Einblick in bestimmte kulturelle Zusammenhänge zu ermöglichen. Dies gelingt aber nur über das eigene und höchstpersönliche Bemühen des Betrachters, dessen innere Distanz zum Objekt allerdings zuerst abgebaut werden muß. Dazu soll dieser Bericht beitragen, und zwar gerade dadurch, daß er auch die Nöte und Sorgen schildert, welche der Wiederaufbau der Hueb allen Beteiligten brachte.

Die Geschichte des Hauses ist aus archivalischen Quellen in großen Zügen bekannt. Dr. Krezdorn fand das Hofgut bereits im Jahre 1490 als waldburgisches Senioratslehen genannt und konnte eine ganze Reihe von Lehensträgern feststellen, bis es 1825 im Gefolge der Reformen des Freiherrn vom Stein zum Freigut wurde. Das Gut umfaßte 52 Jauchert Ackerland und 8 Mannsmahd Wiesen. Die Frage, ob unser heutiges Haus zu dem Hof von 1490 gehörte, läßt sich insoweit positiv beantworten, als es nicht sehr viel später gebaut worden sein kann, weil einige spezielle Fachwerkdetails ab der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht mehr vorkommen. Wir haben also auf jeden Fall eines der ältesten süddeutschen Bauernhäuser vor uns.

Auf hohes Alter weisen sowohl Grundriß wie Konstruktionsprinzip. Der Hausform nach gehört die Hueb zu den quergeteilten bodenebenen Einheitshäusern, welche die wichtigsten Elemente des bäuerlichen Gehöftes, nämlich Wohnung, Stall, Scheune und Speicher unter einem großen Dach zusammenfassen. Innerhalb dieser Gruppe, die vermutlich ab dem Hochmittelalter die Hauslandschaften Südwestdeutschlands prägte, verkörpert dieses Haus einen klassischen Typus: Küchenflurhaus mit Hochsäulenkonstruktion. Dies bedeutet, daß hier die Zone, welche durch die Haustüre betreten wird und das ganze Haus durchquert, zugleich Verkehrsfläche und Küche ist. Die Weite dieser Zone ist beträchtlich, was aber nicht nur funktional sondern auch konstruktiv motiviert ist. Denn diese Weite ergibt sich aus dem Abstand der beiden Querwände = „Binder“, der sich seinerseits aus dem wünschenswerten Abstand der Hochsäulen herleitet, welche in die Querwände eingearbeitet sein müssen, um frei in den Dachraum ragen und den Firstbaum tragen zu können. An der Hueb sind es vier mastenartige Stämme von fast 12 Meter Höhe, die im Inneren allein das mächtige Dach tragen. Es ist verständlich, daß man nicht mehr Hochsäulen stellt als nötig und daß man ihnen möglichst gleiche Abstände gibt. Daraus ergeben sich für den Grundriß im Inneren etwa gleichweite Zonen - oder „Gefache“ - die man nach ihren Funktionen bezeichnet. Die beiden äußeren Gefache aber können freier in ihren Dimensionen bestimmt werden, was man insbesondere zur Vergrößerung des Stubengefaches nützt. Dennoch besteht auch hier ein gewisser Zwang aus der Hochsäulenkonstruktion des Daches: die Wand zwischen Stube und Kammer bzw. zwischen der darüberliegenden Elternkammer und der hinteren Kammer ist an das längslaufende, die Deckenbalken in der Mitte tragende Rähm gebunden - und an dieses muß der Aussteifung wegen auch die Hochsäule herangerückt werden. Also ist die Stubenwand im Prinzip auf die Hausmitte festgelegt bei der Hochsäulenkonstruktion.

Nun erlaubt aber doch die einfache Konstruktion der Dachflächen selbst, sich bis zu einem gewissen Grad aus diesen Zwängen zu befreien. Die Stroheckung wird von „Rofen“ getragen, die als starke Fichtestangen paarweise über den Firstbaum gehängt sind und beliebig geneigt und aufgeteilt werden können. Sie laufen ohnehin nach unten fächerförmig auseinander, um die beim Walmdach unterschiedlichen Längen von First und Traufen auszugleichen. Man kann dieses Dach unschwer herunterziehen, und dies hat man an der Hueb auf der Rückseite getan, um dort eine Art „Abseite“ zu erhalten, die im Erdgeschoß die Haustiefe auf 13,10 m steigert. Mit einer Länge von 23,65 m bei ebenfalls über dem Schopf abgeschleppten Dach wurde die Hueb zu einem der größten altoberschwäbischen Bauernhäuser, von denen wir wissen.

Die Wände bestanden ursprünglich aus einem Ständergerüst mit Füllungen, das vollkommen ohne Eisenteile auskam. Baumaterial war ausschließlich Fichte für die Holzkonstruktion. Bei dieser Bauweise werden starke senkrechte Pfosten auf einen Grundschwellenrahmen gestellt und tragen unmittelbar das Dachgebälk. Zwischendecken werden auf Riegel aufgelegt, welche zwischen die Ständer eingefügt werden. Geschlossen werden die Felder zwischen den Ständern entweder mit massiven Bohlen oder mit gefülltem Fachwerk. Dabei muß hauptsächlich das Fachwerk die Aussteifung der Wandflächen übernehmen. Die Hueb war bestimmt nicht das Werk eines Anfängers auf diesem Gebiet. Die Konstruktion wurde auch nicht einfach an Ort und Stelle zusammengespielt, sondern auf dem Zimmerplatz regelrecht vorgerichtet oder nach der Fachsprache „abgebunden“. Beweis dafür sind die Abbundzeichen, welche die alten Hölzer noch tragen. Sie folgen einem altentümlichen System, bei dem auch Doppelbezeichnungen vorkommen - aber immer nur an Hölzern, die sich eindeutig unterscheiden lassen. Solche Abbundzeichen aber braucht man nur, wenn die Konstruktion vorgefertigt und dann an Ort und Stelle aufgerichtet wird. Die Erfahrungen mit den alten Bausubstanzen zeigen, daß die Lebensdauer einer solchen Holzkonstruktion nicht über 200 Jahre beträgt, wenn nicht ganz ungewöhnlich günstige Umstände vorliegen. Deshalb sind Häuser mit Baudaten vor dem 30jährigen Krieg so selten bei uns. Und fast immer sind dann die Außenwände von Wohnteil und Stall erneuert. Dementsprechend waren an der Hueb sämtliche alten Bohlenwände ersetzt durch rezentere Wandkonstruktionen. Der Wohnteil hatte eine Unterkellerung erhalten und massive Feldsteinmauern im Erdgeschoß, während im Obergeschoß ein neues Fachwerk zwischen die hier noch teilweise erhaltenen, aber durchweg unten abgesägten Ständer gefügt worden war. Die Zierformen dieses Fachwerks lassen die Reparatur auf die Zeit um 1700 datieren.

Wahrscheinlich fällt auch der Umbau der alten Flurküche in diese Zeit. Ursprünglich hatte diese die übliche, um ein halbes Geschoß nach oben verspringende Decke aus massiven Bohlen, die als Schirm gegen den Funkenflug diente und unter der sich der Rauch aus Herd und Stubenofen sammelte, abkühlte, die Fleischvorräte ebenso konservierte wie das im Dachraum lagernde Korn und die Holzteile mit einem schützenden Glanzruß überzog, ehe er einfach durch das Dach ins Freie abzog. Dieser Rauchschild wurde beim Umbau herausgenommen und eine Decke auf Normalhöhe eingezogen, auf die man ein gemauertes Rauchhaus mit Schornstein aufsetzte. Dadurch gewann man im Obergeschoß eine Verkehrsfläche, die über eine ins Erdgeschoß eingebaute Treppe erschlossen war und sämtliche Kammern bequem erreichen ließ, die früher hinter der Elternkammer mit ihrer Stiege von der Stube her „gefangen“ waren.

Auch der Stall erhielt gemauerte Außenwände. Über ihm aber wurde eine Knechtekammer in den Heuboden eingebaut, für deren Fenster man die ganze Wand über dem Stall herausnahm. Gemauert wurde außerdem der größte Teil der Schopfwände.

Wohl um die Jahrhundertwende erhielt der Wohnteil die Ansicht, wie es die alten Fotos und Bauaufnahmen zeigen. Die Wetterseite wurde in Ziegelmauerwerk hochgezogen und neue Fensteröffnungen gemauert, die in ihrer regelmäßigen Anordnung die Gestaltungsideale jener Zeit wiedergaben. Da zudem ein neues Wirtschaftsgebäude errichtet wurde, diente der alte Stall nur noch hilfsweise als solcher. Aber der Bergeraum unter dem mächtigen Strohdach nahm noch immer das Getreide auf, das nach wie vor in der Tenne gedroschen wurde - wenn auch mittlerweile mit Hilfe einer Dreschmaschine. Und bis in die letzten Jahre hing an der Hochsäule zwischen Wohn- und Wirtschaftsteil ein Tierschädel, der wahrscheinlich aus der Bauzeit stammte und den erst ein ehrfurchtsloser Dreschknecht herunterholte.

Was an diesem Haus noch an Holzteilen aus der Bauzeit stammte, war im Inneren an seinem schwarzen Überzug aus Glanzruß gut zu erkennen, soweit die Teile freilagen. Aber an einen vorsichtigen Ausbau war 1971 nicht mehr zu denken, weil man den Bau nur noch unter Lebensgefahr betreten konnte. Das Dachgebälk war durchgebrochen und hatte die unteren Decken durchgeschlagen. Es blieb gar nichts mehr anderes übrig, als das Gefüge vollends auseinanderzureißen und die alten Holzteile aus dem Schutthaufen herauszuziehen. Auf diese Weise wurden immerhin um 70 alte Teile geborgen, genau vermessen und aufgezeichnet. Diese „archäologische Bauaufnahme“ sollte ermöglichen, an den Einstimmungen und Formen der Holzbauteile ihre Funktion im ursprünglichen Gefüge zu erkennen und auf die in sie eingelassenen, aber nicht mehr erhaltenen Teile rückzuschließen. Es wurde auch sehr schnell klar, daß an der Hueb die Bohlenausfachungen nicht wie sonst bei altoberschwäbischen Bauernhäusern üblich auf das Erdgeschoß beschränkt waren, sondern am Wohnteil auch im Obergeschoß auftraten. Also mußten an diesem Bau Bohlen- und Fachwerkwände gefachweise im Wechsel angeordnet gewesen sein. Dies aber ist ein sicheres Merkmal für den frühen Ständerbau.

Die Auswertung des gesamten nun vorliegenden Materials, zu dem die älteren Bauaufnahmen und auch einige von mir noch am stehenden Bau durchgeführte, gezielte Messungen kamen, zog sich bis 1973 hin. Dann aber war die Konstruktion des Hausgerüsts klar, die zugrundeliegende Maßeinheit erkannt und das Verfahren der Arbeit des Zimmermanns auf dem Reißboden zu rekonstruieren. Da bisher über die Planung eines solchen Hauses so gut wie nichts bekannt war, sei dieses Ergebnis hier kurz referiert.

Das zugrundeliegende Maß hat den absoluten Wert von 28,8 cm. Es handelt sich hier mit Sicherheit um den „Werkschuh“, der für einige süddeutsche Städte die metrische Größe von 28,6... bis 29,2... cm hat. Die Schwankungen ergeben sich ganz einfach aus den Schwierigkeiten der Eichung der alten Meßgeräte. Deshalb muß an jedem Gebäude die Maßeinheit neu berechnet werden.

Die Gesamtlänge der Hueb war offenbar mit 82' (= 23,61 m) ausgewiesen, die Gesamttiefe mit 45 1/2' (= 13,10 m). Für die einzelnen Gefache sind die Abstände der Bundebenen - also derjenigen Kanten der Binder, in denen die Holzteile „bündig“, d. h. in einheitlicher Ebene liegen - teilweise auf 1/2' gebrochen. Das ergibt sich aus der Arbeit auf dem Reißboden, wo entschieden wird, ob das Planmaß die Konstruktionsstärken der Binder mit einschließt oder nicht. Die Gegenüberstellung von Befundmaß und zu vermutendem Planmaß sieht wie folgt aus:

Gefach:	Stube	Küche	Tenne	Stall	Schopf
Befundmaß in'	20	13	14 1/2	14 1/2 (16 1/2)	20 (18)
Planmaß in'	20	14	14	14	20

In der Ausführung wurde die Planlänge von 82' auf der Eingangsseite um wenige cm übertroffen, auf der Rückseite aber um etwa 25 cm unterschritten. Dies geht auf eine geringfügige Abweichung der beiden Querwände des Wohnteils von der exakten Parallelstellung zurück. Am Stallgefach dürfte (nachträglich?) auf der Eingangsseite eine Vergrößerung um 2' vorgenommen worden sein, die aber im Schopfgefach wieder ausgeglichen wurde. Doch ist die technische Durchführung dieser Verschiebung, die zu einer Schrägstellung des Binders führen mußte, nicht mit letzter Sicherheit zu rekonstruieren und wurde beim Wiederaufbau auch nicht berücksichtigt.

Auch die Haustiefe von 45 1/2' läßt sich auf ein einfaches Planmaß zurückführen: Die Stube hatte in beiden Richtungen das schöne Maß von 20' (einschließlich der Wände) - die beim Hochsäulenbau zweckmäßige Verdoppelung der Tiefe der Stube ergibt also 40' und die unter dem abgeschleppten Dach an das Hausgerüst angehängte Abseite hatte genau 5' Weite. Die Vergrößerung der Haustiefe um 1/2' trägt ganz einfach der Tatsache Rechnung, daß die Hochsäule hinter der Bundebene der Stubenwand steht und durch diesen Zuschlag ziemlich genau in Hausmitte (des Hauptgerüsts) kommt.

Interessant ist das Planmaß von 20' für die Stube in beiden Richtungen, das auch ausgeführt wurde. Der Plan geht also von einem Quadrat für die Stube aus - und genau dasselbe Prinzip fand ich auch an zwei anderen altoberschwäbischen Bauernhäusern, wobei allerdings nicht immer alle Wandstärken inbegriffen waren. Es handelt sich offenbar um eine feste Entwurfsregel für die Bemessung der Stuben.

Am Aufriß der Hueb bestätigte sich diese Rekonstruktion der Planungsvorgänge. Stall und Schopf sind die niedrigsten Räume und waren mit genau 7' (= 2,01 m) Geschoßhöhe (Oberkante Grundschwelle bis Oberkante Deckenbalken) bemessen. Die beiden Wohngeschosse sind je 3/4, höher, so daß das Maß für den Körper über den Grundschnellen 15 1/2' (= 4,46 m) ausmacht. Der Abstand vom Dachgebälk bis zur Oberkante des Firstbaums beträgt ziemlich genau 24 1/2' (= 7,05 m). Dies ergibt als Gesamthöhe - und damit als Richtmaß für die Hochsäulen - genau 40' (= 11,52 m). Sicher waren die Planmaße für den Aufriß 15' und 25'.

Nachdem wir nun soviel von dem alten Haus wußten, erschien es den zuständigen Stellen schon sehr verlockend, einen Wiederaufbau anzustreben. Dem stand jedoch entgegen, daß so gut wie keine Informationen über die Fensteröffnungen und -formen zu gewinnen gewesen waren und auch unbekannt war, wie das Fachwerk nun im Detail eigentlich ausgesehen hatte. Diese Dinge prägen aber die Erscheinung eines Bauwerks entscheidend, und so schien mir eine Gesamtrekonstruktion doch sehr bedenklich. Indessen waren der Hinweis auf die Einmaligkeit des Bauwerks und auf seinen besonderen Anschauungswert für das Museum - und vor allem die Tatsache, daß wir bisher nur Kleinbauernhäuser hatten - derart gewichtige Argumente, daß ich schließlich meine Bedenken zurückstellte. Aber ich wollte zuerst beim Wiederaufbau des Voggenhauses Erfahrungen sammeln. So ging ich erst 7 Jahre nach dem Abbruch an die Wiederaufbauplanung. Es bedurfte nicht weniger als dreier Durchgänge, bis dann nach weiteren 2 Jahren die Planung stand. Die beiden Hauptprobleme und meine Lösungsvorschläge sollen beschrieben werden.

Von den einstigen Fenstern der Hueb war die Lichtweite eines sehr kleinen Kammerfensters aus den Einblattungsspuren für zwei Fachwerkpfosten auf etwa 46 cm zu erschließen. Dies ließ eine Dimension von 1 1/2' (= 43,2 cm) vermuten. Für die Kammerfenster im Obergeschoß konnte immerhin die Lichthöhe aus der Lage der Brüstungsbohlen in den hier noch erhaltenen Ständern mit 80 cm abgelesen und 2 3/4' (= 79,2 cm) gleichgesetzt werden. Die jeweils andere Dimension mußte nun unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Konstruktionen der Wände und aus dem Vergleich mit zeitgenössischen städtischen Häusern oder jüngeren Bauernhäusern gewonnen werden und ist dementsprechend etwas unsicher. In allen beobachteten Fällen aber sind die Fensteröffnungen oder -flügel stets schmaler als hoch, und ich habe nie Lichtweiten über 65 cm beobachtet. Dieses Maß wurde also als Maximalmaß aufgefaßt und auf 2 1/2' (= 64,8 cm) festgelegt. Dazu war von der Beobachtung auszugehen, daß sich bei Bauernhäusern die größten und zahlreichsten Fenster immer in den Stuben finden und die Kammern je nach Funktion kleinere Fenster haben. Und schließlich ergaben die im Obergeschoß bekannten Brüstungshöhen, die im Erdgeschoß etwas niedriger ausfallen konnten, Anhaltspunkte für eine wünschenswerte Differenzierung der Öffnungsgrößen.

Aber jetzt erst stellte sich die entscheidende Frage: waren diese Fenster einflügelig, zweiflügelig oder sogar mehrflügelig in der Form eines Fensterbandes angeordnet? Das Fensterband ist ein entwicklungsgeschichtlich sehr bedeutsames und die Erscheinung eines Bauwerks erheblich bestimmendes Detail. Die Hausforschung hat es den „Alemannischen Fensterkerker“ genannt und ist sich nicht ganz einig, ob die Form aus dem gotischen Steinbau oder aus den Gefügebildungen der Bohlenwand abzuleiten ist. Konnte die Hueb diese Fensterform - in der Stube - gehabt haben?

Wir haben aus der Bauzeit der Hueb eine Reihe hervorragender Beispiele für das Fensterband aus oberschwäbischen Städten und auch einige Belege dörflicher Bauten, jedoch nur an Pfarrhäusern und Häusern grundherrlicher Vögte am Bodensee. Aber selbst bei diesen wissen wir nicht, wie die Fensterflügel ausgebildet und ob sie schon verglast waren. Denn in dieser Zeit bespannte man selbst bei Rathäusern gelegentlich noch die Fenster mit ölgetränkter Leinwand oder mit Tierhäuten oder -blasen. Der Lichteinfall dürfte dabei ähnlich spärlich gewesen sein wie bei den handtellergroßen Gläsern, die man in Blei fassen mußte und die aus Kostengründen nur bei besonderen Bauten in Betracht kamen. Ich sehe in diesem geringen Lichteinfall den Anlaß, bei bestimmten Raumfunktionen die Fensteröffnungen zu reihen - und zwar ganz unabhängig vom Baumaterial der Wände.

Der große Nachteil aber eines solchen Fensterbandes besteht darin, daß sich die Flügel nur schwer durch Läden sichern und schützen lassen. Die alten Darstellungen zeigen denn auch neben den äußeren Schlagläden Klapp- und Zugläden - soweit man nicht überhaupt auf Läden verzichtete. Dies alles muß sich aber beim Aufkommen des Tafelglases geändert haben. Man konnte nun glatte und hochtransparente Gläser in hölzerne Rahmen einsetzen. Andererseits mußte man aber natürlich gerade diese möglichst schützen. Folglich dürfte die Erfindung des Tafelglasgießens einerseits dem Fensterladen Vorschub geleistet haben, andererseits aber auch der Reduzierung auf das zweiflügelige Fenster: man konnte der besseren Lichtausbeute wegen doch eher auf die Fensterreihe verzichten als vorher. Diese Tendenz dürfte der aufkommende Mauerwerksbau noch beschleunigt haben, weil hier eine sehr enge Reihung technisch schwieriger ist als im Holzbau.

Dieser hier mangels gezielter Untersuchungen theoretisch angenommene Entwicklungsgang spiegelt sich an den Bauernhäusern Oberschwabens. Das Fensterband ist an einigen wenigen Beispielen aus Koleschs Denkmälerliste belegt, erscheint aber als Ausnahme. Indessen zeigten alle von mir beobachteten altoberschwäbischen Bauernhäuser erhebliche Veränderungen in der Fensterzone der Stuben. Bei keinem war die ursprüngliche Fensteranordnung erhalten, sondern immer zwischen den Fenstern mehr oder minder nachlässig gemachte Ausflickungen. Und wenn man die alten Bauaufnahmen mit ihren so schön gezeichneten ein- und zweiflügeligen Fenstern mit Fotos vergleicht, die gleichzeitig gemacht wurden, dann stellt man dasselbe fest und kann am Dokumentationswert dieser Bauaufnahmen zweifeln. Es spricht also nichts gegen die Annahme, daß ursprünglich viele Bauernhäuser Fensterbänder hatten und daß diese nur im Laufe der Zeit den ein- und zweiflügeligen Anordnungen weichen mußten.

Ein besonders sprechendes Beispiel für diesen Vorgang haben wir in dem großen, 1701 gebauten Fachwerkhaus des Bürgermeisters Rief in Winterstettenstadt. Hier waren ursprünglich in Stube und Elternkammer (!) breite, vermutlich dreiflügelige Fenstergruppen angeordnet, die heute wiederhergestellt sind. In der Zwischenzeit aber waren diese Fenster verengert und zu zweiflügeligen Fenstern mit Schlagläden gemacht worden.

Auf diese Weise ist also eine ganz bestimmte Fensterform verschwunden, die früher das Aussehen altoberschwäbischer Bauernhäuser doch sehr stark geprägt haben muß. Um sie nicht ganz vergessen zu lassen, habe ich mich entschlossen, diese Form der Fensteranordnung bei der Stube der Hueb zu zeigen. Sie könnte an keinem der altoberschwäbischen Häuser im Museum mit mehr Berechtigung rekonstruiert werden als hier.

Keine zeitgenössischen Belege gibt es jedoch für die Form der Fensterflügel. Im gesamten südwestdeutschen Raum werden für Bauernhäuser deshalb stets die Holzflügel mit einem verschiebbaren Teil, dem „Rucker“, und sehr kleinflächigen Scheiben rekonstruiert. Diese Fenster besitzen keine Kittfälze, sondern nur Glasnuten, in welche die Scheiben und auch die schwachen Teilungssprossen eingeschoben werden. Der Rahmen darf nicht verleimt sondern nur durch Holznägel gesichert sein, damit man ihn für eine Reparatur auseinandernehmen kann. Es bleibt vorläufig nichts anderes übrig, als solche Fensterflügel einzubauen. Sie wären gegebenenfalls ja auch zu ersetzen, wenn eine ältere Form bekannt würde.

Diese Möglichkeit besteht nun allerdings bei dem anderen Rekonstruktionsproblem nicht, welches sowohl die formale Erscheinung des Bauwerks als auch seine Standsicherheit berührt, nämlich bei der Gestaltung der Versteifungsteile des Fachwerks, welche die berühmten Fachwerkfiguren ergeben. Hier hatten wir ausgerechnet für die Eingangsseite weder vom Haustürfeld noch vom Feld über dem Stall unmittelbare Hinweise. Allerdings hatte der rechte Ständer im Haustürfeld in Brüstungshöhe ein sauberes Zapfenloch, und die Schwelle darunter zeigte gerade noch die Hälfte eines solchen unmittelbar an der Stelle, wo sie

beim Umbau abgesägt worden war. Zum Glück hatte sich derjenige, der die Schwelle absägte, nachdem er die Säge schon direkt am Ständer angesetzt hatte, überlegt, daß es besser wäre, etwas Holz stehen zu lassen, sonst wäre diese wichtige Spur auch noch vernichtet gewesen. Aber ich konnte mir doch solange keinen rechten Reim darauf machen, solange ich noch annahm, daß dieses Feld auch im Erdgeschoß wie im Obergeschoß Bohlenwände gehabt haben müsse. Die Lösung fand sich schließlich im Zusammenhang mit den Überlegungen zur Strebenfigur im Feld über dem Stall. Hier muß die alte Wandkonstruktion dem Einbau des Fensters für die Knechtekammer derart im Wege gewesen sein, daß man sie gänzlich herausriß. Also lagen die versteifenden Fachwerkteile im Zentrum dieses Wandfeldes. Es konnte sich demzufolge um eine jener geschoßhohen Auskrenzungen gehandelt haben, die im Inneren zur Aussteifung der Binder an die Bundständer und Bundbalken angeblattet gewesen waren. Es mußte lediglich ein Brustriegel zusätzlich angenommen werden, der im Bergeraum gehindert hätte. Dann war diese Fachwerkfigur auch auf das Feld neben der Haustür zu übertragen, womit das Zapfenloch im Ständer erklärt war. Das fast mit abgesägte Zapfenloch in der Schwelle hatte demnach eine der sich kreuzenden Streben aufgenommen, womit wir deren Neigung hatten.

Nun wäre allerdings nach dem Vorbild anderer Streben am Bau zu erwarten gewesen, daß die Strebe nicht verzapft, sondern an die Grundschwelle angeblattet gewesen wäre. Aber es ist technisch verständlich, daß man hier lieber einen Zapfen ausführte: das nur mit einem Holznagel gesicherte Blatt in Form eines Schwalbenschwanzes ist frei sichtbar und gegen Spritzwasser völlig ungeschützt, während der Zapfen in der Oberfläche der Grundschwelle durch die Ausmauerung abgedeckt wird. Wenn das Blatt korrodiert, verliert die Strebe ihren Halt und kann herausfallen. Wir haben hier sicher eine der Ursachen, weshalb an einigen südwestdeutschen Hausbauten des ausgehenden 15. Jahrhunderts die Streben oben noch verblattet, unten aber verzapft sind - und weswegen die Bauordnung der Stadt Ulm in dieser Zeit bereits das Verblatten verbietet!

Mit dem Fensterband und den geschoßhohen Auskrenzungen aber hat die Hueb nun die für das späte 15. Jahrhundert typischen Einzelformen erhalten, die es auf jeden Fall wert sind, vor dem völligen Vergessen bewahrt zu werden - auch wenn uns die letzte Sicherheit darüber fehlt, ob sie genau so ursprünglich ausgeführt waren.

Als dann die im Sinne dieser Rekonstruktion durchgeführte Wiederaufbauplanung den beschließenden Gremien des Landkreises vorlag, kam prompt die Frage, ob man dieses Haus denn überhaupt nach heutigen Gesichtspunkten standsicher errichten könne. Nun hatten wir in Dr.-Ing. H. Brünninghoff, Ulm, einen sehr verständnisvollen Holzbaustatiker gewonnen, der zeigen konnte, daß die Hueb im großen und ganzen durchaus standsicher konstruiert gewesen ist - allerdings ohne unsere modernen Sicherheitszuschläge. Dies bedeutet, daß man die Tragfähigkeit des Holzes durchaus kannte, aber auch restlos ausnützte. Zweifellos keine Angelegenheit der Berechnung, sondern der Erfahrung!

Es ist selbstverständlich, daß man bei einem Museumsobjekt, das von vielen Leuten betreten werden wird, überall dort auf Sicherheit achtet, wo es nur möglich ist. Wir haben deshalb an den Stellen, wo es erforderlich war, die alte Konstruktion durch moderne Hilfsmittel verstärkt und dies auch offen gezeigt, wo ein Verbergen zur Irreführung des Betrachters hätte verleiten können. Nicht sichtbar sind die frostfreie Gründung aus Beton und die Montagestützen unter den Grundschwellen aus Profilstahl, die die Lasten korrekt abführen und dem Zimmermann erleichterten, die Grundschwellen mit ihren Oberkanten sauber in die Waagerechte zu bringen. Die meisten der alten Holzbauteile, die wir noch wiederverwenden konnten, mußten geflickt oder angestückt werden. Soweit dies nur durch Eisenschrauben und -krallen möglich war und die betreffende Stelle nicht ursprünglich einen Holznagel gehabt hatte, wurde darauf verzichtet, die Schraube mit einem solchen zu kaschieren: es hätte sonst ein Detail vorgetauscht, das es als solches nie gegeben hat.

Auf der anderen Seite mußten wir gerade deshalb, weil die meisten Hölzer neu anzufertigen waren, darauf bedacht sein, den Bau nicht als geglättetes, blasses Modell erscheinen zu lassen. Hier kam uns zugute, daß der 76jähr. Altmeister Gebhard Dieng von der Firma Franz Walser aus Bad Schussenried die Technik des Bebeilens der Stämme noch beherrschte und an seine jüngeren Kollegen weitergeben konnte. Die mit dem Breitbeil behauene Oberfläche wurde dann recht lebendig, wenn man das bei unseren heutigen Hölzern unverzichtbare Konservierungsmittel gefärbt nahm. Obwohl auch mir bekannt ist, daß dieses Einfärben in Fachkreisen umstritten ist und vielfach rigoros abgelehnt wird, war mir wichtiger, schon jetzt eine Art Patina zu haben und nicht ein Jahrzehnt darauf warten zu müssen.

Im Prinzip überhaupt nicht mehr auszuführen ist ein schwäbisches Strohdach. Bei dieser Deckungsart wurden die Strohbünde auf der Oberfläche durch miteingebundene geschälte Holzstecken gesichert. Man kann solche noch am spätgotischen Hochaltar in der Klosterkirche zu Blaubeuren sehen, und alle alten Strohdächer zeigten sie noch. Aber wir können mit Stroh als Deckungsmaterial nicht mehr arbeiten. Man hat es Ende der fünfziger Jahre in Kürnbach mit eigens gezogenem und handgedroschenem Roggenstroh noch einmal versucht und mußte nach knapp 20 Jahren die Deckung in Schilf erneuern. Das Stroh hat nicht mehr den widerstandsfähigen Halm von früher! So mußten wir für das Dach der Hueb ungarisches Schilf nehmen und die Dachdecker aus Ostfriesland holen, wo die Rieddeckungen nie ausgestorben sind. Gut wäre es aber auch dafür, wenn man in den Häusern noch wie früher räuchern könnte!

Soviel zu unserem Unterfangen, mit dem Wiederaufbau dieses Hauses ein Stück Bauschaffen unserer Vergangenheit abzubilden. Ich kann nur hoffen, daß unsere Motive ebenso deutlich geworden sind wie die Grenzen unserer Möglichkeiten. Denn nur dann erhält die Hueb in Kürnbach für den Besucher den rechten Stellenwert.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 2 – Seite 11

## Die Frauenzisterzen Oberschwabens Baindt, Gutenzell, Heggbach, Heiligkreuztal und Wald

Von Dr. Otto Beck, Otterswang

Diese fünf Ortsnamen sind hierzulande den meisten bekannt. Wer auf der B 30 von Bad Waldsee nach Ravensburg oder umgekehrt fährt, gewahrt plötzlich die Wegweiser nach Baindt. Im Herbst macht der Wendelinusritt und in der Weihnachtszeit die Barockkrippe von Gutenzell von sich reden. Heggbach ist oft im Gespräch, wenn es um eine zeitgemäße Behindertenfürsorge geht. Aus Heiligkreuztal, das erst vor kurzem aus seinem Dornröschendasein wiedererweckt wurde, meldet sich jahrein und jahraus die Stefanusgemeinschaft zu Wort. Und die Heimschule Wald gilt als hervorragende Bildungsstätte für Mädchen, die in den musischen Fächern gefördert werden sollen und überdies nach dem Abitur eine Handwerkslehre bestehen können.

Doch ist das bei weitem nicht alles, was die Besucher dort heutzutage erwartet. Rücken beim Näherkommen nicht überall historische Gebäude in den Blick? Auffallenderweise steht dabei immer eine verhältnismäßig große Kirche, jeweils von einem Spitzhelm oder einer Barockhaube überragt, im Mittelpunkt. Kunstkenner, die mit den Baustilen vertraut sind, wissen sofort: das Gotteshaus einer Zisterze! Die daran anschließenden Konventflügel - mag ihr Geviert auch nicht in jedem Fall unverseht erhalten sein - bestätigen die Annahme. Reste der einstigen Klausurmauer, ein überkommenes Klosterstor sowie sakrale Kunstwerke von hohem Rang in der unverkennbaren Stiftskirche vervollständigen das Bild. Gleichzeitig verlieren sich die letzten Zweifel, das meiste sei bloße Vergangenheit.

Man kann auch sagen: Gestalt gewordene Geschichte! Denn was da einem - am Abhang zum Schussental, im Biberacher Nonnenwinkel, auf der Voralb unweit von Riedlingen und im Hohenzollerischen - entgegentritt, ist nicht tot. Zwar stimmen dort keine Chorfrauen ihre nächtlichen Psalmen und Hymnen mehr an. Die Dormitorien der Laienschwestern sind längst abgerissen oder umgebaut. Wo ihre Gräber lagen, wuchert das Gras oder wachsen Bäume. Die klösterlichen Lehengüter sind seit Generationen in fremder Hand. Nirgends ist die Zeit stehengeblieben. Und dennoch hält vieles ihr Andenken lebendig: Wohntrakte und Gebetsräume, Kreuzgänge und Epitaphien, Deckenfresken und Altarfiguren, Wandgemälde und Pergamenturkunden. Sobald man sich in frühere Jahrhunderte zurückversetzt, beginnt alles zu leben.

Gegründet wurden die oberschwäbischen Zisterzienserinnenabteien ausnahmslos im 13. Jahrhundert. Es war im Zeitalter Bernhards von Clairvaux, jenes Kreuzzugspredigers, der zur ursprünglichen Strenge des Benediktinerordens zurückkehren wollte. Tausende Begeisterter folgten von 1098 an seinem Rat und schlossen sich der Erneuerungsbewegung an. Vom benachbarten Frankreich aus kamen die Weißen Mönche noch zu Lebzeiten des Heiligen in den deutschen Südwesten: nach Lützel (1124), Ebrach (1127), Heilsbronn (1133), Kaisheim (1134), Salem und Frienisberg (1138), Maulbronn und Pairis (1139), Otterberg und Schönau (1145), Baumgarten (1148) sowie Herrenalb (1149/50). Andere Zisterzienser ließen sich hier in den folgenden Jahrzehnten nieder: zu Schöntal (1157), Tennenbach (1158), Bebenhausen (1190), Sankt Urban (1195), Wettingen (1227) und Königsbronn (1308).

Das Besondere ihrer Ordensgemeinschaft war aufgrund der Satzungen von 1119 und 1134 das Filiationssystem: eine starke Abhängigkeit vom Generalkapitel und von der Mutterabtei und eine enge Verbundenheit untereinander. Damit nicht genug, wurde in der ausgehenden Stauferzeit auch noch das eine oder andere

Frauenkloster angeschlossen. Als federführend erwies sich hierbei der einflussreiche Salemer Abt Eberhard von Rohrdorf (1191-1240), fünfter Vorsteher der Linzgaubtei und enger Vertrauter des deutschen Herrscherhauses. Denn ihm gelang es binnen weniger Jahre, gleich mehrere Nonnenkonvente unter seine Obhut zu bringen: 1212 Wald, 1221 Rottenmünster, 1227 Heiligkreuztal, 1231 Heggbach, 1237 Gutenzell und 1240 Baidnt.

Von dem durch den Adligen Burkart von Weckenstein gestifteten Wald einmal abgesehen, hatte sonst überall zunächst eine freie Gemeinschaft frommer Frauen bestanden. Ein anschauliches Beispiel dafür, wie sie dann unter kirchliche Fittiche gelangten, haben wir in dem 1981 genau 750 Jahre alten Heggbach vor uns. Auch dort gab es im nur wenige Kilometer entfernten Maselheim - ähnlich wie 1217 im rottweilischen Hochmauren oder um 1227 in Riedlingen-Altheim und Birnau-Seefeld - eine Gruppe von Beginen. Ihrer nahm sich im Frühjahr 1231 Abt Eberhard von Salem, der von den zisterziensischen Nonnenabteien in Le Tart (1125) und Coiroux (1147) wußte, gemäß dem Kapitalbeschl. Citeaux's von 1228 an. Wie schon 1221 beim Beschaffen eines geeigneten Bauplatzes und wenig später durch die Übernahme der Rottenmünsterinnen in seinen Zuständigkeitsbereich, fühlte er sich auch für die bei der Heggbacher Pankratskirche angesiedelten, wohl aus Biberach und Ulm stammenden Schwestern verantwortlich.

Die anfangs unter einer Meilerin lebenden Nonnen, unter denen sich wahrscheinlich auch einige Adelstöchter aus der Umgebung befanden, erhielten eine Behelfswohnung, durften über die Einkünfte der vormaligen Pfarrkirche verfügen und wurden im ersten Quartal 1234 dem Zisterzienserorden angeschlossen. Am 26. Juni 1248 zur Abtei erhoben, waren für den Konvent - nicht anders als wie für die unterdessen in Heiligkreuztal, Gutenzell und Baidnt ebenfalls gegründeten Frauenzisterzen - die Benediktregel und die Statuten von Citeaux maßgebend. Seine Güter unterstanden unmittelbar dem päpstlichen Schutz, und es wurde außerdem eine Anzahl von Privilegien gewährt: Zehntfreiheit bei Neubrüchen, Aufnahmeerlaubnis freier Personen, Unabhängigkeit vom Diözesanbischof, Inanspruchnahme aller Ordensrechte.

Anschließend ging es in allen fünf oberschwäbischen Zisterzienserinnenabteien äußerlich und innerlich aufwärts. Adelige und Bürger wetteiferten miteinander, die Chorfrauen und Laienschwestern tatkräftig zu unterstützen. Die einen stifteten ihnen Grundstücke oder Güter wie Höfe oder Mühlen, andere übereigneten ihnen Gefälle oder Gülten, also Erträge aus Anwesen oder Einkünfte als Zinsen, nicht zu vergessen die Patronatsrechte über benachbarte Pfarrkirchen oder die Gerichtshoheit über die umliegenden Dörfer. Auf diese Weise - teilweise auch im Tausch gegen entfernter liegende Vermächtnisse - entstand nach und nach ein eigenes Herrschaftsgebiet, in dem die Äbtissin die Regierungsgewalt besaß. Gerade bei Heggbach, Heiligkreuztal, Gutenzell und Wald war das Territorium beträchtlich, wohingegen Baidnt über einen größeren Streubesitz verfügte. Auch Rebgrüter am Bodensee sind allerorts schon im Spätmittelalter bezeugt.

Das Glück, von adeligen Wohltätern, die in den einzelnen Abteien teilweise ihre Grablege hatten, gefördert zu werden, entthob die Nonnen natürlich nicht des eigenen Bemühens. Das benediktinische „Bete und arbeite!“ wurde in allen Zisterzen ernst genommen, und mitunter - in den Erntewochen und in Notzeiten - mußten selbst die Chorfrauen mit Hand anlegen. Denn Mißjahre, Unwetter, Viehseuchen, Pestepidemien, Kriegereignisse trafen auch Baidnt, Gutenzell, Heggbach, Heiligkreuztal und Wald oft schwer, von gelegentlichen Feuersbrünsten und wiederholten Finanzkrisen gar nicht zu reden. Besonders deutlich spiegelt sich das in der jeweiligen Baugeschichte, von den ersten Jahrzehnten bis zur Säkularisation. Überall mußte teilweise gespart und gedarbt werden, und selbst in guten Tagen sorgten die regelmäßig wiederkehrenden Visitatoren aus Salem und Citeaux dafür, daß persönlicher Verzicht und klösterliche Armut oberstes Gebot blieben.

Obwohl das zisterziensische Grundgesetz - die „Charta caritatis“ (Charta der Liebe) - in künstlerischer Hinsicht größtmögliche Einfachheit vorschrieb und Kirchtürme, Mosaikfußböden, Buntglasfenster, Goldgeräte und Seidengewänder von vornherein untersagt waren, erreichte das Ordensbauwesen bald eine unerwartete Berühmtheit. So nahmen in der zweiten Hälfte des 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auch im salemitanischen Paternitätsbereich nach und nach neue Nonnenklöster weithin sichtbar Gestalt an. Dabei wurde stets, soweit nicht - wie in Gutenzell und Heggbach - bereits hochmittelalterliche Eigenkirchen eines örtlichen Adelsgeschlechts vorhanden waren, mit dem vorrangigen Gotteshaus begonnen. In Baidnt zum Beispiel wurde am 2. Januar 1241 jene spätromanische Pfeilerbasilika grundgelegt, die 1275 ihre Weihe erhielt und bis heute steht: Sankt Johannes Baptista.

In Heiligkreuztal ist für den 24. Oktober 1242 die Konsekration eines Kreuzaltars (in der nachmaligen Bruderkirche?) bezeugt, und als 1256 der Klosterneubau vollendet war, dürfte auch eine frühgotische Konventskirche dazugehört haben. In Wald schließlich stand seit 1249 eine ordentypische Basilika zu Ehren des Heiligen Kreuzes, dem man 1268 auch die bis dahin fertiggestellten Abteigebäude unterstellte.

Wie eine Abteianlage gestaltet werden mußte, erkennt man am deutlichsten im ziemlich unversehrt erhaltenen Heiligkreuztal. Aber auch in Baidnt und Gutenzell, wo im 19. Jahrhundert ein Teil des Vierflügeltrakts abgerissen wurde, ist die Grundkonzeption unverkennbar. Übrigens konnten die Baidnterinnen 1285 ebenfalls einen Neubau beziehen, und in Gutenzell und Heggbach dürfte es kaum viel anders gewesen sein. Jedenfalls ist am gutenzellischen Ursprungsbach um 1283 eine rege Bautätigkeit bezeugt. In Heggbach ein paar Kilometer weiter nordwestwärts plante oder verwirklichte man in jenen Jahren gleicherweise die spätestens 1320 bestehenden Klausurgebäude. Möglichst am höchstgelegenen Punkt des verfügbaren Geländes kam die Abteikirche zu stehen. Südlich davon folgte der quadratische Kreuzgang mit den ihn begrenzenden Klosterflügeln: im Osten der Kapitelsaal mit dem Schlafraum darüber; im Süden Arbeitssaal, Refektorium, Wärmestube und Konventsküche; und westseitig die Vorratskammern und die Unterkunft der Ordensschwwestern. Innerhalb der selbstverständlich mauerumfriedeten Nonnenklausur lagen außerdem der Friedhof, die Apotheke und Wäscherei sowie der Rekreatiionsgarten; jenseits der Klausurmauer erhoben sich das Gästehaus und die Wirtschaftsgebäude, ihrerseits von einer weiteren Schutzmauer umgeben.

Um hier nochmals auf Heiligkreuztal zurückzukommen: Um 1300 muß dort mit dem Bau des hochgotischen Münsters begonnen worden sein, das 1319 vom Konstanzener Weihbischof Johannes - ebenso wie 1320 das mittlerweile vollendete Heggbacher Heiligtum - konsekriert wurde und vier neue Altäre besaß. Sein bis heute bewundernswertes Glanzstück aber ist das von einem Konstanzener Künstler gestaltete vierteilige Ostfenster, dessentwegen allein schon sich eine Stippvisite in der ehemaligen Frauenzisterze verlohnt. Aus derselben Zeit müssen die 1955 im Nordschilf freigelegten Wandfresken sowie die ältesten Ornamente im gleichaltrigen Kreuzgang stammen. Das geistliche Leben blühte damals in den Tagen der schwäbischen Mystik reicher denn je. Den Ordensfrauen zwischen Allgäu, Alb und Linzgau lag nichts mehr am Herzen als sich möglichst innig in die Glaubenswahrheiten zu versenken. Vor allem hatte es ihnen - nach dem Vorbild ihres Ordensvaters Bernhard und des Weisheitslehrers Heinrich Seuse - das Leben und Sterben Jesu angetan. Wen nimmt da Wunder, wenn daraufhin in jeder der damals von den Salemer Vateräbten Konrad von Enslingen und Ulrich von Werdenberg-Sargans betreuten Frauenzisterzen entsprechende Kunstwerke in Auftrag gegeben wurden?

Dazu gehören zuvörderst die im 14. Jahrhundert in den südwestdeutschen Nonnenklöstern beliebten Christus-Johannes-Gruppen, von denen gut ein Dutzend erhalten geblieben ist. Das älteste Werk von etwa 1300, das aus der Zwiefaltener Gegend stammen soll, besitzt heute das Cleveland-Museum in New York. Ein anderes, nach 1312 durch den Konstanzener Meister Konrad geschaffen und mittlerweile von einem Antwerpener Sammler erworben, besaßen ursprünglich die Dominikanerinnen von Katharinental. Eine weitere sogenannte Johannesminne im Freiburger Augustinermuseum soll um 1320/30 in der Abteikirche von Wald aufgestellt worden sein. Heiligkreuztal hat seine künstlerisch schon ein wenig weiterentwickelte Abendmahlsplastik wahrscheinlich zwischen 1330 und 1340 erworben. Die Heggbacherinnen ließen im Frühjahr 1347 im Hochaltar ihrer neu ausgestatteten Abteikirche Sankt Georg und Maria eine offensichtlich seeschwäbische Maria-Kindbett-Skulptur aufstellen, die inzwischen Eigentum des Bayerischen Nationalmuseums in München ist. Und in Baidnt wurde um dieselbe Zeit ungefähr das ausdrucksstarke Pestkreuz mit dem mystisch bewegten Passionsheiland aufgerichtet.

Keine Frage, daß die oberschwäbischen Zisterzienserinnen stark von ihrem Vaterkloster Salem gefördert wurden. Seinem jeweiligen Abt, der die Konventfrauen und Laienschwestern fast jedes Jahr visitierte, waren die einzelnen Äbtissinnen in allem verantwortlich. Er beaufsichtigte alle Neuwahlen, ernannte die Beichtväter, nahm Einkleidungen und Profess vor, bestimmte die Zahl der Konventualinnen, schlichtete Streitigkeiten, prüfte Rechnungsbücher und ordnete Strafen an. Denn im Lauf der Zeit traten da und dort auch Schwierigkeiten auf, rissen Mißstände ein, war eine Klostervorsteherin oder Priorin der Lage nicht gewachsen, wirtschaftete der Güterverwalter in seine eigene Tasche. Dazu kamen, wie gesagt, Heimsuchungen durch Pest, Hunger und Krieg, vor allem 1349, 1525, 1552, 1632-46, 1689-1704 und um 1800. In Gutenzell war 1389 und 1521 die Klosteranlage Feuersbrünsten zum Opfer gefallen, und die Baidnterinnen hatten nach den Unbilden des Bauernkriegs ebenfalls fast von vorne beginnen müssen. Der Konvent von Wald suchte vor den Schweden in Überlingen Zuflucht. Die Heggbacher Ordensfrauen weilten aus lauter Angst jahrelang bei Schweizer Mitschwwestern in Rohrschach, Magdenau, Feldbach, Kalchrain, Tänikon und Appenzell, während die Daheimgebliebenen überfallen, geschlagen, vergewaltigt oder vom Schwarzen Tod hinweggerafft wurden. Die Zahl der Nonnen war in den einzelnen oberschwäbischen Abteien im Verlauf ihrer mehr als sechshundertjährigen Geschichte begreiflicherweise unterschiedlich. Auch wenn der Andrang in der Frühzeit - bei Heiligkreuztal im 13. Jahrhundert angeblich 125 und bei Heggbach vor 1453 anscheinend 120 Personen - verhältnismäßig stark gewesen sein mag: aufgrund der von etwa 1550 bis 1803 ziemlich lückenlos vorliegenden Visitationsberichte wissen wir, daß kein Konvent mehr als gegen fünfzig Mitglieder umfaßte. Diesem Stand entsprach überall auch die Größe der verfügbaren Wohnräume und Gebetsplätze. So sah 1532 der Schreiner Martin Zey im Heiligkreuztaler Chorgestühl insgesamt 44 Klappsitze vor. 1560 waren davon aber nur 21 und 1573 bloß 20 belegt: von 17 Chorfrauen und drei Novizinnen. 1616 gab es ebenda 23 Chorfrauen und 3 Laienschwestern, 1699 lediglich 19 Chorfrauen, zwei Novizinnen und 5 Laienschwestern und 1796 wieder 30 Chorfrauen. Wie bei den Äbtissinnen, die nicht ausnahmslos adeliger Herkunft waren, gab es auch unter den Konventualinnen fast immer einige Bürgerliche. Ganz ähnlich verhielt es sich in Wald und teilweise auch in Gutenzell, während es bei den Baidnterinnen und Heggbacherinnen genau umgekehrt

war. Dafür betrug in Heggbach die durchschnittliche Konventsstärke 34 Klosterfrauen, wobei 1663 sogar 54 und wiederholt über 40 Nonnen bezeugt sind. Zum Vergleich die Zahlen zweier Jahre: 1573 (1720):

Abtei	Chorfrauen	Novizinnen	Laienschwestern	Gesamtkonventualinnen
Baindt	12 (16)	0	1 (4)	13 (20)
Gutenzell	11 (20)	4	0 (7)	15 (27)
Heggbach	28 (25)	3	16 (11)	47 (36)
Heiligkreuztal	17 (24)	3	0 (7)	20 (31)
Rottenmünster	17 (18)	0	0 (6)	17 (24)
Wald	18 (27)	1	0 (12)	19 (39)

Der klösterliche Tageslauf mit Gebet und Arbeit war genau geregelt. Für die Chorfrauen, soweit sie von ihren Amtspflichten als Äbtissin, Priorin, Subpriorin, Bursierin, Pförtnerin und so fort nicht beansprucht wurden, stand das beschauliche Leben im Vordergrund: Gebet, geistliche Lesung, Meditation und ein wenig Handarbeit wie Spinnen, Weben, Stricken, Sticken oder Nähen. Ihre Kleidung bestand aus einem weißen Habit und einem schwarzen Skapulier samt einem dunklen Gürtel, einem gefalteten Hülltuch in Weiß und darüber einem außen schwarzen, weiß gesäumten und innen weißen Schleier. Die Laienschwestern hingegen, die in Haus und Hof beschäftigt waren, trugen einen Habit und ein Skapulier aus einem grauen oder braunen Wollstoff und einen weißen Schleier. Das Tagewerk selbst begann gewöhnlich morgens um drei. An Sonntagen und Apostelfesten erhoben sich die Nonnen um eine, an Prozessionstagen um zwei Stunden früher. Am Palmsonntag, Gründonnerstag, Karfreitag, Karsamstag, Ostersonntag und an Allerheiligen machten sie sich schon um Mitternacht und am Heiligen Abend und am Christtag um 22 Uhr für das erste Chorgebet bereit.

Nach der - je nach Anlaß - entweder gesungenen oder gebeteten Mette und den Laudes, einem in lateinischer Sprache abgestimmten Frühgebet, hielten die Chorfrauen ihre Morgenbetrachtung. Daran schloß sich stets die Prim, in der Fastenzeit auch die Terz, und gelegentlich war damit auch noch eine Frühmesse verbunden. Übrigens galt es um 1500 als selbstverständlich, daß man die Eucharistie unter beiden Gestalten empfing. Um sieben zog der Konvent in einer Prozession zum Kapitelsaal, wo ein Abschnitt aus dem Martyrologium, ein Kapitel aus der Ordensregel und die Namen der an diesem Tag verewigten Mitschwestern vorgetragen wurden. Jeden Montag, Mittwoch und Freitag bekannten außerdem alle ihre Verstöße gegen die Klosterbräuche, um anschließend eine Buße auf sich zu nehmen. Hierauf ging es - nach einer kurzen Zwischenpause - in die Abteikirche zum Konventamt und zur Sext. Eine geistliche Lesung, mitunter auch ein wenig Handarbeit, leiteten zum Mittagessen über, das um zehn Uhr auf dem Programm stand. Die Erholungszeit wurde durch die im Chor verrichtete Non beendet. Bis zur feierlichen Vesper um 15 Uhr und danach wieder bis zu dem auf 17 Uhr anberaumten Abendessen unterzogen sich alle Ordensfrauen ihren Amtspflichten oder einer Handarbeit. Daran reihte sich nochmals eine Rekreation in der Konventsstube oder im Klausurgarten. Um halb sieben oder bald darauf erklang ein Glockenzeichen zu einer Zusammenkunft im Kreuzgang, wo erbauliche Schriften oder Heiligenlegenden vorgelesen wurden. Eine kurze Gewissensforschung und das kirchliche Nachtgebet - die Komplet - beendeten zu guter Letzt die täglichen Freuden und Leiden.

Darob verstrichen Jahre und Jahrzehnte, wurden aus Novizinnen immer wieder Jubilarinnen, gab eine Generation die Verantwortung der kommenden weiter. In gläubigem Vertrauen feierte man die kirchlichen Hochfeste mit, beging die Namenstage der in der näheren und weiteren Umgebung beheimateten Konventualinnen, gehörten Profeß, Äbtissinnenweihe und Visitationsbesuche zum selbstverständlichen Auf und Ab. Dabei kamen in allen Zisterzen hin und wieder Zeiten, in denen die Klausurbauten erneuert oder umgestaltet werden mußten, das Gotteshaus andere Altäre, Bilder oder Bänke brauchte, die Wohn- und Arbeitsräume den Erfordernissen nicht mehr entsprachen. Baindt war zudem seit 1376 reichsunmittelbar, hatte - wie Gutenzell, Heggbach und Rottenmünster vom späten 15. Jahrhundert an - Sitz und Stimme im Reichstag und bald nach 1500 auch beim Schwäbischen Kreis. Auf der Prälatenbank folgten die Äbte von Neresheim und Isny die Äbtissinnen aus Heggbach, Gutenzell, Rottenmünster und Baindt, auch wenn sie sich oft durch einen Abgeordneten vertreten ließen. Als kleine Landesherrinnen besaßen sie Rechte und Pflichten, mußten Steuergelder aufbringen, in ihrem Herrschaftsgebiet für Ordnung sorgen und auf das Wohl ihrer Untertanen bedacht sein.

In allen fünf Frauenzisterzen Oberschwabens haben wiederholt Äbtissinnen regiert, deren Andenken bis heute lebendig ist. So konnte die Baindterin Hiltrud von Königsegg 1355 aus ihrem überbesetzten „Hortus floridus“ Nonnen in das durch Eberhard V. von Walsee zu Linz begründete oberösterreichische Kloster Schlierbach entsenden. Ihre Nachfahinnen Anna V., die nach dem Bauernkrieg den Klausurtrakt und die Konventkirche wiederaufbauen mußte, und Cäcilia, der das Gotteshaus die Stuckaltäre Johann Georg Dirrs verdankt, taten sich als kunstsinig hervor. In Gutenzell, der „Cella Dei“, prägten Maria Segesser 1569 und Maria Francisca von Gall 1755/56 den Gebäulichkeiten ihren bis heute unverkennbaren Stempel auf. Die im 18. Jahrhundert von den Nonnen bekleideten Krippenfiguren entzücken dort die Besucher auch noch in unseren Tagen. Auch im nahen Heggbach sind mehrere Vorsteherinnen unvergessen: die Ordensreformerin Elisabeth Kröhl von 1467 und ihre Nachfolgerin Agnes Sauter, die Ulmer, Memminger und Biberacher Künstler im späten 15. Jahrhundert mit Aufträgen bedachte und in deren Ateliers Flügelaltäre schaffen ließ, die ihresgleichen suchten; Cäcilia II. Constantina Schmid, unter der das Reichsstift von 1712 bis 1742 glanzvolle Tage erlebte. Oder man denke an die Heiligkreuztalerin Veronika von Rietheim, die durch den Meister von Meßkirch das Münster und den Kreuzgang ausmalen ließ, 1535 den aus Biberach herbeigeeilten Reformatoren erbitterten Widerstand leistete und das geistliche Leben ihrer Mitschwester in jeder Hinsicht förderte. In Wald, das auch „Silva benedicta“ hieß, setzten sich die Äbtissinnen Barbara von Hausen und Anna von Rottenstein im Jännerflügel, Maria Jakobina von Bodman im Südrakt, Antonia von Falkenstein im Abteibau und Gästehaus und Maria Dioskura von Thum und Valsassina in der Barockkirche ein bleibendes Denkmal.

Leider wurde hier wie dort zu Beginn des 19. Jahrhunderts der benediktinischen Lebensweise im Geiste Bernhards von Clairvaux ein gewaltsames Ende gemacht. Der über mehr als ein halbes Jahrtausend hinweg erarbeitete Klosterbesitz kam aufgrund eines napoleonischen Federstrichs in fremde Hände: Baindt an die Grafen von Aspemont-Linden, Gutenzell an das gräfliche Haus Törring-Jettenbach, Heggbach an die Adelsfamilien von Waldbott-Bassenheim und von Plettenberg, Heiligkreuztal an den König von Württemberg und Wald an den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Die einzelnen Konvente, die keinen Nachwuchs mehr aufnehmen durften, waren zum Aussterben verurteilt. Aber sowenig wie in den Tagen der Reformation: keine Zisterzienserin vergaß ihre Gelübde und trat aus. „Gewalt geht über Recht!“ hatte die Heggbacherin Maria Anna Vogel widersprochen, doch hinzugefügt: „Der Herr hat’s gegeben. Der Herr hat’s genommen. Gepriesen sei der Name des Herrn!“ Die Nonnen gehorchten auch jetzt und erblickten in der Säkularisation den Willen Gottes. Chorfrauen und Laienschwestern sanken ins Grab, und fast überall fielen erste Gebäudeteile dem Abbruch anheim: in Heggbach die hochmittelalterliche Pankratiuskirche, deren Grundmauern 1980 vollends abgetragen wurden, die spätgotische Kapitelskapelle und bald danach weitere Nebentrakte; in Baindt 1842-43 der Ost- und Westflügel und 1870 die Nonnenempore; in Gutenzell 1864 der aus der Renaissance stammende Kreuzgang samt den angefügten Klausurräumen. Das meiste, was nicht niet- und nagelfest war, verschwand auf Nimmerwiedersehen: Bücher, Kunstwerke, Möbel. Am Mauerwerk, oft nur unzulänglich instandgesetzt, nagte der Zahn der Zeit.

Allenorts machten sich aber auch verantwortungsbewußte Pfarrer, Lehrer und Mäzene Gedanken über die weitere Zukunft der ehemaligen Frauenzisterzen. Heggbach, wo um 1850 für Priester und Pädagogen Einkehrtage veranstaltet worden waren, wurde am 1. April 1875 - eine Stuttgarter Firma wollte im Kloster eine Fabrik und in der Kirche ein Warenlager einrichten - durch den Fürsten Franz von Waldburg-Wolfegg-Waldsee für 1 250 000 Gulden erworben und 1884 den Reutener Franziskanerinnen übereignet. Sie richteten eine Behindertenanstalt ein, die unterdessen zu einer der modernsten in ganz Südwestdeutschland ausgebaut wurde und erst Mitte der gegenwärtigen achtziger Jahre vollendet sein wird. Unglücklicherweise brannte die prachtvolle Barockkirche zusammen mit dem ganzen Ost- und dem halben Südflügel am 23. März 1893 aus. Baindt, das eine Zeitlang in Privatbesitz gewesen und von 1817 an den Fürsten von Salm-Reifferscheid-Dyk gehört hatte, beherbergte von 1848 bis 1860 die dann nach Oggelshausen verlegte Piuspflege. 1903 traten schließlich die Franziskanerinnen von Heiligenbronn die Nachfolge an und richteten ein Kinderheim ein. In Gutenzell beherbergte der einstige Gästebau das gräfliche Forstamt, und im allein erhaltenen Ostflügel des Konventbaus bezog der Ortpfarrer seine Wohnung. Die ehemaligen Abteikirchen von Baindt und Gutenzell, beide im Dienst der Pfarrgemeinden, wurden neuerdings stilgetreu renoviert.

Ein gnädigeres Schicksal widerfuhr den Zisterzienserinnenklöstern Heiligkreuztal und Wald. Zwar waren im „Valle Sanctae Crucis“ 1816 die Nikolaukapelle und 1874 der nordwestliche Klausurflügel abgerissen worden, doch ließ das Land Baden-Württemberg in den folgenden fünfziger Jahren das altertümliche Münster restaurieren. Am 5. Oktober 1972 kaufte das Stefanuswerk bis auf die Kirche alle Klostergebäude und vollbrachte in der Folge eine kulturelle Leistung, die beispiellos ist. In mühsamer Arbeit befreiten Jugendliche und Erwachsene der Stefanusgemeinschaft Heiligkreuztal aus seinem Aschenputteldasein und erweckten es zu neuem Leben. Amts- und Waschhaus, Gästebau, Klausurräume wie Kapitelsaal, Refektorien und Nonnenzellen, die Klosterapotheke, Friedhof und Engelsgarten und die Äbtissinnenwohnung wurden instandgesetzt. Und was schließlich Wald anbelangt: Silva benedicta wurde am 18. Mai 1946, als Benediktinerinnen der Heiligen Lioba im vormaligen Damenstift eine Bildungsstätte für Mädchen einrichteten, wieder ein Ordenshaus in jenem Geist, nach

dem hier von 1212 bis 1858 - nahezu sechseinhalb Jahrhunderte lang - geistliche Frauen gelebt haben, genauso wie andere in Baidnt, Gutenzell, Heggbach, Heiligkreuztal oder außerhalb Oberschwabens sonst.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 2 – Seite 18

## Der kaiserliche Wappenbrief der Gemeinde Altheim

Von Anke Widmann, Grüningen

Die Gemeinde Altheim bei Riedlingen besitzt einen Wappenbrief, den der deutsche Kaiser Leopold I. (1658-1705) am 21. Januar 1681 in Linz unterzeichnet hat. Diese wohl wertvollste Urkunde im Gemeindearchiv legt Zeugnis ab von Altheims Geschichte unter habsburgischer Herrschaft. Altheim bildete über Jahrhunderte zusammen mit Unlingen, Hailtingen, Dentingen und einem Teil von Offingen die „Herrschaft Bussen“, die von den Habsburgern in Geldnöten mehrmals verpfändet wurde. Im 17. Jahrhundert hatten die Truchsess von Waldburg die Pfandschaft. Sie führten ein strengeres Regiment als das Erzhaus, vor allem in der Steuererhebung. Sie waren im Vorteil gegenüber dem im fernen Wien regierenden Kaiser oder seiner in Innsbruck ansässigen Landesregierung, da sie die örtlichen Gegebenheiten besser kannten, denn die Linie Waldburg, welche die „Herrschaft Bussen“ innehatte, residierte in Scheer. Immer wieder versuchten die vom Haus Habsburg im vorderösterreichischen Raum verpfändeten Städte und Dörfer aus der Pfandschaft zu entkommen und dem Haus Österreich wieder direkt unterstellt zu werden. Den Städten, namentlich etwa den „Fünf Donaustädten“ gelang dieses 1680 im „Innsbrucker Vertrag“, den Dörfern aber nicht. Sie konnten die Lösungssumme nicht aufbringen. Altheim und Unlingen versuchten gemeinsam durch Vorsprache am kaiserlichen Hof das Blatt zu wenden und brachten ihre Beschwerden gegen das von ihnen als bedrückend und ungerecht empfundene Regiment der Waldburger vor. Sie hatten aber keinen Erfolg. Als Trostpflaster vergab der Kaiser an die beiden Dörfer einen Wappenbrief, der das Recht auf ein eigenes Wappen und Siegel verlieh. Der Altheimer Wappenbrief ist eine prachtvoll ausgeschmückte Pergamenturkunde, 62 cm hoch und 75 cm breit, an der das kaiserliche Siegel mit drei Seidenschürnen befestigt ist. Das Siegel ist in rotes Wachs gepreßt und hat einen Durchmesser von 12 cm. Es ist in einen gelben Wachsteller eingelassen. Der Text der Urkunde ist in deutscher Sprache abgefaßt und in Frakturschrift sorgfältig ausgeführt. Er ist auf allen vier Seiten von einem farbigen Arabeskenrand umgeben.

In der Mitte des Wappenbriefes ist in satten Farben das Altheimer Wappen aufgemalt, dessen Verleihung die Urkunde verkündet. Es ist umrahmt von einem reichgefalteten Wappenmantel, den zwei Engelchen halten. Zu beiden Seiten streben auf geschmückten Konsolen zwei menschliche Halbfiguren empor, in der Mitte zwischen beiden schwebt ein Engelsköpfchen in Rankenwerk. Diese reiche Ornamentik umschließt den Wappenschild, der von drei Putten getragen wird.

Es gibt nur wenige Gemeinden, die solch ein Prachtdiplom besitzen. Zwar sind Urkunden aus dem 17. Jahrhundert keine Seltenheit, aber die ausnehmend prunkvolle Gestaltung der Pergamenthandschrift zeichnet den Altheimer Wappenbrief vor anderen Urkunden dieser Art aus. Er gilt als historisch und künstlerisch gleich wertvoll. Eine Wappenverleihung bedeutete die höchste Ehre, die der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation einer Dorfge-meinde zu vergeben hatte.

Dieses Kleinod barocker Miniaturmalerei überstand die kriegerischen Auseinandersetzungen und Zerstörungen dreier Jahrhunderte unbeschädigt in einer Kassette. Zum Barockjahr 1981 war die Urkunde auf der Landesausstellung „Barock in Baden-Württemberg“ im Schloß Bruchsal zur Schau gestellt. Sie war eines unter 1400 Exponaten, die aus dem Land ausgewählt worden sind. Jetzt hängt ein Faksimile im Treppenhaus des neuen Altheimer Rathauses.

Der Wappenbrief ist ganz in der Sprache des Barocks abgefaßt. Er beginnt mit dem umfangreichen Titel des Kaisers: Wir, Leopold von Gottes Gnaden. Erwählter Römischer Kaiser zu allen Zeiten Mehrer des Reiches in Germanien, zu Ungarn, Böhmen, Dalmatien usw.

Der Kaiser betont seine Güte und rühmt die guten Eigenschaften der Altheimer. Der Urkundentext erklärt weiter, daß der Kaiser geneigt sei, diejenigen zuerst mit Sonderrechten, Gnaden und Freiheiten zu bedenken, die sich vor anderen mit ihrem ehrlichen und aufrechten Verhalten verdient machen. Die Ehrbarkeit, Redlichkeit, guten Sitten und Vernunft in Altheim werden wahrgenommen und die getreuen, allergehorsamsten und beständigen Dienste gerühmt, welche nicht nur die Vorfahren der Altheimer dem Erzhaus seit unvordenkbaren Zeiten, zu Kriegs- und Friedenszeiten mit Einsatz von Leib und Blut, Hab und Gut erwiesen hätten, sondern auch die Altheimer selbst, die solch löblichem Beispiel nacheiferten. Insbesondere im letzten Französischen Krieg hätten sie Winterquartier gestellt und andere Beschwernisse auf sich genommen, was mit Wohlgefallen an höchster Stelle aufgenommen worden sei. Deshalb sollten sie und ihre Nachkommen immer nachfolgendes Wappenkleinod zu führen und zu gebrauchen allergnädigst berechtigt sein bei Kämpfen, Gefechten, im Zeltlager, als Siegel bei Rechtsgeschäften, bei Abgrenzung der Markung, auf Fahnen und bei Begräbnissen.

In der Urkunde wird das Wappen folgendermaßen beschrieben: Ein dreigeteilter Schild, der mittlere Teil rot oder rubin, der obere aber gelb oder goldfarben; im Grunde des Schildes ein weißer oder silberfarbener Bach oder Fluß neben einem daran anstoßenden und etwas erhöhten grünen Gestade oder Ufer; auf diesem ein mit den hinteren Füßen ganz aufrecht stehender und einwärtssehender Biber in seiner natürlichen Farbe, mit überschlagendem Schweif, aufgesperrtem Maul und rotausschlagender Zunge; in den vorderen beiden Füßen das österreichische Schild haltend. Um den ganzen Schild herum mit lateinischen Buchstaben hernach folgende Worte: „Althaimb am Piberpach. 1681.“

Die Verleihung des Wappenbriefes schließt mit der Androhung einer Geldstrafe von 10 Mark lötligen Goldes (2340 g Feingold), sollte jemand die Altheimer Bürger und alle ihre Nachkommen in der Nutzung ihres Wappens hindern. Die Strafe ist zur Hälfte an die Gemeinde Altheim und zur anderen Hälfte an die oberösterreichische Hofkammer zu bezahlen.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 2 – Seite 20

## Felizitas Abt geb. Knecht

Ein Schauspielerleben des 18. Jahrhunderts

Von Gabriele v. Koenig-Warhausen, Warhausen

Im 18. Jahrhundert vollzog sich der große Aufschwung für den vorher so gering geachteten Schauspielerstand, der den Lakaien und anderen Bediensteten gleichgestellt war. Schon hatte die Neuberin den Hanswurst von der Bühne vertrieben, schon wies das Repertoire nicht nur die bisherigen teils seichten, teils frommen altbekannten Stücke auf. Goldoni, Lessing, Goethe, Schiller und nicht zuletzt Shakespeare begannen ihren Siegeszug und hoben den Geschmack von Akteuren und Publikum.

Die gesichertste Position hatten zu jener Zeit die Hofschauspieler mit festem Engagement an einem der zahlreichen Höfe. Die große Mehrzahl der nicht so Begünstigten, die umherzogen, bald dem, bald jenem Impresario verpflichtet waren, hatten ein unbeschreiblich mühsames Dasein. Denke man nur an die schlechten und unsicheren Landstraßen, an die primitiven Gasthäuser, die den Komödianten als Unterkunft dienten!

Es war also kein leichtes Los, das die am 18. Oktober 1741 in Biberach an der Riß geborene Katharina (meist Elisabeth genannt) Felizitas Knecht sich erwählt hatte! Ihr Vater war der Chirurg Johann Adam Knecht (1710-1775). Der Name Knecht hat in Biberach dank dem Musiker Justin Heinrich Knecht einen guten Klang. Aus einer musisch veranlagten Familie stammte auch die Mutter der Felizitas, Benigna Friederika Dinglinger; sie war eine Tochter des Hof-Emaillieurs Georg Friedrich Dinglinger (†1720), der seinem berühmten Bruder, dem Goldschmied Johann Melchior, an den Dresdner Hof gefolgt war. Die Ehe Knecht-Dinglinger wurde 1735 geschlossen. Die sehr verschiedenen Angaben über die Zahl ihrer Kinder läßt sich wohl dadurch erklären, daß fast alle im Säuglingsalter gestorben sind. Insofern stimmt auch die Angabe, Felizitas sei das sechste Kind gewesen. Ein Bruder und eine Schwester, die auch auf dem Theater



agierten, scheinen zwar über die Kindheit hinausgekommen, doch jung verstorben zu sein. Übrig blieb nur der am 26. Juni 1749 geborene Bruder Johann Philipp, der den Beruf des Vaters ergriff. Über die Mutter Benigna findet sich im „Seelen-Register“ eine schlimme Eintragung: „Sie verliess ihren Mann boshafterweise mit dem Skribenten Johann Andreas Steigmann aus Kreissen bei Bayreuth.“ Außer den 10 Kindern von Knecht hatte sie mit ihm noch ein Kind. Wenn man das weiß, kann man verstehen, daß Felizitas von manchen Leuten als erblich belastet angesehen wurde und daß der Schmerz des Vaters doppelt stark war, als ihn dann auch die Tochter verließ.

In Biberach gab es damals zwei bürgerliche Komödiantengesellschaften, wie alles streng nach Konfessionen getrennt. Die Familie Knecht war wie die große Mehrheit ihrer Mitbürger evangelischer Konfession. Die bürgerlichen Komödianten waren ehrbare Bürger. Sie hatten mit den Professionellen nichts gemein als die Liebe zum Theaterspielen. Es kam aber vor, daß einzelne Begabungen weit über das Dilettantische hinausragten. Eine solche war die Demoiselle Knecht. Erstmals trat sie im Dezember 1759 in einer Nebenrolle in „Antonius“ auf. Schon im Februar 1760 erhielt sie die Hauptrolle in „Der verliebte Margarin“. Im Februar 1763 spielte sie die „Zaire“ und im Dezember '63 sowie im Juni '64 die „Alzira“ in einem Stück von Voltaire. In „Arminius oder wahre Abbildung der Liebe und des Hasses“ verkörperte sie die Thusnelda. Vielleicht hätte sie ihr Talent noch lange auf der Metzger ausgeübt, wäre ihr nicht dort der Mann begegnet, der sie mit seiner Leidenschaft im Leben und auf der Bühne fortriß: Johann Daniel Dettenrieder, der sich als Schauspieler Karl Friedrich Abt (auch Abbt) nannte. Er war ein Jahrgänger Wielands, geboren zu Ulm am 29. September 1733. Nach erfolgreichem Besuch des dortigen Gymnasiums erlernte er den Beruf seines Vaters und kam als Büchsenmacher-Geselle nach Biberach, wo gerade der evangelische Büchsenmacher Jung verstorben war. Dettenrieder heiratete die Witwe, mit der er einen Sohn hatte. Doch die Ehe mit der nüchternen Geschäftsfrau ging nicht gut. 1762 verschwand Dettenrieder zum ersten Mal und zog als Schauspieler mit der Lepperschen Truppe in die Schweiz, wo er in Basel mit seiner besten Rolle, dem Tartuffe von Molière, glänzte. Nach einigen Monaten kehrte er wieder nach Biberach zurück.

1761 hatte der junge Kanzleiverwalter Christoph Martin Wieland die Direktion der Evangelischen Komödiantengesellschaft übernommen, im September desselben Jahres wurde „Der erstaunliche Schiffbruch oder die bezauberte Insel“ aufgeführt, Shakespeares „Sturm“ in Wielands eigener Übersetzung. Damit ging Biberach in die Theatergeschichte ein. Auch andere Shakespeare'sche Schauspiele wurden in Wielands Übersetzung hier erstmals aufgeführt. Felizitas bekam im „Sturm“ zwar nur die kleine Rolle der „Iris“, doch Wieland hatte die Begabung des jungen Mädchens erkannt; er blieb ihr ein lebenslänglicher Freund. - Wer dann zuerst aus Biberach verschwand, Dettenrieder oder die Knechtin, darüber sind sich die Chronisten nicht einig. Nur daß sie mit einem gewissen Zeitunterschied verschwanden, wird betont. Längst hatte man beobachten können: aus dem Bühnenliebespaar war eines auch im Alltagsleben geworden.

In Schwaigern bei Heilbronn amtierte damals der aus Augsburg stammende „verrückte“ Pfarrer Brechter. Er hatte sich in Biberach um die vakante Stelle eines evangelischen Geistlichen beworben, war aber nach seiner Antrittspredigt aus der Stadt verjagt worden: „Wir wollen keinen Hanswurst, fort mit Brechter.“ Verrückt war er in den Augen wohlgeleitener Bürger, weil auch er schon mit Komödianten zu tun gehabt hatte. In seiner Jugend hatte er einen fahrenden Wundarzt auf Märkte begleitet und dabei als Hanswurst Reklame gemacht. Sein Pech - oder auch sein Glück - wollte es, daß dieser Arzt gerade in der Kirche war, als Brechter seine Antrittspredigt hielt. Da schluchzte sein ehemaliger Chef und klagte, nach seinem Kummer befragt, solch einen guten Hanswurst wie den Herrn Pfarrer kriege er sein Lebtag nicht mehr. Unter Pfuirufen aber mußte Brechter die Kanzel verlassen; selbst Senior Wieland konnte nichts für ihn erreichen. Bei dem Dichter selbst, bei den aufgeklärten Herrschaften von Warthausen hatte Brechter sich sofort Sympathien erworben. Graf Stadion vermittelte einen Tausch mit dem Pfarrer von Schwaigern und rühmte später in seinem Bönningheimer „Exil“ Brechter als den einzigen vernünftigen Gesprächspartner in der dortigen Gegend.

Bei diesem Pfarrer also stellte sich im Frühjahr 1765 ein Mann ein, der sich Karl Friedrich Abt nannte und mit Empfehlungen vom Herrn Kanzleiverwalter Wieland bestens versehen war. Er bat um nichts Geringeres als um die Trauung mit einem jungen Mädchen, das heimlich aus dem Vaterhaus davongelaufen war. Nur sei er leider selbst noch verheiratet. Die Scheidung zog sich eine Weile hin. Felizitas wäre gern ganz in Schwaigern geblieben, hätte sich der Landwirtschaft und der Erziehung junger Frauenzimmer gewidmet. Abt aber strebte nach Hamburg, zur Ackermanschen Truppe, wiederum mit Empfehlungen von Freund Wieland. Schließlich folgte Felizitas ihm als seine Braut dorthin. Wann und wo, vermutlich doch in Schwaigern, die Trauung stattfand, ist nicht überliefert. Der alte Knecht war vor Kummer über die Handlungsweise seiner Tochter erkrankt und bald gestorben. Zeitlebens litt Felizitas schwer darunter und glaubte, ihr hartes Leben sei eine gerechte Strafe für ihr unbedachtes Verhalten. Zu spät erkannte sie, was sie in ihrer blinden Leidenschaft angerichtet hatte. Die lebensstarke Frau Dettenrieder fand Trost in ihrer Arbeit, der Weiterführung des Geschäfts. Das Schlimmste für Felizitas aber war, daß sie kein Verständnis bei ihrem Mann fand. Er erkannte ihr großes Talent und zwang sie zur Bühnenlaufbahn. Sie war, der Überlieferung nach, nicht hübsch, aber anmutig. Ihre Kleidung stellte sie mit großem Geschmack selbst her. Überall wurde ihr zurückhaltendes Benehmen gerühmt. Von ihren leichtfertigen Kolleginnen hielt sie sich zurück. „Sie liebte ihren Mann unbeschreiblich“, schreibt der einzige zeitgenössische Biograph, Wilhelm Christian Müller, den die Abts aber erst in Bremen kennenlernten, „und zeigte dann die sanfteste, mitleidsvollste Güte, wenn sie sah, daß seine Temperamentübereilung seinen Verstand unterjochte. Schuldlos, weinend, bittend fiel sie vor ihm hin, und sogleich ward der Ungestüm aus seinem Herz verscheucht, und weich wie Wachs vom Feuer schmolzen seine Empfindungen zu ihren Tränen über. Dulden, glaubte sie endlich, müsse das Weib. Abt selbst genoß nicht den besten Ruf, er trank und konnte sein Geld nicht zusammenhalten, nahm vielmehr seiner Frau das ihre weg. Hartnäckig hielt sich das Gerücht, er habe wegen eines Mordes oder Duells aus Jena fliehen müssen. Bei der damaligen Sitte, „Ehrenhändel“ im Duell auszufechten, bestünde doch ein erheblicher Unterschied zwischen den beiden Delikten. Wieland schreibt am 26. Oktober 1768 an seinen Kollegen Prof. Friedrich August Riedel: „A propos von Herrn Abt, den ich vor einigen Jahren wohl gekannt, seiner in der Tat ausnehmenden Gaben fürs Theater wegen hochgeschätzt, und seines warmen edelmütigen bis zum Enthusiasmus freundschaftlichen Herzens wegen geliebt habe! . . . Aber wie ging es denn zu, daß er jetzt so unglücklich ist?“ . . . Dann fährt Wieland fort: „Ich empfehle ihn Ihnen, mein Freund, aufs Beste. Ein allzu enthusiastisches Hirn ist der einzige wirkliche Fehler, den ich an ihm gekannt habe, und diesen Fehler hat er vonnöten, um ein guter Schauspieler zu sein. Seien Sie so gütig, ihm gelegentlich ein Kompliment von mir zu melden.“ - Einig waren sich auch seine Gegner darin, daß er ein großer Schauspieler war.

Nach einer Tournee durch Sachsen lösten sich Abts von Ackermann und gingen mit Lepper nach Göttingen, wohin es sie noch mehrfach zurückzog. Dort schrieb man über Felizitas: „Kaum erschien sie vor den Kulissen, so klatschte das ganze Parterre, wo sich die meisten Studenten befanden, nicht ihrer Kunst, Deklamation oder Action, denn sie war anfangs äußerst blöde, sondern ihrer blühenden Schönheit, ihrem herrlichen Wuchs und ihrer niedlichen Kleidung.“ Die kleine Göttinger Bühne war hinter der Reitbahn angelegt und dort zog es erbärmlich. Vermutlich holte sich Felizitas hier den Keim zu ihrer Lungenkrankheit. Doch nicht nur Studenten kamen, es kamen auch die Professoren mit ihren Familien. Drei Professorentöchter jener Zeit waren bemerkenswert: Dorothea v. Schlözer, der erste weibliche Doktor der Philosophie in Deutschland, Therese Heyne, später als Frau Huber die erste weibliche Redakteurin des Cottaischen Morgenblattes, und Caroline Michaelis, nachmals verwitwete Böhmer, geschiedene Schlegel und vermählte Schelling, eine der geistvollsten Frauen der Romantik. Ihr Urteil ist erhalten: „Sie (die Komödie) ist gar nicht schlecht, und es sind sogar Schauspieler dabei, z.B. Herr und Frau Abt, die ausgezeichnet spielen.“ 1767 trennten sie sich von Lepper und schlossen sich der Berger-Starkeschen Gesellschaft an. Man bereiste die sächsischen Herzogtümer. In Weimar gewann Felizitas die Sympathie der Herzogin Anna Amalia, die ihr zeitlebens erhalten blieb. Die Herzogin soll Patin des ältesten Sohnes der Abts geworden sein und ihm eine lebenslängliche Rente ausgesetzt haben. Nachdem sich die Starkesche Truppe aufgelöst hatte, gründete Abt eine eigene. Als am 27. Mai 1767 Wieland seine Professur in Erfurt antrat, konnte Felizitas den verehrten Dichter endlich wiedersehen. Er schrieb für sie den Prolog zu „Soliman II.“ von Favart. Immer in Geldnöten, mußte Abt seine Truppe wieder auflösen und nahm nun ein Engagement in Wien an. Die Abts blieben nur ein halbes Jahr dort und hatten anscheinend nicht viel Erfolg. Der Biograph Müller meint, der ausgeprägte Protestantismus von Frau Abt habe nicht nach dem katholischen Wien gepaßt. Wieder wurde eine eigene Truppe zusammengestellt. In Ansbach mußte Felizitas allein zurückbleiben. Wenn wir Müller glauben wollen, so lag sie dort schwer krank. Als Wöchnerin hatte sie weder Geld, noch Freunde, noch Arzt. Abt hatte sie unbekümmert verlassen, denn er meinte, seine Frau fände immer gute Freunde, die ihr weiterhelfen würden. Damit hatte er allerdings recht. Eine in der Nähe wohnende Wirtin schickte Essen für Mutter und Amme. Mit dieser, den beiden Kindern und einer alten Schauspielerin soll Felizitas dann nach Straßburg gewandert sein. Wir wollen hoffen, daß sie doch brave Kutscher fanden, die diese schwachen Wanderer aufsitzen ließen! In Straßburg, wohin Abt vorausgezogen war, soll Madame Abts Tugend besonders gefährdet gewesen sein. Einen ehrlichen Bewunderer fand sie in Goethes Freund Heinrich Leopold Wagner (1776 verfaßte er das soziale Anklagestück „Die Kindesmörderin“), der ein Loblied auf Felizitas dichtete. Der Schluß lautet:

0 Zauberin, Du herrschst in unsern Herzen!  
Wir bringen gern Dir Opfer dar,  
Mit Deinem Klagelaut, mit Deinen Scherzen  
Bezwängst Du den Barbar.  
Und schildert Dich mit wehmutsvollem Ton

Der alte Vater einst dem wißbegiergen Sohn,  
So sag er ihm: Sie war das Wunder ihrer Zeit  
Und spielte für die Ewigkeit.

Das mußte sie freuen, mußte sie für vieles entschädigen. Manche Reime sind zu ihrem Lob entstanden, selbst als erotisches Stimulanzmittel wurde sie ange-  
dichtet: Ein Herr mit einer kühlen Begleiterin freut sich:

Dank dir, Zauberin - o meine Wilhelmine  
Küßt mich jetzt mit wonnetrunckner Lust,  
Dank dir Zauberin: aus deiner Miene  
Sog Empfindung ihre keusche Brust.

1772 zog Abt mit seiner Truppe rheinabwärts und blieb dann mit kurzen Unterbrechungen bis 1777 in Holland. In Wielands „Teutschem Merkur“ schrieb ein gewisser Schmid im Jahr 1775: „Madame Abt hat jetzt in Holland die Vollkommenheit entwickelt, von denen sie in Deutschland nur die erste Anlage zeigte. Selbst die größten französischen und holländischen Schauspielerinnen bezeugen, daß ihre Aktion edel, frey und ungezwungen, ihre Deklamation richtig und das Spiel ihrer Augen vortrefflich sey.“ Schon gab es englische, italienische und französische Komödianten in dem kleinen Holland, wo eine wohlhabende Kaufmannschaft unter der Regierung eines heiteren Hofes für die Schauspielkunst sehr aufgeschlossen war. Abt erkannte den günstigen Moment, auch deutsche Stücke zu verbreiten. 1772 eröffnete er im Haag eine Schaubühne, für die auf seine Anregung Weisses „Romeo und Julia“ und Lessings „Emilia Galotti“ ins Holländische übersetzt wurden. Es schien nun wirklich aufwärts zu gehen. Abt ließ ein großes, transportables Schauspielhaus aus Holz errichten, um nicht mehr auf die Gnade der Vermieter angewiesen zu sein. Man zog nach Haarlem, nach Diemer-Meer bei Amsterdam. Dann aber brach neues Unglück herein: ein schweres epidemisches Fieber - Grippe würden wir heute sagen - brach aus. Felizitas und die Kinder erkrankten, schließlich die ganze Gruppe. Um die teuren Medikamente bezahlen zu können, mußte Abt sein schönes neues Schauspielhaus verkaufen. Auch ein Kind starb ihnen wieder. Von Anfang an hatte sich das holländische Klima als ungünstig erwiesen. Die kalte Zugluft von der See her hatte Frau Abts Lungen weiter geschwächt. Abts Plan, nach England überzusetzen und den „gefühlvollen Engländern durch original deutsche Schaustücke einen Gegensatz zu den grausamen Shakespearischen Stücken zu bieten“ (Müller) ließ sich nicht verwirklichen. Für sein holländisches Publikum dichtete er eine lange Abschiedsrede, die er seiner Frau in den Mund legte. Darin heißt es u. a.:

Wenn man der Menschheit nützt,  
was ist am Stand gelegen?  
Nicht jeder kann Soldat, nicht jeder Priester sein. -  
Ich darf der Bühne nicht,  
sie meiner sich nicht schämen. -  
Auch als Aktrice soll und kann man ehrlich sein. -  
Freilich stimmt nicht jeder überein.  
Die Welt ist zu galant, die Klippe zu gefährlich,  
Auch ist es selten, das, was man an uns gelohnt.  
Den lockt ein schön Gesicht,  
den die verliebte Miene. -  
So zieht ein lüstern Aug nur Gift aus unserm Spiel.  
Von innerer Ruhe  
ward mein Herze stets durchdrungen -  
Und so ist mein Beruf, der mich so sehr beschwert,  
Durch den ich auch die Welt belehrt  
und kennen lernen  
In diesem Augenblick mir nicht verachtungswert. -  
Obgleich ich tausendmal den ersten Schritt bereut,  
Zu dem die Not mich zwang ...

Aus Eifersucht richtete es Abt möglichst so ein der Partner seiner Frau auf der Bühne zu sein. Wenn sie im Spiel andere küssen mußte, ließ er seine Qual an der Unschuldigen aus. Nach dem Scheitern des holländischen Unternehmens ließen sich die Abts in einer Stadt nieder, wo man Felizitas ganz besonders schätzte: Münster in Westfalen. Niemand hat dort an ihrem Protestantismus Anstoß genommen. Münster wie auch Göttingen und Bremen waren drei Orte, wo sich für die ruhelosen Wanderer ein gewisses Heimatgefühl einstellen konnte. Besonders war das in Münster der Fall. Hier erregte Felizitas die Bewunderung des jungen, selbst dichtenden Juristen Anton Matthias Sprickmann, der für sie das Schauspiel „Zama“ schrieb. Es wurde eines ihrer Lieblingsstücke. Sprickmann scheint es besonders zu bedeutenden Frauen hingezogen zu haben. Im Alter war er mit der blutjungen Annette v. Droste-Hülshoff befreundet. So verschieden Felizitas und Annette nach Herkunft und Schicksal waren, beide waren überdurchschnittliche Persönlichkeiten, beide erlagen in jungen Jahren der gleichen heimtückischen Krankheit, der Schwindsucht. Sprickmanns Großneffe, Levin Schücking, sollte nachmals eine bedeutende Rolle im Leben der Dichterin spielen. - Der junge Sprickmann aber schrieb: „Unsere Abtin ist mir durch keine von allen Aktrizen, die ich je gesehen, zu ersetzen, und ein Weib - so ein süßes, hohes, allumfassendes, überströmendes Geschöpf.“

Da Abt seiner Frau alles Geld abnahm, begann sie, sich in Münster Hausrat anzuschaffen, Geschirr, Betten, Wäsche u. a. Doch auch dieses ließ der grausame Gatte später pfänden. Ja, er soll sogar den Versuch gemacht haben, seine Frau an einen reichen Mann zu verkuppeln. Felizitas sei zur Gattin des Betreffenden gegangen, habe ihr alles erzählt, und die Ehefrau habe darauf laut die Tugend der Schauspielerin gepriesen. - Das Engagement in Münster bot den Vorteil bezahlter Sommerferien und dadurch Gelegenheit zu auswärtigen Gastspielen. Zusammen mit dem Musiker-Ehepaar Romberg führten die Abts sogenannte Duodramen unter der Rubrik Konzert auf. Es waren Stücke für zwei Personen mit musikalischer Umrahmung. Mit diesem Angebot erhielten die vier Künstler Auftrittsgenehmigung auch in Orten, wo kein Raum für Schauspiele war.

Die Namen der Verfasser von jenen Duodramen sagen uns heute nichts mehr, wohl aber die Frauengestalten, die Felizitas verkörperte: Medea, Sophonisbe, Ariadne. Mit solchen Veranstaltungen fand das Ehepaar Abt auch in Bremen Zugang und durfte in der Reithalle auftreten. Wieder war Frau Abt guter Hoffnung, wieder mußte sie - laut Müller - wie stets bis zum Tag vor ihrer Niederkunft und drei Tage danach schon wieder auftreten. - 1779 war ein unruhiges Jahr: in Jena, Leipzig, Braunschweig, Hannover, Kassel führten die 30 Personen der Abtschen Gesellschaft Stücke auf. Am 10. Mai 1779 erregte Felizitas in Gotha großes Aufsehen. Als erste Frau spielte sie die Rolle des Hamlet. Sie soll wunderbar gespielt haben, aber hinter den Kulissen zusammengebrochen sein. Sie behielt die Rolle auch weiterhin bei. - Es mag in jenem Jahr gewesen sein, daß sie bei einem Wiedersehen mit Wielands ihre schweren körperlichen und seelischen Leiden so deutlich zeigte, daß Frau Wieland ihr den Vorschlag machte, ganz bei ihnen zu bleiben. Felizitas aber wollte ihren Mann nicht im Elend alleinlassen. Im Winter 1781/82 taten die Abts etwas, das Wieland selbst nie mehr fertig brachte: sie suchten die Heimat auf. Felizitas wohnte in Biberach bei ihrem Bruder Johann Philipp, der wie sein Vater als Chirurg wirkte. Es bleibt der Phantasie überlassen sich vorzustellen, mit welch bitterer Wehmut sie die Stätten ihrer sorglosen Jugend wiedersah, die Komödianten auf der Metzger, die ihr bequemes bürgerliches Leben beibehalten hatten, und mit welchem Kummer sie an den Vater dachte. Überliefert ist außer der Tatsache des Besuchs nur, daß ihre Gesundheit schon sehr arg angeschlagen war und sie ganz zurückgezogen lebte. Abt, dessen erste Frau unter dem wirklichen Namen Dettenrieder noch in Biberach lebte, ließ sich hier nicht blicken. Er wollte seinen Bruder in Ulm aufsuchen, traf ihn aber nicht an, dagegen den eigenen Sohn, Johann Jakob Dettenrieder, den der Onkel zu sich geholt hatte. Abt brachte nicht die Kraft auf, dem jungen Mann seine Identität zu bekennen.

1783 erhielt Abt wieder die Genehmigung für Göttingen, nachdem sie im vorhergehenden Jahr abgeschlagen worden war. Die Programme aus jener Zeit sind erhalten, in Kinderrollen werden die Söhne erwähnt. Doch man konnte auch hören, daß Felizitas ihren Höhepunkt überschritten hatte. Das Theaterjournal von 1781 berichtet, daß in „Alnassa“ von Plümicke das Gebet den größten Eindruck machte, das Madame Abt zum unbekanntem Gott richtete. Neben vielen uns unbekanntem Stücken finden wir in der „Berliner Theaterzeitung“ „Emilia Galotti“ erwähnt, „Die Räuber“ in Bearbeitung, „Agnes Bernauerin“ von Graf

Törring. Besonders gerühmt wurde das Lottchen der Felizitas in „Der Hausvater“ von dem damals beliebten schwäbischen Stückeschreiber Freiherrn Otto Heinrich v. Gemmingen (1755-1836). Er war der Begründer der Familienrührstücke. - Ihr eigenes tragisches Schicksal vollendete sich in Göttingen. Felizitas war todkrank und viel zu schwach, der Truppe zu folgen, die durch den Prorektor Hoppe trotz Abts flehentlichen Bitten um Aufenthaltsverlängerung über den 12. September hinaus verwiesen wurde.

Felizitas versammelte noch einmal alle Schauspieler um sich, um „zu zeigen, was wahres Sterben ist“. In der Nacht vom 17. auf 18. September verschied sie. Der junge Theaterkritiker Leonhard Wächter berichtete: „Ihre Krankheit war eine Art Auszehrung, die sie sich durch ihr Angreifen bey heftigen Rollen zugezogen hat.“ Ob irgend eine menschliche Seele bei ihrem Tod anwesend war, ist nicht überliefert; ihr Mann und ihre Kollegen waren nach Bad Pyrmont weitergezogen. Über die Symptome ihrer Krankheit berichtet Müller: „Ihr ganzes Nervensystem war einem Spinnengewebe gleich, worin sich eine große Schwärmfliege verloren hat. Ihre Seele unterlag ihren gräßlichen Phantasien, zuweilen ertönte ihr Kopf von tausend Glocken, bald hörte sie in einem Zimmer, wo kein Hahn gehört werden konnte, das abscheulichste Hahngeschrei, lauter flammende Bilder aus der Hölle standen vor ihr ...

Sie zitterte am ganzen Körper, konnte wenig Speise vertragen und keine frische Luft . . . Dennoch mußte sie zwischendurch, wenn sie gerade etwas Erleichterung fühlte, auf die Bühne. Noch immer blieb sie die Königin von Abts Truppe.“ Einmal habe Abt das Gespräch auf ihren Tod gebracht. „Den hast du Grausamer mir zugezogen“, soll ihre Antwort gewesen sein.

Man soll in Göttingen der ortsfremden Komödiantin zunächst ein ehrliches Begräbnis verweigert haben. Da bot ihr der hochangesehene Professor der Mathematik und Dichter Abraham Gotthelf Kästner (1719-1800) Gastfreundschaft in seiner Familiengruft auf dem Friedhof der Jakobi-Kirchengemeinde. Oft hatte er sie zu Lebzeiten bewundert und war der Meinung, „Sie ist ein edles, tugendhaftes Weib, die ein besseres Los verdiente. Gott laß es ihr noch werden.“ Eine ihrer Nachfolgerinnen auf der Göttinger Bühne, Sophie Albrecht, dichtete ein Jahr später „Am Grabe der Madame Abt, den 19. August 1784“:

Laß mich ein Lied an deinem Grabe singen,  
Das sich in deinen tiefen Schlummer senkt:  
Laß mich den Kranz um deinen Hügel schlingen,  
Der sich in meinen heißen Tränen trinkt.  
Wir fanden uns nicht auf der Erde Wegen,  
Und keine hat der andern Blick gekannt,  
Doch Liebe schlug mein Herz dir längst entgegen.  
Und meine Seele ist mit dir verwandt.  
Der Wunsch, dir einstens alles das zu sagen,  
Wird nun hinieden nimmermehr erfüllt.  
Ich kann es nur am kalten Grabe klagen,  
Was mir so heiß den bangen Busen schwillt.  
Doch wenn ich einst nach manchem harten Streite,  
Den ich mit Ehren überstand, wie du,  
Hingehe, wo du bist, in Gottes Freude,  
So lächle mir als deiner Freundin zu.

Sophie Albrecht mußte auf diese Freude noch lange warten; sie genoß das zweifelhafte Glück, dreiundachtzig Jahre alt zu werden. Nicht mehr lange warten dagegen mußte Abt. Der äußerlich so derbe Mann wurde ohne den inneren Halt, den ihm seine Frau gegeben hatte, jäh gefällt. - Wieder in Bremen, mied er den früher geschätzten Ratskeller, zog sich von allem zurück und folgte seiner Frau schon am 30. November 1783 im Tode nach. Anders als sie in Göttingen wurde er in Bremen in der Erlöserkirche mit allen Ehren beigesetzt.

In diesem Zusammenhang wurde das Interesse der Öffentlichkeit noch einmal auf das große Schauspielerpaar gelenkt. Bei einer Trauerfeier der Abtschen Truppe sah man zur rechten des Vorhangs die Schauspieler in Trauerkleidung, zur linken die Schauspielerinnen. Auf einem mit Lorbeerkränzen und Blumen bedeckten Monument im Hintergrund trug eine kleine Urne die Namen „Karl Friedrich Abt und Felizitas Abt“, und darunter stand: „Diese, die der Tod den 17. Sept. trennte, vereinigte er wieder den 20. Nov 1783.“

Demoiselle Schulz deklamierte:

„Die Dulderin, sein treues Weib,  
des Schauspiels Rose  
war kaum gebrochen,  
ach da sank auch seine Hülle hin.  
Auch sie ist würdig unsrer Tränen! Sie die große  
empfindend, denkend, ausdrucksvolle Künstlerin.  
Jedoch sie teilten Herz und Kunst und Ehre.  
Sie aber doppelt ihren Wert als edle Bürgerin,  
als treues Weib, als gute Mutter. - Fließet Tränen  
des Biedermannes noch auf ihr zu frühes Grab.“

Und der Chor antwortete:

„An des Vaters Urne weinet  
der verwaisten Kinder Herz.  
Ihn hat seiner Gattin Schmerz  
Hingewelkt und nun vereinet  
ihn mit ihr der Erde Schoß.  
Ihre Kinder ohne Habe, elternlos,  
Suchen Trost in ihren Tränen  
hier am Grabe.“

Nach der Trauerfeier wurde zum Besten der Kinder „Emilia Galotti“ aufgeführt. Und was wurde aus diesen Kindern? Der Jüngste, Dreijährige soll von dem Buchhändler Förster in Bremen adoptiert worden sein, den Zwölfjährigen habe Kaufmann Münch in Amsterdam zu sich genommen. Darüber, was aus dem besonders begabten Vierzehnjährigen geworden ist, schweigt die Überlieferung. Vielleicht hat sich die Herzogin Anna Amalia um ihn gekümmert. Vielleicht bricht irgendwo unter fremdem Namen die künstlerische Begabung der Eltern Abt wieder durch. Es mag sein, daß wir Heutige sie bewundern ohne doch die Wurzel zu ahnen: die längstvergessene Biberacher Bürgertochter Felizitas Knecht.

**Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.**

# Pfarrer Kneipp und das Jordanbad

## Gründung und erste Jahre der Wasserheilanstalt

Von Dr. Max Flad, Leinfelden-Echterdingen

Jahrhundertlang besaß das Heiliggeistspital in Biberach den Hof unter dem Wasacher Berg, der schon um 1500 als Jordanbad bezeichnet wird. Wegen Unwirtschaftlichkeit wurde das kleine Bad 1826 an Karl Müller aus Biberach veräußert, der es gut umtrieb. 1860 erwarb es Apotheker Renz. Obwohl sich der neue Besitzer sehr um Park und Gärten, den Badebetrieb und um eine regelmäßige Fahrtgelegenheit mit dem „Zeiselwagen“ bemühte, blieb die Frequenz schwach. Auch die Gründung einer landwirtschaftlichen Winterschule (1886) trug nicht zur Erhöhung der Rentabilität bei. Renz entschloß sich, das Anwesen zu verkaufen und fand auch einen Interessenten, der beabsichtigte im „Jordan“ eine Fabrik einzurichten. Dank freundschaftlicher Kontakte, die zwischen Renz und dem Ummendorfer Pfarrer Dr. Hofele (1836-1902) bestanden, kam diese Zweckfremdung nicht zustande. Hofele, der die Umwandlung eines idyllischen Bades in eine Fabrik als unmöglich erachtete, kaufte kurz entschlossen selbst um 75 000 Mark den ganzen Besitz, wobei ihm Fürst Franz von Waldburg/Wolfegg Bürgschaft leistete. Kurze Zeit später, 1888, übernahm das Kloster Reute das Bad zum gleichen Preis.

Der Entschluß, ein Mineralbad zu kaufen, mag den Franziskanerinnen von Reute nicht leicht gefallen sein, denn die junge Kongregation hatte seit ihrer Gründung um die Jahrhundertmitte schon außerordentlich viel unternommen. So war, - unter der tatkräftigen Leitung des Klosters durch Generaloberin M. Rosa Bauer (1868-1901), - das 1784 säkularisierte Kloster Reute 1869 vom Hause Waldburg/Wolfegg erworben worden. 15 Jahre später übergab Fürst Franz dem Orden das frühere Kloster Heggbach mit der Auflage, dort Behinderte zu betreuen. Im gleichen Jahr, 1884, wurde in Ravensburg das Krankenhaus St. Joseph eröffnet. Beinahe zu viel der neuen Aufgaben in einem solch kurzen Zeitraum! Beim Erwerb des Jordanbades durften es wiederum Fürst Franz und Fürstin Sophie gewesen sein, welche die Kongregation zum Kauf ermuntert haben. Die erste Zeit wurde der „Jordan“ wie bisher von den Barmherzigen Schwestern als Mineralbad weitergeführt.

Der nun folgende Bericht über die Gründung und Entwicklung des Jordanbades als Wasserheilanstalt beruht vor allem auf Briefen und Notizen, welche Sanitätsrat Dr. Joh. Nep. Stütze (1858-1938), der ärztliche Leiter des Bades, über 38 Jahre hinweg, bis 1895 in seinen „Münchener Kalender“ machte.

J. N. Stütze, aus der „Kreuzwirtschaft“ in Dürnaubach bei Buchau stammend, Schüler der Lateinschule Biberach, war nach seinem Studium zuerst in Riedlingen, dann als fürstlicher Leibarzt in Wolfegg tätig. Von hier aus suchte er 1887 Verbindung mit dem Pfarrer Kneipp, erstmalig vom 25. August bis 7. September, da ihn die natürliche, einfache Heilweise mittels Wasser vom ärztlichen Standpunkt aus überzeugt hatte.

Sebastian Kneipp (1821-1897) war damals schon ein berühmter Mann. In Stefansried bei Ottobeuren als Kind eines armen Allgäuer Webers geboren, lernte er zuerst das Handwerk seines Vaters. Anschließend war er Knecht bei einem Bauern in der Nähe von Grönenbach. Nur mühsam erreichte er sein Ziel, Theologie zu studieren. Über 31 Jahre alt wurde er zum Priester geweiht. Später als Pfarrer in Wörishofen war er wegen seiner Heilmethoden außerordentlich umstritten. 1886 veröffentlichte er auf vielfaches Drängen seiner Anhänger seine Erfahrungen in dem Buch „Meine Wasserkur“, das in Kürze eine unerwartet rasche Verbreitung fand. 1889 erschien es bereits in V. Auflage. 1887 schrieb er „So sollt ihr leben“. Beide Bücher machten Kneipp in aller Welt bekannt, und immer mehr kranke Menschen fanden sich in Wörishofen ein. Schließlich beschäftigte sich auch die Wissenschaft mit seiner Methode.

Wie es nach diesen Veröffentlichungen in Wörishofen zugeht und wie die dortigen Zustände schließlich zur Eröffnung von Wasserheilanstalten, auch des Jordanbades führten, schildert ausführlich der Journalist O. Hörth in der Frankfurter Zeitung (16. 8. 1890). Hiervon einige Auszüge: „Schon in Memmingen spürt man die Nähe des Kurortes. Im Wagen ist nur die Rede von Wörishofen und von Pfarrer Kneipp. Massen von fast wunderbaren Heilungsgeschichten werden erzählt. In Station Türkheim wird ausgestiegen. Stellwagen, Landauer und sonstige Fuhrwerke stehen bereit, um den Kurgast nach dem eine Stunde südlich davon liegenden Wörishofen zu befördern. Dort ist nicht ein einziges Zimmer zu haben. „Alles besetzt“, erklärt einer der vier Quartiermacher, „es sind gegenwärtig nahe an 1200 Kurgäste hier.“ Das will bei den 1100 Einwohnern, die Wörishofen zählt, etwas heißen. Ein Reisegenosse, bayerischer Professor, hat mit Mühe auf einem Bierkeller, eine Viertelstunde von dem Dorf, unter dem Dach ein Bett bekommen; er steigt auf der Leiter hinaus, geht durch eine Art Man-sarde, wo die Knechte schlafen, und muß seinen eigenen Schlafraum noch mit einem anderen Kurgast teilen. Der Weg zum Bierkeller ist ein Fußsteig über die Felder; bei schlechtem Wetter trägt der Professor stets einen halben Acker an den Stiefeln herum. Aber er ist geblieben, weil nichts anderes zu haben war.“

Über die Gäste schreibt Hörth: „Alle deutschen Dialekte sind in Wörishofen vertreten, dazwischen tönt Französisch, Englisch, Italienisch, Böhmisch, Ungarisch und Kroatisch. Und doch ist Wörishofen der billigste Kurort der Welt, kein Kurhaus, kein Orchester, keine Feste, keine Straßenreinigung, ja nicht einmal eine Beleuchtung ist da.“

Zu einem Besuch bei Kneipp: „Wir betraten das Pfarrhaus früh morgens und finden den Hauseingang, der als Vorzimmer dient, schon dicht besetzt. Nach langem Warten in einem Raum, dessen Stickluft zuweilen nur mit scharfer Zugluft abwechselt, drücken wir uns endlich mit einem Schub unter etlicher Gefahr, erdrückt zu werden, in das Ordinationszimmer durch. In einem untapezierten Raum, auf einem alten Sofa sitzt der Herr Pfarrer umgeben von Ärzten. Er faßt jeden scharf ins Auge, stellt Fragen, macht Bemerkungen, diktiert Anwendungen, die einer der Ärzte aufschreibt und dem Patienten übergibt. Herr Kneipp ist jetzt 70 Jahre alt. Eine kräftige, gedrungene, weißköpfige, von Gesundheit strotzende Figur. Das Gesicht zeigt ausdrucksvolle Züge, und unter den buschigen Augenbrauen blickt ein lebensvolles Auge bald scharf, bald schelmisch hervor.“

Abschließend wird in dem Aufsatz über Kneipp vermerkt, daß es in Wörishofen bei dem vielen Licht auch Schatten gebe. Kneipp könne die Riesenarbeit nicht mehr allein leisten, dazuhin mangle es vor allem an Organisation, an Ordnung bei der Sprechstunde, aber auch im Badewesen und in der Unterbringung.

Pfarrer Kneipp sah diese Mängel. Aus diesem Grunde bemühte er sich auch, Ärzte in seine Heilmethode, einzuführen, die einmal seine Wasserkuren weiterführen sollten. Solche zu finden war nicht einfach, denn die Medizinwissenschaft faßte es als eine Brüskierung auf, daß ein Laie eine neue Heilkunst entwickelte. Es bedeutete ein berufliches Wagnis, sich zu Kneipp zu bekennen.

Stütze nahm das Wagnis auf sich. Es war wohl die starke Persönlichkeit Kneipps, seine Überzeugungskraft und seine Heilerfolge, die ihn in den Bann zogen. Nach dem ersten Besuch, bei dem Kneipp den jungen Doktor - er war damals 29 Jahre alt - in seinem Pfarrhaus aufnahm, reißen die Kontakte nicht mehr ab. Kneipp scheint Gefallen an Dr. Stütze gefunden zu haben, er wollte ihn zu einem „Wasserdoktor“ machen. Schon früh müssen sie über die „Gründung einer Wasserheilanstalt“ gesprochen haben, weil ein Schreiben Kneipps vom 9. Dezember 1887 zeigt. „Nun ist entschieden, es wird eine Heilanstalt gegründet, und ungesäumt sollen einstweilen im stillen Vorbereitungen getroffen werden. Daß Sie mir der Liebste zu diesem Unternehmen sind, brauche ich nicht weiter auseinanderzulegen.“ Kneipp bittet Stütze dann noch um eine Besprechung, die am 13. Dezember in Memmingen stattfand.

Am 21. Mai 1888 schreibt Kneipp an Stütze, daß Pfarrer Dr. Hofele, Ummendorf, ihn angegangen habe, das Jordanland zu kaufen. Auch an andere Persönlichkeiten habe sich Dr. Hofele gewandt. Kneipp konnte sich aber nicht entschließen. Wörtlich schreibt er: „Brieflich und mündlich weiß ich mir für die Zukunft fast keinen Rath. Wäre hier ein entsprechendes Gelände, dann wäre es leicht. Ich kann noch nicht recht finden, was Gott haben will. Die Wasserkur wird allseitig begeistert aufgefaßt. Es fehlt mir an Elementen, die selbe ausführen.“

Dr. Stütze ließ sich nicht entmutigen. Immer noch fürstlicher Leibarzt, erbat er wiederholt Urlaub, um in Wörishofen die Kneipp'schen Methoden zu studieren. Sicherlich verbrachte er manche Stunde neben Pfarrer Kneipp in dessen Ordinationsraum. Von Mitte Juni bis Anfang September lernte er dazuhin bei Kneipps Nichte, Therese, die verschiedenartigen Wassergüsse, die nach Kneipps Anweisung „kurz und kräftig“ ausgeführt werden sollten. Dies alles fand in der Waschküche des Pfarrhauses statt.

Nach diesem Wörishofer „Zusatzstudium“ begab sich Dr. Stütze auf die Suche nach einem geeigneten Standort für die Heilanstalt. Ausgestattet war er mit einem vorzüglichen Empfehlungsschreiben Kneipps, das mit folgenden Sätzen endete: „Ich kann nur den einzigen Wunsch hegen, daß dieser gute Mann eine Gelegenheit finde, wo er diese einfache Methode zum Wohl der Menschheit ausführen kann. Sollte er von mir Unterstützung brauchen, so könnte ich sie ihm nicht versagen, im Gegenteil nur unterstützen, soweit ich kann.“ (22.7.1888).

Neben Trier wurde vor allem Schwäbisch Gmünd für die Gründung eines Bades ins Auge gefaßt. Es war für den Oberschwaben Stütze ein Glücksfall, daß die Franziskanerinnen in Reute sich entschlossen, das Jordanbad zu kaufen, und willens waren, dort eine ärztlich geleitete Wasserheilanstalt einzurichten. Sie nahmen Anfang Oktober Verbindung mit ihm auf. Nach Rücksprache mit Kneipp stand noch im gleichen Monat fest, daß Dr. Stütze die ärztliche Leitung des Bades und die Betreuung der ebenfalls zu Reute gehörenden Anstalt Heggbach übernimmt.

Schon fünf Tage nach der am 23. 10. mit Stützle erfolgten Unterredung schrieb Kneipp im Vorwort der V. Auflage seines Buches „Meine Wasserkur“, „Ich begrüße es mit Freude, daß im Jordanbad bei Biberach in Württemberg eine Wasserheilanstalt ganz nach meiner Methode eingerichtet und vom Frühjahr 1889 eröffnet wird unter der Leitung der Barmherzigen Schwestern und eines praktischen Arztes, der sich während der letzten zwei Jahre eine solche Kenntnis und Erfahrung in meiner Heilmethode erworben hat, daß er mein volles Vertrauen genießt. Es sei daher die Heilanstalt „Jordanbad“ bestens empfohlen; möge sie sich vervielfältigen wie mein Büchlein und vielen Kranken und Lebensmüden die verlorene Gesundheit wiedergeben. Dieses ist mein Herzenswunsch.“

Die Gründung einer Wasserheilanstalt wurde in der ärztlichen Fachpresse unterschiedlich beurteilt. So schrieb der ärztliche Centralanzeiger: „Wenn Kneipp die kurze Notiz über das Jordanbad in Nr. 10, Band LIX des Medizinischen Correspondenzblattes zu lesen bekäme, so würde er wahrscheinlich über den Tropfen Geringschätzung, der in der Wendung „eines gewissen Pfarrers“ zuspandiert ist, nicht ganz mit Unrecht überlegen lächeln. Zu einem gewissen Pfarrer pilgern nun schon seit vielen Jahren in stets zunehmendem Maße nicht bloß katholische Geistliche jeder Rangabstufung und kirchliche und weltliche Fürsten, sondern auch akademisch gebildete Männer jeden Berufes, Männer und Frauen und aus aller Herren Länder.“

Am 23. April 1889 wurde das Jordanbad als erstes „Kneippbad“ eröffnet. Bald kamen Kurgäste aus allen Teilen Deutschlands. Ende Oktober reiste Pfarrer Kneipp an, um „seine“ Wasserheilanstalt, die bereits im ersten Jahr durch ein neues Badehaus vergrößert worden war, zu besichtigen. Sein Urteil: „Solch günstige Gelegenheit, wie sie hier im Jordanbad geboten wird, kann ich in Wörishofen nicht für meine Wasserkur bieten, und deshalb lade ich die Liebhaber derselben ins Jordanbad ein.“

Nach dem glücklichen Beginn und guten Besuch wurden von den Barmherzigen Schwestern nahezu jedes Jahr neue Bauvorhaben angefangen. Dem Badehaus folgte 1890 der Neubau des oberen Kurhauses, das im Mai 1891 bezogen werden konnte. Auch darauf machte Kneipp im Vorwort zur VI. Auflage seiner „Wasserkur“ aufmerksam: „Ich benütze die Gelegenheit nochmals, das Jordanbad bestens zu empfehlen, weil es ganz nach meiner Heilmethode arbeitet und eingerichtet ist. Seither wurden neue Gebäude erstellt, die alten zeitgemäß umgewandelt, der Verkehr erleichtert, die Gärten und Anlagen zaubern südliches Klima vor. Der Jordan will kein luxuriöses, mondänes Großbad werden, sondern ein gut bürgerliches. Hier ist die liebliche Natur, Spaziergänge im Wald und Anlagen, Ruhe, Stille, Sauberkeit, Küche, alles in Dienste der Gesundheit und Erholung gestellt.“

Anfang Juni 1890, als die Hauptsaison begann, betreuten die Schwestern bereits 65 Kurgäste, ein Jahr später waren es zu gleicher Zeit 98, ja Ende Juni zählte man sogar 118. Die Unterbringungsmöglichkeiten reichten nicht aus. Einige Gäste mussten in Ummendorf nächtigen. Von Juli bis August suchten, wie Dr. Stützle stolz vermerkt, fünf Domkapitulare aus Limburg, Metz, Paderborn, Rottenburg und Speyer Heilung und Entspannung im Bad, darunter auch Domkapitular Graf Wolfegg. Im September 1891 waren neben den deutschen Gästen 14 Franzosen, 2 Elsässer, 1 Lothringer, 3 Amerikaner, ein Finne und erstaunlich 3 Personen aus Java anwesend. Auslandskorrespondent und Dolmetscher war selbstverständlich der ärztliche Leiter. Wie ein Seufzer klingt die Bemerkung: „Von den 14 verstehen nur 2 Deutsch“. Schon zwei Jahre nach seinem Bestehen war das Jordanbad eine internationale Begegnungsstätte geworden.

Die gute Frequenz im Jahre 1891 veranlaßte die Kongregation, das neue Badehaus aufzustocken. Man hatte zu klein gebaut. Insgesamt besuchten in diesen Jahren etwa 550 bis 600 Gäste das Bad, sommers waren es meist über 100, im Winter etwa 20 bis 30; im ersten Jahr waren es sogar 660 Kurgäste. In den ruhigen Wintermonaten vergnügten sich die Erholungssuchenden mit Kegeln und Rodeln, wobei bei guter Schlittenbahn auch Fahrten bis nach Ochsenhausen unternommen wurden.

Die Vergrößerung des Bades, lohnte sich. Das Jahr 1892 verzeichnete im August mit 136 Kurgästen und 12 Begleitern einen Rekordbesuch. Dr. Stützle vermerkt hierzu: Es logierten 11 auswärtig, 8 in Ummendorf, 2 in Biberach und eine Person in Rißegg. Es kam soweit, daß mein Warte- und Sprechzimmer als Schlafstätte diente.“ Zum ersten Mal konnte das Bad auch bischöflichen Besuch verzeichnen. Über einen Monat weilten die Erzbischöfe Dr. von Roos aus Freiburg und Zardetti aus St. Clough/Minnesota, USA, unter den Gästen. Auch die Fürstin Sophie von Waldburg-Wolfegg war mit Gräfin Elisabeth und Graf Heinrich anwesend. Sie war eine der treuesten Gäste. Insgesamt zehnmal, solange ihr Gesundheitszustand es erlaubte, besuchte die kranke Fürstin das Bad. Eine große Freude für alle Jordangäste war der Besuch des Prälaten Kneipp am 3. Juli 1892. Über das Jahr 1893 vermerkt Dr. Stützle nichts Besonderes. Wieder war im Sommer Hochbetrieb. Als ein gesellschaftliches Ereignis wird die Verlobung der Gräfin Sophie von Waldburg-Zeil mit Graf Droste registriert, ebenso der Aufenthalt der Königlichen Hoheit von Braganza mit der Infantin von Portugal. Aus Mossoul/Mesopotanien kam Bischof Audo angereist. Ende Oktober, als die meisten wasser- und taureitenden Kurgäste schon abgereist waren, traf aus Wörishofen die Nachricht ein, daß der treue Förderer des Bades vom Vatikan zum päpstlichen Geheimkammerer ernannt worden war.

Ereignisreich war das folgende Jahr -1894-, brachte es doch Anfang Februar die Gründung des Ärztevereins Kneipp'scher Richtung. Dies bedeutete gewissermaßen die Anerkennung, wenigstens eines Teils der Ärzteschaft, für Kneipp. Inmitten vieler Ärzte sitzt nach der Gründung, wie es uns eine Fotografie zeigt, Prälat Baumgarten, Wörishofen, als 1. Vorsitzender und links Dr. Stützle als 2. Vorsitzender und Schriftführer. Somit war die Verbindung zwischen Wörishofen und Jordanbad noch enger geflochten. Bei den Ärzten durfte auch Kneipps Hund, der „Spitz“, nicht fehlen, der neugierig den Photographen betrachtet.

In diesem Jahr war der Andrang der Ausländer besonders stark, im Juli stellten sie ein Kontingent von 25 Prozent. Im Sommer konnte auch das Schwesternhaus bezogen werden, und die neue Kapelle wurde im Juli von Dekan Müller von Mettenberg eingeweiht. Besonders begrüßt wurde am 14. Juli die Einrichtung des Telephons. Damit war das Jordanbad mit der weiten Welt verbunden. Am Sonntag, 15. Juli, kam Prälat Kneipp zum dritten Mal, konnte aber nur kurz im Jordan bleiben, da sich in Wörishofen außerordentlich viel Kranke aufhielten. Er ließ es sich aber nicht nehmen, wieder wie 1892 zu den Kurgästen zu sprechen. Auf der Lindenterrasse war dafür extra eine Tribüne errichtet worden.

Mit dem „Münchener Kalender 1895“ enden die Notizen von Dr. Stützle. Im Juni war „Kriegerfest“ in Biberach, zu dem König Wilhelm II. erschien. Sicherlich waren viele Kurgäste mit bei diesem Ereignis. Wiederum besuchte Fürstin Sophie von Waldburg das Bad. Die vierspännige Kutsche, mit der sie eintraf, wird besonders erwähnt. Im August waren unter 150 Gästen 30 zelebrierende Geistliche. Jahrzehntlang hat der katholische Klerus das Jordanbad gerne aufgesucht. Neben vielen, vielen Pfarrern und Ordensleuten weilten hier außer den bereits genannten Bischöfen von Freiburg, St. Clough und Mossoul u. a. die Bischöfe Dr. von Albert, Bamberg, Bischof W. v. Reiser, Rottenburg, Weihbischof Zorn von Bulach, Straßburg, Bischof Benzler von Metz und Bischof Schreiber von Meißen. Ein besonders treuer Jordanbesucher war Erzbischof Zardetti aus St. Clough, USA. Er kam auch 1895. Im Oktober feierte er den 6. Jahrestag seiner Ernennung zum Bischof. Ihm zu Ehren wurde ein Konzert veranstaltet, und tags darauf fand eine Soiree statt, initiiert von Baron Bruselle und weiteren Adligen.

Auch in diesem Jahr standen Baumaßnahmen an. Das alte Badehaus, das frühere Gasthaus, wurde mit einem weiteren Stockwerk versehen und nach der Saison wurde an das Badehaus eine Glas-Winterwandelhalle angebaut. Bei immer stärker werdendem Zustrom von Heilungssuchenden entschloß sich in den späteren Jahren die Kongregation, ein weiteres Badehaus (1903) und ein neues Kurhaus (1904-1905) zu erstellen. Nun konnten 200 Gäste aufgenommen werden. 1913 folgte der Saalbau.

Die engen Beziehungen, die zwischen Pfarrer Kneipp und dem Jordanbad, seinem ärztlichen Leiter und der Kongregation von Reute bestanden, endeten 1897. Den von Natur aus kerngesunden Pfarrer Kneipp befiel eine unheilbare Krankheit. Dreimal eilte in der ersten Maihälfte Dr. Stützle nach Wörishofen. Am 7.5. kam ein Telegramm von Kneipps Nichte Therese: „Onkel wünscht Sie, Befinden nicht gut.“ Dr. Baumgarten, Wörishofen, telegraphiert am 16. 7.: „Da Zustand des Patienten bedeutend verschlimmert ist, so wünsche nochmaliges sofortiges Concilium.“ Am Fronleichnamfest, dem 17. Juni, verstarb Sebastian Kneipp, „Pfarrer in Wörishofen, langjähriger Beichtvater des Klosters, 1. Kapellassistent, päpstlicher Geheimkammerer, Comthur vom Hl. Grabe und Inhaber der Kriegsgedenkmünze von 1870/71“, wie es die Todesanzeige vermeldet.

Das Jordanbad Biberach hatte einen treuen Freund verloren. Sein Andenken wurde aber stets hochgehalten. Immer am Namensfest des Prälaten hielt Dr. Stützle eine Ansprache, in welcher er aus persönlicher Sicht über Leben und Werk Sebastian Kneipps berichtete.

In den folgenden Jahrzehnten blieb das Jordanbad nicht die einzige Wasserheilanstalt Kneipp'scher Richtung. Viele kamen dazu. Auch ist im abgelaufenen Jahrhundert der Reiz des Außergewöhnlichen am Wasserheilverfahren dahingeschwunden. Aber immer noch hat es viele Anhänger und Erfolge. Kneipps Ideen und Heilmethoden sind in unserer heutigen Welt, wo viele glauben, alles mit chemischen Mitteln heilen zu können, wichtiger denn je.

Dankbar sei jener gedacht, die in der Vergangenheit das Jordanbad auf- und ausgebaut haben, vor allem der Barmherzigen Schwestern von Reute, die still und freundlich immer bemüht waren, den Gästen Heilung und Erholung zu verschaffen.

Erinnert sei auch an die Ärzte in den ersten Dekaden. Neben Sanitätsrat Dr. Stützle waren dies Dr. Sinz, ab 1904 bis zum Zweiten Weltkrieg Dr. J. Ehmman, sowie Dr. O. Mattes als leitender Arzt ab 1928.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

# Franz Xaver Müller

## Zur 20. Wiederkehr des Todesjahres

Von Hans Willbold, Dürnau

Zwischen den Jahren 1935 und 1960 konnte man in der Tagespresse immer wieder heimatgeschichtliche Beiträge finden, an deren Ende das Kürzel FXM den Dürnauer Heimatforscher Franz Xaver Müller als Verfasser auswies. In der folgenden Darstellung soll versucht werden, ein Lebensbild dieses begabten und vielseitigen Menschen zu zeichnen.

Geboren wurde er als zweitjüngstes von 8 Kindern im Jahre 1887 in Dürnau. Nach dem Besuch der Volksschule begann er 1903 in der väterlichen Werkstatt mit dem Wagnerhandwerk. Seine Gesellenprüfung legte er in Riedlingen ab; Gesellenstück war ein Chaisenrad.

Es folgte seine aktive Militärdienstzeit von 1905 bis 1907 in München. Danach ging der „Wanger-Vere“, wie er zeit seines Lebens im Dorfe genannt wurde, auf die Wanderschaft, die ihn ins bayerische Allgäu führte.

1913 verheiratete er sich mit Sofie Ahlemann und richtete einen Wagnereibetrieb im Hause seiner Frau ein. Das junge Glück wurde schon ein Jahr später jäh gestört: Der Erste Weltkrieg brach aus. Dieser sah ihn mit kurzen Unterbrechungen an der Westfront.

Aus dem Jahre 1917 berichtet er selbst eine köstliche Geschichte, die als Vorlage zu Haseks „Geschichte des braven Soldaten Schwejk“ gedient haben könnte, als er nämlich in einem flandrischen Städtchen den Hund des Etappenkommandeurs ohne dessen Wissen um 8 Mark an Einheimische verkaufte. Aus dem Felde zurückgekehrt mußte er feststellen, daß das Wagnerhandwerk nicht mehr ausreichte, seine Familie zu ernähren. Das bedeutete, sich nach anderen Verdienstmöglichkeiten umzusehen.

Er begann daher mit dem Verkauf und Handel von landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten sowie Kassenschränken, war Molkereiangestellter und übernahm eine Versicherungsagentur. Daneben betrieb er eine Lohnmohlsterei und -säerei, ebenso verdiente er sich ein Zubrot mit Dreschen und Kleereiben. 1926 eröffnete er in seinem Hause eine Gemischtwarenhandlung und betätigte sich außerdem als reisender Händler in Öl, Butter, Schmalz, Salz, Senf, Soda, Seife, Eiern, Gurken, Birnen, Zwetschgen und Kirschen. Über Jahre hinweg hielt er Bienen und Ziegen. Nach dem Ersten Weltkrieg war er Vorstand des Kriegervereins und von 1944 bis 1959 Kirchenpfleger. Im Jahre 1944 mußte er als ältester Dürnauer mit 57 Jahren noch zum Militär, wohl eine Folge seines gespannten Verhältnisses zu den damaligen Machthabern.

Er beschreibt selbst, wie er bei der Ausbildung auf die Frage nach seinem Beruf ohne Zögern angab: „Taxifahrer von Sauhändlern und Markthändler in Eiern, Stein- und Kernobst“, was ihm - wohl nicht ganz zu Unrecht - den Ruf eintrug, ein Original zu sein. Nach Kriegsende und französischer Gefangenschaft kehrte er am Neujahrstage 1946 völlig entkräftet wieder nach Hause zurück.

Die Jahre nach dem Kriege widmete er sich vor allem seiner Familie - der Ehe waren fünf Töchter entsprossen - sowie der Kolonialwarenhandlung und - wie wir noch sehen werden - der Erforschung der Heimatgeschichte. An seinem 75. Geburtstag starb er im Krankenhaus zu Riedlingen infolge Kreislaufversagens nach einer eben überstandenen Operation.

Ein Leben voll Arbeit für seine Angehörigen und die Allgemeinheit war allzufrüh für ihn, der noch voller Pläne und Vorhaben steckte, und für uns, die noch vieles von ihm erwarten durften, unerwartet zu Ende gegangen.

Der Beginn seiner Tätigkeit als Heimatforscher dürfte in der Inflationszeit 1923 zu suchen sein: Lassen wir ihn selber berichten: „Jahrelang las ich sehr viel, auch beinahe jede Nacht von 2 bis 3 Uhr nach dem ersten Schlaf. Meine Vorliebe galt den historischen Romanen und der Heimatliteratur. Dieser Vorliebe entsprang wohl auch meine Liebhaberei für die Erforschung der Dorfgeschichte, mit deren Ergebnissen ich schon 1926 und 1933 vor die Öffentlichkeit getreten war. Ich begann meine zahlreichen Notizen auf den losen Blättern den einzelnen Gruppen nach, denen sie zugehörten, zu ordnen und zusammenzustellen. Dabei sah ich die Lücken, die zu einem geschlossenen Ganzen fehlten. Ich warf mich förmlich auf die Arbeit, diese Lücken zu füllen. Wochenlang überarbeitete ich Abend für Abend, Nacht für Nacht bis 1 oder 2 Uhr alle erreichbaren Bücher, Schriften und Urkunden, die mir Pfarrer Kohler bereitwillig aus dem Pfarrarchiv und ebenso Schultheiß Widder aus der Gemeinderegistratur zur Verfügung stellten. Jahr für Jahr opferte ich meine gesamte freie Zeit und alle Sonntage der Heimatforschung. Oft reiste ich in das fürstliche Archiv nach Obermarchtal, um in den Beständen des ehemaligen Damenstiftes Buchau zu forschen.“

So gesellten sich neben die Opfer an Zeit auch materielle Opfer. Oft versäumte ich auch Stunden meiner Arbeitszeit und Tage meiner Berufsarbeit. Manche der Dorfbewohner schätzten mich daher nicht besonders hoch ein. Andere aber werteten auch meine Liebhaberei als Arbeit und zeigten großes Interesse. „Dem ist eigentlich nicht viel hinzuzufügen. Ab 1953 war er auch regelmäßiger Gast im Staatsarchiv Sigmaringen.“

Alle Forschungsergebnisse hielt er in seiner gestochenen schönen Handschrift (Abb. 2) fest, wozu er ungezählte Stunden am Stehpult verbrachte. Das Sitzen war ihm mit der Zeit beschwerlich geworden, ihm, der schon bei der Geburt mit 12 ½ Pfund recht gewichtig gewesen war und zu Beginn seines 7. Lebensjahrzehnts immerhin deren 230 wog.

An Würdigungen seiner Arbeit aus berufenem Munde noch zu seinen Lebzeiten fehlte es nicht, so daß er sich des Standorts seiner heimatgeschichtlichen Forschungsarbeit in etwa sicher sein konnte.

Lediglich seine Dürnauer Mitbürger, denen die Arbeit Franz Xaver Müllers ja in erster Linie zugutekam, sahen diese Mühen offensichtlich weitgehend als selbstverständlich, teils auch als unnötig an, wobei zugestanden sei, daß in den Zeiten vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg jeder genug eigene Sorgen zu tragen hatte.

In das Bild des Originals, das in seinen Erinnerungen immer wieder durchschimmert, paßt auch recht gut seine Eigenart der Kamascheu. Er wußte es so einzurichten, daß er bei allfälligen Anlässen „nicht im Bilde“ war. Es hätte daher nicht viel gefehlt, und diese Kurzbiographie wäre ohne sein Konterfei (Abb. 1) erschienen.

Die Früchte seiner emsigen Arbeit als Heimatforscher füllen zahlreiche Bände:

1. Die Federseeefällungen
2. Der Kalte Krieg zwischen Dürmentingen und Buchau
3. Der wohlwöbliche Magistrat
4. Beiträge zur Geschichte des Adligen Damenstiftes Buchau (4 Bücher)
5. Die Geschichte des Pfarrdorfes Dürnau
6. Die Geschichte des Dorfes Dürnau
7. Dorfchronik II
8. Der Dorfbrand 1746 „Es kam von ungefähr ein Feuer auf“
9. Persönliche Erinnerungen (7 Bücher)

1937 veröffentlichte er im Eigenverlag die Broschüre „Haus- und Hofnamen in Dürnau“ und 1949 ein kleines Bändchen über die Priester aus der Pfarrei Dürnau.

Zahlreich sind auch die heimatgeschichtlichen Beiträge aus seiner Feder, die in der Buchauer Zeitung erschienen sind. Einige Themen mögen für viele stehen: Als der Feuerreiter durch das Land sprengte (o. J.)

Die Ablösung der Kammerkanongelder zu Dürnau, Kanzach, Kappel und Moosburg (o. J.)

Alte Hofbesitzer in Dürnau (1935)

Dürnau vor 100 Jahren (1935)

200jähriges aus Dürnau (1935)

Dorfgeschichte (1936)

Wo entspringt die Kanzach? (1938)

Die Dürnauer Kettenehe (1943)

Kriegssteuern des Adligen Damenstiftes Buchau (1960)

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

# Pater Professor Ivo Schaible – Ordensmann und Schöpfer bedeutender sakraler Kunstwerke

Von Ernst Schäll, Laupheim

Wer sich mit der Kunst von Ivo Schaible eingehender beschäftigt, dem muß es schwer fallen, ihn in irgendeine Kategorie bildender Künstler einzureihen. Wollte man ihn einen brillanten Landschaftsmaler nennen, so wäre dies sicherlich richtig. Wenn wir in ihm einen großen Monumentalmaler sakraler Räume sehen, trifft dies genauso zu. Doch sind damit noch nicht alle seine künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten genannt, die er souverän beherrscht, denn er ist ein ebensovoller Holzbildhauer und ein Gestalter von Bronzegüssen.

Einen neuerlichen Beweis für die Beherrschung der hohen Kunst des Entwurfs und der Anfertigung von Bronzeguß-Modellen lieferte Ivo Schaible erst wieder vor kurzer Zeit, als in der Pfarrkirche St. Ulrich in Laupheim-Baustetten und in der Pfarrkirche St. Martin in Altheim bei Riedlingen ein vom selben Modell abgegossener Bronze-Osterleuchter aufgestellt wurde.

Hier sei eine Abschweifung zur kurzen Beschreibung des Aufstellungsortes in der Altheimer Kirche gestattet. In „Württembergs kirchliche Altertümer“ - herausgegeben 1888 als Vereinsgabe für den Kunstverein der Diözese Rottenburg von Dr. Paul Keppler, Prof. der Theologie, Vorstand des Diözesan-Kunstvereins und nachmaligem Bischof von Rottenburg - ist das Kircheninnere nur mit wenigen Worten genannt: „Innen verstuft und verzapft.“ Das klingt recht abwertend und dokumentiert, wie geringschätzend vor 90 Jahren die Barockkunst gewertet wurde, besonders wenn man weiß, daß diese herrlichen Stukkaturen von keinem Geringeren als Josef Anton Feuchtmayer (1696 Linz - 1770 Mimmenhausen am Bodensee) geschaffen wurden. Doch gilt nun diese Kirche schon seit vielen Jahren als Geheimtip für Freunde der barocken Kirchenkunst. Die in den letzten Jahren stattgefundene Restaurierung, betrieben von dem kunstsinnigen Pfarrer Anton Diemer, hat die Kirche wieder zu dem gemacht, was sie einstmals war - zu einem Barockjuwel Oberschwabens.

Schon bei der Renovation des gotischen Kirchenäußeren, die im Jahr 1965 begann, sicherte sich Pfarrer Diemer mit feinem Gespür für erhabene Kunst die Mitarbeit Prof. Schaibles, der dann die Bronzetüre für das gotische Eingangsportal der Kirche schuf. Das Portal ist zweiflügelig, wobei der rechte Flügel zwei Drittel und der linke ein Drittel des Gesamtportals einnimmt. Dominierend ist die Darstellung im Stall von Bethlehem mit der sitzenden Maria und dem auf ihren Knien stehenden, die segnenden Hände erhobenen Jesuskind. Direkt angereicht ist die Anbetung der drei Könige, darüber in einem separaten Feld der Engel, Verkündiger der frohen Botschaft. Die linke, kleinere Türhälfte beinhaltet drei in die Ferne gerückte Reliefs. Diese stellen von oben nach unten dar: Mutter Anna mit Marienkind und Joachim - Ritter St. Georg, den Drachen tötend - Lamm Gottes. Über diesen Bildern steht ein großer, quadratischer Bergkristall mit Strahlenkranz, der den Stern von Bethlehem symbolisiert. Dieses Werk ist sowohl von der theologischen als auch von der künstlerischen Aussage her überzeugend und zieht den Betrachter in seinen Bann.

Eine zweiflügelige Glastüre schließt den Vorraum zur Kirche. Die ebenfalls in Bronzeuß hergestellten Türgriffe, die in ihrer künstlerischen Strenge an romanische Kunst erinnern, sind an der Außenseite Petrus und Paulus, an der Innenseite Johannes Evangelist und Johannes der Täufer. Glockenreliefs, ebenfalls von Schaible, zieren die Seitenwand des Vorraumes.

Doch nicht nur für das Auge bietet die Kirche von Altheim Besonderes: Pfarrer Diemer, der Kunstkenner, gilt auch als Glocken-Experte. Das Geläute mit seinen acht Glocken gehört zu den schönsten im Lande. Nur zwei Glocken überstanden den Krieg, die übrigen mußten neu angeschafft werden. Die beiden jüngsten tragen Reliefs von Ivo Schaible: die „Prof.-Dr.-Alfred-Ocker-Glocke“ mit dem Oktavton „d“ wurde 1977 gegossen und ist mit den Glockenreliefs Erzengel Michael zu Pferde und hl. Georg zu Pferde geschmückt, die 1978 gegossene Herz-Jesu-Glocke mit dem Ton „cis“-5 mit den Reliefs Herz Jesu, hl. Hildegard u. hl. Josef. Auch die Friedhofglocke, die sich in einem von Pfarrer Diemer entworfenen Glockenstuhl befindet, trägt Reliefs von gleicher Künstlerhand. Auf der einen Seite wird Maria, die Begnadete und Erlöste, gezeigt, der Christus, der Auferstandene, mit Gott Vater und dem Heiligen Geist die Krone des ewigen Lebens aufs Haupt setzt, auf der anderen Christus der Auferstandene, stehend über dem Grab und der Dornenkrone - der Sieger über Leid und Tod. Doch nun zum eingangs erwähnten Osterleuchter, dessen künstlerische Gestaltung seinesgleichen sucht und dessen theologischer Inhalt in den ca. 20 Reliefs einen weiten Bogen umspannt. Der Leuchter hat die stattliche Höhe von 147 cm und fügt sich trotz seiner Dominanz ins Ensemble der barocken Kirche ein.

Die Mitte der einzelnen Darstellungen bildet der auferstandene Christus in der Glorie mit dem Kreuzesstab; auf ihn weist der Engel des Ostermorgens mit dem Spruchband „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten“. Diese beiden Reliefs weisen direkt auf das Ostergeschehen hin. Andere Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament stehen in indirektem Zusammenhang zum Osterfest. Aus dem Neuen Testament und dies Jesus im Gespräch mit der Frau am Jakobsbrunnen, Johannes tauf Jesus im Jordan und die Auferweckung des Lazarus durch Jesus, aus dem alten Testament Noe mit der Arche, Jonas wird aus dem Maul des Fisches gespuckt und das Opfer Isaaks. Ein Sinnbild aus dem Heidentum ist der aus der eigenen Asche verjüngt emporsteigende Phönix, Symbol der Dauerhaftigkeit, der Ewigkeit und der stetigen Erneuerung; aus dem Urchristentum stammt der Pfau als Symbol der Auferstehung des Leibes. Ein heidnisches wie auch ein christliches Symbol schließlich ist der Adler mit der Schlange in den Krallen; er steht für die Überwindung des Todes und für die Erneuerung.

## Streiflichter durch Lebensweg und Lebenswerk

Ivo Schaible wurde am 8. Juli 1912 in Baustetten geboren. Dort besuchte er die Volksschule. 1923 trat er in das Internat der Salvatorianer in Lochau bei Bregenz ein, wo er auch das Abitur ablegte. Anschließend studierte er an der theologischen Fakultät der Universität Passau. Im Jahre 1939 wurde Ivo Schaible zum Priester geweiht - in jener Zeit sicherlich die Wahl eines Berufenen.

Schon früh, sehr früh, zeichnete sich das ungewöhnliche Talent des künftigen Künstlers ab. Noch während der frühen Jahre seines Studiums fand 1928 in der Laupheimer Buchhandlung August Klaiber eine Ausstellung des talentierten Jünglings statt. Die beiden seinerzeit noch in Laupheim erscheinenden Zeitungen berichteten ausführlich über diese Ausstellung. Die Zeilen eines dieser Berichte sollen hier wiedergegeben werden - ein gutes Omen auf die Zukunft des jungen Mannes:

„Die bei der Firma August Klaiber, Buchhandlung, arrangierte Ausstellung moderner Scherenschnitte, Aquarelle und Federzeichnungen von stud. theol. Schaible, Baustetten, erfreut sich eines sehr regen Interesses. Je öfter man sich in die Bilderreihe vertieft, desto überwältigender ist der Eindruck über die Schaffenskraft, die urwüchsige Kraft und temperamentvolle tiefreligiöse Anschauung des jungen Künstlers, der ohne fremde Beeinflussung sich im Reiche seiner reinen Phantasie spielend bewegt. Wohl hat er in der Volksschule in Baustetten die Anfangsgründe im Zeichnen gelernt und hier schon Außergewöhnliches geleistet, aber die Urkraft, das Genie ist Vererbung und geht zurück auf den Urgroßvater, der ein eigenes Gebetbuch schrieb und es mit Initialen und Bildern belebte. Nun was bietet uns die Ausstellung? In erster Linie ist es die Scherenschnittechnik, großzügig, nicht beeinflusst vom kleinen Dilettantismus, darum alles Kraft und Leben, ganz besonders hervortretend in den verschiedenen Darstellungen der Mutter Gottes. Die derbe Art des Gefühls tritt besonders hervor in den Christusfiguren. Das ist Expressionismus im edelsten Sinne des Wortes. Wie wunderbar, ganz natürlich wirkt das Bild: Die Erwerbslosen. Da sitzt auch jeder Strich mit einer Wucht der Einfachheit und Natürlichkeit. Von den Federzeichnungen möchten wir ganz besonders die beiden humoristischen Weihnachtskärtchen erwähnen, welche im Entwurf und in der Ausführung Talent verraten. Die blaue Farbenzeichnung zeigt uns Maria in einem Dreieck. Hier wirkt die schöne Raumverteilung sehr angenehm, während die Anwendung der Aquarellfarben sich noch im Anfangsstadium befindet. Wir wünschen dem jungen Künstler, daß seine weitere Ausbildung auf dem Gebiete der Zeichentechnik in Bahnen gelenkt wird, die seiner ihm eigenen Phantasie und Gestaltungskraft Rechnung trägt und die vorhandenen Anlagen voll und ganz zur Entwicklung bringt.“

Ein ganzer Teil dieser seinerzeit ausgestellten Blätter befindet sich heute, wie auch später Entstandenes, beim Bruder des Künstlers, Konrad Schaible, der von seinem bedeutenden Bruder alles sammelt und bewahrt.

Sein sicherlich schon früh gehegter Wunsch, Kunst zu studieren, konnte jedoch wegen des Krieges erst spät realisiert werden. Von 1940 bis 1945 tat Schaible als Sanitäter Kriegsdienst an vielen Fronten und wurde zweimal verwundet. Doch nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft begann Ivo Schaible in der Kunstakademie München sein Studium; sein Lehrer war kein geringerer als der bekannte Kirchenmaler Prof. Franz Nagel (1907 Günzburg - 1976 München). Sein Studienfach war Monumentalmalerei. Sicherlich hatte Nagel auf das spätere Kunstschaffen Schaibles einigen Einfluß. Der bereits reife

Künstler verarbeitete die Einflüsse seines Lehrers, ohne ihn einmal nachzuahmen, zu einem eigenen, unverwechselbaren Stil, den man bei großzügiger Auslegung gegenständlich - expressiv nennen könnte.

Im Jahr 1951 wurde Schaible von seinem Orden nach Bogota, der Hauptstadt Kolumbiens, berufen. Es war zunächst schwierig, als moderner Künstler einerseits den Wünschen der kirchlichen und privaten Auftraggeber nachzukommen, ohne andererseits die eigene künstlerische Auffassung zu verleugnen. Doch bald konnte die Kunst Ivo Schaibles überzeugen. Bereits nach einem Jahr des Schaffens in Bogota fand eine vielbeachtete Ausstellung, die ausschließlich den Arbeiten Pater Schaibles gewidmet war, statt. Ausgestellt wurden 3 plastische Werke, 12 Ölgemälde, 47 Aquarelle und 12 graphische Arbeiten. Bald war Ivo Schaible im Lande bekannt. Viele Ehrungen wurden ihm zuteil. Fast jährlich wurden Ausstellungen arrangiert, teilweise gemeinsam mit anderen Künstlern und auch solche, die nur seiner Kunst vorbehalten waren.

Ein besonderes Anliegen war ihm die Ausstattung von Kirchen in Lateinamerika. Schon in der alten Heimat wurden die ersten Vorentwürfe für eine neuerbaute Kirche in Bogota ausgeführt. Sein Ruf drang weit über die Grenzen Kolumbiens hinaus, und er wurde auch in anderen Ländern Südamerikas zur Ausstattung von Kirchen herangezogen. So schuf er u. a. in einer Kirche von Rio de Janeiro ein Fresko von mehr als 110 Quadratmetern. In Bogota gestaltete er die Kirche der deutschen Gemeinde St. Michael mit Gemeindehaus. Schon die Außenfassade ziert ein Werk Ivo Schaibles, eine Steinplastik des hl. Michael in einer Höhe von ca. 4 Metern. Doch auch die Innenausstattung ist ausschließlich aus seiner Hand und von seinem Geist. Hier wie auch in allen später von ihm geschaffenen Kirchenräumen dominiert der Hochaltar, der hier in Freskomalerei ausgeführt wurde.

Im Oberteil ist in der Weite und Rundung der Formen die Vollendetheit Gottes dargestellt, seine Allgegenwart durch die Andeutung der Flügel, seine Dreifaltigkeit durch das stilisierte Dreieck, der Vater durch das Auge, der Sohn durch das Kreuz und der Geist durch das Feuer. Das Mittelstück zeigt, wie Gott, der in sich selbst die Fülle des Lebens und der Freude trägt, sich aus freiem Willen offenbart und in Christus die Menschen zur Teilhabe ruft. Christus ist das Alpha und das Omega, Lehrer, Priester und König, der Herr der Geschicke, der Mittler und Versöhner, der Heiland; darum ist seine Krone das Kreuz. Das Unterteil schließlich schildert Geschichte in vier Bildern: den Kampf der Engel (Michael besiegt Luzifer), den Fall der Menschen (Paradies), die Verheißung der Erlösung (Maria Verkündigung) und die Bezeichnung der Stirnen der Auserwählten (Apokalypse).

Weiter gestaltete Ivo Schaible in St. Michael Tabernakel und Taufstein sowie den 15 Stationen umfassenden Kreuzweg an der Emporenbrüstung. Entgegen den traditionellen Kreuzwegdarstellungen, mit 14 Stationen umfassen auch die später von ihm geschaffenen die 15. Station „Der von den Toten auferstanden ist“. Nach seinem Entwurf entstanden für diese Kirche bei der Fa. E. Zettler in München auch 17 Glasfenster, auf der einen Seite des Kirchenschiffs mit der Darstellung europäischer, auf der anderen mit der lateinamerikanischer Heiliger. Ein Altar- und Vortragskreuz aus Bronzezug und ein Osterleuchter mit der Aufschrift „Lumen Christi“ (das Licht des Auferstandenen) gehören ebenso dazu wie die Kirchenfahne mit dem schwebenden St. Michael, einem Tafelbild der Gottesmutter und einem großen gemalten Wandfries mit dem Thema „Abendland“ im Gemeindehaus.

Hohe Anerkennung für sein Wirken fand Pater Ivo Schaible in der Berufung zum Professor für Fresko und Komposition an der Kunstakademie Bogota. Vierzehn Jahre erfolgreicher Tätigkeit haben nicht nur Anerkennung im Gastlande gefunden; die Bundesrepublik Deutschland zeichnete ihn noch vor seiner Rückkehr in die Heimat mit dem Bundesverdienstkreuz aus, das ihm der deutsche Botschafter in Kolumbien überreichte.

Viele Aufgaben warteten nach seiner Rückkehr im Jahr 1965 auf ihre Ausführung. Bereits im Jahr 1961, bei einem Zwischenaufenthalt in Deutschland, malte er den Hochaltar der Kollegkirche des Salvatorianer-Kollegs in Bad Wurzach. Das in kraftvollem Kolorit ausgeführte Wandbild „Mater Salvatoris“ (Mutter des Heilands) in der Größe von ca. 10 m x 7 m ist nach dem 12. Kapitel der Geheimen Offenbarung gemalt. Das Bild-Unterteil - ebenfalls aus der Geheimen Offenbarung - stellt den Erzengel Michael dar, wie er den Drachen in Ketten legt. Dies blieb in Bad Wurzach nicht die einzige Arbeit. Mitte der siebziger Jahre wurde die Hauskapelle der Salvatorianerinnen neu gestaltet. Hier ist es ein in Kreuzesform ausgeführter Tabernakel von sensibler Schönheit, der unsere Aufmerksamkeit verdient. Das Mittelfeld, zugleich der Tabernakelschrein, ist in Bronzezug ausgeführt; in einer erhabenen Fassung ist ein großer Bergkristall angebracht, gleichsam dem Feuer, das aus einem Vulkan ausbricht. In der oberen Ecke stehen die Buchstaben Alpha und Omega - Ich bin der Anfang und das Ende. Die ganze Metallfläche ist in eruptiven Strukturen gestaltet, mit beruhigten Zonen, gleichsam stillen Wasserflächen. Die übrigen vier Felder sind in Spachteltechnik mit Mosaik-Einlagen ausgeführt. Diese Technik erfordert außerdem künstlerischen Entwurf auch ein hohes Maß an handwerklichem Können. Auf das obere, größte Feld sei hier besonders eingegangen. Die verschiedenen strukturierten Flächen deuten die Kreuzesform an. Der Hintergrund dieses Kreuzes in senkrechter Struktur ist mit Silber, oxydiert, gefaßt. Die äußere Kreuzesform ist in einem hellen Ziegelrot, das vor dem Abtrocknen überwischt wurde. Die Fassungen zur Mitte hin sind mit Coelinblau untermalt und in einem grünen, weiter innen in einem beigebräunten Mischton übermalt und abgewischt. Im Mittelfeld ist der Gekreuzigte in dunklem Bronzezug auf einem goldenen Mosaikfeld, dessen Fassung coelinblau ist: ein Meisterwerk für den kleinen Andachtsraum der frommen Frauen.

Das Neueste in Wurzach sind seine bronzenen Türgriffe der Kollegschele, mit Themen sowohl aus der Bibel als auch vom Alltagsleben auf dem Lande. Darstellungen von hohem künstlerischen Rang, voll Bewegung - solche von Besinnlichkeit und Harmonie und andere voll Dramatik - sind darin enthalten. (Die Besichtigung der Kollegkirche und der Türgriffe ist jederzeit möglich. Die Hauskapelle der Salvatorianerinnen ist nicht zugänglich.)

Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, auf alle in den letzten 16 Jahren seit seiner Rückkehr aus Kolumbien entstandenen Arbeiten einzugehen. Hier seien nun genannt 1967 das Kircheninnere der Salvatorianerkirche in Lochau mit einem 8 m x 4,60 m großen Hochaltar-Gemälde mit der Darstellung des segnenden Heilands und den Evangelistensymbolen, dem Kreuzweg (1974) und den Kirchenfenstern, dem Osterleuchter und einem Vortragskreuz sowie einer Madonna in einen Lindenholzstamm geschnitten; die Stammhöhe beträgt 2,20 m, die Höhe der Muttergottes 1,08 m. Auch der Wandtabernakel ist eine Arbeit Ivo Schaibles. Für eine Kirche in Köln schuf er einen 11 m hohen Hochaltar in Mosaik, Kirchenausstattungsstücke für Kirchen in Passau, Neuß am Rhein, Münster in Westfalen und in vielen anderen Orten Deutschlands, doch auch in der Schweiz und in Österreich und sogar in Athen. Auch die Kirche der Salvatorianer in Rom beherbergt Meisterwerke der Schnitzkunst und der Malerei von Ivo Schaible.

In Mistelbach an der Zaya malte vor ca. 200 Jahren der bekannte Barockmaler Franz Anton Maulbertsch (1724-1796) aus Langenargen in der Bibliothek des Barnabiten-Klosters das Deckengemälde „Fortschritt und Früchte der Wissenschaft“. Nun war es wieder ein Oberschwabe, Ivo Schaible, der Jahre 1970 die neuerbaute Florianikirche im Teilort Lanzendorf der Gemeinde Mistelbach ausstattete. Altar und Ambo (Lesepult) und die als tragendes Element für den Tabernakel geformte Säule sind aus Stein gearbeitet; der Tabernakel ist in interessant strukturiertem Bronzezug geformt. In den Buntglasfenstern sind die Symbole des Kirchenheiligen St. Florian, Feuer und Wasser. Doch auch hier ist das Wandbild der Gottesmutter im Chor der zentrale Punkt, auf den der Blick jedes Besuchers zuerst fallen wird - ein überzeugendes Kunstwerk.

Nicht unerwähnt unter den vielen großartigen Schnitzwerken, die Ivo Schaible geschaffen hat, darf eine Pieta aus Eichenholz in der Gruftkapelle der Willibaldskirche in München bleiben. Hier spiegelt sich die große schöpferische Kraft des Bildhauers.

Doch nicht nur in der Ferne finden sich die Werke Ivo Schaibles; auch in unserer engeren Heimat, die letztlich auch die seinige ist, treffen wir sie an. So ist jeder Raum des Kindergartens von Laupheim-Baustetten mit einem wenn auch kleinformigen Kunstwerk versehen. Es sind dies in zwei Räumen Kreuzfixe, einmal ganz aus Bronze, an frühe irische Formen erinnernd, und ein zweites aus Holz mit dem Gekreuzigten aus Bronze. Zwei andere sind Beweinungs- bzw. Kreuzigungsszenen. Auf rechteckigem Hintergrund ist das Kreuz mit dem gekreuzigten Heiland; die zurückliegenden Felder sind Flachreliefs auf Kreidegrund, versilbert und farbig lasiert. Die Darstellung sind oben Sonne und Mond, unten Johannes und Mater Dolorosa (schmerzensreiche Mutter Maria). Im großen Saal des Hauses steht eine aus Lindenholz geschnittene Madonna (1,2 m hoch).

An einer Wand des überdachten Vorhofes der Volksschule in Laupheim-Baustetten wurde in den sechziger Jahren nach dem Entwurf Ivo Schaibles ein vielbeachtetes Mosaik angebracht, dessen Darstellung das Erdenleben beinhaltet. Von links nach rechts: Die Quelle des Lebens - spielende und lernende Kinder - ein Menschenpaar, einen Baum pflanzend - Sonne und Wasser - ziehende Vögel über einem starken Baume - der Mond, die Nacht, Vergänglichkeit und Tod. Ein großes Mosaik mit Symbolen der Wissenschaft ist an der Südseite des Gymnasiums Laupheim angebracht, und an einem Geschäftshaus in der Steinerstraße eines, dessen Motive der Natur entnommen sind. Unter der Sonne sind Bäume, in denen ein Eichhörnchen sitzt, darunter ein brütender Vogel als Symbol des Werdens. Ein weiteres großzügiges Mosaik finden wir in der unteren Mittelstraße mit dem Bild des Salvators (Jesus als Erretter und Erlöser).

Im Jahre 1968 wurde Pater Ivo Schaible zum Ehrenbürger von Laupheim-Baustetten ernannt.

Es waren nur Streiflichter. Jedes der genannten Kunstwerke und viele nicht genannte hätten eine ausführliche Beschreibung verdient; das müßte in einem anderen Rahmen geschehen. Sicher wird dies und hoffentlich zu einem baldigen Zeitpunkt geschehen.

Doch lassen wir den Künstler noch selbst zu Wort kommen. In dem Buch „Begegnung mit Malern“, Münchner Kunstszene 1955-1980, schrieb Ivo Schaible: „Der mit Vernunft und Geist begabte Mensch registriert nicht nur gemäß den Naturgesetzen mechanisch wie etwa ein Fotoapparat äußere Eindrücke, sondern er wird Stellung dazu nehmen und sie innerlich selbständig verarbeiten, d. h. er wird umstellen, vereinfachen, weglassen, d. h. ordnen, um seine Idee klar und überzeugend herauszuheben, und dies auch bis zum Gegenstandslosen. Wie weit man nun mit dieser Abstraktion gehen will oder soll, darüber gehen die Meinungen weit auseinander, sowohl beim Maler wie beim Kritiker. Jedenfalls - so meine ich - über die Qualität eines Bildes entscheidet die Intensität der Aussage.“



Professor Pater Ivo Schaible lebt und arbeitet in dem Missionshaus St. Willibald in München, wo er über ein geräumiges Atelier verfügt. Seine Schaffenskraft ist trotz angeschlagener Gesundheit ungebrochen; unermüdlich arbeitet er an neuen Werken. Erst vor wenigen Wochen besuchte er wieder Mistelbach an der Zaya, wo er eine neuerbaute Kirche gestalten soll.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 2 – Seite 40

## Der „Adler“ in Altheim

Vom Gasthaus zum Rathaus

Von Karl Wolf, Altheim

Am altehrwürdigen Gasthof „Adler“ in Altheim bei Riedlingen wurde im August 1981 der umfassendste Umbau seiner rund 250 Jahre alten Geschichte vollendet. In zwanzig Monaten Bauzeit wurde das Gasthaus zum neuen Rathaus umgewandelt, der ehemalige Saalbau zum Vereinsheim und das Scheuergebäude zum Bauhof. Aus der dazugehörenden Hof- und Gartenfläche entstand der Dorfplatz mit einem Bürgergarten. Im Kern des alten Ortsteils wurde ein neuer kultureller Mittelpunkt geschaffen, der mit der mächtigen, aus der Gotik stammenden St.-Martins-Kirche und dem barocken Pfarrhaus künftig das Ortsbild von Altheim prägt. Das Hauptgebäude des „Adlers“ stammt aus dem Jahre 1726. Im Türsturz des Eingangs waren bis in das 20. Jahrhundert hinein Jahreszahl und Initialen des Erbauers JB (Jörg Buck) zu lesen. Der Stein ist heute im Treppenhaus im Inneren des Rathauses eingemauert. Ältere Belege über das Haus kamen auch beim Umbau nicht zu Tage. Die Restaurierung geschah unter fachmännischer Beratung durch das Landesdenkmalamt und orientierte sich am alten Befund. Das Ergebnis ist im Äußeren eine freundliche und dezente, typisch oberschwäbische Barockfassade, ein Beitrag der Gemeinde Altheim zum landesweiten „Jahr des Barock“. Das neue Haus ist nicht nur der Arbeitsplatz für die Verwaltung und den Bürgermeister, es dient den Vereinen des Ortes als ideales Heim und kann für kulturelle und gesellige Veranstaltungen eine Begegnungsstätte bieten. Das Rathaus ist somit im wahrsten Sinne des Wortes Sinnbild eigenständigen, pulsierenden Lebens der Gemeinde und Symbol gemeindlicher Demokratie.

Das bisherige Schul- und Rathaus in Altheim, das vor 120 Jahren, im September 1861 eingeweiht wurde, war bis zur Schul- und Gemeindereform in den sechziger und siebziger Jahren groß genug, um allen Anforderungen gerecht zu werden.

Die Gemeindereform brachte die Eingliederung von Heiligkreuztal und Waldhausen. Zusammen mit der allgemeinen baulichen Entwicklung hat sich die Einwohnerzahl der Gemeinde Altheim von ca. 800 im Jahr 1964 auf nahezu 1700 im Jahr 1981 erhöht und damit mehr als verdoppelt. Das Ansteigen der Zahl der Gemeinderäte von 8 auf 12 ließ das Sitzungszimmer mit 28 qm, das in Ermangelung anderer Räume zugleich als Grundbuch- und Besprechungszimmer und gelegentlich auch als Ausweichklassenraum diente, zu klein werden. Der Aktenraum wurde zum Amtszimmer für die Gemeindepflege und für den Fachbeamten. Das wertvolle Archiv mußte unzureichend im Bühnenraum gelagert werden. Im Bürgermeisterzimmer mit seinen 12 qm konnte kaum eine Besprechung mit mehr als 2 Personen stattfinden. Ein Großteil der Akten und Unterlagen mußte in die früheren Rathäuser in Heiligkreuztal und Waldhausen ausgelagert werden. Dadurch war die Arbeit der Verwaltung in zunehmendem Maße erschwert. Die größere Gemeinde verlangte einen Bauhof mit Maschinen- und Gerätepark, der bisher nur in einer kleinen Scheuer und im alten Feuerwehrgerätemagazin notdürftig untergebracht werden konnte. Eine Garage für den Gemeindschlepper fehlte ganz.

Gerade im richtigen Augenblick bot sich dann eine Lösung an: Der Gasthof „Adler“ kam zum Verkauf. Die langjährigen Pächter, die Eheleute Hugo und Barbara Hätrich, gaben altershalber die Gastwirtschaft auf. Der unter Denkmalschutz stehende „Adler“ gehörte von jeher zu den ortsbildprägenden Gebäuden der Gemeinde. Ein Abbruch oder Verfall hätte in das alte Zentrum eine nicht wiedergutzumachende Lücke gerissen.

Nach intensiven Beratungen, ermutigt durch den Zuspruch des Biberacher Landrats Dr. Steuer, wurde vom Gemeinderat am 26. 5. 1978 der entscheidende Beschluß zum Erwerb des gesamten Anwesens gefaßt.

Mit der Umbauplanung beauftragte der Gemeinderat das Architekturbüro Schönlé, Riedlingen. Bei der Vergabe des Auftrages war entscheidend, daß das Büro über Erfahrung bei der Renovierung unter Denkmalschutz stehender Gebäude verfügt. Architekten, Verwaltung und Vereinsvorstände arbeiteten gemeinsam ein Raumprogramm aus, das in zwei Vorentwürfen seinen Niederschlag fand. Auf dieser Grundlage legte der Gemeinderat am 9.11.1978 die endgültige Raumdisposition fest. Die Gemeindeverwaltung sollte überwiegend im Haupt- oder Gastwirtschaftsgebäude und das Vereinsheim im Saalbau untergebracht werden. Dem Bauhof war die Scheuer vorbehalten.

Die Planung sah die Umgestaltung des Wirtschaftshofes zum Dorfplatz vor, dessen Mittelpunkt ein Brunnen sein sollte. Der mit einer Mauer umgebene Gemüsegarten wurde als Bürgergarten konzipiert. Durch die alte Mauer vom Verkehr abgeschirmt, sollte er zu Rast und Erholung einladen, sich für Platzkonzerte oder Dorffeste anbieten. Als Verbindung zwischen Dorfplatz und Bürgergarten wurde eine Passage geplant, von der aus man trockenen Fußes den Zugang zum Vereinsheim erreicht.

Im Innern der Gebäude war historisch wertvolle Substanz kaum mehr vorhanden. Sie war 1947 durch einen Brand weitgehend zerstört worden. So sind nur die Außenwände, das Dach- und Deckengewölbe und die Kellergewölbe im Hauptgebäude noch aus dem 18. Jahrhundert. Vom umfassenden Umbau nach 1947 sind heute noch die Holzdecken im Bürgermeister- und Besprechungszimmer sowie die Eingangstür erhalten geblieben. Die Außenwände des Hauptgebäudes in den beiden Obergeschossen weisen eine Besonderheit auf. Sie bestehen aus außenvorgemauertem Eichenfachwerk, das innen bis 1947 sichtbar gewesen ist. Für die Architekten stellte sich die Aufgabe, das Innere der Gebäude nach Funktion und Gestaltung in Beziehung zu den Fassaden zu setzen. Es war die Absicht, die Räume so auszustatten, daß eine Erinnerung an die Zeit vor 250 Jahren wachgerufen wird, aber auch noch die Gegenwart sichtbar bleibt. Dabei wurde besonderer Wert auf die Gestaltung des Sitzungssaales für den Gemeinderat im 2. OG und auf die Treppenhalle gelegt. Um für den Sitzungssaal eine angemessene Höhe zu erhalten, mußte ein Teil des Dachgeschosses in diesen Raum mit einbezogen werden. Mittelpunkt im neuen Rathaus ist die Treppenhalle mit ihrer Eichentreppe, einer gelungenen handwerklichen Arbeit nach alter Zimmermannstradition. Für den Innenausbau wurden Materialien gewählt, die Neugestaltung und Substanz des Bauwerks in Einklang bringen: rote Klinkerplatten und Eichenparkett als Fußböden, Türen mit Lärchenfurnier und aufgesetzten Profilstäben, Decken in einfacher Kiefern- und Tannenschalung.

Die drei Gebäude des „Adlers“ bildeten nach ihrer Bausubstanz und den Fassaden ein intaktes Ensemble, das durch den Außenbereich, Hof und Garten mit Mauer, ergänzt wird. Das Haupt- oder Wirtschaftsgebäude stammt aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Der Saalbau, der früher Bräuhaus war, und das Ökonomiegebäude wurden etwas später, wohl aber noch im 18. Jahrhundert, erbaut. Einzelne Gebäudeteile, wie die Fachwerkwände der Scheuer, stammen aus der Zeit um 1900. Die Fassaden der Gebäude wurden nach dem historischen Befund aus dem 18. Jahrhundert, der auf alten Putzschichten festzustellen war, rekonstruiert. Details, wie Gesims und Wiederkehr, Fensterumrahmungen aus Holz, die Ritzung am Mauerwerk und die Dachdeckung mit Biberschwanzplatten sind in alter Art ausgeführt. Die verschiedenen Fenster unterstreichen den baulichen Unterschied und eine gewisse Wertigkeit der einzelnen Gebäude.

Der Brunnen als Blickfang des Dorfplatzes ist eine Schöpfung des in München lebenden Bildhauers Professor Josef Henselmann, der in Laiz bei Sigmaringen geboren und daher mit Oberschwaben eng verbunden ist. Er wählte den Storch als Motiv, einen typischen Vogel der Donauniederung. Der „Storchenbrunnen“ besteht aus einem Brunnentrog, gehauen in „Gauinger Marmor“, und einer 2,50 m hohen Säule aus demselben Material, die ein steinernes Nest trägt. In diesem Nest steht ein Storch aus Bronze, zu seinen Füßen hockt ein Jungstorch. Der „Storchenbrunnen“ ist ein Geschenk des Biberacher Landrats Dr. Wilfried Steuer aus Mitteln der Oberschwäbischen Elektrizitätswerke. Mittelpunkt des Bürgergartens ist eine 4,30 m hohe Granitsäule, ein Geschenk von Professor Henselmann an die Gemeinde Altheim, die bald auch eine Marienstatue aus der Hand des Künstlers tragen soll.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

# Heimatpflege und Kulturleben

Chronik 1981 vom 1. November 1980 bis 31. Oktober 1981

## Denkmalpflege

**Landkreis:** Nach dem Rechnungsabschluß der Dorfsanierung 1979 aus Mitteln des Landwirtschaftsministeriums werden im Kreis 1,15 Millionen Baukosten und 363 000 DM Zuschüsse registriert. Bemerkenswerte Sanierungsbeispiele sind das Rathaus Winterstettenstadt mit Dorfbrunnen oder St. Anna bei Steinhäusern/Rottum.

**Altheim bei Riedlingen:** Im Flurstück Elm, 350 m von der Martinskirche entfernt, wurde ein alemannischer Friedhof aus dem 5. und 7. Jahrhundert freigelegt. Es wurden u. a. zwei Schwerter und ein Kreuz gefunden. Die Fundstätte wurde betreut von dem engagierten Heimatforscher Bürgermeister i. R. Emil Münch. Das 300 Jahre alte denkmalgeschützte Gasthaus zum Adler ist in zweijähriger Arbeit zum Rathaus umgebaut und mit Scheuer und Backhaus restauriert worden, zusammen mit dem Erwerb des Anwesens betragen die Kosten rd. 1,8 Millionen. Eine Storchplastik von Bildhauer Josef Henselmann zierte die Außenanlagen.

**Bad Buchau:** Die Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte hielt im September in Bad Buchau ihre Jahrestagung ab. Vorträge und Exkursionen waren vor allem der Arbeit gewidmet, die im Rahmen des seit 1979 laufenden „Projekts Bodensee - Oberschwaben“ geleistet wird, und befaßten sich mit Methoden und Ergebnissen der Erforschung jungsteinzeitlicher Feuchtbodenbesiedlungen. Eine Ausstellung im Federsee-Museum gab eine Übersicht über die Entwicklung der letzten 20 Jahre und die neuesten Funde. In den letzten beiden Jahren wurde in Oberschwaben und am Bodensee an 20 Siedlungsplätzen gegraben. Einer davon befindet sich bei Ödenahlen nördlich des Federsees, wo nach einem Bericht von Dr. Schlichthärle Funde aus dem 4. Jahrtausend v. Chr. gemacht worden sind.

**Bad Schussenried:** Beim Verlegen eines Stromkabels im ehemaligen Kreuzgangsbereich wurde im Oktober vergangenen Jahres ein spätromantisches Rundbogenportal aus der ersten Zeit des Klosters freigelegt. Außerdem kam ein Wandfresko mit den Klosterstiftern Berengar und Konrad zum Vorschein.

**Baustetten:** Bei Bauarbeiten im Gewerbegebiet wurde ein alemannischer Friedhof angeschnitten, der nach Konrektor Braun auf das 5. bzw. 6. Jahrhundert zu datieren ist. Es kamen Skelette und Schwerter verschiedener Länge zum Vorschein. Die Funde werden im Heimatmuseum Laupheim ausgestellt.

**Bellamont:** Die 10jährige Innen- und Außenrenovation der Pfarrkirche ist abgeschlossen (Kostenaufwand: 1,2 Millionen DM).

**Biberach:** Zwischen Hochwacht und Weißem Turm ist die Stadtmauer gesichert und restauriert worden.

Der Weberberg, der als Gesamtanlage ein historisches Kulturdenkmal darstellt, wird in koordinierten Einzelmaßnahmen saniert.

Der restaurierte Ölberg aus dem 18. Jahrhundert an der Theaterstraße ist eingeweiht worden.

Die Obere Schranne, früher Pfarrpflegestadel St. Martin, dann „Gerstenhaus“, ist zum Volkshochschulzentrum ausgebaut und mit einem Treppenanbau versehen worden. Der Betrieb wurde im November 1981 aufgenommen.

Fachwerkreilegungen erfolgten am Haus Pfluggasse 9 (Gablerhaus) und an der Ostseite des katholischen Pfarrhofs. Dieser wie auch das danebenliegende katholische Gemeindehaus, die ehemalige Michaelskapelle, sind in ihrer Außenrenovation abgeschlossen. Am Gemeindehaus wurde eine alte Sonnenuhr wiederhergestellt.

Von der projektierten Biberacher Fußgängerzone wurde der Teilabschnitt rund um die Stadtpfarrkirche fertiggestellt. Dabei wurde der Obere Stadtbach am östlichen Kirchplatz freigelegt. Die Ausgestaltung ist im einzelnen noch nicht abgeschlossen.

Die Schützenkellerhalle am Gigelberg, ein Kulturdenkmal der Jugendstilzeit, wurde saniert und erweitert. Sie wurde zur weiteren Nutzung der Schützen-direktion übergeben, steht aber auch Jugendverbänden offen. Die Planung hatte Architekt Brecht (Biberach).

**Dürnu:** Die Rathausneugestaltung ist abgeschlossen.

**Erolzheim:** Der 200 Jahre alte denkmalgeschützte Gasthof zum Adler wurde von den Biberacher Architekten Held und Varga mit einem Kostenaufwand von 1,8 Millionen DM zum Rathaus umgebaut. Das wertvolle Dachgebälk bestimmt die Raumwirkung des Sitzungssaals; eine alte Täferdecke aus dem alten Gastraum wurde in ein Beratungszimmer des ersten Stocks eingebaut.

**Füramoos:** Drei neue Glocken ergänzen in Zukunft das Geläut der aus dem Jahr 1716 stammenden alten Bronzeglocke.

**Gutenzell:** Das Totengräberhaus beim alten Friedhof ist abgerissen worden.

**Heggbach:** Im Rahmen der Neubauten für die „Heggbacher Einrichtungen“ sind Klosterkirche und Kreuzgangsbereich restauriert worden.

**Heiligkreuztal:** Im Bereich der Klosteranlage sind auf Veranlassung des Landratsamtes alte Kilometersteine aufgestellt worden, die sich früher an der Straße Unterwachingen-Oberwachingen befanden.

**Kirchberg/Iller:** Die Kades-Kirche St. Martin ist durch die Firma Kneer, Munderkingen, mit einem Kostenaufwand von 500 000 DM einer durchgreifenden Innenrestauration unterzogen worden.

**Laupheim:** Durch thermographische Aufnahmen ist der Wert einer ganzen Reihe heute verputzter Fachwerkbauten entlang der Kapellenstraße deutlich geworden. Auch beim Gasthaus „Ochsen“ wurde gutes Fachwerk entdeckt.

**Maselheim:** Die Gemeinde beging die Erweiterung der historischen Pfarrkirche mit einem Festkonzert.

**Oberholzheim:** Nach der Zehntscheuer ist nun auch der alte Pfarrstadel mit dem Pferdestall des Pfarrers Thomas Adam Wieland renoviert worden. Störende Anbauten wurden beseitigt.

**Ochsenhausen:** Die Restaurationen im Klosterbereich schreiten planmäßig fort. Nachdem die Außenrenovation des Turms und der Westfassade der Klosterkirche abgeschlossen ist, wird z. Z. der Refektoriumsflügel in Angriff genommen. Im Kircheninnern ist nach dem Chor nun auch das Langhaus (Fresken, Stuck) erneuert, doch sind die Arbeiten noch nicht beendet.

**Offingen:** Im Rahmen der Dorfsanierung wurde der Aufgang zur Bussenkirche neu gestaltet.

**Orsenhausen:** Im Dezember 1980 wurde die Außenrenovation der aus dem Jahr 1788 stammenden Kirche abgeschlossen.

**Riedlingen:** Die Flächensanierung im Ostteil der Altstadt ist abgeschlossen. Unter Federführung der Architektengemeinschaft Baur - Höppner - Reck - Schönl wurde das Areal zwischen Zellemeesturm, Zwiefalter Tor und Rathaus völlig neu gestaltet. Das Rathaus wurde durchgehend restauriert unter Freilegung der alten Gebälkstrukturen. Am Haus Graselli-Walz wurde das Fachwerk erneuert, am Zwiefalter Tor der überlieferte österreichische Doppeladler angebracht.

**Seekirch:** Im Rahmen der Dorfentwicklung wurde die Pfarrkirche einer Außenrenovation unterzogen. Der Umbau des Rathauses ist abgeschlossen.

**Unteroffingen:** Aus der Riedkapelle wurden am 8. Dezember 1980 zehn historisch wertvolle Sakralfiguren entwendet.

**Winterstettenstadt:** Das Fachwerkhäus wurde durch einen Stadel ergänzt, der anderswo entbehrlich war und hier wieder aufgebaut wurde.

**Zwiefaltendorf:** meldet die Restauration des Pfarrhauses.

## Landschaftspflege

**Landkreis:** Am 20. Dezember 1980 wurde unter dem Vorsitz von Alt-Regierungspräsident Birn für den Kreis eine Arbeitsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz gegründet, in der zwölf einschlägige Vereine und Gemeinschaften vertreten sind. Damit kann das Anhörungsrecht nach § 2 des Bundesnaturschutzgesetzes besser wahrgenommen werden. Vorsitzender ist J. Einstein, Bad Buchau.

Dem Kreis sind vom Regierungspräsidium für Natur- und Landschaftspflege rd. 83 000 DM zur Verfügung gestellt worden.

Der Kreis hat im Januar als erster in Baden-Württemberg die Stelle eines Landschaftspflegers geschaffen. Sie wurde mit Dipl.-Ing. Eugen Haid (Ingerkingen) besetzt. Der Landschaftspfleger soll u. a. auch die Schulen zur Anlegung von Schulgärten animieren. Die Kreissonderschule wird als erste mit einem solchen Garten ausgestattet.

Im Bereich des Landkreises sollen künftig alle Straßenböschungen mit einheimischen Gehölzen bepflanzt werden. Der Kreistag hat beschlossen, kreiseigene Freiflächen, etwa bei Schulen und Krankenhäusern, weitgehend als zweimähdige Naturwiesen zu halten.

Die alljährliche „Kreisputzete“ ist nun mit Zahlen belegbar. Im Jahr 1978 wurden 9000 cbm Müll abgeräumt und 30 000 alte Autoreifen eingesammelt.

Der Kreis wird von zwei sog. Weitwanderwegen durchzogen, die gegenwärtig vom Schwäbischen Albverein ausgemerkelt werden. Der Weg Schwarzwald - Schwäbische Alb - Allgäu geht durch unser Gebiet über Uttenweiler - Biberach - Bad Waldsee; der Main-Bodenseeweg über Erolzheim und Ochsenhausen zur Grabener Höhe.

**Achstetten:** Der Schloßparkbereich ist erweitert und der Öffentlichkeit im Rahmen eines neuangelegten großzügigen Kinderspielplatzes zugänglich gemacht worden.

**Attenweiler:** Nach einem Bericht des Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft für Naturschutz, Hans Mohr, darf der Bestand an Schleiereulen im Kreis, für die 100 Nistkästen bereitgestellt wurden, als gerettet gelten. Eine blitzgeschädigte 100jährige Eiche an der Straße nach Riedlingen ist durch den Baumpflegetrupp Riedlingen „geheilt“ worden.

**Bad Buchau:** Der Deutsche Bund für Vogelschutz hielt seine diesjährige Pfingsttagung in Bad Buchau ab.

**Bad Schussenried:** Ein bei Baggerarbeiten entdeckter Findling ist im Gletschergarten an der Wuhrstraße deponiert worden. Mit 2 m Höhe, einem Umfang von 7,70 m und 25 t Gewicht ist er der größte in Bad Schussenried.

**Biberach:** Im Rahmen einer Rekultivierungsmaßnahme an städtischen Kiesgruben, die vier Anlagen betrifft, entsteht am Hohen Haus zwischen Bergerhausen und Winterreute ein 4 ha großes Naherholungsgebiet. Der BUND, Kreisverband Biberach, zeigte im Mai eine Ausstellung zum Problem des Natur- und Umweltschutzes, die mit einer Serie von Vorträgen verbunden war.

**Burgrieden:** Der Natur- und Vogelschutzverein (242 Mitglieder) hat beim Kinderspielplatz Gattenheim unter Mithilfe von Schülern ein kleines Biotop eingerichtet.

**Friedingen:** Von 47 Orten im Raum Riedlingen sind in 27 Orten Dorftwicklungsmaßnahmen abgeschlossen bzw. im Gange. Dafür wurde eine Summe von 14 Millionen DM an Beihilfen aufgewandt. Die Region steht damit wohl an der Spitze in Baden-Württemberg. Aus diesem Anlaß wurde ab 10. Juni im Dorfgemeinschaftshaus Friedingen eine entsprechende Fotoschau gezeigt.

**Grünigen:** Die drei Linden bei der Schutzengelkapelle sind durch den Baumpflegetrupp Riedlingen restauriert worden.

**Heiligkreuztal:** Die Erholungsanlagen sind durch systematische Pflanzungen erweitert und verbessert worden.

**Ingoldingen:** Um eine Überdüngung des Lindenweihers zu verhindern, hat der BUND dort 4 ha Schilf abgemäht und die Fläche geräumt.

**Laupheim:** In dem geplanten Erholungsgebiet Bibri sind 30 000 Bäume und Sträucher gepflanzt worden.

**Riedlingen:** Die Storchennester im Donaugebiet waren dieses Jahr mit 11 Paaren so gut besetzt wie seit zehn Jahren nicht mehr. Störche nisteten u. a. in Ertingen, Alleshausen, Riedlingen und Zwiefaltendorf.

**Ummendorf:** Der geplante Umfang des Kiesabbaus im Bereich des Naturschutzgebiets Ummendorfer Ried hat zu einer neuen Kontroverse zwischen Naturschutz und Behörden geführt.

**Untersulmetingen:** Der im Rahmen der Flurbereinigung entstandene Höllsee ist auf Initiative des Laupheimer Bundes für Vogelschutz zu einem Lebensraum für Amphibien und Wasservögel gestaltet worden.

Das Regierungspräsidium hat für das Naturschutzgebiet „Schand“ einen Pflegeplan erstellt, der nach einer Entscheidung des Laupheimer Gemeinderats Verbindlichkeit erhalten hat.

Nach Achstetten hat nun auch Untersulmetingen wieder „seinen“ Storch. Auf dem Schornstein des Schlosses nistet ein Weißstorchpaar.

## Kulturleben und Traditionspflege

**Landkreis:** Nach dem Schlußbericht des Landratsamts für 1980 wurden im Rahmen der Ortskernsanierung in 15 Ortschaften 184 Einzelobjekte mit Zuschüssen in Höhe von 1,09 Millionen DM gefördert. Zum Barockjahr 1981 wurden Ausstellungen über Kloster Gutenzell im Biberacher Landratsamt sowie in Rot an der Rot und Ochsenhausen gezeigt. Bei der Barockausstellung in Bruchsal war der Kreis mit 19 Leihgebern überdurchschnittlich vertreten.

Das Landratsamt veranstaltete in seinen Räumen eine Ausstellung aller durch den Landkreis in den letzten Jahren erworbenen Kunstwerke.

Der Zweckverband OEW, dem der Landkreis angehört, hat dem Museum Langenargen ein seeschwäbisches Vesperbild aus der Zeit um 1340 zugewiesen.

Mit einer Ausstellung im Landratsamt wurde das Schaffen von Wilhelm Geyer geehrt, der u. a. in neun Kirchen des Kreisgebiets mit modernen Glasfenstern vertreten ist.

Die Kreisbildstelle verzeichnete bei einem Gesamtbestand von 7000 Medieneinheiten im vergangenen Jahr 30 000 Verleihvorgänge.

**Bad Buchau:** Für den verstorbenen Kunstprälaten Monsgr. D. Endrich hat der Bildhauer Josef Henselmann ein eindrucksvolles Grabmal geschaffen.

**Bad Schussenried:** Mit einem Konzert im Bibliotheksaal beging die Stadt den 200. Geburtstag von Konradin Kreutzer, der seine musikalische Ausbildung dem hiesigen Prämonstratenserkloster verdankt.

Dr. Karl Setz, Ehrenbürger der Stadt, stiftete der Gemeinde seine Privatbibliothek und einen Brunnen (von Bildhauer Karl Steinauer) mit Skulpturen dreier Marktfrauen.

Das Kreisfreilichtmuseum Kürnbach wurde ergänzt durch eine Oldtimer-Fahrrad- und Motorradsammlung, die im neuerrichteten Ziegelstadel aus Winterstettenstadt präsentiert wird. Die Fahrzeuge sind in jahrzehntelangen Bemühen von dem Dürmentinger Josef Burgmaier zusammengetragen worden.

An dem größten nach Kürnbach verpflanzten Bauernhaus, der 500 Jahre alten „Hueb“ aus der Gegend von Zollenreute, wurde das Richtfest gefeiert.

**Baustetten:** 13 Frauen unter der Leitung von Lena Kästle haben den altertümlichen Brauch der Herstellung von „Palmen“ erneuert, womit sie auch einen Beitrag zur Eingliederung der Behinderten leisten. Dieses Jahr wurden fast 500 „Palmen“ gefertigt.

**Biberach:** Im November 1980 fanden wieder auf Initiative von Adrian Kutter moderne Filmfestspiele statt, u. a. mit einer Uraufführung des Streifens von Ottokar Runze „Sterne ohne Himmel“. In Anwesenheit der Regisseure wurden 25 neue Filme gezeigt.

Mit dem Weggang von Birke Grieshammer, der Leiterin des museumspädagogischen Modellversuchs am Museum Biberach, fand eine mehrjährige Aufbauphase ihren vorläufigen Abschluß. Die Kosten des Versuchs belaufen sich auf annähernd 600 000 DM.

Das kleinformatige Gemälde „Rückzug der Franzosen bei Uttenweiler“ von Johann Baptist Pflug erzielte bei einer Auktion in Stuttgart den sensationellen Preis von 85 000 DM.

Eine Ausstellung in der Unteren Schranne würdigte das Werk Johann Melchior Dinglingers in der Wiedergabe durch Zeichnungen des Dresdner Graphikers Ernst Hassebrauk.

Kunstmaler Gerhard Mayer beging seinen 70. Geburtstag.

Der Wieland-Preis 1981 wurde an den Übersetzer Heinz Riedt vergeben.

Am 10. Oktober 1980 verstarb Eugen Kuhn, Mitbegründer und langjähriger Leiter der Kreisbildstelle.

**Dettingen/Iller:** Die „Traube“-Galerie in Kleinkellmünz beendete mit Zeichnungen des Oberösterreichers Harald Limberger die Serie ihrer Ausstellungen.

**Ertingen:** Am 20. März wurde in Hundersingen der Verein „Heuneburg-Museum“ gegründet. Diese Vereinigung unterstützt das geplante Kelten-Museum in der Zehntscheuer von Hundersingen, ein Vorhaben, für das 1,5 Millionen DM veranschlagt sind. Der archäologische Lehrpfad ist eingeweiht worden.

**Hailtingen:** Als „Bussenschwäbische Originale“ stellten Paul Knab, Dietershausen, Joseph Mack, Ertingen, Karl Straub und Hugo Breitschmid aus Dürnau sowie der Dorfphilosoph Mathäus Widder und die dichtende Bäuerin Rosa Riedmüller aus Tiefenbach ihre Mundartgedichte der Öffentlichkeit vor. Mit ihren Werken vertreten waren außerdem Eugen Abfalg (Altheim) und August Mohr (Daugendorf).

**Heggbach:** Mit einer Festwoche begingen die „Heggbacher Einrichtungen“ das 750. Jubiläum des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters. Über mehrere Wochen hinweg wurde im Kreuzgangsbereich eine Ausstellung über Wesen und Kunst des Zisterzienserordens gezeigt. Ein Teil davon wird als ständiges Museum in Heggbach verbleiben. In der Heggbacher „Maria im Wochenbett“, einer spätgotischen Skulptur aus der Zeit der Mystik, hat Dr. Otto Beck ein Kunstwerk ersten Ranges identifiziert.

**Kirchberg/Iller:** Der aus Kirchberg gebürtige Künstler Sam Szembek wurde mit dem Oberschwäbischen Kunstpreis ausgezeichnet.

**Kirchdorf/Iller:** Anlässlich des 200. Geburtstages von Pfarrer Michael Ritter von Jung wurde die Kirchdorfer Schule auf seinen Namen getauft. Im Landratsamt Biberach fand eine Ausstellung mit Dokumenten aus seinem Leben statt.

**Langenenslingen:** Die Skapulierbrüderschaft feierte im Juli ihr 275. Jubiläum.

**Laupheim:** Dem Architektenteam Mann und Partner wurde für die Planung des Verwaltungsgebäudes der Firma Uhlmann der Hugo-Häring-Preis verliehen. Als Dauerleihgabe der EVS ist dem Heimatmuseum eine kostbare Lindenhölzplastik des heiligen Ulrich aus dem Jahre 1510 überlassen worden. Sie ist damit an ihren Entstehungsort zurückgekehrt.

In einer neuen Standvitrine werden eine Thorakrone und andere Erinnerungen an die jüdische Gemeinde Laupheim gezeigt.

**Mittelbuch:** Im Landeswettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ ist Mittelbuch wieder mit einer Medaille bedacht worden. Mittelbuch profilierte sich für 1981 als das „schönste Dorf des Kreises“.

**Neufra:** Am 10. Oktober 1980 eröffnete im renovierten Rentamt des Schlosses die „Galerie am Schlossberg“ ihre Pforten (Träger: Christian und Waltraud Johansen).

**Riedlingen:** Die Riedlinger Trachtengilde bemüht sich um die Wiederbelebung der traditionellen Volkstrachten im Raum Riedlingen. Zur Einführung sind vorgesehen eine festliche Bürgertracht, eine Bauertracht und eine Kindertracht nach dem ungefähren Stand von 1840. Die Trachten wurden nach alten Vorlagen von dem Trachtenberater Jürgen Hohl (Weingarten) gestaltet und im September durch eine Ausstellung in der Kreissparkasse der Öffentlichkeit vorgestellt.

**Rot an der Rot:** Im Alter von 72 Jahren verstarb am 12. Mai in Reutlingen der aus Rot an der Rot gebürtige Graphiker HAP Grieshaber.

**Stetten:** Mit Festlichkeiten und einer Ausstellung im Rathaus beging das Dorf vom 22. bis 23. Mai seine 800-Jahr-Feier.

**Tiefenbach:** Frau Rosa Riedmüller, von Rundfunk und Schallplatten bekannt als die „dichtende Bäuerin von Tiefenbach“, feierte ihren 70. Geburtstag.

**Untersenddorf:** Im Rahmen der ZDF-Reihe „Tatort“ wurde die Ortschaft Schauplatz des Fernsehkrimis „Ein bißl was Schönes“.

**Winterstettenstadt:** Mit einem Vortrag von Min.-Dir. Dr. Max Flad und einer Foto-Ausstellung im Fachwerkhaus wurde der 250. Geburtstag des aus Winterstettenstadt gebürtigen Barockmalers Joseph Christ begangen.

## Publikationen

**Altheim:** Zur Rathauseinweihung haben Karl Wolf, Emil Münch und einige weitere Mitautoren eine reich bebilderte Broschüre verfaßt, die eine Art kleines Heimatbuch der Gesamtgemeinde darstellt (Bürgermeisteramt Altheim 1981).

**Biberach:** Im Nachgang zu den Landeskunstwochen 1980 hat das Kulturamt einen sog. Resüméeband herausgebracht mit Reden, Presseberichten und einer zusammenfassenden Nachlese von Kulturreferentin Gisela Krauß (Biberacher Verlagsdruckerei, 12,- DM).

Als dritte Veröffentlichung der Stiftung Literaturarchiv Oberschwaben erschien eine dreibändige Werkausgabe von Maria Menz (Thorbecke Verlag, Sigmaringen). Das Werk wurde von Martin Walsler und Verleger Bensch am 6. September in der Biberacher Stadtbücherei der Öffentlichkeit vorgestellt.

Über Anton Braith und Christian Mali sind zwei neue Bücher erschienen:

Hans Peter Bühler: Anton Braith. Christian Mali. Tiermaler der Münchner Schule (322 S.). Das Werk ist seit der Biographie Braiths von Adam Kuhn aus den zwanziger Jahren die erste zusammenfassende Würdigung vor allem der Gemälde der beiden Künstler und großzügig ausgestattet (Verlag Philipp von Zabern, Mainz, 1981, 128,- DM).

Anton Braith, Christian Mali: Alpenländisches Skizzenbuch. Zeichnungen und Texte von Alpenwanderern. Herausgegeben von Hans Heyn (Rosenheimer Verlagshaus 1981, 175 S., 39,80 DM). Diese Publikation stützt sich vor allem auch auf die unveröffentlichten Skizzenbücher Braiths, die sich im Besitz des Museums Biberach befinden. Den Zeichnungen werden Texte zeitgenössischer Reiseschriftsteller gegenübergestellt.

Prof. Dr. Hansjörg Schelle, Enkel Reinhold Schelles, des Gründers des Wieland-Museums, hat als Band 421 der Reihe „Wege der Forschung“ einen Sammelband „Christoph Martin Wieland“ herausgegeben (Wissenschaftliche Buchgemeinschaft Darmstadt 1981, 483 S., 88,- DM). Hansjörg Schelle, Professor der Literaturwissenschaft an der Universität Michigan in Ann Arbor (USA) veröffentlicht hier für das deutsche Lesepublikum eine Reihe von Wieland-Aufsätzen, die nach dem Krieg von ausländischen Fachleuten vorgelegt worden sind.

Im November 1981 hat der Verlag Gronenberg (Gummersbach) einen Erinnerungsband „Biberach in alten Fotos“ herausgebracht, der von Hanne und Erich Fleisch unter Beratung durch Adolf Mayer (Haberhäusle) gestaltet wurde.

Das Museum Biberach hat einen sehr gut ausgestatteten Katalog zur diesjährigen Ausstellung „Bilder und Zeichnungen von Romane Holderried-Kaesdorf“ gestaltet.

Der Kalender der Kreissparkasse Biberach 1982 bringt 13 Reproduktionen von Ölbildern Jakob Bräckles.

**Heggbach:** Zum Klosterjubiläum hat Gymnasialprofessor Ludwig Haas im Auftrag der „Heggbacher Einrichtungen“ eine Festschrift „750 Jahre Kloster Heggbach 1231-1981“ herausgebracht (Thorbecke Verlag Sigmaringen 1981, 50 Abb., 124 S., 20,- DM). Sie enthält u. a. Beiträge von Dr. Kassian Lauterer, Dr. Otto Beck, Prälat Ludwig Jung, Architekt Friedrich Mann, Dipl.-Psych. Norbert Rapp.

**Laupheim:** Im November 1980 ist in der Reihe „Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württemberg“ eine kleine Handreichung über das Landschaftsschutzgebiet Osterried erschienen. Als Herausgeber zeichnet Prof. Rüdiger German, Beiträge liefern Rolf Müller, Matthias Mader, Alfred Buschle, Volker Fröhlich, Heiko Bellmann, Josef Ott und Hans Helmut Klepser. Das Bändchen ist mit schönen Farbfotos ausgestattet.

Laupheimer Heimatfreunde haben für 1982 einen Kalender „Laupheim auf alten Postkarten“ herausgebracht.

**Riedlingen:** Unter dem Titel „Rathaus - Herz der Stadt“ erschien eine Festschrift zum Abschluß der dortigen Flächensanierung mit Beiträgen von Dr. Kurt Diemer, Rolf Kronenbitter, Dipl.-Ing. Benno Reck u. a.

Im Verlag Schnell & Steiner (München) ist eine Monographie über den Riedlinger Künstler Albert Burkhart herausgekommen (1981).

Von Michel Buck, dem Dialektdichter und Volkskundler, ist ein Nachdruck der Schrift „Auf dem Bussen“ von 1886 besorgt worden (72 S., Ulrichsche Buchhandlung Riedlingen 1980).

Derselbe Verlag hat auch Bucks „Erinnerungen aus meiner Kindheit“ neu herausgebracht.

Außerdem ist im Verlag Willy Metzger & Ertingen ein „Michel Buck Brevier“ erschienen, eingeleitet und kommentiert von Heinz-Eugen Schramm (Tübingen). Es enthält auf 285 Seiten die „Bekanntnisse“, „Erinnerungen aus meiner Kindheit“, „Bagenga“ und „Der Broiler kommt“ nebst Wörter- und Literaturverzeichnis.

Die Trachtengilde hat einen großen Vierfarbendruck „Trachten aus dem Oberamt Riedlingen“ herausgebracht (38,- DM).

**Stetten:** Zur 800-Jahr-Feier des Orts erschien aus der Feder von Emil Hösch unter Beteiligung verschiedener anderer Autoren ein Festschrift.

**Ummendorf:** Das schon lange vergriffene Heimatbuch „Ummendorf“ von Pfarrer A. Angele aus dem Jahr 1954 ist in unveränderter Form neu aufgelegt worden (Bürgermeisteramt Ummendorf, 15,- DM).

---

SONDERDRUCK

# Zeit und Heimat

## Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 2 vom 27. August 1981/ 24. Jahrgang

---

4. Jahrgang – Heft 2 – Seite 49

## Kürnbach – von der Vergangenheit geprägt

Von Siegfried Krezdorn

Die Besucher des Freilichtmuseums Kürnbach mit den aus verschiedenen Jahrhunderten stammenden altoberschwäbischen Häusern zeigen Interesse an Landes- und Volkskunde. Sie werden daher auch nach dem geschichtlichen Werdegang des Dorfes Kürnbach fragen, in dessen Gassen und Winkeln noch immer ein Hauch der Vergangenheit zu spüren ist. Während die nahe Stadt Bad Schussenried vor allem in der kunstgeschichtlichen Literatur einen

beachtlichen Platz einnimmt und auch in landesgeschichtlichen Forschungsergebnissen zu finden ist, wurde Kürnbach mit seinem gleichnamigen Ortsadel in heimatgeschichtlichen Darstellungen bisher kaum beachtet. Dabei waren die Kürnbacher Ortsherren - die Herren von Kürnbach - ursprünglich fast so begütert wie die „Edlen“ von Schussenried, deren letzte männliche Sprossen - die Brüder Konrad und Beringer - im Jahre 1183 mit ihren Eigengütern ein Prämonstratenserklöster stifteten. Diese Stiftung war die Grundlage für die Entwicklung der heutigen Stadt Bad Schussenried. Die Frage, wie wäre die Geschichte von Schussenried verlaufen, wenn die „Edlen“ Konrad und Beringer das Kloster am Ursprung der Schussen nicht gestiftet hätten, ist im Blick auf Kürnbach leicht zu beantworten. Schussenried wäre ein Dorf mit einer Adels Herrschaft geblieben und schließlich wie Kürnbach in einem größeren Herrschaftsgebiet aufgegangen. Die Stadt Bad Schussenried hat also allen Grund, im Jahre 1983 das 800-Jahr-Jubiläum der Klosterstiftung zu feiern. Durch die Klostergründung wurde Schussenried im Laufe der Zeit zum Verwaltungsmittelpunkt einer beachtlichen reichsunmittelbaren Herrschaft, die bis vor die Tore der Stadt Biberach (Stafflangen gehörte zu Schussenried), der Stadt Bad Waldsee (Michelwinnaden gehörte zu Schussenried) und der Stadt Saulgau (Ober- und Untereggatsweiler gehörte zu Schussenried) reichte. Kürnbach aber blieb ein Ritterdorf, bis die Eigengüter der Herren von Kürnbach, auch die dortigen Lehengüter samt den Ortsrechten, im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts durch Kauf und Schenkungen in den Besitz des Klosters Schussenried übergangen.

## Kürnbach in frühgeschichtlicher Zeit

Zur Aufhellung der Frühgeschichte - also der Geschichte bevor Urkunden über Rechts- und Besitzverhältnisse Aufschluß geben - ist der Flurkartenatlas sehr hilfreich. Dieses Kartenwerk wurde anlässlich der ersten Landesvermessung auf Anordnung des Königs Wilhelm I. von Württemberg gezeichnet - mit den alten Flurnamen, die teilweise bis zur Landnahmezeit und darüber hinaus zurückreichen. Nun findet sich in der Flurkarte von Kürnbach im Anschluß an den östlichen Ortsetter der Flurname „Hochäcker“. Damit ist bewiesen, daß der Ackerbau in Kürnbach schon im Frühmittelalter in Form gewölbter, nicht eingebener Äcker betrieben wurde. Die Wölbung (deshalb „Hochäcker“) entstand durch die damals noch primitive Pflugform. Besonders in Gegenden mit feuchtem Boden - wie bei Kürnbach - war dieser Ackerbau angebracht. Er erzeugte Wölbungen im Ackerboden, weil die Ackerschollen mit dem Streichbrett des Pfluges sowohl bei Pflugvorlauf und -rücklauf nach innen geworfen wurden. Beim Ebenackerbau der erst nach 1300 zur Anwendung kam, wurde in umgekehrter Richtung gepflügt und die Scholle dabei auseinandergeworfen.

Die schwäbischen Urdörfer - zu denen Kürnbach zweifelsohne zählte - bestanden meist aus wenigen Höfen. Ihre Bewohner wählten aus ihrer Mitte einen Dorfältesten. Dieser übte den sogenannten Flurzwang aus, d. h. er bestimmte den Beginn der Aussaat und der Ernte und sorgte für Frieden unter den Dorfbewohnern. Im Laufe der Zeit vermochten die Dorfältesten ihre Vormachtstellung im Dorf zu festigen. Ihr Hof (Herrenhof) hob sich immer deutlicher von den anderen Höfen ab. Das Amt des Dorfältesten wurde schließlich erblich und so entstand der Ortsadel. Mit dem „von“ vor dem Namen nannte sich dieser nach der Ortschaft, über die er gebot.

## Kürnbach – ein Edel- und Dienstmannensitz

Die Schreibweise von Kürnbach wechselte wie folgt: 1205 Churinbach, 1227 Churenbach, 1256 Kurinbach, 1304 Kürrenbach und 1569 Kirnbach. Abzuleiten ist dieser Ortsname von Kürn = Mühle, die an einem Bach stand. Obwohl in keiner Urkunde eine Mühle genannt wird, so darf das Vorhandensein einer solchen im Mittelalter, und zwar am Krebsgraben, angenommen werden. Zu einer Burg an einem Wasserlauf - in Kürnbach am Krebsgraben - gehörte fast immer eine Mühle. Wahrscheinlich wurde der Mühlenbetrieb eingestellt, als das Kloster Schussenried, das zwei Mühlen im Ort besaß, im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts die Grundherrschaft und die Ortsrechte von Kürnbach erwarb.

Schon bevor im Jahre 1183 die „edelfreien“ Brüder Konrad und Beringer von Schussenried mit ihren Eigengütern ein Prämonstratenserklöster stifteten, hatten die Herren von Kürnbach große Teile ihres ursprünglichen Eigentums an Gütern und Rechten zu Kürnbach - ob durch Verkauf oder Erbschaftsweise durch eheliche Verbindungen - bereits eingebüßt. Das Eigentumsrecht an mehreren Höfen in Kürnbach besaßen die Eltern der beiden Klosterstifter. Von ihnen erbten die beiden Klosterstifter ein Eigengut, die sie in das Stiftungsgut einbrachten. Das Eigentum an den übrigen Höfen erbte dagegen die Schwester der Stifter bzw. ihr Ehemann Konrad von Wartenberg. Allerdings waren diese Höfe - wie nachfolgend noch geschildert wird - als Erblehen an Herren von Kürnbach weiterverliehen.

## Die Herren von Kürnbach als wartenbergische Vasallen

Als der letzte der beiden Klosterstifter gestorben war, erhob Konrad von Wartenberg Anspruch auf deren Erbe. Mit Waffengewalt fiel dieser ins Klostergebiet ein und vertrieb die Konventualen, die im Mutterkloster Weißenau eine Zuflucht fanden. Erst im Jahre 1205 traf Bischof Diethelm von Konstanz ein Abkommen, das den Frieden zwischen dem jungen Kloster am Ursprung der Schussen und den Rittern von Wartenberg herstellte und das im Jahre 1220 nochmals erneuert wurde. Danach bekam das Kloster die Möglichkeit in Aussicht gestellt, die in Schussenried und Umgebung gelegenen Wartenbergischen Lehen zu erwerben. Die bürgerlichen und adeligen Lehenträger, die von den Wartenbergern derartige Güter als Erblehen besaßen, durften aber vom Kloster, wenn es solche Güter von den Wartenbergern erwarb, nicht eigenmächtig aus dem Lehen vertrieben werden. Wenn wartenbergische Lehenleute jedoch ihren Lehenbesitz an das Kloster verschenken wollten, dann sollten die Wartenberger künftig auf jeden Einspruch verzichten. Nur wenn das Kloster solche Güter käuflich erwerben könne, dann sei eine Zustimmung der Wartenberger erforderlich, die aber immer gegen Bezahlung einer Entschädigung gewährt werde.

Im Jahre 1251 faßten die Brüder Ulrich und Rudolf von Churenbach den Entschluß, ins Kloster Schussenried einzutreten. Rudolf von Kürnbach schenkte deshalb dem Kloster verschiedene Güter, die er in Kürnbach besaß. Nachdem er gegenüber den Wartenbergern (Konrad und Heinrich und der Sohn des letzteren von Wartenberg) auf sein Lehenrecht daran verzichtet hatte, überließen die Lehenherren gemäß ihrem Versprechen dem Kloster die Güter als Eigentum. Sie knüpften aber die Bedingung daran, daß diese Güter ohne ihr Wissen nicht verkauft werden dürfen, außer es könnte mit dem Erlös etwas Wertvolleres erworben werden. Auch Ulrich von Kürnbach schenkte dem Kloster alle seine Güter in Kürnbach. Nur 3 J. Acker und zwar in jedem Ösch 1 J. und 3 Mm Wiesen behielt er zur lebenslänglichen Nutznießung für seine „relicta“ (= Zurückgelassene) und deren Tochter Adelhaid. Wer die Zurückgelassene war - ob seine Haushälterin oder ein Verwandte - ist nicht zu ergründen. Außerdem mußte das Kloster seiner Mutter Hiltrudis jährlich 10 solidi (Geldmünzen) bezahlen, nach ihrem Tod solle jedoch alles dem Kloster heimfallen (gehören).

Im Laufe des Jahres 1256 sandten die Brüder Gebhard, Ulrich und Burkhard von Kürnbach ihre Güter in Kürnbach nach und nach ihren Lehenherren - den Rittern Konrad und Heinrich von Wartenberg - auf und baten diese, die betreffenden Güter dem Kloster Schussenried zu überlassen. Die Wartenberger entsprachen alsbald dem Wunsch ihrer Lehenleute.

Am 13. Januar 1257 vermachten die „edlen“ Männer Konrad und Heinrich sowie der Bruder ihres Vaters Konrad der Ältere, alle von Wartenberg, letztwillig „um ihres Seelenheils willen“ dem Kloster Schussenried alle Güter, die sie in Kürnbach ausgeliehen hatten, so das Gut, welches Ritter Hermann, genannt Genus, lehenweise in Kürnbach besaß und die Güter, welche Gebhard von Kürnbach dort von Ritter Heinrich von Slegwiler und von Heinrich genannt Buteli gekauft und als wartenbergische Lehen besessen hatte. Der Klosterchronist vermutete, daß der Grund für die Schenkungen der Wartenberger deren schlechtes Gewissen gegenüber dem Kloster gewesen sei.

Im Jahre 1282 geriet Konrad von Kürnbach mit dem Kloster Schussenried in einen heftigen Streit und zwar wegen seinem Hof gelegen zu Kürnbach, den er lehenweise vom Kloster besaß. Dafür sollte er dem Kloster jährlich an Lichtmaß  $\frac{1}{2}$  Pfund Wachs abliefern, was er jedoch ablehnte. Erst nachdem das Kloster beweisen konnte, daß er dieses Gut nur als klösterliches Zinslehen nutzen durfte, und die Ritter von Wartenberg das Eigentumsrecht an diesem Hof dem Kloster schon längst überlassen hatten, anerkannte er seine Lehenpflicht und daß ihm in Kürnbach an Zwing und Bann sowie an Ehefte nur gehöre, was ihm das Kloster vergönne.

Leider ist aus Mangel an Hinweisen die Stammfolge der Herren von Kürnbach aus den Urkunden nicht zu ermitteln. Im Jahre 1295 verkaufte Konrad Schenk von Winterstetten dem Kloster Schussenried für 10  $\beta$  Pfennig Konstanzer Münze ein Gut in Hervetsweiler, mit dem Konrad genannt von Kurinbach belehnt war. Dieser Konrad von Kürnbach könnte einer der fünf Brüder (Konrad, Ulrich, Burkhard, Heinrich und Rudolf) von Kürnbach gewesen sein, die im Jahre 1300 das „Truzenlehen“, das Bruder Ulrichs Lehen (wohl ihr Onkel Ulrich von Kürnbach, der 1251 ins Kloster eintrat), der Schwester Eggelun Lehen und ein Holz genannt „Kilchsach“ als ihr Eigentum beanspruchten. Wegen dieses Lehens war es zu Auseinandersetzungen mit dem Kloster Schussenried gekommen, bis den Brüdern nachgewiesen wurde, daß alle diese Güter von den Wartenbergern dem Kloster geschenkt worden waren. Um des Friedens willen bekam jeder von ihnen aus der Klosterkasse 10  $\beta$  h bezahlt.

Ein Rudolf von Kürnbach war ein Eigenmann des Schenken Konrad von Winterstetten und wurde von seinem Herrn im Jahre 1294 dem Kloster Weingarten überlassen.

Konrad, Burkhard und Heinrich von Kürnbach siegelten 1299 eine Urkunde für Johann Truchseß von Waldburg.

Konrad von Kürnbach war um diese Zeit Dienstmann des Ulrich von Königsegg. Im Jahre 1302 schenkte Ulrich von Königsegg zur Ehre Gottes und seiner seligsten Mutter Maria das Eigentumsrecht an den Gütern zu Kürnbach, mit denen er vorgenannten Konrad von Kürnbach belehnt hatte und die vormals u. a. Sixtus Rumpf bewirtschaftete, dem Kloster Schussenried. Damit wollte er das Vermächtnis seines Vaters Ulrich von Königsegg einlösen.

Aus dem Vorstehenden wird deutlich, daß einige Glieder der Familie von Kürnbach Lehenleute der Ritter von Wartenberg, der von Königsegg, der Schenken von Winterstetten und des Klosters Schussenried waren. Nur eine Linie der Herren von Kürnbach besaß bis zu ihrem Aussterben mehrere Höfe in Kürnbach als Eigentum, darunter war die Burg und der einstige Herrenhof. Ein Gebhard von Kürnbach kann als erstes Glied dieser Linie urkundlich nachgewiesen werden. Er war der einzige Herr von Kürnbach, der wiederholt als Zeuge und Siegler erbeten wurde (1257, 1258, 1263, 1265), 1273 zusammen mit seinem Sohn Ulrich von Kürnbach.

Von allen, die den Namen von Kürnbach führten, war Gehard von Curinbach der einzige, der 1257 als „vir nobilis“ (edler Mann) und als „dominus“ (Herr) bezeichnet wird. Sein Sohn Ulrich von Kürnbach siegelte 1276. Danach trat dieser als Konventuale ins Kloster Schussenried ein.

Am 17. November 1304 beurkundeten Probst und Konvent zu Schussenried, daß ihr Mitbruder Ulrich von Kürnbach und seine Schwester Gese von Kürnbach all ihr liegendes und fahrendes Gut der „Frauen St. Marienkirche“ in Schussenried als Eigentum vermacht haben mit der Bedingung, dieses Gut noch auf Lebenszeit selbst nutzen zu dürfen. Vom Kloster bekamen die beiden Geschwister im Schussenrieder Haus zu Saulgau ein lebenslängliches Wohnungsrecht eingeräumt. Sollte aber dieses Haus noch zu ihren Lebzeiten verkauft werden, dann müsse ihnen das Kloster alle Kosten erstatten, die sie für Unterhaltung des Gebäudes ausgegeben haben. Ihr Bruder Gebhard, der jung an Jahren starb, erbt die elterliche Burg samt Hof. Ruf (Rudolf) von Kürnbach - der letzte seines Stammes und Namens - bereitete dem Kloster als Vogt (Vormund) der Kinder des verstorbenen Gebhard von Kürnbach wegen eines Gutes zu Kürnbach rechtliche Schwierigkeiten. Probst Ortolf bat deshalb den Ritter Johann Truchseß von Waldburg, Vogt in Oberschwaben, um eine Entscheidung, die 1334 nach Anhörung der Parteien gefällt wurde. Danach war die Ehaftin des Dorfes Kürnbach (Orts Herrschaft) bereits ein freies Eigentum des Klosters Schussenried.

Ob Rudolf von Kürnbach verheiratet war ist den Archivalien nicht zu entnehmen. Kinder hatte er jedenfalls keine. Dagegen waren aus der Ehe des Gebhard von Kürnbach mit der Anna Schorpp von Winterstetten drei Töchter hervorgegangen. Anna von Kürnbach geborene Schorpp entstammte sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits einer kinderreichen Dienstmännernfamilie der Grafen von Landau. Ihre Mutter war die Tochter des Cun von Stegen (Stadt Aulendorf). Graf Eberhard von Landau bezeichnete um 1300 ihren Vater Albrecht Schorpe mit Frau und Kinder als seine „dienstman“.

## Ritter von Neuneck als Erben der letzten Kürnbacher

Zwei Töchter des Gebhard von Kürnbach - Margarethe und Ursula - vermählten sich mit den Brüdern Träglin (Tragebot) und Huglin (Hugo) von Neuneck (Nünegg), die durch ihren Bruder Albrecht von Neuneck, Kirchherr zu Herbertingen (Kr. Sigmaringen), nach Oberschwaben gekommen waren. Beide Brüder hatten ihre Jugendzeit in der väterlichen Burg Egelstal im lieblichen Neckartal bei Horb-Mühlen verbracht. Über „die Burg Neuneck und ihr Adel“ hat Johann Ottmar eine Dissertation geschrieben, die 1974 (Göppingen) veröffentlicht wurde. Danach hatte der Vater der beiden Brüder, Albrecht von Neuneck, keinerlei Beziehungen mehr zur gleichnamigen Stammburg im Glattal (Kr. Freudenstadt). Aus seiner Ehe mit Ite von Laubegg waren vier Söhne hervorgegangen. Der Sohn Albrecht von Neuneck, Kirchherr zu Herbertingen, ist in vielen Urkunden des Klosters Schussenried als Zeuge genannt. Vom zweiten Sohn Walter von Neuneck konnte Johann Ottmar nur eine urkundliche Quelle finden, von den Söhnen Huglin und Träglin von Neuneck keine, die einen Hinweis über deren spätere Familienverhältnisse geben bzw. ihre Ehefrauen nennen. Hug von Neuneck besaß bis 1348 die Burg zu Nenningen, das Dorf und die Leute zu Leitshofen und den Kirchensatz zu Bietingen (Kr. Sigmaringen). 1319 war er noch nicht mündig und das wahrscheinlich erst 1323, ebenso sein Bruder Träglin von Neuneck. Die Hochzeit der Brüder von Neuneck mit den Schwestern von Kürnbach kann also nicht vor dem Jahr 1323 stattgefunden haben. Träglin von Neuneck wohnte in Kürnbach und bewirtschaftete dort den Herrenhof. Als Nachbar erbat ihn das Kloster Schussenried oftmals als Zeugen und Siegler von Urkunden.

Weil sich die beiden Brüder von Neuneck wegen der Übernahme des von ihrem Schwiegervater Gebhard von Kürnbach hinterlassenen Erbes aber nicht einigen konnten, verkauften sie am 24. September 1341 mit „Gunst und Willen“ ihrer Ehefrauen Margarethe und Ursula und mit Zustimmung deren Vogts Rudolf von Kürnbach das Gut zu Kürnbach und das Gut zu Laimbach für 500 lb h (Pfund Heller) dem Kloster Schussenried. In den Kauf waren alle Häuser, Höfe, Äcker, Wiesen, Holz und Felder zu Kürnbach und Laimbach eingeschlossen, die einst ihr Schwiegervater als rechtes Eigentum besessen hatte. Am selben Tag stimmten Margarethe und Ursula von Kürnbach dem Verkauf der beiden Höfe an das Kloster noch förmlich zu, wonach Träglin von Neuneck mit beiden Höfen belehnt wurde.

Weil der vorgenannte Kaufpreis im Jahre 1348 immer noch nicht ganz bezahlt war, focht Träglin von Neuneck den Kaufvertrag an. Außerdem sei ihm - so vermeinte er - ein Hof in Roppertsweiler („Rupolzwiler“) verfallen, weil vom Kloster die Bedingung, die sein verstorbener Schwiegervater an die Überlassung dieses Hofes für ein Seelgerät (Jahrtag) geknüpft habe, nicht eingehalten worden sei. Außerdem forderte er vom Kloster noch 2 lb (Pfund) Pfennige, die sein Schwiegervater für einen Hof in Kürnbach geliehen hatte. Nach zähen Verhandlungen verzichtete er schließlich am 4. Februar 1348 förmlich auf alle Ansprüche und vor allem auf die als eigen verkauften Höfe in Kürnbach und Laimbach.

Kurz danach - am 23. Mai 1348 - verzichtete auch seine inzwischen volljährig gewordene Schwägerin Anna von Kürnbach, Ehefrau des Johann von Weckenstein, gegenüber dem Kloster auf alle Ansprüche am Gut in Kürnbach und an dem in Laimbach und zwar im Einverständnis mit ihrem Ehemann und ihrem Vogt und Oheim Heinrich von Burren.

Sein Bruder Hug von Neuneck hatte das Erbe seiner Schwiegermutter Anna von Kürnbach, geborene Schorpp, in Winterstettenstadt angetreten. 1339 siegelte er dort zusammen mit seinem Onkel Albrecht Schorpp die Verkaufsurkunde des Gutes „zum Rudelsperg“ (abgegangene Siedlung bei Winterstettenstadt). Seine Schwiegermutter Frau Anna von Kürnbach stiftete am 30. November 1352 für das Seelenheil ihres Vaters Albrecht Schorpp, sowie für das ihres verstorbenen Bruders Albrecht und für die Kosten ihres Begräbnisses dem Kloster Schussenried das Gut zu Wattenweiler, das zur Hälfte der Pfarrei Winterstettendorf gehörte und ½ Gut zu Hervetsweiler, dessen andere Hälfte ebenfalls der Pfarrei Winterstettendorf gehörte. Dafür mußten zwei Jahrtage („Jahrzeiten“) gehalten und zum Jahrtag jedem Konventualen ein Maß Wein und ein Weißbrot gegeben werden; wenn das nicht geschehe, dann solle das Seelgerät (die Jahrtagsstiftung) an das Kloster Rot (an der Rot) fallen. Diese Urkunde besiegelten für die Erben der Stifterin die Ehemänner der Margarethe und Ursula von Kürnbach, Hug und Träglin von Neuneck.

Im Herrschaftsbereich des Klosters Schussenried scheint Hug von Neuneck kein Besitztum mehr gehabt zu haben. Am 22. September 1372 versprach er den von seinen Söhnen Aberli und Träglin von Neuneck als Pfleger aufgestellten Uz (Ulrich) von Essendorf, genannt von Hervisweiler (Hervetsweiler), nicht „zu iren“. Ulrich von Essendorf bewohnte die Burg in Hervetsweiler und lebte somit in nächster Nähe seines Pflegebefohlenen. Winterstettenstadt - wo Hug von Neuneck wohnte - war damals schon österreichisch, jedoch laufend an Adelige verpfändet. Im Jahre 1406 besaß der Sohn des Hug von Neuneck, nämlich Aberli (Albrecht) von Neuneck, „den Thurn (Turm), der gelegen ist in der Stadt zu Winterstetten und die Fischenz (Fischereigerechtigkeit) an der Rüsse“ (Riß) als österreichisches Pfand. Wie es scheint, verwendete schon Hug von Neuneck den Erlös aus dem Verkauf von Kürnbach und Laimbach zum Erwerb dieser Pfandschaft. Damit enden die Nachrichten über die Ritter von Neuneck in Oberschwaben.

## In Kürnbach stand einst eine trutzige Burg

Wo die Urburg bzw. der Herrenhof einst stand, dafür gibt der Flurname „Beund“ (= eingezäuntes Herrngut) einen sicheren Hinweis. In der Schussenrieder Hauschronik, die leider bei einem Bombenangriff auf Stuttgart in der Landesbibliothek verbrannte, war zu lesen, daß eine Adelsburg an der Stelle des St. Brigittahofes gestanden sei (heute Franz Bammert). Auf dem nebenliegenden Terrain, wo das St. Herkulagut stand (heute Adam Hochban), waren noch lange Zeit bedeutende Mauerreste zu sehen und zu finden, die schließlich zum Bau des Gutes St. Wenfrida (heute Ferdinand Schmid) verwendet wurden. Fünf Fuß starke Grundmauerreste wiesen dort auf einen Rundbau hin, der einen Durchmesser von etwa 60 Fuß gehabt haben dürfte. Dies war sicherlich das Fundament des einstigen runden Bergfrieds. Der Burgbereich war - nach den Mauerfunden zu urteilen - also verhältnismäßig umfangreich und in ihn der ursprüngliche Herrenhof eingebunden. Der Rundturm (Bergfried) wurde erst im 13. Jahrhundert in den Burgbereich eingefügt, denn vor 1220 läßt sich kein einziger Rundturm nachweisen. Von 260 Burgen, die Hans Martin Maurer in Südwestdeutschland und im Elsaß untersuchte, besitzen 170 einen Bergfried. Etwa drei Viertel der 170 Bergfriede sind quadratisch oder annähernd quadratisch und 29 haben eine runde Form. Von letzteren sind 11 sicher in den Jahren 1220 bis 1250 gebaut worden und 8 stammen aus spättaufischer Zeit.

Die Aufgabe eines Bergfrieds war der verstärkte Schutz einer Burg und sein Dienst als letzte Zufluchtsmöglichkeit bei größter Gefahr. Von ihm aus konnte das ganze Umland eingesehen werden, was für eine Burg inmitten des breitausladenden Schussentales sicher vonnöten war. In den Archivalien des ehemaligen Reichsstiftes Schussenried wird ein Burgstall in Kürnbach wiederholt genannt. Zum Burgbereich gehörte einst auch eine Mühle unten am Krebsgraben. Vor Jahren wurden dort am Krebsgarten größere Mauerstücke entdeckt.

Außerdem sind in Kürnbach noch Mauerreste von zwei festen Häusern gefunden worden. Das eine stand östlich des Krebsgrabens auf einer kleinen Anhöhe beim heutigen Haus des Vinzenz Bildstein und eines auf einer Anhöhe südlich der „Beund“ zwischen dem Anwesen des Siegfried Buck und Franz Keßler. In der Hoffnung, einen Schatz zu finden, hat ein Kürnbacher vor Jahren bei letzterem Haus gegraben. Dabei stieß er auf dicke Mauern aus Natursteinen. Sonst brachte er in mühseliger Arbeit nur Scherben ans Licht des Tages.

Leider ist von den Gebäulichkeiten des alten Kürnbach keine Beschreibung überliefert. Aber immerhin erhärten Hinweise auf Bodenfunde, daß in Kürnbach eine Burg und mindestens zwei feste, burgähnliche Häuser standen.

Irgendwann (vor 1183) muß die Herrschaft Kürnbach geteilt worden sein. Während die eine Hälfte mit der Urburg im Eigentum der Herren von Kürnbach und ihrer Nachfolger (Ritter von Neuneck) blieb, gerieten die Inhaber der anderen Hälfte in ein Abhängigkeitsverhältnis. Sie wurden Vasallen u. a. der edelfreien Herren von Schussenried. Ihre Güter in Kürnbach besaßen sie nur noch als Erblehen. Erst als Kürnbach durch Käufe und Schenkungen im 14. Jahrhundert in das unumschränkte Eigentum des Klosters Schussenried gekommen war, besaßen seine Einwohner wieder einen gemeinsamen Grund-, Zehnt-, Leib- und Gerichtsherrn.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

4. Jahrgang – Heft 2 – Seite 53

## 300 Jahre Post in Biberach (III. Teil u. Schluß)

### Posthalter versahen Dienst meist im Nebenberuf

Von Hermann Fritzenschaft

Die Leiter der Taxisschen Postanstalten versahen ihren Dienst meist im Nebenberuf. Der Postfuhrdienst, also die Beförderung der Postsachen und Reisenden, war den Posthaltereien mit Posthaltern (meist Gastwirten) übertragen. Postgehilfen und Briefträger standen vielfach in einem privaten Arbeitsverhältnis zum Postmeister. An Unterpersonal waren evtl. Briefträger, Packer und Kondukteure vorhanden. 1680 wurde eine Taxissche Posthalterei in Biberach errichtet. Die Posthalter besorgten zunächst den Postexpeditionsdienst (Annahme, Ausgabe von Briefen) mit. In der Regel wurde dieser in größeren Orten getrennt geführt, in Biberach nachweislich ab 1692.

Als Posthalter und somit mit der Stellung der Postillione, Pferde, Wagen, also der Durchführung der Transport- und Fuhrgeschäfte beauftragte Taxissche Postbedienstete sind überliefert:

1680-1682 Posthalter Carl Sautermeister. Er kam aus Günzburg und wurde vermutlich von Postmeister Pichelmayer als Mann seines Vertrauens eingesetzt, obwohl die Stadt Biberach den Kronenwirt bevorzugt hätte. Sautermeister erhielt die Bürgerrechte in Biberach.

1682-1690 Posthalter Georg Leinauer (Lindauer).

1690-1717 Posthalter Ulrich Wilhelm Helmschrodt (Erlenschrodt). Er wird genannt als Drechsler und Wirt zur goldenen Krone und legte 1703 erneut das Gelöbnis gegenüber dem Fürsten von Thurn und Taxis ab. Später scheint er Wirt „zum goldenen Kreuz“ gewesen zu sein.

1717-1730 Posthalter Johann Rößle. Er war der Wirt „zum weißen Kreuz“ und erhielt für zweimal wöchentliche Ritte nach Waldsee monatlich 10 Gulden.

1730-1744 Posthalter Johann Clemens Anton Rößle. Er war der Sohn von Johann Rößle und Besitzer des Gasthofs „zum weißen Kreuz“.

1744-1760 Posthalter Christianus Löhle (Löwle). Er war Weißkreuzwirt und beschwerte sich 1751 gegen den Postverwalter Steinhauser und den Posthalter Josef Anton Schwarzbauer von Ochsenhausen, die angeblich die Verlängerung seiner „Post-Patenta“ (Bestallung) hintertrieben.

1760-1780 Posthalter Matthäus Löhle (Löwle, später Lölin). Er unterhält 5 Knechte und 13 Pferde.

1780-1805 Posthalter Bauhof.

1805-1808 Posthalter Löhle (Nachfahre der früheren Löhle). Er kam wegen starker Verschuldung in Schwierigkeiten, konnte die nötige Kautions nicht mehr stellen, erbat wiederholt Vorschüsse. Wiederholte Bittschriften, als Kautions noch 2 schuldensfreie Wiesen mit 2 ½ Jauchert „in den Bronnadern und am krummen Weg“ anzunehmen. 1808 erfolgte die Dienstenthebung wegen Verschuldung.

1808-1819 Posthalter Franz Xaver Müller. Die Posthalterei wurde an den Kronenwirt Müller übertragen. 1819 ordnete die Königl. württ. Post an, Postverwaltung und Posthaltereie (Poststall) zusammenzufassen unter einer Leitung. Er kam dann zu dem Ausweg der Unterverpachtung der Posthaltereie unter dem jeweiligen Postmeister.

1819-1852 Posthalter Benedikt Müller und weitere Posthalter dieses Namens. Der Kronenwirt Benedikt Müller hatte die Posthaltereie pachtweise von Postmeister von Wölfing. Er stellte am 4. 3. 1829 das Gesuch um Übertragung des „Poststallhaltereiedienstes“ als selbständiger Posthalter. Es wurde abgelehnt, und es blieb weiterhin beim Pachtverhältnis. Im Juni 1830 brannte das Gasthaus Krone mit allen Nebengebäuden ab. Die Kronenwirte namens Müller blieben aber Pächter und Betreiber des Poststalles. Dieses Verhältnis endete, als 1852 der Posthaltereiedienst als selbständiger Dienst an den Kronenwirt Benedikt Müller übertragen wurde, der zuvor Pächter war. Er musste jedoch größere Dienstbeschränkungen hinnehmen, weil mit der Eisenbahn alle schienengleichen Strecken auf die Bahn verlagert wurden und die Pferdepostkurse aufhörten. Dieser eingeschränkte Dienst wurde wohl noch bis 1875 von den Kronenwirten ausgeführt. Danach gab es ausschließlich selbständige Postfuhrhalter, die aufgrund eines Postfuhrvertrags bestimmte Beförderungsdienste ausführten.

Nun zum Personal der Postexpedition und des Postamts:

1692-1724 Postverwalter Johann Ferdinand Scherer. Er bezeichnete sich selbst als „Reichs-Post-Spediteur allda“ und „Stadtgerichts-Assessoris“. 1711 erhielt er das Prädikat „Postverwalter“. Er erwähnte in einer Bittschrift um Gehaltserhöhung, daß ihm solches schon Herr von Pichelmayer versprochen habe. 1713 wurde Scherer wegen Zoll-Defraudationen (Hinterziehung) vom Dienst suspendiert und in Buchhorn (Friedrichshafen) arrestiert. Es soll sich um einen Getreideschmuggel in die Schweiz gehandelt haben. Er wurde jedoch später wegen Unschuldsbeweis wieder in den Dienst eingesetzt und dem Sohn die Anwartschaft auf Nachfolge zugesagt, falls er 100 Reichsthaler Kautions stellen könne. Im Jahr 1717 erhielt Scherer 80 Gulden jährlich „pour la depeche des lettres“. Scherer mußte sein Amt wegen Krankheit niederlegen.

1724-1745 Postverwalter Philipp Jakob Antonius Scherer, der Sohn Johann Scherers. Als Bewerber trat auch der Kronenwirt Hanns Jörg Christa auf. Scherer ist wahrscheinlich abgesetzt worden.

1745-1781 Postverwalter Georg Franz Xaver Schönhammer. Seinem Sohn wurde 1773 die Nachfolge zugesagt, von der er 1780 zurücktrat. Darauf erhielt sein Bruder Philipp die gleiche Zusage. Der Vater starb 1781 als „Postoffizial“, daraufhin versah die Witwe die Postgeschäfte weiter, bis der Sohn volljährig war und fertig studiert hatte (Jura).

1787-1797 Postverwalter Philipp Schönhammer. Er wurde 1797 als wirklicher Hofrat zum kaiserlichen Feldpostamt und dann zur Generalpostdirektion nach Regensburg versetzt, obgleich er noch Postmeister von Biberach war.

1798-1806 Postverwalter Bernhardin Kaelin aus Bamberg, auf Vorschlag Schönhammers als Amtsverweser eingesetzt, der katholisch war, guten Ruf und gute Zeugnisse des Prälaten von Neresheim hatte, wo er Buchhalter gewesen war. 1800 nahm die französische Armee Biberach im Sturm ein. Bei der anschließenden Plünderung und den Raubzügen der Husaren wurde auch das Postamt nicht verschont. Postverwalter Kaelin wurde mit Pistolen bedroht, geschlagen und um 200 Gulden Postgelder beraubt. Nach Bestätigung dieses Vorfalles durch die städtische Kanzlei wurden die Verluste vom Haus Thurn und Taxis ersetzt. Kaelin war nach 1806 Oberpostsekretär und Rechtsrevisor bei der Reichsoberpostdirektion Stuttgart.

Ein Sekretär Halberstadt von der Direktion Stuttgart wurde 1806 zum Postmeister ernannt. Er ist aber wahrscheinlich nicht in die Stadt gezogen. 1807 wurde er Oberpostmeister, 1810 als solcher zum Oberpostamt Ulm versetzt.

1808 Oberpostmeister Kurz. Früher Oberamtmann, wurde er Oberpostmeister des Oberpostamts Biberach, ging jedoch bald darauf als Oberpostamt zur Oberpostdirektion Stuttgart.

1809-1812 Postmeister von Hoff. Er war Hauptmann und ging 1812 als Oberpostmeister nach Tübingen.

1812-1819 Oberpostmeister von Wölfing. Er kam als erfahrener Postbeamter aus Tübingen.

1819-1830 Postmeister von Wölfing. Der Sohn des Oberpostmeisters war zunächst Oberleutnant im 7. Infanterie-Regiment. Nach dem Übergang der Post in die Taxissche Lebensverwaltung war Biberach Postamt mit Posthalterei, die jedoch an den Kronenwirt Benedikt Müller verpachtet war. Von Wölfing starb am 11. 3. 1830 im 35. Lebensjahr an Lungenlähmung. Vom Oberpostamt Ulm wurde der Offizial Stoß als Vertreter abgeordnet. Auf die Stelle bewarb sich auch Posthalter Ignatz Maucher von Buchau. Die fürstliche Generalpostdirektion zu Frankfurt lehnte diesen Bewerber jedoch ab und führte u. a. aus: „Die postamtlichen Expeditionsgeschäfte und die Coursverbindungen sowie auch das Rechnungs- und Kassenwesen des Postamts Biberach sind von solcher Erheblichkeit, daß dessen Verwaltung auch auf die kürzeste Dauer ohne Nachteil und Gefahr keinen anderen Händen als denjenigen eines praktisch erfahrenen ganz zuverlässigen und gewandten Postmannes anvertraut werden kann.“ Hierauf gab es erneut einen Kreis von 5 Bewerbern, meist Hauptpostamts-Secretaire von Stuttgart. Dann bewarb sich noch der Vater des verstorbenen Postmeisters von Wölfing mit 65 Jahren (1819 war er zugunsten seines Sohnes aus dem Dienst ausgeschieden). Schließlich kam Hauptpostamts-Secretair Schüllermann zum Zuge. Einer der Bewerber war Freiherr Carl von Ulm-Erbach, der von Fürst Joseph von Waldburg zu Wolfegg und Waldsee empfohlen wurde.

1830-1851 Postmeister Christoph Philipp Schüllermann. Er wurde als Postmeister von Biberach vom Königlich württembergischen Ministerium des Innern bestätigt und versah sein Amt bis zur Pensionierung. 1834 stellte Schüllermann den Antrag auf Anstellung eines fürstlichen Offizialen beim Postamt Biberach, wie das von 1806-1811 in der Königl. württ. Selbstadministration (allerdings als Oberpostamt) schon der Fall gewesen war. Als Begründung wurde genannt, die Geschäfte seien umfangreich und der bisherige Privatpostgehilfe ausgeschieden. Vorgeschlagen wurde an 1. Stelle ein Assistent Ackermann aus Tübingen, an 2. Stelle ein Assistent Schmalenberger aus Stuttgart. Der Antrag wurde abgelehnt, aber 1839 wiederholt. Dieses Mal genehmigte die Generaldirektion in Frankfurt bzw. das fürstliche Haus in Regensburg das Gesuch unter der Bedingung, daß Schüllermann dann von seinem Jahresgehalt 500 Gulden abtrat, das übrigens mit allen Tantiemen und Evoluten bei 2000 Gulden geschätzt wurde. Überdies hatte sich Schüllermann ein Augenleiden zugezogen, und die Geschäfte waren wiederum vermehrt. Als provisorischer Assistent kam nun Georg Klingler aus Stuttgart nach Biberach.

1838 wurde dem Briefträger, Packer und Kondukteur Lieb in Biberach für wöchentlich dreimaliges Begleiten des Eilwagens nach Ulm für Mehraufwand eine Gratifikation von 15 Gulden bewilligt. 1849 starb Lieb. Dann sollte der vormalige Amtsdienner Johann Gottlieb Langeneck aus Scheer diese Stelle bekommen, falls er 500 Gulden Kautions stellen könne. Er sollte ein Fixum von jährlich 300 Gulden, einen Montierungsbeitrag von jährlich 20 Gulden nebst den Gebühren für die Bestellung des Passagiergepäckes erhalten. Seine Vertretung im Krankheitsfalle mußte er aber selber stellen. Die Einstellung eines zweiten Briefträgers wurde 1849 erwogen, evtl. sollte auch dem ersten Briefträger für einen Privatpostgehilfen der Betrag von 250 Gulden gezahlt werden. Ein diesbezüglicher Antrag vom Postamt Biberach über das Oberpostamt Ulm an die Generalpostdirektion Frankfurt, von da an das fürstliche Haus in Regensburg schließt: „... in tiefster Ehrfurcht ersterben wir, Euer Hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigst treuehorsaamste Generalpostdirektion...“ Danach wurde für die Beschäftigung eines Gehilfen eine Zulage von 200-250 Gulden bewilligt. Der Gehilfe hatte zugleich den Kondukteursdienst für die Biberach - Memminger Fahrten versehen. Gutachtlich hatte noch der Hauptpostmeister Scholl aus Stuttgart berichtet, daß „die Verwendung eines zweiten Individuums für den Briefträger- und Packerdienst in Biberach nicht zu umgehen sein dürfte.“ 1850 wurde dann eine etatmäßige 2. Unterbedienstetenstelle mit 300 Gulden Jahresgehalt und 20 Gulden Montierungsgeld genehmigt und mit dem vormaligen Amtsgerichtsdienner Sauter aus Ulm besetzt. Der Antrag des Postamts Biberach auf eine 3. Stelle wurde abgelehnt.

Im Jahr 1851, beim Übergang auf die Württ. Staatspost, war beim Postamt Biberach außer dem Postmeister Schüllermann folgendes Personal vorhanden: Postassistent Thaddäus Staudacher mit 500 Gulden Gehalt, die der Postmeister aus seiner Tasche zahlen mußte, der Briefträger und Packer Johann Gottlieb Langeneck und der in gleicher Funktion tätige Ignaz Sauter.

Mit der Postverwaltung übernahm der württ. Staat am 1. 7. 1851 auch das bisher Taxissche Personal unter Gewährleistung seiner früheren Dienstrechte und Bezüge. Die Postbediensteten waren somit württembergische Staatsbedienstete. Besondere Vorschriften über die Aufnahme in den württ. Postdienst und die Dienstprüfungen waren durch eine Verordnung von 1853 getroffen. Danach war die Befähigung zu den Stellen im Verwaltungs- und Betriebsdienst durch eine Dienstprüfung nachzuweisen. Die Bewerber um Postinspektor- und Oberpostmeisterstellen sowie um Expeditior- und Kollegialstellen bei der Postkommission hatten die höhere, die übrigen Postfachbeamten die niedere Postdienstprüfung abzulegen. Die Zulassung zur höheren Prüfung setzte die Ablegung der ersten höheren Finanz- oder Verwaltungsdienstprüfung voraus, die Zulassung zur niederen Prüfung die Reife für die Universität. 1866 wurden Frauen für den Telegraphendienst allgemein zugelassen. Eine bestimmte Stellenzahl war für Militäranwärter vorgesehen und reserviert. Am 1. 7. 1851 waren in Württemberg 872 Postbeamte in den Staatsdienst übernommen worden, die bis 1901 auf 8007 und bis 1919 auf rund 14000 anstiegen.

Als Leiter der Biberacher Post nach dem Übergang auf die württ. Staatspost sind weiterhin zu nennen:

1851-1856 Postmeister und Bahnhofsverwalter Hettler. Er war zunächst Amtsverweser, ab 1853 Post- und Bahn-Chef zugleich. Am 6. 10. 1856 wurde er zur Bahnhofinspektion Stuttgart versetzt. Im Jahre 1858 waren in Biberach beschäftigt: 1 Assistent, 2 Briefträger (Packer) und ein Bürodienstgehilfe.

1859-1861 Postmeister und Bahnhofsverwalter Gutekunst. Seine Ernennung beendete einige Jahre der provisorischen Leitung des Postamts und des Bahnhofs Biberach.

1861-1884 Postmeister und Bahnhofsverwalter Emich.

1885-1887 Postmeister und Bahnhofsverwalter Pliksburg. Er kam aus Geislingen. 1886 waren Post- und Bahnverwalter wieder getrennt worden.

1887-1900 Postmeister Anton Haußmann. Er kam von Waldsee und wurde 1900 pensioniert.

1900-1905 Postmeister Reitter. Er kam aus Sulz am Neckar und ging nach Degerloch.

Das Postpersonal in Biberach bestand 1900 aus 10 Beamten, 12 Unterbediensteten und 7 Landpostboten. Es bestanden 9 Postagenturen, 1 Posthilfsstelle sowie Bahnpostdienst auf der Linie nach Ochsenhausen. Der Kassenumsatz hatte 1898 7,2 Millionen Mark betragen. Es gab in Biberach 69 Fernsprechteilnehmer.

1905-1912 Postinspektor Wilhelm Sartor. Er kam aus Stuttgart. Später Ernennung zum Oberpostmeister. Gestorben 1912.

1912-1919 Oberpostmeister Rudolf Baron. Er kam als Postbetriebsinspektor aus Stuttgart und ging 1919 nach Göppingen.

1919-1924 Oberpostmeister Eugen Schüler. Früher beim Bahnpostamt Stuttgart tätig, kam er im Oktober 1919 nach Biberach, gestorben 1924.

Mit Eugen Schuler schließt die Reihe der Leiter der Biberacher Postverwaltung bis zum Übergang der württ. Postanstalten auf die Deutsche Reichspost. Es schließen sich an die Amtsvorsteher Buck, Hochmüller, Mayer, Starz, Meyer, Ott, Bock, Roschmann und Alfred Brandt, der jetzige Postamtsleiter.

## Bauliche Unterbringung der Biberacher Post

Eine Institution wird nicht unwesentlich geprägt durch die Räume, in denen sie durch ihre Bediensteten tätig wird. So ist es auch bei der Post, die dazu berufen war und ist, Menschen und Sachen zu transportieren, sie damit einander näher zu bringen und damit Kommunikation zu fördern. Die Post braucht daher seit alters her gut zugängliche, zentrale Räumlichkeiten.

Die Posthaltereien als Pferdewechselstationen waren schon immer Mittelpunkt des Reiselebens, der Neuigkeiten. So waren sie von den frühesten Anfängen bei den Pferdehaltern, den Fuhrunternehmern, den Gastwirten untergebracht. So auch in Biberach seit der Gründerzeit im Jahr 1680. Als älteste sind nachgewiesen die Wirte zur goldenen Krone, zum goldenen Kreuz und zum weißen Kreuz, letztere nachweislich ab 1717. Ab 1744 änderte sich der Wirtsname von Rößle in Löhle, und ab 1808 ging die Posthalterei auf den Kronenwirt Franz Xaver Müller über, wo sie generationenlang verblieb. Mit der Einführung der Eisenbahn verloren die Posthaltereien viel von ihrer Bedeutung. Sie waren als selbständige Fuhrunternehmungen im Vertragsverhältnis mit der Post auf den Verbindungen zwischen den Bahnhöfen und in der örtlichen Paketzustellung tätig. Diese Fahrten der Postfuhrhalter wurden in Biberach von den Wirten zum schwarzen Rößle ausgeführt. Manchen älteren Postlern sind die Namen der Postfuhrhalter Kehle, Friedmann und Hayd noch geläufig. Zuletzt fand nur noch die Paketzustellung mittels Pferdewagen statt. Aber auch sie hatte am 30. 1. 1954 ihre letzte Fahrt.

Ab 1680 versah zunächst die Posthalterei auch die Expeditionsgeschäfte, bis im Jahre 1692 die Annahme-, Abhol- und Versandgeschäfte als eigentliche Postverwaltung abgetrennt wurden. Die Postexpedienten (später Postverwalter und Postmeister) versahen jedoch ihren Dienst nebenberuflich und unterhielten dazu im Erdgeschoß ihrer Wohnung ein Postexpeditionsbureau (Postgelaß) für das Publikum. Die Posthaltereien nahmen der Einfachheit und des Trinkgeldes halber auch Briefschaften an, doch kam es darob wegen der Gebühren zu Zwisten mit den Postverwaltern, deren erste Unterkünfte leider bis Ende des 18. Jahrhunderts nicht nachgewiesen sind.

Unter Amtsverweser Kaelin mußte die Postverwaltung im Juli 1805 aus dem Hause des Chirurgen Martini, welches verkauft wurde, vorübergehend in das Haus des Kaufmanns Ostermeier umziehen. Nach dem Übergang der Taxisschen Reichspost auf das Königreich Württemberg fand sich im Mai 1806 eine Lösung, indem das Postamt im Städtischen Kanzleigebäude (heute Haus Kugler-Mauer) ab 1807 zwei Postbureaus unterhalten konnte. Außer dem nun Oberpostamt gewordenen Postamt hatte dort auch der Postmeister seine Amtswohnung. Aber die Stadt verkaufte das Kanzleigebäude, und so mußte die Postverwaltung eine neue Bleibe suchen. Sie fand sie für lange Zeit in dem ehemaligen Frauenkloster (heute Amtsgericht am Alten Postplatz), das 1807 nach Aufhebung des Klosters Kaserne geworden war. 1812 erfolgte der Einzug.



Wegen der nicht zentralen Lage wurde eine Änderung gesucht. Aber die Mittel waren wegen der neuen Postgebäude in Stuttgart, Tübingen, Ulm und Heilbronn knapp. Im Oktober 1838 gab der Oberpostrat von Boger an das Oberpostamt Ulm ein Gutachten ab, das Haus weise zwar eine entfernte Lage an der Stadtmauer auf, sei aber vermöge seiner Ausdehnung und seiner Bauart von umso größerem inneren Wert. Keines der von dem Oberpostmeister Pießing aus Ulm vorgeschlagenen Privathäuser in Biberach sei für die Verlegung des Postamts geeignet, es wäre jedoch evtl. ein Austausch des dormaligen fürstl. Posthauses in Biberach gegen das im Zentrum der Stadt gelegene 3stöckige königliche Oberamtsgebäude (Schadenhof) möglich, weil ein Local für das Königliche Oberamtsgericht gesucht werde und das große Posthaus dieses und zugleich das königliche Oberamt aufnehmen könnte. Daraus wurde jedoch nichts, denn der Raum hätte für Oberamt und Amtsgericht zwar gereicht, aber die Amtspersonen wollten nicht so nahe beieinander residieren.

1841/42 wurden wieder einmal größere Reparaturen für ca. 1200 Gulden ausgeführt. 1840 war im Erdgeschoß eine Passagierstube für die Reisenden eingerichtet worden.

Postmeister Schüllermann beklagte sich über die Größe der Wohnung, die die ganze obere Etage des Posthauses einnehme. Er beantragte, daraus zwei Wohnungen zu machen, um eine weitervermieten zu können. Die vorgesetzten Stellen wollten aber in diesem Falle den Mietzins kräftig erhöhen, weshalb die Sache nicht zum Tragen kam.

Bald nach der Übernahme der Posten in den Besitz des württembergischen Staates am 1. 7. 1851 wurde der Postdienst in Biberach mit dem Eisenbahndienst vereinigt, und demzufolge übersiedelten der stellv. Amtsvorstand Hettler, der Assistent Staudacher, der Praktikant und die beiden Briefträger vom Postbüro im heutigen Amtsgericht in das Bahnhofsgebäude. Das Posthaus ging an die Finanzverwaltung über. Mit der Zunahme des Eisenbahnverkehrs trat allmählich Raumangel auf, und die Post wurde mehr und mehr in die Rolle des Aschenbrödel gedrängt, weil die Bahn ihre Räume selbst brauchte. Man suchte nun nach geeigneten Gebäuden oder Plätzen. Zunächst war geplant, an das Bahnhofsgebäude in nordwestlicher Richtung, also gegen den Güterschuppen hin, einen Anbau zu errichten, was jedoch die Generaldirektion der Eisenbahnen ablehnte, weil sie sich der eigenen Erweiterungsmöglichkeiten nicht begeben wollte. Auf der Suche nach geeigneten Räumen kamen Angebote von Gasthofbesitzer Eitel (Platz neben dem Württ. Hof), von Gerber Dollingers Witwe und von Gasthofbesitzer Hiller zur Krone. Auch Verwaltungsaktuar Bußhardt bot sein Haus in der Bahnhofstraße an. Geprüft wurden folgende Projekte: Der Platz neben dem Württ. Hof, der Platz gegenüber der Oberamtei, ein Platz neben dem Ulmer Tor und der Platz des heutigen Bahnhofs, der der Stadt gehörte. Dem Ministerium waren alle Projekte zu teuer, und es ordnete deshalb 1885 an, daß die Dienstlokale für das Postamt in den ehemaligen Güterschuppen, in dem sich die Lokomotivremise und Dienstgelasse der Bahnmeisterei befanden, eingebaut werden sollten. Der Einbau kostete nur 15 000 Mark und kam ganz in den nördlichen, dem Bahnhofsgebäude zugekehrten Teil des Schuppens zu liegen. Im Jahr 1886 wurden die Räume bezogen, im Jahr 1892 etwas erweitert.

## 1903 Bezug des Postamts

Als 1896 die Stadtgemeinde Biberach in einer Eingabe um Errichtung einer Öffentlichen Telephonstelle bat, wurde die Raumfrage von neuem aufgerollt, weil im Postgebäude (Güterschuppen) kein Platz für die Neuerung verfügbar war. Am 10. 7. 1896 berichtete Postmeister Haußmann, daß am besten das einstöckige Wohnhaus des ledigen Privatiers Georg Heiß, der Garten des Kaufmanns Staib und womöglich auch dessen Wohnhaus sich als Bauplatz für ein neues Postamt eigneten. Das Ministerium für auswärtige Angelegenheiten, Abteilung für die Verkehrsanstalten, lehnte ein entsprechendes Gesuch der Generaldirektion ab. Sodann wurden nach Rücksprache mit Postmeister Haußmann und Stadtschultheiß Müller die Göbelsche Faßfabrik gegenüber dem Bahnhofgebäude oder der gegenüber dem Güterschuppen liegende Göbelsche Platz für geeignet befunden, da auch die Eisenbahnverwaltung beabsichtigte, ein neues Bahnhofgebäude zu erstellen. Auf dem Platz schräg gegenüber dem Bahnhofgebäude war inzwischen von der Goldochsenbrauerei Ulm das Bahnhofhotel erbaut worden, so daß dieser Platz nicht mehr in Frage kam. 1899 erhielt das Postamt offiziell den Auftrag, den Baugrund für ein neues Posthaus zu erwerben. Es blieb nur noch der Platz Heiß-Staib. Die Generaldirektion übernahm die Kaufverhandlungen, und auf ihr Ersuchen erwarb zunächst die Stadt das Heißsche Anwesen für 15 500 Mark und die Straßenbauverwaltung das Staibsche Anwesen um 60 000 Mark. Davon wurden 778 qm an die Post für 12 000 Mark abgetreten, so daß der Grunderwerb insgesamt auf 28 100 Mark zu stehen kam. Der Besitzer Georg Heiß, der Junggeselle war, brauchte sich nicht mehr um eine Ersatzwohnung umzusehen. Er starb am 4. 6. 1901 mit 82 Jahren. Da mit dem Bau noch nicht begonnen werden konnte, wurde das Haus noch an Sattler August Striebl vermietet.

Die Pläne sahen einen Bauaufwand von 120 000 Mark vor und wurden vom Ministerium bereits nach 5 Tagen genehmigt. Die Baugenehmigung des Oberamts Biberach ließ dagegen noch ein halbes Jahr auf sich warten. Aber im Frühjahr 1902 begann der Bau und wurde am 29. 9. 1903 bezogen.

Das neue Postamt kam auf 140 819 Mark und beendete die beengten Verhältnisse im alten Güterschuppen, der der Post 17 Jahre Heimat gewesen war. 1926 wurden dann Pläne für einen zweiten Bauteil als Fortsetzung des bisherigen Gebäudes erstellt. Darin sollten vor allem neue Räume für die Paketpost und die neuen Fernmeldetechnik-Räume Platz finden. Die stürmische wirtschaftliche Entwicklung nach dem 2. Weltkrieg brachte vielfache räumliche Enge und drängende Probleme. Einige Schritte zur Erleichterung, wenn auch nicht zur umfassenden Lösung, sind in jüngster Zeit getan worden: Zuerwerb des früheren Gebäudes der Straßenmeisterei und des Hotels Württ. Hof. Im Rahmen der Deutschen Bundespost bildet heute das Postamt Biberach ein bedeutendes Glied als eines der rund 480 selbständigen Postämter im Bundesgebiet. Die Biberacher Post versorgt mehr als 100 000 Einwohner in 22 Städten und Gemeinden auf einer Fläche von 945 qkm täglich mit Dienstleistungen. Für den Amtssitz Biberach und 57 Filialen werden hier z. B. Werktag für Werktag im Ein- und Abgang etwa 100 000 Briefsendungen, 4500 Pakete und Päckchen und viele andere Dienstleistungen mit einem Gesamtpersonalbestand von etwas über 400 voll- und teilzeitbeschäftigten Dienstkräften bearbeitet.

## Wichtige Daten zur Biberacher Postgeschichte bis 1920

12. Jh. Nachrichtenaustausch durch Kloster-, Städte-, Kaufmanns- und Universitätsboten.

1489 Die erste durch Deutschland führende Reichspostlinie, von Franz von Taxis zwischen Innsbruck und Mecheln eingerichtet.

1516 Mitbesorgung von Privatbriefen ist jetzt möglich.

1530 Ständiger vorderösterreichischer Postkurs von Innsbruck über Füssen, Markdorf ins Elsaß.

1595 Leonhard von Taxis wird Generaloberpostmeister im Reiche und mit der Ausübung des Posthoheitsrechts als Gerechtsname des Kaisers beauftragt. Verbot des Nebenbotenwesens.

17. Jh. Starke Ausbreitung des Taxisschen Postwesens in Württemberg neben den landesherrlichen und reichsstädtischen Botenanstalten.

1635 Der Reichspostkurs von Augsburg über Leutkirch und Wangen nach Lindau steht in Konkurrenz zur vorderösterreichischen Linie.

1648 Biberach zählt nach dem 30jährigen Krieg noch 2200 Einwohner. Der langsam wieder aufblühende Handel benötigt Nachrichtenverbindungen, die meist von den Kaufmannsboten befriedigt werden (wichtigste Linie von St. Gallen über Ulm nach Nürnberg).

1680 Unter Abwürgung der Kaufmannslinie Gründung eines Reichspost-Reitkurses von Ulm mit Einrichtung einer „Posthaltere“ in Biberach nach Lindau. Wöchentlich ein Ritt. Die Posthaltere (l. Posthalter Carl Sautermeister) besorgt den Transport und den Expeditionsdienst.

1692 l. Postverwalter Johann Ferdinand Scherer.

1711 Ein weiterer Reitkurs zwischen Ulm und Meersburg berührt Biberach.

1743 Ein Reitkurs führt von Memmingen über Ochsenhausen nach Biberach.

1760 Der Ulm-Lindauer Kurs verkehrt täglich. Posthalter Löhle hält 13 Pferde und 5 Knechte.

- 1770 In Oberschwaben bestehen 19 Reichs- und 13 vorderösterreichische Postanstalten in 27 Orten.
- 1780 Neben dem Postverwalter ist ein Zusteller und Packer beschäftigt.
- 1781 Die erste Postkutsche verkehrt mit der „Fahrpost“ durch Biberach auf dem Kurs Ulm - Lindau.
- 1806 Mit der Auflösung des Deutschen Reichs erlischt das Reichspostgeneralat. Gründung der Königl. württ. Landespost. Biberach wird Oberpostamt mit 15 unterstellten Postämtern. Das Oberpostamt wird im städtl. Kanzleigebäude (Haus Kugler-Mauer) untergebracht.
- 1807 Ein Kurs Stuttgart - Biberach über Metzingen, Urach, Riedlingen wird eingerichtet; 1810 bis Ravensburg verlängert.
- 1812 Die Post kommt in das ehem. Frauenkloster (heute Amtsgericht).
- 1819 Übertragung der Post in Württemberg an das Haus Thurn und Taxis als Lehenspost.
- 1830 Einführung von Schnellposten für die Personenbeförderung.
- 1849 Der erste Eisenbahnzug verkehrt von Ravensburg nach Biberach.
- 1851 Wieder württ. Staatspost. Umzug des k. württ. Postamts Biberach vom heutigen Amtsgerichtsgebäude in den Bahnhof. Gründung einer Telegraphenstalt in Biberach, mit dem Eisenbahndienst vereinigt. Erscheinen der ersten 4 Werte der württ. Kreuzermarken. Benützung der Eisenbahn für den Postverkehr. Abbau der Kutschenkurse. Aufstellung zweier Briefkasten am Bahnhof und am Marktplatz.
- 1867 Gründung der Norddeutschen Bundespost unter Führung Preußens. Daneben Postverwaltungen in Bayern, Baden und Württemberg.
- 1871 Gründung der Deutschen Reichspost (ohne Bayern, Baden und Württemberg).
- 1875 Einführung der Markwährung mit Herausgabe neuer Briefmarken.
- 1877 Betriebsversuche in Stuttgart mit dem Bell'schen Telephon.
- 1881 Vereinigung von Post und Telegraphie.
- 1882 Erstes öffentl. Fernsprechamt in Stuttgart mit 75 Teilnehmern.
- 1886 Verlegung des Postamts Biberach in das Gebäude der Bahnmeisterei.
- 1894 Der Fernsprechverkehr wird in Biberach mit 34 Teilnehmern eröffnet.
- 1903 Bezug des neu erstellten Postamtsgebäudes an der Eisenbahnstraße in Biberach.
- 1909 In Württemberg verkehrt die erste Kraftpost (Personenbeförderung; in Biberach erst ab 1930).
- 1920 Die württ. Post wird in die Deutsche Reichspost eingegliedert.

---

SONDERDRUCK

# Zeit und Heimat

## Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 3 vom 16. Dezember 1981/ 24. Jahrgang

---

4. Jahrgang – Heft 2 – Seite 58

## Das oberschwäbische Urdekanat Biberach ist 175 Jahre alt

Von Dekan Walter Bilger

Mit der alten Reichsstadt-Herrlichkeit ging in Biberach ein evangelisches Kirchenwesen zu Ende, das seit 1531 manche Stürme überdauert hatte. Es hat aber zwei Merkmale hinterlassen, die fast als einmalig gelten dürfen. Zum einen: Die im Westfälischen Frieden von 1648/1649 verankerte Parität, mit ihr verbunden das Simultaneum an der Biberacher Stadtkirche. Zum anderen: Ein kirchenstaatsähnliches Gebilde, in den kommunale und kirchliche Angelegenheiten noch lange eng verflochten waren. Bis heute ist davon übrig geblieben die Gemeinschaftliche Kirchenpflege als Rechtsträger der Stadtpfarrkirche St. Martin. Der Paritätsgedanke hat, darüber ist man sich heute einig, eine große Ausstrahlungskraft gehabt und mitgeholfen, die Toleranzidee bis weit hinein in den europäischen Raum zu fördern. Aber inzwischen schrieb man die Jahre 1802/1803, die vieles verändern sollten. Die Stadt kam zunächst an das Haus Baden und 1806 an die württembergische Krone. Damit begann für Biberach und für die evangelische Kirche ein ganz neuer Abschnitt. Die ehemals mit einer strahlenden kulturellen Tradition versehene Reichsstadt sank zunächst zurück in den Rang eines württembergischen Provinzstädtchens. Die ehemalige evangelische Landeskirche Biberach verlor ihren selbständigen Charakter.

Die Senioren, Oberhäupter der evangelischen Kirche in Biberach, trugen einst als Zeichen ihrer Würde das Bischofskreuz. Sie waren kleine Landesbischöfe und ließen ihr Andenken durch z. T. künstlerisch wertvolle Ölporträts verewigen. An ihre Stelle traten nun die Dekane der württ. Landeskirche, die vom straff zentral geleiteten Konsistorium in Stuttgart visitiert wurden und von dort ihre Dekrete und Erlässe empfangen. Das 1806 auf dem Papier gegründete württembergische Dekanat Biberach wurde zunächst vier Jahre kommissarisch vom altwürttembergischen Städtchen Blaubeuren aus versehen, wo seit der Reformationszeit ein Spezialsuperintendent (Dekan) saß. Das oberschwäbische Urdekanat reichte bis zum Bodensee. 1829 wurde das Dekanat Ravensburg abgetrennt. Biberach selbst hatte schon damals neben dem Dekan vier Stadtpfarrer, von denen einer mit einem Schulamt beauftragt war.

Wie stark die neu zu Württemberg gekommenen Provinzen nun auch politisch und kirchenpolitisch die Abhängigkeit von Stuttgart zu spüren bekamen - teils als segensreich, teils als vehementer Freiheitsentzug empfunden - wird sich im folgenden noch zeigen. Dazu bedarf es eines allgemeinen geschichtlichen

Überblicks, denn im ehemaligen Herzogtum Württemberg selbst ergaben sich damals einschneidende Veränderungen. Das Herzogtum wurde zum absolutistisch regierten Königreich, das sich gegenüber dem alten Herzogtum durch Abtretung und Zugewinn verschiedener Gebiete von Westen nach Osten und vor allem nach Süden verschoben, vor allem aber kräftig erweitert hatte. Württemberg verlor sein linksrheinisches Mömpelgard, konnte aber zum Beispiel in Oberschwaben neben all dem reichsstädtischen Gebiet viele Besitztümer hinzugewinnen, die z. T. aus geistlichem Fundus stammten. Dahinter stand die Politik Napoleons, der Frankreich mit einem Glacis (Vorfeld) abhängiger Nachbarstaaten umgeben und es so politisch und strategisch absichern wollte.

Entsprechend den Ideen der Aufklärung wurden die Konfessionen als gleichberechtigt angesehen (Württ. Religionsedikt von 1806). Das württembergische Herzoghaus lockerte damit seine vormals enge Beziehung zum evangelischen Altwürttemberg, wo es zugleich den Titel eines Summepiscopus (oberster Bischof) inne hatte. Die evangelische Kirche verlor ihre bisherige Vormachtsstellung am Hof, wo ehemals die württembergischen Prälaten kräftig mit hineinregierten - und dem Herzog zuweilen sogar die Kasse sperrten.

Unter dem 1803 und 1806 eingezogenen Kirchengut befand sich u. a. auch die vormalige Deutsch-Ordenskommande Altshausen. Der Einzug des Kirchenguts vollzog sich in zwei Schüben. Zunächst 1803, wodurch vor allem die altwürttembergischen evangelischen Kirchengüter betroffen waren; 1806 schlug dann dieser Akt voll durch auf die katholische Seite. Als Ersatzleistung übernahm der Staat Verpflichtungen für das Kirchenwesen, für die Schulen und für die Armenpflege. Die Verquickung von kommunalen, staatlichen und kirchlichen Belangen, die heute noch in vieler Hinsicht besteht, rührt mit aus jener Zeit. Für die Kirche war zwar äußerlich gesorgt, aber sie geriet damit in noch größere Abhängigkeit gegenüber dem Staat. Da das Königshaus seine Administration nach französischem, zentralistischem Vorbild aufbaute, wurde die kirchliche Verwaltung in die staatliche Ministerialverfassung eingebaut. Die Pfarrer wurden zu Staatsbeamten, die der König benennen und amtsentheben konnte. Dies war freilich schon in Altwürttemberg im Grunde nicht viel anders.

Schlimmer als diese Abhängigkeit war, daß der württembergische Staat, der nach französischem Vorbild immerhin die republikanische Trennung von Justiz und Verwaltung mit übernahm, nun auch in die Verkündigung der Pfarrer eingriff. Eine im Jahre 1809 herausgegebene, neue Amtsinstruktion bestimmte die Aufgabe von Predigt und Seelsorge dahin: „... haben die Menschen dem Laster zu entreißen, die Seelen zur Unsterblichkeit zu führen und die Christen zu guten Untertanen zu erziehen.“ Da sich die meisten Pfarrer dem Auftrag des Evangeliums mehr verpflichtet fühlten als den Amtsinstruktionen des Stuttgarter Ministeriums, entstanden oft starke Spannungen zwischen Staat und Kirche und innerhalb der Kirche selbst. Denn eine Richtung unter den Pfarrern verscrieb sich bibelorientierter Verkündigung, die andere sah sich eher im Sinne des ordnungs-orientierten Staatsdieners. Der Volksmund redete da treffend von der „schwarzen Polizei“. Abspaltungen in der evangelischen Kirche waren die Folge. Noch heute zeugen die Brüdergemeinde Kornthal und vor allem die Gründung des oberschwäbischen Wilhelmsdorf von diesen Spannungen. Die dort entstandenen pietistisch-orientierten Brüdergemeinden konnten sich eine völlige Unabhängigkeit von der Staatskirche erkämpfen und ihren eigenen kleinen Kirchenstaat einrichten.

Der staatsmännisch kluge König Friedrich I. behauptete sich auch nach den Befreiungskriegen (1813-1815) zwischen den Großmächten Österreich und Preußen und rettete so Neuwürttemberg als einen selbständigen Mittelstaat und als Mitglied des Deutschen Bundes in die folgenden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinüber. Eine gewisse Beruhigung auch im Verhältnis zwischen Staat und Kirche trat ein, als das Land 1819 eine von der Regierung und den Landständen vereinbarte Verfassung bekam. Doch bis zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Württemberg im Jahr 1868 war noch ein weiter Weg. Aus jenen Jahrzehnten ist nichts Außergewöhnliches von den evangelischen Pfarrern in und um Biberach zu vernehmen, außer dem einen, daß eine jahrhundertelange Tradition auch in anderer Hinsicht abgebrochen wurde: Die Pfarrer des ehemaligen kleinen Kirchenstaatswesens Biberach rekrutierten sich oft aus den Bürgersöhnen der Stadt. Die Familiendynastie Wieland ist dafür wohl das beste Beispiel. Aber nun sah das Hohe Konsistorium darauf, daß altwürttembergische Pfarrer nach Biberach kamen, die durch oft jahrhundertelange Verbundenheit ihrer Familien mit dem Herzoghaus und dem altwürttembergischen Staatswesen auch für die nötige Königs- und Staatstreue sorgen sollten. Den Dekanen fiel dabei eine besondere Funktion zu. Durch das straffe Visitationswesen griffen sie kontrollierend ein in die religiösen, kulturellen und kommunalen Entwicklungen in Dorf und Stadt.

Aber die wohl nötigen Gegenkräfte regten sich auch. Sie fanden auf altwürttembergischem Nährboden ihre erste Entwicklungsmöglichkeit. Bei den revolutionären Wirren des Jahres 1848/1849 war es die Pfarrerschaft aus dem Esslinger Sprengel, die nun die Stunde gekommen sah, den König als obersten Bischof zu entmachten und an seine Stelle eine demokratisch gewählte Landessynode zu setzen. Das Königshaus war damals, wie auch im bürgerlichen Bereich, zum Entgegenkommen bereit. Die 1848 von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen Grundrechte wurden auch in Württemberg eingeführt - aber ab 1851 wieder außer Kraft gesetzt, wie in den anderen deutschen Staaten auch. Der Aufstand der Esslinger Pfarrer trug aber doch Früchte. 1851 konnte in Biberach der erste Pfarrgemeinderat eingeführt werden und 1854 tagte die erste Diözesansynode, während es auf staatlicher Seite erst 1868 zu einem allgemeinen Wahlrecht kam. Biberach machte im Gegensatz zu weiten Teilen des alten Württemberg diese Entwicklung offenbar freudig mit. Die republikanischen Kräfte, die noch aus der Zeit der freien Reichsstadt im Bürgertum steckten, fanden wenigstens wieder teilweise zu ihrem Recht. Die Neuerung wurde allgemein begrüßt. Dazu trug auch ein anderer Umstand bei:

Biberach hatte durch seine paritätisch geordnete Kirchengeschichte nicht teilgehabt an den Entwicklungen des Pietismus in Württemberg. Da die Parität auf die Konfessionsverwandten des Augsburgers Bekenntnisses angelegt war, achtete man in Biberach streng darauf, daß keine neuen Bekenntnisströmungen in der Stadt Fuß faßten - aus der politischen Sorge heraus, daß dadurch die Paritätsverfassung ins Wanken geraten könnte. So ließ man einst auch Zinzendorf bei seiner Reise in die Schweiz nicht in die Stadt. Gerade vom pietistischen Altwürttemberg her wurden aber die demokratischen Strömungen während der Mitte des 19. Jahrhunderts mit Argwohn betrachtet. Man sah in der Demokratie ein weltliches Ding. Es hing ihr noch stark der Geruch der französischen Revolution und der Aufklärung an. Einer der Anführer dieser pietistischen Bewegung in Württemberg war Prälat Kapf, selbst Mitglied des Hohen Konsistoriums mit Sitz ganz vorne auf der Prälaten-(Regierungs-)Bank. Er ist einerseits als Gründer des Stuttgarter Diakonissen-Mutterhauses, das bis heute noch eine Dependence in der Wielandstraße 24 in Biberach hat, und allgemein als segensreiche Persönlichkeit in die württembergische Kirchengeschichte eingegangen (Biberach feierte vor sechs Jahren das 100jährige Bestehen seiner Diakonissenstation), aber er war auch ein Hauptgegner jeder demokratischen Verfassung in der Kirche. Er rief dem König im Landtag von der Prälatenbank aus das Paulus-Wort zu: „Geistliche Dinge müssen geistlich gerichtet werden, Majestät!“

Als das Konsistorium 1851 dann die Einführung des Pfarrgemeinderats und der Diözesansynode beschloß, gab Kapf im Land die Parole aus: „Nicht mitmachen!“ Noch zehn Jahre nach Einführung des Pfarrgemeinderats befand sich ein Drittel der Kirchengemeindeglieder Altwürttembergs im passiven Widerstand. Die pietistischen Pfarrer weigerten sich schlichtweg, Wahlen auszusprechen. Einmal drohte der Prälat dem König mit der Gründung einer Freikirche, und dabei wäre ihm sicherlich ein gut Teil der altwürttembergischen Gemeinden gefolgt - Biberach aber gewiß nicht!

Als man sich dann bei den Pietisten doch auf das andere Paulus-Wort besann: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat“, war in Biberach die Kirchengemeinde längst gefestigt. Ein Jahr vor der Einführung des allgemeinen Wahlrechts im Königreich Württemberg kam es in Stuttgart zu der Gründung der ersten Landessynode, zu der auch Biberach einen Vertreter entsandte - den Dekan. Sie trat 1869 zum ersten Mal zusammen, hatte aber kaum Tagesordnungspunkte. So beschloß sie eine Gehaltserhöhung für die Kirchenbeamten und ging wieder nach Hause. Sie hat ihre Rolle noch viele Jahre nicht gefunden, aber ein erster Weg war beschritten. Heute spielt die Landessynode im kirchlichen Leben in Stadt und Dekanatsbezirk Biberach eine wichtige Rolle. Die beiden oberschwäbischen Dekanate Biberach und Ravensburg sind zu einem Wahlkreis zusammengeschlossen. Als in direkter Wahl gewählte Synodale amtieren in Stuttgart von der Laienseite der Ravensburger Landgerichtspräsident Dr. Knoll und Frau Pfarrer Müller aus Oberholzheim.

Noch immer waren kirchliche und kommunale Fragen in dem Gemeinwesen Neuwürttembergs eng verquickt. Zur Ablösung der kirchlichen Schulaufsicht kam es erst 1908, auch in Biberach. 1887 wurde wenigstens die vermögensrechtliche Seite geklärt und das kirchliche Vermögen aus dem bürgerlichen ausgeschieden. Freilich blieb die Institution der Gemeinschaftlichen Kirchenpflege - einmalig in Württemberg - davon unberührt - bis heute! So hat eine Biberacher Besonderheit auch dieses für das kirchliche Leben einschneidende Jahr 1887 unbeschadet überstanden.

Oberschwaben galt nach seiner Eingliederung in das Königreich als arme Provinz. Dies betraf aber nur die Steuerkraft des Landes. Landwirtschaftlich gesehen war Oberschwaben schon immer eine blühende Landschaft und der Vermögensstand der Bürger war, wie die alten Oberamtsbeschreibungen, deren Darstellungen oft aus der Feder der Pfarrer stammten, in Stadt und Land in der Regel gut bis sehr gut. Das zeigte sich vor allem in den Hungerjahren 1816/1817 und in den Jahren der „Brotkrawalle“ 1848/1850. Ganze Pilgerzüge armer Leute aus dem Altwürttembergischen zogen damals ins Oberland, verdingten sich als Viehhirten, Knechte und Mägde, als Hopfenzopfler und als Laufbuben bei dem vom Hunger fast unberührt gebliebenen Bauern und Geschäftsleuten. Viele von ihnen zogen wieder ab, manche blieben. Sie sind in einstmaligen rein katholischen Gemeinden die ersten evangelischen Bürger geworden - wenn man von einer anderen, wesentlich dünner gesäten Bevölkerungsgruppe absieht, der Beamtenschaft. Denn die württembergische Krone sah streng darauf, daß nur evangelische Beamte ins katholische Oberland kamen. Sie waren die „Beißzange“ der Stuttgarter Ministerialverwaltung. Sie zwickten und - wurden gezwickt! Denn ihr Einzug in die Forstämter, in Apotheken, in Bauämter und die Polizeidienststellen wurde von der Bevölkerung mit Mißtrauen und Widerwillen beobachtet. Sie galten vielerorts als landfremd und bürgerfeindlich - und bekamen dies zu spüren! Aber der versöhnliche oberschwäbische Volkscharakter half hier im Laufe der Jahrzehnte die Schwellen zu überwinden, zumal nachdem Neuwürttemberg am 1.1.1871 ein Bundesstaat des Deutschen Reiches wurde und die nationale Welle evangelische wie katholische Bevölkerungsteile gleichermaßen ergriff. Nun war man auch in katholischen Gemeinden kaiserbegeistert und königstreu. Die Manöver, die nicht selten auch im oberschwäbischen Raum stattfanden, wurden von der Bevölkerung mit heller Freude

begrüßt und begleitet. Neue Namen für Gaststätten kamen auf: „Zum Kaiser“, „Zum Kronprinzen“, Kaiser- und Kronprinzenlinden wurden aus nationalen Anlässen gepflanzt und das in Oberschwaben schon immer reiche Vereinsleben legte sich oft eine nationalistische Komponente zu.

Eine besondere Rolle im evangelischen Leben Oberschwabens spielten die königlichen Domänenpächter. Sie waren seit König Wilhelm I., dem großen Freund und Förderer der Landwirtschaft und Gründer der Universität Hohenheim, meist in Hohenheim ausgebildete Diplomlandwirte und verwandelten die dem Krongut zugefallenen Domänen Oberschwabens in blühende Mustergüter, die für die Entwicklung der Landwirtschaft Oberschwabens eine große Rolle spielten. Sie kamen meist aus altwürttembergischen Beamten- und Pfarrersfamilien und bildeten somit einen weiteren Grundstock für den evangelischen Bevölkerungsanteil Oberschwabens. Der Aulendorfer Diasporatag, nun schon bald 100 Jahre installiert, war anfänglich eine evangelische Kundgebung des Oberlandes, deren Bestand zum großen Teil Domänenpächter und Beamte mit ihren Familien ausmachten - und der als Ehevermittlungsstelle zwischen den Evangelischen hoch geschätzt war.

Während in Altwürttemberg die Industrialisierung schon in vollem Gange war, bildeten in Oberschwaben Landwirtschaft, Handwerk und Handel immer noch den hauptsächlich ökonomischen Grundstock. Die neue Gewerbeordnung von 1828 förderte aber auch in Oberschwaben vorsichtige Anfänge der industriellen Entwicklung. Als 1834 der Deutsche Zollverein den Handel zwischen den einzelnen deutschen Staaten erleichterte und vor allem als 1865 der Übergang zum Freihandel gelang, konnten sich die industriellen Anfänge Oberschwabens festigen. Das war ganz im Sinne der württembergischen Krone, weil sich dadurch die Steuerkraft des Landes endlich anbahnte. Auch der Ausbau des Straßennetzes trug dazu bei; allerdings blieb er in Oberschwaben, verglichen mit Altwürttemberg, noch lange im Rückstand. Eine wesentliche Verbesserung der Infrastruktur brachte auch für Oberschwaben die Übernahme des Postwesens durch den Staat. Die Akuratessse der Verwaltung nahm zu und die Einrichtung der Eisenbahn tat ein übriges, um die Voraussetzung für eine moderne Verwaltung und Wirtschaft zu schaffen. Je stärker die Wirtschaft wurde, desto mehr kamen qualifizierte Arbeitnehmer und Unternehmer ins Oberland - meistens aus den wirtschaftlich schon vorangeschrittenen unterländischen Regionen. Die Kirchenbücher der evangelischen Kirchengemeinden füllten sich mit neuen Familiennamen. Aber auch die sozialen Probleme nahmen zu. Die Gründung des Dornahofes als Zuflucht für Nichtseßhafte 1883 im Dekanat Biberach, wie auch die Einrichtung des Martinshauses in Altshausen sollten der sozialen Not entgegenzutreten.

Biberach selbst und die alt-evangelischen Gemeinden des Dekanats unterschieden sich in ihrer Entwicklung darin freilich stark von der Entwicklung der reinen Diasporagemeinden im Kirchenbezirk. Das mag auch ein Zahlenvergleich ausweisen: Während im 19. Jahrhundert in Biberach und in den alt-evangelischen Gemeinden des Biberacher Umfeldes die Mehrzahl der Bürger noch evangelisch war, lebten 1857 in Saulgau ganze 51 Protestanten. In Altshausen waren es 65 Personen, wovon die Mehrzahl königliche Hofbeamte waren. Wie rasch die Entwicklung nach 1870 aber voranschritt, zeigen einige evangelische Kirchenbauten im Dekanat Biberach, die in letzter Zeit ihr 100jähriges Jubiläum feiern konnten, etwa die evangelischen Kirchen in Riedlingen, Saulgau, Altshausen, Bad Buchau u. a. Als Beispiel sei hier die Kirchengemeinde Saulgau genannt, die am 20. 8. 1877 ihre evangelische Kirche einweihen konnte. Der Staatsanzeiger für Württemberg Nr. 193 vom Mittwoch, dem 22. 8. 1877, brachte folgenden Bericht: „Saulgau, 20. August. Die hiesige kleine evangelische Gemeinde hatte gestern die Freude, die Einweihung ihres von Oberbaurath Dr. v. Leins erbauten Kirchleins vornehmen zu können, eine Freude, die um so ungetrübt war und um so herzlicher sich geltend machen durfte, als dieser Tag zugleich ein bedeutungsvolles Zeugniß eines nicht bloß äußerlich toleranten, sondern wirklich brüderlichen Verhältnisses zwischen katholischer und evangelischer Confession war. Hatte dies in erfreulicher Weise sich schon darin ausgesprochen, daß die Gemeindebehörden der katholischen Stadt aus freien Stücken eine Gabe von 2000 Mark spendeten, welche neben dem gnädigst verwilligten Staatsbeitrag, der Gabe des Gustav-Adolf-Vereins und dem Ergebnis einer Kirchenkollekte die rasche Vollendung des Baues förderte, so zeigte es sich nicht minder in der warmen Theilnahme der ganzen Bevölkerung an dem gestrigen Feste der kleinen evangelischen Minorität. Die Stadt war allgemein beflaggt, als die aus ganz Oberschwaben zahlreich herbeiströmenden Festgäste sie betraten, und in der neuen Kirche, nach welcher sich um 10 Uhr der Festzug, darunter die katholische Geistlichkeit und die bürgerlichen Kollegien Saulgaus, in Bewegung setzte, stellte der katholische Kirchenchor seine Gesangskräfte zur Verfügung. Dem Akte der Einweihung durch Dekan Majer von Biberach folgte die Predigt des Pfarrers Leopold von Altshausen, dem die Pastoration der Evangelischen Saulgaus obliegt. Sodann übergab der Vorstand des württembergischen Gustav-Adolf-Vereins, Stadtpfarrer Rieger in Stuttgart, eine Prachtbibel im Namen der württembergischen Bibelanstalt, worauf Prälat v. Lang mit Ansprache und Segen den Schluß machte. An dem einfachen Mittagessen in der Post beteiligten sich etwa 170 Personen. Prälat v. Lang brachte anknüpfend an ein gnädiges Königl. Handschreiben, das die warme Theilnahme Ihrer Königlichen Majestäten an dem Feste aussprach, den ersten Toast auf Seine Majestät den König als den hohen Förderer und Pfleger des konfessionellen Friedens in Seinem Lande. Der Trinkspruch wurde mit Begeisterung aufgenommen und dem Könige telegraphisch der ehrerbietige Dank der Versammlung ausgesprochen. Auf das Gedeihen der evangelischen Gemeinde in Saulgau trank der 73jährige katholische Dekan v. Mayr, Pfarrer in Altshausen. Alle Toaste athmeten die Freude über ein so einträchtiges Zusammenwohnen von Protestanten und Katholiken welche ihren Höhepunkt erreichte, als Stadtpfarrer Rieger von Stuttgart dieser Thatsache in wirkungsvollen Worten Ausdruck gab. Die Festgäste trennten sich mit der Überzeugung, daß diesem schönen Tage eine über seine unmittelbare Veranlassung hinausgehende segensreiche Bedeutung innewohne.“

Mit der großen politischen Umwälzung nach Ende des Ersten Weltkrieges löste sich die evangelische Kirche aus den erstmals so stabilen Staatsbindungen immer mehr heraus. Die formale Trennung von Staat und Kirche, bedingt durch die Abdankung des letzten württembergischen Königs und die Umwandlung der konstitutionellen Monarchie in ein demokratisch verfaßtes Staatswesen, brachte der evangelischen Landeskirche eine neue Verfassung, die, von kleinen Änderungen abgesehen, bis heute Gültigkeit hat. Zum leitenden Gremium der Landeskirche wurde nun der Landeskirchenausschuß bestellt, der aus dem Landesbischof, dem Präsidenten der Landessynode und einem weiteren Mitglied der Landessynode besteht. Er führt die Dienstaufsicht über den Evang. Oberkirchenrat, der nun als neue Verwaltungsbehörde das Hohe Konsistorium ablöste.

1924 wurden eine Kirchengemeindeordnung und eine Kirchenbezirksordnung beschlossen, 1971 novelliert mit der Möglichkeit, daß nun ein Laie erster Vorsitzender des Kirchengemeinderats werden konnte. Biberach machte davon Gebrauch. Die Herauslösung aus dem Staatskirchenwesen nach 1919 war für die Biberacher Gemeinde nicht einfach, galt sie inzwischen doch als besonders königstreu. Das zeigte der rege Gebrauch, den man in der Kirchengemeinde bis zum Ende des Ersten Weltkrieges von der Möglichkeit machte, nationale Feierlichkeiten und Anlässe auch ins kirchengemeindliche Leben zu integrieren.

Viele Gemeindeglieder zeichneten während des Ersten Weltkrieges Kriegsanleihen. Ein Biberacher Geistlicher fuhr 1918 aus eigenem Anstoß nach Stuttgart, um den König vor der drohenden Abdankungsgefahr zu schützen - im Talar!

Zum Schluß noch ein Blick auf die einzelnen Kirchengemeinden, soweit sie die nähere Umgebung von Biberach betreffen. Dabei seien die alt-evangelischen Gemeinden Oberholzheim, Wain, Attenweiler, Balzheim u. a. aufgenommen, deren Geschichte schon oft dargestellt wurde.

**Ochsenhausen** wurde zunächst von Biberach aus pastorisiert. Um 1840 waren in Ochsenhausen ca. 60 Evangelische, die sich aus herrschaftlichen Beamten und Angestellten, Schäfern, ländlichen Dienstboten u. a. zusammensetzten. Ab 1841 übernahm der Hauslehrer des damaligen Oberförsters Freiherr v. Schertel, der auch evangelischer Geistlicher war, den ersten Predigtendienst. 1848 kam der erste Pfarrverweser nach dort. Erst 50 Jahre später wurde die Pfarrei ständig. Zur Pfarrei gehörten die Evangelischen von 25 bürgerlichen Gemeinden. Ein würdiger Gottesdienstraum wurde im Kloster ausgewiesen. Seit 1972 hat Ochsenhausen ein eigenes, großräumiges Gemeindezentrum.

**Rot a. d. Rot:** 1881 erhielt die Gemeinde einen Betsaal im Kloster, der bis 1968 zur Verfügung stand. In jenem Jahr konnte eine schmucke Diasporakirche eingeweiht werden.

**Erolzheim** hielt bis 1929 evangelische Gottesdienste in einer Kapelle auf dem Froberg. Dann wurde die Predigtstation aufgelöst. Durch den Zustrom der Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Bau einer Diasporakirche nötig, die 1951 vom Lutherischen Weltbund gestiftet wurde. Es ist eine jener weitbekannteren Bartning-Fertigbaukirchen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in vielen Gemeinden eine erste Versammlungsmöglichkeit ergaben und die auch heute noch durch ihre künstlerische und bauliche Qualität voll befriedigen. 1956 wurde für den Raum des oberen Illertals **Kirchdorf** zum Pfarrsitz erhoben. Dort wurde 1973 ein ehemaliges Sportheim in ein Gemeindehaus umgewandelt.

**Bad Buchau:** Das Religionsedikt von 1806 brachte auch für das Federseegebiet die Religionsfreiheit. Dort waren es neben den Beamten vor allem die Angestellten der Taxis'schen Herrschaft, aber auch Gewerbetreibende und Handwerker, die zunächst von Pflummern aus pastorisiert wurden. Danach von Bad Schussenried. 1894 konnte eine eigene Diasporakirche eingeweiht werden. 1898 eine evangelische Volksschule. Ab 1950 wurde Bad Buchau zur ständigen Pfarrei.

Die hochinteressante Geschichte der evangelischen Gemeinde Bad Schussenried, die nicht loszulösen ist von der Entstehung des Psychiatrischen Landeskrankenhauses, bedarf einer besonderen Darstellung. (Sie folgt in „Zeit und Heimat - Anm. d. Red.)

Von Interesse wäre auch die nähere Kenntnis der Kirchengeschichte Riedlingens (dort wirkte einst ein weitbekannter Reformator) sowie diejenige von Altshausen, Mengen, Laupheim, Aulendorf und anderer Diasporagemeinden. Da sich diese Gemeinden aber dem näheren Kreis der Biberacher Perspektive entziehen, bedürften auch sie einer Darstellung im eigenen Rahmen.

Das Evang. Dekanat Biberach, an dessen 175jähriges Bestehen in diesem Jahr zu denken ist, hat derzeit 25 Pfarrer und Vikarsstellen und zählt ca. 34 000 Evangelische. Es erstreckt sich von der Gemeinde Scheer (vor den Toren Sigmaringens) bis kurz vor Ulm (Ersingen) und grenzt im Osten an Bayern an. Süd-

lich wird es begrenzt durch die Kreisgrenze, wobei die Gemeinden Aulendorf und Altshausen mit ihrem weiten Umland bereits zum Landkreis Ravensburg gehören.

4. Jahrgang – Heft 2 – Seite 63

## Dunkle Wolken über dem 200 Jahre alten Hamroth in Sathmar

Von Stefan Koch

Hamroth (rumänisch: Homorodu de jos, ungarisch Alshomorod) ist eine Gemeinde des schwäbischen Siedlungsgebietes von Sathmar in der Sozialistischen Volksrepublik Rumäniens. Die Gemeinde liegt südöstlich von der Stadt Sathmar (Satu Măre, Szatmar Nemeti) und ist benachbart den Gemeinden Necopoi (Ivacsko), Scheindorf (Sai, Szinfalu) und Chilia (Pacafalu).

Im Jahre 1779 war sie ein kleines, rumänisches Dorf. In den 28 Häusern wohnten kleine Bauern. Ihr Grundherr bezeichnete sie in einem Brief als lebensuntüchtige Menschen und war gerne bereit, auf Drängen seines Gutsverwalters die Gemeinde neu zu besiedeln. Im Jahre 1781 kamen aus der Gegend von Preßburg 40 ungarische Familien und wollten sich niederlassen, doch nach kurzer Zeit schon waren sie weggezogen. Auch die slowakischen Familien, die ihnen gefolgt waren, hielten es auf dem kargen Boden nicht lange aus. Nur die Schwaben, die der Graf danach rief - sie stammten aus Oberschwaben bestanden die Probe und wurden seßhaft. Laut Siedlungsvertrag wurde ihnen der Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienst und in der Gemeindeverwaltung zugesichert. Mit vielen Schwierigkeiten mußten die schwäbischen Siedler fertig werden, bis sie ihr karges tägliches Brot gesichert hatten, denn nicht nur der Boden benachteiligte sie, sondern auch die gräflichen Verwalter waren viel zu streng und unnachgiebig beim Eintreiben der Steuern und Abgaben und auch beim Frondienst. Doch die schwäbischen Siedler hielten aus und bisßen sich durch.

Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Befreiung von der Abhängigkeit lösten auch sie ihre Höfe durch pünktliches Zahlen der Ablösesummen ab. In den Jahren nach 1860 wurden sie dadurch rechtmäßiger Eigentümer des Grundeigentums und des Besitzes. Dank ihres unermüdlchen Fleißes brachten sie es sogar zu einem bescheidenen Wohlstand. Für die benachbarten Völker wurden sie mit ihrer vorbildlichen Arbeitsweise und den sauberen Dorfanlagen ungewollt zu Lehrmeistern. Mit der rumänischen Bevölkerung der umliegenden Gemeinden hatten sie stets gutes Einvernehmen. Mancher junge Mann von dort fand bei den Schwaben Arbeit und Brot.

Ausgeliefert waren die schwäbischen Siedler dem gleichen Schicksal wie die Einheimischen, als sie von dem erwachenden ungarischen Nationalismus in ihrem Volkstum gleichermaßen bedroht wurden. Um die Jahrhundertwende gelang es den ungarischen Magjarisierungsbestrebungen, die Volksschule zu erobern. Schwäbische Kinder wurden in einer ihnen fremden Sprache unterrichtet. Das Gotteswort wurde in der Kirche nur in ungarischer Sprache verkündet. Die Gläubigen durften Gott nur in ungarischen Liedern loben.

Dann brach der Erste Weltkrieg aus. Die Männer aus Hamroth mußten ihre vaterländische Pflicht erfüllen und die (neue) Heimat verteidigen. Die schwäbischen Männer, die auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen zum Einsatz kamen, lernten den Wert ihrer Muttersprache dabei kennen und wurden stolz auf sie.

Als es nach dem Krieg neue Staatsgrenzen gab und die Gemeinde Hamroth zu Rumänien kam, stiegen Hoffnungen auf. Die rumänische Regierung unterstützte auch aus Gründen der Selbsterhaltung die Bestrebungen der erwachenden schwäbischen Bewegung. Nach jahrelangem Kampf gelang es den Schwaben in Hamroth, gegen den Willen des Bischofs von Sathmar die deutsche Sprache in Schule und Kirche wieder einzuführen. Kirchenlieder, weltliche Lieder und mancher Volksbrauch wurden vor dem Vergessen gerettet. Die schwäbischen Kinder lernten wieder in ihrer Muttersprache, die sie kannten und verstanden. Es muß nicht besonders betont werden, daß sie so auch imstande waren, mehr zu leisten.

Die katholische Diözese von Sathmar verzeichnete im Jahre 1930 in Hamroth 814 römische Katholiken, 70 griechische Katholiken, 18 Reformierte und 57 Israeliten, zusammen 959 Einwohner. Die Gemeinde war zu mehr als 85 % schwäbisch. Von den griechischen Katholiken (Rumänen) standen mehrere nur im vorübergehenden Dienstverhältnis in der Gemeinde, auch bei den Reformierten (Ungarn) und Israeliten gab es Leute, die nicht ständig in Hamroth blieben. So kann man wohl mit Recht sagen: es war eine rein schwäbische Gemeinde.

Hamroth war bis 1945 ein Mittelpunkt der Verwaltung. Zum Notariat gehörten das ebenfalls rein schwäbische Dorf Scheindorf (Sai), Necopoi, Chilia, Mittel- und Oberhamroth. Die vier letztgenannten sind kleine rumänische Dörfer. Die Finanzverwaltung (Perceptia), Postverwaltung und Gendarmerieposten befanden sich ebenfalls in Hamroth. Vielfach kamen die Leute aus den benachbarten Gemeinden, um in Hamroth einzukaufen, in der Mühle den Weizen mahlen oder Öl pressen zu lassen.

In den Augusttagen des Jahres 1940, als Nordsiebenbürgen und Sathmar wieder Ungarn angeschlossen wurden, änderte sich bei der schwäbischen Bevölkerung in der Einstellung zum Volkstum sowie im Verhältnis zu den Nachbarn gar nichts. Man war nun wieder gemeinsam in der gleichen Lage wie vor dem Ersten Weltkrieg. In der Erkenntnis, daß man sich gemeinsam leichter wehren kann, schlossen sich alle Schwaben der Organisation der Deutschen in Ungarn an. Keiner der schwäbischen Bauern in Hamroth machte allerdings in der großen Politik mit. Sie kümmerten sich nur um ihre eigenen Höfe.

Nach einer Abmachung zwischen der ungarischen und der deutschen Reichsregierung mußten die Wehrpflichtigen schwäbischer Abstammung ihren Wehrdienst und Kriegseinsatz in den Verbänden des deutschen Heeres ableisten. Doch dienten auch etliche im ungarischen Heer, vor allem ältere Jahrgänge. Der Krieg forderte dort wie da reiche Opfer von ihnen.

Als sich die Kriegsgeschehnisse dem Siedlungsgebiet von Sathmar näherten, flüchteten nur etwa 40 Familien. Die Mehrzahl der Schwaben fühlte sich keiner Schuld bewußt und blieb auf der Scholle, wohin sie das Schicksal gebracht hatte. Das einfache Volk glaubte an die Menschlichkeit auch im Kriegseinsatz. Dann rückten russische Truppen von der Nachbargemeinde Chilia in die Gemeinde Hamroth ein. Was die naiven Menschen erleben mußten, widersprach der vorgefaßten Meinung vom ritterlichen Feind. Frauen wurden vielfach vergewaltigt, die Bedrohungen und Plünderungen dauerten die ganze Nacht hindurch, Häuser und Scheunen gingen in Flammen auf. Bei einem Gegenangriff der deutschen Truppen, der die vorrückenden Russen überrascht hatte, waren die Verluste in der russischen Einheit bei Straßenkämpfen hoch. Von Angst und Schrecken getrieben, oft nur das Allernotwendigste mitnehmend, ergriffen die Menschen von Hamroth die Flucht. Zu Fuß, mit Wagen, von der heranrollenden Front getrieben, eilten sie gen Westen. So kamen sie bis nach Thüringen. Aber auch hier vertrieben sie die Bombenangriffe von ihren Lagern. Als es hieß, der Krieg ist aus, wollte man aufatmen, doch da kam die böse Überraschung. Thüringen, von den Amerikanern besetzt, wurde laut Beschluß von Yalta an die Russen abgegeben. Die Flüchtlinge mußten einen langen und mühevollen Heimweg antreten, der viele über Lager wie Großwardein (Oradea) führte.

Daheim konnten die meisten nicht in ihre Häuser ziehen, weil diese von Fremden, zum Teil von Rumänen aus dem Oas, besetzt waren. Mit Stöcken und Knüppeln trieb man die rechtmäßigen Besitzer vom eigenen Hof. Viele suchten Unterschlupf in anderen Gemeinden. Es gab Elend und Not. Kaum begann man sich schlecht und recht eine Wohnung häuslich einzurichten, da wurden alle arbeitsfähigen Männer im Alter von 18 bis 45 und Frauen von 18 bis 35 Jahren zur Arbeit nach Rußland verschleppt, wo sie bis zu ihrer Entlassung im Herbst 1949 im Donezbecken und Uralgebiet im Kohlenbergbau Sklavenarbeit bei ungenügender Ernährung leisten mußten. Die Nachkommen der schwäbischen Siedler fragten sich vergebens: Was haben wir verbrochen, daß man uns zu so einem Schicksal verurteilt? Viele mußten ihr Leben lassen, andere erlitten schwere Schäden an ihrer Gesundheit. Die Daheimgebliebenen, alte Menschen und Kinder, waren Freiwild für die „Herschenden“. Häuser, in denen Schwaben wohnten, wurden überfallen, die Erwachsenen und Kinder wurden geschlagen. Keine staatliche Behörde gab es, die den zu Unrecht Verfolgten Schutz gewährt hätte. Die Überfälle dauerten so lange, bis die Männer von der Zwangsarbeit aus Rußland zurückkehrten. Entschlossen kämpften sich die Hamrother die Daseinsrechte zurück.

Die Felder wurden der landwirtschaftlichen Genossenschaft, dem Kollektiv, übertragen. Die einstigen Bauern sind nun Tagelöhner. Die zahlreichen inkadierten Angestellten (rentenberechtigt) sind, bis auf zwei von schwäbischer Abstammung, Rumänen. Die Verwaltung wurde in das kleinere, aber rumänische Mittel-Hamroth verlegt. Die benachbarte schwäbische Gemeinde, Scheindorf, wurde von Hamroth, mit dem sie über 150 Jahre lang eine Verwaltungseinheit bildete, abgetrennt und an die rumänische Gemeinde Valea Vinului angeschlossen. Was damit bezweckt wurde, ist leicht durchschaubar. Das gleiche Ziel will man auch mit der Schule erreichen. In Hamroth besteht eine vollausgebaute, rumänische Schule. Es gibt eine deutsche Sektion, aber nur für die unteren vier Klassen. In die 5. Klasse müssen die Kinder dann doch in die rumänische Schule übertreten, und die rumänischen Lehrer sorgen dafür, daß es die Kinder beim Übergang schwer haben, so daß mancher Vater zu der Überlegung veranlaßt wird, sein Kind von Anfang an in die rumänische Sektion zu schicken, weil er ihm den Schulbesuch erleichtern möchte - vor allem aber auch, wenn das Kind später studieren soll. Wie lange wird die deutsche Abteilung hier bestehen können?

Nach dem Krieg kamen außerdem junge, magjarisch gesinnte Geistliche in die Gemeinde. Was ihren Vorgängern in 150 Jahren nicht gelang, das wollten sie in blindem, nationalistischem Eifer verwirklichen. Sie führten die ungarische Predigt und den ungarischen Kirchengesang ein. Die meisten dieser eifrigen Apostel des Magjarentums sind aber schwäbischer Abstammung! Sie hießen einst Seppacher oder Fischer, heute heißen sie Szemesy und Fenyi. Für sie ist die Magjarisierung der Schwaben ein politisches Ziel. Sie wollen die Zahl der in dieser Gegend lebenden Ungarn anheben, um eines Tages doch noch das zu erreichen, was sie immer als Traum hegten: den Anschluß an Ungarn. Die rumänische Regierung hat diese Aktionen der Priester stillschweigend geduldet. Für die Rechte der Schwaben aber wagt auch heute niemand einzutreten, denn er kann sehr rasch als „Hitlerist“ niedergeschrien werden. Das bedeutet Gefahr für Sicherheit und Leben.

Die schwäbische Gemeinde Hamroth, die 200 Jahre lang existiert und tapfere, arbeitsame Menschen beherbergt hat, für gute, treue Schwaben eine unvergessliche Heimat, ist bedroht. Wo 200 Jahre lang in der Kirche deutsch gebetet und gesungen wurde, ertönen fremde Lieder und fremde Gebete. Wo die jungen Burschen einst ihre schönen, schwäbischen Balladen sangen, herrscht heute stille Betroffenheit. Im Schulhof, wo einst frohe Kinderspiele und Lieder in unverfälschtem Schwäbisch erklangen, ist Deutsch tabu. Bewohner und Freunde klagen die rumänischen Behörden und die magjarisierenden Geistlichen an.

4. Jahrgang – Heft 2 – Seite 65

## Die Iller als Holztransportstraße

### Über die Illerflößerei

Von Forstdirektor Karl Heiz Pfeilsticker

Für Teile des Forstbezirks Ochsenhausen spielte die Illerflößerei bis Anfang des 20. Jahrhunderts eine gewisse Rolle. Sie wurde von Kempten bis Ulm mit relativ kurzen Flößen von ca. 12 m Länge und 8 m Breite betrieben und ist sicher nicht mit der Flößerei im Schwarzwald vergleichbar.

Mit dem Bau der Eisenbahnen Ulm-Friedrichshafen, Ulm-Kempten-Lindau und Leutkirch-Memmingen und dem Einbau von Staustufen auf der 1869 begradigten Iller zur Energiegewinnung nahm die Illerflößerei immer mehr ab und endete mit dem 1. Weltkrieg. Demnach wurde die Illerflößerei fast zwei Jahrzehnte länger betrieben als im Schwarzwald auf der Enz und Murg.

Über die Anzahl der Flöße und die Holz mengen, die auf der Iller transportiert wurden, gibt einerseits das statistische Handbuch für das Königreich Württemberg, Jahrgang 1906/07, für den Zeitraum 1898-1907 Auskunft:

Kalenderjahr	Auf der Iller an- gekommene Flöße		durch Ulm durch- gegangene Flöße	
	Zahl	Ges.-Gewicht	Zahl	Ges.-Gewicht
1898	1018	8669,8 t	163	1744,1 t
1899	914	7784,0 t	124	1326,8 t
1900	667	5680,5 t	120	1284,0 t
1901	434	3709,9 t	113	1209,1 t
1902	403	3429,8 t	114	848,6 t
1903	393	3344,5 t	63	468,8 t
1904	309	2626,5 t	161	1197,5 t
1905	235	1996,4 t	67	497,5 t
1906	149	1265,6 t	56	415,7 t
1907	199	1125,8 t	7	549,3 t

Anlände stellen mit entsprechenden Holzplätzen in Ulm waren die „Ziegellände“, „Gänstorlände“ und die „Herbruckertorlände“.

In Ulm waren als Amtsperson für die Flößerei die sogenannten „Donauzoller“ verantwortlich, in früheren Urkunden auch „Dammgeldeinnehmer“, „Weidenhirt“ oder „Förge“ genannt.

Die „Donauzoller“ hatten die Flöße abzufangen, das Anlände geld für die Stadtkasse einzuziehen und die Holzlager zu beaufsichtigen.

1907 wurde vom Stadtrat zu Ulm, da inzwischen die Flößerei völlig unbedeutend geworden war, folgender Beschluß gefaßt: „Das Institut der Anlegegeld-einnehmer und damit auch die Erhebung von Ländegebühren für die Stadtkasse ist aufzuheben und den Interessenten das Anlegen der Flöße und die Aufsicht über den Flößereibetrieb an den Anlände stellen selbst zu übertragen.“

Nach Bärtele stammen die Donauzoller aus den Familien Recht, Molfenter, Dickenreis, Hagele, Roth, Kässbohrer, Heilbronner und Zuber.

Bekannte Holzhändlerfamilien zu Ulm, die den Flößern ihr Holz seit Mitte des letzten Jahrhunderts abkauften, waren die Buck, Gagstätter, Glaser, Hagele, Koch, Molfenter, Rueß, Mayser und Scheiffele, aus denen sich, z. T. noch heute existierende Sägewerke, Holzhandlungen und Holzverarbeiter entwickelten. Wulz beschreibt die Illerflößerei 1927 wie folgt: „Kurz streifen möchte ich noch die Flößerei auf der Iller, dem einzigen Fluß in den nach 1809 neu hinzugekommenen Landesteilen, auf dem - schon seit dem Mittelalter - Langholz gefloßt wurde. Die Technik des Flößens war in Anpassung an die besonderen Flußverhältnisse auf der Iller und ihren Nebenflüssen Aitrach und Lauter erheblich verschieden von der auf den Schwarzwaldflüssen geübten: jedes Floß umfaßte nur ein Gestöß von 11 ½ m Länge und 7,7 m Breite, hatte daher nur einen Festgehalt von 10 bis 20 fm Holz; hier kam dem Langholz fast ausschließlich die Rolle des Wagens zu, während der Haupthandelsartikel - neben sonstigen Gütern, die mitverfrachtet wurden, wie Allgäuer Käse - die Schnittwaren bildeten. Nur ein kleiner Teil der Flöße blieb in Ulm auf dem Wasser und wurde auf der Donau bis Donauwörth weiterbefördert. Hauptsammelplatz war vielmehr Ulm, von wo aus die Bretter vorwiegend auf die Alb und nach Cannstatt weiterversandt wurden. Auch der Donauschiffsverkehr absorbierte große Mengen Schnittwaren, da die Ulmer Zillen ganz aus Holz gezimmert waren und nur eine Fahrt nach Wien machten. Die Langhölzer wurden in Ulm beschlagen und gingen als Bauholz in die nähere Umgebung.“

Bärtele berichtet, daß die Illerflößerei von Kempten ausging, deren Flößerzunft ein ganz besonderes Ansehen besaß. Die Flößerfamilie Schnetzer übernahm als Spezialität den Käsetransport. Aber auch andere Güter, wie Gläser aus Schmiedsfelden u. a. m. wurden auf dem Floß transportiert. (Mitte des letzten Jahrhunderts soll sogar eine wertvolle Bibliothek von Kempten nach Wien befördert worden sein.) Weitere Flößerfamilien gab es in den Orten Krugzell, Altusried, Legau, Aitrach-Marstetten, Illerbeuren, Ferthofen (in Ferthofen wurde im Mittelalter Wein aus Tirol und Veltlin neben anderen Handelsgütern, die aus Lindau, Bregenz, Chur, Feldkirch und anderen Orten kamen, an Bord genommen), Mooshausen, Berkheim, Unteroepfingen, Erolzheim, Kellmünz, Kirchberg, Sinnlingen, Balzheim und Brandenburg. Die Flößer Franz Walker aus Sinnlingen und Raimund Gallasch aus Marstetten dürften 1918 die beiden letzten Flöße nach Ulm transportiert haben.

Daß ein jahrhundertelanger reger Floß-Holzhandel mit der Stadt Ulm und den Klöstern Ochsenhausen, Gutenzell, Mönchsrot und verschiedenen Ritterschaften im Illertal bestand, weist Felix von Hornstein aus Prozeßakten und Ratsprotokollen der Stadt Ulm für die Zeit von 1454-1594 nach.

Holzhandelskompanien wie im Schwarzwald haben sich bei der Illerflößerei nicht gebildet. Der Handel erfolgte in der Regel zwischen der Stadt Ulm und den Grundherrschaften (Klöster, Ritterschaften usw.), später zwischen Waldbesitzer, Flößer und Holzhändler in Ulm.

Hornstein berichtet zwar von einem Abholungsvertrag über 123 Jauchert (ca. 60 ha) aus dem Jahre 1689 zwischen der Herrschaft Erolzheim und einem „Gelegenheitskonsortium“ bestehend aus einem Fleischhauer aus Ochsenhausen, dem Kanzler des Klosters Ochsenhausen u. a.

Pöllman berichtet, daß nach einer Waldaufnahme des Klosters Gutenzell aus dem Jahre 1737 u. a. ca. 370 Jauchert (rd. 175 ha) Wald mit ca. 17 000 Klafter (rd. 36 000 fm) „wirklich angreifbarer und zu Nutzen des Gotteshauses auf dem Wasser verkaufbarer älterer Hölzer“ vorhanden sind.

Welche Bedeutung die Iller als Holztransportstraße hatte, konnte bereits aus dem vorherigen Kapitel, aus den Feststellungen meiner Vorgänger und verschiedenen Visitationsprotokollen belegt werden, da in dem relativ walddreichen Gebiet zwischen Iller und Riß das gesamte Nutz- und Brennholz bis zum Bau der Eisenbahn nur schwer absetzbar war.

Andererseits lohnte es sich in unserem Räume nur, das Holz auf der Iller zu flößen, das nicht in allzuweiter Entfernung von der Iller eingeschlagen werden konnte, denn im Gegensatz zum Holzhandel des Schwarzwaldes nach Holland war die Transportentfernung des auf der Iller geflößten Holzes nach Ulm relativ gering (40-150 km).

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

## Die Laupheimer „Kapelle unserer lb. Frauen auf der Straß“ aus dem Jahre 1445

Von Josef Braun, Laupheim

Jahrhundertlang bildete die Kapelle an der Kreuzung der Landstraßen von Ulm und Ehingen her die nördliche Begrenzung des Marktfleckens Laupheim. Auf verschiedenen früheren Ortsabbildungen fällt sie als markanter Blickpunkt ins Auge und hat ihr äußeres Bild im Laufe langer Zeiträume seit der Barockisierung eigentlich wenig verändert. Alte Darstellungen von der Kapelle selbst waren im Heimatmuseum und Stadtarchiv bis vor wenigen Jahren unbekannt. Nun haben sich erfreulicherweise in kurzer Zeit zwei Bilder von privater Seite, eines bis aus Amerika, eingestellt, die in biedermeyerlicher Manier um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geschaffen wurden, beide mit demselben erklärenden Text: Eine Lithographie von G. Koch, um 1845; mit der Kapelle ohne umgebende Bäume und ein gelblich kolorierter Stich, etliche Jahre nur später, „Ulm, bei J. E. Ling“, mit zwei großen Laubbäumen und dem Missionskreuz von 1851 im Vordergrund.

Die Gottesackerkapelle mit Umgebung ist zweifellos die interessanteste Stätte in Laupheim mit den meisten bekannten geschichtlichen und volkskundlichen Erinnerungen. Ritter Burkhard II. von Ellerbach, damaliger Träger der Laupheimer Dorfherrschaft, stiftete am 16. Januar 1445 diese Kapelle an der alten Reichsstraße Ulm-Biberach mit einer dazu gehörigen Kaplaneistelle. Sie wurde vermutlich anstelle einer kleinen Feldkapelle gebaut und 1449 durch Bischof Heinrich von Konstanz konsekriert.

In der Stiftungsurkunde wurde die neue Andachtsstätte bezeichnet als die „Kapelle unserer lb. Frauen uf der Straß“, die in „Ehren unserer lb. Frauen, St. Barbara, St. Leonhard und St. Antonius geweiht ist“. Die vornehmlich bäuerliche Bevölkerung Laupheims kürzte diese lange „Widmung“ ab auf St. Leonhardskapelle, da dem Landmann bei seiner Arbeit St. Leonhard mit dem Attribut der Kette als Schutzheiliger des Viehs und der Gefangenen am nächsten stand.

Mit dem Viehpatron steht auch die um die ganze Kapelle gelegte eiserne Kette in direkter Verbindung. Drei Sagen ranken sich um diese altehrwürdige Eisenkette:

Ein großes Pferdesterben, durch eine Viehseuche verursacht, hatte so viele Tiere hinweggerafft, daß die Bauern in ihrer Not St. Leonhard um seinen Beistand anriefen und für seine Hilfe gelobten, aus den Hufeisen der verendeten Pferde eine Kette um die Kapelle schmieden zu lassen. Diese Sage hat wohl die meiste Glaubwürdigkeit für sich.

Die zweite Deutung für die Leonhardskette gilt einem Bauern, der mit Fuhrwerk und Pferden im Morast der aufgeweichten Straße vor der Kapelle hoffnungslos eingesunken und steckengeblieben war. In seiner Bedrängnis wandte er sich an den Heiligen und gelobte im Falle seiner Befreiung eine eiserne Kette um das Gotteshaus legen zu lassen. Ähnlich hört sich die dritte Sage um die Kette an; nur sollte der vorbeifahrende Bauer das Wandlungsläuten vom Kapellenturm herab mißachtet haben. Erst auf sein Gelübde hin, St. Leonhard eine eiserne Kette zu schenken, hätten seine Pferde das Gefährt wieder auf festen Boden gebracht.

Daß ein einzelner Bauer, besonders wenn er als Laupheimer noch leibeigener Untertan der Dorfherrschaft war, die Kosten für eine solch lange Kette hätte aufbringen können, ist unwahrscheinlich. Für die Entstehung der Leonhardskette konnte bislang noch keine genauere Datierung ausgemacht werden. Doch ist auf dem Gedenkstein für Anna von Freyberg (gest. 1589), der Stifterin des Laupheimer Hospitals zum Hl. Geist, über dem Eingangsportale des heutigen Altenheims in einer Gebäudegruppe die Kapelle zu erkennen, die schon von einer Kette umgürtet war; dies etwa ums Jahr 1600.

Gemäß uralter Tradition und bis in die Dreißigerjahre unseres Jahrhunderts hinein war die Kapelle eine vielbesuchte Wallfahrtsstätte, besonders in der Fastenzeit. Das verdankte sie vor allem dem rückwärtigen Anbau einer besonderen Heiliggrabkapelle durch den Kaplan David Fogger, der sie 1611 hatte errichten lassen. Im Stiftungsbrief schreibt er auszugsweise: „Nachdem ich anno 1608 von Jerusalem von dem Hl. Grab und außer dem Hl. Land wiederum glücklich zu Hause gelangte, hab ich Gott zu Lob und zu Ehr der glorwürdigen Auferstehung Christi diese Capell nach rechtem eigentlichen Form des Hl. Grabs in Jerusalem allhier in dieß Ort gestiftet und auf meine Kosten aufbauen lassen“. Im Geiste des aufklärerischen Josefinismus auch auf kirchlicher Ebene mußte die Hl. Grabkapelle, um die Wallfahrt zum Erlöschen zu bringen, im Jahre 1812 geschlossen und zugemauert werden. Doch wurde sie 1840 geöffnet und den Betern wieder zugänglich gemacht.

Diese Seitenkapelle enthält die Nachbildung des Hl. Grabes in Jerusalem mit einem Grabchristus von Johann Adam Hops (1775), ein Relief der Auferstehung und verschiedene Grabdenkmäler für Angehörige aus der Familie der Freiherrn von Welden, der letzten Laupheimer Dorfadeligen. Der ausdrucksstarke überlebensgroße Kreuzifixus vom Anfang des 17. Jahrhunderts wurde vor zwei Jahren von der Hl. Grabkapelle in die moderne Marienkirche verlegt, in Anbetracht des bisherigen, feuchten Standorts eine berechtigte Maßnahme. Auch hat die dortige, nüchterne Sichtbetonwand hinter dem Altartisch durch den Kreuzifixus eine Belebung erfahren, die der Andacht der Gläubigen entgegenkommt.

Die Decke des Kapellenraums selbst besticht durch ihren reichgeschlungenen Ornamentstuck um viele Bilder, u.a. vom Marienleben und -tod. Weitere gute Ölbilder an den Wänden und vor allem eine klassizistische Seitenkanzel aus Stuckmarmor sind bemerkenswert. Im Jahre 1970 wurde aus der Leonhardskapelle das wertvolle, bäuerliche Halbreif des Hl. Wendelinus von der Mitte des 16. Jahrhunderts gestohlen und später in Holland bei einer Antiquitätenmesse zum Kauf angeboten, wie im deutschen Fernsehen mit Bild angekündigt wurde. Die durch Fotodokumentation belegte Fahndung nach dem Holzbildwerk durch „Interpol“ wurde von der holländischen Polizei offensichtlich nachlässig behandelt und ist negativ verlaufen. Seit diesem Diebstahl sind verschiedene gute Schnitzereien aus der Kapelle herausgenommen worden. An die Giebelwand des Sakristeianbaues zur Landstraße hin wurde 1933 von Cothen-Orla anstelle einer alten Kreuzigungsdarstellung die „liebe Frau uf der Straß“ großformatig gemalt und in kleineren Nischenbildern St. Leonhard, St. Georg und die Schmerzensmutter.

Einen weiteren Anziehungspunkt im Bereich der Gottesackerkapelle bildet der Ölberg mit Kreuzweg aus dem Jahr 1882. Die in Ton modellierten 14 Stationen und die lebensgroßen Figuren des Ölbergs sind das Werk des aus Laupheim stammenden und in Neufra bei Riedlingen wirkenden Bildhauers Gabriel Lämmle, dem Geist seiner Zeit entsprechend realistisch und sehr einprägsam gestaltet. In verschiedenen Gesichtern von Gestalten des biblischen Geschehens glaubten die alten Laupheimer markante Mitbürger wiederzuerkennen.

Beim Besuch des im Verlauf des 30jährigen Krieges angelegten, an die Kapelle anschließenden Friedhofs lenkt die würdige Ehrenstätte für die Toten beider Weltkriege die Aufmerksamkeit auf sich. Die Mitte des Ehrenmals bestimmt als Symbol des Opfertodes der steinerne, eindrucksvolle Gekreuzigte des Stuttgarter Bildhauers R'etzbach aus dem Jahre 1921.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.



# Baugeschichtliche Beobachtungen in der Kath. Pfarrkirche St. Cornelius und Cyprian in Mittelbiberach

Von Erhard Schmidt, Tübingen

Im Rahmen einer Innenrenovierung der Kath. Pfarrkirche St. Cornelius und Cyprian in Mittelbiberach, verbunden mit Trockenlegungsmaßnahmen und einer Fußbodenerneuerung, wurde im gesamten Kirchenlanghaus ein umfangreicher Bodenaushub vorgenommen. Dabei wurden Mauerbefunde älterer Kirchenbauten angeschnitten, die vom Landesdenkmalamt im Juni 1979 untersucht und aufgenommen wurden.

Die schriftliche Überlieferung setzt für Mittelbiberach verhältnismäßig spät ein. Erst im Jahr 1275 erfolgte die erste eindeutige Nennung des Ortes, für das gleiche Jahr ist auch eine Kirche für die Siedlung belegt. Sicherlich muß der Beginn der Siedlungstätigkeit für Mittelbiberach wesentlich früher angesetzt werden, als es die Urkunden vermuten lassen, auch wenn bislang kein eindeutiger Nachweis erbracht werden konnte.

Das Erscheinungsbild der erhöht über dem Dorf neben dem Schloß gelegenen Kirche läßt trotz umfangreicher Umbaumaßnahmen noch den spätgotischen Charakter des Baukörpers erahnen. Das einschiffige Langhaus mit dem tief eingeschnittenen Westturm, dessen Turmhalle sich spitzbogig nach drei Seiten in das Kirchenschiff öffnet, geht in einen gering eingezogenen, dreiseitig geschlossenen Polygonalchor über, der durch einen breiten, spitzbogigen Triumphbogen vom Schiff abgesetzt ist. Baunachrichten zur Mittelbiberacher Kirche im Spätmittelalter fließen spärlich und beziehen sich häufig auch nur auf die Kirchenausstattung, ohne deutliche Hinweise auf eine Bautätigkeit zu geben. Dazu zählt die Überlieferung eines neu errichteten Hochaltars aus dem Jahr 1472. Aufschlußreicher ist indessen eine Nachricht von 1517, die für dieses Jahr einen teilweisen Neubau der Kirche überliefert. Eine Periode weiterer Bautätigkeit setzte offensichtlich um 1600 ein, die in der Literatur die unterschiedlichsten Interpretationen erfuhr. Einige Abhandlungen nennen dieses Jahr als Zeitpunkt einer grundlegenden Umbaumaßnahme eines aus dem 15. Jahrhundert datierenden Baues mit dem Turm als Überrest einer kleineren, romanischen Kirche, andere Berichte ordnen dem Jahr 1600 die Fertigstellung eines Kirchenneubaus zu. Ob die überlieferte Neuweihe des Hochaltars aus dem Jahr 1658 Ausdruck einer weiteren umfangreichen Baumaßnahme war, läßt sich der Nachricht nicht entnehmen.

Basierend auf dieser Quellenlage werden Fragen zur Baugeschichte der Pfarrkirche St. Cornelius und Cyprian aufgeworfen, die letztlich nur durch eine sorgfältige bauarchäologische Untersuchung der Kirche ihre Lösung finden können. Fragen nach Resten älterer Bausubstanz im bestehenden Bau, nach dem Umfang der für das Jahr 1600 belegten Baumaßnahme, nach Zahl und Grundrißgestaltung älterer Kirchenbauten, nach dem Beginn der frühesten Bautätigkeit, Fragen schließlich zur Siedlungskontinuität zumindest seit frühgeschichtlicher Zeit. Der durch die Sanierungsmaßnahme bedingte Bodeneingriff wurde ohne Berücksichtigung dieser offenen Fragen durchgeführt, so daß lediglich eine Aufnahme der freigelegten Baubefunde vorgenommen werden konnte, eine Klärung sämtlicher Fragen nicht zu erreichen war.

Baugeschichtliche Informationen boten einerseits Fundamentreste älterer Bauten, die im Kirchenschiff angetroffen wurden, dann auch das Mauerwerk des bestehenden Baues, dessen Wandputz auf etwa 1,5 m Höhe abgeschlagen war. Die freigelegten Wandflächen ließen erkennen, daß Langhaus und Turm in einem einheitlichen Bauzusammenhang stehen. Das Turmfundament, das überwiegend aus Ziegeln besteht, wies eine eindeutige Verzahnung mit dem Fundament der Westfassade auf. Der eigenartige Grundriß der Mittelbiberacher Kirche mit dem völlig in das Langhaus einschneidenden Turm resultiert also nicht aus seiner Beibehaltung von einem älteren, möglicherweise romanischen Kirchenbau, es müssen andere Gründe für diese Grundrißkonzeption vorgelegen haben. Wahrscheinlich verhinderte das wenige Meter westlich vor der Kirche gelegene Pfarrhaus eine stärkere Ausweitung des spätgotischen Baues in diese Richtung.

Die im Langhaus freigelegten Fundamentreste können zwei unterschiedlichen Bauphasen zugeordnet werden, die der spätgotischen Anlage vorausgingen. Die angeschnittenen Mauerreste der ältesten Bauphase erlauben in etwa die Rekonstruktion des Kirchenschiffes und einige, wenn auch nur bescheidene Aussagen zur Chorgestaltung dieser Kirche. Die Fundamente, aus großen Schottern in Schalenmauertechnik ausgeführt, wiesen einen feinkörnigen gelblichen Mörtel als Bindemittel auf. Das Fundament der Südwand mit 85-90 cm Breite war auf ganzer Länge erhalten, ebenso auch das der Westfassade (Abb. 1). Nicht eindeutig festgelegt werden konnte der exakte Verlauf der Nordwand des ältesten erfaßten Kirchenbaues, doch läßt er sich über die folgende Bauphase erschließen. Demzufolge wies die erste Kirche bei parallel nach Norden verschobener Mittelachse in etwa die Nordbegrenzung des heutigen Langhauses auf. Für das Schiff der Bauphase I kann die äußere Abmessung mit 12,5 m Länge und 8,5 m Breite ermittelt werden.

Da die Baumaßnahme nur unwesentlich in den bestehenden Chor eingriff, läßt sich der Grundriß des ältesten Chores nicht eindeutig bestimmen. Zwar ablesbar, daß der Chor um 1,5 m eingezogen war. Auch konnte der geradlinige Ansatz der südlichen Chorwand freigelegt werden, so daß ein rechteckiger Chorgrundriß für die Vorgängerkirche angenommen werden kann, doch lassen sich keine Aussagen über seine Abmessungen treffen.

An verschiedenen Stellen im Langhaus wurde ein dem älteren Bau zuzuordnender Fußboden angeschnitten, der unmittelbar vor dem Choransatz auch flächig freigelegt werden konnte. Er zeigte eine wenig aufwendige Konstruktion. Der Boden bestand aus einer Schotterrollierung, die mit einer festgetretenen dunklen Erdschicht überdeckt war. Soweit feststellbar, waren Chor und Langhaus mit dem gleichen Boden ausgestattet. Anscheinend waren sie nicht im Niveau voneinander abgesetzt.

Die zweite Bauphase beschränkte sich auf eine Verlängerung des Kirchenbaues I um etwa 5,3m nach Westen. Mit dieser Bautätigkeit war auch eine Innenrenovierung verbunden, die sich noch in einigen Details nachweisen ließ.

Das Fundament der Westerweiterung bestand wie bei der Bauphase I aus einem Schalenmauerwerk aus großen Schottern, das Bindemittel war jedoch heller, nahezu weiß. Auch war das Fundament mit durchschnittlich 1,10 m erheblich stärker. Da die Außenflucht der älteren Kirche exakt aufgenommen wurde, sprang das Fundament um gut 20 cm nach innen vor. Bei dem spätgotischen Neubau der Kirche wurde offensichtlich nicht der gesamte Vorgängerbau niedergelegt, die Nordwand des älteren Schiffes wurde zumindest in Teilbereichen in den Neubau einbezogen. Deutlich zeigte sich die Baufuge zwischen Bau II und dem bestehenden Bau in der Nordwand, und zwar nicht nur im Fundamentbereich, sondern auch im aufgehenden Mauerwerk. Da nur die unteren Partien des Wandputzes entfernt waren, ließ sich nicht bestimmen, ob die Mauerteile des Vorgängerbaues in ganzer Höhe übernommen worden waren. Eine vergleichbar scharfe Trennung war auch zwischen dem Erweiterungsbau und der älteren Kirche abzulesen. Überraschenderweise zeigte das Mauerwerk im Bereich der Nordwand des Kirchenschiffes I die gleichen Strukturen wie der bestehende Bau, der im Gegensatz zu dem Wackenmauerwerk der mittelalterlichen Kirche überwiegend aus Ziegeln errichtet worden war. Mit Ausnahme des Mauerteils der Bauphasen muß für alle Bereiche des aufgehenden Mauerwerkes eine einheitliche Erbauungszeit angenommen werden. Es bleibt die Frage, warum nicht auch dieser etwa 5 m lange ältere Teil der Nordwand niedergelegt wurde. War das Mauerwerk der ältesten Kirche in einem derart schlechten Zustand, daß seine Einbeziehung in den Neubau nicht vertretbar war? Andererseits muß, analog zum Erscheinungsbild der Südwand, auch im Norden der mittelalterliche Erweiterungsbau wegen seiner größeren Wandstärke um gut 20 cm nach innen vorgesprungen sein. Beim Bau der bestehenden Kirche könnte dann der Rücksprung zugunsten eines geradlinigen Wandverlaufes mit einer vorgeblendeten Ziegelmauer ausgeglichen worden sein.

Mit der Verlängerung der ersten Kirche wurde auch der Innenraum verändert. Der Chor wurde zwar im Umfang beibehalten, doch wurde sein Bodenniveau erhöht. Auf dem älteren Fußboden wurden unter dem Triumphbogen zumindest zwei Stufen aufgesetzt. Da der veränderte Chorboden nicht mehr erhalten war, läßt sich der Betrag der Fußbodenerhöhung nicht mit Sicherheit angehen. Als weitere Neuerung wurde im Langhaus vor der südlichen Ostwand ein Seitenaltar errichtet, von dem Reste des verputzten Altarblockes sich erhalten hatten. Der Putz brach geradlinig etwa 10 cm über dem Boden des ersten Kirchenbaues ab. Es war deutlich zu erkennen, daß der Putz auf ein Bodenniveau auslief, das zwar unmittelbar vor dem Altar nicht mehr vorhanden war, doch fanden sich in vergleichbarer Höhe westlich vor dem Altarpodest Reste eines Ziegelbodens. Dieser Boden erstreckte sich ursprünglich wohl auch im Mittelgang und im Ouergang vor dem Chor. Obwohl keine entsprechenden Befunde erhalten waren - sie fielen der Choreinziehung des Neubaus zum Opfer -, ist es wahrscheinlich, daß auch auf der Nordseite der Kirche ein Seitenaltar gestanden hat. Die vorgestellten baugeschichtlichen Befunde und ihre Interpretation vermögen nicht, alle Fragen der baulichen Entwicklung der Mittelbiberacher Pfarrkirche zu klären. Dazu wären umfangreichere Untersuchungen erforderlich gewesen. Dennoch können Einzelaspekte der Baugeschichte überprüft, vereinzelt auch korrigiert und neue Erkenntnisse hinzugefügt werden. Unzweifelhaft kann festgestellt werden, daß der Kirchturm keineswegs in romanische Zeit zurückreicht, er vielmehr einem einheitlichen Neubaukonzept zuzuschreiben ist. Seinen Abschluß fand der Neubau wohl im Jahr 1600. Stilgeschichtlich ist eine frühere Datierung der bestehenden Mittelbiberacher Kirche sicherlich denkbar, doch zeigt der Bau keine einschneidenden Änderungen, die dann der überlieferten Baunachricht zuzuordnen wären. Darüber hinaus konnte mit dem zweiphasigen Vorgängerbau der Kenntnisstand der baulichen Entwicklung bereichert werden, doch kann nicht ausgeschlossen werden, daß weitere, und somit

ältere Kirchenbauten unentdeckt blieben. Unlösbar bleibt auch die Frage der absoluten Datierung der älteren Baureste. Denkbar wäre, daß der erste Bau noch in romanische Zeit zurückreicht, er mit der 1275 urkundlich belegten Kirche identisch ist, die Verlängerung des Kirchenschiffes im Spätmittelalter erfolgte, doch einen schlüssigen Beweis mußte die Kurzuntersuchung schuldig bleiben.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

5. Jahrgang – Heft 1 – Seite 7

## Hilprand Brandenburg (1442 – 1514) und sein Familienbuch

Von Prälat Prof. Dr. Hermann Tüchle, Gröbenzell

Zu den bedeutendsten Patrizierfamilien Biberachs im 15. und 16. Jahrhundert gehörten unzweifelhaft die Brandenburg. Woher sie stammten, ist kaum zu entscheiden. Ob von Brannenburg am Inn oder von Brandenburg an der Iller, auf jeden Fall wird das Geschlecht urkundlich 1376 mit Eberhard, dem Vogt von Kappel bei Buchau greifbar. Ein Sohn Hildebrand ist kurz vor 1400 in Biberach nachweisbar und zwar bereits als Stadtmann und kurz darauf als Bürgermeister. Damit beginnt die Reihe der Bürgermeister aus der Familie. Drei Söhne, Hans, Heinrich und Eberhard (II.) stammen aus der Ehe mit Margarethe Felber. Abwechselnd übernehmen sie in der Stadt die höchsten Ämter. So ist Eberhard (II.), der anscheinend seine Brüder überlebte, schon 1434 Spitalpfleger und 1439 und 1446 Bürgermeister. Eberhard II., wohl um 1400 geboren, ist zweimal verheiratet, 1424 mit Ursula Graeter und nach deren Tod 1437 mit Anna Klock. Die Klock waren Herren von Offingen am Bussen. Das Hochzeitsbild von 1437 ist nicht mehr auffindbar. Eine Abbildung aber zeigt uns das Paar im Festtagsschmuck mit dem Allianzwapen, umrahmt von der Inschrift: Auf S. Mathäus Tag als man zält 1437. Jahr sindt Eberhardt Brandenburg v. (= und) Anna Klockin zusamen vermehlt worden v. auch in dißer form v. gestalt in kirch v. straß gangen.“

Der Ehe entsprossen drei Söhne und sieben Töchter. Wie sich die zehn Kinder auf die beiden Ehen verteilen, ist nicht genau zu bestimmen. Jedenfalls stammten von den drei Söhnen zwei sicher aus der zweiten Ehe ihres Vaters, Eberhard (III.) und Hilprand (Hildebrand). Von den Töchtern mögen die bereits 1465 als Zisterzienserin in Heggbach und die 1472 in Überlingen verstorbene Apollonia Betz Kinder der ersten Frau Eberhards gewesen sein. Von den fünf andern starb Elisabeth Rehm 1490 in Augsburg als junge Witwe mit mindestens vier Söhnen. Ursula und Magdalena heirateten nach Ulm in die Familien Gregg und Kraft und starben 1497 bzw. 1499. Keine 50 Jahre erreichte die in Heggbach eingetretene Margarete († 1498), während ihre Schwester Barbara, die 1470 den Biberacher Marquard Graeter ehelichte, erst 1512 verschied. Überlebt wurde sie von einem einzigen ihrer Brüder. Am wenigsten wissen wir eigentlich von dem bereits 1466 verstorbenen Wilhelm, von dem wir auch nur zwei bald verstorbene, in Augsburg und Dinkelsbühl verheiratete Töchter kennen. Hilprand, von dem gleich die Rede sein wird, nennt nicht einmal den Todestag seines Bruders, sondern erwähnt nur seinen Jahrtag. Möglicherweise stammte Wilhelm aus der ersten Ehe des Vaters und war das Verhältnis zu dem Stiefbruder nicht besonders gut.

Nur 48 Lebensjahre waren Eberhard (III.) beschieden. Der 1438 Geborene starb schon im Januar 1487. Als Biberacher Bürgermeister führte er Elisabeth Becht von Schwangau aus Reutlingen als Hausfrau heim (1468), die ihm auch drei Söhne schenkte. Der zweite von ihnen, Hieronymus (1477-1534) führte das Geschlecht weiter, während der Ältere, Eberhard, schon 1488 mit 18 Jahren starb.

Der jüngere Bruder Eberhards (III.), Hilprand Brandenburg, wurde nach seinen eigenen Angaben am 21. Dezember 1442 in Biberach geboren. Er hat über alle Familienereignisse genau Buch geführt, ging den Ahnen und Seitenlinien nach, kümmerte sich um seine Geschwister, deren Kinder und Kindeskinde, schrieb die wichtigen Daten seines eigenen Lebens zusammen und sammelte all diese Notizen in seinem eigenen „Familienbuch“, das er nach Art eines kirchlichen Jahreskalenders während seiner Kaplanszeit in Biberach anlegte.

Dieses Familienbuch wurde in ihrer Art von seinem Neffen Hieronymus und von späteren Angehörigen der Brandenburger Sippe mit Unterbrechungen bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts fortgeführt. Aus dem Nachlaß des von Leutersbach bei Marktoberdorf gebürtigen Augsburger Domdekan Reindl gelangte es durch Pfarrer Michael Gerhauser von Untermeitingen in das dortige Pfarrarchiv. Hier erkannte vor allem der damalige Dillinger Historiker Professor Alfred Schröder († 1935) seinen Quellenwert. Seit 1970 besitzt das Stadtarchiv Biberach dank der Bemühungen von K. Diemer Fotokopien des Familienbuches.

Soweit das Familienbuch auf Hilprand Brandenburg zurückgeht, zählt es 44 Seiten. Die einzelnen Monate werden wie in den liturgischen Kalendarien des Mittelalters mit einem zweizeiligen Satz über die Länge von Nacht und Tag, die Zahl der Monatstage und die Zählung des Mondes eingeleitet. Dann folgen die Sonntagsbuchstaben und die liturgischen Feste mit Angaben über den Rang der einzelnen Tage. Am rechten und linken Rand war genügend Platz für weitere Einträge gelassen. Sie bringen teils weniger bekannte Heiligennamen, teilweise wohl aus den Legenden jener Zeit, Hinweise auf die Weihetage von Kirchen und Altären und besonders eine Menge von Familiennachrichten, alles in lateinischer Sprache. Schon auf der ersten Januarsseite ist das bekannte Exlibris Hilprands gezeichnet, eines der ersten Buchbesitzezeichen, der Engel, der den Schild mit dem Familienwappen (den Stier mit dem eigenartig geschwungenen Schwanz) hält.

Bei diesen Familiennachrichten ist der Kreis nicht eng auf die Sippe beschränkt, nicht nur auf Geburt und Tod und manchmal noch auf die Hochzeit und die Jahrtage. Alles und alle, die dem Schreiber im Leben begegneten, nimmt er in sein Gedenken herein. Das Familienbuch hat keinerlei literarische Absichten; es ist für den Schreiber ein Erinnerungsbuch und zugleich beständige Mahnung, die Angehörigen und alle, die darin aufgenommen wurden, im Gebet nicht zu vergessen. Die Einträge verraten eine noble, dankbare Gesinnung des reifen Mannes, der sich noch seiner Taufpatin erinnert, den Firmpaten erwähnt, der Lehrer gedenkt, den Beichtvater nennt, seine Gönner und Helfer, seine geistlichen Vorbilder und Freunde und beim Eintrag des Sterbedatums seiner Verwandten den Zusatz kaum vergißt, „deren“ oder „dessen“ Seele möge in Frieden ruhen.

Man kann aus diesen Einträgen ein gutes Stück seines Lebens rekonstruieren. Am Thomastag, dem 21. Dezember 1442, „kam ich in diese Welt“. Seine Eltern hatten schwere Monate hinter sich, brannte doch am 22. Februar des gleichen Jahres „zwischen der achten und der ersten Stunde das Haus meines Vaters“ ab. Damals gingen auch alle Urkunden, auch jene über den Adelstand der Familie, verloren. Den Jahrtag seiner Taufpatin Anna Re(n)politin, „die mich aus der Taufe hob“, notiert er noch nach 40 Jahren am 4. Dezember. Im Kreis seiner vielen Geschwister wuchs er heran. Von den Schwestern sind ihm ein paar besonders vertraut geworden, wohl jene, die ihm im Alter nahestanden. Es waren auch jene, die ihn am längsten im Leben begleiten durften, Margarete, Magdalena und Barbara. Beim Eintrag ihres Sterbetags nennt er sie „meine liebe Schwester“. Seinen Firmpaten vergaß der Knabe nicht. Es war, wie er bei dessen Tod im Jahre 1500 notierte, Ulrich Bruder, der spätere Kaplan der unteren Friedhofskapelle.

Vom Schulbesuch ist nicht viel zu erfahren. Es gab damals in Biberach eine lateinische Schule. Wer aber um 1450 die Schule leitete, ist nicht bekannt. Auf jeden Fall wird weder der 1440 genannte Magister Niklaus Weinschenk, noch der 1457-61 erwähnte Konrad Resch in Brandenburgs Familienbuch eingetragen.

Die Eindrücke, die Hilprand von anderen erhielt, waren viel stärker und blieben in seiner Erinnerung haften. Da waren die beiden Brüder Jäk, die eben als junge Magistri von der Universität Wien zurückgekehrt waren, die Priester wurden und nacheinander von der Stadt Biberach mit dem Predigeramt betraut wurden. Beide Namen stehen im Familienbuch, der des schon 1466 verstorbenen Johannes (26. August) wie der Heinrichs (24. April 1491). Bei beiden fügt der Schreiber bei: „singularis preceptor meus“ (ein einzigartiger Lehrer für mich). Von Heinrich besonders, dessen nicht unbeträchtliche Büchersammlung an den Spital der Heimatstadt gekommen ist, mag Brandenburg auch jene Liebe zu den Büchern gelernt haben, die ihn lebenslang erfüllte.

Mit den beiden Brüdern stand er wohl schon vorher in Verbindung. Jedenfalls nimmt er sogar das Datum des Jahrtags für die Eltern Jäk in sein Buch auf. Es gab anscheinend so etwas wie einen Kreis um die jungen Biberacher Geistlichen. So werden auch die beiden Spitalkapläne, die Brüder Leonhard († 1492) und Heinrich († 1488) Tober mit ihrem Todestag eingetragen, ebenso aber auch deren 1469 verstorbene Mutter (24. Dezember). Dazu kam 1467 der neue Pfarrer von Mettenberg, der junge Freiburger Magister Rudolf Rasser. Selbst der Mutter des Magisters gedenkt Hilprand († Dezember 1469). Er muß also wohl öfters in das Pfarrhaus von Mettenberg gekommen sein. Rasser bleibt für ihn ein Vorbild sein Leben lang. Als seinen „treuen“ Beichtvater erwähnt Brandenburg den 1501 (28. April) verstorbenen P. Johannes Roppach. Zu welchem Kloster der Ordensmann gehörte, vielleicht Wiblingen oder Ochsenhausen, wissen wir nicht. Durch einen Bruder seiner Mutter, den Benediktinerpater Georg Klock († 11. September 1503), kam Hilprand wohl öfters nach Wiblingen. Den Prior der dortigen Abtei nimmt er für den 27. Juli 1473 ohne Nennung des Namens in sein Buch auf; dagegen erwähnt er ausdrücklich für den 10. November des gleichen Jahres den Tod des Abtes Ulrich Halblüzel. Auch der Elchinger Abt Paul Kast († 1498) findet als sein „besonders freundlicher Herr und Vater“ Platz in seinem Gedenkbuch.

Es war nichts Außergewöhnliches, wenn in einer wohlhabenden Familie der jüngere Sohn für den geistlichen Stand bestimmt wurde. Nur ein Bruchteil dieser künftigen Priester besuchte aber die Universität, von denen es in deutschen Landen damals erst wenige gab. So war auch in der Familie Brandenburg das

Berufsziel Hilprands ausgemacht; doch war für ihn wie seine Eltern der Weg über die Hochschule selbstverständlich. Eine Prüfung wie das heutige Abitur gab es in jenem Jahrhundert nicht. Der Zugang zur Universität war frei. Hatte doch die Artistenfakultät der Universität mehr den Charakter eines Gymnasiums, und erst mit dem nach Prüfung zu erlangenden Bakkalaureat konnte man ein eigentliches Fachstudium beginnen.

Seit der zweite Band der Wiener Universitätsmatrikel veröffentlicht ist, ist die Ungewißheit über den Beginn des akademischen Studiums Hilprands beseitigt. Im Herbst 1459 wanderte der noch nicht Siebzehnjährige mit seinem Landsmann Johann Birk nach Wien, wo sie beide im Oktober vom damaligen Rektor Ludwig Schleicher von Ulm, dem späteren (1476-78) Pfarrer seiner Heimatstadt, immatrikuliert wurden. Wie lange die beiden jungen Biberacher Studenten beisammen blieben, ist leider nicht bekannt. Um die Jahreswende 1468/69 mindestens gingen ihre Wege auseinander. Birk wurde Ende November als Wiener Bakkalaureus in Heidelberg eingeschrieben. Brandenburg rüstete sich damals zur Heimkehr und Reise nach Basel. Er hatte sich mindestens seit 1467 in Pavia aufgehalten und dort wahrscheinlich Kirchenrecht studiert. Auch wenn wir keinen Matrikeleintrag von Pavia kennen, haben wir für den Aufenthalt dort doch ein paar Hinweise.

Im Kalender Brandenburgs stehen auf den Rändern Namen von Heiligen, die in Deutschland nicht bekannt waren, und Feste, die diesseits der Alpen nicht gefeiert wurden: Heilige aus Pavia und der dortige Rang ihres Festes. Verwiesen sei als Beispiel auf den Gedenktag der zweiten Übertragung der Gebeine des hl. Augustinus (von Sardinien nach Pavia). Dazu kommt noch eine Notiz zum 6. Januar: „Ich trug Caspar, den Sohn des Magisters Thomas Rasoris von Pavia, zur Taufe im Jahre 14.“ (Die letzten beiden Zahlen fehlen leider durch den Randverlust des Papiers.) Wir haben noch weitere Zeugnisse außerhalb des Familienbuches. Am 2. Mai 1467 beendete Johannes von Lüttich in Pavia für Hilprand Brandenburg von Biberach eine Handschrift mit einer Papstgeschichte und Sentenzen des hl. Augustinus (die Handschrift kam über Buxheim nach Providence, Rhode Island, USA). Und 1883 wurde ein Wörterbuch des Kirchenrechts versteigert, das nach dem eigenhändigen Eintrag Hilprands „während meines Studiums an der Universität Pavia 1468“ geschrieben wurde.

In den ersten Monaten des Jahres 1469 ließ sich Brandenburg in Basel immatrikulieren. Unter den 43 Studenten, die mit ihm eingeschrieben wurden, gehört keiner zu den späteren Freunden Hilprands. Darunter waren der Reichenauer Chronist Gallus Öhem, der spätere Konstanzer Bürgermeister Berthold Blarer, Ambros Alantsee aus Füssen, der 1480 in die Basler Kartause eintrat, und zwei nähere Landsleute aus Waldsee. Den 1466 immatrikulierten Jakob Lauber aus Lindau, den späteren Prior der Basler Kartause lernte er wohl ebenfalls kennen.

Gute zwei Jahre nach der Immatrikulation wurde Brandenburg am 1. Mai 1471 zum Rektor der Universität gewählt, und zwar „einträchtig und einstimmig“, wie es in dem amtlichen Protokoll heißt. Das Wappen des neuen Rektors zierte noch heute die Basler Matrikel. In diesem Sommersemester - die Wahl galt immer nur für ein Halbjahr - nahm er als Rektor 112 Studenten in die Matrikel auf, darunter den fast gleichaltrigen, später berühmten Prediger Geiler von Kaisersberg und einen Verwandten seines künftigen Ulmer Schwagers Gregg. Ganz ruhig verlief die Amtszeit wohl nicht. Im Streit mit der Studentenschaft um das aktive Wahlrecht bei der Rektorswahl konnte man die juristischen Kenntnisse des neuen Rektors jedenfalls gut verwenden.

Damit brechen die Nachrichten über das Studium Brandenburgs ab. Am 17. April 1473, es war Karsamstag, ein alter Weihetag, empfing er, wohl in Konstanz, die Priesterweihe; am 13. Juni, dem Dreifaltigkeitssonntag, feierte er seine Primiz in der Heimatkirche. Der Neupriester mußte nun nicht, wie es damals bei der großen Zahl von Priestern üblich war, warten, bis die Stadt ihn für eine der Pfründen vorschlug, oder sich nach einem Pfarrer umsehen, der als Dienstherr ihn zu seinem Helfer bestellte. Die Familie hatte bereits für seine wirtschaftliche Existenz gesorgt. Wie in anderen Städten, so hatten auch in Biberach bedeutende und wohlhabende Familien im 15. Jahrhundert Familienkaplaneien gestiftet, dafür eigene Altäre errichtet oder gar eigene Kapellen an die Pfarrkirche angebaut. Für diese Kaplaneien wurden dem Bischof vom Familienoberhaupt Kandidaten vorgestellt, die nach der Ernennung an diesen Altären zelebrierten und die anderen Verpflichtungen der Stiftung erfüllten und dafür von den Erträgen der Stiftung lebten. So hatte schon Heinrich Brandenburg, ein Bruder Eberhards II., 1436 in der Spitalkirche eine Familienkaplanei zu Ehren der Heimsuchung Mariens, der hl. Anna und Elisabeth gestiftet. Sie war 1440 bestätigt worden und stand unter dem Patronat eines Vetters von Hilprand. Eberhard II. aber stiftete gemeinsam mit dem Patrizier Martin Weißhaupt im August 1469 eine weitere Familienkapelle mit Grablege und eigenem Kaplan. Der Altar sollte der Muttergottes, dem Täufer, Petrus und Paulus, Katharina, Barbara, Dorothea und Agatha geweiht sein. Da Eberhard Brandenburg schon fünf Wochen nach der Stiftung starb, wurde die Kapelle „auf der linken Seite“ der Pfarrkirche „gegen den Eingang“ erst 1472 bestätigt. Die beiden Stifterfamilien sollten das Vorschlagsrecht für die Bestellung des Kaplans haben und präsentierten nun dem Konstanzer Bischof den Neupriester aus der Familie Brandenburg. Am 18. August 1473 bestätigte ihn der Konstanzer Generalvikar als Kaplan; am 19. September trat Hilprand, wie die Investiturprotokolle melden, seine Pfründe an. Dieses Beneficium, die noch heute bestehende „Brandenburgische Kaplanei“, bildete für Jahrzehnte die Grundlage der wirtschaftlichen Existenz Hilprands.

Es war mit Jahreseinkünften von rund 22 Pfund Heller verhältnismäßig gut ausgestattet. Hilprand behielt es noch in späteren Jahren und in anderen Stellungen seiner Laufbahn, ließ sich wiederholt zwischen 1482 und 1493 Abwesenheitserlaubnis erteilen und stellte dann einen Vertreter ein.

Aus den nächsten Jahren, die wohl mit gelehrten Arbeiten ausgefüllt waren, erfahren wir nur wenig. Am 9. Oktober 1477 wurde das Chorherrenstift Sindelfingen an die Pfarrkirche in Tübingen verlegt und am Tag darauf die Universität Tübingen feierlich eröffnet, „wo ich Hilprand anwesend war“, wie es im Familienbuch heißt. Da die neue Universität ihre Statuten weitgehend nach denen von Basel formulierte und der erste Tübinger Rektor Johann Vergenhans einige Jahre in Basel gehört und gelehrt hatte, mag Vergenhans die ehemaligen Basler, darunter auch den Rektor von 1471, eingeladen haben. Bei dieser Feier wurde Brandenburg wohl auch dem Grafen und späteren Herzog Eberhard im Bart vorgestellt, der sich seiner später wieder erinnern sollte.

Eine Nachricht von 1479 zeigt uns Brandenburg in Rom. Er gehörte zu einer Reisegesellschaft von acht deutschen Pilgern, darunter dem Priester Michael Lutran aus der Konstanzer Diözese und dem Abt Hesso von Ettenheimmünster, die am 24. April in die Bruderschaft des im Bau befindlichen großen Heiligengeistspitals in Rom eintrat.

In den Investiturprotokollen und im Annatenverzeichnis des Bistums Konstanz wird Hilprand ab 1482 ein paar Mal als Magister bezeichnet. Wann und wo er den akademischen Grad erlangt hat, ist nicht bekannt. Vielleicht beruht diese Bezeichnung auch nur auf einem Irrtum des Schreibers im Konstanzer Ordinariat, da Hilprand selber den Titel nirgends bringt.

Die oben erwähnte Abwesenheitserlaubnis war notwendig geworden, als Hilprand im Juni 1481 von Truchseß Georg (II.) von Waldburg dem Bischof für die Pfarrei Wurzach vorgeschlagen und am 12. Juli, wie er im Familienbuch notiert, als Pfarrer investiert wurde. Die Pfarrei war nicht gerade arm. Als Annaten bezahlte der neue Pfarrer nach Ermäßigung auf die Fürsprache des Truchsessens noch 35 Gulden. Die Seelsorgetätigkeit in Wurzach war aber nicht von langer Dauer. Aus den Investiturprotokollen erfahren wir, daß der Kammerer des Kapitels am 6. März 1484 vom Bischof beauftragt wurde, den Verzicht Brandenburgs auf seine Pfarrei entgegenzunehmen, die dann nur wenige Tage später dem jungen Kleriker Johannes Ellenbog, einem Bruder des bekannten Otto-beurener Benediktiners Nikolaus Ellenbog, übertragen wurde. Hilprand berichtet nichts darüber und deutet auch den Grund seines Weggangs nicht an. Vielleicht lag er in veränderten Beziehungen zum Patronatsherrn. Georg II. war 1482 gestorben; ihm war Truchseß Johann gefolgt. Aus der Wurzacher Tätigkeit Brandenburgs ist nichts bekannt, ebenso wenig über den im Familienbuch vermerkten, am 23. Juli 1483 verstorbenen Jakob Fischer von Wurzach. Das Kirchweihfest von Wurzach am Sonntag vor Maria Himmelfahrt notierte der Pfarrer in seinem Buch. Anscheinend war seine Schwester Barbara († 1512), die Frau des Marquard Graeter aus Stafflangen, bei ihm in Wurzach. Jedenfalls wurde dort ihr Sohn Christoph am 23. März 1483 geboren.

Brandenburg wandte sich wieder nach Biberach. Hier führte er das Leben eines angelehrten Fragen interessierten, aber auch im Alltag der Sippe und der Heimatstadt festverankerten Geistlichen. Damals mag er das Familienbuch angelegt haben, indem er Freud und Leid mit seinen Angehörigen teilt. Kein Geburtstag, kein Todestag der Verwandten bis ins 3. und 4. Glied wurde übergangen. Die Hochzeitstage und die Tage der Probeß werden gewissenhaft eingetragen und der geistlichen Freunde in der Stadt gedacht. Zur Kennzeichnung seiner Bücher, der heute so wertvollen Wiegendrucke, die er sich jetzt in großer Zahl erwirbt, läßt er jetzt sein Exlibris drucken und einkleben.

Der Aufenthalt in der Heimat dauerte ungefähr zweieinhalb Jahre. Im November 1486 berief ihn Graf Eberhard im Bart an das Chorherrenstift zum Heiligen Kreuz in Stuttgart. Als Kanoniker trat Hilprand auch der seit 1418 bestehenden Bruderschaft der Stuttgarter Priester bei, die höchstens 30 Geistliche (Kanoniker, deren Stellvertreter und Kapläne) als Mitglieder aufnahm und sich zu Begräbnis, Totenmessen und Feier des Jahresgedächtnisses verstorbener Priester zusammenschloß. Die Bruderschaft gab sich im Jahr nach Brandenburgs Ankunft in Stuttgart neue Statuten. In einem Verzeichnis steht Hilprand unter dem Probst Ludwig Vergenhans an 11. Stelle. Wie er den Tod seines Gönners, des Herzogs Eberhard zum 24. Februar 1496 in sein Buch eintrug, so auch das Bruderschaftsfest, das am 31. August, dem Oktavtag von Bartholomäus, begangen wurde.

Zunächst suchte Brandenburg seine Kaplanei in Biberach mitzuversuchen. Als Stiftsherr hatte man mehrere Wochen, bis zu zwei Monaten Urlaub. Auf einer der Reisen zwischen Stuttgart und Biberach verunglückte der Chorherr. Am 2. August 1487 stürzte er vom Pferd und brach den rechten Arm. Im folgenden Jahr zog er es vor, sich um Abwesenheitserlaubnis von seiner Kaplanei zu bemühen. Aus der Stuttgarter Zeit schrieb er nur zwei Ereignisse nieder: Im Juni 1495 ertrank sein früherer Diener Michael Gässler im See in Stuttgart und im Mai 1493 hatte er den Sohn des späteren Stuttgarter Bürgermeisters Sebastian Welling getauft. Er mag sich auch mit seinen Mitbrüdern und Eberhard im Bart um die Ablässe bemüht haben, die der damalige päpstliche Legat, der spätere Kardinal Peraudi 1489 dem Stift erteilte, und um den Ausbau des Gottesdienstes in der Stiftskirche durch die Errichtung von vier Chorknabenstellen und der Salvebruderschaft (1489 und 1490).

Am 22. November aber verzichtete Brandenburg auf sein Kanonikat in Stuttgart. Sein Haus wurde schon fünf Wochen zuvor verkauft. Vielleicht war der Reichsstädter - er notiert weder den Tod des Papstes, noch den des Diözesanbischofs, wohl aber den des Kaisers Friedrich III. - unter lauter Untertanen Württembergs doch nicht recht am Platz. Daß eine neue Romfahrt, wie es in der Literatur heißt, der Grund gewesen sein soll, ist wenig wahrscheinlich. Man müßte annehmen, daß er einen längeren Aufenthalt in der Ewigen Stadt geplant hätte. Sein Kanonikat erhielt Johannes Werner, der aber schon ein Vierteljahr später starb, was Brandenburg betroffen notierte.

Jedenfalls finden wir den früheren Stiftsherrn wieder als Kaplan in Biberach. Hier kümmerte er sich ernstlich um seine Kaplanei, hatte er ja nach dem Tode seines Bruders Eberhard (1487) selber die eine Hälfte des Patronats inne. Die andere war inzwischen an Wilhelm Weißhaupt, den Sohn des 1479 verstorbenen Mitstifters, gelangt. Wilhelm gehörte zwar dem Biberacher Rat an, geriet aber in wirtschaftliche Schwierigkeiten und entwich der Schulden halber in die Schweiz. Nun reiste ihm Hilprand 1496 nach, fand ihn in Zofingen und bewog ihn gegen Entschädigung zur Abtretung seines Patronatsrechtes. Wilhelm starb noch im gleichen Jahr in Stockach. Als einziger Patronatsherr fühlte sich nun der Kaplan auch für die Ausstattung der Kapelle verantwortlich. Er ließ sie auf seine Kosten wiederherstellen und stiftete für sie ein Meßbuch auf Pergament in zwei Teilen, von dem nur noch der Sommerteil erhalten ist. Das Missale dürfte im benachbarten Wiblingen geschrieben worden sein und verdiente wegen seiner Miniaturen eine nähere Untersuchung. Im Kalender des Meßbuches wurden die Todesdaten und Jahrtage der Verwandten und einiger weniger Bekannten aus Biberach, ebenso der Kirchweihtag und Patrozinien der Kapelle eingetragen. Das Heiligenverzeichnis ist von dem im Familienbuch stark verschiedenes. Im Meßbuch hielt sich der Schreiber so ziemlich an den Kalender des Konstanzer Bistums. Die Heiligen von Pavia, aber auch andere Lieblingsheilige wie Birgitta oder Rochus wurden nicht übernommen. Dagegen wird - wohl ein Zeichen der persönlichen Verehrung - Josef zweimal, am 14. Januar und am 19. März genannt.

Über die folgenden Jahre bis 1503 haben wir wenig gesicherte Nachrichten. Brandenburg ist 1501 Zeuge in einer Biberacher Urkunde, 1502 ist eine Stiftung nach Inzigkofen bekannt. In diesen Jahren scheint er sich Gedanken über sein weiteres Leben gemacht zu haben. Das Ideal eines geistlichen Bücherfreundes, eines Lebens in ungestörtem Studium und religiöser Vertiefung mag ihm immer wieder vorgeschwebt sein. Darum interessierte er sich lebhaft für Männer und Gemeinschaften, die ähnliche Ideale verwirklicht hatten. So schreibt er in sein Familienbuch den Todestag von Nikolaus von der Flüe ein (zum 21. März: „obiit devotus fr. Nicolaus heremita zu Hinterwalden anno 1487“), für 1488 zum 10. Januar einen Bruder Albert, den Vater des uns sonst nicht bekannten Einsiedlerhauses in Oetlingen, für 1491 (23. November) den langjährigen Ulmer Dominikanerprior Ludwig Fuchs. Von Fuchs mag er auf Seuse hingewiesen worden sein. So trägt er zum 24. Januar den Jahrtag(!) „des andächtigen Bruders und seligen (devoti fratris et beati) Heinrich Suis, der im Jahr 1358 starb und im Dominikanerkloster in Ulm begraben ist“, ein. Dann folgt 1495 (8. Dezember) der Todestag des Probstes im Schönbuch, des „venerabilis et dev. mag. Gabriel“ (Biel). In diesen Zusammenhang des Suchens nach einer religiösen Lebensgemeinschaft, wie er sie erstrebte, gehört wohl auch sein Interesse für den Orden der hl. Birgitta, der er im Familienbuch nicht weniger als dreimal gedenkt (Festtag, Tag der Heiligsprechung und Tag der Translation nach Schweden). So mag ihm auch die Kartause in Buxheim vor Augen getreten sein, zumal seit 1489 sein guter alter Freund, Pfarrer Rasser von Mettenberg, als Donatpriester in der Kartause lebte. Donatpriester waren nach den Forschungen Stöhlkers Weltgeistliche, die mit dem Orden nicht durch Ablegung der Gelübde verbunden waren, sondern durch einen aufkündbaren Vertrag mit dem Hausobern, durch den sie zur Beobachtung der Gelübde verpflichtet wurden.

Im Jahre 1502 soll Brandenburg im Dienst von Kardinal Peraudi gestanden sein, der mit zahlreichen Ablässen für die Unterstützung des Feldzuges gegen die Türken warb und sich wochenlang in Ulm aufhielt. Am 18. April 1503 ließ sich Hilprand in Wiblingen vom Kardinal die Regelung der Patronatsrechte in der Familienkaplanei von 1496 bestätigen. Wahrscheinlich war damals die innere Entscheidung bereits gefallen. In Buxheim war 1502 eine weitere Zelle (das typische Kartäuserhäuschen mit Garten) gestiftet worden. Im gleichen Jahr war ein alter Bekannter Hilprands aus der Basler Universitätszeit als Prior nach Buxheim gesandt worden, der langjährige Basler Prior Jakob Lauber aus Lindau, mit seiner harmonischen Verbindung von Frömmigkeit, Bildung und Bücherliebe eine Brandenburg geistig verwandte Persönlichkeit. Hilprands Plan, ebenfalls in Buxheim einzutreten, nahm immer mehr Gestalt an. Zuvor sollten freilich alle Pflichten des Familienoberhauptes erfüllt und geregelt werden, besonders was die Familienkapelle anbetraf.

Nun wird ihr Altar „mit Meßgewand und anderem Ornament“ versehen. Das oben besprochene Meßbuch gehörte zur Ausstattung der Kapelle. Die wirtschaftliche Existenz des Kaplans wird sichergestellt. Hilprand schenkt der Kaplanei eines seiner beiden Häuser in Biberach, einen Garten vor dem Tor und ein Gütlein auswärts. Die Pflichten des Kaplans werden Neubestimmt, das Patronat so geregelt, daß es dem ältesten Brandenburg zustehen sollte. Solange er selbst noch rechtsfähig war, wurde alles geschrieben. Acht Tage vor seiner Profefß, am 31. August 1506, legte er die neue Ordnung dem Bischof vor und bat um dessen Bestätigung.

Für seine Bücher brauchte es keine solche rechtliche Vorsorge. Die nahm er mit. Vor allem in den Jahren um die Jahrhundertwende erwarb er eine erstaunlich große und reichhaltige Bibliothek. So kaufte er, wie die Einträge in vier Inkunabeln der Augsburger Stadtbibliothek belegen, 1504 von Professor Bebel in Tübingen gleich vier verschiedene Ausgaben des Corpus iuris civilis.

Es gab freilich noch einen Aufschub. Im Mai 1503 wurde Hilprand vom Rat der Stadt Ulm auf die dem dortigen Spital gehörende Nikolauskapelle auf dem Berg bei Albeck präsentiert. Im Juni nahm er davon Besitz. Beziehungen zu Ulm muß er schon lange gepflegt haben. Zwei seiner Schwestern, die allerdings schon 1497 und 1499 starben, hatten in die Familien Gregg und Kraft hineingeheiratet. Die Ulmer Dominikaner waren seine Freunde. Neben dem Prior erwähnt er auch den Tod des bekannten P. Felix Fabri (23. März 1503), den er seinen „ganz besonderen Freund“ nennt.

Dann war es soweit. Am 8. Mai 1505, so berichtet er selbst, „am Tag der Erscheinung des hl. Michael kam ich nach Buxheim, um dort Aufenthalt zu nehmen (moram faciendi ibidem causa) und am Tag von Mariä Geburt im gleichen Jahr vollzog ich die volle Donatio. Am gleichen Tag von Mariä Geburt aber im folgenden Jahr, als 1506, machte ich im Namen des Herrn Profefß“.

Er hatte seinen nicht unbedeutenden Privatbesitz mitgebracht, neben Gemälden und Heiltum Meßgewänder und Kirchengerät, dazu hohe Geldbeträge zur Errichtung einer Annakapelle im Erdgeschoß des klösterlichen Bibliotheksgebäudes, zur Vermehrung der Bücherbestände und zur Erleichterung der Mitbrüder bei den jährlichen fünf Aderlässen, vor allem aber die eigene Bücherei, einen Bestand von 450 Handschriften und Inkunabeln. Die im Gedenken an seine Mutter errichtete Annakapelle konnte schon 1508 konsekriert werden.

Es wurde still um den Geistlichen, der nun den nächtlichen Chordienst und das Schweigen der Karthäuser als Lebensregel auf sich genommen hatte. Die Einträge im Familienbuch werden selten. Nach 1510 ist einer nicht mehr lesbar, der letzte von 1512 scheint von fremder Hand geschrieben. Neben dem Gebet, dem geistlichen Leben und der Vorbereitung auf das Sterben kennt der alte Herr nur noch die Bücher. Noch in diesen letzten Lebensjahren läßt er auf seine Kosten Bücher kaufen und sie in die „St.-Annen-Bruderschaft“ einordnen, wo sie auch der eigenen Verwandtschaft zur Verfügung stehen sollten.

Auf den 12. Januar 1514 trug eine fremde Feder in das Familienbuch seinen Tod ein. Sein Grabmal steht heute noch unmittelbar rechts vor dem Eingang in die Annenkapelle. Seine Bücher teilten das Schicksal der Bibliothek von Buxheim im 19. Jahrhundert. Sie wurden versteigert und künden heute noch in der weiten Welt, in den Bibliotheken Skandinaviens, Wales und Kaliforniens, um nur ein paar Länder zu nennen, mit ihren Exlibris von diesem einfachen, edlen geistlichen Bibliophilen aus dem Hause der Biberacher Brandenburg.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

5. Jahrgang – Heft 1 – Seite 15

## Der Prediger Bartholomäus Müller und die Biberacher Reformation

Von Bernhard Rüth, Heidenheim/Braunschweig

Die Bedeutung der städtischen Prädikaturen für die Verbreitung und Durchsetzung reformatorischer Ideen und Ziele wurde von der Reformationshistoriographie längst gewürdigt. So formulierte Paul Joachimsen überspitzt: „Die vielen Predigtpründen, die im Ausgang des 15. Jahrhunderts in den deutschen Städten gestiftet waren, wurden ebenso viele Stützpunkte für die Ausbreitung des Evangeliums.“ Die neuere reformationsgeschichtliche Forschung, die die frühreformatorische Bewegung als städtisches Ereignis begreift und nach Trägerschaft und Manifestationsformen dieser Bewegung fragt, muß somit auch ihren potentiellen Führern, den städtischen Predigern, Beobachtung schenken.

In der reformatorischen Bewegung in der Reichsstadt Biberach spielte der städtisch-spitalische Prädikant, Magister Bartholomäus Müller (latinisiert Myllius), eine bedeutende Rolle. Bei der Durchführung der Reformation im Jahr 1531 wirkte er mit; als ranghöchster Geistlicher stand er der Biberacher Reformationskirche in ihrer Konsolidierungsphase vor. Bartholomäus Müller war - dies sei vorweggenommen - kein kreativer Theologe, allem Anschein nach auch kein

mitreißender Agitator. Er gehörte zur Schar jener Prädikanten, die, ohne Furore zu machen, vor Ort kontinuierlich für die Sache der Reformation wirkten. Müller als „Reformator Biberachs“ zu titulieren dürfte allerdings zu hoch gegriffen sein.

So verwundert es nicht, daß die Informationen, die bisher über den Prediger zusammengetragen wurden, spärlich und zudem legendär durchsetzt sind. Die ungünstige Quellenlage gestattet es in der Tat nicht, ein plastisches Bild von Müllers Leben und Werk zu zeichnen. Doch läßt sich seine Vita immerhin über weite Strecken rekonstruieren. Dies soll im folgenden versucht werden.

Die Biberacher Prädikatur war mit der Meßpfünde an der Kapelle des Spitals vor den Stadtmauern verbunden. Das Präsentationsrecht für dieses Beneficium besaß der Rat. Urkundlich greifbar wird die Prädikatur im Jahre 1422, als die Stadtväter die Predigt vom äußeren ins innere Spital verlegen. In der Folgezeit wird aus dem Spitalprediger de facto der städtische Prediger. 1491 erhält Müllers Vorgänger, Magister Martin Binder, die Investitur in die Kaplanei an der Heilig-Geist-Kapelle vor der Stadt und in die damit verbundene Prädikatur an der Pfarrkirche zu Biberach.

Über die Amtsaufgaben des Frühpredigers unterrichten uns die Chronisten Joachim und Heinrich von Pflummern. Der Kaplan am äußeren Spital hatte in der Heilig-Geist-Kapelle Messe zu lesen und an Sonn- und Feiertagen die Frühpredigt in der Pfarrkirche zu halten. Daneben predigte er unter der Woche im inneren Spital (in der heutigen katholischen Spitalkirche). In den Predigten wurden die Leute im rechten Glauben gelehrt, zur Buße angehalten, dazu ermahnt, Gutes zu tun und das Böse zu meiden; auch lernten sie die Heiligenviten kennen (...). Die durchschnittlich dotierte und gut ausgestattete Prädikatur wurde stets mit graduierter Geistlichen besetzt. Im Jahr 1509 verleiht der Rat die vakante Kaplanei „mittsampt der predicatur in der statt Bibrach“ dem Magister Bartholomäus Müller aus Ulm, Priester des Bistums Konstanz.

Müller war also gebürtiger Ulmer. Wahrscheinlich stammte er - ebenso wie die Ulmer Prediger Sam und Frecht - aus Zunftkreisen. Das Geburtsjahr Müllers ist nicht gesichert; in älteren Arbeiten wird das Jahr 1484 angegeben.

So hätte er als Zwölfjähriger (!) die Universität bezogen; denn wir dürfen ihn mit jenem „Bartholomeus Müller de Vlma“ identifizieren, der sich am 5. Oktober 1496 in Heidelberg einschreiben ließ. Der junge Student avancierte im Januar 1499 zum Bakkalaureus. Zwei Jahre später, am 16.3.1501, erwarb er den Magistergrad, wobei er unter zehn Prüflingen als bester eingestuft wurde. Anlage und Inhalte seines Studiums der freien Künste vorzuführen ist hier nicht der Raum. Von Interesse ist: Müller hatte sich der Schulrichtung der „via moderna“ angeschlossen. Es ist zu vermuten, daß er vom Heidelberger Frühhumanismus nicht unberührt blieb.

Im Anschluß an seine Magisterpromotion wird Müller wohl die vorgeschriebene zweijährige Lehrtätigkeit an der Artistenfakultät aufgenommen haben. Ob er das „biennium regentiae“ voll abgeleistet hat, steht dahin. Es konnte auch nicht ermittelt werden, wann Müller zum Priester geweiht wurde und welche Tätigkeit(en) er von 1502/1503 bis 1509 ausübte. In den Ulmer Archivalien findet sich kein Anhaltspunkt dafür, daß er in der fraglichen Zeit in seiner Heimatstadt oder in deren Landgebiet bepfündet gewesen wäre. Die Lücke in Müllers Vita schließt sich für uns somit erst 1509, als er die Kaplanei in Biberach erhielt. Von 1509 bis zu seinem Tode (1553) ist Müller nun ständig in Biberach tätig.

Die Biberacher Pfarrei war dem Zisterzienserkloster Eberbach im Rheingau inkorporiert. Seit 1480 schwelte zwischen dem Rat der Stadt und dem Eberbacher Konvent ein Streit um die Besetzung der Pfarrstelle. Im Jahr 1519 wurde die Kontroverse wiederum akut. Der Rat, der einen Weltgeistlichen zum Pfarrer wünschte, favorisierte den - offenbar geschätzten - Prediger Müller. Doch das Kloster Eberbach sandte einen Konventualen als Pfarrvikar. Johann Ernst von Pflummern unterstellt in seinen „Annales Biberacenses“ den Biberachern, sie hätten 1519/1520 „einen man nach der neuen lehr“, einen Neugläubigen also, durchdrücken wollen. Diese Interpretation der Vorgänge verdient keinen Glauben. In den Quellen findet sich kein Hinweis auf „protoevangelische“ Regungen. Als unhaltbar erweist sich auch die Behauptung, der bereits evangelisch gesinnte Frühprediger habe sich nunmehr „hinwegbegeben“ und sei erst 1530 zurückgerufen worden - gewissermaßen als Deus ex machina. Aus den Gültbüchern geht eindeutig hervor, daß „Meister Bartholomäus“ weiterhin sein Predigtamt versah. Auch andere Quellen belegen, daß er sich in den zwanziger Jahren in Biberach aufhalten hat.

Die frühreformatorische Bewegung erfaßte die Stadt um 1523. Über die ersten Propagandisten der neuen Lehre, die durchaus beachtliche Resonanz fanden, ist nicht viel bekannt. Ein kleiner Kreis angesehener Persönlichkeiten begünstigte die Bewegung. Der Rat ließ den Dingen ihren Lauf.

Seit wann sympathisierte nun Müller mit Luthers Lehre? - Den genauen Zeitpunkt können wir nicht bestimmen. Terminus ante quem ist der 21.10.1524. Von diesem Tag datiert ein Schreiben des Ulmer Humanisten Wolfgang Rychard an den „evangelischen“ Geistlichen „Sebastianus [!] Millius“ in Biberach. Darin fordert Rychard den Gesinnungsgenossen auf, den (neuen) Glauben in Biberach zu fördern: „Folge Du also dem eingeschlagenen Weg, stärke den Glauben bei den Deinen und verstecke das Dir anvertraute Pfund nicht in einer Grube.“ Auch ein Brief Müllers an Rychard ist überliefert, aus dem die reformatorische Gesinnung des Absenders klar hervorgeht.

Bartholomäus Müller exponierte sich zunächst freilich nicht. Doch ließ er einen neugläubigen Kollegen, Seitz mit Namen, für sich predigen (nur einmal oder mehrmals?). Dieser griff die herkömmliche Auffassung vom Altarsakrament an. Die Vorwürfe, die Heinrich von Pflummern, der Führer der „Traditionisten“, seinem alten Freund Müller machte, fruchteten nichts, Pflummern erkannte, daß es um Müllers Treue zum alten Glauben geschehen war. Aus Freunden wurden Feinde.

Der Biberacher Prädikant war 1525 auch regional gesehen kein Unbekannter mehr. So taucht sein Name in der Schiedsrichterliste auf, die die in Memmingen versammelten Vertreter der aufständischen oberschwäbischen Bauern am 20./21.3.1525 den Abgesandten des Schwäbischen Bundes präsentierten. Die Führer des Baltringer Haufens hatten „Maister Bartlome“ als Vertrauensmann benannt. Zweifellos wußten sie um seine positive Einstellung zur neuen Lehre. Als reformatorisch gesinnter Geistlicher erschien er jedoch den Exponenten des Schwäbischen Bundes suspekt, so daß er schließlich neben anderen aus der Liste gestrichen wurde.

In den späteren zwanziger Jahren traten auf Anordnung oder mit Duldung des Rates einschneidende Änderungen im Biberacher Kirchenwesen ein. Die hergebrachte Frömmigkeitspraxis verfiel, neue Kultformen kamen in Übung. Leider erlauben es die Quellen nicht, Müllers - wohl erheblichen - Anteil an der Umwälzung abzugrenzen. Heinrich von Pflummerns summarischer Bericht wirft lediglich hin und wieder ein Schlaglicht auf Müllers Initiativen. In einer Episode erscheint er als Führer der „Neuerer“. Sicher stand der Prediger nunmehr an der Spitze der reformatorischen Bewegung.

Die Geistlichen wurden in die städtische Rechtsgemeinschaft integriert, 1528 erhielt Bartholomäus Müller das Bürgerrecht; die Aufnahmegebühr wurde ihm nachträglich erlassen. Gründete (bzw. legitimierte) er in diesen Jahren seine Familie?

Die reformatorische Bewegung hatte sich inzwischen in theologischer und kultureller Hinsicht ausdifferenziert. Müller hielt sich - wie nicht anders zu erwarten - zum oberdeutsch-schweizerischen Lager. Auf der Suche nach Bundesgenossen wandte sich Huldrych Zwingli um die Jahreswende 1529/1530 brieflich an den Biberacher. Dem erhaltenen Antwortschreiben Müllers ist zu entnehmen, daß bereits seit einiger Zeit indirekte Kontakte bestanden hatten, nämlich über den Famulus Zwinglis, einen gebürtigen Biberacher. Die Initiative des Zürchers mußte Müller schmeicheln. Dieser versichert Zwingli seiner Wertschätzung. „Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich mich Dir verpflichtet fühle“. In einer schwierigen Frage bittet er den erfahrenen Mann um Rat: Wie sollten sich die Biberacher verhalten, wenn der Bischof ihn und seine Kollegen als „Abtrünnige“ vor das Rottweiler Hofgericht zog?

Die Stadt Biberach war 1529 nicht unter den protestierenden Ständen und Städten gewesen. Nachdem sich jedoch die überwältigende Mehrheit der Bürger gegen den Speyerer Abschied erklärt hatte, mochte die Stadt als protestantisch gelten. Der in der Glaubensfrage gesplante Rat konnte sich freilich aus politischen Überlegungen heraus auf keine klare Linie einigen. Auf dem Augsburger Reichstag von 1530 vermieden es die Gesandten, Farbe zu bekennen. Erst nachdem die Stadt Anschluß an den sich konstituierenden Schmalkaldischen Bund gefunden hatte, fiel die Entscheidung für die Reformation.

Im Februar 1531 nahm Bartholomäus Müller als Vertreter der Biberacher Geistlichkeit am Memminger Konvent teil auf dem sich die evangelischen Städte Oberschwabens in Fragen des Kultus untereinander abstimmen. In den Memminger Artikeln ist von „christlichen“ Gutachten der Prediger von Ulm und Biberach über Taufe und Abendmahl die Rede. Mithin dürfen wir annehmen, daß der Biberacher Prädikant über solide theologische Kenntnisse verfügte. Eine Voraussetzung dafür, daß Müller den renommierten Kollegen Bucer, Blarer und Ökolampad bei der Durchführung der Reformation in Ulm assistieren durfte.

In Biberach war am Osterdienstag 1531 (11.4.) die Messe verboten worden. Am Peter-und-Pauls-Tag (29.6.) wurden die Kultgegenstände aus den Kirchen entfernt. Bei der Durchführung der Reformation wurden Müller und sein neuer Mitstreiter, Martin Cleß gen. Uhinger, kurzfristig von den Autoritäten Bucer und Ökolampad unterstützt.

Auch in der Folgezeit blieben Müller und Cleß mit Martin Bucer in Kontakt. In ihrem Brief vom 1.10.1531 titulieren sie den Straßburger als „Lehrer und Evangelisten“ der Biberacher Kirche. An Bucer werden die Probleme, mit denen die Prediger in diesen Jahren zu kämpfen haben, herangetragen: der auswärtige Meßbesuch der Altgläubigen und das Auftreten von Täufnern.

Als oberster Prädikant stand Bartholomäus Müller bis 1546 der jungen Reformationskirche vor. Über die Aufgabenverteilung der Geistlichen um 1544/1545 sind wir durch Heinrich von Pflummern unterrichtet. Pflummerns Angaben zufolge hatte Müller am Sonntag- und Donnerstagmorgen zu predigen. Er wurde teils vom Spital, teils vom Gemeinen Almosen besoldet. Im Rechnungsjahr 1544/45 erhielt er vom Spital insgesamt 129 lb 5ß 8h sowie 16 Eimer Wein; daneben 35 lb aus dem Almosenkasten. Der Prediger wohnte nach Seidler zeitweilig in der heutigen Waaghausstraße.

In den dreißiger und vierziger Jahren machte Müller die Schwenkung der Oberdeutschen zum „Kompromißblüthertum“ mit. Im Biberacher Abendmahlstreit der Jahre 1543/1545 wandte er sich zusammen mit weiteren Geistlichen gegen einen Kollegen, den Prediger Benedikt Widmann. Dieser theologische Außen-seiter vertrat die Basler Position. Widmanns Auffassung, Christus sei im Abendmahl lediglich in seiner göttlichen Natur präsent, mußte bei einem jungen Amtsbruder, dem Lutherschüler Schopper Anstoß erregen. Der Streit wurde 1545 vom Ulmer Theologen Martin Frecht im Bucerschen Sinne geschlichtet. Bei der Analyse der Kontroverse gewinnt man den Eindruck, daß der alternde Müller unter den Widmann-Gegnern keineswegs die dominierende Gestalt war. Als Spiritus rector erscheint in dieser Phase Jakob Schopper. Im August des Jahres 1546 wissen Bürgermeister und Rat von Biberach zu vermelden, daß ihr oberster Prädikant „abgestanden“ sei. Von nun an war Müller offenbar dienstunfähig. Im Gültbuch des Gemeinen Almosens von 1548/49 begegnet Widmann neben Müller als Frühprediger.

Die Niederlage der Schmalkaldener hatte für Biberach schlimme Folgen (finanzieller Ruin, Einquartierungen). Unter dem Schutz des Interims wurde paradoxerweise der katholische Kultus restituiert. Am 20. Oktober 1551 nahmen die kaiserlichen Kommissare auch in Biberach die berüchtigte Ratsänderung vor, die die katholisch verbliebene Patriziergruppe an die Macht brachte. Dem Kommissar Haß wurde bei dieser Gelegenheit bedeutet, daß der alte Rat den seit Jahren kranken Prädikanten, „so die Irrung (den Glaubenszwist) vast in die stat bracht“, weiterhin unterhalten hätte. Kein Zweifel: Hier ist Müller gemeint! - In seinem ersten Bericht regte Haß übrigens beim Kaiser an, dieser solle der Stadt befehlen, die Zahlungen einzustellen. Dazu kam es nicht: Müller erhielt sein Gnadenbrot weiterhin. Die letzte Auszahlung erfolgte zu den vier Tagen in den Fasten des Jahres 1553. Vor dem nächsten Zahlungstermin, Pfingsten 1553, muß Bartholomäus Müller gestorben sein. Im Gültbuch des Almosenkastens für 1553/54 erscheint sein Amtsnachfolger, Magister Jakob Dachtler. Mit der kaiserlichen Verfassungsänderung (bzw. mit dem Sturz des „Franzosenrats“ 1553) beginnt für Biberach eine neue Epoche: das konfessionelle Zeitalter. Während der religionspolitisch motivierte Eingriff des Kaisers in den allermeisten Städten sein Ziel verfehlte, brachte er in Biberach die beachtete Trendwende: Der Katholizismus gewann, politisch begünstigt, wieder zusehends an Boden. So stellt sich die Frage nach den tieferen Ursachen der konfessionellen Sonderentwicklung Biberachs in der frühen Neuzeit.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

5. Jahrgang – Heft 1 – Seite 20

## Zum Verhältnis Joseph Haydns zu Wieland und Knecht

Von Michael Ladenburger, Wien

1982 feiert die musikalische Welt den 250. Geburtstag des ersten großen Meisters der Wiener Klassik, Joseph Haydn (1732-1809). Vielerorts und auf mannigfache Weise dient das Jubiläum zu einer besonderen Beschäftigung und Herausstellung seiner Person und seines Werkes in Konzerten, Vorträgen, Kongressen, Ausstellungen etc. Das sei Grund genug, auch die Beziehungen Haydns zu Biberach und zu zwei seiner größten Söhne, nämlich Chr. M. Wieland und J. H. Knecht, aufzuzeigen. Im folgenden soll versucht werden, die zu diesem Thema zusammengetragenen Fakten vorzustellen.

### I. Haydn und Knecht

Aus der Biographie Knechts weiß man, daß schon der ganz junge Knecht durch Wieland Zugang zum Schloß Warthausen erhalten hatte, wo Graf Friedrich von Stadion (1691-1768) eine „vortreffliche“ Hauskapelle unterhielt. Dort soll er u. a. auch Kompositionen von Joseph Haydn gehört und kennengelernt haben, die dann sogleich auch als Vorlagen für seine eigenen Kompositionsversuche gedient haben. Um welche Kompositionen Haydns es sich dabei gehandelt hat, läßt sich heute nicht mehr genau sagen, denn die Inventarverzeichnisse der Bibliothek des Grafen Stadion, die sich heute im Staatl. Gebietsarchiv Pilsen/Klattau in der CSSR befinden, enthalten leider keine Angaben über Musikalien. In Frage kommen in erster Linie die frühesten Pariser (La Chevardiere und Venier 1764) und Amsterdamer (J. J. Hummel 1765/66) Drucke, bzw. Abschriften der noch nicht im Druck erschienenen Werke. Besonders der Verleger G. I. Breitkopf in Leipzig unterhielt schon in den 1760er Jahren einen schwunghaften Handel mit solchen Abschriften. Seine sog. thematischen Kataloge verzeichnen bereits 1763 die ersten Werke Haydns (s. dazu The Breitkopf Thematic Catalogue 1762-87, edited by Barry S. Brook, New York 1966). Die Versorgung mit gedruckten Musikalien war in Biberach ja dadurch gesichert, daß ein aus Biberach gebürtiger Amsterdamer Musikalienhändler namens Heiß (s. A. Bopp, Das Musikleben der freien Reichsstadt Biberach, Kassel 1930) bei seinen Reisen, die vor allem den oberschwäbischen Klöstern galten, auch seine Heimatstadt mit den neuesten Musikalien versorgte.

Dieser bei Bopp nicht näher konkretisierte Heiß war wohl Christoph Jakob Heiß, der in Grafen Haag in Holland ansässig war. Er hat seiner Heimatstadt am 30.6.1779 800 Gulden gespendet, deren Zins den Kindern zum Schützenfest ausgeteilt - werden sollte. Aus diesem Grunde sollte auch alljährlich ein Gottesdienst gefeiert werden, bei dem die Musiker „für Vorblasung mit Zinken 2 fl. 30 kr., der Praeceptor 36 kr. und der vorsingende Schulmeister 36 kr.“ erhalten sollten.

Später hat dann Johann Maximilian Kick die „Musikalien und Instrumenten Handlung 1783 von Johann Maximilian Kick et Comp.“ (so die Aufschrift auf dem Aushängeschild der Firma) gegründet.

Nach diesen Abschweifungen nun zu der ersten öffentlichen Verknüpfung der Namen Haydn und Knecht: In der Leipziger Allg. musikalischen Zeitung (Jg. I. Intelligenz-Blatt V, Dezember 1798), kündigte der Münchner Verleger Falter auf Praenumeration „Trois grandes Sonates pour le Piano-forte avec Violon obligé par Mr. J. Haydn Oeuvre 94“ an. Es wurden Zweifel an Haydns Urheberschaft laut; die Werke stammen in Wirklichkeit wohl von dem Haydn-Schüler Frantisek Tomeš (Tomich) (1759 bis nach 1796) und sind 1794 bei André in Offenbach (Platten-Nr. 720) erschienen. Der große Musiklexikograph der Jahrhundertwende, Ernst Ludwig Gerber, selbst Besitzer zahlreicher Werke Knechts, gleichzeitig der erste, der den Versuch unternahm, ein Werksverzeichnis der Kompositionen J. Haydns zu erstellen, schreibt über Tomich und die Ausgabe der drei Sonaten in seinem „Neuen historisch-biographischen Lexikon der Tonkünstler“ (4. Theil. Leipzig 1814, Sp. 370f): „...über dessen Verdienste aber die Gelehrten nicht einig sind. So schrieb mir ein Freund [etwas boshaft]: ‚Tomich ist ein entbehlicher Mensch. Das Empfehlendste an seinen Sonaten ist die Dedication derselben an Haydn.‘ ...Und dennoch ließ sich 1799 Hr. Gombert [der Verleger Gombart] in Augsburg hintergehen, kaufte die nämlichen Sonaten im M[anu]s[kript] für Haydns Arbeit und ließ sie noch im selbigen Jahre, unter dessen Namen, als op. 94 stechen, machte aber [bezieht sich wohl auf Falter, s. u.] alsbald seinen Irrtum öffentlich bekannt.“ Die Trios erschienen als Klavierduette bearbeitet auch im Verlag Falter in München. Im Intelligenz-Blatt-XI (April, 1799) gab Falter an, daß er die Sonaten von Musikdirektor [Carl von] Hampeln gekauft hätte, der ihm die Versicherung gegeben hätte, daß „die selben originell von Haydn komponiert und noch unbekannt seyen“, weiter hätte er die Sonaten auch Knecht zur Prüfung vorgelegt, und auch dieser hätte sie „wegen der darin athmenden Haydn’schen Manier beinahe eher für dieses Meisters, als für Tomichs Komposition gehalten ...“. Falter muß also Knecht für einen ersten Kenner von Haydns Werk gehalten und ihn deswegen als Gutachter gewählt haben.

Höhepunkt des Biberacher Konzertlebens und der Tätigkeit J. M. Knechts stellte die Aufführung von J. Haydns Oratorium „Die Schöpfung“ dar, das erst vier Jahre zuvor, am 29. April 1798, im Palais Schwarzenberg in Wien uraufgeführt worden war. Dazu wurde das Kirchenmusikpersonal Biberachs wesentlich erweitert. Da sich eine detaillierte Aufstellung aller Beteiligten erhalten hat (s. Wieland-Archiv Biberach), wissen wir über die Besetzungsverhältnisse genau Bescheid. Insgesamt waren 102 Musiker beteiligt.

Chor: Sopran - 11 Frauen und 6 Alumnus,  
Alt - 2 Frauen und 5 Männer (davon 1 Alumnus), 7 Tenöre, 11 Bässe;  
Orchester: 13 1. Violinen, 16 2. Violinen und Violen (2 davon auch Violoncelli),  
9 Contraviolen und Bässe, 4 Oboen, 3 Flöten, 3 Klarinetten, 3 Fagotte,  
2 Hörner, 2 Trompeten, 1 Kontrafagott oder Serpent, je 1 Alt-, Tenor- und  
Baßposaune, Pauken, „1 Musikdirektor und Gehülfe zum Ganzen“.

Die Ausführenden waren die Biberacher Musiker, verstärkt durch Patres der oberschwäbischen Klöster Schussenried, Marchtal und Ochsenhausen sowie weitere Privatpersonen aus der näheren und weiteren Umgebung von Biberach (bis von Ravensburg und Meersburg). Die Leitung hatten Knecht und sein Kollege

G. A. Bredelin inne. Die Aufführungen fanden in Biberach am 30. September und 1. Oktober 1802 statt und wurden in Wiblingen und Schussenried wiederholt.

Über die äußeren Umstände berichtet J. B. Pflug (er wirkte selbst als Sänger mit) in seinen „Aufzeichnungen über J. H. Knecht“; „Es wurde in der Pfarrkirche ein hohes Gerüst aufgeschlagen, auf welchem die Musiker in geordneter Weise gegeneinandergestellt wurden...“ In Biberach wurden die Konzerte durch eine Anzeige im „Nützlichen und unterhaltenden Wochenblatt“ am 22. September 1802 angekündigt, die von den als „Unternehmer“ titulierten Johann Maximilian Kick und Johann Jakob Braun unterzeichnet war.

Zur Aufführung erschien ein Textbuch, wie auch das „Wochenblatt“ im Verlag der Gebrüder Knecht (dabei handelte es sich um zwei Söhne J. H. Knechts, nämlich Johann Georg (1776-1824) und Justin Heinrich (1780-1817): Die Schöpfung, /In Musik gesetzt/von/Haydn/. Biberach, 1802/ Gedruckt bey den Gebrüder Knecht.“

Selbst wenn man berücksichtigt, daß sich die „Schöpfung“ in zahlreichen Aufführungen innerhalb weniger Jahre ganz Europa eroberte, nimmt die Biberacher Aufführung von 1802 in der frühen Rezeption des Werkes und natürlich besonders in der Biberacher Musikgeschichte einen herausragenden Platz ein.

Eine weitere Begebenheit zur Beziehung Haydn-Knecht muß in diesem Rahmen erwähnt werden. Seit 1802 (dem Heft 3) hatte Knecht die Redaktion der seit 1801 bei Graß und Barth (für deren Verlagsjubiläum Knecht im Jahre 1800 die Kantate „Lob der Buchdruckerkunst“ geschrieben hatte) in Breslau erscheinenden „Schlesischen musikalischen Blumenlese“ inne. Dabei gehörte die Werbung von Mitarbeitern, die Kompositionen für diese Anthologie liefern sollten, zu einer seiner Hauptaufgaben. Neben heute weitgehend unbeachteten Komponisten, deren Namen allerdings zu ihrer Zeit einen anderen Klang hatten, bemühte sich Knecht, auch den damals berühmtesten deutschsprachigen Komponisten, eben J. Haydn, für das Unternehmen zu gewinnen. Der Verleger Barth richtete auf Knechts Veranlassung an Haydn ein entsprechendes Schreiben, das Haydn am 3. März 1803 beantwortete (Knecht schrieb nicht selbst, wie Leopold Nowak, J. Haydn, Wien 1959) S. 447 und 538 fälschlicherweise angibt, auch Haydns Antwortschreiben ist nicht an Knecht, sondern an Barth adressiert gewesen). Haydn lehnte (wie auch andere Angebote) aufgrund seiner schlechten Konstitution ab, äußerte sich in seinem Brief aber sehr anerkennend über die „Blumenlese“. Er schrieb: „Ew. Wohlgeb. beehrten mich mit der Blumenlese, [Barth hatte ihm wohl ein Exemplar zur Ansicht geschickt] wofür ich den ergebensten Dank abstatte; in dieser für die Musik so wichtigen Ausgabe finde ich nichts der Tonkunst zuwider und wollte sehr gerne unter die Zahl der Wetteiferer mit gezählt werden - allein ein Alter von 72 Jahren und ein seit geraumer Zeit sich eingefundenes rheumatisches Nervenfieber versagen mir die hiezu erforderlichen Kräfte. Ich vermag kaum so viel, daß ich meinem Fürsten [= Nikolaus II, Esterházy] diene mit dem was er für sein Haus bedarf. Noch schließe ich mich nicht aus, den Lorbeerkranz zu verdienen, dessen alle Componisten (besonders aber Knecht) würdig sind. Gott gebe, daß meine Organe mit Kräften besetzt und die Natur ihre vorherige Freigebigkeit in mir nicht erlösche! So will ich mein Scherflein gewiß auch beitragen, Joseph Haydn“. Aufgrund Haydns rapid abnehmender Schaffenskraft kam eine Zusammenarbeit aber nicht mehr zustande.

Haydns Brief erlangte größere Publizität. Am Schluß des IV. Heftes der „Blumenlese“ von 1803 stand die Mitteilung, Haydn habe „in seiner Zuschrift versichert, wann es irgend seine Umstände erlauben, wir mit Beiträgen von ihm unterstützt werden sollen“. Außer in den „Schlesischen Provincialblättern“ 4. Jg., Breslau 1803, und dem „Echo“ (Berliner Musikzeitung), Jg. 6, Nr.48, war der Brief auch im Nützlichen und unterhaltenden Wochenblatt vom 21. September 1803, Sp.128, in Verbindung mit einem Angebot der „Blumenlese“, die die Gebrüder Knecht im Sortiment hatten, quasi zu Werbezwecken abgedruckt.

Der Vollständigkeit halber muß aber auch ein Brief erwähnt werden von Georg August Griesinger (geb. 1769 in Stuttgart), dem Haydn-Biographen, der u. a. Unterhändler des Verlages Breitkopf u. Härtel in Wien war. In jenem Brief berichtete er von einem Besuch beim Baron Gottfried van Swieten (1733-1803), dem Direktor der Hofbibliothek und Textbearbeiter der „Schöpfung“ und der „Jahreszeiten“. Van Swieten, ein großer Händel-Liebhaber, habe geäußert „...Knecht habe sich unterfangen, Händeln bessern zu wollen, und in dieser seiner Verbesserung die größten Fehler (Haydn sagte: eselmäßige Schnitzer) begeben. Was man nicht habe von Zumpfsteege und anderen diis minorum gentium lesen müssen, und wie wenig von den Vorzüglichsten!...“ (zit. nach Edward Olleron, Georg August Griesinger's Correspondence with Breitkopf & Härtel in: Haydn-Jahrbuch 1965, Wien 1966, S. 19). Dabei war „Zumpfsteege“, also Johann Rudolf Zumsteeg, immerhin Hofkapellmeister in Stuttgart und einer der ersten deutschen Liederkomponisten. Zu dieser Äußerung muß man wissen, daß van Swieten für eine gewisse Überheblichkeit bekannt war, Haydn jedoch mit seiner Textfassung der ‚Jahreszeiten‘ gar nicht inspirieren konnte. Gerade in den Jahren 1795-1798 war eines von Knechts Hauptwerken, seine ‚Vollständige Orgelschule‘ im Verlag Breitkopf & Hartel herausgekommen, Griesinger berichtete also in diesem Brief seinem Verlagshaus von einem guten Bekannten und der Adressat konnte das Berichtete dementsprechend interpretieren.

Auch ein anderer wichtiger Punkt der Beziehungen zwischen Haydn und Biberach betrifft die Familie Knecht. Zu Beginn des Jahres 1802 gründeten die oben erwähnten Gebrüder Knecht ihren eigenen Verlag. In den Jahren 1805-07 entstand ein wichtiges Verlagsprodukt auf dem Musiksektor, nämlich die „Neue Sammlung auserlesener Klavierstücke mit angemerktem Fingersatze von Haydn, Mozart, Clementi, Pleyl, Vogler, Knecht und Andern für Anfänger und etwas Geübtere“. Wie schon dem Titel zu entnehmen ist, handelte es sich um ein Sammelwerk von kurzen Stücken mit didaktischer Ausrichtung. Es ist kein Zweifel, daß J. H. Knecht, der Vater der Verleger, der „Herausgeber“ dieser in sechs Heften erschienenen Sammlung war. Im Moment ist noch nicht ganz zu überschauen, welche und wieviele Kompositionen Joseph Haydns in der „Neuen Sammlung“ enthalten waren, da z. Z. nurmehr 3 Hefte der Reihe (die Hefte 3, 4, 6 in der Univ.-Bibl. Tübingen) vorhanden sind.

Die „Neue Sammlung“ verkaufte sich übrigens so gut, daß Knecht kurz vor seinem Tode im Verlag Herder in Freiburg eine 2. Auflage herausbringen konnte, parallel zu einer neuen, ganz ähnlich gestalteten Ausgabe mit dem Titel „Kleine und leichte Übungsstücke im Klavierspielen für die ersten Anfänger mit angemerktem Fingersatze von Haydn, Mozart, Clementi, Pleyl, Vogler, Knecht etc.“ (3. Heft, Freiburg 1817). Diese Ausgaben waren jedenfalls wegen ihrer weiten Verbreitung für das Bekanntwerden Haydnscher Werke in diesem Raum von einiger Bedeutung. Daß die Gebrüder Knecht oder ihr Vater vor der Herausgabe der Werke persönlichen Kontakt zu Haydn aufgenommen haben, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit auszuschließen. Eine Zeit, die ein Urheberrecht in unserem Sinne noch nicht kannte, war in dieser Hinsicht weit „großzügiger“. So war die Verwendung von in Handschriften oder Druckwerken anderer Verlage erreichbaren Werken völlig zeitüblich. Gerade im Falle Haydn haben zahlreiche Verlage mit „unerlaubten Drucken“, deren Existenz Haydn nicht einmal kannte, große Gewinne erzielt.

Auch ist noch eine weitere unechte Haydn-Komposition mit Biberach in Verbindung zu bringen: 1869 erschienen bei Jos. Aibl in München, „Sprichwörter für Sopran, Alt, Tenor und Bass componirt von Jos. Haydn. In Partitur gebracht und herausgegeben von Adolf Kaim, Chorregent in Biberach“. Im Vorwort schrieb Kaim, Haydn sollte diese Sprichwörter vertont haben, als er „einst in dem berühmten Kloster Ochsenhausen... auf Besuch gewesen war“. Die „Sprichwörter“ sind jedoch von Anton Andrè und nicht von Haydn, der auch Zeit seines Lebens nie im Kloster Ochsenhausen weilte. Als Quelle hatte offensichtlich eine Abschrift der 1807 bei Andrè in Offenbach erschienenen „Sprichwörter für vier Singstimmen mit Clavier-Begleitung, in Musik gesetzt und seinem Freunde Paul Wranitzky gewidmet von A. Andrè. 32. Werk gedient (s. Antony van Hoboken, Thematisch-bibliographisches Verzeichnis der Werke J. Haydns, 11. Band, Main 1971, S. 238).

## II. Haydn und Wieland

Christoph Martin Wielands Beziehungen zu Haydn betreffen in erster Linie dessen Oratorium „Die Schöpfung“ sowie ein drittes von Haydn geplantes Oratorium, das nach der „Schöpfung“ und den „Jahreszeiten“ das Jüngste Gericht zum Thema haben sollte.

Im Jahre 1800 besuchte der berühmte Bach-Biograph Johann Nikolaus Forkel (1749-1818) Haydn in Eisenstadt und überbrachte ihm dabei das Gedicht, das Wieland auf Haydn nach dem Anhören der „Schöpfung“ gedichtet hatte. Bereits Georg August Griesinger druckte es in seinen „Biographischen Notizen über Joseph Haydn“, (Leipzig 1810), zuvor war es teilweise in der Leipziger Allg. Musikal. Ztg. publiziert worden (Nr. 41-49 vom 12. Juli bis 9.Sept.1809).

Wie strömt dein wogender Gesang  
In unsre Herzen ein! - Wir sehen  
Der Schöpfung macht'gen Gang,  
Den Hauch des Herrn auf dem Gewässer wehen,  
Jetzt durch ein blitzend Wort das erste Licht entstehen,  
Und die Gestirne sich durch ihre Bahnen drehen;  
Wie Baum und Pflanze wird, wie sich der Berg erhebt,  
Und froh des Lebens sich die jungen Thiere regen.  
Der Donner rollet uns entgegen;  
Der Regen säuselt: jedes Wesen strebt  
Ins Daseyn; Und bestimmt, des Schöpfers Werk zu krönen,

Sehn wir das erste Paar geführt von deinen Tönen.  
O, jedes Hochgefühl; das in den Herzen schlief,  
Ist wach! Wer ruft nicht: wie schön ist diese Erde,  
Und schöner, nun ihr Herr auch Dich ins Daseyn rief,  
Auf daß sein Werk vollendet werde.

Die Bewunderung bestand auf beiden Seiten. Griesinger schrieb am 21. April 1802 an Breitkopf und Härtel: „.... Haydn erzählte mir gestern, daß er von allen Seiten her über seine „Jahreszeiten“ viele Lobspprüche erhalte, die Kaiserin und viele andre Personen drängen in ihn, er möchte doch, noch ein großes Werk unternehmen und er wäre auch sehr geneigt dazu, wenn er nur einen brauchbaren Text wüßte. Ich versicherte ihm, im Andenken an Ihren früheren Auftrag, daß Sie wohl hierin Rath schaffen könnten; er mochte nur den Dichter nennen, in den er das meiste Zutrauen habe. Er nannte - Wieland. Ist es Ihnen möglich, diesen Veteran zur Bearbeitung eines Textes zu gewinnen, so könnten Sie durch die Vereinigung zweyer vorzüglicher Talente Ihren Pressen ein unverwelkliches Denkmal stiften. Die Wahl des Sujets überläßt Haydn dem Dichter; doch wünscht er nichts dramatisches, sondern ein Oratorium, das höchstens die Länge der Jahreszeiten haben dürffte. Er glaubt, das jüngste Gericht würde reichen Stoff darbieten, nemlich im ersten Theile den Tod, im zweyten die Auferstehung, im dritten die Hölle und den Himmel. Der Gedanke scheint barok, er ließe sich aber durch einen genialischen Kopf vielleicht sehr glücklich ausführen. ...Haydn würde daran com amore arbeiten, um so mehr, weil dadurch eine Lieblingsidee der Kaiserin erfüllt würde. Haydn wünscht auch, daß Wieland den Text direkte der Kaiserinn zuschicken möchte, mit der Bitte die Composition dem Haydn zu übertragen. Es würde gewiß gut aufgenommen, die Kaiserinn würde sich geschmeichelt finden, Antheil an einem solchen Werke zu haben und, was nach der Localkenntnis in keine geringe Betrachtung kommt, der Baron müßte mit seinem Machwerke zu Hause bleiben. Haydn verlangt auch, um dem Geiste des Dichters nicht zu nahe zu treten, ein ausführliches Detail oder Commentar über den Text, nebst Bemerkungen, wo der Dichter ein Duett, Trio, Allegro, Ritornell, Chorus. s. w. am passendsten, finde. Dadurch werde die Arbeit des Compositeurs erleichtert, und der Dichter sey genöthiget, musicalisch zu dichten, welches so höchst selten geschehe. Haydns Zutrauen in Wieland gründet sich zum Theil auf eine schöne Strophe, welche Wieland auf die Schöpfung, dichtete, und die ich Ihnen einst für die music. Z. einschickte....“.

Andere ihm zugegangene Texte, darunter solche vom J. J. Schweiger („Das jüngste Gericht“), Friedrich Rochlitz und Christian Kuffner (von ihm stammt auch der Text zu L. v. Beethovens Chorfantasie), lehnte Haydn ebenso wie eine weitere Zusammenarbeit mit Baron Gottfried van Swieten ab, er bestand auf einen Text von Wieland. Nachdem dieser längere Zeit nichts von sich hören ließ, hakte Griesinger in einem weiteren Schreiben nach Leipzig nach: „1. Juni 1802. ...Haydn kann, von seiner ersten Meynung nicht abstehe; dies vorgeschlagene Gedicht ist nicht, was Er, die Kaiserinn und die einmal gefaßte Idee zur Composition davon hat, und auf alles andere läßt er sich nicht ein. Wieland wisse doch wohl musicalische Gesänge zu machen; so hätte er von einem Stück dieser Art gehört, das von Kunze in Weimar wäre componirt worden, und er wünschte doch das Büchelchen von diesem sowohl, als von der Alceste, die er früher habe drucken lassen, zu seiner Ansicht selbst zu erhalten.

Was ist nun zu machen? Haydn wird schwerlich umzustimmen seyn; er glaubt einmahl an Wieland, und in Glaubenssachen bleibt jeder gern auf seyner Meynung.

„Könnten Sie nicht die Büchelchen schaffen, wovon Haydn redt?...“ Ein letztes Mal erwähnt ein Brief vom 10. November 1802 Haydns Verlangen nach einem Wieland-Text: „...Ein Text zu dem Jüngsten Gericht liegt dem alten Papa noch sehr am Herzen. Haydn will durch seinen Schüler Kranz, der kürzlich hier war, und Capellmeister in Weimar ist, noch einmahl Wieland und Göthe darum ansprechen lassen...“. Bei dem erwähnten Kranz handelte es sich um Johann Friedrich Kranz († 1810), der seit 1. März 1803 als Nachfolger Zumsteegs Hofkapellmeister in Stuttgart war. (Nicht zuletzt die nachlassende Arbeitskraft des kränkelnden Kranz bewog wohl König Friedrich I., im April 1807 Knecht als Königl. Musikdirektor an seinem Hof anzustellen).

Nebenbei sei noch erwähnt, daß über die wichtigsten (Ur-)Aufführungen Haydn'scher Werke in Wien durch den Wiener Korrespondenten im „Neuen deutschen Merkur“, den Wieland herausgab, berichtet wurde.

Wir können also rückblickend festhalten, daß Haydns Kunst in Biberach ihre besonderen und beachtlichen Wirkungen gezeitigt hat, was wohl weitgehend das Verdienst J. H. Knechts war, der damit sein Kunstverständnis bewiesen hat. Und umgekehrt besaßen die großen Söhne Biberachs eine Ausstrahlungskraft, die selbst den in der Kunst besonders urteilsfähigen Menschen Joseph Haydn berührt hat.

5. Jahrgang – Heft 1 – Seite 25

## Michel Buck und die schwäbische Dichtung seiner Zeit

Von Dr. Ewald Gruber, Saulgau

Ob man „Aitinger Bluat“ in den Adern haben müßte, um Michel Buck überhaupt zu verstehen, oder ob es ihm guttut, wenn ein Auswärtiger sich mit ihm befaßt, weil Heimataugen wie Vergrößerungsgläser sehen, wie Wilhelm Schussen meinte – diese Frage soll offen bleiben. Jedenfalls ist Dr. med. Michael Richard Buck, als Bauernsohn am 26. September 1832 in Ertingen geboren und am 15. September 1888 als Oberamtsarzt in Ehingen gestorben, jedermann sichtbar, denn er gehört mit Sebastian Sailer, dem Obermarchtaler Prämonstratenser, und Karl Borromäus Weitzmann, dem Munderkingener Juristen, zu dem Dreigestirn, das sozusagen den oberschwäbischen Dichterkreis beherrscht. Er war ein bedeutender Volkskundler, dessen Leistungen ihm einen Platz in der Geschichte der Wissenschaft sichern; er schrieb einige Erzählungen, die keinen Widerhall fanden, und ein derbkomisches Schwankstück um eine Ortsage; außerdem hinterließ er menschlich anziehende und kulturgeschichtlich interessante Kindheitserinnerungen. Bekannt und beliebt wurde er aber als Verfasser von Gedichten in der ursprünglichen Mundart seines Heimatdorfes; sie wurden als „Bagenga“ 1892 erstmals veröffentlicht. Die Vertraulichkeit, mit der man ihn hierzulande schlicht den Michel Buck nennt, zeugt von seiner Volkstümlichkeit. Daß seine Bagenga nicht überall blühen können, erkannte schon Rudolf Krauß in seiner „Schwäbischen Litteraturgeschichte“ 1899. Die Gedichte, so urteilte er, „entbehren nicht einer gewissen herben Poesie. Doch durch die Umhüllung der unverfälschten oberländischen Bauernsprache dazu vorzudringen, ist schon für den württembergischen Städter eine schwierige, für den Nichtschwaben eine fast unmögliche Aufgabe.“ Vielleicht hilft „de andere“ bei der Lektüre der Rat, den Maria Menz ihren Landsleuten gab:

Oberlender,

du muescht dohana dei Sproch

stuckweis seall ei'richta vom Leasa ufs Schwätzza.

Mit „Bagenga“ haben wir es hier vor allem zu tun. Ihr Wert wurde gleich bei ihrem Erscheinen erkannt. Was einer der ersten Rezensenten 1892 schrieb, blieb Tenor der Michel-Buck-Literatur, von dem zeitbedingten Naserümpfen über Sailer und Weitzmann abgesehen: „Seines Volkes Freud und Leid, Arbeit und Ruh, Glauben, Sitte und Scherz hat kein süddeutscher Dialektidichter seit Hebel so wahr und treu gesungen, wie Buck. Und keiner hat das ganz und voll Mitgefühlte und Miterlebte so ganz in des Volkes Sprache, ohne jede in der Stadt, auf der Studierstube entstandene Verschlimmbesserung und doch so zur Darstellung gebracht, daß wir nicht in Sailer-Weitzmannscher Niederung, sondern auf Hebels heiteren Höhen wandeln.“ Heinz Eugen Schramm legte 1952 eine sehr gründliche Untersuchung vor und besorgte eine Neuausgabe der Gedichte. Wir wollen hier die Wertung Michel Bucks von den Fragestellungen der neueren Literaturwissenschaft aus überprüfen und seinen literaturgeschichtlichen Ort genauer vermessen.

Die Wertung von Mundartdichtung ist besonders schwierig. Die Problematik soll nicht aufgerollt, nur ein falscher Ansatz ausgeschlossen werden. Oft wird behauptet, der Wert der Mundartdichtung sei im Heimatlichen zu suchen, im Wiedererkennen des Heimatlichen bestehe ihr Reiz für den Leser. Und die Leerformel Heimat wird je nach Standort des Betrachters mit emotionalen Werten gefüllt – Schlichtheit, Innigkeit, Gemütsiefe; oder mit sittlichen Werten - Liebe und Treue zum eigenen Nest, Bekenntnis zu Vätersitte und Tradition; oder mit ästhetischen und volkskundlichen Kategorien - Echtheit, Ursprünglichkeit, Umlaut der Volkssprache, Volkstümlichkeit. Wesenskern des Volkes u. ä., zuzeiten auch mit Blut - und Boden-Werten. Mundartdichtung hat, so meinen wir, ihre spezifischen Produktions- und Rezeptionsbedingungen wie jede andere Literatur; und so, nicht unter verengtem Blickwinkel und auch vorgefertigten Wertkategorien, ist sie auch zu behandeln, und zu werten.

Wer über Michel Buck schreibt, weist meist auf seine Beziehung zu Ludwig Uhland hin. Belege für einen persönlichen und engeren Kontakt fehlen, sind aber auch kaum notwendig, denn an Uhland kam damals niemand vorbei. Uhland war der schwäbische Altmeister der Volkskunde, mit dem sich Buck sicher beschäftigte. Er war auch der volkstümlichste Dichter bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Sogar Heinrich Heine, sonst voll Geringschätzung für die



Schwäbische Schule, huldigte ihm, und Friedrich Heibel widmete 1857 die Gesamtausgabe seiner Gedichte „dem ersten Dichter der Gegenwart, Ludwig Uhland“. Schon der zwanzigjährige Uhland wurde Goethe gleichgestellt, was uns heute übertrieben erscheint; aber tatsächlich waren seine Gedichte weiter verbreitet als Goethes Poesie; vor allem wurde Uhland verstanden und wirkte geschmacksbildend. Ein spätromantisch-biedermeierlich gestimmtes Publikum empfand das Heimatliche als echt und wahr, die gemüthafte Einfachheit sprach breite Leserschichten an. Mit Uhland zusammen wirkte in Tübingen Friedrich Silcher; bis heute prägen die beiden das volkstümliche Poesieverständnis.

Uhlands Einfluß wurde noch breitenwirksamer, weil er eine ganze Kolonne dichtender Epigonen im gleichen Schritt und Tritt hinter sich herzog. Karl Gutzkow sah deshalb 1839 besorgt in die Zukunft: „Allein es wäre ein Unglück, sollte die schwäbische Lyrik zur Mode werden. Diese Dichtkunst ist so beschränkt auf ihre Täler, so einheimisch, ruhig und glücklich ersteigt sie ihre kleinen Berge. Von Spaziergängen keine neuen Gleichnisse mitzubringen, ist für sie Weltschmerz... und Goethe hat wohl Recht, zu sagen, daß in diesen kleinen Combinationen und Bilderchen weder etwas Aufregendes, Tüchtiges, noch Menschengeschick Bezwingendes liegt. Er hat Recht, es ist ein sittig-religiös-poetischer Bettlermantel, der die Blößen dieser Menschen bedeckt... Wo ist Prometheus?“

Diese Sätze charakterisieren treffend die Sammlung einheimischer Poesie, die E. Paulus und C. Weibrecht 1883 als „Schwäbisches Dichterbuch“ herausgaben. Liest man darin, so steigt man einen krüppelig bewachsenen Parnass hinan und trifft auf schwindstüchtige Musen, Unbildlich gesagt: Was in dieser Anthologie steht, ist, wenige Texte ausgenommen, epigonal und schwächlich, schon früher und viel besser dagewesen. Für den Zeitgeschmack kennzeichnend ist, daß Mörike, dessen Gedichte in der 2. Auflage noch unverkauft bei Cotta herumlagen und bis 1906 nicht wieder gedruckt wurden, mit fünf unbedeutenden heimattümelnden Texten vertreten ist, während der Uhland - Epigone Carl Mayer 19 Gedichte unterbrachte; Heine sagte von ihm: „Er ist eine matte Fliege und besingt Maikäfer“, womit das meiste über den seinerzeit beliebten Dichter gesagt ist. Die Dialektdichtung im „Schwäbischen Dichterbuch“ repräsentiert - Michel Buck mit sieben Gedichten neben dem Stuttgarter Adolf Grimlinger, von dem zwei Texte aufgenommen sind. Die Lektüre der Gedichte des Oberschwabens im Kontext dieser repräsentativen Anthologie gibt anschauliche Begriffe von seiner Eigenart und seinem hohen Rang.

Ähnliche Eindrücke gewinnt man aus der „Sammlung schwäbischer Dialektdichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart“, die G. Seuffer und R. Weibrecht 1885 unter dem Titel „s Schwobaland in Lied und Wort“ herausbrachten, eine gute Übersicht, auch wenn die Zusammenstellung dem Zeitgeschmack folgte, der recht zimperlich war, wie die Auswahl aus Sebastian Sailers und Karl Weitzmanns Werken beweist. Auch von Michel Buck sind keine Gedichte mit kritischen Tönen abgedruckt, sondern heitere, unterhaltsame und besinnliche: Genrebilder, Dorfneckereien und als Schluß „Dzeit“. Die geschichtlichen Zusammenhänge seiner Dichtung sind aber auch in dieser Sammlung zu erkennen: er knüpfte an die eben genannten Dichter an Sailers (1714-1777) urwüchsiger Realismus und seine Volksnähe, die sich vor allem in der Verwendung der unverfälschten Bauernsprache bewährte, war für die oberschwäbische Mundartdichtung beispielgebend geworden und hatte Maßstäbe gesetzt. Der erste Sammler und Herausgeber der Sailerischen Dialektdichtungen, Dionys Kuen aus Buchau (1773-1852), „der schönen Künste Beflissener und Buchdrucker“, wie er sich stolz nannte, gab auch ein „Wörterbuch der oberschwäbischen Bauernsprache“ heraus und bemühte sich schon um die theoretische Rechtfertigung, als Dichtersprache. Auch Weitzmann (1767-1828) hatte sich Sailer zum Vorbild genommen. Seine oft gescholtene Eigenart, der aggressiv-satirische und unverblühte Ton, ist Ausdruck einer wirklichkeitsnahen und kritischen Grundhaltung, die ihn zum volksfreundlichen Demokraten und engagierten Dialektdichter werden ließ. Auch Michel Buck besaß einen wachen Sinn für die Wirklichkeit und schrieb zeitkritische Gedichte. Sein Verhältnis zu Weitzmann ist allerdings nicht mehr zu klären. Seine Witwe übte vor Herausgabe der „Bagenga“ Zensur; dringlich forderte sie die Briefe ihres Mannes zurück: „Es ist ja nur, daß Niemand etwas ‚Weitzmännisches‘ von ihm liest.“ Ohne Grund wird die gute Frau wohl nicht um des guten Ruf ihres Mannes besorgt gewesen sein, sehr wahrscheinlich hat sie deftigere Sachen ausgesondert und vernichtet. Die Dialektdichtung Altwürttembergs ist jünger als die oberschwäbische; hier interessiert nur die Entwicklung zu Michel Bucks Lebens- und Schaffenszeit. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts stieg die Versproduktion, stimuliert von nachlebender Romantik. Bedürfnis nach einer Fluchtwelt im kälteren und nüchterner werdenden Industriezeitalter, angeeifert auch durch das Vorbild der Schweiz und niederdeutscher Landschaften. „Kein Oberamt war dichterfrei“, konstatierte Theodor Heuß. „Die schwäbische Ernte der plattdeutschen Saat“, wie es August Holder in seiner „Geschichte der schwäbischen Mundartdichtung“ 1896 nennt, brachte aber nur quantitativen Ertrag und keinen schwäbischen Fritz Reuter oder Klaus Groth. Die schwäbisch dichtenden Zeitgenossen Michel Bucks sind allesamt städtische Bildungsbürger, die ein geglättetes, gezähmtes, mit Schriftdeutsch versetztes Honoratiorenschwäbisch schrieben. Sie bauten mit Gemütlichkeit und manchmal nicht ohne Witz eine „Naive Welt“ - Titel eines Gedichtbandes des besonders hochgeschätzten Eduard Hiller - für ein bürgerliches Publikum mit einem gewissen Bildungsanspruch und noch biedermeierlichem Geschmack. Der gesittete Stammtisch, Familien- und Vereinsfeste, private Erholungs- und Erbauungsstunden bildeten den Kommunikationsrahmen. Die Mundartdichter wollten unterhalten, ein bißchen rühren, seltener belehren und pflegten deshalb das humoristische Gedicht, die Anekdote und die harmlose, liebliche Idylle. Die Sächelchen, die sie herstellten, lassen sich nach Sujet und in ihrer glatten, geschönten, letztlich nichtssagenden Machart durchaus mit den gestickten Bildchen und Deckchen vergleichen, die die gute Stube zierten, oder mit der Salonmalerei, die das Schönheitsbedürfnis für den etwas dickeren Geldbeutel befriedigte. „Wie nett!“ dürfte das am häufigsten gebrauchte Epitheton gewesen sein, wenn man sich damals in Stuttgart oder Ulm über Mundartdichtung unterhielt.

Schwobaland zu Michel Bucks Zeit, wie es in dieser Anthologie und in den Gedichtbänden der einzelnen Autoren erscheint, hat im Ganzen einen ländlich-sittlich begrenzten Horizont; es ist bevölkert von gemüthlichen Originalen, die züchtige Späßchen machen, und von ländlich kostümierten Kleinbürgern, die sich nicht in der Natur, sondern in städtischen Anlagen und allenfalls in der Sommerfrische bewegen; immer wieder trifft man das gleiche Mädele, dieselben Veigele und Nägele und ähnliche Requisiten - kurzum: wenig Realität. Nur bei Michel Buck riecht es nach Erde und Stall. Der Prometheus, nach dem Gutzkow rief, war er zwar nicht; aber etwas „Tüchtiges“ liegt in seinen Gedichten, und ein „sittig-religiös-poetischer Bettler-Mantel“ sind sie keinesfalls. Den Beweis wollen wir gleich antreten.

Michel Buck war kein Uhland-Epigone. Aber es ist auffällig, daß Uhlands berühmte „Abhandlung über die deutschen Volkslieder“, die er sicher kannte, die Poetik seiner Lyrik enthält.

Uhland betonte den Zusammenhang des Volksliedes mit der höfischen Dichtung des Mittelalters; jede Klasse des Volksliedes entspreche je einer bestimmten Gattung der mittelalterlichen Dichtkunst. Michel Buck ließ sich von Vers- und Strophenformen des Minnesangs anregen und verfaßte Gelegenheitsgedichte in Mittelhochdeutsch. Wer Volkslieder verstehen wolle, so Uhland, müsse hinabsteigen „in das innere Leben und Wesen des Volkes“; die Liedbildung habe „Anlässe im Volksleben“, entspringe „mancherlei Beschäftigungen und Bedürfnissen, aus sinnbildlichen Handlungen, Festlichkeiten, Spielen und anderen öffentlichen und häuslichen Vorkommnissen“; und Uhland bezieht Sprachgeschichte, Religion, Mythologie, Sagen, Recht und Brauchtum in die Volksliedforschung mit ein, weil dies alles zusammen das „Volksleben“ ausmacht. Gerade diese Erfahrungsbereiche sind es, aus denen Michel Bucks Dichtung erwächst: Volksleben, das er beobachtete, aus seiner Kindheit erinnerte oder als Volkskundler erforschte. Die Einzelnachweise hat H. E. Schramm sorgfältig zusammengestellt.

Auch Volkslieder haben individuelle, wenn auch namentlich nicht bekannte Verfasser, doch zeige sich „in der Volkspoesie das Übergewicht des Gemeinsamen über die Anrechte der einzelnen“. Michel Buck tritt in seinen Gedichten meist ganz zurück; auch das unterscheidet ihn wesentlich von anderen Mundartdichtern mit ihrem originalitätssüchtigen Haschen nach Pointen und Effekten. Das lyrische Ich bei Buck spricht, wo es auftritt, die Gedanken, Gefühle, Erfahrungen des einfachen Menschen aus, und zwar in dessen unmittelbarer Sprache. Ein Beispiel ist:

## D Zeit

Dia Zeituhr goht so still und gstät,  
Du hairscht koi' Rädle goura,  
Doch aih du dra' denkscht, hot se s dreht.  
Du merkscht as mit Bidoura,  
Daß s Jährle frei verlaura'n ischt  
Und du deim End vill näher bischt.

Zwor wenn a'n Aunglück uff der reit,  
Muascht freile Lankweil kriaga;  
Doch hoscht halbweags a guati Zeit,  
Noch saischt, ma seah sie fliaga,  
Und jomarascht, daß so a Ma',  
Wia du, dia Zeit it binda ka'.

Du eilscht und schafftsch, und wenns der will,  
Wead ghousat, vill verworba,  
Uff oi'mol stoht do s Rädle still  
Und s hoißt: „Der Ding ischt gstorba“.  
Die' Hausa, Bruadar, hot a'n End,  
Die' Zuig, des kommt in andre Hand,

Ma' lobt und schilt a Weile noh –  
S wead gmoingli redli gmeassa -,  
Noch kommt no diar der So und So,  
Und du - bischt rei' vergeassa.  
A Fremder lait dein Kittel a',  
Schreibt uff dei' Tür sein Nama na'.

In diesem Gedicht wird eine der Grundfragen menschlicher Existenz, das Sein zum Tode, als Betrachtung alltäglicher Erfahrung formuliert: „s hoißt: der Ding ischt gstorba“; „dei Zuig, des kommt in andre Händ“. Aus dieser Konfrontation mit banalen Tatsachen entspringen Betroffenheit und Nachdenken. Der Dichter erschließt auch keine neuen Horizonte; jedermanns Reflexionsvermögen reicht aus, die Redensart einmal zu hinterfragen und zu entdecken, wie wenig er anderen bedeutet; jedermann könnte aus der Beobachtung, wie z.B. des Nachbarn „Zuig“ den Besitzer wechselt, den Rückschluß auf sich selber ziehen. Auch die tautologische Metapher „Zeituhr“ entsteht auf dieser einfachen Vorstellungsebene. Einmalig sind die Schlußzeilen, in denen die Uragst vor dem Auslöschen der Identität durch den Tod zur konkreten Anschauung wird.

Wir wollen diese Struktur, von der wir vermuten, daß sie die Besonderheit der Gedichte Michel Bucks ausmacht, durch Gedichtvergleiche noch deutlicher sichtbar machen.

Im ganzen „Schwobaland“ findet sich ein einziger Mundarttext, der Michel Bucks eben besprochenem Meditationsgedicht von ferne nahekommt: Adolf Griminger (1827-1909):

#### **Gang mittadurch**

O Menscha'kind, was plogscht de so,  
Mit Wenn und Aber, Was und Wo?  
Guck doch ins Leba net so bang,  
Gang mittadurch und frog net lang.

Glaub, in der Welt, trotz Hetz und Hatz,  
Hot Alles doch sein gweista Platz,  
Und wias au manchmol stürmt und treibt,  
S' ischt gsorgt, daß d' Kirch im Dörfle bleibt.

Auch Griminger stellt die Frage nach dem Sinn des Lebens, aber vage und unverbindlich, bezieht sich nirgends auf konkretes Erleben, scheut sich auch, den angespannten Gedanken zu Ende zu denken - bis zum Tod, denn das würde den heiter-idyllischen Stimmungsbereich sprengen und den unterhaltsamen Ton verfehlen, die Erwartungen der Konsumenten also enttäuschen. Die Form ist bestimmt durch die literarische Konvention der Pointierung des Mundartgedichts; der Autor entspricht ihr mit der Redensart in der Schlußzeile, deren Sinn er verbiegt – „laß au Kirch im Dorf, treib's et z' bunt!“ kann man ja nicht zu Gott oder zum Schicksal sagen. Damit verrät er unwillkürlich, daß er nicht aus dem Geist der Mundart, der Sprache des Volkes dichtet.

Das „Schwäbische Dichterbuch“ präsentiert, wie erwähnt, die anspruchsvolle hochsprachliche Poesie der Zeit, in der Michel Buck lebte und wirkte, z. B. Carl Weitbrecht (1847-1904):

#### **Lieder aus der Enge (4)**

Herz, trag noch eine Weile,  
Das Elend, das dich drückt!  
Die Weile wird zur Eile,  
Der Zeiger rückt und rückt,

Die Stunden gehn, die Tage -  
Frag nicht, wohin, wie lang?  
Mit jedem Glockenschlage  
Beschleunigt sich ihr Gang.

Ein Lied zuweilen spendet  
Dein Gott dir in die Qual -  
Und was sich niemals wendet,  
Das endet sich einmal.

Ein grundloser Weltschmerzseufzer steht am Anfang. Dann wird über sechs Zeilen hinweg die Vorstellung von der verfließenden Zeit in einer unreinen Mischung begrifflicher und bildhafter Ausdrücke breitgewalzt. Eine „Tasso“-Reminiszenz - „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide“ - fährt zum Schluß, der wie das Ganze nicht von einem klaren Gedanken oder einer Bildvorstellung, sondern vom Geklingel der Reimwörter und assoziativer Reihung bestimmt ist; enden - wenden, Weile - Eile, Stunden - Tage, wohin - wielang, niemals - einmal. Und wer oder was soll schließlich das Elend wenden? Der Tod oder wirksamere Herztropfen? Der Leser mag raten, und diese unabweisliche Provokation zu einer dummen Frage zeigt vollends, daß der Text keine Aussage über eine ernstzunehmende Empfindung oder Erfahrung, sondern Gefasel ist.

Michel Buck kann sich fürwahr sehen lassen im dichtenden Schwobaland. Das Neue und Besondere seiner Mundartgedichte ist auch nicht, daß er ernste und besinnliche Töne anschlug, sondern daß er Gedankenlyrik im Ausdrucksbereich der Mundart zu gestalten vermochte. Deren sprachliche Möglichkeiten sind ja begrenzt. Berthold Auerbach, der volkspädagogisch engagierte Verfasser von Dorfgeschichten, der seinem Publikum auch sprachlich möglichst nahekommen wollte, machte die Erfahrung, „daß die ganze Welt der Reflexion und Allgemeingedanken keine rechte Heimat im Dialekt hat“. Auch Empfindungen und Gefühle lassen sich bekanntlich in der Mundart oft nur indirekt aussprechen. Diese und andere Kommunikationsgrenzen beengten die Entwicklung der Mundartdichtung, die sich deshalb meist auf Kleinformen und inhaltlich auf das Humoristische, Anekdotische, Genrehaftes beschränkt. Wenn (kleine Talente diese Grenzen zu sprengen suchen, beobachtet man fast immer sprachliche Brüche: von der Mundart nicht gedeckte Anleihen bei anderen Sprachschichten - Honoratiorenschwäbisch oder Schriftdeutsch. Nicht so die Dichter, und wir nennen Johann Peter Hebel und Michel Buck einmal versuchsweise in einem Atemzug. Sie gestalten aus der farbigen Bildhaftigkeit der Mundart, ihrer Nähe zur äußeren und inneren Wirklichkeit, und von selbst weitet sich die Poesie der Dorfgasse für die „ganze Welt der Reflexion und Allgemeingedanken“. Das Dichterische läßt sich nur unzulänglich erklären. Vielleicht besitzen die Schöpfer von Mundartdichtung, die der hochsprachlichen ebenbürtig ist, die Fähigkeit, mit ihrer ganzen Existenz in diese Sprache und die Welt, in der sie gesprochen wird, einzutauchen. Die Auch-Dichter dagegen scheinen sich zwingen zu müssen, ihre Welt wieder in die Grenzen der Mundart einzuengen; vielleicht wird aus diesem Grund ihre Kleinwelt so oft zu einer ungläubigen Imitation einfachen Lebens mit kostümierten Akteuren vor klischeehaft gemalten Kulissen.

H. E. Schramm hat die Motivkreise der „Bagenga“ sorgfältig aufgelistet und den Erlebnis- und Erfahrungshintergründen in Bucks Kindheitserinnerungen, in Briefen und volkskundlichen Schriften nachgespürt. Er kommt zu dem Ergebnis: „Die ichbezogene Erlebnishaftigkeit ist vielleicht das Kennzeichnendste dieses Gedichtbandes überhaupt. Das können wir so nicht gelten lassen. Das subjektive Ergriffensein ist es eben nicht, was Michel Bucks Dichtung kenn-

zeichnet, sondern die Objektivierung eigener Erfahrung, wie er sie mit vielen Mitlebenden und früheren Geschlechtern teilte, zu allgemeingültigen Bildern bäuerlicher Wirklichkeit: Das „Übergewicht des Gemeinsamen über die Anrechte der einzelnen“ im Sinne Uhlands. Aufschlußreich sind in diesem Zusammenhang die Gedichte, die er auf den Tod seiner Kinder verfaßte. Versuche, sich von bedrückenden, leidvollen Erlebnissen freizuschreiben; sie sind mehr oder weniger misslungen.

Kehren wir zurück zu Uhlands Abhandlung, dem Leitfaden unserer Untersuchung. „In den ursprünglichen Volkszuständen wurzelt eine der deutschen Volkspoesie zum Wahrzeichen gewordene und verbliebene Eigenschaft, der lebendige Sinn, womit überall die umgebende Natur in Teilnahme gezogen ist.“ Der Mensch suche in der Natur „nicht bloß Gleichnis, Sinnbild, Farbenschmuck, sondern was all diesem erst die poetische Weihe gibt, das tiefere Einverständnis, vermöge dessen sie für jede Regung seines Innern einen Spiegel, eine antwortende Stimme hat.“

Hier ist weder der innere Zusammenhang zwischen romantischer Natur- und Kunstauffassung darzulegen, noch das Degenerieren romantischer Ideen und Motive zu Gesangsvereinskitsch und Schlagersentimentalität, ein Prozeß, der früh einsetzte. Uns interessiert das Verhältnis des Menschen zur Natur in Michel Bucks Dichtung, Da fällt vor allem sein Realismus auf. Seine Naturbeschreibungen sind keine bukolischen Phantasien, sondern Bilder der Wirklichkeit.

Wie von s Färbers Laubalada  
Schwazi Tuachar ab der Stang,  
Hangat Wolka ra vom Himmal,  
Dingar, siebazg Ehle lang.

Und im Menger Loch, do walat  
Groi Neabalwargla rum,  
Wearat dicker äll und bolat  
Schiagar d Böm und d Häuser um.

Schütta tuats aß wie mit Gelta,  
Was der Himmel nu' verspeit,  
Daß as ui wie d Uhragläsar  
Blotra uff der Gassa geit.

„Uff'm Bussa“ sehen wir kein Arkadien, sondern wirtschaftsgeographisch beschriebene wirkliche Landschaft: die Schweiz und Oberschwaben, „s Milland s oi' und s Brotland s ander“.

Wa hau'n i dött im Graba gsea',  
Im Stroßagraba dinna?  
S wead doch it schau' a Blüamle geah'  
So weit im Horning hinna?

Keiner seiner dichtenden Zeitgenossen hätte gewagt, die poetische Erscheinung des ersten schüchternen Frühlingssboten im Straßengraben anzusiedeln. „D'r 1887ger Moja“ ist geradezu eine Parodie der konventionellen dichterischen Frühlingsschwärmerei:

Ai gauh' mer doch mit ujam Gschroi  
Vom wunderschöana Maunat Moi!  
Ällz, was ma' von em sait ond singt,  
Ischt hintram: Ofa nu' verdenkt.

Isch s Brüehtshous und der Heustock leer,  
Sait älts; „wenn s nu' schau' Moja wär,  
Noch hätt ma' Gras, noch hätt ma' Klai!“ -  
Do loht der Moi sein Schroi, au waih.

Nässe und Kälteeinbrüche, gegen die auch Bittgänge nicht helfen, werden geschildert mit dem Resümee:

Do haunt er üje schöane Tröm,  
As Bluascht verstickt oim uff de Böm,  
Koi' Obst, koi' Frucht, koi' Gras, koi' Klai -

Die Mai-Poesie ist uferlos; gäbe es eine exakte Statistik der lyrischen Motive, der Wonnemonat stünde sicherlich obenan. Wir stellen Michel Bucks anspruchloses „Im Moja“ den Mailiedern seiner besonders geschätzten und beliebten Zeitgenossen gegenüber,

Zwegtschtä, Biara, Öpfel blüahat,  
Ällz isch raut und weiß,  
Älle Vogelbroutleut ziehat  
Ouf in iahre Ghäus.

Finka schlaet, Stara pfeifat,  
S housat zwoi und zwoi,  
S fliagat, aih noh d Kriasa reifat  
Junge rum im Moi.

Es blüht nicht schlechthin, sondern Obst blüht, nicht die Schönheit blühender Bäume, sondern das Versprechen der Ernte wird besungen wie fast immer in Bucks Naturgedichten; und die Vogelhochzeit ist kein Gemütswert, sondern dient dem prosaischen Zweck der Fortpflanzung. Als Kontrast dazu: Eduard Hiller (1818-1902):

**Eiga**  
Am heimlichschta Plätzle  
Wald ei' und aus,  
Do baut mit sei'm Schätzle  
As Vögele sei' Haus.

Am heimlichschta Näschtle  
Bom uf und ab,  
Do hangt bald a' Neschtle  
In fescher Hab.

Und des Haus ischt sei' eiga,  
Schö' zierlich baut,  
Jetz ka's nimme schweiga  
und juchzt überlaut.

Der Stadtmensch Hiller, der nie mit der Kreatur in natürlicher Gemeinschaft lebte, sondern sie als Ausflügler und Spaziergänger aufsucht, hat nur den abstrakten Begriff Vogel, kennt keine einzige Art, verniedlicht und vermenschlicht die Tierwelt und projiziert den schwäbischen Traum des Häuslebauers ins Leben der Natur - eines der Bilderchen, von denen Gutzkow sprach. Gustav Seuffer (1835-1920) arrangiert Stichwörter der Naturdichtung, die in Reim und Metrum passen, inclusive Luscht in der Bruscht. Diese Reizwörter sprechen keine Wirklichkeit an, sondern sind Signale, die Stimmung abrufen sollen. Und damit nichts fehlt: ein saftloser Johannistrieb in der Schlußzeile, nicht einmal echt schwäbisch formuliert.

**Moieluft, Blüatheduft**  
Moieluft, Blüatheduft,  
Herrlich net zum sage!  
Kling und Klang! Lerchesang,  
Nachtigalleschlage!

Sonneschei', goldig rei'!  
,S ka nex Schönans gebe!  
Berg und Thal, überall,  
Fröhlich's Frühlingslebe!

Und vor Luscht in der Bruscht  
Macht mei Herz net Sache!  
Was des klopft! Was dees hopft!  
Purzelbäum' wil mache!

Moieluft, Blüatheduft  
Ischt au' dort ei'zoge;  
Kling und Klang! Lerchesang!  
,S Mädle ischt m'r g'woge!

Genau dasselbe tut Carl Mayer (1786-1870) in einer anderen Sprachschicht und mit dem Pathos hoher Dichtung; wir können uns deshalb mit einer Strophe begnügen.

**Mailed**  
O grüne Welt, o goldne Sonne,  
O helles blaues Firmament,  
Ich fühle wieder jene Wonne,  
Woran das Herz den Mai erkennt.  
Ja herrlich bist du aufgegangen  
Und deine Siegeszeichen prangen  
Von Berg zu Berg, von Thal m Thal,  
Du bist der wahre Mai einmal.

Nikolaus Lenau schrieb 1834 über Mayers Gedichte: „Ferner tadle ich dieses Hinausgehen in den Wald, dieses Herumspionieren, ob die Natur nicht irgendwo einen poetischen Anhaltspunkt biete, gleichsam eine Blöße gebe, wo ihr beizukommen ist. Der Dichter... lauert beständig auf Naturerscheinungen, an welchen er am Ende bloß berumdeutelt.“ Das gilt für die ganze verwässerte Romantik-Nachfolge und für die gängige Mundartdichtung, nicht aber für Michel Buck. Seine Gedichte sind gesättigt mit Erfahrung. Auf jeder Seite der „Bagenga“ findet sich die Substanz der Wirklichkeit, nicht nur scharfe Beobachtung der Außenwelt, sondern auch eine Einstellung und Wertung von Natur und Landleben, die das Gegenteil von idealisierender Schwärmerei und Herumdeuteln ist. Die schon angeführten Beispiele ergänzen wir noch durch einige Hinweise. Die Idylle des Rohrflöte blasenden „Gaushtat“ ist realistisch gebrochen:

O Büable mit der Schweabelpfeif,  
Du woischt noit, daß a gotzger Reif  
Dui Hearlichkoit verderba ka' -  
Blos zua, blos zua, fang vonna a'!

„An der Gmoi' dszuga“ - am Brunnen vor dem Tore - wird ein Kind überfahren; das Unglück läuft gerade noch glimpflich ab. „Dr Ochsabua“, „Dr Krüzama“, „Dr klei Hampfliachar“, „S Aucherle“ erzählen nicht vom unbeschwerten Glück des Lebens in freier Natur, sondern von Kinderarbeit. Mit Ausnahme von „Holderbluascht“ auch Michel Buck hat natürlich seine Achilles-Verse - ist in seinen Naturgedichten nicht von Tändelei die Rede, er reimt sozusagen nie Liebe auf Triebe. Er weiß, daß die freundliche Jahreszeit nicht zum Vergnügen da ist, sondern daß „d' Gschäfte a'ganget“. Er freut sich an der Natur, sieht sie aber als Bauer: realistisch. Zumal sein Verhältnis zum Wetter ist das des Bauern; ein mißtrauisches Gefühl der Abhängigkeit.

Wir brechen die in Einzelheiten gehende Untersuchung hier ab und fassen zusammen. In Michel Bucks Gedichten manifestiert sich „der lebendige Sinn womit überall die umgebende Natur in Teilnahme gezogen ist“, wie Uhland sagt. Allerdings ist es nicht mehr die romantisch-idealistische Naturidee Uhlands, sondern bauerliche Wirklichkeitsnähe, was das „tiefere Einverständnis“ mit der Natur begründet und Michel Bucks Gedichten eine eigene „poetische Weihe“ gibt. Nur mit Vorsicht sollte man von poetischem Realismus sprechen oder eine andere literaturgeschichtliche Kategorie ins Spiel bringen. Mundartliteratur, die aus zweiter Hand lebt und den Entwicklungsstand der schriftsprachlichen Dichtung und Bildung in die Mundart rückübersetzt, ist danach, wie unsere Beispiele erkennen ließen. Die echte Mundartdichtung entspringt, aus Bewußtseinsschichten und Erfahrungshorizonten, die von ästhetischen und literaturtheoretischen Diskussionen nicht oder nur auf weiten Umwegen berührt werden. Man kann sich vorstellen, daß es Michel Buck mehr freute, wenn ein Ertinger Vetter sagte: „So ischt!“ als wenn ein städtischer Kunstrichter seine Gedichte „schön“ fand.

Natürlich hat Michel Buck seine Gedichte nicht nach Uhland'schem Rezept geschrieben. Er hatte vielmehr das Wesen der Volksdichtung nicht nur verstanden, sondern begriffen, war von ihm ergriffen, so daß es für ihn der „wahre Ausdruck der Empfindung und der ganzen Seele“ (Herder) werden konnte. Darin liegt die Bedeutung der Volkskunde für seine Dichtung, nicht im Aufgreifen bestimmter Stoffe wie Ortssagen und Brauchtum. Die Volkskunde half ihm die tiefere Verbundenheit mit Denken und Fühlen des einfachen Volkes auf dem Land bewahren, eine Verbundenheit, die sich sonst durch das Überwechseln in eine andere soziale Schicht, wissenschaftliches Studium und nichtbäuerliche Lebensgestaltung zu einer nostalgischen Kindheitserinnerung verdünnt hätte, wie es die Regel ist. Deshalb konnte er Herz und Sinn des Volkes, seine Lebensart, seine Erlebnisbereiche, Empfindungen und Wertvorstellungen zur Sprache bringen, und zwar in der „Muatarsproch, die a Hoimet hot“. Die unverfälschte Ertinger Mundart ist also auch nicht vom Volkskundler bewußt gewählt, etwa um Sprachdokumente zu fixieren und überliefertes Sprachgut vor dem Vergessenwerden zu retten; diese Sprache ist vielmehr innerlich notwendig, und um das zu verstehen brauchen wir nicht einmal Bauernblut oder andere Mysterien zu beschwören. Deshalb möchten wir Michel Bucks Dichtung auch nicht ein „Bekenntnis“ zur bäuerlichen Welt und zur Heimat nennen, denn Bekenntnisse sind Willensakte und von Reflexion bestimmt - und ideologieverdächtig. Man darf Selbstaussagen Michel Bucks nicht zu sehr strapazieren, sondern muß sie in ihrem Entstehungszusammenhang und nach ihrer Intention verstehen. „D Muatarsproch“ beginnt:

I schwätz, wia miar der Schnabel gwachsa'n ischt  
Und wia'n is hau' von meiner Muatar ghairt.  
Und glaub, wear seiner Muatar Sproch it aihrt,  
Dear sei schau' weagadeam koi' reachter Chrischt.

Dann werden Zärtlichkeiten und erste Kinderlehren im Naturlaut der mütterlichen Sprache geschildert. Die Mundart sei zwar manchmal etwas rau, dafür aber treuherzig und ehrlich, und Michel Buck kommt zum Schluß:

Drum, Bruader, gi der Muatarsproch iahr Aihr  
Und laß de Glaihrte iahri Mucka hau'.  
.....  
und was ma' schwäbisch sait, beim reachta Loch  
Muaß s Woat doch nous - jetz was isch für a Gfohr.

Das Gedicht ist sein Beitrag zur Auseinandersetzung um die Mundart als Dichtersprache. Viele waren der Meinung, die ursprüngliche Bauernsprache sei zu grob, zu derb, ja unflätig und müsse nach den Vorstellungen bürgerlicher Wohlanständigkeit abgeschliffen werden. Michel Buck war anderer Meinung und rückte seinen Widersachern eristisch geschickt und wirksam mit der Mutter, gegen deren liebliches Bild man sich kaum wehren konnte, nicht gerade auf den Leib, aber aufs Gemüt. Ähnlich ist es mit „Wear i sei“:

I bi geboara'n unter Tannazapfa,  
im Wald duß woara'n älltäg vola Haz  
.....  
Se hau't me mol im Hag mit Händscha gfang,  
In d Studi tau' – do guckat nu' mei' Brill!  
Haha! Der Waldgu, der bleibt denischt hanga,  
Ma' ma' mi musla, wi ma' will.

Auch dieses Gedicht ist keine programmatische Erklärung mit Bekenntnischarakter und keine Selbststilisierung zum Naturburschen und Original, sondern die Einleitung zu seinen Beiträgen für das „Schwäbische Dichterbuch“, die sich in dieser Umgebung freilich etwas derb ausnehmen.

Als Verfasser seiner Mundartgedichte war Michel Buck ein naiver Sprachgestalter ohne literarische Ambitionen, ein Gelegenheitsdichter, dessen Gedanken und Gefühle spontan zum Ausdruck drängten. „Mir fahren so kunterbunte Gedanken durch den Schädel“, schrieb er einem Freund, „als ob eine Kolonie von Erdmännlein ihren Sitz darin aufgeschlagen hätte, und ich leide an einer Art Ausschlag des Geistes, denn mich juckt es ungemein Verse zu machen, so sehr ich meine Unfähigkeit kenne.“ Der Brief umschreibt eine romantische Vorstellung vom Poeten und von Poesie als Naturlaut, und er verrät Michel Bucks seelische Disposition fürs Dichten. Dasselbe sagt er leichthin in einem Gedicht: „Der Narr hot reima müaßa“, andere Äußerungen und Tatsachen bestätigen dieses Bild. So teilte er einmal nebenbei in einem Brief mit, er lasse angefangene Gedichte liegen, denn „kommt der Geist daher geweht, so ist's im Nu fertig, zwingen läßt sich Pegasus nicht, auch der schwäbische nicht. Wiehert er in den Morgennebel hinaus, dann greif ich zum Kiel.“ Er ist von Stimmungen und innerer Befindlichkeit abhängig; nach dem Tod seines Kindes (1883) war ihm „noch lange nicht singerig“. Er schrieb sich und nahestehenden Freunden zur Freude und verschenkte seine Gedichte. Erst spät kam er auf den Gedanken, sie herauszugeben – vielleicht angeregt durch die Anerkennung von Einzelveröffentlichungen, und mußte die verstreuten Texte erst wieder einsammeln. Er kam nicht mehr dazu, eine Ausgabe zu veranstalten.

Suchen wir nun nähere Bekanntschaft mit Michel Bucks Dorfbewohnern, die nach den Vorstellungen der geschmacksbestimmenden Literatur der Zeit lebenswerte, grundgütige Menschen sein müßten, die in Glück und Zufriedenheit ihrer von der guten Mutter Erde reich gesegneten Arbeit in Fröhlichkeit nachgingen. Der Doktor Buck schrieb ein Gedicht über seinen Konkurrenten, den Dorfquacksalber. Der ausgediente „Kogaflicker“ beklagt sich bitter:

Sobald i s Moul zum Schwätza netz  
Und d Brilla uff mei' Stirna setz,  
So sait ma' glei: „O sei doch still!“  
Des' hot mi hät und tuet mer waih,  
Daß mi a' fanga neamad maih  
Im gansa Fleacka haira will.

Er berichtet ausführlich von seinen diversen Kuren und wie er dem Fortschritt zum Opfer fiel:

Wear hot ui für da Grall gauh',  
Für d Waza und für d Oisa tau',  
.....  
Wenn uiri dürri Rufakind  
Aß wia der Kuahschwanz gwahsa sind,  
Wear hot denn dia zum Grona brocht?  
Isch it der Kogaflicker gsai?  
Sind iahr noh Leut, noch bstauhnt ers ei', -  
Und jetza weari so verschmocht,

Und grauß und klei', des kommt mer so  
Und sait: „sei still!“ und lachat noh,  
Nu' weil a Doktor kömmt ins Gau,  
Wo ui gstudiarti Bolla geit  
Und mi zum alta Einsa keit!  
O d Wealt ischt schleacht, ma glaubt nix maih!

Ein anderer Außenseiter ist „Dr Häfner von Dianga“, dem alle mit Ablehnung begegnen. Fast zynisch räsoniert er:

I bi' halt schau' en Aunglückskind,  
Wo gar koi' Liab i neana find,  
I ma's nu macha, wia-n i will.  
I bleib der Gaundsreck in der Mill.

Und frog i mi, wo d Ursach leit,  
So moin i halt - bei ander Leut,  
Doch nimm i s bei der Wohrat gno,  
Noch sait mei Heaz: „Du bischt derno!“

Das sind kaum noch heitere Gedichte, eher tragische Balladen, Beispiele für Härte und Ungerechtigkeit des dörflichen Lebens. Da gibt es auch noch recht unangenehme Mitmenschen, z. B.

### **D' Hex**

Wenn i hintram Hous im Gata  
Will a wengle mit em Nochber dischgariara,  
Dääff i koi Sekund lang wata,  
Siehn i s Zibalabethles Weib schau spioniara;  
Hintram Kamerladaspalt, dui Hex,  
lahri grüane' Äugla glitza.  
Und s raut Tuachle um da Kopf glei duri scheina,  
Siehn i sui boid Auhra spitza,  
Und a Zenna macha, höb se fang ä heina  
Und am Hals da' wackla iahre Gwächs.  
Sieh se äll mit Moul und Auhra  
Losa still, wia s Hairle tuat am Beichtstuahlgätter,  
S goht er gwieß koi Woat verlaura,  
Und noch schwätzt se s ous und luigt derzua, die Schnätter,  
Bis der Fleacka hintranand ischt gricht.  
Noch em Aundeiß nimmt se s Nuster,  
Trout er zu dar Muatergottis uff da Bussa  
Z gand und z beichtat, s koinzig Muster,  
Meint noch gar, jetz sei se dussa  
Uß der ganza gottvergeassna Gschicht....

„Dr Goischt“ führt ein Musterexemplar der lieben Verwandtschaft vor:

Miar hot amol mei' Uschlabäs,  
Dui Knickere, zum Klosa  
Vom Vetter selig gea a Häs  
Vol Pichana und Mosa  
.....  
Do hot se mi - und des ischt wohr -  
Äll Puff ums Häsle gfrogat  
und mi wohl beima Viataljohr  
Äll ums Vergeal'tsgott plogat....

Sogar im Grab gibt sie keine Ruhe und quält den Beschenkten im Traum. Räse Weiber dieser Art sind nicht die rührenden Großmütter und freundwilligen Nachbarn der gängigen Dorfpoesie.

Das Landleben war keine Idylle, und Michel Buck wußte das nur zu gut. In seinen Kindheitserinnerungen schildert er die ärmlichen, hygienisch mangelhaften Wohnverhältnisse mit der einen geheizten Stube, die im Winter auch als Hühnerstall diente, die anspruchslose, eintönige Kost, die Enge des Lebensraumes - schon Marbach war die feindselige Fremde. Michel Buck hatte es schwer, sich aus einem bildungsfeindlichen Milieu herauszuarbeiten. Nur „zu Zeiten, wo die Feldgeschäfte weniger streng gingen“, durfte er seiner Neigung zum Lesen folgen. Im Haus gab es nur ein paar alte Erbauungsbücher. „Das Geschichtenlesen (sei) bloß eine verblühte Faulenzerei“, die „Lugibücher“ mit erfundenen Geschichten seien moralisch verderblich, das ist die Meinung der Hausgenossen. „Die Zeitungen lügen“, auch das stand fest; deshalb durfte keine ins Haus. Trotzdem kaufte sich der junge Michel von einem Hausierer billige Ausgaben der deutschen Volksbücher und nahm aus eigener Initiative und zunächst hinter dem Rücken der Eltern Lateinstunden beim Mesner und Schulmeister. Erst als der jüngere Bruder als möglicher Hoferbe heranwuchs, gab der Vater nach und ließ den Ältesten aufs Gymnasium nach Biberach, wo er schlecht untergebracht, kümmerlich verköstigt und sich selbst überlassen war. Das Einkommen der bäuerlichen Bevölkerung war niedrig, die Arbeit hart von Kindesbeinen an. Man erfährt, daß man in seinem Elternhaus durch Spinnen sich einen Nebenerwerb verschaffte; auch die Männer taten im Winter mit, und die Kinder durften erst spielen, wenn sie ihr vorgeschriebenes Quantum gesponnen hatten - vom schweren Leben der Dienstmoten zu schweigen. Dabei gehörten die Bucks zu den wohlhabenden Familien im Dorf. Auch die Großfamilie funktionierte nicht, war mehr eine ökonomische Zwangs- als eine Liebesgemeinschaft. In Michel Bucks Elternhaus harmonisierten die Alten nicht mit den Jungen, und er selbst hatte als Kind Zurücksetzung, ja unglaubliche Grausamkeit von seiten seiner Großmutter zu dulden. Mit der Nachbarschaft und Verwandtschaft stand es nicht besser; Familienfehden konnten sich über Generationen hinziehen. Das Beste aus dem Motivkreis Kindsein auf dem Dorf ist

### **S Auchterle**

Sobald dr Wind dur d Stupfla goht  
und d Egda hoppat über d Sot,  
Der Star oim uff da Grindel sitzt  
Und s Gweisch von Spinnawebba glitzt,  
Noch, Bruadar, herbstats wäger reacht,  
Nocht kommt as schleacht.

Wenn d Neabal walet übers Land,  
Da ganza Tag it weicha want,  
Wenn s Laub ab Böm und Hecka loht  
Und s Wasser in de Lacha bstoht,  
Noch hot der Hiata baise Zeit -  
Bei fremde Leut.

Hot koine Strümpf und koine Schuah,  
Drum, fällt a Schlappa vonra Kuah,  
So springt er woll hinta' drei',  
Stellt seine Füaß, de kalte, nei'.  
Wia gfallat der dia Modischuah?  
Gealt, jetz hoscht gnua?

Des deucht di wüascht, i glaub ders au.  
Und doch ischts Büable hoilig frauh,  
Wenn s seini Füaß so gwärma ka'  
Wo s koini Strümpf und Schuah verma'.  
Du stohscht in deini Pelzla warm,

Der Bua ischt z arm.

Das krasse Bild der Armut, Ausbeutung und Vernachlässigung eines Kindes könnte in einer Untersuchung zur Lage der arbeitenden Klasse Eindruck machen, vor allem, wenn man weiß, daß Aachter die Nachtweide ist. In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts war Kinderarbeit in Fabriken ein umstrittenes Thema in der öffentlichen Diskussion und Gegenstand gesetzlicher Regelung; Begrenzung der Arbeitszeit, Verbot der Nachtarbeit und andere Schutzmaßnahmen wurden damals durchgesetzt. Um die Landkinder kümmerten sich allerdings weder die Gesetzgeber noch die Sozialisten.

August Holder schrieb in seiner „Geschichte der schwäbischen Mundartdichtung“ 1896 über Michel Bucks „Bagenga“: „Sie tragen die Wurzerle der heimatlichen Bodens noch ganz an sich“ wogegen das Weitzmännische Schwäbisch bereits etwas abgerieben ist. Hinsichtlich des Inhalts seiner Gedichte steht er (Buck) uns näher als jener und erweist sich auch als artiger gegenüber solchen Schwaben, welche zartere Nerven und feinere Nasen haben.“ Besprochen wird auch nicht „S Aachterle“, sondern „Dr klei Gaunshiat“, der bei seinem Geschäft schon allerliebste den Großen spielt und wichtig tat, und „Dr Qchsabua“, der seine Herde zwar nicht zählen kann, dafür aber die Namen aller Tiere weiß; natürlich wird dieses Dokument ländlichen Bildungsnotstandes als heitere Anekdote begriffen. Aus der sozialgeschichtlichen Perspektive fällt ein neues Licht auf den Zeitgeschmack, die feineren Nasen und zarteren Nerven des Publikums - und auf Michel Buck, der frierende barfüßige Kinder und Kuhfladen nicht nur sah, sondern sogar bedichtete.

Vergleiche machen das Besondere an Michel Buck vollends deutlich. Froh und hell bei Wies und Quelle singend oder vom Berg auf alle Schlösser frei hinabschauend - das war noch eine gängige Vorstellung vom Hirtenknaben nach Uhlands bekannten Gedichten, die wir hier wohl nicht ausführlich zitieren müssen. Es ist eine idealistische Vorstellung, die Uhland als ein Urbild des Menschseins, nicht als soziale Wirklichkeit meinte; durchaus wahrhaftig kommt auf dieser Ebene der Ernst und die Härte des Lebens zur Sprache; die Todesverfallenheit auch des Schönen und Idealen. Ganz anders das folgende Gedicht von Friedrich Richter (1811-1865):

### Der Waise

I bi-n-a' arms Büable, gent miar au a' Brot,  
Mei' Vater und Muater send älleboid tot!

Vorm Jôhr noh an Pfengschte, dô hent se noh glebt,  
Kei' Mensch hätt es glaubt, daß ma' beide vergräbt!

Was hilfts, daß e greine, was hilfts, daß e schrei?  
Dia Leut werdet zornig und schempfet me glei!

I hau' au so Hunger und bi so im Loid,  
Mei' Vater, mei' Muater send gstorba ällboid!

Ein unverbindliches, sentimentales Lamento ohne Wirklichkeitsbezug, denn so weit war die Gesellschaft immerhin, daß sie Vollwaisen nicht bettelnd auf der Straße verkommen ließ. Phantasiebilder von Kinderelend als Stimmungszug und ästhetischer Genuß für Satte - man braucht keinen antibürgerlichen Affekt zu haben, um solche Produkte unmoralisch zu finden.

Realistische Bilder bäuerlicher Mentalität zeichnen die Erzählungen Michel Bucks, die in seiner Zeit spielen und die an Anzengrubers kritische Dorfgeschichten (1879) erinnern. „Um 5000 Gulden“ erzählt von einem erbitterten Streit um das Vermögen einer ledigen Bauerntochter. Gestritten wird zunächst um die Pflegschaft, nicht aus Liebe zur Waise, sondern um die Hand auf dem Geld zu behalten. Der Schwager glaubt es für seine Kinder beanspruchen zu können; er möchte, daß die Erbtante ledig bleibt, und fingiert recht plump einen Diebstahl, um die Gulden nicht herausrücken zu müssen. Der Vormund, will die Erbin um jeden Preis an seinen Sohn verkuppeln, den er so belehrt: „Laß dich's also nicht anfechten, wenn's noch hübschere Mädchen gibt, Bub! Der Lack springt ab, das alte Holz kommt heraus, was allein bleibt, wenn man's fest zusammenhält, das ist das Vermögen, verstehst du, Bub, das Geld...“ Er scheut auch vor Brandstiftung nicht zurück, um sich am glücklichen Nebenbuhler zu rächen. Den zähen Familienkrieg „um's Sach“ bettet der Autor ein in die Darstellung altüberlieferter Besitzstreitigkeiten zwischen zwei Dörfern, die Parallele zum privaten Kleinkrieg im öffentlichen Leben. Mit nüchternem Realismus schildert „Der Millionenbeck“ den Tanz um's goldene Kalb eines erwarteten Lotteriegewinns, zeichnet „Ein ländlicher Goldmacher“ einen ländlichen Faust, der sich bis zur Selbstzerstörung in seinen Wahn hineinsteigert. Es mischen sich auch kaum volkskundliche und heimatgeschichtliche Informationsabsichten mehr ein wie in Michel Bucks Geschichtserzählungen, die er nach dem Vorbild seines Freundes Viktor v. Scheffel schrieb; deshalb gewinnen die skizzierten Prosastücke das Profil exemplarischer Darstellungen menschlichen Wesens und Verhaltens in einem, bestimmten Milieu. Michel Buck lobt bäuerliche Tugenden: Fleiß, Sparsamkeit, Zucht und Ordnung in der Familie, Ehrfurcht vor Gott. Aber wir finden bei ihm keinen Traditionalismus, sondern - bei allem Respekt vor dem alten Herkommen - eine kritische Haltung, die man vielleicht konservativ nennen könnte.

Michel Buck schrieb eine vollkommene Idylle, überhöht schon durch die sprachliche Stilisierung: kein Bauer spricht einen so langen Satz. Man achte auch nicht nur auf den zufriedenen Bauern, sondern ebenso auf die gesunde materielle Basis seines Glücks.

### Obeds

Wenn i uffam Tannablock  
Obeds voar meim Häusle hock,  
Rauch mein Schwaza Reiter,  
Und im Gätle so betracht  
S Kopfsalätle fei' und gschlacht  
Und de andre Kräuter,  
Rätich, Randich, Bauhna, Köhl,  
Sonnabluama dôtt zum Öl,  
Schnittlaub do und Manglat,  
Und im Hof mei' kleine War  
Voar mer tanzat Paar und Paar  
Und mei' Graußer danglat,  
S Weib am Head beim Kocha stoh  
Und mei' Vääh zum Brunna goht,  
D Kälbla tant rabouscha,  
Und mei' Schuir mit Frucht ischt vol,  
Tuari - und des glaubsch mer wohl -  
Mit koim König touscha.

Es ist nicht das Bild bäuerlichen Lebens, das wir hier sehen. Michel Buck zeigt im Ganzen seines Werkes die wechselvolle Vielfalt des Lebens, gutes und schlechtes Wetter, Freud und Leid - auch hierin an das Volkslied erinnernd.

„Obeds“ ist auch eine Projektion von Michel Bucks eigener Lebensgestaltung, die er in einem Einladungsgedicht an Viktor v. Scheffel beschreibt.

Jetzt zaischt grüaß gott! Ihr sind im reachta tal  
und au bei reachti leut - haund no der wahl  
do Uia ruah, wald, wasser, fisch und gsunda luft,  
und wo-n-Er wandla wand, nu moiabluascht und duft.  
.....  
und gäb etlli tag bei miar a warm quattier,

derzua en affatlerwei und trinkber biar.  
Mei herberg stüand mittlada dinn in obsböm,  
an alta zwinger hindadra und obs dem  
im busch a sommerhüttle klei mit kanapee,  
do dös i oft und fantasiar i beim Kaffee.  
Au hia isch's still, denn s städtle treibt nu fealdbou,  
oinfältig sand mer au und gar it wealtschlou...

Er hatte es nicht immer so behaglich. Versuche, eine Praxis aufzubauen, scheiterten mehrmals, drei Kinder starben ihm kurz nacheinander, und als er in Ehin-gen einen auskömmlichen Posten hatte, fiel ihm die Krankheit an, die ihn bis zu seinem frühen Tod nicht mehr losließ.

Das heitere Licht, in das fast alles getaucht ist, was Michel Buck zur Sprache brachte, stammt jedenfalls nicht von Fröhlicher-Landmann-Ideologie, sondern von seinem Humor, seiner lebensbejahenden Grundeinstellung. Er gab auch dem Unvollkommenen das Recht zu sein, wie es eben ist, glaubte auch in der widrigen Wirklichkeit an ein Grundmuster von Sinn und Ordnung und konnte deshalb über die gebrechliche Einrichtung der Welt versöhnlich lächeln. Diese Einstellung ist ja wohl Humor und so, mit Humor, schilderte er die Verhältnisse auf dem Dorf, das Leben und Treiben ländlicher Typen. Beispiele sind die Dorfneckereien, „Der Körbimentig“, „D' Wallfahrt“, „D' Väähkommissiau“.

Geschichtserzählung und Dorfgeschichte, die beiden literarischen Genres, in denen sich Michel Buck versuchte, waren wie die Mundartdichtung Reaktionen auf die geistige und gesellschaftliche Krise in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, literarische Antworten auf Fragen der Zeit. Landwirtschaft und Handwerk, Dorf und Kleinstadt verloren an Bedeutung gegenüber Industrie und wachsenden Großstädten, die jetzt die Lebensgestaltung mehr und mehr bestimmten und die Gesellschaftsstruktur veränderten. Die Preise für landwirtschaftliche Produkte sanken langfristig bei steigenden Preisen für gewerbliche Erzeugnisse. Die Bauern mußten dem durch raschere, flexible Anpassung und Änderung ihrer Wirtschaftsweise begegnen. Manche hatten dabei Erfolg, Michel Bucks Sahlbour war wohl ein solcher moderner Landwirt, dem der Kamm schwoll, weil er seinen Betrieb durch Eigenkapital absichern und ertragreich führen konnte. Viele Höfe waren indes hoch verschuldet; „S vergamat Bäuerle“ ist einer, der mit dem hergebrachten Wirtschaften auf keinen grünen Zweig kam. Der „Zeitgeist“ - eine der großen Sorgen von Jeremias Gotthelf - brach in das ländliche Dasein ein, das jetzt vielen als sozialer und humaner Wert erschien gegenüber kapitalistischem Wirtschaftsdenken mit seinen moralischen Gefährdungen. Auch bei Michel Buck finden wir das Thema, z.B. in „De nui Zeit“:

Ällz soll se nu' rentiara  
Und schaffa Geald und Kraft,  
heißt es da. „S Nähnes Strofred“ zieht die moralischen Konsequenzen. Mit den Konflikten, die sich aus dem Wandel der Wertvorstellungen ergaben, setzt sich Michel Buck in „Sahlbour“ auseinander, der abgekanzelt wird: er meine wohl,  
Seall eusa Hearrgatt könn der nimma na',  
Weil s Hous und d Schuira, d Hab und d Frucht  
Für Fuir und Hagel, Au' glücksfal und Sucht  
Versichrat seiat maih aß gnua?  
An di und s Weib und d Kinder, gealt, denkscht itta, Bua?  
Daß iahr verkranka könnat über d Nacht?  
Hoscht du denn Gsunthoit eaba gauh' im Pacht  
Und moi'scht der Taud lauf voar dem Hof glei wollt wischt,  
Weil du so in der Väähversicherung bischt?

Dies ist ein Plädoyer gegen den Materialismus und für ein Leben in den Bindungen und Schranken, die dem Menschen von höheren Mächten gesetzt sind und die als naturgegebene Grenzen menschlicher Möglichkeiten erlebt werden. „Mit tausend geistigen Banden an die Scholle gebunden, welche vom Schweiß meiner Väter Jahrhunderte lang getränkt worden“, litt Michel Buck unter der Gefährdung der bäuerlichen Welt; durch die „neuheidnische Weltanschauung“ und durch „die Einseitigkeit und die Verführungskünste der heutigen Volkswirtschaft, die fast nur Handel und Gewerbe kennt“, sah er den Bauern bedroht vom Absinken in den „fünften Stand“ der Tagelöhner und Ungelernten. Er ließ der Entwicklung nicht resigniert ihren Lauf, flüchtete auch nicht in die gute alte Zeit oder in ein erdichtetes ländliches Paradies, sondern nahm das Wort zu Fragen der Zeit, wieder im Unterschied zu seinen Dichterkollegen, die außer Geburtstagsversen für den König keine aktuelle Zeile schrieben.

Wir können nun die Summe ziehen. Man muß sich Michel Buck als einen Mann vorstellen, dessen Dasein in der Liebe zu seinen nächsten Lebenskreisen, zu seiner Familie und engeren Heimat, gründete. Diese Verbundenheit erschöpfte sich nicht in Gefühlen, sondern setzte Energien frei und machte ihn zum Sprachforscher und Volkskundler. So richtete er sein Leben ein als vielseitiger und engagierter Kulturträger auf dem Land und für die ländliche Bevölkerung, der er vorwärts helfen wollte, und so gab er der Gemeinschaft, aus der er stammte, mit Zinsen zurück, was sie ihm gegeben hatte. Er fasste Bildung nicht als Anspruch auf einen höheren Status auf, sondern als sozialpflichtiges Eigentum. In seinen Gedichten sprach er dies Selbstverständliche seiner Existenz aus, ohne etwas verkünden zu wollen, einfach weil es ihn drängte auszusagen. Deshalb war für ihn „d' Muatarsproch“ auch seine eigentliche Sprache, das wahrhaftige und natürliche Medium des Ausdrucks von Empfindungen und Betrachtungen, die aus solchem Lebensgefühl der Bindung entsprangen; deshalb gelang es ihm seine Gedichte aus der eigentümlichen Weitsicht dieser Sprache zu gestalten. Das gibt ihm seinen Rang und eine Sonderstellung in der Mundartdichtung seiner Zeit. Man sollte ihn nicht rubrizieren, nicht einmal als Heimatdichter, weil dieser Begriff ein verbrauchtes Klischee ist und fragwürdig gewordene Wertungen impliziert. Michel Buck hegte und pflegte keine Idee der Heimat, sondern war der Wirklichkeit ihres Lebens zugewandt das er mit Zuneigung und Humor, nicht kritiksüchtig, aber wach und wahrheitsliebend anschaute und abbildete. Eng verbunden mit Wirklichkeitssinn war das Gefühl der Verpflichtung gegenüber der Geschichte als Fundament, nicht Hypothek, des Lebens der Gegenwart. So beschaffen war seine Liebe zur Heimat.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

5. Jahrgang – Heft 1 – Seite 36

## Moritz Vierfelder – Aus dem Emigrantenschicksal des letzten Vorstehers der jüdischen Gemeinde Buchau

Von Reinhold Adler, Fischbach

Sterbend in einem amerikanischen Krankenhaus sagte der über 80jährige zu einem Verwandten: „Ich bin weit in der Welt herumgekommen, ich war sogar in Amerika.“ Und auf die Frage, „Wo bist Du dann jetzt?“ kam die Antwort: „In Buchau, in der Heimat.“

Das ist keine sentimentale Geschichte. Vielmehr drückt sich hier die ganze Tragik eines Lebens aus, das durch den Nationalsozialismus aus seinen gewohnten Geleisen geworfen wurde, das Schicksal eines Deutschen jüdischen Glaubens, der durch die politische Entwicklung seines Landes zur Auswanderung gezwungen wurde, wo er doch sein ganzes Leben den gesellschaftlichen und kulturellen Belangen seiner Heimatgemeinde Buchau gewidmet hatte. Die Rede ist von Moritz Vierfelder, dem bekannten Cafésbesitzer und Konditor, dem letzten Vorsteher der jüdischen Gemeinde Buchaus, dem Förderer der vorgeschichtlichen Ausgrabungen im Federseemoor, einem der Väter des Federseemuseums und dem aktiven Gestalter des Lebens in vielen örtlichen Vereinen. Für seine Verdienste um das Buchauer Lazarett im 1. Weltkrieg hatte er das Charlottenkreuz erhalten, und seine Tätigkeit als Führer der örtlichen „Jung-Deutschland“-Gruppe bezeugt die patriotische Gesinnung eines Mannes, der sich immer als Deutscher jüdischen Glaubens verstand.



Sein Emigrantenschicksal findet heute verstärkt Beachtung, seit es dem Kreisarchiv Biberach und seinem Leiter Kreisarchivoberrat Dr. Diemer gelungen ist, ein für die Lokalgeschichte Buchaus bisher einzigartiges Dokument über die Leiden der Juden im 3. Reich in Form eines Mikrofilms zugänglich zu machen. Es handelt sich um eine umfangreiche Handschrift und Dokumentensammlung Moritz Vierfelders aus dem Leo Baeck Institute in New York, welche neben einer Geschichte der Familie Vierfelder in selbstbiographischer Form Ereignisse vor und während des 3. Reiches bis hin zu den ersten Jahren in der Emigration wiedergibt.

An dieser Stelle soll zunächst nur auf die Geschichte seiner Auswanderung eingegangen werden, und zwar in der Absicht, nach Darstellungen des Holocausts einmal auf die Probleme und Leiden eines „Davongekommenen“ hinzuweisen und vielleicht auch in der Hoffnung, das Gespür für die oft kaum merklichen Grausamkeiten eines autoritären Regimes zu schärfen.

Eigentlich war es immer der Traum Moritz Vierfelders gewesen, im Alter sein Geschäft zu verkaufen, sich seine Altersversicherung auszahlen zu lassen, nur von den Erträgen seiner Versicherungsagentur zu leben und sonst seine ganze Kraft in den Dienst des Altertums-, des Turn-, des Gesangsvereins und des Roten Kreuzes zu stellen. Es kam alles ganz anders.

Es war der Verdienst seiner Frau Elsa, geb. Laupheimer, daß sie „der Hölle Deutschland noch im letzten Augenblick enttrinnen konnten“. Sein Sohn Hermann hatte schon im November 1933 Deutschland verlassen müssen und hatte in Frankreich und später in England Unterkommen und einen neuen Beruf gefunden. Seine Tochter Frieda, die bereits während ihrer Ausbildung zur Krankenpflegerin in Tübingen die ersten Wogen des aufkommenden Antisemitismus zu spüren bekommen hatte, war 1934 zu Verwandten in die USA ausgewandert.

Die „Machtergreifung“ Hitlers hatte sein Leben schlagartig verändert, obwohl er Buchau als „das Eldorado der damaligen Zeit“ bezeichnete. Er schreibt: „Als die Verhältnisse die Versicherungen zwangen, ihre jüdischen Mitarbeiter zu entlassen, war die Stuttgarter wie auch die Gothaer Feuer-Versicherungsbank mit einer Abfindungssumme sofort zur Hand, während die Unfall- und Haftpflichtversicherung der ‚Zürich‘, deren ganz großen Bestand ich aufgebaut hatte, durch die antisemitische Einstellung ihrer Frankfurter Beamten mich leer ausgehen ließ.“

Durch die Gleichschaltung, die Aufnahme verschiedenartigster Vereinigungen in die NSDAP, verschloß sich ihm dem Träger des Ehrenkreuzes des Roten Kreuzes und des Silbernen Ehrenzeichens der Deutschen Turnerschaft, auch das Buchauer Vereinsleben. Einen Versuch, ihn zum „Ehrenarier“ erklären zu lassen, lehnte er ab. Er verzichtete auf alle seine Ämter und gab seine Auszeichnungen zurück.

Trotz aller Warnungen von christlicher Seite erkannte man in Buchau in keiner Weise die Lage. Die Juden blieben unbelästigt und man war der Meinung, die Judenverfolgungen in Deutschland würden schon wieder abnehmen. Vierfelder berichtet:

„Im Gegensatz zu unserer Nachbargemeinde Laupheim, die durch die in der Nähe liegenden, in einer Autofabrik untergebrachten Nazi-Österreicher viel zu leiden hatte, und wo die gesamte Jugend zur Auswanderung drängte, um dann die Alten nachkommen lassen zu können, regte sich in Buchau niemand. Die Geschäfte gingen trotz allem gut. . . Wenn unsere Fabrikanten nicht erst auf Drang, auch beizeiten verkauft hätten und sich zur Ausreise gerüstet hätten, dann hätte das Auswanderungsfieber auch die anderen ergriffen. Leider war es dann nachher für die meisten zu spät. Beinahe auch für uns.“

Moritz Vierfelder beschreibt, wie die anständige Behandlung der Juden in Buchau dazu führte, daß die Ortsgruppenleitung einem von auswärts kommenden Scheinmacher übertragen wurde. Dieser „begann mit Aufhetzung der Schüler, welchen besondere Anerkennung für Anpöbelung, Ausspucken, Werfen mit Steinen gezollt wurde. . . Häuser und Treppen und asphaltierte Straßen wurden, wie es an den Zeitungsständen vorher schon der Fall war, mit ‚Juda verrecke‘ usw. in Ölfarbe bemalt. Der letzte Jude, der an der Hauptstraße wohnte, wurde durch Fenstereinwerfen und sonstige Schikanen gezwungen, zu verkaufen. Solange das ‚Judencafé‘ noch offen war, sorgte Schüssler dafür, daß jeden Sonntag auf der Vor- und Rückseite eine Aufsichtsperson stand, die zu beobachten hatte, wer von christlicher Seite das Café besuchte. Trotz direkter Verwarnungen ließen sich manche nicht abhalten, doch zu kommen.“

Auf diese Weise stieg der Druck, der Juden zum Verkauf von Häusern und Geschäften zwang. Die sogenannte „Arisierung“ der Betriebe begann. Das Programm vom 9.-11.11. 1938, die „Reichskristallnacht“, in deren Verlauf die Synagoge von einem auswärtigen Kommando niedergebrannt wurde, jüdische Männer verhaftet und gedemütigt wurden, leitete ein immer schnelleres „Abbröckeln“ der jüdischen Gemeinde Buchaus ein.

Im Dezember 1938 beantragten die Buchauer Gast- und Schankwirte die Schließung seines Cafés. Auf Einspruch zweier Kollegen wurde einem etwaigen Nachfolger eine neue Konzession nicht mehr erteilt, so daß der Verkauf des Hauses nur zu einem Schandpreis zu erwarten war. Einem Aufruf des jüdischen Oberrats in Stuttgart, Einwanderungsnummern für die USA zu beantragen, wollte Moritz Vierfelder zunächst nicht folgen. Als Gemeindevorsteher fühlte er sich verpflichtet, niemanden im Stich zu lassen. Als er schließlich einen solchen Antrag stellte, erhielt er eine Nummer über 27000. Ein Versuch nach Frankreich zu emigrieren, wo sein Sohn bereits eine Wohnung vorbereitet hatte, scheiterte am Kriegsausbruch. Das rettete den Vierfelders letztlich aber das Leben. Nach einer anfänglichen Ablehnung eines Auswanderungsgesuchs beim amerikanischen Generalkonsulat, kam es im Mai 1940, nachdem seine Tochter Frieda das amerikanische Bürgerrecht erhalten hatte, zu einer erneuten Vorladung und der Zusage, nach vollständiger Bezahlung aller Gebühren bis 1. Juli alle erforderlichen Ausreisepapiere zugestellt zu bekommen.

Inzwischen hatte sich Moritz Vierfelder, wie auch seine Tochter von den USA aus, wiederholt um Überfahrtsmöglichkeiten bemüht. Zuerst buchte er bei der Hamburg-Amerika-Linie in Hamburg, dann versuchten sie es über Genua/Italien. Die Kriegsergebnisse und noch fehlende Reisedokumente machten diese Absichten, immer wieder zunichte. Seine Tochter reservierte schließlich Karten für die Route Sibirien - San Francisco - wieder nichts! Jedesmal bedeutete das den Verlust von ca. 15 % der Fahrtkosten. Nun wurden auch noch die Papiere von Berlin aus zurückgesandt mit der Auflage, diese neu einzureichen. Seine Beschwerde, die über seine Tochter den für Ohio zuständigen Kongreßabgeordneten erreichte, führte dazu, daß sich Washington einschaltete und telegraphisch das Stuttgarter Konsulat informierte. Mit den neuen Papieren wurde aber eine Bürgschaft in Höhe von 5000 \$ verlangt, die schließlich mit Mühe über verschiedene Verwandte in den USA beigebracht werden konnte. Nach einer neuerlichen Vorladung beim amerikanischen Konsulat in Stuttgart am 5. 11. 1940 wurde das Visum im letzten Moment doch noch ausgehändigt.

Die Reise war in der Zwischenzeit über Lissabon gebucht worden, wobei die Reisekosten jedoch nur bis Barcelona in deutscher Währung entrichtet werden durften. Das Haus war schließlich um 13000 RM verkauft worden, ein Erlös, der durch den Konzessionsverlust um weit mehr als die Hälfte des Werts gedrückt worden war. Praktisch hatte sich jedoch dadurch nichts geändert, denn der Mehrbetrag hätte auf einer deutschen Bank liegen bleiben müssen und wäre vom Staat enteignet worden.

Der Tag des Abschieds nahte. Schon bei den Konsulatsbesuchen in Stuttgart hatten sich die Vierfelders von einer todkranken Verwandten verabschiedet, die in einem Stuttgarter Hospital lag, das jüdische Kranke zu viert in Zweibettzimmern unterbrachte. Als das Ehepaar Vierfelder am 8.12.1940 Buchau mit dem ersten Zug für immer verließ, wurde es nur von zwei Freunden begleitet, Emma Weil und Siegbert Einstein, die bis Schussenried bzw. Ulm mitfahren. Aber die ganze Abreise verlief unter einem unglücklichen Stern. Zwischen Ulm und Stuttgart riß ein Zugteil ab. In Stuttgart kam Moritz Vierfelder beinahe unter die Elektrische. Der Abflug nach Barcelona verschob sich wegen Vereisung der Tragflächen bis zum 13.12.1940. Dabei ereignete sich folgendes:

„Vergessen darf ich nicht, daß im Flughafen in Stuttgart, nachdem wir die Gepäckrevision sehr rasch erledigt hatten, ein junger Gestapobeamter auf uns zukam und mich anschrte, ob ich nicht lesen könne. Auf meine Bejahung zeigte er auf eine Tafel an der Wand, auf der zu lesen war: ‚Nur für Juden‘. Wir mußten dann bis zur Abfahrt diesen Armsünderplatz einnehmen.“

In vier Stunden, mit Zwischenlandungen in Lyon und Marseille, erreichten sie Barcelona. Ein Beauftragter einer jüdischen Stelle half bei der Abfertigung und wies sie zur Übernachtung einer jüdischen Pension zu. Dann mußten sie feststellen, daß trotz der bereits durch ihre Tochter bezahlten 101\$ für einen Flug Barcelona-Lissabon, kein Platz im Flugzeug zu erhalten war. Der einbezahlte Flugpreis wurde in Peseten statt in Dollars erstattet, obwohl für Peseten Ausfuhrverbot bestand. Vierfelder schätzte, daß die erlittenen Einbußen durch Fehlbuchungen die gesamten Reisekosten für eine Person gedeckt hätten.

So mußten sie in einer 2 ½ tägigen Bahnfahrt Lissabon erreichen, wo sie natürlich verspätet ankamen und ohne jegliche Begrüßung durch die dortigen jüdischen Hilfsstellen, der Sprache nicht mächtig und völlig mittellos eine Nacht im Wartesaal verbrachten. Mitreisende verhalfen ihnen schließlich zur Adresse einer Hilfsstelle, die alle Kosten für Stempel- und Impfgeldern und den Pensionsaufenthalt vorschoß.

Sie hatten im voraus in Lissabon kein Geld deponiert, was sich jetzt als Nachteil herausstellte, denn ein amerikanischer Scheck ihrer Tochter wurde nirgends angenommen. Auch die Koffer aus Stuttgart waren noch nicht angekommen, und ebenso ließ das Bargeld und der Zahlungsauftrag der jüdischen Auswanderungsstelle Berlin auf sich warten. So nahm Moritz Vierfelder zum ersten Mal in seinem Leben ein Almosen von 100 Escudoas dankend und weinend an. Dennoch brachte diese Unsicherheit manche schlaflose Stunde, und manche Rennerei zwischen der Dampferagentur und der jüdischen Hilfsstelle war nicht zu umgehen, obwohl diese gerade in entgegengesetzter Richtung lagen.

Als ein ausgesprochener Glücksfall erwies sich nun, daß der portugiesische Dampfer „Serpa Pint“ erst mit 12tägiger Verspätung in Lissabon ablegte, denn erst zwei Tage zuvor trafen endlich Bargeld und Zahlungsaufträge der Auswanderungsstelle Berlin ein.

Nachdem nun die Überfahrt für die 2. Klasse bezahlt war, stellte sich heraus, daß nur Plätze in der 3. Klasse zu belegen waren. Und als schließlich das Schiff am 28.12.1940 ablegte, befanden sich statt 160 insgesamt 630 Passagiere an Bord. Statt in einer Kabine 2. Klasse zwängte sich Moritz Vierfelder mit 160 weiteren Männern im fensterlosen Kielraum des Schiffes, der sonst als Lagerraum diente und Luft und Licht nur durch die offene Ladeluke erhielt, was sich

jedoch bei der Überfahrt als Vorteil erweisen sollte. Denn die Frauen wurde nämlich zu je 60 Personen in den untersten Bullaugenräumen untergebracht. Dort erwiesen sich das dauernde Kindergeschrei und die Zustände bei aufkommender Seekrankheit besonders nachts als schrecklich. Mehrere Sturmtage führten bei einzelnen Passagieren zu oft bösen Oberschenkel- und Handwirbelknochenbrüchen. Unglücklicherweise zogen sich die Vierfelders eine Fleischvergiftung zu, die sich mit Durchfall und beißendem Ausschlag bemerkbar machte. So nahmen sie weiter nichts als Suppe, Tee und Kaffee zu sich und kamen nach 11 Tagen Fahrt abends am 8. 1. 1941 völlig ausgehungert in New York an.

Begrüßt durch Verwandte und Bekannte konnten sie sich zunächst fünf Tage lang in vertrauter Umgebung erholen. So konnte ein Gefühl des Fremdseins nicht aufkommen. Viele mündliche Aufträge waren zu erledigen. Mancher in Deutschland Zurückgebliebene erwartete Hilfe aus des USA, was aber nun am Kriegseintritt von immer mehr Staaten schließlich scheiterte. Der Entschlußkraft eines Ulmer Spediteurs war es zu verdanken, daß der Hausrat Deutschland noch verließ, wenn auch die Möbel zum Teil beschädigt ankamen. Erst ein halbes Jahr nach der Auswanderung sahen sich die Vierfelders wieder im Besitz des gesamten mitgenommenen Eigentums.

In Youngstown, Ohio, fanden sie schließlich ein Unterkommen. Moritz Vierfelder besuchte dreimal wöchentlich den Tagesunterricht der christlichen Mission dort. Er versuchte sich auch wieder auf seinem Beruf. Das Herstellen von Backwerk fand auch Anklang, aber größere Lieferungen an Geschäfte erwiesen sich als unmöglich, weil in den USA die Gepflogenheit herrschte, daß am 1. Tag nicht verkaufte Gebäck am anderen Tag zurückgenommen oder der halbe Preis erlassen werden mußte. Morgens und abends machte er Minjanmann - eine jüdische Gebetsgemeinschaft hat aus mindestens zehn männlichen Juden zu bestehen. Auch durch Rasenmähen verdiente er sich ein Taschengeld. Die Sprachschwierigkeiten vereitelten jedoch oft seine erfolgreiche Arbeitssuche. Zwar war der Lehrer mit seiner Auffassungsgabe zufrieden, aber das Alter machte sich zu sehr bemerkbar. „Was ich am einen Tag an Wörtern und Satzbildungen lernte, hatte ich am andern Tag vergessen“, gesteht Moritz Vierfelder in seiner Lebenserinnerung. Die amerikanische Devise des „Hilf Dir selbst“ schien dem nunmehr 67jährigen eher etwas für junge Leute zu sein. Er beklagte, daß sich ihm nicht einmal von seiten des jüdischen Gebetskreises wirkliche Hilfe zuteil wurde.

Schließlich erhielt er eine Stelle als „orderly“ in einem Krankenhaus vermittelt, eine Krankenwärterstelle, die äußerst bescheiden entlohnt wurde, in der er aber seine hervorragenden medizinischen und pflegerischen Kenntnisse anwenden konnte. Nach vierjährigem Exil und 2 ½ jähriger Tätigkeit in diesem Beruf übernahm ihn das Hospital als Lehrer für neu eintretende Krankenwärter, ein Zeugnis für sein Können, seine Vertrauenswürdigkeit und seine Beliebtheit beim gesamten Krankenhauspersonal.

All die Jahre hindurch unterhielt er aber regen Kontakt mit den Buchauern in aller Welt und gab mit anderen die sogenannten „Buchauer Nachrichten“ heraus, die zusammen mit den vielen Zeitungsartikeln über das Nachkriegs-Buchau in seinen Unterlagen ein schönes Zeugnis seiner Verbundenheit mit Buchau darstellen.

Seine Frau hatte immer wieder die Hoffnung geäußert, sie möge ihren Gatten überleben. Wußte sie, daß er nach dem Tode seiner Frau, den Willen zum Leben verlieren werde? Er starb fast 84jährig am 25.2.1961 in Youngstown.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

5. Jahrgang – Heft 1 – Seite 41

## Die Pfarrkirche St. Martin in Altheim bei Riedlingen

Von Ursula Reck, Friedrichshafen

„Unter den vielen schönen Landkirchen des Oberlandes nimmt die Kirche in Altheim durch ihre eigenartige Architektur, durch ihre originelle Innenausstattung, durch ihren Reichtum einen hervorragenden Platz ein und es ist keine Phrase, wenn wir sie zu den schönsten rechnen“. So schreibt Pfarrer Schöninger aus Haslach auf seinem Gang durch mehrere restaurierte Kirchen Oberschwabens im Jahre 1914.

Wie im Jahr 1980, so war damals gerade eine Renovierung der Kirche abgeschlossen worden. Um wieviel mehr aber muß dieser Satz heute gelten, nachdem diesmal nicht nur das Grau der Wände übertüncht, sondern dank der Initiative von Pfarrer Anton Diemer eine grundlegende Renovierung durchgeführt wurde, durch die das ursprüngliche Kolorit, wie es dem Kirchenraum bei seiner Barockisierung gegeben wurde, wieder in voller Schönheit erstrahlt.

### Das Äußere der Kirche

Schon von weitem erkennt man Altheim an dem mächtigen dreigeschossigen Turm der Martinskirche mit seinen vier Giebeln, den Spitzbogenfenstern und dem Dachreiter mit dem österreichischen Doppeladler und dem lothringischen Kreuz. Wurde die Kirche auch erst 1486 geweiht und trägt der Turm die Jahreszahl 1493 als Jahr der Fertigstellung, so weist zumindest das untere Stockwerk auf eine frühere Kirche hin. Schon 1318 wird die Altheimer Kirche in einer Urkunde als Mutterkirche von Riedlingen erwähnt.

In den Jahren 1908 bis 1911 wurde die spätgotische Kirche durch ein Querhaus und zwei Anbauten, die den Turm einbeziehen, erweitert. Von der gotischen Anlage sind neben dem Turm nur noch der Chor und die Sakristei erhalten geblieben.

Der Chor ist an das breite Schiff angelehnt. Seine sechs bis über das Hauptgesims reichenden Strebpfeiler sind zweimal gestuft und tragen einen Kreuzblumenabschluß. Das Spitzbogenfenster im Osten ist zugemauert, die anderen Fenster daneben sind rundbogig. Schiff und Chor haben ein steiles Satteldach, die beiden Anbauten ein Walmdach, der Chorosten sogar ein dreiteiliges.

Der an der Chorostwand aufgestellte Ölberg mit seinen spätgotischen Figuren, Christus und die Jünger, stammen aus der 1839 abgebrochenen Michaelskapelle, die im nördlichen Kirchhof stand. Der Bildhauer Gabriel Lämmle aus Riedlingen hat 1910 ein großes Kruzifix und eine Maria Magdalena geschaffen, die über dem Ölberg am zugemauerten Spitzbogenfenster angebracht sind.

Die Sakristei, eine ehemalige Kapelle, ist an die Chormordwand angebaut. Daneben dient ein halbrundes Treppentürmchen als Kanzelaufgang.

Das Hauptportal der Kirche ist ein modernes Bronzeportal von Pater Ivo Schaible (s. BC 2/81).

Dieses Portal führt zunächst in das „Glockenhaus“ im unteren Stockwerk des Turmes mit seinem gotischen Kreuzrippengewölbe, dessen Schlußstein eine stilisierte Blume zielt. Bei der Renovierung des Turmes wurden gotische Ornamentmalereien freigelegt.

### Das Innere der Kirche

Beim Eintritt in die Kirche, so beschreibt ebenfalls Pfarrer Schöninger 1914 seinen Eindruck, sei man freudig überrascht, denn eine ganz andere Kunstwelt als das Äußere vermuten lasse, tue sich vor dem Besucher auf.

Wir betreten einen lichten, heiteren, farbenfrohen spätbarocken Innenraum. Die einschiffige flachgedeckte Saalkirche, der einjochige Chor mit Spiegelgewölbe und Stichkappen und der 1911 fertiggestellte Anbau mit seiner Empore bilden architektonisch und dekorativ eine Einheit, ein Verdienst von Josef Maier, Saulgau, der die Stuckdekorationen im neuen Teil nach gegebenen alten Motiven aufgetragen hat und von Pfarrer Bonifaz Maier (von 1887 bis 1924 Pfarrer in Altheim), dem die gelungene Erweiterung zu verdanken ist.

Zwischen 1744 und 1750 wurde die gotische Kirche barockisiert. Die Altheimer haben sich die barocke Ausstattung sehr viel kosten lassen. Sie verpflichteten zwei der bekanntesten Künstler dieser Zeit in unserem Raum; den Stukkator und Bildhauer Josef Anton Feuchtmayer, der laut Pfarrchronik 2578 fl (Gulden) und 32 kr (Kreuzer) erhielt und den Maler Franz Josef Spiegler, dem 1200 fl bezahlt wurden.

### Josef Anton Feuchtmayer (1696 - 1770)

Josef Anton Feuchtmayer entstammte einer der berühmtesten Wessobrunner Stukkatorenfamilien. Sein Vater Franz Josef hatte sich nach dem Brand von Salem 1697 in Mimmenhausen niedergelassen, um am Wiederaufbau des Klosters mitzuwirken. Nach dem Tode des Vaters 1718 übernahm er dessen Werkstatt. Bevor ihm der Auftrag in Altheim übertragen wurde, machte er sich bereits einen Namen in Weingarten, Salem, Einsiedeln und Engelberg (Schweiz), auf

der Mainau, in Meersburg und Scheer, um nur einige Namen zu nennen. Sein berühmtestes Werk aber wurde die Innenausstattung der Klosterkirche Birnau (1746 - 1750) und dieser Auftrag fiel etwa in die Zeit, in der er auch in Altheim tätig war (1747). Auch hier hatte er die Aufgabe, die Altäre und die Kanzel aus Stuckmarmor, die Skulpturen und die Stuckdekorationen zu schaffen.

Der Hochaltar ist ein freistehender Altar. Seine Besonderheit ist, daß der Künstler die Säulen und Pilaster und das an der Chorwand angebrachte Altarbild in zwei konstruktiv völlig getrennte Ebenen gestellt hat, die aber durch das Gebälk, durch Puttenköpfchen, die Putten auf den Giebelstücken und den bekrönten Engel über dem Rahmen optisch zu einer Einheit verschmelzen.

Die Altarstatuen der beiden Johannes, die ursprünglich seitwärts die Konsolen des Hauptaltars schmückten, sind ebenso wie die Statuen des hl. Florian und hl. Georg auf den Konsolen der Seitenaltäre 1884 durch neubarocke aus der Hand des Ulmer Bildhauers Karl Federlin ersetzt worden. Die Statuen Feuchtmayers blieben, wie es damals üblich war, in der Hand des Bildhauers und sind seitdem verschollen. 1976 konnte allerdings Pfarrer Anton Diemer zwei barocke Skulpturen für den Hauptaltar erwerben, links eine hl. Barbara (mit Turm und Schwert) und rechts eine hl. Katharina (mit zerbrochenem Rad Schwert und Palme), die aus dem Kreis der Wessobrunner Künstler stammen dürften. Der hl. Johannes der Täufer und der hl. Johannes der Evangelist von Federlin sind nun im Querhaus aufgestellt. Die Statuen auf dem Altaraufsatz der Seitenaltäre, die Schmerzhafte Mutter Gottes und der hl. Wendelin (mit Königskrone, Hirtenstab, Schafen und Rind) stammen auch von Karl Federlin.

Die beiden Seitenaltäre sind an die Mauer gelehnt: sie entsprechen und ergänzen sich. Die Strenge ihres rechteckigen Bildrahmens hat der Künstler ganz im Stile des Rokoko zu brechen versucht: Dachbogen und farbige Ornamente - Rocailles, Tropfstein, Girlanden und Ranken - sind reich und völlig asymmetrisch angeordnet.

Nicht minder reich sind die Stukkaturen am Gewölbe des Chors und an der Flachdecke des Langhauses: Schwungvolle Kartuschen über dem Hochaltar und mit Inschriften über den Seitenaltären und über dem Chorbogen. Medaillons in den Gewölbezwickeln, Blätter und Blumenkörbe, Ranken, Schnecken, Muscheln, Flügel und Phantasiegebilde, alle zeugen sie von der Naturverbundenheit des Meisters.

1980 wurde die Kirche durch ein weiteres Werk von Josef Anton Feuchtmayer aus dem Jahr 1754 bereichert: einem Kreuzifix aus Stuckmarmor, das als Leihgabe in die Kirche kam und sehr harmonisch auf der Südseite des Langhauses durch den Stukkateur und Bildschnitzer Xaver Mahler aus Buching/Füssen eingefügt wurde.

Auch die Kanzel aus Stuckmarmor stammt aus der Hand Feuchtmayers. Der Schalldeckel wurde allerdings im letzten Jahrhundert vergrößert und mit einem barockisierten, spätgotischen Kreuz bekrönt.

## Franz Josef Spiegler (1691-1756)

Mit Franz Josef Spiegler bekam Josef Anton Feuchtmayer einen ebenbürtigen Meister zur Seite gestellt, nach Norbert Lieb „der wichtigste oberschwäbisch-südwestdeutsche Meister spätbarocker kirchlicher Großmalerei“. Spiegler war in zwei Gattungen der Malerei tätig - Fresko und Ölgemälde - und hatte in beiden Techniken eine Meisterschaft erreicht, als er als Maler der Deckenfresken und Altartafeln nach Altheim verpflichtet wurde. Die Werke sind fast alle signiert und tragen die Jahreszahl 1747.

Franz Josef Spiegler wurde 1691 in Wangen im Allgäu geboren. Von seinen frühen Jahren ist bekannt, daß er in der Schule des Münchner Kirchenmalers Kaspar Sing war.

Ab 1729 ist Spieglers ständiger Wohnsitz Riedlingen und von hier aus ist er in der näheren und weiteren Umgebung tätig. Am bekanntesten wurde er durch die Fresken in der Klosterkirche zu Zwiefalten, die er von Konstanz aus vollendete, wohin er 1752 gezogen war. Hier starb er auch 1756.

Die Fresken in Altheim haben durch die Restaurierung 1978-1980 ihre ursprüngliche Farbgebung, die durch mehrere Übermalungen gelitten hatte, weitgehend wiedergewonnen und erstrahlen in altem Glanz.

Das ovale Langhausfresko, das die Flachdecke fast ganz ausfüllt, nimmt Bezug auf den Namenspatron der Kirche, den hl. Martin von Tours. Es schildert, wie der Heilige einen Jüngling von den Toten erweckt, in den Wolken erscheint die hl. Dreifaltigkeit, die Taube des hl. Geistes sendet einen Strahl der Gnade auf den Bischof. Eine große Menschenmenge verfolgt das Geschehen. Im unteren Teil des Gemäldes geht Spiegler auf die Altheimer Bibersage ein - zwei Kinder, die am Biberbach spielen, werden plötzlich von zwei Bibern bedroht, die aus dem Gebüsch hervorstürzen. In dieser Gefahr erscheint den Kindern ein Engel in der Gestalt eines jungen Mannes, der sie an der Hand nimmt und vor den Tieren rettet. Der Restaurator von 1950 hat allerdings in Unkenntnis dieser Legende statt der Biber zwei Steine gemalt, wohl, weil sie auf der alten Fotografie nicht mehr deutlich zu erkennen waren.

Die vier Eckmedaillons enthalten die vier lateinischen Kirchenväter - Papst Gregor den Großen mit der Taube des hl. Geistes und dem päpstlichen Kreuz mit dreifachem Querbalken. Bischof Ambrosius von Mailand mit Bienenkorb, Bienenschwarm und erzbischöflichem Kreuz mit doppeltem Querbalken, Hieronymus als Eremit und Augustinus mit dem flammenden Herzen.

Das Deckenfresko im Chor stellt die Anbetung des Lammes dar (Offenbarung Joh. 19,10 und 22,8). Um das Lamm mit dem siebenfach versiegelten Buch scharen sich Johannes und die Ältesten. In den Gewölbezwickeln gruppieren sich betende, singende und musizierende Engel, die mit Johannes und den Ältesten in Anbetung und Lobgesang einstimmen. Die Deckenfresken im Chor müssen thematisch also als Einheit verstanden werden.

Aber auch mit dem Hochaltarbild besteht eine enge Verbindung. Es ist von Spiegler signiert und stellt den Beginn des Erlösungswerkes dar, die Geburt Christi. Hirten und Frauen, die im Dunkel des Vordergrundes erscheinen und eine Art Rahmen bilden, beten das Kind an. Engelsgruppen singen den Lobgesang. Einer von ihnen trägt ein Spruchband mit der Aufschrift: „Gloria in excelsis Deo“. Die gestaffelten Figurengruppen geben dem Bild eine Tiefe, die verstärkt wird durch die Lichtkomposition. Alles Licht geht vom Göttlichen Kind aus, das im Mittelpunkt mit Maria und Josef erscheint.

Spiegler war ein Meister der Farbnuancierung und des Lichts. Das zeigt sich auch bei den Seitenaltarbildern.

Links die Beweinung Christi. Der tote Heiland liegt im Schoß seiner Mutter, deren verhaltene Trauer beeindruckt. Sie wiederum ist dem hinter ihr stehenden Johannes in die Arme gesunken. Maria Magdalena hat die linke Hand Christi erfaßt. Eine andere heilige Frau, die dem Beschauer den Rücken zuwendet, taucht einen Schwamm in die neben ihr stehende Messingschüssel. Im Hintergrund ist der Berg von Golgotha mit den drei Kreuzen zu erkennen, die Dornenkrone und die Nägel liegen Christus zu Füßen. Die Kartusche über dem Rahmen trägt die Inschrift: „Vocate me Mara“ (Buch Ruth, Kap. 1,20). „Heißet mich die Schmerzerreiche“. Dieses Gemälde wird besonders wegen seiner Komposition zu den Meisterwerken Spieglers gezählt. Es ist ihm hier gelungen, die Dreiergruppe, Christus, Maria und Johannes, zu einer Einheit zusammenzuschließen; dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die Lichtführung.

Das rechte Seitenaltarblatt stellt den Michaelskampf dar. Der Erzengel Michael mit Flammenschwert setzt gerade einen Fuß auf Luzifer, der in die Tiefe stürzt. Über dem Rahmen in der Rocaille steht die Inschrift: „Quis ut Deus“ - „Wer ist wie Gott?“. Das Bild ist ganz in rotem Farbton gehalten. den Spiegler in allen Nuancen variierte.

Für den Betrachter gehen Bildwerke und Rahmen ineinander über und verschmelzen zu einer unlösbaren Einheit. Besonders erwähnt werden muß auch das barocke Chorgestühl, für das, wie aus der Pfarrchronik zu ersehen ist, an den Schreinermeister Steinhart von Inneringen 150 fl gezahlt werden mußten.

Die Pfarrkirche St. Martin in Altheim stand bisher im Schatten der zahlreichen, bekannteren Barockkirchen ihrer näheren und weiteren Umgebung. Durch die gelungene Renovierung aber kommen die Geschlossenheit ihrer künstlerischen Gestaltung und die fein abgewogene, nie überladene spätbarocke Ausstattung wieder zur Geltung, und es ist zu hoffen, daß sie den ihr zustehenden Rang unter den barocken Kirchen Oberschwabens findet.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

# Zeit und Heimat

## Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 1 vom 22. April 1982/ 25. Jahrgang

5. Jahrgang – Heft 1 – Seite 46

## Beiträge zur Geschichte der Blutgerichtsbarkeit in der Reichsstadt Biberach

Von Dr. Kurt Diemer, Biberach

Wie die anderen oberschwäbischen Reichsstädte, so besaß auch Biberach die Blutgerichtsbarkeit, das Recht, Todesurteile zu fällen und zu vollstrecken; am 14. August 1401 hatte König Ruprecht der Stadt das Recht verliehen, „daß sie ihrer Stadt oder Land und Leuten schädliche Leute seind, sollen und mögen um ihr Missetat über sie richten nach Urthel und Aussprechen des mehreren Teils des Rats.“ Als Blutgericht amtierte der Rat unter dem Vorsitz des Stadtammanns. In den im Stadtarchiv Biberach verwahrten Stadtrechtssammlungen, deren reicher Inhalt noch kaum ausgeschöpft ist, wird auch eine Beschreibung der Ordnung des Blutgerichts aus dem Jahre 1695 überliefert, von der bisher - außer ihrer Existenz - nichts bekannt war. Da sie einen detaillierten Einblick in den Gang der Verhandlung gibt, sei sie im Folgenden wiedergegeben.

„Peinlicher Process, wie selbiger in der des Heiligen Römischen Reichs Statt Biberach gehalten zu werden pflegt. Anno 1695.

1.

Wird dem jedesmaligen Amtsstattammann 3 Tag vorher angezeigt, daß er sich zu Haus solle finden lassen.

2.

Wann der Rechtstag angesetzt, wird ermelter Herr Amtsstattammann durch einen Ratsdiener von einem ersamen Rat beruffen.

3.

Wann er in die Ratsstuben kommt, stellt er sich hinter die Schranken. Deme zeigt der Regierende Burgermeister an, wie daß eine Malefizperson vorhanden, über welche man das Recht ergehen lassen werde, und heißt ihne damit zum Tisch niedersitzen.

4.

Ehe er dann sich setzt, sagt Herr Stattammann, er wüschte, daß solche Person sich also verhalten, damit der des Gerichts entübrigt sein möchte, setzt sich darauf zwischen beede Burgermeister in den gewöhnlichen Amtssessel nieder.

5.

Herr Canzleiverwalter aber setzt sich an den verordneten außer den Schranken gesetzten Tisch. Die Schranken aber werden allerseits gleich also geschlossen und zusammengedrückt, daß niemand mehr von denen Herren Blutrichtern hinweg oder hinaus gehen kan, und macht sodann der Herr Canzleiverwalter an den Herrn Stattammann das erste Fragstück.

Quaestio 1

Ob man nicht dem armen Sünder N. das erste Zeichen läuten solle?

6.

Widerholt Herr Stattammann solches Fragstück von Wort zu Wort und fangt an umzufragen, von dem Herrn Amtsbürgermeister bis zum Letzten und zwar jeden Blutrichter bei seinem Namen. Alsdann sagt er, welche Richter wollen, daß man dem armen Sünder ein Zeichen läuten solle, der hebe einen Finger auf.

7.

Wann des geschehen, läßt man den Büttel durch den Herrn Canzleiverwalter in die Ratsstuben kommen und befiehlt ihm der Herr Stattammann, daß er verordne, daß man dem armen gefangenen Sünder N. N. das erste Zeichen läuten solle, und wann das verlütten, tut an den Herrn Stattammann der Canzleiverwalter das ander Fragstück.

Quaestio 2

Ob man nicht die hochloblichen kaiserlichen und königlichen Freiheiten und den Bann über das Blut zur richten und hinnach des armen gefangenen Sünders N. N. Urgicht (Geständnis) verlesen und anhören solle?

8.

Widerholt Herr Stattammann solches Fragstück und fragt wider an vom Herrn Burgermeister bis zum Letzten wider jeden bei seinem Namen, ob man die hochloblichen kaiserlichen und königlichen Freiheiten und den Bann über das Blut zu richten, auch darauf des armen gefangenen Sünders N. N. Urgicht verlesen und anhören solle, und wenn die Umfrag herum, jeden wider einen Finger aufheben heißt.

9.

Darauf wird König Ruprechts Privilegium über den Blutbann und gleich darauf die Urgicht von dem Herrn Canzleiverwalter verlesen.

10.

Auf solch verlesene Freiheiten und des armen Sünders Urgicht macht der Herr Canzleiverwalter das dritte Fragstück.

Quaestio 3

Ob man dem armen Sünder das andere Zeichen läuten solle?

11.

Widerholt Herr Stattamman solche Frag wie sub N.6 und befiehlt nach gehaltner Umfrag wider, daß diejenige, welche votiert, daß dem armen Sünder das andere Zeichen solle gelitten werden, einen Finger aufheben sollen.

12.

Befiehet Herr Stattammann widerum wie sub N.7.

13.

Wann das geschehen, fragt der Herr Amtsstattammann an, ob keine Vorbitt (Begnadigungsbitte) wegen des armen Sünders vorhanden, damit selbige vor Verfassung der Urthel möge angehört werden. Worauf derjenige Amtsknecht, so bishero den Gefangenen in Verwahr gehabt, die Ratsstübentür eröffnet und unter derselben laut ruffet: Ob niemand vorhanden, der vor den armen Sünder eine Vorbitt einlegen wolle? Ist dann niemand vorhanden, so legt öfters der Herr Stattammann selbst eine Vorbitt bei denen Herren Blutrichtern ein. Alsdann so fragt der Herr Stattammann:

14.

Herr Bürgermeister N. N., ich frage ihne bei geschworenem Aid, was der arme Sünder N. N. von N. mit seinen bösen Untaten, die er bekennet, verschuldet, und wie er zu straffen sein solle? Und also fragt er einen jeden Blutrichter bei seinem Namen und Aid.

15.

Wann die Urthel herumgebet, so notiert der Herr Stattammann die Vota auf ein Täfelin und heißt alle diejenige, welche geurthelt, daß der arme gefangene Sünder zum Schwert, Strang oder andern Tod gerichtet werden solle, aufstehen, da sie aber die Herren Richtere einig im Votieren gewesen, stehen sie alle auf, welche der Herr Stattammann also stehend abzählen tut, ob sie mit seinem Täfelin an der Zahl gleichkommen. Wann das beschehen, so liest der

16.

Herr Canzleiverwalter das letztere Fragstück, ob man dem armen Sünder N. N. nicht solle das letzte Zeichen läuten?

17.

Worauf der Herr Stattammann wider die N.6 eine Umfrag anstellet und derselben die Finger aufzuheben befiehet.

18.

Wann dies gesehehen, heißt man den Büttel wider herein kommen und befiehet ihne der Herr Stattammann, daß der verschaffe, daß das 3. Zeichen geläutet werde.

19.

Wann das Zeichen ausgeläutet, so wird der Büttel und Nachrichten erfordert und befiehet der Herr Stattammann, daß der Büttel mit dem Nachrichten in das Gefängnis gehen, den armen gefangenen Sünder N. N. seiner Banden entlassen, der Nachrichten sich Schwert und Strang gefaßt machen, vornen oder hinten zu binden (als vor sich zum Schwert, hinter sich zum Strang), ihne also gebunden vor das Rathaus an gewöhnliche Statt führen, da er seine Urgicht öffentlich verlesen und was ein ehrsamer Rat für ein Urtheil darauf gegeben, anhören werden, dem sodann der Nachrichten fleißig und ernstlich nachgehen und nachkommen solle.

20.

Reitet der Herr Stattammann auf den Platz, da die Urthel verlesen wird, und dann vollends hinaus zur gewöhnlichen Richtstatt

21.

Wann nun die Urthel durch den Scharfrichter exequirt, fragt er den Herrn Stattammann: Ob er den armen Sünder N. N. also vom Leben zum Tod gebracht, wie die Urthel und Recht gegeben haben?

22.

Deme antwortet der Herr Stattammann: Weil du den armen Sünder also vom Leben zum Tod gebracht, wie Urthel und Recht gegeben haben, also hast du recht gerichtet.

23.

Hierauf haltet unter denen Herren Geistlichen einer noch eine Exhortation, und nach derselben heißt er vor den armen Sünder (si Catholicus) noch ein Pater noster und ein Ave Maria beten.

Über die geistliche Betreuung zum Tode Verurteilter vor der Reformation berichtet der Biberacher Chronist Joachim von Pflummern:

„Wie man ain ton, den man tödt hat.

Item. So man ain tödt hat, so hat mans im verkündt, mau welle das recht uf den tag über in gon lassen; welle er beichten und das hailig sacrament empfaen, so welle man im ain priester hollen und das sacrament. So ers begert hat, so hat man ims bracht am dritten tag vor anhör. Die drei tag hat man im sein beichtvatter zu im gelassen und etlich ander wesentlich priester, auch zu unterrichten und zu trösten.

Item. So man in usse gefüert hat, so ist sein beichtvatter mit im usse gangen, hat im tröst und alles guets gewisen, so er künt hat. Etwan so ist auch ain fromme frau mit im gangen, etwan noch ain priester. So hat man im auch unsern Herrgott am creuz vor im usse tragen, etwan ain gewichts liecht in ain laternlin, ain Weichkesselin, ain wein, daß man im das weihwasser gebe und Sante Hans segen.

Item. So man zu der richtstat kommen ist, so hat man in mer lassen beichten; ist der priester immerdar bei im gesein, und so man in hat wellen richten, so hat im der priester den glauben vor anhin bettet.

Am usse führen ist man etlich mal mit im stil gestanden in der statt, und hat der bittel gesagt, wer im etwas betten welle, der heb ain finger uf; sodan so hat man die finger ufgehoben und im bettet. Also hat man vor den bildseulen uf dem weg usse auch tuen. Und so man in gericht hat, so hat man ain zaichen mit der großen glocke geleit, so hat dussen in der stat bettet.

Item. Etwan send andechtig leut usse gangen und send mit im einher gangen und haben in helfen vergraben. Man hat ain auch mit dem mitlen gleit geliten.“

Bis zum Ende der Reichsstadtzeit übte nun der Rat die Blutgerichtsbarkeit aus. Die bekanntesten Fälle sind die Hinrichtung des siebenfachen Mörders Blasius Endres aus Wangen im Jahre 1585 und des Juden Michael Abraham alias Christian Treu - gegen das Gutachten der juristischen Fakultät der Universität Tübingen - im Jahre 1728. Der Biberacher Chronist Georg Luz berichtet:

„Im Jahre 1727 ereignete sich in der Reichsstadt Biberach folgendes. Den 23. November kam ein Jude Namens Michael Abraham, ein Metzger und Pferdearzt, aus Wittmond bei Aurich in Ostfriesland gebürtig, gegen 50 Jahre alt, vor das Spitalthor und bat um Einlaß in die Stadt. Da die Juden keinen freien Zutritt hatten, sondern der Bürgermeister je auf Meldung des Thorwarts bestimmte, wie lange ein Jude sich hier gegen eine Steuer aufhalten dürfte, so wurde dem Amtsbürgermeister Dr. Hiller hievon Meldung gethan. Der Jude erklärte vor demselben, er wünsche ein Christ zu werden. Dies erregte eine freudige Theilnahme in der Stadt und der Senior Mag. Dörtenbach gab ihm mit Genehmigung des geheimen evang. Kollegiums 7 Wochen lang täglich drei Religionsstunden. Der Mann erwies sich lernbegierig, fleißig und wohlunterrichtet. In Hamburg hatte er mehrere Jahre als Schüler zugebracht und sich auch Kenntnisse im Ebräischen erworben. Er bezugte ein großes Verlangen nach der Taufe, erhielt Verpflegung im Spital und manche Geschenke von Bürgern und Frauen. Oft äußerte er in heuchlerischem Eifer: „Ach, wenn ich nur schon getauft wäre! Am 28. Januar (Domin. 33 post Epiphan.) fand diese Handlung in der Pfarr- und Hauptkirche nach gehaltener Abendpredigt statt; Text Matth. 28,18. 19. Marc.16, 15. Die Predigt führte aus: Die heilige Tauff als das gewürdigte

Mittel, wodurch wir in das Haus Gottes, die Christliche Kirche, eingeleitet werden, welches ist a ein höchst notwendiges, b ein sehr heilsames Mittel. Darnach nahm den Taufakt vor der Prediger M. Christoph Jakob Gutermann, junior, zu Sct. Maria Magdalena. Das Glaubensbekenntnis war in 25 Fragen und Antworten abgefaßt, I. lautet: Erkennet und bereuet Ihr von Herzen alle schweren Lästerungen, welche ihr in dem blinden Judenthum wider Jesum habt ausgestoßen? Ja, ich erkenne und bereue sie von ganzem Herzen, II. Verwerfet Ihr von nun an alle verdammlichen und seelverderblichen Irrthümer, deren Ihr bei der jüdischen Religion seid zugethan gewesen? Ja, ich verwerfe sie ganz und gar. Er erhielt den Namen Christianus Treu. „Nun so taufe ich Euch dann auf den Namen des wahren Jehovae, Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des H. Geistes, Amen. Der allmächtige Gott und Vater unsers lieben Herrn Jesu Christi, der Euch Christian Treu anderwärts durch Wasser und hl. Geist geboren und Euch alle Eure Sünden durch seinen Sohn Jesum Christum vergeben hat, der stärke Euch mit seiner Gnade im Hl. Geiste zum ewigen und seligen Leben, Amen!“ Taufzeugen waren lt. ev. Taufbuches: Herr Daniel Hiller, J.U. Dr. Hochfürstlich Württ. Rath, ev. Bürgermeister, Stadtrechner, Consistorii, Scholarchatus et Sinedrii praeses und dessen Frau Eheliebstin Frau Maria Elisabetha geb. Buntzin. - Herr Joh. Gottl. Gaupp, ev. Stadtmann. - Herr Georg Friedr. Gaupp, des Geheimen Raths Hospitalpfleger und Scholarcha und dessen Eheliebstin Frau Maria Elisabetha, geb. Besserer. - Herr Mag. Johann Jakob Dörtenbach, Rev. Ministerii Senior, Frühprediger, Consistorii Assessor et Scholarcha. - Herr Johann Jakob Gutermann, Abendprediger, Consistorii Assessor et Scholarcha. - Herr J. Georg Zell, Hospitalprediger et Scholarcha. - Hr. G. Friedr. Gutermann von Bibern, des Innern Raths, Kirchen- und Kapellenpfleger et Consistorii Assessor und dessen Eheliebstin Frau Anna Maria, geb. Wachterin. - Christoph Kickh, Kapitän unter Hochfürstl. Baden-Badischen Crayß-Regiment zu Fuß und dessen Frau Eheliebstin Maria Christina, geb. Rauchin. Die Gemeinde sang zum Schluß unter Begleitung der Orgel und Posaunen: Nun danket Alle Gott! „Der getaufte Christian Treu liesse sich wie zuvor, also auch nach der Heil. Tauff sehr gut an, machte Anstalt, sich allhier, so es Gott und einer Wohl-Löbl. Obrigkeit gefällig, zu etablieren; es kam aber d. 20. Febr. zu männlicher Verwunderung und vermittelt zweyer gleichsam unmündiger Knaben gegen einem von Löbl. Reichs-Stadt Speyer hierher ungefehr gekommenen Dienstknecht geführten Discours Nachricht in Vorschein, daß Er bereits schon getauft und desßwegen in Speyer inhaftirt gewesen seyn. Er wurde darüber theils von dem ev. Bürgermeister-Amt aus, theils durch gemeinsame Obrigkeitliche constituirte Deputatos hierüber verhört, worauf er gleich freiwillig bekannte, daß er zu Braunheim getauft worden, und was zu Speyer passirt, wahr seye. Auf solche Depositum wurde Er gefesselt und zu unterschiedlichen malen examiniret. Endlich bekannte Er in denen gütlichen weitereren Constitutionen alle seine Uebelthaten.“ Schon am 4. Febr. 1720 war er zu Anhalt-Cöthen reformirt getauft worden „von dem Archi-Diacono bei der dasigen Reformirten Cathedral-Kirchen Hrn. Christian Friedeln, nach einer gehaltenen besondern Predigt und bei sehr volkreicher Versammlung“, und ihm der Name Christian Gottlob beigelegt worden. Sein Pathengeld hatte betragen 130 Thaler 22 Groschen. Der Kanzlei- und Konsistorialrath Bierthaler, etliche Fürstliche und Regimentspersonen hatte der Jude persönlich zu Taufpathen erbeten. Die fürstlichen Glieder bestellten jedoch Vertreter. „In Cöthen hat er sich nicht lange aufgehalten und nach Pfinngen anno 1720 machte er sich unsichtbar.“ Im Jahr 1721 den 24. Febr. ließ er sich in Meiningen wiederum - lutherisch - taufen. Es wurde ihm der Name gegeben Johann Christian Beständig. Die Taufpathen waren: Herr Joh. Christoph Zinck, Fürstl. Sächs. Rath und Leibmedikus; Joh. Heinrich Pey, Fürstl. Sächs. Rath und Rentmeister; Bernhard Wattenberg, Kammersekretär; Dr. Joh. Christoph Schröter, Hofadvokat; Johann Martin Erch, Archi-Diaconus; Friedr. Walch, Diaconus und Georg Ernst Walch, theol. stud. Der Getaufte bekam im herrschaftlichen Pferdestall eine Anstellung, war aber läßig und wurde darum bald entlassen. „Hierauf geschahe es, daß er anno 1734 d. 15. Oct. abermalen auf Evangelisch-Lutherischer Religion zu Braunheim, Hoch-Gräflich Solms-Assenheimischer Herrschaft, von Hrn. Pfarrer Raymund Harpfen sich hat taufen und Christian Glaubtreu heißen lassen.“ Im Jahr 1726 reiste er rheinabwärts und nahm zu Cöln die katholische Religion an. Ein Dorfpfarrer hatte ihn dazu ermuntert „Vierzehn Wochen stand ich in Information, und ist mir in der Taufe der Name „Johann Baptista nach meinem Gevatter beigelegt worden. Mit meinem Tauff-Pathen, pergit inquisitus in dispositione, ist es mir aber recht wunderbarlich gegangen. Ich habe anfangs einen Apotheker erbeten, welcher auch solches angenommen, als ich nun auch eine Frau neben ihn stellen sollte, so ist ihm bald diese bald jene, und Er ihnen nicht anständig gewesen, also daß ich sie nicht zusammen bringen konnte und mithin gezwungen wurde, einen Thorschreiber, Namens Johann Baptista und dessen Frau zu Pathen zu nehmen, welche mit aber nichts spendeten.“ Nach 3 bis 4 Wochen reiste er wieder ab, Coblenz, der Mosel und Lothringen zu. Anno 1727 kam er nach Ragain, einem Dörfchen bei Speyer und machte sich an den ev. Pfarrer Weiß daselbst, der ihn aber an den Pfarrer Pohlheim in Speyer wies, um sich von diesem taufen zu lassen. Ein Mühlarzt Joh. Jakob Förster aus dem Frankfurtschen gebürtig, der in Speyer Geschäfte hatte, hörte davon, machte Anzeige darüber, was er wußte und der Proselyt wurde gefangen gesetzt, den 26. März. Derselbe verstand es aber, sich frei zu machen und so kam er wieder. Im Verhör daselbst hatte er erklärt: Wenn er schon einig Taufwasser auf sein Haupt bekommen, wolle er nicht vor Gottes Angesicht erscheinen. Die Speyrer waren sicherlich froh, ihn los zu haben: sie gaben dem Gefängniswärter Winke, ihn springen zu lassen. Hier in Biberach wurde er nun als Gotteslästerer und Sacramentschänder zum Tod verurtheilt. Die Inquisitionsakten wurden der Juristenfakultät in Tübingen zugeschickt (Juli und August). Diese that den Spruch: Wenn er die Kirchen-Busse erstanden, so sind wir der Rechtlichen Meinung, daß der Ursach, weil er schon seit d. 9. April geschlossen und gefangen sitzt, mithin sein Unrecht ziemlich gebüßet, so daß Er darüber erkranket und Reu und Busse zeigt, daß Er als ein Christ leben und sterben wolle, nicht viel mehr mit ihm werde, anzufangen, sondern Er vielmehr ohne Urtheil zu dimittieren sei. Der Rath aber sprach das Todesurtheil aus, d. 13. April 1728 in Pleno Senatus. Nun besuchten ihn die Geistlichen fleißig, zuerst der Herr Senior, dann der Abendprediger und mahneten ihn zur Buße. Er seufzte, betete, weinte; die Lieder: Meinen Jesum laß ich nicht. Alle Menschen müssen sterben, hörte er gerne. Auch der Bürgermeister Dr. Hiller besuchte den Verurtheilten. Dieser sagte: Man werde von ihm, so lange Biberach stehe, reden, wie freudig er gestorben sei. Am Donnerstag früh 5 Uhr kamen der Magdalenenprediger und der Vikar Wieland von Holzheim zu ihm ins Gefängniß, um ihn auf den nahen Tod vorzubereiten. Als er weinte, fragten sie ihn, ob dies aus Furcht vor dem Tode geschehe, und er sagte; Nein, nun bin ich bald frei. In der Frühkirche wurde für den armen Sünder gebetet. Als er durch das Fenster des Gefängnisses eine Menge Volk auf den Gassen sah, scherzte er etwas lächelnd: Ich werde viel Zuschauer haben; aber er werde zeigen, daß er Christian und Treu sei bis in den Tod. Endlich kam der hiesige Scharfrichter und schnitt ihm die Haare ab. Dann wurde er vor das Rathaus geführt und das „End-Urtheil und Urgicht“ vom Kanzleiverwalter laut vorgelesen. Die Geistlichen umstanden den armen Sünder, der Blutrichter und Stadtmann hielt zu Pferde neben an. Nach öffentlich abgelesenem Urtheil schaute der Verurtheilte hinauf zum Rathhaus und neigte sich und dankte für alle genossenen Gutthaten. Nun gieng hinaus zur Richtstätte. „Eine unbeschreibliche Menge Volks, worunter die meisten bloß fürwitzige Zuschauer und auch etliche Juden waren, begleiteten ihn. Als er zum Hauptgericht kam und es nun deme war, daß Er den letzten Kampf antreten und sich in des Todes Staub hinlegen sollte, wurde er von sämmtlichen Herren Assistenten als in in die Ewigkeit gehender herzlich auß- und eingesegnet. Er säumete nicht, gieng die Treppen in Anrufung Gottes und Abbittung seines Aergermisses hinauf, ohne sich zu entfärben, setzte sich auf den Stuhl und als er mit den Achseln nicht gar veste hielt, so wurde er von dem hiesigen Scharff-Richter ermahnet, ohne Bewegung zu sitzen, worauf er mit heller Stimme antwortete, da die Augen schon bedeckt waren: Sagt nur wie ich sitzen soll, ich will thun, was man will. Er betete andächtig und mit Bewegung der Lippen und erwartete unter dem Gebet und Zuruf sammtlicher Herren Prediger den letzten Streich, welcher auch ganz glücklich und wohl als ein zu machen gewesenes Meisterstück aufgelauffen ist, worauf der Justificierte auf den Ev. Gottesacker an dem gewöhnlichen abgesonderten Ort begraben worden.“ Nach der Exekution hielt Herr Spitalprediger Zell noch eine Rede an das Volk, worin es heißt: Steh still, Wandersmann, und beschaue dieses Spektakel! Erschrick über die Macht der Sünden, erstaune in Betrachtung, wie ein Mensch, ein vernünftiges Geschöpf nach Gottes Bild, so weit fallen und sinken kann. Unser Hingerichteter ergab sich dem Geiz, der Wollust und Eigenliebe; er suchte gute Tage und um solche zu finden, wagte er das Aeufferste mit großer Gefahr greulich Unbesonnenheit. Er wurde von einer Sünde und Theorheit in die andere gestürzt, so daß er mit dem hochwürdigen Sakrament der hl. Taufe ein Gespötte, eine rechte Marchanderie getrieben hat. Aber Gottlob, er erkannte, daß er Uebels gethan und den Namen des Heiligen in Israel geschändet und den Nächsten geärgert hat. Er suchte jedoch Gnade bei Gott und hielt sich fest an Jesu Verdienst, Blut und Gerechtigkeit und so vertrieb er des Todes Bitterkeit. Samuel 16,32. -

Michael Abraham war verheiratet gewesen. Nach seiner Aussage verlor er Weib und Kinder durch eine Wasserflut 1717. Er war weit umhergereist, in England, Holland, Sachsen, Brandenburg und Oestreich. Ein durchtriebener Schelm war der Mann, aber die Todesstrafe war doch ein unchristliches Verfahren gegen ihn. Hierüber wurde ein Büchlein verfaßt und gedruckt zu Ulm bei Elias Daniel Süß 1728. Seiten 71: „Christian Treu in seinem Leben und Sterben. Das ist Historischer Bericht von dieses in der des Heil. Röm. Reichs Freyen Stadt Biberach getauften und hernach decollirten Juden Herkunft, Uebelverhalten, Verurtheilung und standhaft ausgestandenen gewaltsamen Tod. Auß wahrhaffigen Nachrichten gesammelt und auf vieler Liebhaber Verlangen zu Truck überlassen.“

Das Haus des Nachrichters, wie der Scharfrichter hieß, stand am nordöstlichen Ende der Seelgasse, wie die Bahnhofstraße früher genannt wurde, an der Stelle des 1888/89 erbauten Hauses Bahnhofstraße 18/1. Fast zweihundert Jahre bekleideten Angehörige der Familie Deibler dieses Amt; der Letzte, Johann Michael Deibler, der am 26. Mai 1833 60jährig starb, hatte am 24. September 1795 mit der Hinrichtung der Anna Maria Hofmanns, der „Binkenmay“ oder „Binkenmachers Mäu“ in Oberdisingen sein Meisterstück gemacht. Die Richtstätten aus reichsstädtischer Zeit - der Galgen auf dem „Galgenberg“; der Anhöhe über der Kiesgrube hinter dem Hause Waldseer Straße 74, und das Hochgericht in dem ehemaligen Anlagendreieck an der Einmündung der Kolpingstraße in die Waldseer Straße - waren bereits 1811 beseitigt worden. Die letzte Hinrichtung in Biberach das von 1849-1868 Sitz eines Schwurgerichtes war, fand am 28. Mai 1864 statt.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

# Das abenteuerliche Leben des Schussenrieder Chorherrn Augustin Bix

Von Karl Kaufmann, Bad Schussenried

Am 15. Januar 1733 wurde Abt Didacus Ströbele, der 19. Abt des Prämonstratenserstifts Schussenried, Erbauer der weltberühmten Wallfahrtskirche zu Steinhausen, während einer aufsehenerregenden, spektakulären Visitation des Klosters durch den Generalvikar, Abt Hermann Vogler von Rot, zur Abdankung gezwungen. Am 8. Dezember 1732 war der Visitor in Schussenried erschienen hatte wochenlang Untersuchungen durchgeführt. Abt Didacus wurde nach Marchtal geschickt, kam einige Jahre nach Kloster Allerheiligen bei Oberkirch im Schwarzwald und zuletzt in die Ordensniederlassung Wadgassen bei Saarbrücken, wo er 1749 „gottselig und heiligmäßig“ verstarb.

Weit verbreitet ist die Ansicht, Abt Didacus hätte abdanken müssen, weil mit einer Bausumme von 43271 fl für die Steinhauser Wallfahrtskirche der ursprüngliche Voranschlag um ein Mehrfaches überschritten worden war; eine plausibel scheinende Erklärung, wozu das Lamento des P. Großkellerers über seine während der Bauzeit oft leere Kasse viel beigetragen hat. Viel schwerer und entscheidender jedoch wogen innerklosterliche Zustände, ordnungswidrige Vorgänge, Verstöße gegen die Klosterdisziplin und die Ordensregeln, die offenbar beim Visitor den Eindruck hervorriefen, daß der Abt auf diesem Gebiet versagt, daß er Übelstände nicht abgestellt und nicht mit harter Hand durchgegriffen hätte.

Vermutlich einer der Hauptschuldigen an dieser für das Kloster so beschämenden Situation war der Chorherr Pater August Bix, auch Büchs oder Bichs. Dieser war ein ganz eigenartiger, vielseitig begabter Mensch, der aber in allen Phasen seines Ordenslebens mit sich selbst und mit den Ordensregeln in Widerspruch geriet, wie auch seine Vorgesetzten und Mitbrüder immer schwankten und hin- und hergerissen zwischen Anerkennung und Lob für seine Fähigkeiten und herbem Tadel wegen seiner schlimmen Eskapaden.

Geburt und Herkunft sind noch nicht erforscht; er muß um 1701 geboren sein und stammt aus Franken. Im Jahre 1721 wurden 12 Novizen aufgenommen, eine große Zahl, ein Zeichen aber auch, daß bei den damaligen sozialen Verhältnissen viele Familien froh waren, wenn sie einen Sohn in einem Kloster nach ihrer Meinung gut aufgehoben wussten. Augustin Bix gehörte zu den Zwölf (von denen später vier wieder entlassen wurden), aber war noch nicht einmal gefirmt; so nahm ihn Abt Didacus am 22. April 1724 mit nach Ravensburg und Weissenau, wo gerade der Weihbischof Johann Anton Baron von Sirgenstein das Sakrament der Firmung spendete. Am Norbertusfest, am 11. Juli 1724, erneuerte er das Ordensgelübde und trug sich zum ersten Mal in das Professbuch ein. Acht Jahre lang machte er diesen Eintrag, ohne daß sich eine weitere Angabe darüber fände, daß man ihm etwa eine Funktion oder ein Amt gegeben hätte. Das spricht nicht sehr für ihn, denn zuletzt war er schon 30 Jahre alt. Nur einmal läßt sich dem Tagebuch Ströbeles entnehmen, daß P. Augustin am Pankratiusfest, am 12. Mai 1729, die Festpredigt in Winterstettendorf gehalten hat.

Dem Strafgewitter nach zu schließen, das der Visitor, Abt Hermann Vogler, anlässlich seiner Visitation, die am 8. Dezember 1732 begann und erst mit der Neuwahl am 21. Januar 1733 ihren Abschluß fand, losließ, müssen dem Generalvikar erhebliche Missstände gemeldet worden sein. Er hat fast das ganze Kloster auf den Kopf gestellt, die Ämter neu besetzt und eine ganze Reihe von Konventualen schwer belastet. Pater Augustin sah, was ihm blühte; er entzog sich dem Zugriff des wütenden Visitors und entfloh zusammen mit dem Subprior Henricus Goldbach. Was er „verbrochen“ und welche Sünden er auf sich geladen hat, bleibt im Dunkeln. Belastet durch Disziplinlosigkeiten und Verfehlungen konnte er kaum hoffen, bei offiziellen Stellen offenes Ohr, Verständnis und Unterstützung zu finden. Zunächst einmal war er dem Generalvikar und dessen Strafgericht entgangen. Bei seiner Veranlagung und seinem sanguinischen Temperament machte er sich nicht allzu viele Sorgen und glaubte, daß sich schon alles zum Guten wenden würde. Das war eine Täuschung; er musste bald merken, daß er für die Welt nur ein entlaufener Geistlicher war, sehr bald nur ein Anlaß zu Schadenfreude, Spott und Ärgernis.

In Schaffhausen machte er sich an einige reiche Schweizer heran und verdiente seinen Lebensunterhalt damit, daß er jungen Mädchen Musikunterricht erteilte. Den Ordenshabit hatte er abgelegt. Die Kunde von diesem Leben drang nach Schussenried und man hatte Sorge, daß er sich zu weit in zweifelhafte Verhältnisse einließe. In diplomatischer Weiße steckte man es hinter die Schwester des P. Augustin und suchte ihn auf diese Weise wieder einzufangen. Die Schwester begab sich mit einem Begleiter aus Riedlingen nach Schaffhausen, um ihren Bruder zur Rückkehr zu überreden. Das gelang; dem verlorenen Sohn wurde eine Verschnaufpause gegönnt zur Festigung seines inneren Zustandes und im Hinblick darauf, was ihn erwartete. So wurde ihm ein kurzer Aufenthalt in Augsburg und dann in Ellwangen bei der Schwester gestattet. Dann aber wurde er nach Marchtal abgeliefert. Das rüddige Schaf sollte an einem neuen Ort wieder in einen Pferch gewöhnt werden. Aber auch für die Marchtaler Prämonstratenser scheint P. Augustin ein unverdaulicher Bissen gewesen zu sein; denn nach fünf oder sechs Monaten gaben diese den Schwierigen weiter nach St. Luci in Chur, „um ihn dort besser mores zu lehren“.

Der Schussenrieder Stallmeister hatte den ihm Anvertrauten sicher bis nach Chur gebracht. Augustin schaffte jedoch das Kunststück, den Stallmeister zu überreden, daß man in einem calvinischen Wirtshaus abstieg; dort gab er den Stallmeister als seinen Bediensteten aus und erklärte, übernachten zu wollen, um sich am andern Morgen in St. Luci einzustellen. Augustin war stets redegewandt und wußte wirkungsvoll aufzutreten. Als ihn der Stallmeister am Morgen wecken wollte, hatte sich Augustin natürlich längst aus dem Staub gemacht und war auf dem Weg nach Rom.

Auf dieser Wanderschaft hatte er viel Ungemach auszustehen und viel Hunger zu leiden. Schon bald war ihm das Geld ausgegangen; seinen silbernen Rosenkranz mußte er einem Wirt versetzen. Ein andermal ließ er sich einem Wirtshaus gut aufischen und verschwand dann ohne Bezahlung. Er wurde aber „persecutiert, eingeholt und als suspect zurückgeführt, hatte sich aber durch sein Bitten und Schmeicheln, das er meisterlich verstand, wiederum loshalftern können.“ In Florenz erbettelte er sich mit Unterstützung eines guten Patrons vom Herzog sechs Dukaten. So konnte er seine Reise nach Rom fortsetzen. Als er dort eintraf, blieb er zunächst einmal neun Tage bei den Paulanerinnen. Er begegnete seinem Fluchtgenossen, Henricus Goldbach. Sie „machten aber nicht viel Komplimente miteinander“. Sehr begreiflich: P. Goldbach konnte mit diesem heruntergekommenen Vagabunden nirgends Ehre einlegen.

Im übrigen hatte er mit sich selbst genug zu tun. Abt Hermann hatte einen längeren Arm und seine Briefe, in denen er Goldbach als bösen Ankläger beschrieb, bewirkten, daß dieser kein Gehör fand und unverrichteter Dinge wieder umkehren mußte.

Immerhin nahm P. August alles Sehenswerte mit, was Italien zu bieten hatte, ließ sich absolvieren und reiste auf des Gotteshauses Spesen über Venedig und Innsbruck wieder heim.

Jetzt wurde ihm St. Luci als Aufenthaltsort angewiesen; über ein halbes Jahr blieb er dort, soll angeblich Theologie, wenigstens einige Traktate davon doziert haben. Aber auch in diesem Kloster wurde es ihm bald wieder zu eng.

Wie Chronist P. Nothelfer berichtet, leistete er sich bald wieder Extravaganzen und schlug über die Stränge. Er frequentierte den Hof des Bischofs von Chur. Hier ließ er sich zum „Schlagen“ gebrauchen, wohl als Organist im Dom. Da sich dort auch ein entlaufener Benediktiner aufhielt, ein Musikant und Consiliarius des Fürsten, so waren ein paar „saubere Brüder“ beieinander, wie der Chronist bemerkt.

Daneben machte P. August die Bekanntschaft des „Stadtgubereurs“, des Grafen von Salis, und wußte dessen Freundschaft und dessen Vertrauen zu gewinnen. So oft er die Orgel schlug (darin verschaffte er sich Renommee) zog eine gewisse Cantatrice und Lautenschlagerin den Blasbalg, so daß die Orgel „einen üblen Ton“ annahm und der Bischof wegen noch anderer solcher Galanteriestückchen dem Schussenrieder Abt Siard Frick schrieb, er möge seinen undisziplinierten Religiösen zurückrufen. Pater Augustin roch den Braten, packte sein Bündel, lief von St. Luci weg, begab sich zum Grafen von Salis und erbat sich dessen Schutz; er wurde auch gnädig aufgenommen. Hier scheint Augustin, zum calvinischen Glauben übergetreten zu sein. Später behauptete er, er hätte es nur zum Schein getan. Jedenfalls war es ein unerhörter Skandal für die Katholiken und ein gefundenes Fressen für alle, die dem Bischof in seiner Burg und den Chorherren in St. Luci ein solches Ärgernis gönnten und es weidlich ausschlachteten.

Aber es kam noch anders. In Tempore Bacchanaliorum, also in der Fastnachtszeit, lief ein gewisser Schalk im Mönchsgewand in der Stadt Chur herum. Zuletzt kam es zum Zwist mit dem Grafen, der ihn mit weltlichen Kleidern versehen und mit Geld ausgestattet hatte. Augustin desertierte aus Chur, sein Weg ging Rheinau zu. Enttäuscht und ergrimmt ließ der Graf dem Flüchtigen auf allen Straßen nachsetzen, fertigte Steckbriefe aus und ließ den Namen des Flüchtlings am Galgen anschlagen mit der Drohung, seinen ehemaligen Schützling ohne weitere Ceremonie „aufhenken“ zu lassen, wenn man ihn zu fassen kriegte.

Pater Augustin wußte wohl, warum er nach Rheinau flüchtete. Dies war ein Benediktinerkloster; er hatte sich dort während seines Schaffhauser Aufenthalts bekannt gemacht und erfahren, daß dieser Ort aufgrund eines päpstlichen Privilegs ein Zufluchtsort war für alle Asylsuchenden.

Abt Siard und sein Konvent waren aber nicht willens, ständig Spesen und Reisegelder für den ausgeflogenen Vogel zu zahlen. Also war man zwischen St. Luzen, Schussenried und Rheinau übereingekommen, daß P. Augustin, der sich nun schon wieder ein halbes Jahr in Rheinau aufgehalten hatte, nach Schussenried zurückgeholt werden sollte.

Dazu machten sich auf den Weg der Großkellerer, P. Godefried Sartori, der Postmeister Fux aus Riedlingen, der Schussenrieder Stallmeister und der Klostermüller – ein stattliches Kommando! Augustin suchte verzweifelt nach einer Gelegenheit, dem Unheil zu entgehen. Während der Nacht ließ er sich an zusammengebundenen Bettlaken aus dem Fenster herunter, verrenkte dabei aber den Fuß so, daß er auf allen Vieren zur Kirche kriechen mußte. Dort setzte er sich auf den mittleren Altar, hielt sich mit allen Kräften am Tabernakel fest und protestierte mit lauter Stimme. Dem Stallmeister und dem Klostermüller blieb nichts anderes übrig, als in vom Altar herunterzureißen. Und dies alles mitten in der Nacht! Der Häftling wurde in die Kutsche gesetzt, Eisenspangen an Händen und Füßen, und los ging's auf vielen Umwegen nach Weissenau. Hier verblieb man einige Tage, bis die in Schussenried sein „Nest“ gemacht hatten. Am 28. März 1735, 2 ¼ Jahre nach seiner Flucht von dort, wurde er wieder in Schussenried eingeliefert. Dort sperrte man ihn zunächst in ein verhältnismäßig anständiges, aber enges Zimmer neben einem Schlafsaal ein. Das Fenstergitter durchbrach er samt dem Balken; dabei wäre er fast erschlagen worden. Darauf wurde er in die untere Keuche verlegt.

Es ist leicht begreiflich, daß dieser freiheitsliebende Unglückliche immer unruhig und „malcontent“ war und meinte, ihm sei zuviel Unrecht geschehen. Er versuchte, durch Eingaben und Briefe an den Ordensgeneral und an andere Obere sein Los zu wenden; die unbeherrschten, Briefe machten aber seine Sache nur noch schlimmer. Schließlich merkte er, daß wenig Hoffnung auf Erlösung war, zumal ein Gutachten auswärtiger Theologen, ob man ihn aus dem Gefängnis entlassen könnte, negativ ausgefallen war. Er stellte sich, als sei er von Sinnen. Als auch dies keine Hoffnung brachte, erlöste zu werden, unternahm er einen neuen Ausbruchversuch. Chronist P. Nothelfer drückt sich etwas indigniert und undeutlich aus; vermutlich ging die Flucht durch den Abort.

Am 13. Oktober 1739 war der Unstete wieder in Freiheit. Mit Tinte hatte er seinen weißen Rock gefärbt, Pantoffeln an den Füßen, eine schwarz gefärbte Kappe, so marschierte er los. Die erste Station war die Mößmühle bei Stafflangen, dann ging es Uttenweiler zu. Schließlich suchte der Flüchtige wieder Zuflucht bei seiner Schwester, die ihn neu kleidete. Auch bei seinem geistlichen Bruder tauchte er auf. Aber immer wieder landete er in Schussenried. Sein Kloster empfand ihn allmählich als unerträgliche Belastung. Man rechnete aus, daß P. Augustin (und P. Goldbach) dem Kloster Kosten in Höhe von 5000 – 6000 fl verursacht hätten.

## Zerlumpt zu Hause - Erneut Ungnade - Der Tod

Das Mutterkloster Weissenau nahm P. Augustinus an. Am 5. November 1743 reiste er mit P. Udalricus Blank nach Weissenau, um das Präsent für die von ihm für den dortigen Abt komponierte Vesper abzuholen. Bei dieser Gelegenheit bat er um Aufnahme ins Kollegium, fand Bereitwilligkeit und wechselte von Schussenried nach Weissenau. Er musste sich ein Jahr zu einem neuen Noviziat bequemen. Auf neue legte er die Gelübde ab: Am 3. Dezember 1743.

Am 9. August 1745 kam er wieder im Heimatkloster an, ganz zerlumpt. Seine musikalischen Fähigkeiten waren immer unumstritten: als Musiker wurde er geschätzt und bewundert – und nun als solcher eingesetzt. Im Jahr 1746 trägt er sich ein als Chori regens, so auch 1750.

Es ging nicht lange gut mit ihm; er hatte sich schwere sittliche Verfehlungen zuschulden kommen lassen. Wie schon oft entzog sich P. Augustin der Bestrafung durch die Flucht. Mit einem blauen Mantel, den er einem Studenten entwendete, dem Habit eines geistlichen Bruders einem schwarzen Hut, so stieg er über die Mauer, wanderte Olzreute zu. Bei Winterstettendorf hatte er das Pech, dem Waldseer Jäger Rudolf Feßler in die Hände zu fallen, der ihn erkannte und anhielt. Kaplan Angele ließ ihn wieder laufen, machte aber Meldung in Schussenried. Der Pater Küchenmeister mit zwei Jägern und einer Kutsche fahndeten nach dem Ausreißer; dieser hatte sich im Pfarrhaus Hochdorf aufgehalten und war weitergegangen. In fremdem Hoheitsgebiet aber durfte das Schussenrieder Fahndungskommando nicht aktiv werden.

Inzwischen wurden geistliche Mittel angewandt. Bei den Franziskanern in Saulgau ließ man feierliche Bittgebete zum hl. Antonius absingen.

Der Flüchtling übernachtete im Wirtshaus in Schweinhausen, hörte eine Messe in Ummendorf und lief Bellamont zu. Im Wald will er eine „schröckliche und höllbedrohliche Stimm“ gehört haben. Schließlich landete er in Rot, trank im Wirtshaus ein Maß Bier und fragte nach dem Weg nach Tannheim. Der Wirt meldete dem Abt seinen Verdacht, es müsse sich um einen entlaufenen Prämonstratenser handeln und bat um Erlaubnis, ihn verfolgen zu dürfen; er tat das mit Erfolg. Als P. Augustinus mit einem Fischer über die Iller setzen wollte, nahm ihn der Wirt gefangen, obwohl er sich heftig wehrte.

Schließlich bekannte er, wer er sei und wurde nach Rot gebracht. Durch seine Überredungskunst gelang es ihm, den Abt Ignatius Vetter milde zu stimmen, der ihm Schutz und Appellationsmöglichkeit beim Ordensgeneral versprach. Bald fiel er aber durch ein neues Delikt auch hier in Ungnade und wurde nun durch drei Musketiere scharf bewacht, die mit aufgefanztem Bajonett im Zimmer, vor der Tür und auf der Gasse standen. Es folgten lange Ausführungen des Chronisten: Schande, Skandal, Entschuldigungen im Interesse Schussenrieds. An Händen und Füßen gebunden wie schon einmal wurde er nach Schussenried zurücktransportiert. Pater Augustin aber hatte sich nun in sein Schicksal ergeben. Am 25. Januar traf die Expedition im Klosterhof ein. Der Delinquent wurde in die untere Keuche gebracht (Gefängnis) und bis aufs Hemd untersucht; man versprach mit dem Urteil noch einige Tage zuzuwarten. Alles kam anders – unerwartet anders: Am nächsten Morgen, früh um 7 Uhr, fand man den Unglückseligen tot in seinem Bett.

Dieser unter solch peinlichen Umständen erfolgte Tod erzeugte ungeheure Aufregung. Schrecken und Wehklagen wechselten sich ab mit Überlegungen, den Fall möglichst zu vertuschen und herabzuspielen. Man entschloß sich, die Vorkommnisse nur stückweise bekanntzugeben. Die Leute sollten nicht auch noch auf den Gedanken kommen, P. Augustin hätte sich selbst entleibt (so hatte es übrigens nachher auch geheißt). Um das Schlimmste zu vertuschen, ließ man ausstreuen, P. Augustin sei schwer erkrankt. Der Arzt von Buchau, Doktor Zumtobel wurde herbeigeholt, daß er Medizin verordne; in der Küche wurden Suppen und andere Krankenspeisen bestellt. In der Zwischenzeit aber wurde der Leichnam „anathamiert“ (wohl sezirt?). Als Ergebnis wurde festgestellt: P. Augustin war an einem Schlagfluß gestorben. Hunger, Frost, und Kälte, Verwirrung, Schrecken, Furcht vor Strafe und Schande, vor der drohenden lebenslänglichen Einkerkierung hatten zu diesem Zusammenbruch geführt. Bei der „Anathamierung“ des Leichnams hatte sich auch gezeigt, daß die Lunge angewachsen und der Mann innerlich „nicht wohl konstituiert“ gewesen war.

Vor den Leuten wurde nun seine Krankheit als immer schlimmer werdend dargestellt und der Doktor noch einmal ganz schnell herbeigerufen. Und endlich ließ man für den Toten die Scheidung läuten: erst am 28. Januar 1751 um 9 Uhr, also zwei Tage nach dem wirklichen Tod. Der Corpus wurde indessen vorgeschriebenermaßen „praeviafacta castigatione ab excommunicatione absolviert und anschließend im Coemeterio begraben, ubi requiescat in Sancta pace“. Eineinhalb Seiten lang in seinem Tagebuch versuchte Chronist P. Nothelfer mit den widerstrebendsten Gefühlen fertigzuwerden, die sein Inneres beunruhigten und die sicher gleichermaßen den ganzen Konvent beschäftigten. Hatte P. Augustin nicht Zeichen gegeben, eine Haltung, die hoffen lassen durfte, der allgütige Gott habe ihm seine unendliche Barmherzigkeit widerfahren lassen? War er nicht ein besonderer Verehrer der Allerseligsten Jungfrau Maria gewesen? Hatte er nicht nächtelang auf den Knien vor dem Kruzifix gelegen? Auch das Skapulier hatte er umgetan und den Rosenkranz mit ins Bett genommen. Alle wünschten, da er so weichherzig gewesen war, aus Schmerz und Reue über seine Sünden wäre er gestorben und hätte damit die Verzeihung des Allbarmherzigen erlangt. Und dann zählt P. Nothelfer die vielen guten Eigenschaften und großartigen Leistungen dieses so widersprüchlichen Mitbruders auf, eines Menschen, der von der eigenen Familie abgeschoben und an den falschen Platz gegeben, dessen Unvermögen, die klösterliche Enge auszuhalten, nicht erkannt wurde, bis er von einem verzweifelten Schritt in den anderen taumelte und schließlich an unerbittlichen Regeln und Gesetzen sich wundrieb und daran zerbrach.

## Nachwort

In der Beilage zur Schwäbischen Zeitung „Zeit und Heimat“ Nr. 3, 17. Jahrgang vom 2. November 1974 habe ich in einem Beitrag unter dem Titel „Erzwungene Resignation des Abts Didacus Ströbele“ auf die ausschlaggebenden Gründe hingewiesen, die den strengen Generalvikar und Visitator der schwäbischen Circarie des Promonstratenserordens, den Abt Hermann Vogler von Roth, nach einer Visitation und wochenlanger Untersuchung veranlaßten, in Schussenried so außerordentlich rigoros einzuschreiten und den Abt zur Resignation zu zwingen.

Im Gegensatz zu einer zwar plausibel scheinenden, aber doch oberflächlichen Erklärung der harten Maßnahmen mit den großen Ausgaben für die Steinhauser Wallfahrtskirche setzt sich die Erkenntnis durch, daß innerklösterliche Vorgänge, das Verhalten einiger Konventsangehöriger, auch Mängel in der Haltung und Amtsführung des Abts selber Ursache waren, daß er Amt und Würde verlor.

Wer der R. P. Augustinus Bix „verbrochen“ hatte, weswegen er angeklagt wurde, ist in seinen Einzelheiten nicht bekannt; denn die hier geschilderten abenteuerlichen Eskapaden geschahen alle nach der fatalen Visitation. Sie lassen nur den Schluß zu, daß schon vorher ärgerliche Dinge vorgefallen waren.

Abt Didacus Ströbele selber hat in den Annalen des Ordens zwar Lob und Anerkennung seiner Bautätigkeit und Förderung der Kirchen- und Reliquienschatze bekommen, aber zum Schluß eine harte Beurteilung erfahren. Als 1736 in Nancy der zweite Band des großen Geschichtswerks des Ordens erschien - Sacri et Canonici Ordinis Praemonstratensis Annales von Abt Karl Ludwig Hugo von Etival - fand auch der Visitationsbericht von 1733 seinen Niederschlag. In Spalte 833 ist bei den Berichten über die Regierungszeit der Klosterstände vermerkt:



„Didacus Ströbele, am 3. Oktober 1719 gewählt. Er trat in die Fußstapfen seines Vorgängers und brachte, vom gleichen Eifer beseelt, das, was jener begonnen, zum Abschluß. Sein ganzes Streben war, Kirchen- sowie Profanbauten zu errichten. Das Gotteshaus ließ er mit prächtigem Gerät ausstatten, den Leib des hl. Märtyrers Valentin, den wundertätigen Stab des hl. Abtes Magnus fügte er den (vorhandenen) Reliquien hinzu. Aber da er sich mit seinem persönlichen Charakter als nicht geeignet genug erwies und bei anderen ein allzu lockeres Leben zuließ, wurde er gezwungen, am 15. Januar 1733 sein Prälatenamt aufzugeben.“ (Übersetzung aus dem Lateinischen.)

Der Originaltext Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

## Das Altheimer Hungertuch

### Eine Kostbarkeit von hohem historischen Rang

Von Waltraud ter Jung, Laupheim

Altheim mit Heiligkreuztal und Waldhausen zählt mit seinen 1700 Einwohnern zu den kleinen Gemeinden im Landkreis Biberach, zeichnet sich jedoch durch eine überaus reiche geschichtliche Vergangenheit und mehrere Kleinode aus. Herausragend dabei ist das spatgotische Hungertuch, das einst in der von 1744 bis 1750 barockisierten und nicht minder interessanten Martinskirche hing.

Heute wird das Altheimer Hungertuch, dessen Erschaffer von Kunstsachverständigen im „Ulmer Kreis“ gesucht wird, in der eigens dafür ausgebauten Pfarrscheuer präsentiert. Der Altheimer Pfarrer Anton Diemer glaubt gar. Albrecht Dürer habe daran mitgewirkt. Nur dem Umstand, daß das spatgotische Hungertuch bei der Umgestaltung der Kirche eine Schutzfunktion übernehmen sollte, ist seine Erhaltung zu verdanken. Es gilt als das wohl größte in Süddeutschland noch existierende. Entdeckt worden ist es 1960 bei der Renovation der Altheimer Pfarrkirche. Der 1977 verstorbene Restaurator Hans-Peter Kneer aus Munderkingen fand hinter dem Gemälde des Hochaltars ein Stück alter Leinwand mit spätgotischer Malerei. Die Leinwand war offenbar als Schutz gegen die Feuchtigkeit der Wand hinter den barocken, von Franz Joseph Spiegler gestalteten Altarbildern befestigt worden. Die Annahme, daß es sich hierbei um eine große Partie eines Hungertuches handelte, an die noch ein kleines Stück desselben Tuches angefügt worden war, trog nicht. Denn auch hinter den Nebenaltarbildern stieß der Restaurator auf weitere, ergänzende Fragmente. Trotz des beklagenswerten Zustandes und der starken Verschmutzung war ein bildlicher Zusammenhang zu erkennen: Zehn Bildfelder ordneten sich zu zwei übereinanderliegenden Reihen zu je fünf Feldern.

Kunstsachverständige nehmen an, daß über dem erhaltenen Fragment mindestens noch eine Bildreihe gewesen sein muß, da andere Beispiele zeigen, daß die Hungertücher als eine Art „Armenbibel“ galten, die leseunkundigen Gläubigen die Heilige Schrift verdeutlichen sollten und mit der Schöpfungsgeschichte begonnen haben. Auf eine vierte Bildreihe weist eine am vorhandenen Teil erhaltene Inschrift „das nacht mal“ (Abendmahl) hin, und einer Darstellung der Verspottung Christi aus der fünften Reihe, die sich im Privatbesitz befindet, scheint Pfarrer Diemer jetzt auf die Spur gekommen zu sein. Eine sechste, die mit dem „Jüngsten Gericht“ endete, muß - dem Bildprogramm der Armenbibel entsprechend - vorausgesetzt werden. So ergibt sich für das Altheimer Hungertuch folgende mutmaßliche Bildfolge:

1 Schöpfungsgeschichte	2 Schöpfungsgeschichte	3 Schöpfungsgeschichte	4 Schöpfungsgeschichte	5 Erschaffung des Menschen
6 Adam ernennt den Baam des Lebens	7 Eva riecht Adam den Apfel	8 Verführung aus dem Paradies	9 Adam bestiehlt das Foto und Eva spinnt	10 Verkündigung an Maria
11 Geburt Christi	12 Beschnitzung	13 Aebnung durch die Hl. Drei Könige	14 Kriecherwind zu Bethlehem	15 Flucht nach Ägypten
16 Taufe Christi	17 Abendmahl	18 Christ am Ölberg	19 Gefangenahme Christi	20 Christ vor Pilatus
21 Verspottung Christi	22 Kreuztragung Christi	23 Kreuzigung	24 Bestattung Christi	25 Auferstehung Christi
26 Himmelfahrt Christi	27 Aussendung des Hl. Geistes	28 Tod der Hl. Maria	29 Marienköhnung	30 Jüngstes Gericht

Mit den zwei Bildreihen (Bilder 6-15) befände sich somit in der Pfarrscheuer neben dem jüngst renovierten Pfarrhaus in Altheim nur ein Drittel des einstigen Hungertuches, das demnach Ausmaße von 6,20 auf 8,50 Meter aufgewiesen hätte; das noch heute zu sehende ist etwa 6,20 auf 3 Meter groß.

Deutlich sichtbar sind auf dem Hungertuch-Fragment nur sechs der zehn Bilder.

Die Farben sind stark eingezogen; sie erinnern an die matte, verschleierte Farbigkeit aufgedeckter Wandmalereien. An einigen Stellen ist die Leinwand mit Fett - vermutlich Leinöl - durchtränkt. Diese erscheinen dunkler als die übrige Malerei, lassen die ursprüngliche Satttheit und Leuchtkraft der Farben am ehesten erahnen.

Der Künstler des um 1500 geschaffenen Altheimer Hungertuches - ein wichtiges Zeugnis schwäbischer Malerei - ist unbekannt. Kunstexperten vermuten ihn im „Ulmer Kreis“. Er lebte wohl um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert.

Der Altheimer Pfarrer Anton Diemer geht noch weiter: Er rückt das rund 500 Jahre alte Werk in die Nähe Albrecht Dürers. In der Beschneidungsszene betet neben Maria deren Mutter Anna. Pfarrer Diemer verglich die Gesichtszüge der Anna mit einem Porträt, das Dürer 1514 von seiner Mutter Barbara angefertigt hat und stellte frappierende Ähnlichkeiten fest. Pfarrer Diemers Theorie kommt entgegen, daß sich der Künstler während seiner Gesellenzeit am Oberrhein aufhielt. Bei dieser Gelegenheit könnte er den Auftrag für die Bemalung des Tuches angenommen haben.

Ende des 15. Jahrhunderts war es Brauch, während der Passions- und Fastenzeit den Altar den Blicken der Gläubigen zu entziehen, um sie zur Bußfertigkeit anzuhalten und an die Sündhaftigkeit der Menschen zu erinnern. Zu diesem Zweck wurde ein Hungertuch - auch Fasten-Velum oder Palmtuch genannt - im Chor der Kirche aufgehängt. Die Höhe des Chores schließlich erklärt auch, warum bei der heutigen Betrachtung des Hungertuches die Proportionen der Abgebildeten nicht stimmen. Sie befanden sich damals um Meter über den Gotteshausbesuchern und wirkten aus dieser Perspektive richtig.

Veränderte liturgische Auffassungen verbannten ausgangs des Mittelalters die Hungertücher wieder aus den Kirchen. Viele waren der Zerstörung und Verrottung preisgegeben; nicht so das Altheimer, dessen Material wert befunden wurde, Neuem Schutz zu gewähren.

Sein Entdecker Hans-Peter Kneer restaurierte das Hungertuch in den Werkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege. Er verstand es, die vorhandene Substanz der wertvollen Malerei zu sichern und verzichtete auf jegliche Retusche. Die einzelnen Teile des Tuches wurden auf eine Leinenbahn geklebt. Lediglich die teilweise unterbrochenen, gemalten Rahmenleisten der Bildfelder wurden farbig ergänzt.

Die Altheimer mußten viele Jahre warten, bis sie die Kostbarkeit von hohem kunsthistorischen Rang wieder hatten, gelangte es nach seiner Restauration doch in das Ulmer Museum. Kirche, Gemeinde und Kreis jedoch wurden nicht müde, um seine Rückkehr zu kämpfen. Und diesen Bemühungen war nach langer Zeit Erfolg beschieden. Im Oktober 1978 holte Pfarrer Diemer es höchstpersönlich in Ulm ab und bescherte Altheim damit eines seiner Kleinode, das auch viele Besucher von außerhalb in die Gemeinde führt, die um so stolzer auf ihre Schätze ist.

# 800 Jahre Großschafhausen

## Zur Geschichte eines oberschwäbischen Dorfes

Von Dr. Kurt Diemer, Biberach

Großschafhausen hat nicht nur eine weit zurückreichende, sondern auch reiche Geschichte, die nicht erst vor 800 Jahren beginnt, sondern bedeutend weiter zurückreicht. So wurde bereits 1909 auf Reste vorgeschichtlicher Erdbefestigungen hingewiesen, die aber nicht eindeutig einer bestimmten Zeit zugewiesen werden konnten. Im übrigen gehören die -hausen-Orte zum ältesten Landesausbau; sie sind etwa zwischen dem 7. und 10. Jahrhundert entstanden.

Urkundlich wird Großschafhausen („Schafhausen“) erstmals in der Privilegienbestätigung Papst Lucius III. für die Prämonstratenserabtei Rot an der Rot vom 22. November 1182 erwähnt; die angebliche Urkunde Papst Eugen III. aus dem Jahre 1152, in der unter den Besitzungen des Klosters „Schafhausen“ ebenfalls genannt wird, ist in der heute vorliegenden Form sicher erst nach 1181 entstanden. Grund für die Ausstellung der Urkunde Lucius III. war der verheerende Brand, der anfangs 1182 neben dem Kloster auch das Archiv mit dem Stiftungsbrief wie den kaiserlichen und päpstlichen Privilegien vernichtet hatte; sie ist wegen der Vielzahl der in ihr genannten Orte eines der wichtigsten Dokumente für die frühe Geschichte der im östlichen Drittel des Kreises gelegenen Gemeinden.

Für fast 200 Jahre verstummen nun aber die Quellen. Genauere Nachrichten besitzen wir erst wieder aus dem 14. Jahrhundert; nach einem Lehenregister der Grafschaft Kirchberg-Kirchberg aus den Jahren 1366-1368 besaß Frick von Schwendi etliche Güter zu Schwendi und zu Großschafhausen als kirchbergische Lehen.

Die Nennung von 10 Großschafhauser Hintersassen in der Liste der waffenfähigen Ulmer Untertanen von 1440 läßt dann vermuten, daß Ulm damals in Großschafhausen Besitz hatte, dies bestätigen Ochsenhauser Urkunden, die zwischen 1437 und 1457 Grundbesitz des Ulmer Spitals erwähnen. Wohl bereits 1457 gehörte ein Teil des Dorfes Fritz von Schwendi; in einer 12 Jahre später, 1469, ausgestellten Urkunde nennt die „Geperschaft gemeinlich des Dorfs zu Großen Schaffhusen“ Fritz von Schwendi, ihren „gnädigen Lieben Junkheren“, ausdrücklich als den, „dem denne das berürt Dorf Großen Schaffhusen ains Tails mit Rechten, Gerichten, Zwingen, Bennen und andern Gerechtigkeiten zugehört.“ Als „Ussere lieb Junkheren“ werden in den Urkunden aber auch Stefan von Rot zu Orsenhausen (1457-1472), Burkart von Ellerbach (1472 und 1487; 1487 zusammen mit Wilhelm von Schwendi) und Jörg Felber (1472) genannt; ihnen wird demnach wohl ebenfalls ein Teil des Ortes gehört haben. Wann die Herren von Schwendi das Dorf vollends erwarben, ist nicht bekannt; doch teilte Großschafhausen seit etwa 1500 die Geschicke der zur Reichsritterschaft gehörenden Herrschaft Schwendi, die seit 1552 auch die Hochgerichtsbarkeit, also das Recht, über Leben und Tod zu richten, besaß, und gelangte mit ihr 1689 an die Grafen und späteren Fürsten von Oettingen und 1821 an die Freiherren von Süßkind. Kleinschafhausen dagegen, das ursprünglich wohl mit Großschafhausen eine Einheit bildete, war spätestens seit 1434 Teil der Herrschaft Bußmannshausen-Orsenhausen und gehörte auch als Filial zur Pfarrei Bußmannshausen.

Nach 1500 war Großschafhausen zumindest eine Zeitlang auch Sitz einer Nebenlinie der Herren von Schwendi; diese saßen wohl auf der Burg, die nach der Oberamtsbeschreibung Laupheim am südlichen Ende des Dorfes stand und von der damals, im Jahre 1856, noch ein kleiner Teil des ehemaligen Burgrabens zu sehen war.

Die ältesten Urkunden zur Geschichte von Großschafhausen haben sich im Biberacher Spitalarchiv erhalten; hatten doch über zweihundert Jahre lang der Biberacher Heilig-Geist-Spital und die Sondersiechenpflege, die für den Unterhalt des bei der Magdalenenkirche im heutigen katholischen Friedhof gelegenen Sondersiechen- oder Leprosenhauses zu sorgen hatte und nach dem Dreißigjährigen Krieg mit dem Spital vereinigt wurde, Besitz in Großschafhausen.

Die erste dieser Urkunden datiert vom 23. März 140: damals verkauften die Prämonstratenserabtei Rot an der Rot, die unter dem 1397 gewählten Abt Petrus die größte Krise ihrer Geschichte durchmachte und am Rande des Untergangs stand, und der Biberacher Bürger Ulrich Gräter gemeinsam mit seiner Frau Ann von Andelfingen dem Kloster Heggbach den großen und kleinen Zehnten zu „Schaffhusen“, den das Kloster Rot vorher bereits an Ulrich Gräter veräußert hatte, als Eigenbesitz; 1443, als Heggbach wohl Geld zur Bezahlung des Kaufpreises für das im Jahr zuvor erworbene Mietingen brauchte, überließ es ihn - zusammen mit dem Orsenhauser Zehnten und dem dortigen Zehntstadel - käuflich dem Biberacher Spital.

Der Erwerb des Zehntrechts, das ursprünglich zur Ausstattung der Pfarreien gehörte, gab dem Zehntherren das Recht, von den Bauern ein Zehntel des Erntertrages zu fordern. Der Großzehnt war ein Getreidezehnt, der vor allem von Roggen, Hafer und Veesen zu leisten war, während Gerste nur ausnahmsweise eingezogen wurde. Der Kleinzehnt, der für Gartengewächse wie Erbsen, Linsen, Wicken, Flachs, Bohnen und Kraut zu entrichten war, brachte dem Spital dagegen mehr Ärger als Nutzen, da der Einzug nur unter Schwierigkeiten durchzuführen war. Auch in Großschafhausen kam es so zu Streitigkeiten: 1469 erklärte sich die Bauernschaft, die dem Spital aus Unwillen über die Verpachtung des Kleinzehnten an den Schneider Wilhelm Vischer diese Abgabe verweigert und lange in Konstanz vor dem bischöflichen Gericht prozessiert hatte, der Stadt Biberach als dem Oberpfleger des Spitals gegenüber bereit, wie seinerseits auch der Spital ihre Kosten in Konstanz zu tragen, dem Spital den großen und kleinen Zehnten - an wen ihn dieser auch immer verleihen und verpachten würde - unweigerlich zu entrichten und mit jedem weiteren Streit in dieser Sache aufzuhören.

Der Bauernkrieg des Jahres 1525 der - ursprünglich auf die Wiederherstellung des alten Rechts ausgerichtet - durch die Forderung nach dem „göttlichen Recht“ mit der Bibel als Richtschnur eine neue Dimension gewann, griff schon recht früh auch auf die Herrschaft Schwendi über: bereits Mitte Februar klagte Hans von Schwendi dem Memminger Rat, seine Bauern seien auch aufrihrig. Die dem Schwäbischen Bund am 16. Februar schriftlich übergebenen Beschwerden seiner Untertanen beantwortete er mit der knappen Feststellung, er habe keine Neuerung oder Beschwerung vorgenommen. „sondern sy in allermassen, wie mein Vatter und Eltvordern getan, als beliben lassen hab“. Am 27. Februar flüchtete er nach Ulm; seine Brüder Ruland und Wilhelm begaben sich in den Schutz der Städte Memmingen bzw. Biberach. Die eigentlichen Kriegshandlungen begannen am 26. März 1525 mit der Plünderung und Brandschatzung von Schloß Schemmerberg; auch die Schlösser und Burgen in Schwendi, Orsenhausen, Bußmannshausen, Laupheim, Achstetten (dabei steht der Vermerk „als erschlagen“), Sulmetingen und Warthausen gingen in Flammen auf. Wurde damals auch der Herrensitz in Großschafhausen zerstört?

Gute zwei Wochen später war dann alles vorbei: nach seinem Sieg bei Leipheim am 4. April verfolgte der „Bauernjörg“, Truchseß Georg von Waßburg, den Baltringer Haufen; am 14. April schlug er seine Reste bei Wurzach. Die Bauern mußten neu schwören, Strafgelder zahlen und Schadenersatz leisten. Doch blieb der Aufstand auf weitere Sicht nicht ohne Wirkung; veranlaßte er doch die Herrschaften, den Forderungen der Bauern im Laufe der Zeit wenigstens zum Teil entgegenzukommen.

Vielleicht in diesem Zusammenhang - im zweiten der „Zwölf Artikel der Bauern“ vom März 1525 wird die Entrichtung des Kleinzehnten ausdrücklich abgelehnt - ist es zu sehen, daß der Spital im Jahre 1535 „dem edlen und vesten Marquarten von Schwendi zu Schaffhausen, auch den erbern Aman und einer ganzen Gemaind zu Schaffhausen“ diesen Kleinzehnten um einen jährlichen Zins von 8 fl. überließ; ein gleichzeitiges Verzeichnis, nennt neben Marquart von Schwendi, dem Wirt und dem Pfarrer aus Großschafhausen noch weitere 23 Zehntpflichtige - eine Zahl, die wohl mit der Zahl der damals im Dorf lebenden Familien übereinstimmt. 1660 schließlich tauschte der Spital den Sondersiechenhof - der Biberacher Bürger Konrad Fludys hatte den Hof 1409 von der in Ulm verbürgerten Anna Gräter erworben und sein Schwiegersohn ihn 1436 an die Siechenpflege verkauft - und den Kleinzehnten unter Aufzahlung von 450 fl. mit Franz von Schwendi gegen einen Hof und eine Selde zu Bühl und 12 Jauchert [= ca. 6ha) Acker zu Hochstetten. Und bald darauf wurde auch der Großzehnte an die Herrschaft veräußert; die Urkunde datiert vom 27. März 1676. Der Tauschvertrag von 1660 entsprang im übrigen keiner Notlage des Spitals, sondern ist kennzeichnend für die damalige Zeit: allgemein herrschte das Bestreben, Streubesitz gegen Fremdbesitz im eigenen Herrschaftsgebiet - Bühl und Hochstetten waren ja spitalisch - einzutauschen. Anders war die Lage dagegen 1676: Biberach musste - als Folge des Reichskrieges gegen Ludwig XIV., der 1672 Holland überfallen hatte - zur Bestreitung der Kosten des Winterquartiers der kaiserlichen Truppen Spitalbesitz verkaufen und verpfänden.

Kirchlich gehörte Groschafhausen - wie im Übrigen lange auch Achstetten, Orsenhausen und Baltringen - bis 1505 zu der seit 1413 ochsenhausischen Pfarrei Laupheim. Die Maria-Magdalenen-Kirche wird erstmals 1437, eine Wochenmesse 1455 erwähnt; der Abt von Ochsenhausen hatte dabei das Recht, den Priester zu bestimmen, der allwöchentlich die Messe lesen sollte. In fast regelmäßigen Abständen kaufte die Kapellenpflege seit 1437 Grundbesitz auf; die Erträge dieser Güter scheinen systematisch zur Vergrößerung des Grundbesitzes verwendet worden zu sein. Das Kloster Ochsenhausen als Obereigentümer verließ diese Güter und kümmerte sich um ihre Verbesserung. 1505 wurde dann durch den Qrtsherrn Wilhelm von Schwendi zu Großschafhausen und die Gemeinde Großschafhausen mit Zustimmung des Ochsenhauser Abtes eine selbständige Pfarrei gestiftet; Abt Hieronymus Biechelberger behielt sich dabei das Recht vor, den jeweiligen Pfarrer zu benennen und dem Bischof von Konstanz zur Bestätigung vorzuschlagen, aber auch die Pfarrgüter zu verleihen.

Der Wunsch nach Errichtung einer eigenen Pfarrei wurde damit begründet, daß es nach Laupheim weit und unwegsam sei und der Kirchgang dorthin allen „und fürnämlich den swangern Frauen“ beschwerlich falle, „deshalb zu besorgen ist, das vil Versompnuß und Abtzugs an göttlichen Diensten.....beschene“;

Deshalb habe man die Kirche „von Grund uff new gebuwen und mit etlichen gottzierden versehen“; das Pfarrgut: bildeten ein stattlicher Hof und ein Erbgut zu Bühl sowie ein Feldlehen zu Hochstetten und einzelne Grundstücke, dazu „ain guote neue Behuwßung.... und ein Garten darbei. Die Güter in Bühl und Hochstetten wurden dann ja 1660 gegen den Spitalbesitz in Großschafhausen vertauscht.

Eines schweren Einschnitt in der Geschichte des Dorfes bedeutet der Dreißigjährige Krieg. Nach dem Bericht eines Pfarrers war das Dorf 1632 durch Krieg, Pest und Hunger so ruiniert worden, daß kaum der zehnte Teil der Untertanen, „kein Handtvoll“, übrigblieb, bis endlich die „arme Leuth“ den Pflug selbst gezogen und angesäet, da kein lebendiges Tier vorhanden und alles „hin und her verstört“ gewesen. Als der Abt von Ochsenhausen wieder nach Hause gekommen sein, wären in Großschafhausen nur noch drei Kühe und zwei Rösser vorhanden gewesen.

Bis 1681 wurde nun die Pfarrei von Schwendi aus versorgt; erst in diesem Jahr konnte das Pfarrhaus neu gebaut und auch wieder ein eigener Pfarrer eingesetzt werden. Graf Franz Albrecht von Oettingen erreichte schließlich, daß ihm Ochsenhausen das Patronat - das Recht zur Benennung des Pfarrers - überließ; die bischöfliche Bestätigung wurde am 13. August 1691 unter dem Vorbehalt erteilt, daß das Patronat an Ochsenhausen zurückfalle, wenn der Schwendier Gutsherr nicht katholisch sei. So gelangte es 1821 an Fürst Metternich als Rechtsnachfolger der Reichsabtei und nach dem Verkauf von Ochsenhausen an Württemberg, im Jahre 1825 an die Krone.

Die jetzige Kirche wurde „im Jahr 1726 von dem damaligen Guts- und Zehntherrn Fürsten von Oettingen, mit einem Aufwand von 2137 fl. 25 kr. Nebst einem freiwilligen Beitrag des Pfarrers Klausner von 300 fl. und einem Gemeindebeitrag von 100 fl.“ neu erbaut und am 16. Juli 1729 von Weihbischof Franz Johann Anton von Sirgenstein - der bei dieser Reise auch die Pfarrkirchen in Mietingen und Schwendi sowie die Kapelle in Sießen weihte - feierlich geweiht, und zwar der Hochaltar dem Erlöser, der Gottesmutter und der hl. Maria Magdalena, der Altar auf der Evangelienseite den Hl. Joachim und Anna und der Altar auf der Epistelseite Jesu, Mariae und Joseph. Im Jahr 1817 zerstörte ein furchtbarer Sturm das Dach der Kirche, welches auf Kosten der Kirchenpflege wieder herge-stellt wurde.

Der wohl bedeutendste Pfarrer im 19. Jahrhundert war Dr. Ignaz Jaumann. In Wallerstein im Ries am 26. Januar 1778 geboren und am 13. Mai 1801 in Augsburg zum Priester geweiht, wurde er im Frühjahr 1803 Schloßkaplan in Schwendi, zwei Jahre später Pfarrer in Großschafhausen, 1811 Schulinspektor. 1814 Stadtpfarrer und Dekan in Rottenburg, 1817 Generalvikariatsrat später Domkapitular und 1828 Domdekan; als solcher stand er bis zu seinem Tode am 12. Januar 1862 an der Spitze des Domkapitels. Nach dem Tode von Bischof von Keller am 17. Oktober 1845 leitete er bis zur Inthronisation Bischof von Lipps am 19. März 1848 - der im Januar 1846 gewählt, aus Obermarchtal stammende frühere Riedlinger Pfarrer Urban Ströbele wurde von Rom nicht bestätigt - als Kapitularvikar die Diözese. Er gilt - lange Jahre Abgeordneter der württembergischen Ständekammer - als einflußreichster Vertreter des katholischen Staatskirchentums in Württemberg.

Das 19. Jahrhundert führte sich in Großschafhausen nicht besonders gut ein: am 5. Juni 1800 kam es zu einem Gefecht, bei dem die Österreicher das Dorf eroberten und die Franzosen gegen Brandenburg hin abdrängten. Die Napoleonischen Kriege brachten im übrigen viel Leid über das Land: 1814 schrieb der Schwendier Rentammann Thema nach Oettingen: „Alles ist aufgebraucht, sogar das Saatgut ist in Gefahr, angegriffen zu werden: kein Verdienst, das Elend ist unbeschreiblich und grenzenlos.“ Es dauerte ein gutes Jahrzehnt, bis sich Oberschwaben wieder erholt hatte.

Das 19. Jahrhundert brachte aber auch lange Friedenszeiten und für die Bevölkerung die Aufhebung der Leihenschaft, die Überführung der Höfe in das Eigentum der Bauern und die Ablösung der Geld- und Natural-Abgaben wie der Fronen, die in der Herrschaft Schwendi im übrigen schon längst nicht mehr als Hand- und Spanndienste geleistet wurden: schon 1746 und erneut 1790 hatten sich Herrschaft und Untertanen auf die ersatzweise Erhebung eines Frongeldes geeinigt. Das abschließende Ablösungsgesetz erging am 24. August 1848, wobei ein erheblicher Teil der von den Bauern zu leistenden Entschädigungen auf die Staatskasse übernommen wurde.

Und so steht in der 1856 erschienenen Beschreibung des Oberamts Laupheim, dem Großschafhausen nach vierjähriger Zugehörigkeit zu Bayern seit 1810 angehörte, das Dorf vor uns, wie es sich im Grunde bis heute erhalten hat:

„Groß-Schaffhausen. Gemeinde III. Kl. mit 328 Einwohnern. Kath. Pfarrei. An den sanft geneigten, westlichen Gehängen gegen das Roth-Thal liegt zwei Stunden südöstlich von Laupheim der in die Länge gebaute, mittelgroße Ort, dessen Gebäude, mit Ausnahme einiger stattlichen Bauernwohnungen meist klein und ziemlich weit von einander stehend, gebaut sind. Die Aussicht ist zwar gegen Osten und Westen beschränkt, dagegen erlaubt sie einen Blick in das zunächst am Ort vorbeiziehende, sehr angenehme Roth-Thal, mit den stattlichen Orten Schwendi, Orsenhausen, Bußmannshausen usw. Am nördlichen Ende des Dorfs stehen Kirche, Pfarr- und Schulhaus; die Pfarrkirche zur heil. Maria Magdalena, deren Unterhaltung dem Grundherrn zusteht, liegt mit dem sie umgebenden, mit einer festen Mauer umfriedigten Begräbnisplatze etwas erhöht. Diese im Rococostyl gehaltene Kirche ist in ihrem Inneren sehr freundlich ausgestattet und enthält drei Altäre, von denen der im Chor stehende Hauptaltar die Patronin der Kirche, Maria Magdalena, und von den im Schiff angebrachten Seitenaltären, der eine den heil. Franziskus Xaverius, der andere den heil. Joseph darstellt. Auf einem der Seitenaltäre steht ein altes, sehr gut geschnittenes Bild der heil. Maria, den verschiedenen Christus in der Schooß haltend.

Das im Jahr 1504 von Wilhelm v. Schwendi erbaute Pfarrhaus wurde im 30-jährigen Kriege (1634) zerstört und im Jahr 1681 von dem Kloster Ochsenhausen wieder aufgebaut, in den Jahren 1834/36 aber namhaft verbessert.

Das Schulhaus, dessen unteres Stockwerk die Schulzimmer und die Gelasse für den Gemeinderath, das obere aber die Wohnung des Schulmeisters enthält, wurde im Jahr 1839 von der Gemeinde mit einem Aufwand von 2500 fl. neu erbaut.

Mit reinem Trinkwasser ist der Ort hinreichend versehen, da beinahe jedes Haus seinen eigenen Schöpf- oder Pumpbrunnen hat: überdieß befindet sich südlich vom Ort- im Thale ein laufender Brunnen, der gutes Wasser liefert. Etwa 1/8 Stunde westlich vom Dorfe fließt die Roth, über die eine hölzerne Brücke zu dem nahe gelegenen Klein-Schafhausen führt. In geringer Entfernung südwestlich vom Ort mündet der die Wiesen bewässernde Hüttenbach in die Roth.

Die Einwohner sind einfache, sittlich gute, religiös gesinnte Leute, die sich durch großen Fleiß ihr Auskommen zu sichern suchen; früher trieben sie die Weber-er mit Vortheil in großer Ausdehnung, seit aber das Handweben mehr und mehr abkommt, widmen sie sich vorzugsweise der Landwirtschaft, welche nun ihre Haupterwerbsquelle bildet. Von Gewerben sind eine Schildwirtschft, ein Kramladen und eine, 1/8 Stunde östlich vom Ort gelegene Ziegelhütte, zu erwähnen. Seit damals hat sich nicht wenig geändert. Der Strukturwandel in der Landwirtschaft führte dazu, daß viele der früheren Kleinbetriebe aufgegeben haben; doch gehört sie mit den übriggebliebenen leistungsfähigen Betrieben auch heute noch zum Bild der Gemeinde. Daneben haben die Holzbauwerke Jost zahlreiche Arbeitsplätze geschaffen, so daß in der einstmalig rein landwirtschaftlich geprägten Gemeinde heute auch viele einheimische und neuzugezogene Industriebeschäftigte wohnen. Doch eines ist Großschafhausen bis heute geblieben: Heimat für seine Bürger.

5. Jahrgang – Heft 2 – Seite 10

## Der Goldschmied Georg Ignaz Baur (1727 – 1790)

Von Dr. Max Flad, Leinfelden-Echterdingen

1786 stiftete ein Augsburger Goldschmied der Stadtpfarrkirche Biberach einen Kelch mit der Gravur: „Diesen Kelch zum angedenken verehrt von 2 gebohrne Biberacher in dasige Pfarr Kirche Georg Ignati Baur Churtrierischer u. Augsburger Hof Gold und Silber Arbeiter zu Augsburg und deßen Haußfrau Maria Barbara Baurin gebohrne Pidonin 1786.“

Wer war dieser Georg Ignaz Baur? In dem Buch „Bedeutende Biberacher“ von Adam Kuhn finden wir ihn nicht; es nennt an Goldschmiedern und Edelsteinschneidern nur Dinglinger, Schaupp und Natter. Baur muß entweder unbekannt oder nicht erwähnenswert gewesen sein.

Im umfassenden Künstlerlexikon von Thieme-Becker ist Baur zwar aufgeführt, aber es sind nur wenige Arbeiten von ihm vermerkt, darunter keine aus Oberschwaben. Fritz, der im Katalog der Ausstellung „Barock in Baden-Württemberg“ (1981)

den Beitrag „Goldschmiedekunst“ übernommen hat, würdigt Baur dagegen ausführlich und bezeichnet ihn als „den führenden Augsburger Goldschmied für katholisches Kirchengut von höchsten Ansprüchen im Zeitraum von 1750-1790“.

Als Sohn des Rotgerbers Leopold Baur und seiner Ehefrau Maria Hilaria, geborene Eberwein, welche aus Krumbach stammte, wurde Georg Ignaz am 9. Februar 1727 in Biberach getauft. Über seine Jugend und Lehrzeit ist nichts bekannt, 1747 finden wir ihn in Augsburg, dem Mittelpunkt süddeutscher Goldschmiedekunst, wo über 250 Meister mit ihren Gesellen wirkten. Auf die Biberacher Künstler, vor allem auf die Gold- und Silberarbeiter, hat die Stadt am Lech mit ihrer ebenfalls paritätischen Verfassung im Zeitalter des Barock jahrzehntelang eine große Anziehungskraft ausgeübt. So wanderten um die Mitte des 17. Jahrhunderts Franz und Friedrich Schönfeld, Verwandte des Malers J. H. Schönfeld, dorthin aus und kamen zu Ansehen. Sie waren Geschworene und Vorgeher in ihrer Zunft. Mitglieder der Familien Gutermann und Liebert aus Biberach folgten nach. Sie beschäftigten sich vor allein als Verleger mit dem

Handel von Silbergerät und betätigten sich als Bankiers. Hierbei wurden sie reich, und verschwägert mit den Augsburger Patriziern gelang es ihnen, in den Adelsstand erhoben, zu werden. Der bedeutendste Goldschmied unter all den aus Biberach Zugezogenen ist aber ohne Zweifel Georg Ignaz Baur.

## Baurs Gesellen- und Meisterjahre in Augsburg

1747 wurde Baur von Franz Thaddäus Lang (um 1693-1773) als Geselle in sein Haus aufgenommen. Lang, ein Tiroler aus Schwaz, besaß einen ausgedehnten Werkstattbetrieb. Sein Kirchengesetz ist heute noch vor allem im deutschen Süden weit verbreitet. Große Aufträge erreichten ihn von den Domstiften in Augsburg, Eichstätt, Konstanz, Würzburg und Trier. In Oberschwaben sind von Lang u. a. eine wertvolle, vergoldete Monstranz in Weingarten und Silberplastiken in Ehingen und Meßkirch zu bewundern.

Lang, der mehrfach zum Vorgeher und Geschaumeister gewählt wurde, pflegte mit den Künstlern der Stadt, vor allem mit Egid Verhelst, dem berühmten Bildhauer aus Antwerpen, gute Freundschaft. In diesen elitären Kreis kam Baur, nach einer Aufzeichnung in der Goldschmiedekartei der Deutschen Barockgalerie, durch die Fürsprache seines Onkels Melchior Gast, der von 1740-1755 Prior im Kloster Wettenhausen war. Nach 4jähriger Gesellenzeit heiratete Baur Marianne Lang, die Tochter seines Meisters. Im Hochzeitsjahr (1751) erhielt er auch die Meistergerechtigkeit. Die Ehe mit seiner Frau Marianne kann nur wenige Jahre bestanden haben, denn 1757 vermählt sich Baur in zweiter Ehe mit der Biberacherin Maria Barbara Pidon, welche fortan sein Leben begleitet. Zwei Jahre darauf ist Baur in einem Augsburger Pfarrbuch bei der Eheschließung des Bildhauers J. Mutschele mit der Witwe von Egid Verhelst als Trauzeuge aufgeführt. Frau Verhelst war die Schwiegermutter des Barockmalers Joseph Christ aus Winterstettenstadt. Diese Trauzugenschaft deutet daraufhin, daß Baur wie früher F. T. Lang mit der Familie Verhelst eng verbunden war; sie ist auch Zeugnis für die Zusammenarbeit, die zwischen den Goldschmieden und Bildhauern bestand, lieferten doch diese die Modelle für die im Barock so begehrten Silberplastiken.

Wie rasch Baur dank seines Könnens in der Zunft Einfluß gewann, ist an seinen Ehrenämtern zu ersehen. 1759 und 1760 war er Vorgeher. 1764 bis 1767 Geschaumeister, 1764 und 1771 Geschworener und 1771 und 1772 wiederum Vorgeher. Anschließend hat er sich aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen. Vielleicht ist dieses Fernbleiben von den Ämtern der Zunft damit zu erklären, daß Baur sich in vorgerückten Jahren als Verleger, d. h. als Vermittler von Goldschmiedearbeiten, betätigt hat, die nicht in seiner Werkstatt entstanden sind. Auf diese Verlegertätigkeit weist auch eine Geschäftskarte hin, die Baur 1788 in Kupferstecherfertigen ließ. Sie hatte folgenden Inhalt: Georg Ignatius Baur, Chur-Trier und Augspurg. Hoff Gold und Silber Arbeiter auch Verlöger in Augspurg.

In den 80er Jahren wohnte Baur in dem ihm gehörenden Haus D 185. wo dann auch 1790 sein Leben zu Ende ging. Über dieses, später Schnurbein-Haus genannt, findet sich im Augsburger Einwohnerbuch der Eintrag, daß das „noble Haus“ im letzten Krieg zerstört worden sei, einschließlich der 1792 von Johann Josef Anton Huber, dem Augsburger Akademiedirektor, im Innern aufgetragenen Fresken. Baur's Behausung lag in der Ludwigstraße 81, bei der Heilig-Kreuz-Kirche.

Auch als Augsburger Bürgerfamilie haben die Baur ihre Heimat Biberach nie vergessen. Zeugnis hierfür ist die bereits erwähnte Stiftung für die Pfarrkirche St. Maria und Martin.

Nach Baur's Ableben führte seine Frau, „Ignati Baur selige Wittib“, das Geschäft über die napoleonischen Kriege hinweg weiter und übergab es 1813 ihrem Schwiegersohn Johann Andreas Dressel. In diesem Jahr war die hohe Zeit der Augsburger Gold- und Silberschmiede, die mit ihren Schöpfungen die barocken Kirchen wie die Schatzkammern fürstlicher Residenzen gefüllt hatten, längst vorüber. Bereits 1803 wurden in Augsburg nur noch 119 Meister gezählt.

## Das Werk G. I. Baur's unter besonderer Berücksichtigung Oberschwabens

Eine Lebensarbeit, geschaffen in einem Zeitraum von 40 Jahren, mit wenigen Worten zu umreißen, ist schwierig, vor allem, da sich noch niemand der Aufgabe unterzogen hat, ein Werkverzeichnis zu erstellen. Bereits vor Jahrzehnten waren von Baur über 200 Arbeiten erfaßt, die er - gezeichnet mit der Meistermarke GIB oder BAUR - in die deutschen Lande, nach Österreich und in die Schweiz geliefert hat.

Literatur zum Oeuvre Baur's findet sich bei Rathke-Köhl, Rosenberg und Seling; letzterer hat am gründlichsten die Tätigkeit der Augsburger Goldschmiede erforscht und seine Ergebnisse 1980 in drei Bänden veröffentlicht. Er führt bei Baur 44 Arbeiten auf. Auf das Spezialgebiet der barocken Silberplastiken geht Hering-Mitgau ein. In ihrem prächtig ausgestatteten Buch beschreibt sie unter 113 Statuen, Büsten und Altärkreuzen, die von 1586 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts entstanden und in Südwestdeutschland beheimatet sind, dreizehn von Baur. Weiteres Kirchengesetz ist in den deutschen, österreichischen und schweizerischen Kunstdenkmälern nachgewiesen, ebenso in manchen Kirchenführern. Nicht vergessen werden darf bei einem Hinweis auf die neuere Literatur der Katalog der Ausstellung „Barock in Baden-Württemberg“, in welchem mehrfach auf Baur eingegangen wird und wo es heißt, daß „aus seiner Werkstatt eine unübersehbar große Zahl von gewaltigen Silberaltären und Tabernakeln, riesigen Kruzifixen und Altarleuchtern, Statuen, Büsten, Monstranzen, Kelchen und anderen liturgischen Gegenständen von vorzüglicher Qualität hervorgegangen sei“.

Baur lebte und wirkte in einer Zeit des Übergangs vom Rokoko zum Frühklassizismus, welcher sich in Augsburg, besonders auf dem Gebiet der Malerei, nur zögernd durchsetzte. Matthäus Günther († 1786) malte bis zu seinem Tod im „Augsburger Geschmack“. In Oberschwaben dachte und plante man „moderner“, beeinflusst von dem aus Frankreich stammenden Architekten Michael d'Ixnard, der schon 1765-1768 in Königseggwald einen klassizistischen Schlossbau erstellte und im gleichen Stil wenige Jahre später für die adligen Damen die vornehme Stiftskirche Buchau entwarf.

Dieser neuen Richtung mußte sich auch Baur anpassen, weniger bei seinen Silberbüsten als bei seinen Kruzifixen und dem kirchlichen Gerät.

Eingehend auf Baur's Werk im einzelnen, seien zumeist die **Altarkreuze** genannt.

Das früheste hiervon, bereits 1753 bestellt, befindet sich in der Kirche des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Wald. Ein besonders eindrucksvolles Kruzifix, auf dessen Sockel ein Putto sitzt, der einen Totenkopf hält, stiftete zwei Jahre später der Nasgenstädter Pfarrer Dr. David Werrer nach Meersburg. Er ist neben dem Arnacher Pfarrherren Dr. Rom und dem Kiblegger F. X. Lohr, der für seine Kirche eine ganze Reihe silberner Büsten in Auftrag gab, der bedeutendste Mäzen unter den Pfarrern, Oberschwabens im 18. Jahrhundert. Nach G. Spahr wäre ohne ihn die Ausstattung der Kapelle in dem neu gegründeten Priesterseminar in Meersburg nicht möglich gewesen. Außer dem Kreuz beschenkte er das Seminar in den Jahren 1763-1765, bis wenige Monate vor seinem Tod, noch mehrfach, u. a. mit dem von Baur gefertigten Silberaltar, der sich heute in der Kapelle des Priesterseminars St. Peter im Schwarzwald befindet. Es ist schade, daß ein großer Teil der Ausstattung von Meersburg, für die Dr. Werrer den außerordentlich hohen Betrag von 40 000 Gulden aufwand, nicht mehr am originären Platz bewundert werden kann. Auch eine prächtige Halbfigur des heiligen Karl Borromäus, gestiftet von dem Konstanzer Fürstbischof Kardinal F. K. von Rodt ist nunmehr in St. Peter.

Weitere Altarkreuze von Baur finden sich in Südwestdeutschland in den Kirchen von Bruchsal, Meersburg und Rottenburg, letzteres wohl aus Ellwangen.

In den Jahren 1777-1781 schmiedete Baur in einer Zeit, als sich der Klassizismus schon durchgesetzt hatte, Kruzifixe für das Stift in Buchau und das Konstanzer Münster. Bei der Betrachtung des Buchauer Kreuzes könnte man meinen, d'Ixnard habe hierzu eine Vorzeichnung geliefert. Es ist mit seinem nüchternen, mit Girlanden behängten Sockel gar nicht mehr nach „Augsburger Art“ gearbeitet. Dies trifft auch für das mächtige, nahezu 2,50 Meter hohe Silberkreuz in Konstanz zu, das nun noch an hohen Festtagen auf dem Altar zu sehen ist.

Zu den anspruchsvollsten Arbeiten der Augsburger Goldschmiede zählen die **Statuen** und **Bauten**, welche vor allem Mäderl, Salier und Baur im Zeitalter des Rokoko's von 1730 bis 1770 fertigten. Nach Hering-Mitgau schuf F. A. Gutwein, der Schwiegersohn von Mäderl, mit dem Baur als Verleger des öfteren zusammenarbeitete, als späteste Arbeiten dieser Art 1787-1789 die getriebenen Büsten der Hll. Martin und Georg für die Stadtpfarrkirche Biberach. Als Führer zu den Silberfiguren Baur's in Bad Buchau, St. Peter, Baden-Baden und Markdorf ist das bereits erwähnte Buch „Barocke Silberplastik“ zu empfehlen. Während der Meersburger Schaffensperiode schmückte Baur zusammen mit Ignaz Verhelst nicht nur die Kapelle des Priesterseminars, sondern auch die dortige Pfarrkirche aus. Baur erhielt hierbei für „zwei gemachte Kindl“ - gemeint waren zwei leuchtertragende Engel - 261 Gulden und 23 Kreuzer. Für seine Heimatstadt Biberach schuf er 1769-1771 ebenfalls zwei silbergessene Engel.

Im gleichen Jahr - 1765 - waren die beiden Augsburger Künstler auch für das Kloster Gutenzell tätig, wo es galt, den „heiligen Leib“ von St. Christina, der Ende Mai aus Rom, überbracht worden war, zu „stellen“ und mit Schwert, Beschlag und Edelsteinen zu versehen.

Wohl die schönste Andachtsfigur, welche Baur in Silber geschaffen hat, steht in der Pfarrkirche Herz Jesu in Eitlingen. Sie wurde 1766 gestiftet. Hierzu vermerkt der Jahresbericht des dortigen Jesuitenkollegs 1767: „Die Bürgersodalität erwarb eine ganz silberne Statue der seligsten Jungfrau, die über 2200 Gulden kostete . . .“

Mächtig, allein schon von den Größenverhältnissen her ist die Figur des Erzengels Michael in der ehemaligen Zisterzienserabtei Salem. Bei dieser Statue mit ihren ausdrucksvollen Gesichtszügen fällt die sonst unübliche Farbigekeit auf, die durch eine partielle Vergoldung und die Fassung des besiegten Drachens erreicht wurde.

Die vier Heiligenfiguren, die Baur 1783-1784 in das Kloster Einsiedeln lieferte, können heute leider nicht mehr betrachtet werden. 1798 fielen sie den Franzosen zum Opfer.

Weiterer archivalischer Studien wert wäre die Frage nach der Herkunft des die Ochsenhauser Klosterkirche krönenden Salvators. Nach Kasper und Spahr wurde diese Statue nach einem hölzernen Modell von Ignaz Verhelst von G. I. Baur 1760 gegossen; Geisenhof jedoch schreibt: „Im Jahre 1780 ließ Abt Romuald das massiv aus Blei gegossene Bild des Hl. Georgius . . . abnehmen, und mit einem Salvator aus Kupfer ersetzen.“

Seine größten Aufträge, von den Kosten und dem Materialwert her gesehen, erhielt Baur von Domkapiteln und Klöstern. So schätzt Gröber den Wert des unter Fürstbischof Konrad von Rodt 1774 errichteten **Silberaltars** im Konstanzer Münster einschließlich der Leuchter und Statuen auf 50 000 Gulden, ein Betrag, welcher der Lohnsumme von etwa 130 000 Arbeitstagen eines Mauers entsprach. Dieser Altar existiert heute nicht mehr. Er wurde 1795 zur Beschaffung eines Darlehens eingeschmolzen, welches der Kaiser benötigte.

Von Baur stammen auch der Hochaltartabernakel von Otobeuren wie jener der Wallfahrtskirche in Maria Steinbach. Über den frühklassizistischen Hochaltar des Domes in Regensburg sind wir durch die Forschungen von Hubel gut unterrichtet. Er wurde 1777 bei Baur in Auftrag gegeben und war 1785 vollendet. Die Meistermarke GIB tragen bei ihm nur wenige Teilstücke; Baur bestellte als Verleger das meiste bei dem Goldschmied Gutwein.

Außerordentlich groß ist die Zahl von **Kelchen, Monstranzen** und weiterem sakralem Gerät, das aus Baur's Werkstatt kam. Unter den Kelchen, die sich in den Kirchen Oberschwabens befinden, ragen an künstlerischem Wert jene von Biberach, Schussenried und Waldsee heraus. Pazaurek hat diese „drei reichen und doch wieder zarten Festkelche“ in seinem Buch „Alte Goldschmiedearbeiten aus schwäbischen Kirchenschätzen“ abgebildet und vorgestellt. Hochgerühmt werden auch die Kelche im Freiburger Münsterschatz und im Bayrischen Nationalmuseum in München.

Im Kreis Biberach dienen als weitere liturgischem Geräte von Baur vor allem die Meßkelche in Binzwangen, Buchau, Kanzach, Riedlingen, Unlingen, Uttenweiler und Wilflingen. Unter den Monstranzen ist besonders die Strahlenmonstranz von Riedlingen zu nennen, welche Elisabeth Baur zum Gedächtnis ihres Mannes J. G. Baitz 1770 der Kirche vermacht hat. Ferner ist bemerkenswert ein Herz-Jesu-Reliquiar in Wilflingen, das von der Herz-Jesu-Verehrung zeugt, die vom Kloster Zwiefalten gefördert wurde.

Baur hat auch **profane Werke** geschaffen, aber ihre Zahl ist klein. Man kennt von ihm Zunftpokale, wie jene der Maulbronner Bäcker- und Metzgerzunft. Bei Seling ist auch ein köstlich zu betrachtendes Spiel abgebildet, eine Festung mit je 13 preußischen und österreichischen Grenadiere, welche - obwohl aus Silber - wie Bleifiguren bemalt sind. Seinen Ruhm hat Baur, im Gegensatz zu Dinglinger, jedoch nicht im weltlichen, sondern im kirchlichen Bereich begründet. Werke aus Baur's Hand besitzt Oberschwaben, wie angedeutet, in Fülle. Die Bedeutung des Meisters und die Nähe der Objekte legen es nahe, sein Werk einmal in einer umfassenden Ausstellung zu zeigen. Wäre A. Kuhn noch am Leben und unter den Besuchern der Ausstellung, würde er Georg Ignaz Baur zweifellos in die Schar seiner bedeutenden Biberacher aufnehmen.

5. Jahrgang – Heft 2 – Seite 14

## Die Barockisierung der Klosterkirche Gutenzell 1755 – 1770

### Ein Beitrag zur Geschichte des oberschwäbischen Barock

Von Dr. Kurt Diemer, Biberach

Wie die anderen oberschwäbischen Klöster, so erlebte auch die Zisterzienserinnen-Reichsabtei Gutenzell im 18. Jahrhundert eine letzte Blüte; sichtbares Zeichen ist die ehemalige Kloster- und heutige Pfarrkirche St. Kosmas und Damian, die - in ihrer vorherrschenden Bausubstanz aus dem 14. Jahrhundert stammend - zwischen 1755 und 1770 barock neugestaltet und ausgestattet wurde. Diese Barockisierung ist das Werk zweier bedeutender Frauen, der beiden Äbtissinnen Maria Francisca von Gall (9. Mai 1747 - 23. August 1759) und Maria Alexandra Zimmerermann (27. August 1759 - 20. April 1776), Tochter des berühmten Baumeisters der Kirchen in Steinhausen und in der Wies, Dominikus Zimmermann (1685 - 1766).

Man muß die Taktraft dieser beiden Äbtissinnen bewundern, die in dieser kriegerischen und für das Kloster ohnehin schweren Zeit das Vorhaben in Angriff nahmen und auch glücklich vollendeten. Wie die Klosterchronik berichtet, hatte Abt Anselm von Salem am 11. Januar 1753 mit den anderen Tochterklöstern auch Gutenzell die Paterintät aufgekündigt; an seine Stelle als Vaterabt trat in der Folge der Abt von Kaisersheim. „Unerachtet das Salmansweilische Aufkündigungsschreiben mit ernstlicher, die Antwort aber und fernere Beibehaltungsbitt mit devoter und hierauf bezeugte Versagung nicht beharrlicher sein können, schreibt die Chronistin, „so haben doch Se. Excellenz das Heggbachische und hiesige Gottshaus einer Undankbarkeit und Abnauigung beschuldete und einen ungemeinen Haß, Grimm und Widerwillen vermerken lassen, wie dann Hochdieselbe einen Jurisdictions-Eingriff über den anderen in diesseitigen Territoris tentiret ....Auf welche billiche und in Rechten bestgegründete Gegenwöhr der vorhin schon ohne Ursach so aufgebrachte Herr Prälat je länger je hiziger darin gefahren und so vielerlei unerhörte grobe und von einem geistlichen Reichs-, Crais-, Collegial und Ordens-Mitstand nie erwartete Misshandlungen verübet welche wegen ihrer Schlechtigkeit dermalen mit Stillschweigen übergangen werden und damit niemand Ärgernus nehmen möge.“ Erst 1768, als Salem dem Kloster um 9000 fl. die hohe malefizische Obrigkeit als Afterlehen überlassen hatte, endete der Streit; doch blieb Gutenzell - im Gegensatz zu Heggbach, das 1765 seinen Frieden mit Salem gemacht hatte - bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1803 unter der Paterintät des Abtes von Kaisersheim.

Was nun die barocke Neugestaltung der Gutenzeller Klosterkirche betrifft, für die die Namen Dominikus Zimmermann, Franz Xaver Feichtmayr und Johann Georg Dieffenbrunner stehen, so ist sie in ihren Grundzügen, vor allem durch die Forschungen von Oberforstrat Ludwig Pöllmann, schon seit längerem bekannt. Bei Ordnungsarbeiten im Graf zu Toerring'schen Archiv Gutenzell, dessen Hauptbestandteil das so gut wie unversehrt erhaltene Archiv der ehemaligen Reichsabtei bildet, fand sich nun eine bisher unbekannte, 227 Seiten zählende „Specification, was nach das lestem Kriegswesen und großen Feursbrunst anno 1646, als man wider nach Haus kommen, an der Kürchen erbaut, gemacht und erneuert wurden.“ Dieses bis 1775 fortgeführte „Baubüchel“, das für die Jahre 1701-1752 und 1767-1775 neben den Ausgaben auch die Einnahmen aufführt, bringt im Vergleich zur Klosterchronik - die auf drei Seiten ein Verzeichnis der Baukosten enthält - bisher unbekannt Einzelheiten zur Geschichte der barocken Neugestaltung und Ausstattung der Klosterkirche. Es erlaubt so nicht nur, den Anteil der einzelnen Künstler genauer als bisher zu bestimmen, sondern gibt mit dem Überblick über die Kosten des barocken Umbaus auch einen Bei-trag zur Geschichte der Löhne und Preise.

Zunächst sollen nun die Stellen wiedergegeben und - soweit es die Quellen erlauben - erläutert werden, die sich auf die barocke Neugestaltung der Kirche, die Kanzel und den Hochaltar beziehen.

Um das Wichtigste vorwegzunehmen: der Meister der Kanzel und des Hochaltars ist nicht wie vermutet Franz Xaver Feichtmayr, sondern der Bildhauer von Kellmünz: Stephan Luidl (1714-1772).

„Ausgabgelt den Kirchenbau betreffend

Der Anfang damit ist gemacht worden anno 1755 unter der Regierung der Hochwürdigten Frauen Mariae Franciscae von Gall.

Erstlich dennen Holzmacher das Holz zue dem Gerüst und anderen zue fallen bezalt	85 fl 58 xr
Anno 1755 in der Passionwochen ist das Gerüst in der Kürchen aufgericht worden und gleich nach Osteren in dem vorderen Chor an- Gefangen worden. Dem Herr Feuchtmayer Stuckador von Augspurg laut Accord für sein Arbeit und Discretion bezalt	1376 fl 22 xr
Dem Herr Dieffenbrunner Maler in fresco von Auespurg für das lange Haus ober und untern Chor laut Accord bezalt	1200 fl
Item ihme für die 12 Apostel samt Discretion für alles bezalt	356 fl
Dem Bildhauer von Kellmünz für die Canzel, 3 Chorgätter und Aufsätzl auf dem Nebengang bezalt	452 fl 54 xr
Dem Schreiner und seinen Gesellen für die Canzel und anders bezalt	106 fl
Dennen Maler, so die Stuckador, auch die 3 Chorgätter und Aufsätzl auf dem Nebengang verguldet und gefasset, für ihre Arbeit bezalt	327 fl 3 xr
Dem Uhrenmacher von Ochsenhausen für das neue Zeigwerk bezalt	64 fl 24 xr
Dem Orgelmacher von Ochsenhausen für Abheb- und Wideraufsetzung der Orgel zalt	18 fl 36 xr

Dem allhüesigen Maurermeister Nicolaus Rüeff und seinen Gesellen bezalt	1413 fl 26 xr 6 hlr
Dennen Handlangeren bei dennen Maurer und Maler in 2 Sommer bezalt	339 fl 3 xr 4 hlr
Dennen Zimerleut allhier namens Meister Joseph Schilling und seinen Gesellen für 2 Sommer bezalt	635 fl 37 xr
Dem Glaser von Kellmünz mit 5 Gesellen in 2 Sommer für ihr Arbeit bei dennen Kirchenfenster und Gatter bezalt	192 fl 29 xr 4 hlr
Dem Spengler von Erolzheim die Fenster mit Blech zu versichern und den Knopf am Glockenturm zue renovieren	39 fl 40 xr
Uner Closterschmid die Ramen zue dennen Fenstern zue machen hat verdinnet	310 fl 51 xr
Dem Schlosser auch für sein Arbeit bei den Fensterrahmen bezalt	106 fl 12 xr
Dem allhüesigen Secger für Öl schlagen und Seegerlohn bezalt	158 fl 46 xr 4 hlr
Die ganze Summa, was in beiden Sommer, so man an der Kürchen gebauet hat, dennen Künstler und Handwerksleuten bezalt, machts	7183 fl 23 xr 2 hlr

Ausgabgelt umb Materialien, so zue dem Kürchenbau anno 1755 und 1756, nemlich so lang man daran gebauet hat, bezahlet worden.	
Erstlich für 46 Faß Gibs, das Faß à 32 fl, zalt	560 fl 31 xr 6 hlr
Für 2284 Mittle Kalch, das Mittle à 11 xr 4 hlr dem Kalchbrenner von Sinningen	646 fl 48 xr
Dem Züegler von Pollsparg für 14528 Maurstain bezalt	553 fl 5 xr
Den Stainmezen von Aichstätt für 3500 weiße Stain zum Kirchenpflaster, das 100 à 16 fl, samt ihrem Lohn	632 fl 27 xr
Für 14 000 große helle Fensterscheiben, das 1000 à 15 fl 15 xr, bezalt	216 fl 54 xr
Für 168 englisch Blockzinn, den Centner à 51 fl, und 750 Stockblei à 12 f nacher Memmingen bezalt	181 fl 48 xr
Für Dratt zue denen Fenstergätter und für die Stuckador nacher Memmingen bezalt	164 fl 37 xr 4 hlr
Für Pemsel für die Stuckador und für die Maurer bezalt	40 fl 51 xr
Für 128 Buech Feingold, dass Buech à 2 fl 45 xr, und 2 Buech Feinsilber à 48 xr zue Vergoldung der Stuckadorarbeit und der Chorgätter	453 fl 21 xr
Für unterschiedliche Farben zum Fassen	209 fl 14 xr 4 hlr
Für die Blech zue dennen Fenster	58 fl 36 xr
Dem Wirt zue Münchhöfen für 1763 Eisen und 20 ½ Fässle Nägel	1086 fl 9 xr 4 hlr
Für 2 Nußbäum nacher Marchdorf zue dem Decke an die Canzel	17 fl 18 xr
Für Sandsüb für die Maurer	4 fl 46 xr
Für 1 Centner Laim zum Vergulden	36 fl 46 xr
Für unterschiedliche Discretionen, Trinkgelter, Haber zue Füehrwerken, auch Zöhrungen	375 fl 55 xr
Für Kost, Essen und Trinken der Stuckador, Maler, Bildhauer, Glaser etc.	1014 fl 30 xr
Das Holz, so darzue gebraucht worden, als 550 Seegstück zu .Dillen, Bretter und Latten, item 68 Stück winddürre Bäumle und Stangen zue Gerüstholz und Schrägen, item 33 Baustuck und 30 Gerüststangen, dis Holz alles zusammen im allergeringst und leichtesten Preis tut an Gelt	1656 fl
Die ganze Summa für Materialien zue dem Kirchenrenovationsbau ist zusammen	7909 fl 38 xr 6 hlr
Dennen Künstlern etc.	7183 fl 23 xr 2 hlr
Tut in Summa	15093 fl 1 xr

Anno 1756 auf das Fest unserer 2 heiligen Kirchen- und Schutzpatronen Cosmas und Damiani ist das Gerüst wider vollkommen aus der Kirchen getan und der ganze Bau geendet worden.

Anno 1762

hat die Hochwürdig Gnädige Frau Maria Alexandra den neuen Hochaltar machen lassen und dem Bildhauer von Kellmünz und denen Schreiner dafür bezalt	382 fl 21 xr
Item die Antependien für die Aposteltäg auf alle Altar machen lassen und dafür bezalt	68 fl 42 xr
Item für neue Blumenstöckle zue vergulden zu kleinen Maielen	5 fl 14 xr
Summa	456 fl 17 xr

Anno 1763 hat die Hochwürdig Gnädige Frau Maria Alexandra den Hochaltar fassen lassen und dem Maler Hans Michel und Erhard mit Einschluß alles Golds und Farben, auch für ihr Arbeit bezalt	685 fl
Item ihnen für die Canzel zue fassen samt Gold und Farben bezalt	325 fl
Item dem Bildhauer von hier Joseph Mayer für die Docken zue den neuen Kirchenstüehl, welche dis Jahr gemacht worden, bezalt	63 fl
Item für schwarzes Tuech zue dem großen neuen Baartuech bezalt	39 fl 22 xr
Item dem Bortenwürker für Quasten zu dennen neuen Fahnen bezahlt	15 fl 20 xr
Item für weißen Spitz zue Alben und Altartüecher samt einer neuen Alb bezahlt	60 fl 20 xr
Summa	1188 fl 2 xr

Erhaltene Zeugen des geistlichen Lebens und der vom Barock geprägten Frömmigkeit der Gutenzeller Zisterzienserinnen sind neben der berühmten Barockkrippe mit acht möglichen Darstellungen und rund 200 Figuren auch die zwischen 1698 und 1765 aus den römischen Katakomben erworbenen „heiligen Leiber“; das Sammeln und die glanzvolle Verehrung römischer Märtyreriiber entwickelte sich ja gerade im Barock zu einer beinahe mit Leidenschaft gepflegten religiösen Modesache. 1698 wurde so der Leib der Hl. Justina erworben, 1729 die Leiber der Hl. Alexander und Hyacinth, 1730 die Häupter der Hl. Severin und Victorin und 1765 schließlich, mit als Abschluß der barocken Neugestaltung, der Leib der Hl. Christina. Vom Generalkapitel des Zisterzienserordens wurde das Fest der Hl. Justina 1699 auf den 1. Sonntag im August gesetzt; 1739 erteilte der General-abt die Erlaubnis, das Fest der Hl. Justina wie auch aller anderen in Gutenzell ausgesetzten heiligen Leiber, Häupter und. Reliquien an diesem Tage zu feiern. Das „Leiberfest“ wird auch heute noch begangen: weiter-wirkende Kraft barocker Tradition.

Von der Überführung des Leibes der Hl. Christina - 1764 wurden bereits 209 fl 7 xr für Samt, Flor, Schmuck und Goldfaden „Zue dem neuen heiligen Leib“ ausgegeben - berichtet das „Baubüchel“:

„Ausgabgelt in die Kirchen anno 1765

Den 5ten Februar hat die Hochwürdig Gnädige Frau Maria Alexandra den Franz Koller mit seinem Weib und den Brueder Joanes, 1 Clauer bei Regensburg, die 2 erste wie Pilger kleiden lassen, alle 3 nacher Rom geschickt, den heiligen Leib der heiligen Martyrin Christina abzuholen, und disen 3 Personen für Zöhrung Gelt geben	115 fl
Dem Herrn Pater Fideli von Heilig Cruz von Augspurg, so uns disen heiligen Leib procuriert hat, für unterschiedliche Unkosten und Discretionen zue Rom und sonst bezalt	104 fl
Den heiligen Leib von Augspurg zue bringen, für Zöhrung bezalt	10 fl
Herrn Generalvicario zu Augspurg für die Authentica und anderes bezahlt	13 fl 28 xr
Den 28ten Mai am heiligen Pfindstienstag zue Mittag um 12 Uhr seind unsere 2 Pilger mit dem heiligen Leib von Rom huer ankommen und von huer aus mit Cruz und Fahnen under Zusammenleutung aller Glocken von unserem Herren Pater Beichtvatter Alexander Köslter und Herren Pater Pfarrer Remigio Wolff und unserer ganzen Herrschaft processionaliter abgeholt, der heilige Leib aber vom tit. Herren Pater Beichtvatter in die Kirch herein getragen und auf das sogenannte Cruzaltärl oder St. Justina-Altärl beigesetzt worden. So bald aber der heilige Leib in der Kirchen ankommen, hat das gesamte Convent auf dem Chor das Te Deum Laudamus mit der Orgel solemmiter abgesungen, under welchem beständig fort zusammengelitten und die Böller wie under der Procession abgeschossen worden. Nach geendigtem Te Deum etc. hat tit. der Herr Pater Beichtvatter eine kurze Anred gehalten und unsere neue heilige Schutzpatronin im Namen aller gar schön hergegrüßet, und dise Cérémoni für dismal beschlossen worden etc.	
Darnach aber, nachdem der heilige Leib von dem Herrn Ignati Förhölz, Bildhauer in Augspurg, ist gestelt worden, hat man gleich den Anfang gemacht, den heiligeu Leib zue fassen etc. und darzue bezalt	
Erstlich dem Ravenspurger für dopelt Gold, Blatt und anderes bezalt	51 fl 13 xr

Dem Herrn Baur, Goldschmid zue Augspurg, für das Schwert und Beschläg, Stein zue St. Justina fassen und den Schein zu vergulden	67 fl 50 xr
Dem Maler Hans Michel für die Laberen, den Schild zue malen und die Knöpf zue vergulden etc. bezalt	17 fl 30 xr
Für die Gläser in die Sarch nacher Memmingen	22 fl 30 xr
Für 2 Facklen zue der Procession nacher Biberach bezalt	4 fl 38 xr
Für 1 Centner Pulver zue der Translation	39 fl 4 xr
Dennen Musicanten vom Gottshaus Rot wegen der Music bei der Procession Discretion geben	29 fl 36 xr
Item dennen 6 Musicanten von Orsenhaussn wegen der Music bei der Procession Discretion	28 fl 48 xr
Summa	501 fl 37 xr

Die 1755 begonnene barocke Neugestaltung wurde zwischen 1765 und 1769 durch die Erstellung fünf neuer Altäre und des Ölbergs zum Abschluß gebracht; dazu kam als größere Baumaßnahme noch der durch die Stiftung einer neuen Glocke bedingte Neubau des Dachreiters. Damit hatte die Kirche - von geringfügigen späteren Änderungen abgesehen - ihre bis heute bewahrte Gestalt erhalten.

„Anno 1765

hat die Hochwürdig Gnädige Frau Maria Alexandra die 2 neue Altär der heiligen Justinae und Christinae machen lassen und dem hüesigen Bildhauer Joseph Mayer für beide bezalt	154 fl
Dem Maler Antoni Erhard für das Fassen samt Gold und Farben bezalt	170 fl
Dem Gnädigen Herren für Weihung diser 2 Altär verehrt 12 Ducaten	60 fl
Dem Herrn Pater Secretari, Cammersecretari und Bedienten verehrt	20 fl
Es seind auch dises Jahr der Muettergottes und St. Josephs Altär ganz neu gemacht worden von Herrn Ignati Föhrhölz, Bildhauer in Augspurg, welcher die Schreiner- und Fassarbeit übernommen und ihme dafür bezalt worden 500 fl; für seine Arbeit aber hat er nichts begehrt, weil er solche der heiligen Christina geopferet hat.	
NB. Zue disen 2 Altär der Muettergottes und St. Joseph hat die Hochwohlgeborne Frau Maria Barbara verwittibte von Sättelin geborene von Gall, unserer Hochwürdig Gnädigen Frauen selig Mariae Franciscae von Gall Frau Schwester selig, all ihr Silber vermacht, aus welchem erlöst worden	547 fl 27 xr.
Mithin seind diese Altär von disem Gelt bezalt worden und das Gottshaus nichts darzue bezahlen dürfen. Item hat ebendise Frau von Sättelin selig ihren Geschmuck von Carniol und schönen gueten Berlen der heiligen Christina vermacht.	
Dem Herrn Guldin von Memingen Fuehrlohn für die 2 Altär von Augspurg bis auf Memmingen bezalt	20 fl 48 xr

In eben disem Jahr hat der Wohledle Herr Johann Baptist Klauber, Kupferstecher in Augspurg, aus guetem Willen dem Gottshaus die neue große Glocke zue Augspurg gießen lassen. Dise haltet im Gewicht 1155 Augspurger Gewicht das à 48 xr bezahlen müssen, tut der Centner 80 fl, tut also die ganzen Glocken zu-sammen an Gelt 924 fl. Daran hat ernanter Herr Klauber bezalt 700 fl, und an anderen Unkosten als Weihung, Bossierung etc. hat er noch bezalt 35 fl 34 xr.

Das Gottshaus aber hat noch dafür bezalt	200 fl
Item dem Guldin von Memmingen, welcher die Glocken von Augspurg bis dahin geführt, Fuehrlohn bezalt	10 fl
Dise Glocken ist den 19ten August als am Vorabend des Fests unsers allerheiligsten Vatters Bernardi hier ankommen und am Freitag darnach als dem 23ten August das 1te Mal die Schidung darmit gelitten worden.	
Für den Schwenkel, Schild und Schrauben zue der großen Glocken dem hüesigen Hammersehmid bezalt	35 fl 23 xr
Wegen diser neuen Glocken bat müeßen der neue Kirchenturm gebaut werden; dafür ist bezalt worden wie folgt:	
Erstlich dem hüesigen Maurermeister Thadeus Rüeff für sein Arbeit laut Accord bezalt	200 fl
Dem hüesigen Zimmermeister laut Accord für sein Arbeit am Glockenstuehl und Stellage zum Turnbezalt	140 fl
Dem Spengler für sein Arbeit an der Kupel bezalt	76 fl 11xr
Dem Herrn Baur, Goldschmid von Augspurg, den Knopf und neue Zeigwerk zue der Uhr zue vergulden 105 fl 20xr; daran hat er der heiligen Christina geopferet 30 fl ist ihme also noch bezalt worden	75 fl 20 xr
Den Knopf hin und her zu führen Fuehrlohn	1 fl 48 xr
Dem Kupferschmid von Ochsenhausen für den Knopf und Zeiger zue dem Uhrblatt bezalt	24 fl 30 xr
NB. Der Knopf ist gemessen worden und haltet 10 Mezen oder 2 Viertel 2 Mezen Roggen Memminger Meß.	
Dem Züegler von Pollsperg für 4300 Maurstein zum Turn bezalt	57 fl 16 xr
Für Weißblech zue der Kupel 4 Fässle à 49 fl nacher Memmingen bezalt	187 fl
Für 40 englisch Zinn à 40xr bezalt	26 fl 40 xr
Für 11 Blei à 12 xr bezalt	2 fl 12 xr
Für Nägel zue der Kupel bezalt	4 fl 28 xr
Dem Uhrenmacher von Biberach für das neue Schlagwerk zue der Uhr und großen Glocken bezalt	100 fl
Dem Brueder Bernard Uhrenmacher zue Kaisersheim wegen Einrichtung der Uhr und Schlagwerks Discretion	30 fl

Anno 1766

hat die Hochwürdig Gnädige Frau Maria Alexandra das Communicantengätter in die Kirchen machen lassen und darzue für Eisen bezalt	108 fl 22 xr 4 hlr
Dem Schlossergesellen, so daran hat helfen arbeiten, für 56 Wochen à 52 xr	52 fl 32 xr
Dem Maler von Erolzheim das Gatter zu fassen und vergulden per Accord	40 fl
Dem hüesigen Bildhauer für 6 Bilder an die Pfeiler zue schnitzlen à 6 fl bezalt mit der Discretion	38 fl 24 xr
Dem Maler dise Bilder zue fassen, auch Gold und anderes beizuschaffen, à 5 fl mit Discretion bezalt	34 fl 48 xr
Item dem Herrn Faber an einem Stuck Taffet von der Frau von Sättelin selig gegen einem Trap d'or zue einem Meßgewand noch aufgeben	9 fl
Item ihme für 35 Lot goldene Borten darzu, das Lot à 2 fl 24 xr, bezalt	84 fl
Item dem Herrn Faber für 15 ¾ Stab geflamt und geblumeten Taffet zue Antipendium auf alle Altär, den Stab à 4 fl 20xr	68 fl 15xr
Item ihme für den neuen Talar zue dem heiligen Hyacinth 3 Stab Stoff à 8 fl 30 xr bezalt	25 fl 30xr
Item ihme für 10 Stab weißen Stoff zue einem Antipendium zum Hochaltar und Muettergottes-Rock, den Stab à 11fl bezalt	110 fl
Item für 9 Lot 1 Quintl Goldborten, das Lot à 1 fl 54 xr bezalt	17 fl 16 xr
Item nacher Augspurg für neue Opferkänthe samt dem Becket ber Abzug der alten noch bezalt	7 fl 50 xr
Für 2 neue Blumenstöck zue vergulden dem Maler bezalt	8 fl
Summa	603 fl 57 xr 4 hlr

1769

Für den Herz-Jesu-Altar dem Herr Verhelz von Augspurg bezalt	400 fl
Item für den Ölberg	100 fl
Für den Ölberg zu fassen	20 fl
Für die Kleider zu denen Personen	36 fl 6 xr
Für Fuehrlohn von Augspurg bis hier	12 fl
Dem Glaser für Gläser zum Herz Jesu-Altar	3 fl 24 xr

1770

Dem Maler Jacob wegen der Herz Jesu-Cappel	8 fl
--	------

Wenn die Gutenzeller Kirche heute einer der wohl schönsten spätbarocken Sakralräume Oberschwabens ist, der auch jetzt noch etwas vom Geiste derer, die hier aber 600 Jahre Gott dienen, verspüren lässt, so seien über ihrer Leistung als Bauherr und Auftraggeber doch alle die vielen - vom Mörtelrührer und



Tagelöhner über die Handwerker und Künstler bis hin zum Architekten - nicht vergessen, die mit ihrer Hände Arbeit, aber auch in der Kraft ihres Glaubens zu diesem Werk beigetragen haben: erst dieses Zusammenspiel ließ Gutenzell zu einem der Wunder des oberschwäbischen Barock werden.

5. Jahrgang – Heft 2 – Seite 21

## Alte Urkunden sprechen zu uns

### Streiflichter über alte Handwerker-Dokumente des Städt. Heimatmuseums Laupheim

Von Josef Braun, Laupheim

Das Heimatmuseum im „Kleinen Schlöble“ innerhalb der Schloßanlage Groß-Laupheim zählt zu seinen Beständen eine Reihe alter Handwerkerurkunden aus dem 18. bis in die Mitte des 19., auch noch solche aus den Anfängen unseres Jahrhunderts. Es handelt sich dabei um Gesellen- und Meisterbriefe, ausgestellt von den Königlichen Oberämtern Wiblingen und später Laupheim, um Arbeitsbescheinigungen, Wanderbücher, ein „Prüfungs-Protokollheft über die Tüchtigkeit des Lehrlings zum Gesellen“, um auswärtige Sterbeurkunden, um einen „Gautsch-Brief“ des Buchdruckerhandwerks zu Anfang unseres 20. Jahrhunderts u. a.

Man maß einstens schon dem streng angelegten Befähigungsnachweis des Junghandwerkers zum Gesellen und Meister eine besondere Bedeutung bei. Entsprechend anschaulich und sinnvoll war die Gestaltung der verliehenen Dokumente. So besticht der für den Mauregesellen Karl Wörz aus Laupheim ausgestellte Lehrbrief von 1859 durch eine große, handkolorierte Lithografie, das geschäftige Tun und Treiben an einer Neubaustelle aufzeigend, von Blattrankenwerk umrahmt.

Das Prüfungs-Protokollbuch der Schneiderzunft Laupheim, angefangen im Jahr 1834, zählt bis 1862 die einzelnen Prüfungsthemen auf, deren Beantwortung dem Kandidaten auferlegt wurde. Josef Geiselman z. B. wurde 1835 aufgegeben: „Wie eine glatte Naht zu verfertigen sei und wie ein Rockkragen samt dem Revers bearbeitet werden müsse; Zeichnung von Beinkleidern und Weste“; für den Lehrling durchaus keine leichte Aufgabe.

Verschiedene Meisterbriefe zeigen als Schmuckmotive Ortsdarstellungen, so das Stuttgarter Königsschloß, eine Ulmer Stadtansicht oder den damaligen Marktflecken Laupheim, der jedoch schon 1845 Sitz des Oberamts geworden war. Der am reichsten verzierte Meisterbrief, der anno 1854 dem Josef Bretzel, Bürger zu Bihlafingen, das „Meisterrecht der Schreinerprofession“ erteilte, ist eingerahmt von den Wappen der 64 württembergischen Oberämter. Ist bekrönt vom Wappenbaldachin des Königreichs Württemberg und trägt als interessanten Blickfang die idyllische, 1845 lithografierte Panoramaansicht Laupheims gegen Westen hin. Der älteste Meisterbrief wurde 1834 vom Oberamt Wiblingen dem Schneidergesellen Melchior Biber, Laupheim, verliehen.

Ein besonderes Kapitel alten Handwerker-Brauchtums war die Wanderschaft, die „Walz“ der Gesellen, die im deutschen Liedgut so romantisch verankert ist. „Erinnert sei an „Muß i denn zum Städtele naus“, „Das Wandern ist des Müllers Lust“, „Auf, du junger Wandersmann“, „Es ist ein harter Schluß, weil ich aus Frankfurt muß“ u. a. Während dieser Wanderzeit sich fremden Wind um die Nase wehen zu lassen und fremdes Brot essen zu müssen, war eine außerordentlich berufs- und persönlichkeitsbildende Einrichtung im früheren Handwerkerleben. Der Geselle führte als Ausweis das Wanderbuch mit sich, in das er sich die Etappen seiner Reise und die Arbeitsaufenthalte eintragen ließ, wo er sich Zehrgeld für die weitere Walz verdiente. Das bei S. Oetinger in Laupheim gedruckte Wanderbuch des Bierbrauers Ignaz Haffner aus Bronnen, Oberamt Laupheim, enthält ab 1857 viele Stempel von Gemeindebehörden, die er unterwegs besuchte.

Übrigens leben heute noch betagte Mitbürger unter uns, die in jungen Jahren den Wanderstock in die Hand und die Straße unter ihre Füße nahmen, um ihr Glück in der Fremde zu versuchen. So durchquerte der Laupheimer Schreinergeselle Otto Volz, Geburtsjahrgang 1893, auf der Walz in den Jahren 1912 bis 1914 Deutschland, wanderte rheinabwärts, kam bis Hamburg, besuchte auf dem Rückweg Städte wie Berlin, Dresden, München usw. und musste bei Ausbruch des 1. Weltkrieges sofort als Soldat einrücken. Sein Wanderbuch und sein Wanderstock, in den eine lange Reihe von Ortsnamen eingegraben sind, weisen die ausgedehnte Wanderroute aus.

In einem Dokument vom Jahr 1790 finden wir das Arbeitszeugnis für den Müllergesellen Johannes Kleiner aus „Gros-Laupheim“. „Die geschworenen Vor- und andere Meister des Löblichen Handwerks der Müller in dem Hochfürstlich Thurn- und Taxisschen Flecken Dürmentingen an der Kanzach bescheinigen dem 25jährigen Gesellen Kiemer, daß er ¼ Jahr lang, treu, fleißig, still, friedlich und ehrlich, wie einem jeglichen Handwerksgesellen, gebühret“, sich verhalten hatte.“

Daß man aber ob der Romantiksphäre über die Walz nur allzu leicht die andere, weniger freundliche Seite der Medaille übersieht, das belegen zwei Urkunden, die zur Sammlung „Handwerkerschriftstücke“ des Laupheimer Heimatmuseums gehören. Die Wanderschaft durch Deutschlands Gaue und darüber hinaus bei Wind und Wetter ohne wasserabweisende Kleidung, das Nüchternen in oft genug notdürftigen Lagern, auch mangelnde Verköstigung bargen auch für junge Burschen gesundheitliche Gefahren in sich.

Für zwei Wandergesellen zum Beispiel aus alten Laupheimer Geschlechtern wurde die Walz eine Reise in den Tod. Der Sattler Josef Haisler (Häusler) von Laupheim starb anno 1806 in Preßburg (heute Bratislava/Tschechoslowakei). Die entsprechende, nach Laupheim übermittelte ausführliche Sterbeurkunde lautet im Originaltext: „Daß in unserm Kloster und Kranken Saale der W. W. E. E. Barmherzigen Brüder, Namens Joseph Haisler ein Sattler von Laupheim im Reich gebürtig, katholischer Religion, ledig, den 17-ten Juny ano 1806 angenommen; obschon mit all erforderlicher Liebesbedienung und Arzneien versehen, den-noch zu seiner vorigen Gesundheit nicht habe gelangen können; daher nach einer Krankheit, welche ein Nervenfieber war, nach Empfang aller hl. Sakramente,

den 26-ten Juny 1806 in dem Herrn entschlaffen, seines Alters 22 Jahre, auch allda zur Erde bestattet worden ist. Solches bezeuget gegenwärtige Klosterfertigung. Preßburg, den 5-ten July ano 1806, Fr. Franciscus Strazek. Conv. P. t. Prior (Unterschrift); Fr. Solentinus Ullrich, Conv. p. t. Infirmarius (Unterschrift).“

Und die Freie Hansestadt Bremen wurde im Jahre 1868 für den Tischler Martin Eble aus Laupheim letzte Station seines jungen Lebens. Die Sterbeurkunde wurde von der „Polizei-Direction Bremen“ ausgefertigt, und gleichzeitig wurden 44 Gulden eingefordert für „Cur-, Verpflegungs- und Beerdigungskosten aus dem Vermögen des Verstorbenen, event. dem seiner Erben“. Der Nachlaß des Verstorbenen wurde mit Verzeichnis den Erben zur Verfügung gestellt.

Ein Blick noch auf Handwerkerschriftstücke zu Anfang unseres 20. Jahrhunderts. Allgemein bekannt sein dürfte der jahrzehntlang ausgestellte Meisterbrief, von den Handwerkskammern verliehen. Die um den Alt- und Jungmeister versammelte Personengruppe gefällt durch ihre Klarheit und Aussagekraft. Demgegenüber wirkt der Meisterbrief unserer Tage, nur im Ornamentlettern-Drucksatz gestaltet, sehr bescheiden und nüchtern.

Eine originelle, heitere, berufsinterne Urkunde, basierend auf dem alten Buchdruckerbrauch, stellt der „Gautsch-Brief“ für einen jungen Laupheimer Vertreter der Gutenbergschen Kunst dar. Hier wird dem „Schwarzkünstler“ anno 1924 bestätigt, daß an ihm die „Wassertaufe“ durch seine älteren Berufskollegen voll zogen wurde als spürbarer Übergang vom Lehrling zum Gesellen.

Der alte Grundsatz „Handwerk hat Goldenen Boden“, wie er aus alten Dokumenten herausleuchtet, hat wohl auch heute noch Gültigkeit. Allerdings muß er mehr von der fachlich-technischen Seite her als von der materiellen gedeutet werden, in einer Zeit, da der industrielle Großbetrieb sich längst gegenüber dem handwerklichen Mittel- und Kleinbetrieb breit gemacht hat, handwerkliches Brauchtum weitgehend schon der Geschichte angehört und von dem sich die junge, heutige Handwerkergeneration weitgehend gelöst hat.

5. Jahrgang – Heft 2 – Seite 23

## Der Volkskundler Michael R. Buck

Von Prof. Dr. Karlheinz Schaaf, Weingarten

Wenige Wochen nach dem Tod Michael R. Bucks erschien in der damals renommierten Fachzeitschrift „Alemannia“ ein Nachruf auf den Verstorbenen. Er stammte von dem Germanisten und Volkskundler Anton Birlinger, dem Herausgeber dieses wissenschaftlichen Periodikums. Birlinger kannte Buck seit den

gemeinsam verbrachten Tübinger Studentenjahre und war mit ihm zeitlebens freundschaftlich - bisweilen auch in kritischer Auseinandersetzung - verbunden. Der Nachruf ist demnach mehr als eine wohlfeile Pietätsgeste. Da heißt es u. a.: „Bucks ganzes Leben war nur eine Kette von Arbeiten. Was Zeit er seinem Beruf abgeben konnte, verwendete er auf Volkskunde, Sprachforschung, und zwar nach streng wissenschaftlicher Methode. Und wenn er auch einmal dagegen verstieß, so war nur die Überfülle des gesammelten Stoffes, der sich vor ihm auf türmte, schuld.... Buck wird mit jedem Jahre mehr Anerkennung in der Gelehrten Welt finden.“

Das Zitat ist für mich in zweifacher Hinsicht aufschlußreich. Zum einen gilt noch immer, was Birlinger zu den wissenschaftlichen Leistungen und dem Eifer des oberschwäbischen Arztes und Forschers sagte. Aber die Vorausdeutung traf nicht oder höchstens bedingt ein. Michael R. Buck hat vor allem Anerkennung als Dialektdichter erfahren, dessen „Bagenga“ sich durch sprachliche Feinfühligkeit, Originalität und poetische Qualität auszeichnen.

Den Volkskundler Buck beachtete und beachtet man daneben viel zu wenig.

Zum andern steht der Hinweis auf die zunehmende Wertschätzung durch die Gelehrtenwelt in gewissem Widerspruch zu der Absicht, die Buck mit seinen Veröffentlichungen verfolgte. Er wollte nämlich nicht allein Fachleute ansprechen. Zu seiner Zielgruppe gehörten auch „gebildete Bürger“, wie er sie nannte, eben - ohne Ansehen der sozialen Schicht - alle, die sich für Volkskultur interessierten. Als Beleg dafür zitiere ich eine Passage aus einem Brief Friedrich Theodor Vischers. Buck hatte das Manuskript des „Oberdeutschen Flurnamenbuchs“ abgeschlossen, war jedoch unschlüssig, welchen Titel er der Arbeit geben sollte. Deshalb bat er den Stuttgarter Gelehrten um Rat und Vorschläge. Vischer gab in der für ihn bezeichnenden Weise Bescheid: „... es will mir nichts Rechtes einfallen; was mit gleich im Sinn kam und an was ich herumprobire, das ist humoristisch und Humor auf dem Titel geht doch kaum bei einer wissenschaftlichen Studie -: Flurschütz! Z. B. ‚Der denkende Flurschütz. Ein Geleitsmann für Freunde der Namenforschung. Von ...‘ Im Vorwort dann eine humoristische Wendung ‚er schießt nur auf Namen‘ etc. Aber, um das ‚Oberdeutsch‘ hineinzubringen: Der oberdeutsche Flurschütz (oder ohne Artikel: Oberdeutscher Flurschütz etc.). Um das Wandern beizubehalten, etwa auch: ein Geleitsmann für wandernde Etymologen. Da mir doch die Skrupel gegen Humor nicht aus dem Kopf wollen, so möchte ich immer wieder für Ihre Form stimmen; Oberdeutsches Flurnamenbuch; allein etwas Lebendiges möchte man immer dazu, u. das liegt in Ihrem ‚Geleitsmann‘; jedoch mir scheint, ‚Geleitsmann‘ könne man nicht gut zu ‚Buch‘ setzen, u. dieses Bedenken wirft mich immer wieder auf den Flurschützen zurück.

Grüße ich noch länger, so verspätet sich meine Antwort immer mehr, u. so bleibt mir nichts, als Ihnen meinen Flurschützen zum weiteren Überdenken, Zututzen, Sieden oder Braten zugehen zu lassen ...“ Buck notierte dann auf der Rückseite dieses Briefes:

Oberdeutsches Flurnamenbuch  
ein  
Nimm-Mich-Mit  
für  
gebildete Wanderer  
von Dr. M. R. Buck

Ein gutes Jahrzehnt vor dem Briefwechsel mit F. Th. Vischer hatte Buck die gleiche Intention formuliert. Im Vorwort zu dem Buch „Der Bussen und seine Umgehung“ (1868) schrieb er: „zum Gebrauche der Besucher unseres Berges und zur Belehrung für seine Umwohner...“.

Auf der Hintergrundfolie solcher Belege (sie ließen sich erweitern) dürfte deutlich geworden sein, wie wir den Volkskundler Michael R. Buck einschätzen sollen. Als einen, der neben seinem Beruf die oberschwäbische Volkskultur wissenschaftlich erforscht; aber auch als einen, der - durch seine beruflichen Erfahrungen motiviert - die Ergebnisse der Forschung möglichst vielen Interessenten vermitteln wollte. Ich kann und will also mit diesem Beitrag keine fachorientierte Denkmalspflege betreiben. Es geht mir darum, der Eigenart des Volkskundlers Michael R. Buck gerecht zu werden. Damit verbinde ich den Versuch, aufzuzeigen, in welchem Maß seine Forschungsmethoden heute noch aktuell sein können.

## I.

Zu Bucks Lebzeiten waren die Spannungen zwischen Unter- und Oberländern immer noch spürbar. Das Königreich Württemberg bildete im Selbstverständnis der regionalbewußten Bevölkerung keineswegs jene Einheit, die landespolitisch programmiert worden war. Dazu kommt, daß die Lage der Universität Tübingen bei der Kulturforschung eine besondere Rolle spielte. Die Fachgelehrten wandten sich - verstehbarerweise - dem Nahen und Nächsten zu. Deshalb blieb die Region zwischen der oberen Donau und dem Bodensee weithin außerhalb des Interesses. Buck kannte und erkannte dieses Manko. Es war für ihn sicher auch ein Grund, die Erforschung oberschwäbischer Volkskultur anzugehen und voranzutreiben. Von seinem Ertinger Jugendfreund Franz Binder, dem Redakteur der „Historisch-politischen Blätter“ in München, wurde er darin bestätigt. Damals war die Beschreibung des Königreichs Württemberg, herausgegeben vom statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart, erschienen.

Binder monierte die „Lückenhaftigkeit“, die er beim Lesen des Kapitels über den schwäbischen Volkscharakter festgestellt hatte. Er schrieb an Buck: „... am kürzesten ist dabei Oberschwaben weggekommen, aus dem einfachen Grund, weil diese Altwürttemberger es nicht genau kennen. Da habe ich an Dich gedacht; Du solltest einmal eine verläßlichere Charakteristik von Oberschwaben schreiben und etwa nach Stuttgart für eine dortige Zeitschrift einsenden. Die Oberschwaben müssen sich selber rühren, wenn sie vor den Unterländern zur Geltung und Ehren kommen wollen; sie sind immer noch wie ein Anhängsel betrachtet, während doch hier der schwäbische Grundstock ist. Auch der Dialekt ist in Oberschwaben (im Donaustrich) reiner und ächter als im Neckarkreis; das gesteht auch A. v. Keller zu in der mageren und trockenen Skizze, die er in dem erwähnten Werk über die Mundart entwirft.“ Franz Binder wußte, warum er seinen „alten Freund“ zu dieser notwendigen Arbeit anregte, ja aufforderte. Er kannte des Sammelband „Volksthümliches aus Schwaben“, den Buck gemeinsam mit Anton Birlinger herausgebracht hatte. Der Brief, aus dem ich eben zitierte, stammt vom 26. März 1865. Im Herbst des gleichen Jahres erschien das Büchlein „Medicinisher Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben. Eine kulturgeschichtliche Skizze von Dr. M. R. Buck“ (Ravensburg. Verlag der Dorn'schen Buchhandlung). Es enthielt Bucks ersten selbständigen Beitrag zur Erforschung oberschwäbischer Traditionen. Aufschlußreich für uns ist, daß er die Belege und Materialien zum weitaus größten Teil bei den Fahrten zu seinen Patienten gesammelt hat. Geschickt angelegte Gespräche mit den Kranken und deren Angehörigen bildeten eine außerordentlich günstige Voraussetzung dafür. Buck praktizierte also die Methode der Feldforschung, die man auch heute noch bei volkskundlichen bzw. kulturwissenschaftlichen Untersuchungen anwendet, ihre Ergiebigkeit ist unbestritten. Auf diese Weise kam die instruktive Darstellung von „Volksglauben und Volksaberglauben“ zustande. Das Erhebungsgebiet deckt sich mit den Einzugsbereichen der Buckschen Arztpraxis. Es sei nur erinnert an Munderkingen, Königseggwald, Hohentengen, Altshausen, Aulendorf und schließlich Ehingen/Donau.

Neben der Forschungsmethode verdient Beachtung, daß Buck die traditionsgebundenen Verhaltensweisen und Formen (z. B. „Die Heiler und Heilmittel“, „Sympathie“, „Hausapotheke“ usw.) vor den Hintergrund einer skizzenhaften „Charakteristik“ oberschwäbischer Lebensart und Besonderheit stellt. Er bemüht sich demnach, Volkskultur als Einheit zu erfassen und zu beschreiben. Für ihn besteht ein fundamentaler Zusammenhang zwischen den Überlieferungen unterschiedlicher Sinnrichtung und Ausdrucksqualität. Auch dieser Forschungsansatz hat bis in unsere Tage seine Gültigkeit behalten.

Dabei ist allerdings zu bedenken: wir haben es hier mit dem Erkenntnisinteresse eines „nebenberuflichen“ Wissenschaftlers zu tun, der - wie die Fachgelehrten - die Wirkungen geistes- und kulturpolitischer Strömungen erfahren hat. So spielt etwa in den einleitenden Kapiteln „Abstammung, Mundart, Körper und Geist, Feldbau, Thierzucht, Speis und Trank“ ... die oben angedeutete Spannung „Unterland - Oberland“ eine nicht zu übersehende Rolle. Buck wollte ja die Eigenart und das Selbstverständnis seiner Landsleute im engeren Sinn kennzeichnen. Ein bewußt länger gehaltenes Zitat mag dies belegen. Es stammt aus dem Kapitel „Körper und Geist“.

„In Übereinstimmung mit den Mundartgürteln gruppieren sich die Schwaben auch nach körperlicher Eigenthümlichkeit. Während die Niederschwaben schlanke, hagere, im Vergleich mit den Oberschwaben fast wadenlose Leute sind, die eine gewisse Zähigkeit und Ausdauer in Ertragung der Nöthen des Lebens vor den Oberschwaben voraus haben, ist dieser durchschnittlich größer, breiter, muskulöser, zum Beibehalten geneigt. Der Oberschwabe entwickelt im Heben von Lasten (Lupfen), im Tragen auf der Schulter und im Raufen eine Kraft und Gewandtheit, welche ihn vor seinem Unterländer Stammesgenossen wesentlich auszeichnet. Es ist

nicht zu verwerfen, daß der Unterländer diese körperliche Überlegenheit des Oberländers dessen fleischreicher Nahrung zuschreibt, denn besonders im mittleren Oberschwaben geht das Fleischessen in's Immense. Am meisten Fleisch und Speck wird in der Gegend um den Bussen vertilgt, weshalb die reisenden Handwerksburschen jenen Berg nicht ohne Witz den Speckbuckel nennen, um welchen für Leute ihres Gelichters gut herum zu reisen sei. ... Indessen hat das Fleischessen auch dort erst seit Mannsgedenken so stark zugenommen, da vor fünfzig, sechzig Jahren bei der damals üblichen Waidwirthschaft die Erzeugung so vielen Fleisches, wegen mangelnder Mästung, nicht möglich war. Jetzt ist an die Stelle der alten Waidwirthschaft ein rationeller Betrieb der Landwirthschaft getreten, und ist durch die guten Zeiten, das Aufhören der Lehnbarkeit, durch den gesteigerten Fleiß der Leute durchgängig eine Wohlhabenheit eingetreten, daß auch der ärmste Käffler jährlich sein Schwein schlachten kann.“

... „Was den Charakter der Oberschwaben anbelangt, so zeichnet er sich durch eine gewisse Noblesse, durch aristokratische Färbung, durch derbe Offenheit, ein gewisses zähes Festhalten am Althergebrachten, durch ein sehr empfindliches Rechts- und Ehrgefühl aus.“

Es wundert nicht, daß der Kontrast „Niederschwaben – Oberschwaben“ auch das Grundmuster für den Beitrag „Speis und Trank“ abgibt. Ich möchte hier auf entsprechende Belege verzichten. Stattdessen zitiere ich die Darstellung oberschwäbischer Eß-Traditionen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. „Um den Bussen, wo man auf Schmalz sehr viel hält, wird in nachstehender Weise gespeist; Frühstück: ein Pfanne voll schwäz mües, häbermues, mit einer Schichte flüssigen Schmalzes oder grube übergossen, dazu wird Sauerkraut aus der Stände gegessen. Hierauf folgt eine Suppe, oder Milch und Brod, oder Kaffee, oder auch alles zusammen. Zum ‚Neunebrod‘ werden im Sommer Milch und Brod oder Weißbier, Rettig, Kukkummern und Brod genossen, ferner Milch und Erdäpfel ‚in den Hosen‘. Über Mittag kommt mit Ausnahme der Fasttage, Jahr aus Jahr ein, alle Tage grün oder dñge Fleisch mit krouit im Winter, mit salät (Gartensalat) im Sommer auf den Tisch. Dazu ißt man knepfle, auch spetzle genannt . . .“. Die verschiedentlich erwähnte Kontrasttechnik läßt erkennen, daß sich Buck an der Maxime seines Freundes Franz Binder orientierte: „Die Oberschwaben müssen sich selber rühren, wenn sie vor den Unterländern zur Geltung und Ehren kommen wollen.“ Dies schließt jedoch kritische Anmerkungen und Stellungnahmen nicht aus. In dem Band, von dem hier die Rede ist, formuliert immer wieder der „Arzt“ M. R. Buck was er von bestimmten volkstümlichen Verhaltensweisen denkt. „Ohne Zweifel verursacht die große Anzahl von Geburten die hohe Zahl der Sterbefälle in Schwaben, da bei der besonders in Oberschwaben auffallend großen Kindersterblichkeit die hohen Ziffern der Statistik der Kinder-sterblichkeit zuzuschreiben sind. Ursache derselben ist die unzweckmäßige, naturwidrige, künstliche Auffütterung der Kinder, da fast in ganz Oberschwaben die Unsitte herrscht, den Neugeborenen die Muttermilch zu versagen. Wo die alten Hebammen, welche die Haupturheberinnen dieser mörderischen Kinder-ernährung sind, den Wahn hergenommen haben, daß die Weiber, welche ihre Kinder selbst stillen, an der Schwindsucht zu Grunde gehen und vor der Zeit ‚de lack‘ lassen, d. h. häßlich werden, ist mir unbekannt. . . Wenn dieser menschenmörderischen Dummheit nicht von der Kanzel herab Einhalt getan wird, werden alle Bemühungen der Sanitätsbehörden rein umsonst und ihre Verordnungen in alle Ewigkeit nur auf dem Papier stehen... Unser Volk läßt sich in seiner Hart-köpfigkeit höchstens durch den Machtspruch der Geistlichkeit von einmal angenommenen Meinungen abbringen.“

## II.

1861 erschien bei der Herder'schen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau, der erste Teil des zweibändigen Werkes „Volksthümliches aus Schwaben“. Das Titelblatt präzisiert, worum es hier geht: „Sagen, Märchen, Volksaberglauben. – Gesammelt und herausgegeben von Dr. A. Birlinger und Dr. M. R. Buck“. Die beiden Volkskundler kennzeichnen im Vorwort ihre Absicht. Sie entspricht dem Erkenntnisinteresse, das für kulturwissenschaftliche Arbeiten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts maßgebend war. Unschwer sind die Nachwirkungen aus der hoch- und späromantischen Epoche zu erkennen. Die Maxime hieß: Bewahren und Festhalten jener Überlieferungsgüter, die mit dem Aufkommen des technischen Zeitalters verloren zu gehen drohten. „Der Beruf. . . die innige Beziehung, in der wir durch unsere Geburt zum Volke stehen, das langjährige Studium einschlägiger Disciplinen gaben uns Mittel und Wege an die Hand, Vieles der unvermeidlichen Vergessenheit zu entreißen, was mit Rieseneile unwiederbringlich verloren gehen will. Vor dem Tageslicht der modernen Bildung sinkt das Uralte in den geheimnißvollen Schooß der Erde. Der Telegraph und die Tarnkappe vertragen sich nicht mit einander.“ Diese Einstellung zur Volks-kultur scheint lediglich für die Wissenschaftsgeschichte relevant zu sein. Aber wir verdanken ihr eine der bedeutsamsten Sammlungen von schwäbischen Sagen und Märchen. Aktuell ist darüber hinaus die Erhebungs- und Darstellungsmethode, die Birlinger und Buck im Vorwort charakterisieren. „Überdies glauben wir es unserem Volksstamme schuldig zu sein, dem Kulturhistoriker und dem Sprach- und Mythenforscher Denkmäler aus dessen Leben zur Würdigung zu bergeben, verhehlen es uns aber freilich auch nicht, daß wir eben damit die Verpflichtung übernommen haben, Alles, was wir aus dem Volksmunde gehört, spliternackt so wiederzugeben, wie wir es gehört, damit der Inhalt unseres Buches der unverfälschte Ausdruck seiner Tradition sei, soweit wir ihrer habhaft werden konnten.“ Ohne Überinterpretation läßt sich aus der Äußerung ableiten, daß Birlinger und Buck die Sagen, Legenden und Märchen in konkreten Erzähl-situationen hörten und sammelten. Heute nennt man dieses Verfahren „teilnehmende Beobachtung“.

Untersucht man die Texte, so zeigt sich: die Primärkennzeichen und der Duktus volkstümlichen Erzählens blieben bei der schriftlichen Fixierung weithin erhalten. Aber so „spliternackt“, d. h. unverändert, wie es das Vorwort ankündigt, sind sie dann doch nicht wiedergegeben worden. Dafür ein Beispiel.

„Nächtlicher Reiter mit dem Wetterhut. Ertingen. Einmal fuhr ein Urnähe mit seinem Weib von Mariaberg zurück, wohin er eine Tochter in das Kloster gebracht hatte. Da ritt über Stock und Stein die lange Nacht hindurch ein gespenstiger Reiter neben ihm über dem Straßengraben daher. Bald war er weit hinter dein Urnähe, bald weit vor ihm. Er trug etwas unter dem Arm, was die Urnähe für seinen Kopf hielt; der Urnähe aber sah deutlich, daß er einen breiten Hut auf dem Kopf trug. So öfter an dem Wägelein des ‚Nähne‘ vorbeiritt, fing er unbändig zu lachen an, und unter dem Wetterhut glühten ein Paar Augen wie Feuerkohlen. Erst bei dem Bildstöckle unweit Huldstetten blieb der entsetzliche, riesengroße Reiter zurück und sprengte seitab in's Teutschbuch. Der ‚Nähne‘, der dies erzählt, meinte, es werde der ‚Schimmelreiter‘ oder gar der ‚Deixel‘ selbst gewesen sein.“

Der volkstümlichen Sagentradition entspricht, daß sich der Erzähler auf eine „Autoritätsfigur“, den Urnähe; beruft. Damit wird der Anspruch auf Glaubwürdigkeit bis zu einem gewissen Grad eingelöst. Dazu gehören auch die prägnanten Ortsangaben. Aber M. R. Buck - aus seiner Sammlung stammt der Text - hat die mündlich vorgetragene Fassung verändert, indem er an Stelle des Perfekts das einheitssprachliche Erzähltempus, das Imperfekt, verwendet. Es mag sein, daß er sich bewusst oder unbewußt an der Schreibkonvention orientierte, die durch die Sagensammlung der Brüder Grimm weithin als Vorbild galt. Trotzdem hat Buck mit seinen Texten einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung oberschwäbischer Erzähltradition geleistet. Das heißt, er hat die breite Grundlage für die Arbeiten vieler Fachwissenschaftler geschaffen.

## III.

Es hieß Eulen nach Ertingen oder ganz allgemein ins Oberland tragen, wollte ich den Namenforscher Michael R. Buck mit einem ausführlichen Beitrag vorstellen und würdigen. Bereits die in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts veröffentlichten Aufsätze machen ihn als unbestrittene Autorität auf diesem wissenschaftlichen Terrain erkennbar. 1880 erschien sein „Oberdeutsches Flurnamenbuch, ein alphabetisch geordneter Handweiser für Freunde der deutschen Sprach- und Kulturgeschichte, namentlich auch für gebildete Forst- und Landwirthe“ (die 2. verbesserte Auflage wurde übrigens erst 1931 von Fritz Seuffer in Bayreuth herausgegeben). Neben seinen Studien zu schwäbischen und alemannischen Forschungsfeldern beschäftigte er sich auch sehr intensiv mit romanischen Benennungstraditionen und ihrer Problematik. Wichtige Ergebnisse konnte er in der Zeitschrift Alemannia (12. Band) unter dem Titel „Rätische Ortsnamen“ publizieren. In diesem Beitrag, den auch namhafte Romanisten hoch einschätzten, äußert er sich zu seiner Methode: „Die rätischen Ortsnamen mußten daher . . . stets an der Hand der Grammatik der rätoromanischen, Mundarten (im weiteren Sinne) untersucht und so in ihre ursprüngliche Form zurückgebracht werden. Hierbei kann man selbstredend der urkundlichen Zeugen, der Lesarten dieser Namen in den Diplomatarien nicht entraten. . . . Wo die Urkunden schweigen, müßten wir uns mit der Vergleichung analoger Formen in den nächstverwandten Idiomen behelfen und aus den Namen der Schwester-völker auf das zu untersuchende Objekt ein Licht zu werfen trachten.“ Diese Methode der Namenforschung hat bis heute Gültigkeit. Bestätigung finden wir in zahlreichen Dissertationen aus der „Tübinger Schule“ Karl Bohnenbergers und Helmut Dölkers. Zur Auswertung von Urkunden und Katastralaufzeichnungen gehört nach dem Buckschen Vorbild immer die Berücksichtigung dialektaler Aussprache.

## IV.

Der Volkskundler Michael Richard Buck, Arzt und Fachwissenschaftler aus Neigung. Ich habe versucht, dem Mann gerecht zu werden. Wie so oft bei derartigem Unterfangen kommt Annäherung zustande. Aber ich meine aufgezeigt zu haben, daß die Beschäftigung mit oberschwäbischer Volkskultur die Beschäftigung mit den Arbeiten Michael R. Bucks einschließt. Die Voraussetzung dafür ist noch nicht ganz gegeben. Es wäre an der Zeit, die instruktivsten Aufsätze des Ertinger Bauernsohns in einem Sammelband zu veröffentlichen „zum Gebrauche“ der Fachleute und der Oberschwaben.

5. Jahrgang – Heft 2 – Seite 27

# Ludwig Fahrenkrog – eine Zwischenbilanz

Zum 30. Todestag am 27. Oktober 1982

Von Dieter Buttschardt, Biberach

Der dreißigste Todestag eines heute fast Vergessenen, der zu Lebzeiten so viel galt, daß sogar Straßen nach ihm benannt wurden, darf Anlaß sein, sich seiner Gestalt wieder zu nähern und die Frage zu stellen, ob unsere Nichtachtung nur Folge der Unkenntnis ist, in die wir mittlerweile geraten sind. Die Bilder des Malers Ludwig Fahrenkrog führen heute in privaten Sammlungen ein unkommentiertes Dasein, auch wenn ihre Besitzer ihnen uneingeschränkte Bewunderung entgegenbringen. Seine für die Öffentlichkeit bestimmten Werke sind in ungewöhnlichem Ausmaß den Kriegsfolgen zum Opfer gefallen, und was in Museen und Galerien von ihm überliefert ist, wird manchmal fast schamhaft versteckt. Seine Dichtungen im Gewand eines vom Jugendstil inspirierten Buchschmucks sind verschollen; sein Denken erscheint unzeitgemäß; seine rastlose Gottsuche wirkt heute seltsam verstiegen. Daß er auch komponiert hat, erfuhr und hörte man erst jüngst bei den in Biberach veranstalteten Gedächtnisfeierlichkeiten.

Über 20 Jahre lebte dieser universal tätige Geist in Biberach, aber die Allgemeinheit weiß nicht mehr viel von ihm, obwohl er unter uns in Kind- und Kindeskindern lebendig ist und obwohl seine Tochter in der Biberacher Memminger Straße sein Erbe in Treue bewahrt. Und es gibt auch auf dreißigjährigem Abstand genug Zeitgenossen, die sich an diesen Mann, seine Erscheinung, sein Atelier noch gut erinnern.

Der dies schreibt, wurde als Siebzehnjähriger einmal aufgefordert, im Fahrenkrogschen Atelier bei einer häuslichen Taufe am Instrumentenpult mitzuwirken. Diese Taufe vollzog sich ohne Pfarrer und Gebet. Der alte Maler saß als ehrwürdiger Patriarch in der Mitte des mit riesigen mythologischen Gemälden geschmückten Raums, um ihn die zahlreiche Sippe, in der Ecke das bescheidene jugendliche Streichquartett, das mehr schlecht als recht mit Musik aus Glucks „Alceste“ den Rahmen lieferte. Es war etwas Altrömisches an diesem Vorgang: durch feierliches Aufheben nahm der Sippenälteste den jüngsten Sproß in den Schoß der Familie auf, in Vollzug eines Brauches, der ähnlich schon in der Antike geübt wurde. Obwohl ich diese Dinge aus meinem Lateinbuch kannte, wirkte diese Szene in Biberachs Gartenstraße auf mich doch irgendwie fremd und esoterisch.

In der Tat: Fahrenkrog war in vieler Beziehung ein Außenseiter, und darin liegt vielleicht der Grund, daß er den Rückzug in die Biberacher Provinz, eingeleitet durch die Eheschließung seiner jüngsten Tochter, als ihm gemäßes Schicksal akzeptierte. Dabei muß er in der Fülle seines Wirkens zwischen 1900 und 1940 eine künstlerische Kraft von großer Ausstrahlung gewesen sein. Es gab einen eigenen Fahrenkrog-Verlag, eine Fahrenkrog-Gesellschaft (die heute als kleiner Freundeskreis mit Zentrum in Nordrhein-Westfalen weiterlebt), und es gab Liebhaberausgaben seiner Dichtungen. Seine Bilder wurden in Zeitschriften reproduziert, und die Welt seiner Ideen trat an die Öffentlichkeit gleich in mehrbändiger Form („Gott im Wandel der Zeiten“, Wilhelm Hartwig Verlag. Leipzig 1922ff.). Stets stattete Fahrenkrog seine Publikationen mit Bildern und Vignetten von eigener Hand aus. Wie Richard Wagner, mit dem ihn manches verbindet, strebte er nach dem Gesamtkunstwerk. In seiner künstlerischen Vielseitigkeit (es sind auch Skulpturen und Möbelentwürfe von ihm überliefert) stellt er sich so manchem bekannten Namen des 19. Jahrhunderts zur Seite, von Max Klinger über den schon erwähnten Richard Wagner, Gottfried Keller, Adalbert Stifter. E. T. A. Hoffmann bis zurück zu Goethe. Die heutige Wertung betont mit Recht sein malerisches Werk. Hier bewies er eine technische Virtuosität, die keine Pro-bleme zu kennen schien.

Hier fand er auch von Anfang an höchste Anerkennung. Der gebürtige Rendsburger, der hätte Lehrer werden sollen, aber seinen Kopf durchsetzte und lieber in Hamburg als Dekorationsmaler begann, holte sich an der Berliner Kunstakademie mühelos jeden Preis, zuletzt auch den, der mit einem kostenlosen Studienaufenthalt in Italien verknüpft war. Der Historienmaler Anton von Werner war der berühmteste unter seinen Lehrern. Seit 1893 war Fahrenkrog selbst Lehrer an der Kunstschule Barmen, im Fach „figürliches Zeichnen und Komposition“, zuletzt als Professor, von seinen Studenten als „Vater“ verehrt, eine Bezeichnung, auf die er sich viel zugute tat. Er hat über 1000 Bilder hinterlassen, vom monumentalen Fresko mit 44 m<sup>2</sup> Fläche bis zum schnell hingeworfenen Bleistiftporträt.

Kennt man seine Werke und besucht einmal jenen Haupt-Tempel des wieder in Mode gekommenen Jugendstils, die Stuck-Villa in München, so sind die Parallelen ganz überraschend. Fahrenkrogs Prägung stammt aus jener Zeit, als kein Künstler an den synkretistischen, christlich-heidnisch verquickten Mythologien Richard Wagners vorbeikam, als der Symbolismus der Böcklinschüler die realistische Welt der Braith und Mali überlagerte und sich dem Impressionismus eines Max Liebermann zur Seite stellte, mit neuen Themen und Techniken, vor allem übrigens auch mit neuen Rahmungen. Gleichzeitig mit ihren mythologischen Fantasien widmeten sich die Künstler der Stuck-Generation aber auch der raffiniertesten Porträtmalerei, denn hier kamen sie ja auch eher zu Geld als bei der Wiedergabe ihrer inneren Gesichte. Franz von Stuck, dessen Schaffen eben jetzt wieder Urständ feiert, war, wie sein jüngerer Zeitgenosse Fahrenkrog ein Vielfachtalent. Sein preisgekrönter „Wächter des Paradieses“ ist, mit seiner umgedeuteten christlichen Thematik, mit der Symbolik des Flammenschwerts und der ausgeprägten Farbigkeit, aus Biberacher Sicht nichts anderes als eine Präfiguration Fahrenkrogs. Wie Stuck war auch Fahrenkrog ein Meister des Kinderbilds wie des Porträts überhaupt, wofür die Jubiläumsausstellung in der Biberacher Stadthalle mit ihren vielen Gerster-Bildnissen einen überzeugenden Beweis geliefert hat. Stuck in München und Fahrenkrog in Berlin und Barmen haben wohl kaum nähere Kontakte gehabt, aber sie standen beide ganz im Zeitstil der wilhelminischen Epoche. Gewiß bevorzugte Stuck eher Motive der klassischen Antike, während Fahrenkrog schon früh die germanische Sagenwelt

zum Vehikel seiner Ideen erkor. Aber beide wurzeln auch stark in der Welt der Bibel, und beide wollen in ihrer Symbolik Gedankliches verkünden. Der Maler ein Philosoph, ein Ethiker, ein Kündler - so hat Fahrenkrog sich und seine Rolle verstanden.

Die Malerei war ihm in erster Linie ein Medium, seine inneren Vorstellungen, sein Grübeln und Kreisen um Gott anderen mitzuteilen. Das Bild ergänzt hier das Wort und umgekehrt. Während aber seine Malerei immer sehr konkret und scharf umrissen geblieben ist - in bewußtem Gegensatz zu den abstrahierenden Tendenzen des 20. Jahrhunderts - vermißt man in seinen literarischen Aussagen solche Genauigkeit der Konturen. Noch mehr als in der bildenden Kunst erweist er sich hier in der Wahl seiner Anknüpfungen als ein Abkömmling Richard Wagners, und sein rhapsodischer, aphoristischer Stil erinnert gar an Nietzsches „Zarathustra“. Seine vier Dramen „Baldu“ (1908), „Wölund“, „Nornegast“ und „Godentochter“ sind als Tetralogie eine vielleicht unbewußte Nachahmung der Wagnerschen Großform. Obwohl in ihren Handlungen einzeln abgeschlossen, spielen sie doch alle vier in der Welt des Nordens, in einer mythischen Urzeit voller symbolhafter Bezüge. Opernhafte ist unverkennbar es gibt „Chöre der Jungmannen und Jungfrauen“, und im Text bemüht sich Fahrenkrog auf Wagners Spuren um die Nachschöpfung altnordischer Stabreimdichtung, etwa, wenn er in der „Godentochter“ die schwertgegrüteten Jünglinge singen läßt:

„Hei, junger Mut, nun schwinde die Wehre,  
Heil dir zu Häupten - Schicksal und Macht –  
Heute ein Spiel nur - morgen der Ehre,  
Leben und Lassen beschließende Schlacht.“

Die irrationale Reihung groß klingender Worte ist nicht untypisch für den lyrischen Pomp dieser epigonenhaften Dramensprache, bei der vieles entlehnt erscheint, zum Beispiel, trotz des nordischen Sujets, aus der Lutherbibel, aber auch von Emmanuel Geibel oder gar aus damaligen Tagesprodukten wie dem berühmten „Weserlied“.

Fahrenkrogs Dramenfiguren stellen elementare Kräfte dar. Der Autor scheut nicht die scharfen Kontraste. Wie bei Wagner erscheinen hochgemute Helden, faustische Menschen voll hehren Wollens, denen feige, materialistisch gesinnte Neidlinge „mit unangenehm Genick“ in den Weg treten. Die positiven Gestalten sind Kämpfer und Denker zugleich, und sie heben sich über die Menge der „anderen“ ins Mythische empor. Fahrenkrog geht davon aus, daß diese „einfachen Urmenschen“ den überlegenen „Geistesmenschen instinktiv anerkennen“. Seine Dramen proklamieren das Vorrecht einer durch die Kraft des Willens und die Gabe der Vision ausgezeichneten Elite. Daß er sie blond und blauäugig haben will - seine Regieanweisungen sind darin sehr ausführlich! - hat ihm später nicht gerade gutgetan. Nietzsches Übermensch geistert durch diese Stücke. Ihre Theaterwirksamkeit mag bezweifelt werden, denn es handelt sich ja um Gedankendramen, um die szenische Darstellung von Grundkräften und Prinzipien, und sie interpretieren insofern Fahrenkrogs gleichzeitige Prosaschriften. Aber sie wurden tatsächlich auch aufgeführt, wobei der Dichter eigenhändig die Kostüme entwarf.

Schon 1906 hatte er unter dem Titel „Geschichte meines Glaubens“ ein in zehn Jahren zusammengedachtes Brevier seiner Weltanschauung veröffentlicht. Wer dahinter eine autobiographische Skizze erwartet, sieht sich allerdings enttäuscht. Fahrenkrog unternimmt hier vielmehr unter abstrakten Stichworten eine philosophische Auseinandersetzung mit den verschiedenen Religionen. Er diskutiert ernsthaft die Seelenwanderung, befaßt sich aber auch mit der abendländischen Philosophie (eines seiner nachschaffenden Porträts ist Kant gewidmet!). Immer wieder aber kehrt er zur Gestalt Christi zurück. Es ist schließlich kein Zufall, daß sein erster großer malerischer Erfolg (1893) eine „Kreuzigung Christi“ war. Zum Skandal der Kirche und der Kunstkollegen stellte er den Erlöser bartlos dar, als einen lichtbringenden Helden, dem Gott Baldu ähnlich, der, wie umgekehrt Luzifer, eine Zentralgestalt seiner Vorstellungswelt ist. Christus ist für ihn ein Übermensch, mit göttlichen Attributen wie seine Dramenfiguren, die ja meist durchsichtig verkleidete Götternamen tragen. Nur ein Schritt noch, und Fahrenkrog fühlt sich selbst in Gott und mit Gott; seine Aufforderung zur Selbsterlösung wendet sich offen gegen ein christliches Hauptprinzip.

Nach dem Ersten Weltkrieg ruft er dem darniederliegenden Deutschland Verse zu, in denen sich seine eigene Lebenserfahrung im Kampf mit einem widrigen Schicksal ausdrückt: „Entronnen bin ich deiner harten Klammer: Jetzt bin ich Hammer!“

In jener Zeit, in der sich so viele und vielfältige Bünde und Kreise neu formierten, sammelte sich um den Propheten der Selbsterlösung eine „Germanische Glaubensgemeinschaft“, deren „Hochwart“ der Meister wurde. Insofern ist seine Rolle wieder einmal sehr zeittypisch. Wenn etwa der Gral als Symbol der

Reinheit und der Läuterung in seinen Bildern erscheint, dann darf man doch daran denken, daß auch die gleichzeitig aufkommende Steinersche Anthroposophie dieses Thema kennt. Und was den Personenkult anlangt, so sehen wir auch Stefan George damals von Jüngern umgeben, für die ihr Meister als unvergleichbar über jede Kritik erhaben ist. Auch Fahrenkrogs Freunde nehmen für ihn - bis heute - diesen Rang in Anspruch; sie verehren ihn als ihren „Lebensmeister“. Der Kult des schönen, starken, helllichtigen Edelmenschen, der hier betrieben wurde, hatte auch Anklänge an die Freikörperbewegung. Es ist bezeichnend, daß eine der ersten Biografien Fahrenkrogs im „Verlag der Schönheit“ (Dresden) erschienen ist.

Der Malerdichter fühlte sich in dieser Zeit ermutigt, nun das erwähnte mehrbändige Werk über die Gestalten des Gottesbegriffs herauszugeben. Auch diesmal handelte es sich nicht um eine systematische Darlegung, sondern um eine Umschreibung seiner eigenen Bilderwelt, die er durch Reproduktionen seiner Gemälde illustrierte. „Der Weg zum Licht“, wie eines von ihnen heißt, könnte als Motto über diesen Bänden stehen. Man täte Fahrenkrog unrecht, wenn man ihm zumuten würde, er habe an die Realpräsenz der von ihm so oft beschworenen Germanengötter geglaubt. Er versuchte einfach, sich in einem weiteren Sinne klarzumachen, „was die Welt im Innersten zusammenhält“.

Es konnte freilich nicht ausbleiben, daß er in den dreißiger Jahren mit dieser seiner germanischen Aura in die Gefahr politischer Mißdeutung geriet. Zwar betonte er immer, die von ihm verwendete Swastika erscheine in der umgekehrten Form des gebräuchlichen NS-Symbols, und als er zu Beginn des Dritten Reichs in Mannheim eine Ausstellung veranstalten wollte, wurde sie von Goebbels verboten. Aber das von ihm verkündete Menschentum - unchristlich, kämpferisch, nordisch bis ins äußere Detail - eignete sich eben doch sehr für gewollte Verwechslungen, besonders wenn man dabei von dem religiösen Hintergrund des Fahrenkrogschen Denkens absah.

Inzwischen hatte er sich, nach seiner Emeritierung von der Kunstschule Barmen, 1932 nach Biberach zurückgezogen. Es ist gar kein Zweifel, daß er, der sich, fernab von der Läßlichkeit des Südens, so sehr als Norddeutscher empfand, sich in Biberach durchaus wohl fühlte. Seine hier wohnenden Anverwandten. Adolf Gerster und Alexander Law von Volborth, Kunstfreunde und Künstler, gaben ihm die Anregungen, die er brauchte. In Biberach fand er Raum zu jenen rast-losen Wanderungen in Wind und Wetter, die er so liebte. Sehr zur Verlegenheit des gut katholischen Bürgermeisters Hammer band er das Vermächtnis seiner mythologischen Großbilder an diese Stadt. Zwar ließ sein Hörvermögen allmählich nach, und auch das Augenlicht wurde schwächer, aber er blieb weiter rast-los tätig und erlebte auch die Genugtuung, daß sich allmählich wieder ein Kreis von Verehrern um ihn sammelte. Vor allem aber wurde es ihm zuteil, in heiter-er Geselligkeit, im Schoß seiner wachsenden Familie die so geliebte Vaterrolle voll auszuleben. Gerade diesem familiären Umkreis schenkte er eine Menge lebensvoller Porträts, deren zeitdokumentarischer Wert heute vielleicht noch gar nicht erkennbar ist. Das zurückliegende Treffen seiner Anhänger hat jedenfalls eine starke Nachwirkung bezeugt, die bis nach USA und Frankreich reicht. Dem außenstehenden Betrachter bleibt allerdings die Frage, ob das von ihm verkündete Menschenbild heute noch vollziehbar ist.

5. Jahrgang – Heft 2 – Seite 31

## In memoriam Dr. Siegfried Krezdorn

### Ein bedeutender Oberschwabe

Von Martin Gerber, Biberach

Am 12. Oktober 1982 ist der Landeshistoriker Bürgermeister a. D. Dr. Siegfried Krezdorn im Alter von 67 Jahren in seiner Heimatstadt Bad Schussenried plötzlich verstorben. Mit ihm ging eine Persönlichkeit Oberschwabens dahin, die von der reichen christlichen Tradition dieser Landschaft geprägt war - ein Mensch, der im Stillen gewirkt und nie Aufsehen von seiner unermüdeten Arbeit machte. Dr. Krezdorn studierte nach der Reifeprüfung an den Universitäten in Berlin, Königsberg und Tübingen Geschichte und Volkswirtschaft und setzte sich nach dem Ende des Krieges, das er als Schwerbeschädigter erlebte, mit ganzem Herzen für einen kulturellen und wirtschaftlichen Neuanfang in Oberschwaben ein. So war er von 1947 bis 1952 Abgeordneter der Christlich-Demokratischen Union des Landtags Württemberg-Hohenzollern und von 1948 bis 1953 Bürgermeister der Stadt Bad Waldsee.

Dieses Amt mußte er 1953 infolge eines schweren, unverschuldeten Dienstunfalls aufgeben. Als Bürgermeister legte Dr. Krezdorn den Grundstein zur Entwicklung der Stadt als Moorbad. Auch die in Bad Waldsee bestehende „Schwäbische Bauernschule“, die heute weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt ist, wurde auf seine Initiative gegründet. Dr. Krezdorn trug von 1953 an das schwere Schicksal eines an den Rollstuhl gebundenen Kranken mit beispielhafter Kraft. Nie beklagte er seinen Zustand, im Gegenteil, er nahm sein Leiden mit großer Geduld hin, ohne seine Mitmenschen mit Klagen zu belasten. Aus seiner großen menschlichen Einstellung und einem tiefen religiösen Empfinden heraus schöpfte er die Kraft, im Leben nicht zu verzagen und einen neuen Sinn in der Erforschung der Geschichte seiner Heimat zu finden. Auf diesem Gebiet schuf er vieles mit Erfolg. Seine Arbeit galt vornehmlich der Geschichte der Städte und Gemeinden und ihrer Herrschaften im süddeutschen Raum, von den ehemaligen vorderösterreichischen Ländern bis weit hinunter nach Südtirol. Er schrieb mehr als 200 Veröffentlichungen sowie Hörfolgen und Hörspiele. In seinen Lebensbildern brachte er viele bedeutende Oberschwaben, die an herausragenden Stellen in Kirche, Politik und den Medien des In- und Auslands für ihre Zeit Bedeutendes leisteten, die aber heute längst vergessen sind, durch seine Forschungen wieder in Erinnerung. Seine letzte Arbeit, die Geschichte des Prämonstratenserklosters und der Stadt Bad Schussenried mit ihren meist zur Klosterherrschaft zählenden Gemeinden und Weilern (sie soll anlässlich des 800-Jahr-Jubiläums 1983 erscheinen), stellte er bis auf wenige Teile fertig. In Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv war er freier Mitarbeiter der Landesbeschreibung und korrespondierendes Mitglied der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Der Landkreis Biberach verdankt ihm neben vielen Aufsätzen die Ortsgeschichten von Dettingen/Iller und Schemmerhofen. Als Mitglied der Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) war er ständiger Mitarbeiter der Halbjahreszeitschrift Biberacher Heimatkundliche Blätter und der Beilage „Zeit und Heimat“ der Schwäbischen Zeitung. Der Tod setzte seinem emsigen Schaffen ein jähes Ende und hinterließ eine große Lücke. Man nimmt Abschied von einem bedeutenden Oberschwaben und Landsmann, der trotz großen Leides und vieler Schwierigkeiten sein Leben meisterte und erfüllte. Wir verlieren in ihm einen erfahrenen, fleißigen Mitarbeiter und einen herzenguten Menschen.

5. Jahrgang – Heft 2 – Seite 32

## Heimatpflege und Kulturleben

Chronik 1982 vom 1. November 1981 bis 31. Oktober 1982

### Denkmalpflege

**Achstetten:** Die Innenrenovation der Pfarrkirche ist vollendet. Auch die alte Kapelle am Weg nach Rißtissen ist wieder hergerichtet worden.

**Ahlen:** Mit der Restaurierung der Kirche und der Anlegung eines Dorfplatzes fanden die Arbeiten zur Sanierung des Ortskerns im Rahmen eines Dorffestes am 17. Oktober ihren vorläufigen Abschluß.

**Alberweiler:** Auch hier ist die Ausgestaltung der Ortsmitte nunmehr abgeschlossen. Im August wurde der neue Dorfbrunnen eingeweiht, der mit einer alten Widderanlage arbeitet. Im Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ errang Alberweiler einen zweiten Preis.

**Altheim bei Riedlingen:** Die Mariensäule von Prof. Henselmann wurde an ihrem Platz im „Bürgergarten“ am 2. Mai durch den Künstler feierlich enthüllt.

Das Gasthaus „Kreuz“ von 1617 ist unter Herausholung des alten Fachweites als Dominante im Ortsbild restauriert worden. Ebenso wurde im Rahmen der Dorfsanierung das alte Pfarrhaus am Kirchplatz renoviert.

Mit Hilfe des Radfahrervereins Altheim-Waldhausen und kommunaler Unterstützung wurde die Wendelinuskapelle beim Dollhof restauriert.

**Bad Buchau:** Für die vorgesehene Stadtkernsanierung liegen nun genaue Detailuntersuchungen vor. Insgesamt sollen 6 Millionen DM Fördermittel investiert werden.

Zur Erinnerung an den Synagogenbrand von 1938 wurde aufgrund einer Stiftung jüdischer Hinterbliebener eine Gedenktafel enthüllt.

Das Landesdenkmalamt ließ die Ausgrabungen im Rahmen des Programms Bodensee-Oberschwaben fortsetzen. Unter Leitung von Dr. Schlichtherle und Dr. Billamboz wurde in der sog. Siedlung Forscher mit der Identifizierung der einzigen mittelsteinzeitlichen Moorsiedlung nördlich der Alpen begonnen.

**Bad Schussenried:** Bei den gegenwärtig laufenden Baumaßnahmen im Kreisfreilichtmuseum wird mit einem Aufwand von 910 000 DM gerechnet. Als letztes der fünf vorgesehenen Bauernhausbeispiele wurde das Laternserhaus aus Blitzenreute aufgerichtet. Auch die „Hueb“ ist nun mit einem Strohdach versehen und bis auf die Innenausstattung fertig.

**Biberach:** Im Rahmen der Stadtsanierung sind bisher 26 Häuser mit einem Aufwand von an die 9 Millionen DM restauriert worden. Verschiedene Fachwerkfassaden wurden freigelegt. Schwerpunkt ist nach wie vor der „Weberberg“

Am 1. Januar wurde die historische Wirtschaft „Zur Stadt“ ein Raub der Flammen. Ein stilgerechter Wiederaufbau ist eingeleitet.

Das Geburtshaus des Historienmalers Johann Friedrich Dieterich am oberen Marktplatz stellt sich wieder im Schmuck des alten Fachwerks dar.

Die neue Spitalglocke im Dachreiter des Alten Spitals wurde am 27. März in einer ökumenischen Feier geweiht.

Im Zug der Rathausrenovation wurde im Oktober das historische Uhrtürmchen in Firstmitte nach alten Vorlagen wieder aufgebaut.

**Bihlafingen:** Der 24jährige Bildhauer Siegfried Gitterle aus Landeck/Tirol hat für die historische Wallfahrtskirche eindrucksvolle Tür-Reliefs geschaffen. In zwölf biblischen Szenen wird das Thema „Frieden“ abgehandelt. Mit der Rückkehr der Innenausstattung ist nun die Renovierung des Gotteshauses abgeschlossen.

**Daugendorf:** Die „Ehekapelle“ wurde aus dem Denkmalbuch gelöscht, da eine Restaurierung am Ort nicht möglich ist.

**Dieterskirch:** Nach gründlicher Innenrenovation wurde die neugotische Pfarrkirche am 25. April ihrer Bestimmung zurückgegeben (Architekten A. und B. Schönlé, Riedlingen; Baukosten 500 000 DM).

**Grünigen:** Nach sechsjähriger Bauzeit wurde die Instandsetzung der schwer gefährdeten St.-Blasius-Kirche abgeschlossen.

**Gutenzell:** Mit der Fertigstellung der Leichenhalle im September hat sich die Lücke im Areal des historischen Friedhofs wieder geschlossen.

**Ingoldingen:** In zweijähriger Bauzeit wurde das 450 Jahre alte Pfarrhaus zum Rathaus der Gemeinde Ingoldingen umgestaltet (Architekt: Anton Heber; Gesamtkosten 600000 DM).

In Grodt wurde das ehemalige Gasthaus zum „Löwen“ unter Freilegung des Fachwerks restauriert.

**Laupheim:** Die Instandsetzung von Schloß Klein-Laupheim ist vom Land Baden-Württemberg mit einem Aufwand von 1,7 Millionen DM abgeschlossen worden.

Mit einem Bürgerfest wurde der neue Marktbrunnen eingeweiht.

**Ochsenhausen:** Im Rahmen der laufenden Erneuerungsmaßnahmen am Klosterkomplex wurde der Innenhof der Klausur saniert und modern umgestaltet (Terrassen, Freitreppe, Krumbachkanal, Fassadenbemalung). Der Hof wird für Konzertveranstaltungen benutzt (Gestaltung: Jo Hagel, Kosten ca. 1 Million DM).

Im Rahmen der Stadtsanierung wurden bisher 24 Gebäude modernisiert. Die Kosten beliefen sich auf über 3 Millionen DM. Der Bereich des Adlerplatzes wurde durch Pflanzung von 50 Bäumen neu gestaltet, die umstrittene Adlerbrauerei inzwischen abgebrochen.

**Offingen:** Die Aderzhofer Kapelle von 1791 wurde durchgreifend renoviert.

**Oggelshausen:** Am Weg zur Kirche wurde ein charakteristisches Fachwerkhaus renoviert und damit die Eigenständigkeit des Ortskerns hervorgehoben.

**Pfummern** meldet die Außenrenovierung der durch Risse bedrohten Pfarrkirche.

**Riedlingen:** Mit einem Tag der offenen Tür wurde am 12. Juni das vom Landkreis restaurierte Haus des Barockmalers J. I. Wegscheider als Stadtbücherei wiedereröffnet. Die zweijährige Maßnahme wurde betreut von Architekt Reck und kostete über 2 Millionen DM.

Die Zollhauser Mühle, ein Stück Alt-Riedlingen ist zum Abbruch freigegeben worden.

Restauriert wurden: Die Wendelinuskapelle außerhalb der Stadt; das Haus Dorner am Marktplatz mit Fachwerk an der Rückseite; das sog. Gläble-Haus Storchengasse 9 (Freilegung des Fachwerks); der „Hasen“; das 500 Jahre alte Haus Haid in der Ilgengasse (Freilegung des Fachwerks).

**Sauggart:** Die einjährige Außen- und Innenrenovation der Pfarrkirche fand im März ihren Abschluß.

**Schwendi:** Das Bahnhofsgebäude aus dem Jahr 1902 wurde abgebrochen.

**Unlingen:** Unter Leitung von Architekt Mayer, Göppingen, wurde die Pfarrkirche in zweijähriger Arbeit innen und außen renoviert. Einbezogen in die Maßnahme wurde die danebenliegende alte Klosterkapelle.

**Uttenweiler** meldet die Renovierung des Fachwerkbaus der historischen Schloßmühle.

## Landschaftspflege und Naturschutz

**Landkreis:** Im Landkreis arbeiten z. Z. über 50 ehrenamtliche Naturschutzwarte.

Im Rahmen der Kreisaktion „Tätiger Umweltschutz“ wurden auch 1981 wieder Zehntausende ehrenamtlich geleisteter Arbeitsstunden aufgewendet und Zehntausende von Neupflanzungen vorgenommen. An den Neupflanzungen beteiligten sich besonders auch der BUND und die Vogelschützer, z. B. an den Wenzelburger Baggerseen bei Ertingen. Vom Regierungspräsidium standen für landschaftspflegerische Maßnahmen 61 000 DM zur Verfügung. Mit diesem Betrag wurde die Erhaltung von alten Bäumen, bei Ahlen, Dürrenwaldstetten und Emerfeld finanziert; weitere Zuschüsse gab es für das Osterried, das Ummendorfer Ried, den Lindenweiher und das Umlachtal. Weitere Beträge galten der Orchideenpflege bei Warmtal und Gestaltungsmaßnahmen in Laupheim, Untersulmetingen, Alberweiler und Oggelshausen.

Auf dem Gelände des Kreisfreilichtmuseums Kürnbach sollen alte Obstsorten gepflanzt und damit für die Nachwelt erhalten werden.

Auf Initiative von Landrat Dr. Steuer wird auf kreiseigenen Grundstücken die Anlage von Naturwiesen statt des üblichen Rasens begünstigt. Ein Mähkurs in Riedlingen und Laupheim fand ein überraschend positives Echo.

Entlang der durch den Burrenwald neutrassierten B 312 sind u. a. umfangreiche Krötenschutzmaßnahmen getroffen worden. Es gibt vier Krötenddurchlässe, Krötenzäune, einige neue Weiher, u. a. den Kesselweiher mit 2,5 ha. Diese zusätzlichen Maßnahmen kosten 1,1 Millionen DM.

Dieses Jahr haben im Kreisgebiet nur sechs Storchpaare genistet.

**Achstetten:** Im „Ursprung“-Gebiet ist als Feucht-Biotop ein alter Weiher wiederhergestellt worden.

Für Flußbereinigungsmaßnahmen im Rottal sind 1982 450 000 DM ausgegeben worden.

**Altheim bei Riedlingen:** 7 ha im Gebiet „Storchwiesen“ wurden unter Naturschutz gestellt.

**Bad Buchau:** Auf dem jüdischen Friedhof wurde der z. T. überalterte Baumbestand aufgefrischt.

Ende Mai wurde die neue Verbandskläranlage im Rahmen des Abwasserbeseitigungsverbandsystems in Betrieb genommen. Diese Maßnahme, die dem Schutz des Federsees dient, hat mit Ringleitung, Pumpwerk., Regenüberlaufbecken, Anlage Vollochhof u. a. fast 30 Millionen DM gekostet.

**Biberach:** In einer aufgelassenen Kiesgrube beim „Hohen Haus“ ist ein großzügiger Spiel- und Erholungsbereich geschaffen worden. Eine Grillhütte und zwölf Grillroste im Freien bieten sich zum Picknick an; ein 10 m hoher Wall schützt vor rauen Winden und gewährt Fernsicht auf die Alpenkette.

Im engeren Stadtbezirk werden 26 Großbäume gefällt, die teils abgestorben sind, teils eine Gefahr für die Öffentlichkeit darstellen.

**Dürnau** belegte den ersten Platz im Kreiswettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“.

**Emerfeld:** In der Schachthöhle, der einzigen unerschlossenen Naturhöhle des Kreises, fand durch das THW eine „Höhlenputzete“ statt.

**Erisdorf:** Der rührige Kneipp-Verein pflanzte an seiner preisgekrönten Weiher-Anlage eine „Andreas-Ströbele-Weide“.

**Laupheim:** Der Verkehrs- und Verschönerungsverein hat die „Hasengrube“ mit 1000 Bäumen und Sträuchern bepflanzt.

Die Jahn-Eiche an der Ulmer Straße ist durch vorbeugende Maßnahmen vor den Folgen des Straßenbaus geschützt worden.

**Mittelbuch:** gewann beim Landeswettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ 1981 als einziger Ort des Kreises eine Bronzemedaille.

**Obersulmetingen:** Der neugegründete Vogelschutzverein zählt inzwischen 40 Mitglieder.

**Offingen:** Die Feuerwehr stattete das Bussen-Plateau mit neuen Rastgelegenheiten aus.

**Riedlingen:** Dr. Wolfgang Türke hat im Auftrag des Instituts für Ökologie und Naturschutz eine Bestandsaufnahme der Fischfauna der Oberen Donau durchgeführt. Sie bildet die Basis für künftige Maßnahmen des Gewässerschutzes.

Die Bezirksstelle für Naturschutz hat südlich Riedlingen 20 neue Biotope ausgewiesen.

## Traditionspflege im Kulturleben

**Landkreis:** Das Kreis- Kultur- und Archivamt hat die Archive folgender Orte im Lauf des Jahres 1981 geordnet und sachgemäß untergebracht: Altheim bei Riedlingen, Altheim Gde. Schemmerhofen, Biberach, Dürmentingen, Ingoldingen, Seekirch, Stetten.

Ebenso wurde eine langjährige Maßnahme zur Mikroverfilmung auswärtiger, aber auf den Kreis bezogener Archivrepositorien abgeschlossen. Die Filme stehen für wissenschaftliche Arbeiten zur Verfügung.

Mit lokalbezogener Thematik veranstaltete der Landkreis folgende Ausstellungen im Foyer des Landratsamts:

Josef und Marianne Henselmann, Oberschwäbischer Kunstpreis 1956 (November/Dezember)

Erwin Henning (Februar/März)

Karl Caspar (März/April)

Oberschwäbische Kunstpreisträger 1981 (Mai)

Michel Buck - Leben und Werk (Juni/Juli)

Der Landkreis Biberach stellt sich vor (September/Oktober)

Im Bauernhofmuseum Illerbeuren wurde am 28. Mai die „Oberschwäbische Bäderstraße“ kreiert. Diese landkreisüberschreitende Route führt u. a. auch nach Bad Buchau und Bad Schussenried.

Der Kreisverband der Blasmusikkapellen (Kreisdirigent Musikdirektor Franz Barthold) zählte 1982 2956 aktive Musiker in 96 Kapellen. Die Kreisjugendmusikkapelle ist u. a. bei der „Grünen Woche“ in Berlin aufgetreten.

Der Landkreis hat HAP Grieshabers Holzschnittfolge „Osterritt“ erworben, die an Grieshabers Ritt im Jahre 1963 nach seinem Geburtsort Rot an der Rot erinnert.

**Altheim bei Riedlingen:** Dem Heimatforscher Emil Münch wurde das Ehrenbürgerrecht verliehen.

**Bad Buchau:** Durch die Kurverwaltung wurde beim Segelfluggelände Egelsee ein Moorlehrpfad mit elf Schautafeln angelegt.

Als erstes Teilstück eines Rundwegs um den Federsee wurde für Fußgänger und Radfahrer die Strecke Bad Buchau - Oggelshausen eröffnet.

Das Präzeptoratshaus wurde zum Sitz des Diözesan-Kunstvereins bestimmt. Damit ist gleichzeitig der Weg frei für die längst fällige Renovierung.

Die Sonderschau „Pfahlbauten“, in der die Ergebnisse des Projekts „Bodensee-Oberschwaben“ ausgestellt sind, gehört seit September zum festen Bestand des Federsee-Museums.

**Bad Schussenried:** Die 1972 edierte Wanderkarte von Bad Schussenried ist durch eine Neubearbeitung ersetzt worden.

Neu gebildet hat sich eine Gruppe „Stadtgrün Bad Schussenried“.

Am 12. Oktober verstarb Dr. Siegfried Krezdorn, Heimatforscher und Alt-Bürgermeister von Bad Waldsee, im Alter von 68 Jahren.

**Baustetten** besitzt nun ein eigenes Heimatlied (Text: Lena Kästle, Melodie: Josef Schäffold).

**Biberach:** Dem Museum wurde als Dauerleihgabe des Landes Baden-Württemberg das Gemälde „Darius und seine Familie vor Alexander dem Großen“ von Joseph Esperlin übergeben.

Am 13. November wurde anlässlich der 3. Biberacher Filmfestspiele die deutsch-österreichische Gemeinschaftsproduktion „Der Bockerer“ von Franz Antel uraufgeführt.

Zum 100. Geburtstag des am 22. April 1882 in Biberach geborenen Architekten Hugo Häring hielt der BDA Baden-Württemberg in Biberach seine Jahrestagung ab. Festvorträge und eine Ausstellung im Museum waren dem Schaffen des Pioniers moderner Baukunst gewidmet. Vom Freundeskreis Härings wurden dem Museum Kunstwerke von Hugo Häring und aus dessen Umkreis gestiftet.

Das Stadtarchiv (Betreuung: Dr. Kurt Diemer) wurde in moderne Räume im Untergeschoß der „Oberen Schranne“ verlegt. Auch das Hospitalarchiv und das Archiv der Gemeinschaftlichen Kirchenpflegs sind nun dort untergebracht.

Zur Pflege schwäbisch-alemannischer Fasnetsbräuche ist im Februar die schon letztes Jahr gegründete Narrenzunft „Rissnebel“ erstmals an die Öffentlichkeit getreten („Burrenmaale“, „Mahdgeister“).

Auf Anregung der Handwerkskammer Ulm fand ein Seminar zum Thema „Handwerker und Denkmalschutz“ statt. Im Biberacher Berufsschulzentrum sollen besondere Sparten für denkmalpflegerische Techniken eingerichtet werden.

Im Rahmen der „Woche der Bibliotheken“ vom 20. bis 26. März eröffnete das Kulturamt eine Artothek.

Zum 150. Geburtstag des Malers Christian Mali, dessen Nachlaß dem Museum Biberach gehört, wurde im Sommer und Herbst eine Gedächtnisausstellung gezeigt.

Der „Freundeskreis Ludwig Fahrenkrog“ veranstaltete zum 30. Todestag des zuletzt in Biberach lebenden Künstlers in der Stadthalle eine Ausstellung (hauptsächlich Porträts aus Biberacher Privatbesitz). Vier Vortrags- und Rezitationsabende waren den literarischen Werken Fahrenkrogs gewidmet (20. bis 27. Oktober).

Das Jordanbad ist als Kneipp-Kurort staatlich anerkannt worden.

**Birkenhard** beging - ein Jahr vor dem offiziellen Datum — seine 900-Jahr-Feier.

**Dürrenwaldstetten** feierte vom 14. bis 16. Mai sein 700jähriges Bestehen.

**Ertingen** beging den 150. Geburtstag seines großen Sohnes Michel Buck (26. September) mit einer Gedächtnisausstellung, einer Feierstunde und einem Theaterabend sowie durch die Prägung einer Gedenkmünze. Dabei wurden Michel-Buck-Vertonungen einheimischer Komponisten uraufgeführt. An der Michel-Buck-Schule wurde eine Plakette enthüllt.

**Großschafhausen** beging seine 800-Jahr-Feier.

**Laupheim:** Im ehemaligen Gärtnerhaus des Schlosses Groß-Laupheim ist das erste Museum für Amateurastronomie der Bundesrepublik eröffnet worden (Mai).

Zum Heimatfest 1982 ließ der hiesige Münzverein eine Laupheim-Münze schlagen. Der Sängerbund Laupheim bereicherte das Fest durch die neue Darstellung des Baltringer Haufens im Festzug.

Der Maler Dr. Helmut Rentschler hat der Stadt 18 Gemälde als Dauerleihgabe überlassen. Aus Mitteln der OEW konnte ein Stuhl des aus Laupheim stammenden Jugendstil-Designers Friedrich Adler erworben werden.

Für den oberschwäbischen Maler Rudolf Wetzel fand im November 1981 eine Geburtstagsausstellung im Rathaus statt, die anschließend auch in Riedlingen gezeigt wurde.

Im städtischen Heimatmuseum sind derzeit als Wechsellausstellung alte Handwerkerurkunden zu sehen (1. Sonntag im Monat von 14 bis 17 Uhr).

Der Laupheimer Kunstverein präsentierte nach zweieinhalbjähriger Pause in der Schranne wieder eine aktuelle Ausstellung. Eine zweite Schau war der Pastellmalerei des Achstetter Schloßherrn David Graf Reuttner von Weyl gewidmet.

**Neufra:** Im Oktober 1981 eröffnete die neue „Galerie am Schlossberg“ ihre Pforten. Sie ist im ehemaligen Rentamt untergebracht.

**Oberessendorf:** Der Dichterin Maria Menz wurden 1982 der Johann-Peter-Hebel-Preis des Landes Baden-Württemberg und der Droste-Preis der Stadt Meersburg verliehen.

**Oberopfingen** beging im Juli sein 800jähriges Ortsjubiläum.

**Ochsenhausen:** Im November 1981 wurde im Bibliotheksaal des Klosters eine Ausstellung mit auf Ochsenhausen bezüglichen Zeichnungen und Graphiken von Johann Georg Bergmüller (1688 - 1762) gezeigt.

Anlässlich des 100. Geburtstags von Joseph Ersing eines Mitbegründers der CDU, wurde an seinem Geburtshaus eine Gedenktafel enthüllt.

Oberstudienrat a. D. Stefan Ritter, jahrzehntelang phänologischer Beobachter im Raum Ochsenhausen, wurde mit der Wetterdienstplakette ausgezeichnet.

**Riedlingen:** Max Haberbosch stellte seinen neuen Film über die Bussenlandschaft vor.

Die Firma Zint hat einen Zinnbecher mit Riedlinger Motiven herausgebracht.

Für Albert Burkart, den verstorbenen Kirchmaler aus Riedlingen, fand in Saulgau eine Gedächtnisausstellung statt. Die Laudatio hielt Bruno Effinger.

Im Mai konnte die Ulrich'sche Buchdruckerei (Inh. Walter Haag) das 270. Jubiläum ihres Bestehens feiern.

**Steihausen bei Bad Schussenried:** In Untermarchtal, wo er seinen Lebensabend verbrachte, starb 78jährig der jahrzehntelange Pfarrer der Wechselfarrei Steihausen-Muttensweiler, Georg Bischof, Ehrenbürger der Stadt Bad Schussenried.

**Unlingen** empfing den gesamten künstlerischen Nachlaß des Bildhauers Prof. Karl Rieber (München), der ein Sohn der Gemeinde ist.

**Wain:** Dieses Jahr konnte die 10jährige Partnerschaft mit der Kärntner Gemeinde Arriach begangen werden, woher viele Alt-Wainer Familien im 17. Jahrhundert eingewandert sind.

**Wilflingen:** Dem in Wilflingen lebenden Schriftsteller Ernst Jünger wurde der diesjährige Goethe-Preis verliehen.

Im Alter von 73 Jahren verstarb Friedrich Freiherr Schenk von Stauffenberg, Familienforscher und lange Jahre Präsident des internationalen Burgenvereins.

**Winterstettenstadt** beging seine 800-Jahr-Feier.

## Publikationen

**Den ganzen Landkreis betreffend:** Landrat Dr. Wilfried Steuer, MdL, bat „Bäuerliche Wetterregeln“ gesammelt, die, begleitet von Farbreproduktionen nach Gemälden von Jakob Bräckle, im Federsee-Verlag A. Sandmaier & Sohn herausgekommen sind (Bad Buchau 1982, DM 38,-).

Erika Dillmanns Oberschwäbisches Skizzenbuch unter dem Titel „Von der Donau zum See“ mit Zeichnungen von Hagen Binder behandelt auch Orte unseres Kreises (Theiß Verlag Stuttgart 1982, DM 19,80).

Biberach, Bad Schussenried und Rot an der Rot werden charakterisiert in dem für Ausländer bestimmten Buch „Your Swabian Neighbors“ von Bob Larson (Schwaben International Verlag Stuttgart, 3. erw. Auflage 1981, DM 16,80).

Der Schwarze Veri ist Thema von Michael Barczykys „Obersehwäbische Räuberbanden - Wahrheit und Legende“ (Pharma Kontakt Verlag Ravensburg 1982, DM 14,80).

Über den Westteil unseres Kreises informiert nun umfassend Walter Bleicher „Schwäbische Kunde. Aus der Geschichte des Kreises Saulgau 1629-1635“ (in zwei Bänden als Manuskript gedruckt) (Mengen 1981/82).

Zum Kreisfeuerwehrtag 1982 in Bad Buchau und 120jährigen Jubiläum der örtlichen Wehr ist eine sehr informative Festschrift herausgebracht worden.

Das Kulturerbe des Landkreises wird auch behandelt in:

Bernhard Lösch: Sühne und Gedenken - Steinkreuze in Baden-Württemberg (Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg Bd. 4) (Kohlhammer Stuttgart 1981).

Alfons Rudolph und Josef Anselm Graf Adelman: Schwäbische Barockkrippen (Konrad Theiß Verlag Stuttgart 1981); darin: Gutenzell und Bonlanden.

Max Flad: „Der Kornhandel Oberschwabens in früherer Zeit“ (Schwäbischer Bauer GmbH Ravensburg 1982).

„Der Landkreis Biberach informiert“ heißt eine kleine Broschüre, die für das Jahr 1982 von Landrat Dr. Steuer herausgegeben worden ist.

### Einzelorte

**Altheim bei Riedlingen:** Als Faksimile-Nachdruck mit ergänzendem Begleitband ist von der Katholischen Kirchengemeinde das „Alzheimer Seelbuch“ aus der Zeit um 1500 herausgegeben worden. (Einleitung von Prof. Hermann Tüchle, übersetzt von Emil Münch)

**Bad Schussenried:** Herausgegeben von der Stadtgemeinde und mit einer Einleitung von Dr. S. Krezdorn erschienen als fotomechanischer Nachdruck „Beiträge zur Geschichte Schussenrieds“ von Paul Beck und Bernhard Rueß (A. Sandmaier & Sohn, Bad Buchau 1980).

**Biberach:** Mit einer Stärke von 240 Seiten ist in broschierter Form der „Abschlußbericht des museumspädagogischen Modellversuchs 1978-1981“ erschienen. Zur Ausstellung „Sitten und Gebräuche in Biberach. Biberacher Sagen und Geschichten“ der Südwestbank erschien ein ansprechend gestaltetes Begleitheft.

„Die Welt aus Blech“ heißt der Katalog zu einer Ausstellung von metallischem Spielzeug aus zwei Jahrhunderten, die im Münchner Stadtmuseum im Sommer 1981 gezeigt wurde. Darin Erzeugnisse der alten Biberacher Firma Rock & Graner (Philipp von Zabern Verlag Mainz 1981).

Wolfgang Wulz erörtert in seiner Tübinger Dissertation (1982) „Der spätstaufische Geschichtsschreiber Burchard von Ursberg“ die Biberacher Herkunft des bedeutenden Historikers (Müller & Graff, Stuttgart, DM 35,-).

Dr. Aloys Qtt schildert in der Festbroschüre „100 Jahre Braunviehzuchtverein Biberach“ die Geschichte dieser für den Landkreis so segensreichen Organisation.

Auf Jahresende 1982 ist unter dem Titel „Dreh doch einmal den Wind um“ der Andruck einer Sammlung von Ansprachen und Reden von Oberbürgermeister Claus-Wilhelm Hoffmann fertiggestellt worden.

Berta Wirtz-Fliegau hat unter dem Titel „Bildnis des Menschen“ ihr zweites Lyrikbändchen vorgelegt (J. G. Blaschke Verlag St. Michael 1981).

**Dürrenwaldstetten** veröffentlicht eine reich bebilderte kleine Ortschronik.

**Ertingen:** Der Verein „Heuneburg e. V.“ hat aus der Feder von Dr. Eugen Gersbach (Institut für Vor- und Frühgeschichte Tübingen) ein neues Heuneburg-Heft herausgebracht, welches den alten Führer von Prof. Kimmig durch neue Erkenntnisse ergänzt.

Zum Michel-Buck-Jubiläum gab die Gemeinde Ertingen eine das Werk von Heinz-Bugen Schramm ergänzende neue Biografie „Dr. Michel Buck“ aus der Feder von Walter Bleicher heraus (Ertingen 1982). Die Arbeit stützt sich auf neues, noch nicht ausgewertetes Material.

Von Michel Buck neu ediert wurden: „Auf dem Bussen“. „Medizinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Oberschwaben“ und „Erinnerungen aus meiner Kindheit“ in Faksimiledruck (Ulrichsches Buchdruckerei und Verlag Riedlingen), außerdem im gleichen Verlag „Der Bussen und seine Umgebung“.

**Kirchdorf:** Die Grablieder des Ritters Michael von Jung sind im Eulenspiegel Verlag Berlin (Ost) in einer Neuausgabe von Gerhard Steiner erschienen. Dazu gibt es eine Schallplatte (Berlin 1981).

**Laupheim:** Als Neuauflage erschien zum 80. Geburtstag des Laupheimer Mundartdichters Karl Dilger dessen Werk „Eiser Hoimet“. Der Jubilar wurde im Rahmen einer Feierstunde mit der Laupheimer Bürgermedaille ausgezeichnet.

**Warthausen:** Über den aus Herrlishöfen gebürtigen CDU-Politiker Karl Arnold erschien von Detlev Hüwel eine Biografie (Peter Hammer Verlag Wuppertal 1980).

**Wilflingen:** Vom Gesamtarchiv Schenk von Stauffenberg Herrschaft Wilflingen liegen jetzt die Urkunderegesten 1366-1805 in der Bearbeitung von Dr. Otto H. Becker vor (Band 17 der Reihe „Inventare der nichtstaatlichen Archive Baden-Württembergs“. Kohlhammer 1981). Der Urkundenbestand, der im Staatsarchiv Sigmaringen liegt, wurde im Rahmen einer Feierstunde auf Schloß Wilflingen durch Dr. Becker und Prof. Dr. Gerd Wunder (Schwäbisch Hall) erläutert.

---

SONDERDRUCK

# Zeit und Heimat

## Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 2 vom 26. August 1982/ 25. Jahrgang

---

5. Jahrgang – Heft 2 – Seite 39

## Ein Barockmaler, der Schwarzach die Treue hielt

Leben und Werk von Eustach Gabriel (1724 – 1772)

Von Dr. Max Flad

Der oberschwäbische Barockmaler Eustach Gabriel zählt nicht zu den bekannten, viel genannten im Lande, obwohl sein Werk bedeutend und umfangreich ist. Im 37bändigen Künstlerlexikon von Thieme-Becker ist er nicht erwähnt, und noch in dem 1981 erschienenen Buch „Barock in Baden-Württemberg“ ist bei



der Beschreibung der Malereien in der Pfarrkirche Tiengen zu lesen, daß die Gewölbe des Langhauses von Eustach Gabriel aus Waldsee 1760 ausgemalt sind, „von dem sich im Lande offenbar keine weiteren Werke erhalten haben.“ Doch dem ist nicht so.

Eustach Gabriel stammt aus Unterschwarzach, früher Schwarzach genannt, einem Pfarrdorf, das zur Grafschaft Waldsee gehörte und auch Sitz eines Waldseer Gerichts war.

Hier lebte sein Vater Michael Gabriel als Zimmermann und Kleinlandwirt. Dank den Nachforschungen von O. Frisch wissen wir, daß aus seiner Ehe mit Anna Maria Kösslerin 8 Kinder entsprossen, die im Zeitraum 1711-1729 geboren wurden. Fünf Kinder starben früh, am Leben blieben außer Eustach seine Schwester Maria und sein 1729 geborener jüngerer Bruder Solanus. Eustach wurde am 20. September 1724 geboren und getauft. Taufpaten waren Joseph Moser und Anna Maria Held, welche im Schloß in Waldsee beschäftigt war.

Über Gabriels Lehr- und Wanderjahre ist nichts bekannt. Möglich wäre, daß ihn sein Vater in das nah gelegene Wurzach geschickt hat, wo Gabriel Weiß als Maler und Vergolder eine größere Werkstatt betrieb und auch als Großunternehmer bei der Ausstattung von Kirchen hervortrat (wie J. Frühholz aus Weingarten; über diese Künstlerunternehmer in Oberschwaben, die teils Maler, teils Bildhauer waren, hat A. Schahl nach Inventarisierung der Kunstdenkmäler von Waldsee ausführlich berichtet). Gabriel hat höchstwahrscheinlich das Malen in einer Werkstatt gelernt, in der auch Faßmaler tätig waren, denn bei einem seiner ersten Aufträge übernimmt er solche Arbeiten.

Bushart meint, seine weitere Ausbildung habe er vielleicht bei Troger (1698-1762), dem Rektor der Wiener Akademie und der wohl bedeutendsten Persönlichkeit der österreichischen Großmalerei vor Maulpertsch genossen, und in seinen späteren Werken sei er von Spiegler (1691-1757) und von dem mit Gabriel gleichaltrigen Maulpertsch (1724-1796) beeinflusst, der wie später Brugger auch an der Wiener Akademie die Malkunst studiert hatte. Sicherlich hat Gabriel Fresken wie auch Ölbilder von Spiegler, der kaum wie ein anderer auf eine ganze Generation oberschwäbischer Maler gewirkt hat, gekannt.

Gabriel als selbständigem Maler begegnen wir zum erstenmal in Waldsee, wo er 1751 in der Schloßkapelle zum Heiligen Kreuz das Bild der Kreuzauffindung durch die heilige Helena auf die Decke malt. Das Frühwerk zeigt Helena mit Volk in Jerusalem, in den Wolken schwebt die Heilige Dreifaltigkeit.

Mit Eustach Gabriel hat der Graf von Waldburg-Waldsee einen seiner Untertanen mit der Freskierung seiner Kirche beauftragt. Vielleicht hat auch Gabriels Taufpatin ihren Herrn auf den damals 27jährigen Maler aufmerksam gemacht. Nach Frisch lieferte Gabriel 1753 drei Altarblätter um 40 Gulden in die durch Baumeister Emele barockisierte Pfarrkirche St. Pankratius in Winterstettendorf. A. Kasper schreibt jedoch die heute noch vorhandenen Ölbilder der Nebentaltäre Gabriel Weiß zu.

Die nachweisbar nächste Station im Werk von Gabriel ist Tiengen unweit von Waldshut. Die Stadt war Hauptort der Landgrafschaft Klettgau und Sitz eines fürstlich schwarzenbergischen Oberamtes. Unter dieser Herrschaft wurde eine neue Kirche geplant, wozu man Peter Thumb verpflichtete, der wenige Jahre vorher die prächtigen Rokokokirchen in Birnau und Hilingen gebaut hatte. Thumb schickte von St. Peter aus die dort beschäftigten Ausstattungskünstler J. G. Gigl, den Wessobrunner Stukkateur, und F. L. Herrmann aus Konstanz nach Tiengen zur Bewerbung und Sicherung der Aufträge. Gigl hatte Erfolg, nicht dagegen Herrmann, der für die gewünschte Freskierung 1500 Gulden verlangte. Den Zuschlag von der schwarzenbergischen Regierung in Wien erhielt Eustach Gabriel, dessen Angebot bei nur 800 Gulden lag. Während der Ausführungsarbeiten 1754 schlug Thumb vor, keinen Altar aufzustellen, sondern einen solchen von Gabriel perspektivisch in die Chornische malen zu lassen. Dem stimmte die Regierung als der billigeren Lösung eifrig zu. Bei der Abrechnung erhielt der Maler für die Deckengemälde 820, für den Hochaltar zusätzlich 625 und für das Fassen des Tabernakels 150 Gulden. Dies ist ein früher Hinweis, daß Gabriel die Faßmalerei gelernt und auch als Fassmaler tätig war.

Anstatt schreibt über das stark durch die Perspektivmalerei Pozzos beeinflusste Fresko in der Hauptkapelle Tiengen: „Der Freskant Gabriel überhöht den diesseitigen Kirchenraum mit einer gewaltigen ‚Himmelsarchitektur‘, in die wir von unten hineinschauen. Nicht nur der wirkliche Raum, auch der gemalte Raum bricht noch einmal in einer gemalten Ovalekuppel in den höchsten Himmel hinauf. Das Prinzip, in den natürlichen Raum den himmlischen hineinbrechen zu lassen, erscheint hier in der letzten Steigerung.“ Das beschriebene Fresko stellt die Krönung Mariens mit St. Josef und Johannes Nepomuk dar, zu dem die Schwarzenberger mit ihrem reichen Besitz in Böhmen Beziehungen hatten.

Wer heute die Rokokokirche in Tiengen aufsucht, findet leider den von Gabriel gemalten Altar nicht mehr vor. Er wurde 1938/39 zu Gunsten eines wirklichen Altares entfernt.

Die Gemälde von Gabriel, sehr durchdacht in Komposition, und perspektivischer Wirkung, gefallen wohl in ihrer Gestaltung, befriedigen nach wiederholter Restaurierung jedoch farblich nicht. Sie sind z. T. von stechendem Kolorit.

Gubler gibt an, daß Gabriel von Waldshut aus im Kloster Wettingen in der Schweiz tätig gewesen sei, worüber allerdings in den Schweizer Kunstdenkmälern nichts vermerkt ist. Möglich wäre, daß Eustach Gabriel zusammen mit Gabriel Weiß in Wettingen war, wo Weiß 1754 mit seinem Schwiegersohn J. B. Caspar und dem Wurzacher Bildhauer F. A. Kälin gearbeitet hat. Er brachte von dort auch eine Reliquie der heiligen Verena nach Wurzach (O. Frisch). Größere Aufträge hat Gabriel in Wettingen sicherlich nicht übernommen.

Nach der Arbeit am Hoehrhein kehrte Gabriel wieder nach Oberschwaben zurück. Hier hat er höchstwahrscheinlich 1759/60 bei der Innenerneuerung der Michelwinnader Pfarrkirche mitgewirkt, welche zum Stiftsbezirk des Klosters Schussenried gehörte. Die Kirche ist dem heiligen Johannes Evangelist geweiht. Daran erinnert das Fresko im Langhaus, welches die Vision des Heiligen veranschaulicht. Im Chor ist ein Marienbild, beide Fresken sind nicht bezeichnet.

Überblickt man das von Gabriel überlieferte Werk von 1751-1760, so sind außer Tiengen keine große Arbeiten zu entdecken. Es ist anzunehmen, daß der Maler sich in dieser Zeitspanne auch mit anderen Arbeiten beschäftigt hat, wohl mit dem Altarbau und der Faßmalerei, wie wir dies aus späteren Urkunden wissen. Mittellos war er durchaus nicht, denn 1762 war er finanziell in der Lage, die Frauenkapelle in Waldsee unentgeltlich, „E(x) liberalitate“, wie es in der Inschrift an der Decke heißt, auszumalen. Aus der Freskierung dieser von den Waldseern geliebten Kapelle vor den Toren der Stadt, einer sicherlich auch von Gabriel hochgeschätzten Gnadenstätte, ist zu vermuten, daß der Künstler in dieser Zeit in Waldsee gewohnt hat, wo er auch Grundbesitz besaß, wie aus seinem späteren Testament hervorgeht. Auf seinen signierten Fresken findet sich jedoch immer die Angabe seines Geburtsortes, „Gabriel de Schwarzach“.

Gabriel hat die Waldseer Frauenbergkapelle zu Ehren der Gottesmutter reich ausgemalt, mit Mariens Himmelfahrt als Hauptbild. Die Nebenfresken stellen Szenen aus ihrem Leben dar. Leider haben die Fresken im Laufe der Zeit, wohl auch durch frühere Restaurierungen, u. a. 1910, gelitten.

In noch bedeutenderem Maße trifft dies bei den verrestaurierten Deckengemälden der idyllisch gelegenen Kirche in Degernau zu, deren Besuch deprimierend ist, nachdem ihre Ausstattung mehrmals geplündert wurde.

Einen erfreulicheren Anblick bietet die Kapelle in Osterhofen. Hier wurde 1762 eine kleine Wallfahrtsstätte erbaut, in deren Hochaltar sich eine Kopie der schmerzhaften Muttergottes von Steinhausen bei Schussenried befindet. Es ist ein Ort, der zum Beten einlädt. An den farbenfrohen Fresken glaubte Bushart zu erkennen, daß Gabriel P. Troger verpflichtet ist.

Den umfassendsten Bilderschmuck hat uns Gabriel in der Wallfahrtskirche Reute hinterlassen, wo die Mystikerin B. Aichler, in ganz Oberschwaben bekannt als die Gute Beth, im 15. Jahrhundert lebte. Martin Gerbert hat sich bereits 1761 - er war damals noch Bibliothekar im Kloster St. Blasien, seit 1764 Fürstabt - um die Seligsprechung dieser frommen Frau bemüht. Er hat auch Gabriel zu dem Zyklus der Betha-Bilder inspiriert, aus denen ihr Leben und Leiden abzulesen ist. Teilweise hat der aus Horb stammende Benediktiner die Bilder sogar aus eigener Tasche bezahlt.

Auch die Fresken in Reute sind bedauerlicherweise nicht mehr im Originalzustand. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Kirchendach defekt und eingedrungenes Wasser verdarb die Deckenbilder, welche nicht mehr restauriert, sondern trotz Protest des Ortspfarrers übertüncht wurden. Etwa 50 Jahre später malte Kolmesberger nach einer alten Vorlage das Langhaus-Fresko neu. Die ebenfalls zugeschmierten Wandfresken restaurierte zu gleicher Zeit (1909) Roth aus Kießlegg. Doch nicht genug des Unverstands und Unglücks. 1957 zerstörte ein Brand drei dieser Wandbilder, viele waren beschädigt, das Deckengemälde des Langhauses bis zur Unkenntlichkeit verrußt.

Die Restauratoren haben versucht, den früheren Zustand der Bilder wiederherzustellen. Sehr gut gelungen ist dies Manz beim Chorfresko, bei dem er verfälschende Übermalung beseitigt und die alten Farben freigelegt hat. Das Deckengemälde über dem Altarraum ist großzügig angelegt und zeigt die Gute Beth, wie sie aus der Hand Jesu Christi die Heilige Eucharistie empfängt.

Den Freund barocker Kirchlichkeit erfreuen auch die an der Empore angebrachten Fresken, welche eine Prozession der Benediktinerinnen von Ochsenhausen nach Reute schildern. Sie erinnern an die hohe Zeit der Wallfahrten im 18. Jahrhundert, als „viel gläubig Volk“ samt Klerus mit Kreuz und Fahnen zu Gnadenstätten unterwegs war. Volkskundlich interessant sind auch die Bilder unter der Empore, welche die selige Beth als Hüterin der Herden und Felder und Schützerin von Hof und Stall darstellen.

In den 60er Jahren stand Gabriel, reich an Aufträgen, auf der Höhe seiner Kunst. Nach Ausmalung der Kapelle in Osterhofen und des prächtigen Gotteshauses in Reute wurde er nach Pless an der Iller gerufen, wo 1765/66 die bedeutendste Landkirche im Umland von Memmingen geschaffen wurde. Die Pfarrei gehörte zur Kartause Buxheim, wo Dominikus Zimmermann mehrfach tätig war. Es ist daher nicht erstaunlich, daß auch die Kirche in Pless in ihrer Konzeption und lichten Höhe an Zimmermannsche Kirchen erinnert. Die prächtigen Deckenstücke, im Chorraum die Einsetzung des Abendmahls, im Langhaus die Enthauptung von Johannes dem Täufer, die Anbetung der Hirten und schließlich eine Szene aus dem Leben des heiligen Bruno, des Gründers des Kartäuser-

Ordens, hat Gabriel 1766 signiert. Breuer, der in den Bayerischen Kunstdenkmälern des Landkreises Memmingen die Pfarrkirche St. Gordian und Epimachus beschreibt, vermerkt: „Die Fresken Gabriels, reich an überraschenden Hell-Dunkel-Effekten und geistvoll fragmentierten Architekturen, gehören zu den fortschrittlichsten im Umkreis.“

Das bemerkenswerte Hochaltarblatt in Pless, die Verklärung der Heiligen Gordian und Epimachus, schreiben Bushart wie Breuer Gabriel zu. Ersterer verweist auf die malerische und stilistische Ähnlichkeit dieses Bildes mit dem früher Esperlin, nunmehr Gabriel zugeschriebenen Gemälde „Maria von Heiligen verehrt“, welches in der Pfarrkirche in Ingoldingen hängt und 1981 bei der Barockausstellung in Bruchsal gezeigt wurde.

Wahrscheinlich hat Gabriel auch die Wallfahrtskirche zum Heiligen Kreuz, auf freiem Feld unweit Pless gelegen, ausgemalt. Die Bilder sind z. Z. größtenteils übertüncht.

Etwa um die gleiche Zeit, als die Kirche zu Pless freskiert wurde, hat Gabriel - wohl in den Wintermonaten, wenn das Ausmalen der Kirchen nicht möglich war - die Bilder der Nebenaltäre zu Unteressendorf geschaffen. Die Kenntnis hiervon ist A. Buschle zu verdanken, der darüber 1979 in den Heimatkundlichen Blättern für den Kreis Biberach berichtet hat. Aus den von ihm zitierten Protokollen ist ersichtlich, daß Gabriel nicht nur Maler, sondern auch Künstlerunternehmer war. Wie G. Weiß übernahm Gabriel die Lieferung ganzer Altäre. So schloß er 1762 einen Accord ab über den Unteressendorfer Hochaltar, welchen das Gemälde des Rubens-Schülers P. de Crayer schmückt. Ein weiterer Accord erfolgte 1766, und am 30. 4. 1767 erhielt Gabriel für die „beigeschafften zwei Seitenaltäre nebst Altarblättern“ 1477 Gulden.

Der Nachweis von Buschle, daß die Nebenaltarblätter in Unteressendorf von Gabriel stammen, ist deswegen so wichtig, weil das Bild des Marienaltars in Einzelheiten, dies betrifft vor allem die Muttergottes in Haltung und ihrer Farbigkeit, außerordentlich dem Ingoldinger Bild („Maria von den Heiligen verehrt“) ähnelt. Bushart schreibt über das Marienblatt von Unteressendorf, es entspreche stilistisch eher den gesicherten Arbeiten Eustach Gabriels um 1765 als den um diese Zeit bereits kühler und zeichnerisch werdenden Werken Esperlins. Er weist ferner darauf hin, daß es sich in Farbigkeit und Motiven abhängig zeigt von F. A. Maulpertsch.

Bushart kannte meines Wissens, als er diese Beurteilung abgab, nur Gabriels Bilder in Baidt und Pless, er wußte jedoch nichts von den Forschungen von Buschle. Aufgrund dieser wäre er noch mehr in seiner Auffassung bestärkt worden.

Das Hochaltargemälde von Baidt, Gabriel zugeschrieben, wurde bei der letzten Kirchenrestaurierung wegen seines schadhafte Zustandes leider zugunsten eines gotischen Maßwerfensters entfernt.

Die Ölbilder von Pless, Ingoldingen und Unteressendorf, die bei weitem nicht so durch Alter und vor allem Restaurierungen gelitten haben wie die meisten Fresken mit Ausnahme von jenen in Pless, die sehr gut erhalten sind, zeigen, welche hohes Können Gabriel in dieser Malart zu eigen war. Es wäre verdienstvoll, weitere Werke von ihm in Oberschwaben aufzuspüren.

Nach der Ausmalung der Rokokokirche in Pless und nach Vollendung des Unteressendorfer Auftrags verließ Gabriel seine Heimat und begab sich nach Kärnten. Die Gründe hierfür sind nicht bekannt. Der Künstler war damals 43 Jahre alt.

Auch hier widerfuhr seinem Werk ein widriges Geschick. Sein bedeutendstes Fresko in Kärnten, die Verklärung des heiligen Borromäus in der Priesterhauskapelle in Klagenfurt, existiert seit 1956 nicht mehr. Trotz heftigsten Protestes des Denkmalamtes wurde die Kapelle abgerissen, um einem Wohnhochhaus Platz zu schaffen. Das Bild, brillant gemalt, hat Gabriel 1769 geschaffen.

Verschollen ist ferner ein Hochaltargemälde Gabriels in der Stadtpfarrkirche St. Veit an der Glan, während nach Angaben des Bundesdenkmalamtes ein Seitenaltarbild in Guttaring (1769) und ein Altargemälde des heiligen Florian in der Pfarrkirche Stein bei Viktring erhalten sind.

Als vielleicht von Gabriel stammend bezeichnet das Handbuch Dehio/Kärnten Bilder in Paternion, Bezirk Villach, und Tainach, Bezirk Völkermarkt.

In Kärnten gilt Gabriel nach Auskunft von Dr. Reichmann-Endres, Bundesdenkmalamt, als Schüler von Maulpertsch und Freund des Kremser-Schmidt.

Gabriel hat noch bis 1772 in Kärnten und wohl auch im benachbarten Krain gewirkt. Im Oktober jenes Jahres hielt er sich in Laibach, dem heutigen Ljubljana, bei den Franziskanern auf. Er muß sich todkrank gefühlt haben. Drei Tage vor seinem frühen Ableben setzte er ein Testament auf und bedachte, ehelos wie er war, seine ganze Verwandtschaft mit seinen in Schwaben hinterlassenen Liegenschaften in Waldsee, Biberach und Ingoldingen und mit Bargeld, wobei der die Kinder seines Bruders Solanus zu Universalern bestimmte. Die Liegenschaft in Ingoldingen könnte ein Hinweis sein, daß er auch dort gearbeitet, vielleicht einen Altar mit Bild geliefert hat.

Dem Wallfahrtsort Reute aber vermachte er ein Legat, für das ihm Oberschwaben immer dankbar sein muß, indem er bestimmte: „...verschaffe ich ein Hochaltarblatt pr. 500 Gulden zu den Pfarrkirche Reuthi, Welches der Herr Schmid in Crems machen und der Universalerbe bezahlen solle.“ Bei dem „Herrn Schmid“ handelte es sich um einen hochbegabten österreichischen Barockmaler der vor allem durch seine Altarbilder berühmt wurde und der in Grafenwöhr bei Krems lebte. Der Kremser-Schmidt hat das von Gabriel gewünschte Bild „Die Aufnahme Mariä in den Himmel“ 1774 gemalt und nach Reute in die oberschwäbischen, eng mit Österreich verbundenen Lande schaffen lassen. Es ist das einzige Zeugnis dieses Meisters in Baden-Württemberg am originären Platz.

Überblickt man Leben und Werk des mit 48 Jahren verstorbenen Gabriel, der in der Gruft der Franziskaner in Laibach seine letzte Ruhestätte gefunden hat, so muß leider bekannt werden, daß wir über den Menschen Gabriel wenig wissen. Wir kennen seine Herkunft aus einem Dorf am Rand des Allgäus, die er nie verleugnet hat. Wie erwähnt, gab er auf allen Fresken, die er signierte, an, er stamme aus Schwarzach. Johannes Zick bekannte sich meines Wissens nie als von Lachen gebürtig, sondern bezeichnete sich stets stolz als Münchner. Gabriel strebte auch nie an, „Hofmaler“ zu werden; er blieb in seinem Leben bescheiden. Zurückhaltend war er auch in seinen Forderungen, wie sich dies in Tiengen zeigte. Trotzdem ersparte er sich, wahrscheinlich bei einfacher Lebensführung, ein beachtliches Vermögen. Als frommer Christ malte er ohne Bezahlung in Verehrung Mariens die Frauenbergkapelle aus. Ein Bild der Mutter Gottes stiftete Gabriel der Wallfahrt Reute. Nach diesen Zeugnissen muß Gabriel ein tiefgläubiger Mensch und marianischer Verehrer gewesen sein.

Wenn man Gabriel als Künstler werten will, erscheint es mir richtig, die zeitgenössischen Maler aus dem Lande zwischen Donau und Bodensee - zahlreich, erstaunlich hochbegabt - zu betrachten, die etwa zehn Jahre vor und nach Gabriel in der Zeitspanne von 1717 bis 1735 geboren wurden. Hierzu zählen in chronologischer Reihenfolge J. G. Mesmer, Saulgau, P. X. Forchner, Dietenheim, F. M. Kuen, Weißenhorn, J. Wannenmacher, Tomeringingen, J. B. Enderle, Söflingen, F. A. Maulpertsch, Langenargen, J. A. Dick, Rattenried, F. J. Maucher, Waldsee, J. Christ, Winterstetten, und S. Göser, Gspoldshofen.

Es ist nahezu unglaublich, welche Fülle an malerischen Talenten aus diesem bäuerlich geprägten Land kamen. Für manchen von ihnen war kein Platz in der Heimat, und sie arbeiteten in Wien, Augsburg und Freiburg wie in der Schweiz.

Unter den Genannten ragt an Begabung Maulpertsch weit heraus, auch Kuen und Enderle übertreffen die anderen; Eustach Gabriel, der unbeeinflusst vom frühen Klassizismus bis zu seinem Tod malte, behauptet sich aber durchaus.

Schahl, einer der besten Kenner oberschwäbischen Barocks, schreibt über Gabriel: „Seine Werke sind guter Durchschnitt spätbarocker Dekorationsmalerei und als solches von einer schon wenig später nicht mehr erreichten Wirkung.“ Als Schahl dieses treffende Urteil über den Freskant Gabriel abgab, wußte er allerdings nicht, daß die qualitativ vollen Altarbilder von Unteressendorf und Ingoldingen von Gabriel stammen und nicht von Esperlin, von dem Ginter und Feuerstein der Auffassung sind, er zähle zu den bedeutendsten Rokokomalern Schwabens.

Wie hoch Gabriels Kunst von den Kunsthistorikern Österreichs eingeschätzt wurde, geht aus der Beurteilung Ginharts hervor: „Von hoher künstlerischer Qualität sind die umfangreichen Gewölbefresken des Schwaben Eustach Gabriel von 1769 in der Priesterhauskapelle in Klagenfurt. Gabriel kam mit oder durch Maulpertsch nach Österreich und war in Klagenfurt ansässig. Das vielfigurige Bild verherrlicht den Titelheiligen der Kapelle, Karl Borromäus, und besticht durch die Zartheit und den Duft der zeichnerischen Anlage wie der Farbigkeit. Es überragt weit die inhaltliche Leere etwa der Frommiller'schen Werke, und wir bedauern, von dem vorzüglichen Maler bisher nur dieses eine Fresko zu kennen. Es bildet den Gipfelpunkt der Rokokomalerei in Kärnten.“

## Die Edelfreien von Schlüsselberg

### Stiftergeschlecht des Gutenzeller Klosters im 12. Jahrhundert

Von L. Pöllmann

Mitte des 18. Jahrhunderts hat der Augsburger Maler J. Gg. Dieffenbrunner der von Dominicus Zimmermann und Franz Xaver Feichtmayer genial umgestalteten Kirche der Gutenzeller Zisterzienserinnen mit seinen Decken- und Wandfresken eine Farb- und Raumwirkung geschenkt, die jeden Besucher beeindruckt. Im Gemälde der Chorkuppel fällt dem aufmerksamen Beschauer die Symbolfigur der Liebe auf, die ein gespaltenes Wappen mit den vom Künstler gleichzeitig aufgenommenen Wappenfiguren jener Geschlechter trägt, die mit dem Nonnenkloster im einsamen Talgrund der Rot als dessen erste Stifter bzw. Wiederbegründer besonders verbunden waren. In der rechten Wappenhälfte ist dies ein pfälzweise auf grünem Dreieck stehender silberner Schlüssel im roten Feld; im linken Halbwapen finden sich drei übereinander gestellte schwarze Ochsenjoch auf Goldgrund. Diese Wappen waren zwei Geschlechtern zugehörig, den „von Schlüsselberg“ und den „von Aichheim“, die beide nach dem mittelalterlichen Lehensrecht zu den freien Herren oder Grafen zählten, den vierten Heerschild (clipeus militaris) hatten und damit in der Lehensfähigkeit nach dem König und den geistlichen und weltlichen Fürsten standen. Ihre Stammurgen lagen im württembergischen Rot- und im Illertal, also ganz in der Nähe des Klosters Gutenzell. Jenes Klosters, das zwei Schwestern aus dem Hause Schlüsselberg schon im 12. Jahrhundert zum ersten Male gestiftet und mit Gütern bedacht und dem dann 1237 die Edlen von Aichheim zur Wiederbegründung im zisterziensischen Ordensgeist unter der aus ihrem Geschlecht stammenden ersten Äbtissin Mechtilda (1237-1243) verholfen hatten.

Die historische Vergangenheit der im Mittelalter auf ihrer Burg über dem heutigen Altstadt/Iller (Illereichen) sitzenden Herren von Aichheim hat erst in jüngster Zeit – in den 1865 erschienenen Beiträgen zur Geschichte der Marktgemeinde Illereichen-Altenstadt - eine ausgezeichnete Darstellung durch den inzwischen verstorbenen Studienprofessor Mang, Illertissen, einem hervorragenden Kenner dieser und anderer Adelsgeschlechter der mittelalterlichen illergauischen Grafschaften Kirchberg und Marstetten, gefunden. Noch über weit längere Zeiträume der mittelalterlichen Geschichte hinweg und viel tiefer in deren interessanten Ablauf eingreifend wie das Wirken der Aichheimer, zeigt sich uns aber das, was sich über das Geschlecht der Schlüsselberger (von mittelhochdeutsch schlüsselberg, d. i. verschlossener, befestigter Berg) aus sagenhafter Überlieferung, urkundlichen Nachweisen und geschichtlichen Darstellungen entnehmen lässt:

In Cursus, einer strengen Form mittelalterlicher Kunstprosa, wurde um die Wende des 12./13. Jahrhunderts die „Geschichte des Rudolf von Schlüsselberg“ geschrieben. Deutliche Berührungspunkte dieses in 26 Perioden gestalteten Stückes mit der lateinischen Albanuslegende lassen die Vermutung zu, daß ihr Verfasser Transmundus, ein Zisterziensermönch des Klosters Clairvaux, auch der Urheber der Schlüsselberger Geschichte ist. Mit ihr erhält der Leser in sagenhafter Schilderung Einblick in die Ehe des Rudolf von Schlüsselberg und erfährt, daß dieser seiner aussätzigen Frau wegen alles Hab und Gut, die Heimat und seine Zwillingkinder verläßt. Zunächst zeichnet er sich in Portugal, beim Kampf König Alfons I. gegen die Sarazenen um die Stadt Lissabon, aus und kommt dann als Teilnehmer des 2. Kreuzzuges auch zu der in der Legende ebenfalls genannten „Quelle der Gesundheit“, an welcher er Hilfe für seine kranke Frau erlangen kann. Wenn man nun weiß, daß diese Heilquelle zu Boemund, dem „Kreuzfahrer-Kastell der Franken“ nahe Konstantinopel, zu suchen ist, wo auch das im 5. Jahrhundert erstmals erbaute Kloster der Anargyros (der unentgeltlich heilenden Ärzte) für die heiligen Wunderärzte Kosmas und Damian lag, dann ist hier der Kern der Legende und der Bezug zur ersten Gutenzeller Klostergründung des 12. Jahrhunderts zu sehen. Denn zur Ehre dieser beiden orientalischen Arztebrüder, der im Mittelalter vor allem bei Epidemien, Pest und Aussatz angerufenen Helfer und Quellenheiligen, entstand (wie bei der Kirchenrenovierung 1969/73 entdecktes Bruchsteinmauerwerk im Nord- und Ostteil der Kirche jetzt auch vom Baulichen her beweist) schon im 12. Jahrhundert unterhalb der ergiebigen Gutenzeller Ursprungsquelle ein Kloster „cella die“ (Gottes Zelle) mit Kirche. Gestiftet von zwei Schwestern aus dem Schlüsselberger Geschlecht, das in der Umgebung Gutenzells (auf der Erhebung über dem Ilgenweiher und auf der Fläche des heutigen Gutenzeller Waldfriedhofes) seine ersten Burgen liegen hatte.

Was Rudolf von Schlüsselberg sich so sehr gewünscht und was er dann in Portugal fand, nämlich den Krieg und die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, das soll schon ein Jahrhundert vorher, im Jahre 1035, einem Günther von Schlüsselberg zuteil geworden sein. Bei einem von dem Salierkaiser Konrad II. geführten Kampf gegen die im nördlichen Sachsen eingedrungenen heidnischen Wenden wurde der als Heerführer eingesetzte Schlüsselberger von einem Wenden mit „ohngewöhnlicher Leibesgröße und Stärke namens Gross“ zum Zweikampf gefordert. In einem über körperliche Kraft und Religion zugleich entscheidenden Hin und Her habe der in zahlreichen Turnieren erfahrene und erprobte von Schlüsselberg vor den Augen des Kaisers und seines Sohnes Heinrich sowie der ganzen Armee den Wenden mit der Lanze vom Pferd geworfen. Hierauf wurde der Kampf zu Fuß fortgesetzt und Gross dabei von seinem Gegner schwer verletzt. Als er sich solchermaßen überwunden sah, erkannte er „seinen bisherigen Irrtum“ und bat den Kaiser fußfällig um Gnade und um Annahme zu der christlichen Religion. Darin wurde ihm auch willfahren, notdürftiger Unterhalt angewiesen und ihm beim Kaiser sogar zu hinlänglichen Gütern verholten, auf denen die Gross dann als Dienstmänner der von Schlüsselberg saßen, bis sie später selbst in den Adelsstand erhoben wurden. Noch heute leben die Nachkommen der Freiherrn Groß von Trockau auf ihrem schönen barocken Schloß im bayerisch-oberfränkischen Landkreis Pegnitz bei Bayreuth.

In eben diesem oberfränkischen Raum gelangen zwischen dem ausgehenden 12. und der Mitte des 14. Jahrhunderts auch die Edelherren von Schlüsselberg zu immer größerem Besitz- und Machtentfaltung, seit - nach Stiftung des vorzisterziensischen Gutenzeller Klosters - einer der Brüder die Turmhügelburg des 11. Jahrhunderts am Ilgenweiher bei Gutenzeller verlassen hatte, im Gefolge des Schwabenherzogs Friedrich V. (1164-1191) nach Ostfranken kam und dort ererbte Güter um Waischenfeld in Besitz nahm. Dem damaligen Schicksal vieler, gerade im fränkischen Jura eng aneinander liegenden Grafschaften, im gegenseitigen Kampf um Besitz, Herrschaft und Hoheitsrechte zerrieben zu werden, entging mit nur wenigen anderen auch das Geschlecht derer von Schlüsselberg. Ja, es konnte seinen Besitzstand sogar ständig mehren und durch sparsames Wirtschaften zu immer größerem Reichtum gelangen. Ihm gehörten zuletzt die drei Städte Waischenfeld, Ebermannstadt und Schlüsselfeld, und auf nicht weniger als 14 Burgen saßen sie selbst oder die Ministerialen ihres Hauses. Mit solcher wirtschaftlicher und militärischer Macht ausgestattet, stiegen die Schlüsselberger im 14. Jahrhundert zum führenden Adelsgeschlecht Ostfrankens empor - mit der Kirche und mit regierenden Herrscherhäusern vor allem, durch zwei der bedeutendsten Männer ihres Stammes besonders verbunden. Zunächst durch Ulrich von Schlüsselberg (1288-1322), den Bamberger Domprobst, der 1318 zusammen mit seinem Gegenkandidaten eigens zum Franzosenpapst Johannes XXII. nach Avignon reisen mußte, ehe er von diesem dann endgültig in seiner Wahl zum Bischof des bedeutenden Fürstbistums Brixen in Südtirol bestätigt wurde. Acht Jahre vorher war der Probst, als Befehlshaber der Bamberger Stiftstruppen, mit im Heer des deutschen Königs Heinrich VII. von Luxemburg, als dieser nach Italien zog, um dort den zwischen der guelfischen und ghibellinischen Partei ausgebrochenen Streit zu schlichten und so die kaiserliche Herrschaft im Süden des Reiches wieder herzustellen. Ein Unternehmen, bei dem Heinrich zeitweilig sogar die Hilfe und Unterstützung des welfisch gesinnten Dichters Alighieri Dante bekam. Die eiserne Langobardenkrone, die Heinrich VII. dann 1311 in Mailand erhielt, und die Kaiserkrone, mit der ihn am 29. Juni des folgenden Jahres ein päpstlicher Legat im Lateran krönte, brachte er allerdings nicht mehr lebend nach Deutschland zurück, denn 1313 ereilte ihn zu Buon-convento (bei Sienna) ein rascher Tod.

Soviel über Ulrich von Schlüsselberg. Sein Neffe Konrad (III) lebte von 1395 bis 1347. Er war des nächsten deutschen Kaisers, Ludwigs des Bayern (1314-1347), engster Vertrauter, geheimer Rat und auch Geldgeber und in dessen Kämpfen mit dem Gegenkaiser, Friedrich dem Schönen von Österreich, des Herrschers tapferer Kampfgenosse. So entschied der Schlüsselberger, in der Schlacht von Gammelsdorf am 9.11.1313 mit seinen Reitern zum rechten Zeitpunkt eingreifend, das Tüfchen für den Bayernkaiser; er trug auch beim nächsten entscheidenden Aufeinanderprallen der beiden Widersacher, in der denkwürdigen Schlacht von Mühldorf/Erhartung am 28. 9. 1322, die Reichssturmfahne (ein langgestrecktes, herabflatterndes goldenes Banner an roter Stange mit einköpfigem, nach rechts blickendem schwarzen Adler) für Ludwig zum Sieg. Es war dies zugleich die letzte große Ritterschlacht, die auf deutschem Boden noch mit Schwertern, Lanzen und Streitäxten ausgetragen wurde, nachdem inzwischen die Armbrust mit einer enormen Durchschlagskraft des Geschosses immer mehr zum Feind der ritterlichen Rüstung geworden war und mit der Erfindung des Schießpulvers auch die Feuerwaffen rasch in Gebrauch kamen.

Für die dem Kaiser geleisteten treuen Dienste in Deutschland, aber auch in Italien (1227 bis 1230), erhielt der Schlüsselberger, durch Urkunde vom 26. 4. 1328 bestätigt, die mit dem Recht zum Tragen der Reichssturmfahne verbundene Burg Markgröningen in Württemberg. Später übernahm diese Fahne, welche zur Zeit Karls des Großen schon Gerold dem „Pussinus“, dem Herren von Oberschwabens heiligem Bussen-Berg, in Nachfolge der Udalrichinger anvertraut war, Graf Ulrich von Württemberg, und zwar auf friedlichem Wege, denn Konrad von Schlüsselberg war mit einer Bruderstochter des Grafen vermählt. Auch mit anderen württembergischen Adelsgeschlechtern waren die von Schlüsselberg ehelich verbunden; so mit den Helfenstein, Vaihingen, Zollern, Montfort und Brauneck-Hohenlohe.

Die Begünstigungen die Ludwig der Bayer seinem Getreuen bei der Festigung und Sicherung von dessen Herrschaft im fränkischen Raum zuteil werden ließ, beschworen für die unmittelbaren Nachbarn des kaisertreuen Schlüsselberger-Geschlechtes, die Bischöfe zu Bamberg und Würzburg und die Burggrafen von Nürnberg, allmählich die Gefahr herauf, daß wichtige Durchgangswege nach dem Osten durch Schlüsselberger Zölle gesperrt und die Entfaltung der fürstbischöflichen und burggräflichen Landereien, dadurch erheblich gestört würde. Außerdem fürchtete man, daß die mit solcher Macht ausgestatteten Edelherren mit dem Schlüssel im Wappen zuletzt auch noch auf der Fürstenbank Platz nehmen könnten.

Deshalb griff man, als der kräftige Beistand Kaiser Ludwigs des Bayern nach dessen Tod am 11. Oktober 1347 nicht mehr zu befürchten war, den Schlüsselberger einfach an und zerstörte nacheinander seine Burgen. Bei der Belagerung der Feste Neideck (als „Eck des Neides“ hat sie, zusammen mit der im gleichen Tal der Wiesent liegenden Burg Streitberg, dem „Berg des Streitens“, Eingang in Viktor von Scheffels Erzählungen gefunden) fiel der Schlüsselberger

noch 1347, vom großen Stein einer Wurfmaschine getroffen. Der Tod dieses letzten männlichen Stammesangehörigen eines so bedeutenden mittelalterlichen Rittergeschlechtes regte einen Zeitgenossen, den ostfränkischen Dichter Lupold von Hornburg, genannt der „lange Lupold“, zu einem in der Würzburger Liederhandschrift des Michael de Leone aufgenommenen Epos von 70 Versen an: „Eyn derbermeliche clage wie der jungest von Sluzzelberg den tot neme, für den bite wir got“. Eines des letzten Werke spätmittelalterlicher und fränkischer Dichtung, das nach Wolfram von Eschenbach (gestorben nach 1220) und Konrad von Würzburg (vor 1287) noch zu ritterlicher Ausdrucksform und Poesie fand. Es ist ein einziges großes Lob auf diesen panthergleichen Helden, der dem Reich die Adlerfahne getragen und dafür sein Blut vergossen:

„... Der war ein rehter pantyr helt...  
den fanen mit den adelaren  
für in der unverdrozen  
und hoat sin blut vergozzen ...“

Es endet mit dem „werde krye“, dem würdigen und ehrenvollen Schlachtruf „Ey sluzzelberg“ und mit der Bitte des Dichters und unbewaffneten Künstlers an St. Georgs Ritterschar, daß der himmlische Adler dem Toten einst ewigen Sold schenken möge:

„... An Sante Yorgen ritters Schar  
da der himel adelar  
Dir gebe den eweclichen solt  
des bit ich langer luppolt  
Ein Sünder als grozzer  
und rehter Künstler blozzer ...“

Der Tod des Konrad von Schlüsselberg bedeutete das Ende eines der markantesten edelfreien Geschlechter des Mittelalters. Unvergessen aber bleibt der Name in den Annalen der bayerischen und württembergischen Geschichte, in den Ausgaben der deutschen Nationalliteratur und in der Tradition der beiden ehemaligen Zisterzienserklöster, die ihrer Stiftung zu verdanken sind: Gutenzell im württembergischen Stammland des Geschlechtes, und das oberfränkische Schlüsselau bei Bamberg, wo im Grabstein des Stifters auch noch die älteste Relief-Darstellung des Schlüsselberger Wappens erhalten geblieben ist.

---

SONDERDRUCK

# Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 3 vom 16. Dezember 1982/ 25. Jahrgang

---

5. Jahrgang – Heft 2 – Seite 49

## Die ersten evangelischen Prediger in Biberach und den Dörfern des Spitals

Von Reinhold Mildenerberger, Althütte

Als Ergänzung zu dem, was Bernhard Rüth über den Biberacher Frühprediger M. Bartholomäus Müller in Nr. 1/82 der Zeitschrift „Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach“ berichtet hat, soll im folgenden mitgeteilt werden, was sich über die anderen Prediger feststellen läßt, die bis 1551 in Biberach gewirkt haben.

Nach Heinrich von Pflummern gab es etwa von 1523 an einige Prediger in Biberach, die in evangelischem Sinn gewirkt haben. Als ersten nennt er den ehemaligen Franziskanermönch Schlupfindheck; dieser predigte eine Zeitlang am Mittwoch (Markttag!) um 14 Uhr in der heutigen katholischen Spitalkirche unter großem Zulauf von Bauern und Stadtleuten. Dann erwähnt Pflummern drei Helfer des Pfarrers, die evangelisch gepredigt haben sollen: Allgäuer, Bayer und Rot Meister Hans. Das scheinen Übernamen zu sein; bei diesen dreien legt sich die Vermutung nahe, daß sie nach dem Verbot der Messe 1531 weiter als evangelische Prediger in Biberach tätig waren. Weiter weiß Pflummern von einem „Mönchlein Salzmesser“, das in der Magdalenenkirche (auch Siechenkirche genannt, im katholischen Gottesacker) bei seinen Predigten so großen Zulauf gehabt habe, daß man die Fenster ausbrechen mußte, damit die Predigt auch auf dem Kirchhof zu verstehen war. Schließlich erzählt Pflummern von einem „Pfaff Strohschneider“ (Pfaff war damals noch kein Schimpfname), der in der Krankenstube des Spitals (heute evangelische Spitalkirche) predigte.

Außer diesen trat unter den 36 Priestern, die es damals in Biberach gab, offenbar bald auch der Kaplan Caspar Seiz als Prediger des reformatorischen Glaubens hervor. Von ihm heißt es, er habe schon vor der Biberacher Reformation seine sterbenskranke Mutter, die ihn als Priester bat, dafür zu sorgen, daß sie nicht zu lange im Fegfeuer bleiben müsse, auf das Verdienst Christi hingewiesen.

Durch ein Zeugnis des Biberacher Rats vom 2. Oktober 1531 für Hans Jager (auch Hans Münch genannt) wissen wir, daß dieser seit dem Bauernkrieg in evangelischem Sinn gepredigt hat. Er war 1521 als Kaplan an der Magdalenenkirche angestellt worden. Er könnte das „Mönchlein Salzmesser“ gewesen sein.

Ein zwischen der alten Kirche mit ihren Gesetzen, Bräuchen und Lehren und der reformatorischen Kirche mit ihrer Botschaft und ihren Ordnungen hin- und herschwankender Mann war Johannes Kächelin. Er hatte sich am 18. Juni 1515 an der Universität Heidelberg als „Joannes Kechlin ex Beberaco“ einschreiben lassen. Vielleicht war er nach Studium und Priesterweihe bis zu seiner Ernennung als Pfarrer von Laupertshausen einer der Helfer beim Biberacher Pfarrer, dann könnte er der „Rot Meister Hans“ gewesen sein. Schon 1523 hat er sich mit Adelheid Grezinger von Biberach verlobt, aber die Verlobung bald wieder gelöst. Durch Urteil des bischöflichen Gerichts in Radolfzell (frühestens 1526) wurde Kächelins Eheversprechen rechtsgültig annulliert. Schon vorher, am 28. August 1525, war Adelheid Grezinger mit ihrem unmündigen Kind in das Biberacher Bürgerrecht aufgenommen worden. Das Kind dürfte Kächelins Kind gewesen sein. 1528 wurde Kächelin Pfarrer von Laupertshausen. Als Adelheid Grezinger anfangs der dreißiger Jahre Ansprüche an Kächelin stellte, weigerte sich dieser unter Berufung auf seinen Priesterstatus, sich vor dem Biberacher Rat als seiner ordentlichen Obrigkeit zu verantworten, worauf ihm das Biberacher Bürgerrecht aberkannt wurde. Er wurde aber am 15. Oktober 1532 wieder ins Biberacher Bürgerrecht aufgenommen; auch in diesem Zusammenhang ist noch einmal von Ansprüchen der Adelheid Grezinger an ihn die Rede.

Vermutlich hat er um diese Zeit in Laupertshausen begonnen, deutlich evangelisch zu predigen, und aufgehört, Messe zu lesen. Daraufhin wurde er auf Betreiben von Dr. Hans Schad von Mittelbiberach 1534 als Pfarrer von Laupertshausen abgesetzt.

1540 wurde Martin Cleß, genannt Uhinger, geb. Uhingen 26. Dezember 1491, ein Glaubensflüchtling, als Prediger in Biberach angestellt. Bis Fronleichnam 1529 war er Chorherr und Stiftsprediger am Göppinger Oberhofenstift (die Kirche war zugleich Göppinger Pfarrkirche) und mußte damals wegen seiner Weigerung, an diesem Tag in hergebrachter Weise über den Sinn des Fronleichnamsfestes zu predigen, fliehen; er kam wahrscheinlich auf Empfehlung von Ulrich Zwingli in Zürich hierher.

Nachdem seit Osterdienstag (11. April) 1531 in der Stadt die Messe verboten war, verließ der katholische Pfarrer, der Eberbacher Zisterzienser Johannes Kött, zeitweilig die Stadt (endgültig 1535/36) und lebte bis zu seinem Tod 1544, wie auch sein Nachfolger Martin Bauer, bis zu seinem Einzug in die Stadt 1548 im Filial Rißegg. Beide erhielten die dem Pfarrer aufgrund der Inkorporation der Pfarrei in das Kloster Eberbach zustehende Besoldung auch in Rißegg weiter. Die allermeisten Biberacher Einwohner aber hatten sich der reformatorischen Bewegung angeschlossen; ihre Prediger waren jetzt: 1. Frühprediger Bartholomäus Müller, 2. M. Martin Cleß, 3. und 4. die beiden Helfer: Hans Maier, von Kempten gebürtig, früher Mönch im Kloster Stams bei Innsbruck (daher auch „Hans von Stams“ genannt), er könnte der „Allgäuer“ gewesen sein; und Georg Bösch von Munderkingen, er hatte von 1520 an in Heidelberg studiert. Die

beiden Helfer wohnten im Pfarrhof; zu ihrer Besoldung mußte der Pfarrer (also Kött bzw. Bauer) einen wesentlichen Beitrag leisten. Nach Heinrich von Plummern sollen ihnen im besonderen folgende Aufgaben zugefallen sein: Taufen, Ehen einsegnen, Einzelseelsorge bei Kranken und Sterbenden mit Abendmahl und Beerdigungen mit Predigt in (oder bei ?) der Heilig-Geist-Kirche im evangelischen Gottesacker. Es ist freilich denkbar, daß Plummerns Verhältnisse, wie sie zwischen dem katholischen Pfarrer und seinen Helfern bestanden hatten, sinngemäß auf die evangelischen Prediger und ihre Helfer übertragen hat, während jetzt die anderen Prediger sich neben der Predigtstätigkeit auch an Seelsorge und Amtshandlungen beteiligten.

Für Hans Jäger, den früheren Kaplan bei St. Maria Magdalena, scheint man 1531 in Biberach keine Verwendung gehabt zu haben; er taucht im September in Ulmischen Diensten auf (bis 1534 nacheinander als Pfarrer in Pfuhl, Stubersheim bei Geislingen; Leipheim und Stötten bei Geislingen, alles damals Ulmische Orte). Für den Ulmer Rat haben die Biberacher 1531 Hans Jäger das oben erwähnte Zeugnis über seinen treuen Dienst am Evangelium seit dem Bauernkrieg ausgestellt. In Ulm wird er immer nur „das Pfäßle von Biberach“ genannt. Nachdem Herzog Ulrich 1534 sein Württembergisches Land zurückgewonnen hatte, brauchte er für die nun beginnende Reformation in seinem Land viele Prediger; so wechselte damals auch Hans Jäger aus dem Ulmischen in den Württembergischen Kirchendienst und war 1534-1538 Pfarrer in Dagersheim bei Böblingen. Er scheint damals Frau und Kinder gehabt zu haben.

Doch zurück zu Martin Cleß. Er heiratete (vermutlich 1533) Apollonia geb. Aulber, ein „Bauramedli“ von Oberdorf (Mittelbiberach); 1534 oder 1535 wurde ihm in Biberach sein erster Sohn Martin geboren, der später wichtige Ämter in der Württembergischen Kirche bekleidete. 1536 wurde Cleß von Herzog Ulrich als Pfarrer nach Göppingen berufen; er war damit Pfarrer an der Kirche, an der er bis 1529 als katholischer Stiftsprediger gewirkt hatte. 1343 kam er als Pfarrer und Superintendent (Dekan) nach Cannstatt und 1548 als Pfarrer an die Stuttgarter Leonhardskirche, war zugleich Spezialsuperintendent für Stuttgart und Umgebung und gehörte zu den führenden Theologen des Herzogtums Württemberg. Er starb am 13. August 1552.

1535 haben die Biberacher begonnen, in den zwischen anderen Herrschaften weit zerstreuten Dörfern ihres Spitals evangelische Prediger einzusetzen.

Als erster kam vermutlich schon um die Jahreswende 1534/35 Michael Reeß als evangelischer Pfarrer nach Ahlen; er war früher Kaplan (Frühmesser) am Kreuzaltar der Biberacher Pfarrkirche gewesen und war noch 1529 einer der 13 Biberacher Priester, die sich der Protestaktion gegen den damaligen Speyerer Reichstagsabschied nicht anschlossen.

Nicht lange nach der Beauftragung von Reeß mit der Pfarrei Ahlen kam vermutlich Caspar Seiz als evangelischer Pfarrer nach Burgrieden.

Im Spätsommer 1535 schickte man Johannes Vetter als Pfarrer nach Attenweiler. Er dürfte der als Ingolstädter Baccalaureus im Dezember 1517 in Tübingen angenommene „Johannes Vetter ex Cappel“ sein, der im Januar 1518 in Tübingen Magister wurde; vermutlich ist er trotz der verschiedenen Herkunftsangabe auch identisch mit dem am 4. April 1531 ins Biberacher Bürgerrecht aufgenommenen „Hans Votier von Naw“ (Langenau). Er war bis 1538 in Attenweiler. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt. Vetter und seine Nachfolger versahen von Attenweiler aus seit 1535 auch die Pfarrei Ahlen.

Reeß, der damit in Ahlen entbehrlich wurde, kam nun nach Muttensweiler. Schon vor ihm scheint Veit Böcklin, der spätere Biberacher Bürgermeister, in Muttensweiler evangelisch gepredigt zu haben. Er soll als Schussenrieder Mönch die Pfarrei Muttensweiler versehen haben. So ist es durchaus denkbar, daß er nach seinem Glaubenswechsel und seinem Austritt aus dem Kloster noch eine Zeitlang Muttensweiler als evangelischer Prediger versehen hat, ehe er endgültig nach Biberach zurückkehrte.

Ebenfalls 1535 kam Johannes Kächelin, der abgesetzte Pfarrer von Laupertshausen, als evangelischer Pfarrer nach Baltringen.

Auch die Kaplanei in Ingerkingen (eine Pfarrei gab es damals noch nicht) besetzten die Biberacher 1535 mit einem evangelischen Prediger; Hans Barter, der aber am Donnerstag vor Pfingsten 1541 mit Bewilligung der Spitalpfleger den Ingerkinger Kaplaneihof an einen Laien verliehen hat; demnach bekam Barter, nachdem er auf Pfingsten 1541 seine letzte Besoldungszahlung erhalten hatte, keinen Nachfolger. Woher er gekommen war und wohin er ging, ist unbekannt.

## Auf dem Spitalroß zur Predigt

Nach Attenweiler/Ahlen kam 1539 Lorenz Plaser (Lenz Blaser), der sich selbst auch Lorenz Lay nennt, vorher evangelischer Pfarrer in Türkheim bei Geislingen (damals Ulmisch). 1542 bat er den Biberacher Rat, ihm anstelle des Attenweiler Pfarrhofs den von Ahlen als Behausung zuzuweisen, da dieser wohllicher sei als der von Attenweiler. Die Bitte wurde abgeschlagen. Blaser blieb bis 1545 in Attenweiler; weiter ist von ihm nichts bekannt.

Christian Hinderegger gen. Tischmacher, noch 1532 als Kaplan am Allerseelenaltar der Biberacher Pfarrkirche erwähnt, predigte von 1537 bis 1545 sonntags in Röhrwangen. Nach langem Streit mit dem Patron der Pfarrei Oberholzheim wegen der von Biberach beabsichtigten Abschaffung des Katholizismus kaufte der Biberacher Spital dieses Patronat und hatte damit freie Hand in der Pfarrbesetzung. Nun kam Christian Hinderegger als Pfarrer nach Oberholzheim.

Hindereggers Nachfolger in Röhrwangen war ein gebürtiger Augsburger, Leonhard Bab, ebenfalls ein ehemaliger Biberacher Kaplan. Er wurde am 18. Juli 1536 ins Biberacher Bürgerrecht aufgenommen.

Auch ihren Untertanen in Winterreute wollten die Biberacher Gelegenheit geben, sonntags eine evangelische Predigt zu hören. So schickten sie Hans Maier, den Helfer, von 1537 an dorthin; anfangs scheint er beim „Hohen Haus“, einem im Dreißigjährigen Krieg abgegangenen Hof zwischen Bergerhausen und Winterreute, gepredigt zu haben, von 1541 an in Winterreute. Auf einem Stadel hing ein Glöcklein, das sonntags zur Predigt in den Stadel rief.

Seit 1538 war Hans Jäger wieder in Biberach; vermutlich haben ihn die Biberacher zurückgerufen. Er ist wahrscheinlich der Prediger, der damals in Mittelbiberach gegen den Willen des Ortsherrn, Dr. Hans Schad von Mittelbiberach, zum Pfarrer eingesetzt wurde (der Spital hatte das Pfarrpatronat inne). Annähernd ein Jahr lang scheint Jäger im Mittelbiberacher Pfarrhaus mit seiner Familie gelebt zu haben. Ob er freilich jemals in der Kirche hat predigen können, bleibt fraglich, da Dr. Schad den Kirchenschlüssel nicht herausgab. Jäger war dann wieder Prediger in Biberach und predigte außerdem (vermutlich 1539 bis 1545) sonntags in Stafflangen. Schließlich wurde Jäger 1545 als Nachfolger von Lenz Blaser zum Pfarrer von Attenweiler und Ahlen bestellt.

Nach Röhrwangen, Winterreute und Stafflangen ritten die Prediger jeweils am Sonntag auf einem Spitalroß hinaus. Die anderen Prediger auf dem Land wohnten in ihrem Dorf.

Als Nachfolger von Martin Cleß kam 1537 der aus Pforzheim stammende Benedikt Widmann nach Biberach; er war vorher, seit 1528, Diakonus (2. Prediger) an St. Peter in Basel gewesen und von 1533/34 an zugleich als Student an der Basler Universität eingeschrieben. Bei seiner Anstellung in Biberach versprach er unter anderem, das Evangelium unvermengt mit menschlichen Gedanken nach der HI. Schrift zu verkündigen.

1543 kam Jacob Schopper, Sohn des Biberacher Barbiers und Chirurgen, Zunftmeisters und Ratsherrn Veit Schopper, von seinem Wittenberger Studium krankheitshalber vorzeitig nach Hause. Bald wurde er als sechster Prediger (bis zu seiner beabsichtigten Rückkehr nach Wittenberg) angestellt.

Seine Heirat mit Anna Vollmar, Glockengießerstochter von Biberach, verhinderte die Fortsetzung seines Studiums in Wittenberg. Schopper mit seiner streng lutherischen Abendmahlsauffassung hat offenbar den Anstoß gegeben zu dem ebenfalls 1543 ausgebrochenen Abendmahlsstreit mit Benedikt Widmann, der seit 1537 unangefochten in Biberach gewirkt und dabei in der Abendmahlslehre die Basler Position vertreten hatte. Widmann stand nun plötzlich ganz allein; seine theologischen Gegner waren neben Schopper die vier anderen uns bekannten Prediger in der Stadt: Bartholomäus Müller, Hans Maier, Georg Bösch und Hans Jäger. Geschlichtet wurde der Streit vom Ulmer ersten Praedikanten Martin Frecht auf der vermittelnden Bucer'schen Linie.

Nach Plummern wurden 1545 in der Stadt regelmäßig folgende Predigten gehalten: Bartholomäus Müller Sonntag und Donnerstag früh; Benedikt Widmann Sonntag mittag und Dienstag früh; Jacob Schopper Sonntag abend und Samstag abend; Hans Maier Montag früh und Freitag im Spital; Georg Bösch Freitag früh und Montag im Spital; Hans Jäger Mittwoch früh. Es wurde also in der Pfarrkirche am Sonntag dreimal gepredigt, dazu Montag bis Freitag früh und Samstag abend und im Spital Montag und Freitag.

Dazu kam noch eine Predigt am Sonntag früh in der Magdalenenkirche. Diese hielt Wolfgang Kündig, genannt Schwabhans, früher Kaplan am Allerseelenaltar in der unteren Kapelle (heute Martinskeller der katholischen Jugend), auch einer der 1529 nicht protestierenden 12 Biberacher Priester. Kündig ist vermutlich schon 1538 (wie nach 1551) zugleich Hilfslehrer an der Lateinschule gewesen.

Im Frühjahr 1546 wurde Schopper für einige Wochen zur Hilfe bei der dortigen Reformation nach Ravensburg gerufen. Als die Ravensburger ihn im Herbst noch einmal haben wollten, lehnten die Biberacher ab mit der Begründung, ihr erster Praedikant (also Müller) sei dienstunfähig, „und der ander nach Ime dermassen so ain schwacher leibfölliger mensch“, daß bei ihm dasselbe zu befürchten sei (das war Widmann).

## Unter spanischer Besatzung...

Im Sommer 1546, als die evangelischen Fürsten und Städte noch voller Hoffnung auf weitere Ausbreitung ihres Einflusses waren, schickten die Biberacher eine Kommission ins Kloster Heggbach: Das Kloster sollte der Reformation zugeführt werden. Die Messe und jeder katholische Gottesdienst wurden verboten. Hans Maier von Stams sollte die Klosterfrauen durch seine Predigt überzeugen – er hatte keinen Erfolg. Aber aus dem Bericht einer Heggbacher Nonne über seine dortige Wirksamkeit spricht trotz aller Ablehnung der evangelischen Lehre eine gewisse Achtung oder gar Sympathie für diesen Mann: Er sei eine hübsche Person und ein guter Prediger; er predigte, als wollte er seine Lehre in die Klosterfrauen hineindrücken, und meinte, er werde es schon noch dazu

bringen, daß sie alle hinauslaufen, und Schuster und Schneider heiraten. Seine Predigt habe nichts gefruchtet. Er habe nie ein Wort mit einer Klosterfrau geredet. Auch habe er gesagt, er halte sie für fromme Frauen; und seine Herren in Biberach könnten die Heggbacher Nonnen nicht genug loben. Die Nonne schließt: „Er ist also laider bliben öffentlich in seiner irtumb, vnd ist vf Aegidj (l. 9.) gestorben, als man zalt 1551jar, der herr sey seiner armen seel gnädig!“ Als seit dem Spätherbst 1546 Süddeutschland von den Truppen des Schmalkaldischen Bundes entblößt war und so den kaiserlichen Truppen offenstand, mußte sich Biberach mit den anderen süddeutschen Reichsstädten im Januar 1547 dem Kaiser unterwerfen. Die Stadt bekam eine spanische Besatzung. Jacob Schopper soll damals bei einer zunächst sehr heftig geführten Disputation mit einem hochgestellten spanischen Priester in Gegenwart des spanischen Heerführers Alphonso Vives tiefen Eindruck auf die beiden gemacht haben. Bald danach war Schopper zu einer Mahlzeit mit spanischen Offizieren eingeladen. Wenig später überfiel ihn das 14tägige Leiden mit Kopfschmerzen und großem Durst, das zu seinem Tode am 29. März 1547 führte. Georg Bösch war in seiner letzten Stunde bei ihm. Schoppers Vater, Barbier und Chirurg, vermutete eine Vergiftung durch spanisches Gift. Jacob Schopper war schon vorher verschiedentlich von spanischen Soldaten tätlich angegriffen worden.

Indessen ging die evangelische Predigt auch während der Besatzung und nachher ungehindert weiter. Auch nach dem Augsburger Interim vom Mai 1548, das den Evangelischen nur die Priesterehe und den Laienkelch zugestand, während die gottesdienstlichen Ordnungen und die Lehre ganz katholisch sein sollten, und nachdem am 13. August 1548 in der Biberacher Pfarrkirche nach 17 Jahren zum ersten Mal wieder eine Messe gelesen worden war, taten die evangelischen Prediger weiter ihren Dienst; ja der damals in die Stadt eingezogene katholische Pfarrer Bauer gab sein Einverständnis, daß sie weiter predigten, da er selbst kein geübter Prediger war.

Die Prediger, die in den Dörfern wohnten, mußten im Lauf des Jahres 1548 ihre Stellen räumen und kehrten in die Stadt zurück: Seiz von Burgrieden, Hinderegger von Oberholzheim und Reeß von Muttenweiler. Jäger wurde noch zu Weihnachten 1548 für Attenweiler besoldet und anschließend mit vollem Predigtauftrag in Biberach weiterverwendet. Auch in Stafflangen und Röhrwangen konnten nun keine Gottesdienste mehr gehalten werden. Dagegen hat Hans Maier 1548-1551 mindestens ein ganzes Jahr lang wieder in Winterreute gepredigt. Die beschäftigungslos gewordenen Prediger Seiz, Hinderegger, Reeß und Bab erhielten in den folgenden Jahren nur geringe Zahlungen aus ihren früheren Kaplaneipfründen. Sie haben im Wechsel das Frühgebet morgens um sechs Uhr gehalten; an diesem Dienst beteiligten sich auch Wolfgang Kündig (zugleich Hilfslehrer in der Lateinschule), Hieronymus Vollmer und Mattheis Kalb, ebenfalls ehemalige Biberacher Kapläne, von denen aber sonst nichts bekannt ist.

Kächelin in Baltringen erhielt seit 1544/45 vom Biberacher Spital nur noch ein Viertel seiner vorigen Besoldung; er hatte zweifellos noch andere Einkünfte. Vielleicht hat das Patronatskloster Ochsenhausen nach der Unterwerfung Biberachs unter den Kaiser 1547 einen, wesentlichen Teil dieser Einkünfte zu sperren vermocht, wenn Kächelin keine Messe las. Das wurde mit einer Nachricht zusammenstimmen, nach der Kächelin in Baltringen wieder angefangen haben soll, Messe zu lesen, worauf ihn die Baltringer zur Rede gestellt hätten.

Er habe geantwortet, wenn er woll essen, muß er wohl messen. Kächelin ging dann in den Ulmischen Kirchendienst; schon 1648 wurde er in Langenau als Pfarrer des Interims angestellt. Später war er evangelischer Pfarrer in Altenstadt bei Geislingen und dann Schulmeister. Er ist am 24. Dezember 1570 in Steinenkirch bei Geislingen gestorben, wo sein Schwiegersohn Pfarrer war; er wird in diesem Zusammenhang ein treuer Diener Christi genannt.

Zum Zweck der Festigung des Interims im Ulmer Gebiet kam es im Sommer 1549 zu einer Prüfung der Interimisten unter den Pfarrern und derer, die es werden wollten. Damals kamen auch Hans Jäger, Leonhard Bab und Christian Hinderegger nach Ulm zur Prüfung. Sie blieben aber weiter in Biberach, vermutlich haben sie sich doch geweigert, das Interim anzunehmen.

Nachdem Bartholomäus Müller seit 1548 dienstunfähig und Jacob Schopper 1547 gestorben war, ist auch Benedikt Widmann zwischen Januar und September 1551 gestorben. Offenbar hat man nach dem Ausscheiden Widmanns auch Caspar Seiz zum Predigtdienst in der Stadt herangezogen. Die Prediger waren jetzt Maier, Bösch, Jäger und Seiz.

Im Sommer 1551 drängte der Kaiser darauf, daß das Interim wirklich gehalten werde. So sollten die Prediger aus den oberdeutschen Reichsstädten vor einer Kommission in Augsburg das Interim beschwören. Die Biberacher sandten Bösch, Seiz, den lateinischen und den deutschen Schulmeister, Peter Fischer und Lienhard Hägelin nach Augsburg.

Seiz, Fischer und Hägelin beugten sich, während Bösch sich weigerte. Er mußte daraufhin Biberach für immer verlassen und sollte auch jeden schriftlichen Verkehr mit Biberach meiden. Er kam im Württembergischen Kirchendienst unter als Pfarrer in Backnang. Von ihm ist ein Brief an den Biberacher Rat erhalten, in dem er sich überschwänglich bedankt für 20 Reichstaler, die er zum Abschied erhalten hatte, und für alle in vielen Jahren empfangene Wohltat, auch daß man sich seiner Frau in seiner Abwesenheit angenommen habe. Er unterschreibt: „Jerg Bösch, ain unwürdiger Pfarrer zu baggana ewer williger diener zu jeder zeit. donstag vor dem 3. sontag des atvents.“ Da wenig später als Bösch auch Hinderegger nach Backnang kam (s. unten), legt sich die Vermutung nahe, daß Frau Bösch noch in Biberach war, als bekannt wurde, daß auch Hinderegger nach Backnang kommen würde. Man hat vermutlich Frau Bösch die 20 Taler mitgegeben, und sie ist mit Familie Hinderegger gereist. Bösch ist wohl 1556 in Backnang gestorben.

## Vier Stellen besetzt

Hans Maier, dem am 23. Dezember 1547, als sich das Unheil über Biberach schon zusammengezogen hatte, mit Weib und Kind um seines treuen Dienstes willen das Bürgerrecht geschenkt worden war, ist am 1. September 1551, in den Wochen, als die evangelischen Prediger in Augsburg das Interim beschwören sollten, gestorben. Seiner Witwe und ihren Kindern wurde vom Rat am 14. Oktober 1551, wenige Tage vor der Ankunft der Haßschen Kommission, freie Wohnung in dem Haus, das Hans Jäger bis dahin bewohnt hatte, und ein Leibgeding von 16 Gulden (= 28 Pfund Heller), Brennholz und einige Laibe Brot wöchentlich aus dem Spital auf vier Jahre zugesagt.

Hans Jäger wurde vom Rat am 11. September 1551 erlaubt, für fünf Jahre wegzuziehen; statt 150 Pfund bekam er nun noch 40 Pfund Heller Besoldung bzw. Leibgeding im Jahr. Ebenfalls vom 11. September 1551 stammt ein Empfehlungsschreiben für Jäger an Herzog Christoph von Württemberg. Jäger scheint aber nicht nach Württemberg gegangen zu sein. Die 40 Pfund jährlich erhielt er bis Pfingsten 1567; kurz nachher ist er vermutlich gestorben.

Die kaiserliche Kommission unter Führung von Dr. Haß kam im Oktober 1551 nach Biberach. Bei der Überprüfung der kirchlichen Verhältnisse wollte er, daß der einzige noch tätige Prediger (Caspar Seiz) „abgeschafft“ werde mit der Begründung, er verlasse die Kirche sofort nach seiner Predigt und verführe so das Volk, zur Messe auch nicht zu bleiben. Auch sechs verheiratete ehemalige Priester, die das Frühgebet lasen, aber das Interim nicht beschworen hatten, sollten abgeschafft werden: das waren die schon genannten: Reeß, Bab, Hinderegger, Kündig, Vollmer und Kalb. Haß verlangte ferner die Streichung der Bezüge von Bartholomäus Müller und das Aufhören jeder Unterstützung der Witwe von Hans Maier. Zu alledem kam es aber nicht.

Reeß, Bab und Hinderegger kamen sofort im Württembergischen Kirchendienst unter. Noch vor Jahresende war Hinderegger Diakonus in Backnang, Bab Pfarrer in Roßwag bei Vaihingen/Enz und Reeß Pfarrer in Rottenacker. Hinderegger kam

1553 nach Heldenfingen bei Heidenheim, wo er 1573 noch lebte; Bab kam 1552 nach Scharnhausen/Fildern und im selben Jahr noch nach Dußlingen bei Tübingen, wo er noch 1567 lebte. Reeß war dann 1553-1574 Pfarrer in Schwieberdingen bei Ludwigsburg und starb am 21. Juli 1568 in Esslingen. Wolfgang Kündig blieb in Biberach und tat weiter seinen Dienst in der Lateinschule; später wurde er auch zum Predigtdienst wieder herangezogen. Er ist in der ersten Hälfte des Jahres 1568 gestorben.

Nach dem Tod von Benedikt Widmann und Hans Maier sowie dem Wegzug von Georg Bösch und Hans Jäger 1551 war Caspar Seiz noch der einzige diensttuende Prediger in der zu über 90 Prozent evangelischen Stadt; er wurde als zweiter Helfer besoldet. Von April 1552 an (nach dem Fürstenaufstand gegen Karl V. unter Führung von Moritz von Sachsen) war er dann nicht mehr allein; Herzog Christoph von Württemberg hat den Biberachern nacheinander zwei Pfarrer ausgeliehen, bis nach dem Tod von Bartholomäus Müller im Frühjahr 1553 Jakob Dachtler (auch ein Württemberger) zum neuen Erühprediger bestellt wurde. Noch im selben Jahr wurde auch wieder ein erster Helfer angestellt, und von 1566 an gab es wieder vier evangelische Prediger in Biberach. Es ist freilich wahrscheinlich, daß Caspar Seiz damals nicht mehr voll arbeitsfähig war, denn seine Besoldung wurde von 1558 an nicht mehr erhöht; und als 1571 die vierte Predigerstelle - Frühbeter genannt - neu besetzt wurde, erhielt deren Inhaber sofort eine höhere Besoldung als Seiz. Die Zahlungen an ihn wurden mit dem 30. Juli 1577 eingestellt; demnach ist er damals als der letzte unter den Begründern der Biberacher Reformationskirche 73jährig gestorben.

Jetzt wurde seine Stelle sofort wieder besetzt, und Biberach hatte von nun an bis zum Ende der Reichsstadtzeit immervier evangelische Prediger; sie hießen Frühprediger, erster Helfer, zweiter Helfer und Frühbeter, vom Ende des 16. Jahrhunderts an: Frühprediger (als erster Geistlicher der Biberacher Kirche auch Senior genannt), Mittags- (bzw. Abend-)prediger, Hospitalprediger und Prediger zu St. Maria Magdalena (oder Siechenprediger).

# Husaren, Ulanen und Rotmäntel

## Streiflichter und Zeugen aus der Zeit um 1800

Von Hans Willbold

Zum Programm einer Besichtigung der Seine metropole Paris zählt in der Regel auch ein Besuch des fast 50 m hohen Triumphbogens auf der Place Charles de Gaulle (früher: Place de l'Etoile). Der ihn umbrandende mehrspurige Verkehr ist beängstigend. Dennoch lohnt es sich etwa der täglich stattfindenden Zeremonie beizuwohnen, wenn die Flamme über dem Grab des Unbekannten Soldaten neu entfacht wird. Die Besichtigung des Arc de Triomphe bringt eine Überraschung: Unter den dort in Stein gehauenen Namen, der Orte bedeutender kriegerischer Auseinandersetzungen findet sich auch Biberach.

Wie kommt Biberach zu dieser außergewöhnlichen Ehre?

Ursache dafür waren die Französische Revolution 1789 und das Bestreben der Revolutionäre, ihre Grundideen von Liberté, Egalité und Fraternité über ganz Europa auszubreiten. (War es tatsächlich Sendungsbewußtsein oder nur die geschickt kaschierte Absicht, von den durch die Revolution ausgelösten Schwierigkeiten im Innern abzulenken?)

Schon am 20. April 1791 erklärte Frankreich an Österreich den Krieg. Die Folge waren Schutz- und Trutzbündnisse der europäischen Herrscher gegen Frankreich, so daß sich die Revolutionäre bald wechselnden Koalitionen, bestehend aus Österreich, Preußen, England, Spanien, Rußland nebst weiteren kleineren Staaten, gegenübersehen. Die drei während der folgenden 14 Jahre zwischen Frankreich, einerseits und den genannten Koalitionären auf der anderen Seite geführten Kriege findet man als „Koalitionskriege“ oder „Revolutionskriege“ im Geschichtsbuch. Kriegsschauplatz war ganz Mittel- und Südeuropa etwa auf einer Linie von den Niederlanden bis Süditalien. Da Oberschwaben seinerzeit zu Österreich gehörte, war dieses Gebiet für die französischen Truppen Feindesland.

Die Bevölkerung, auf deren Rücken die Auseinandersetzungen ausgetragen wurden, fürchtete indessen Freund wie Feind gleichermaßen, da alle samt und sonders ihre Verpflegung, Bekleidung und Löhnung - häufig genug mit Gewalt - aus den gerade okkupierten Landstrichen preßten: Der Krieg hatte sich selbst zu tragen.

Für die Nennung des Namens Biberach, sind vor allem die beiden, ersten Koalitionskriege verantwortlich, und hier besonders die Jahre 1793 und 1800.

Obwohl seither mehr als 180 Jahre ins Land gegangen sind, gibt es aus jenen unruhigen Zeiten eine ganze Anzahl von Erinnerungen. Auf sie soll - ohne Anspruch auf Vollständigkeit - näher eingegangen werden.

## Das Kriegsjahr 1796

Im Juni 1796 überquerten zwei französische Armeen den Rhein. Die eine, die Nordarmee, mit 76 000 Mann unter General Jean Baptiste Jourdan, hatte den Auftrag, Deutschland entlang der Mainlinie zu durchqueren. Die Südarmee mit 80 000 Mann wurde von General Jean Victor Moreau befehligt. Sie sollte neckaraufwärts bis an die Donau, dann zu den Alpen vortücken und eine Vereinigung mit dem dort operierenden Heer (befehligt von General Napoleon Bonaparte) anstreben.

Da Jourdan Ende August/Anfang September zweimal besiegt wurde, sah er sich gezwungen, den Rückzug anzutreten. Damit war die linke Flanke der Südarmee entblößt, die schon bis zur Isar vorgedrungen war. Auch sie zog sich nach Westen zurück, verfolgt von einem österreichischen Heer unter General Maximilian Graf Baillet von Latour.

Am 29. September 1796 nahm General Moreau Hauptquartier im Damenstift zu Buchau; die ihn verfolgenden Österreicher hatten Biberach erreicht. Am 30. September kam es zu ersten größeren Kämpfen, im Raum zwischen Ahlen, Steinhausen und Schussenried.

Die eigentliche „Bataille de Biberach“ fand jedoch zwei Tage später statt. Es war Sonntag, der 2. Oktober, Schlachtgebiet war das Dreieck Buchau - Schussenried - Biberach. Den zahlenmäßig überlegenen Franzosen (36 000 gegen 24 000) gelang es, die Österreicher vom Ost- und Südrand des Federsee-moores bis über Biberach hinaus zurückzuwerfen. Auf österreichischer Seite beteiligte sich auch ein Teil des Freikorps des französischen Prinzen Louis Joseph de Condé. Dieser war 1789 aus seiner Heimat geflohen und hatte drei Jahre später ein Freikorps aus Emigranten, aufgestellt, das zwar tapfer kämpfte, sich aber auch immer wieder Exzesse zuschulden kommen ließ (bis zum heutigen Tage kennt daher der Volksmund in Oberschwaben den Begriff des „Konde“).

Zeitgenössische Berichte besagen, daß Österreicher und Franzosen bei deren Eindringen in Biberach so untereinander kamen, daß eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. 3000 Österreicher wurden dabei gefangengenommen, bald aber wieder auf freies Fuß gesetzt, da sie bei der vorgesehenen Fortsetzung des französischen Rückzuges hinderlich gewesen wären. General Moreau hatte sein Ziel erreicht und sich für seinen weiteren Marsch nach Westen Luft verschafft.

Die im Bereich der „Bataille de Biberach“ gelegenen Dörfer hatten alle Schaden gelitten, am meisten Mittelbiberach und Appendorf. Ersteres war geplündert worden, letzteres in Flammen aufgegangen. Biberach selbst hatte Schäden durch Beschuß und zweitägige Plünderung. Aber auch Betzenweiler, Oggelsbeuren, Rupertschhofen, Eichen, Grodt, Bierstetten, Renhardsweiler, Steinbronnen, Bondorf, Volloch, Moosburg und Brackenhofen hatten durch plündernde Soldateska bis zu deren Abzug am 5. Oktober schwer zu leiden.

Zu allem Überfluß brach im Gebiet auch noch eine bis dahin unbekannte Viehseuche aus, der Gelbe Knopf genannt. Michel Buck schreibt darüber: „Wenn das Vieh abends noch gesund war, starb es schon am andern Tag. Es schwoll gewaltig auf.“ Pfarrer Schöttle vermerkt: „Die meisten Ställe hatten in kurzer Zeit keine Klaue mehr.“

Während der Kampfhandlungen hatte sich ein großer Teil der Bevölkerung in den Wäldern versteckt. Dort lagen auch viele Hunderte von Gefallenen, die nun nach und nach, meist an Ort und Stelle, begraben wurden. Noch Jahrzehnte danach konnte man da und dort im Kampfgebiet Holzkreuze und andere Reste von Soldatengräbern finden.

Bis in die heutige Zeit überkommen sind jedoch nur zwei Massengräber französischer Soldaten. Das eine liegt im Totenbühl südwestlich von Steinhausen. Es wird von der Kriegerkameradschaft Steinhausen instandgehalten und in würdiger Weise geschmückt. Das andere liegt nordwestlich von Steinhausen im Distrikt XIX Unterer Schienenwald, Abt. Franzos (sic!), ebenfalls immer wieder neu geschmückt und bepflanzt.

Von besonderem Interesse sind jedoch zwei Einzelgräber französischer Soldaten im Wald Banloch zwischen Uttenweiler und Minderreuti. Es kann angenommen werden, daß der Todestag der Franzosen der 30. September 1796 war, weil am selben Tage auf Gemarkung Uttenweiler auch ein Österreicher fiel. Dieser erhielt seine letzte Ruhestätte aber auf dem Friedhof Uttenweiler.

Im Gegensatz zu den beiden erstgenannten „Franzosenkreuzen“, die aus Eisen gefertigt sind, bestehen die beiden Grabdenkmäler im Wald Banloch aus Stein. Die Inschriften sind nur mehr schlecht lesbar. Auf dem linken Stein stand: „Hier liegt ein Soldat aus der franz. Armee, gefallen im Krieg 1796.“ Nur noch die letzten fünf Wörter sind zu entziffern. Der Stein ist überdies beschädigt.

Die Inschrift auf dem rechten Grabstein lautet: Hier lieg ich und bin betegt / Niemand ist der mich aufwegt / Als Gottessohn am Jüngsten Tag / Wird mich erwecken aus diesem Grab.

Nach der Überlieferung soll einer der beiden Soldaten einen Bauchschuß gehabt haben. Die Mildtätigkeit einer Frau, die ihm vor seinem Tode einen Teller Suppe brachte, soll ihn dazu bewegen haben, der ganzen Umgebung Glück und Segen zu wünschen mit dem Zusatz, wer Zahnweh oder Mundfäule habe, dem werde er auch noch nach seinem Tode helfen, wenn der Schmerzgeplagte sein Grab aufsuche.

Das scheint sich herumgesprochen zu haben, denn bald setzte eine Art Wallfahrt zum „Franzosengrab“ ein. Versuche der Obrigkeit in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, die Wallfahrt zum „heiligen französischen Soldaten“ zu verbieten, blieben offensichtlich erfolglos, denn ältere Leute erinnern sich noch gut, vor dem I. Weltkrieg, also 100 Jahre nach dem Verbot, Dutzende von Votivgaben im Grabbereich gesehen zu haben. Dies waren Löffel, die mit dem Stiel nach oben ins Grab gesteckt worden waren. Zweifellos wollten die Wallfahrer dem Toten damit symbolisch Nahrung überreichen, um dadurch seine Fürbitte zu erlangen. Während des I. Weltkrieges, scheint dieser Brauch aufgegeben worden zu sein; schließlich war Frankreich ja zum Feind Deutschlands geworden.

Immer wieder findet man auch noch heutzutage auf den beiden einsamen Gräbern im Wald frischen Blumenschmuck.

Außer diesen letzten erhaltenen Gräbern stößt man da und dort noch auf andere Erinnerungen an das Kriegsjahr 1798. So gab es in Otterswang den Teil einer Kanone, der auf einem bunten, gerahmten Bild folgender Text beigegeben war: „Im Herbst 1798 brachte ich Schrecken auf diese Fluren und sank ins feuchte Grab, als auf dem Rückzug des Generals Moreau kleinere Gefechte zwischen Michelwinnaden und Otterswang vorfielen, wobei die Mühle und zwei andere Gebäude zu Schwaigfurt durch das Feuer der Österreicher auf die hinter der Mulde aufgestellten Franzosen ein Raub der Flammen wurden. In mächtigen Rotten, zogen damals fremde Kriegerleute durch dieses freundliche Schussental, und mancher harte Mann, der unter Mühen und Gefahren seine blanken Waffen aus weiter Ferne bis hierher getragen, fand in dieser Gegend Unglück und Tod, bevor rauhe Stimme die welkenden Blätter von den Bäumen schüttelten (Schlacht um Biberach, 3. Oktober 1796). Vielfach waren die Drangsale und Prästationen der Bürger hier und in der Umgebung. Zwischen Geblisberg und dem gräflichen Ziegelhof lagerten die Franzosen, in Haslach wurden der Müller und ein Bauernknecht und in Elchenreute der erwachsene Haussohn erschossen, weil sie den Soldaten das Eindringen in die Häuser verhindern wollten. Nachdem hundertmal der Frühling mit seinen Blumen wiederkehrte und von den vielen Menschen jener Tage kein Auge mehr das Licht der Sonne schaute, endigte der Zufall meinen einsamen Traum; ich wurde 1896 aufgefunden und der Nachwelt zur Erinnerung an diesen Ort gebracht. Sohn dieser Gemeinde und ihr Freund - nennest Du ein Stück Erde Dein Eigentum und eine Hütte, um welche zur Zeit des Lenzes etliche Bäume ihren Blütenduft aushauchen, dann bist Du glücklich, wenn auch keineswegs Früchte im Überfluß Dir reifen. Halte Frieden rings um Dich her und ruhe in Deinem Gemüte; vertraue auf Dich selber und auf Gott und es wird Dir viel gelingen. Sollte das Land Deiner Väter wieder in Gefahr kommen und ihm Verderben von inneren oder von äußeren Feinden drohen, dann stehe treu zur Obrigkeit der Heimat und erfülle freudig die Pflicht, für welche Du erzoget.“

Beide Erinnerungsstücke sind seit einigen Jahren verschollen.

Im Rathaus zu Steinhausen wird eine Achtpfünder-Kanonenkugel aufbewahrt, ebenfalls mit Memorandum: „Fern von hier ist meine Heimat. Der mörderische - für die Österreicher unglückliche - Kampf mit den Franzosen am 2. Oktober 1796 führte mich auf die Fluren von Steinhausen, wo die Natur die unheilvolle Stimme aus dröhnendem Schlunde zitternd vernommen, als mir Feuermacht die Bahn gewiesen, dem Ziele Vernichtung zu bringen. Viel tapfere Männer - von der Pflicht gerufen - fanden hier in der Fremde Verderben und Tod; Elend und blutige Trümmer, welche in der Abendsonne trauerten, zeugten von schrecklichem Werk. Zeiten vergingen und der Zufall brachte mich wieder ans Licht, als die mächtigen Kriegsvölker meiner Tage, und viele Menschen, die später des Weges gewandelt, die Blumen schon lange nicht mehr gesehen. Hundertmal, seitdem die Rosse der Feinde hier aus dem Bache getrunken, streueten herbstliche Winde den Schmuck der Bäume auf die stillen Gräber in Feld und Wald, bis ich an diesen Ort gebracht wurde, der Nachwelt zur Erinnerung an einstige schwere Tage. Dem teuren Vaterlande schließe Dich an mein Freund und halte fest zu ihm aus ganzem Herzen. Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft.“ Der Stil beider Texte deutet auf denselben Autor: Verwaltungsaktuar Spieß aus Waldsee.

Bauern fanden bei der Feldarbeit noch lange eiserne Kanonenkugeln, so etwa bei Ahlen, beim Schussenursprung, bei Rindenmoos (zu sehen im Museum Biberach), Steinhausen und Muttensweiler.

Nach der Überlieferung sollen beim Steinkreuz westlich von Stafflangen Soldaten begraben sein. Darauf würde auch der Namen „Franzosenkreuz“ deuten. Zwar ist das Kreuz viel älter (etwa 16. Jahrhundert), was aber nicht auszuschließen braucht, daß 1796 oder 1800 in seiner Nähe gefallene Soldaten begraben wurden.

## Das Kriegsjahr 1799

Wieder fanden in Oberschwaben Kampfhandlungen statt: Der 2. Koalitionskrieg (1799-1801) war ausgebrochen (20. Februar 1799). Drei Heere mit insgesamt 83 000 Franzosen standen in Südwestdeutschland und der Schweiz etwa 100 000 Österreichern gegenüber. Oberbefehlshaber der Österreicher war Erzherzog Karl, Bruder von Kaiser Franz II. Am 18. März wohnte er auf dem Vormarsch in Ummendorf, tags darauf in Ingoldingen, am 20. März im Kloster Schussenried. Von da aus unternahm er eine Rekognoszierung in Richtung Aulendorf. Seinen Kriegsrat in einem kleinen Söldnerhause in Otterswang hielt J. B. Pflug in einem Gemälde fest. Die Nacht zum 21. März verbrachte Erzherzog Karl im Pfarrhaus zu Renhardsweiler.

Am 15. März 1799 war es zu ersten Plänkeleien der beiderseitigen Vorposten bei Riedlingen, am 19. März bei Mengen., am 20. März bei Hoßkirch und Friedberg gekommen. Immer wurde dabei auch die Zivilbevölkerung in Mitleidenschaft gezogen. So berichtet z. B. die Inschrift auf einem von Nicolaus Hug 1803 in Konstanz gemalten Bild des truchsessischen Jagd- und Forsthauses Schütte im Glashart zwischen Dürmentingen und Kanzach: „1799 wurden die Inwohner durch französische Soldaten sehr übel behandelt.“ (Das Bild befindet sich im Zentralarchiv des Hauses Thurn und Taxis in Regensburg.)

Am Tag des Frühlingsanfangs 1799 tobte die blutige Schlacht von Ostrach. Die Kämpfe erstreckten sich von Ravensburg über Riedhausen - Ostrach - Hohentengen bis Ertingen. Das brennende Hohentengen wechselte mehrmals den Besitzer, ebenso das in Brand geschossene Ostrach. Als der Tag zu Ende ging, war Erzherzog Karl mit seinen Österreichern Sieger geblieben. Wenige Tage darauf folgte am 25. März sein Sieg von Stockach. Aber der Triumph war teuer erkauft. Die Kaiserlichen hatten 2160 Gefallene zu beklagen, die Franzosen sogar 5000.

Zur Erinnerung erhebt sich auf dem Buchbühl am Ostrand von Ostrach seit 1903 das kapellenartig gestaltete Denkmal. Das Innere enthält eine Stiftungstafel nebst vier Kanonenkugeln und seit dem Ende des 2. Weltkrieges eine Marienstatue. Überdies erinnert eine Inschrift am Denkmal des Erzherzogs Karl auf dem Heldenplatz in Wien an die Schlacht von Ostrach. Auf dem neuen Friedhof in Hohentengen ist ein Denkmal bis heute erhalten: sechs wuchtige Kanonenkugeln, flankiert von steinernen Schrifttafeln.

Auch im Kloster Schussenried wurde im März 1799 ein Lazarett eingerichtet, das bis Mai 1800 existierte. Während dieser Zeit starben 225 Mann, davon 120 an Wunden. Zehn wurden bei St. Martin begraben, die übrigen „liegen begraben neben dem Weg nach Kürnbach, wohl im sogenannten Franzenhölzle.“

Nach den österreichischen Siegen von Ostrach und Stockach zog sich das französische Heer über den Rhein, in die Schweiz zurück, wo der Kampf weiterging. Unsere Heimat aber hatte unter dem Durchzug fremder Heere weiterhin zu leiden, denn alle hatten Hunger und Bedürfnisse jeglicher Art. Im Sommer 1799 marschierten Russen, die auf seiten der Koalition gegen Frankreich kämpfen sollten, durchs oberschwäbische Gebiet. Der Stift Buchausche Hofrat und Kanzler Johann Franz Scheffold schreibt darüber: „In verwichenem Augustmonate rückten 3 rußische Kolonnen Infanterie und Kavallerie in unser Vaterland, um gegen Schafhausen, Zürich zu marschieren. Ihr Betragen verbreitete allgemeine Schrecken und nicht ohne Grund, zumal in den k. k. Staaten über sie selbst jämmerlich geklagt, und behauptet wurde, daß sie mehr, als man von Feinden zu gewärtigen hätte, verübt und gefordert hätten. Sie aßen zwar alles, was man ihnen auf-tischte, nach allgemeiner Überzeugung aber konnte man sie niemal genug sättigen, und 10 Mann hätten in einem Tage mehr als 30 Mann anderer Truppen konsumiert, Brandtwein sofften sie, wie mancher das Wasser - ein Getränk, das ihnen unentbehrlich war.“

Und Michel Buck erzählt: „In demselben Jahre zog auch die russische Armee unter Korsakow durch Ertingen, 3 volle Tage lang, was die Straße verschlucken mochte. Es waren 40 000 Mann, Sie liefen rechts und links in die Häuser und stahlen, namentlich die Schuhe von den Füßen weg. Die Russen tranken ungeheuer viel Branntwein und prügelten ihre eigenen Leute barbarisch. Nach seiner Ankunft in der Schweiz wurde dieses stolze Heer bei Zürich von dem französischen General Massena total geschlagen.“

Wenn man diese Schilderungen liest, glaubt man die Ursachen für die Niederlage zu kennen...

Ab Oktober 1799 kamen die Reste des einst so stattlichen russischen Heeres wieder zurück. Hunderte von Verwundeten und noch mehr Kranke (Ruhr!) waren dabei. Eiligst errichtete man im Kloster Weingarten das Hauptlazarett. Die Toten wurden östlich von Weingarten an der Straße nach Köpfingen begraben. J. B. Pflug erzählt: „Gegen ihre Verstorbenen bewiesen die Russen weit mehr Pietät als die Österreicher; da die Sterbefälle zahlreich vorkamen, so schleppten letzt-ere die Toten, in einer großen Truhe durcheinander auf den Begräbnisplatz und warfen sie in eine ungeheure Grube. Anders die Russen. Sie fertigten für jeden Leichnam einen besonderen Sarg aus gehobelten Brettern an und führten ihn auf den eine kleine halbe Stunde von Weingarten im Walde gelegenen, Bestattungsort. Hier wurde die Bahre abgenommen, von dem Popen eingeseget, mit Weihrauch und Weihwasser besprengt, in das Grab hinabgelassen und mit der weichsten Erde, aus der alle größeren Steine entfernt waren, sorgsam bedeckt; leicht sollte jedem Kameraden der Boden sein, in den er ferne der Heimat ge-bettet wurde. Erst oben drauf, zum Schutze gegen die Witterung, schichteten sie die größeren Steine als festere Bedeckung; ein zierliches Kreuz erhob sich auf jedem dieser Gräber.“

In vielen Dörfern war kein Brotgetreide mehr aufzutreiben. Das Vieh war entweder requiriert worden oder mußte infolge Futtermangels geschlachtet werden, wenn es nicht zuvor verhungerte. Vielerorts wurden Strohdächer abgedeckt, um damit die Tiere zu füttern. In Inflation zehrte denen, die noch etwas hatten, den Rest auf; ein großer Teil der Bevölkerung hatte nach Brandschatzung, Plünderung und Raub ohnehin nicht mehr viel zu verlieren.

## Das Kriegsjahr 1800



Während das Jahr 1799 der allmählich zerfallenden Koalition günstig gesonnen war, wendete sich das Kriegsglück im eben begonnenen ersten Jahr des neuen Jahrhunderts wieder der Gegenseite zu. Erzherzog Karl war durch Feldzeugmeister Baron Kray von Krajowa abgelöst worden. Wieder war, wie 1796, Moreau der Oberbefehlshaber der französischen Truppen, die in der „Maiennacht“ den Rhein ein weiteres Mal überschritten hatten. Französische Siege bei Engen, Stockach und Meßkirch schlossen sich an, Kray zog sich in Richtung Biberach zurück. Bei Riedlingen und Daugendorf überquerte er am 7. und 8. Mai die Donau. Den Rückzug und Donauübergang hatte seine Nachhut zwischen Ertingen und Kanzach zu sichern.

Moreau, der sein Hauptquartier in Saulgau hatte, sandte den weichenden Österreichern General Saint Cyr mit dem französischen Zentrum hinterher. Es gelang ihm, die Riegelstellung zwischen Kanzach und Ertingen einzudrücken. Er nahm am 8. Mai bereits um 14 Uhr Quartier im Stift Buchau.

Unterwegs war Heudorf am Bussen ausgeplündert worden. Von den Kämpfen jenes Tages zeugt ein Gedenkstein beim Vollochhof. Hofrat Scheffold schreibt darüber: „An diesem harten Tage sah man mit Tagesanbruch k. k. Husaren, Uhlanen und sogenannte Rothmäntel bey Dirnau, Kapell und Kanzach, unter dem Kommando des k. k. Generals Herrn Grafen von Meerfeld, welche aber gegen 1 Uhr Nachmittags nach einer etwa eine halbe Stunde lang angedauerten Plänkeley bey Kanzach am Walde, oder in der Gegend, wo man von Ertingen und Marbach herkömmt, dem vorgerückten Zentrum der französischen Armee weichen mußten und größtentheils ganz langsam auf der neuen Straße Ogeltshausen zu marschierten. Als die k. k. Truppen an der Vollocher Mühle verbeyzogen, fiel eine französische Haubitze auf diese und in das Dach, von da in den Hausgang, wo sie zersprang, weiteres aber nichts, als was weniger am Dachstuhl, zwei Thüren und die Wand an der Wohnstube beschädigte; auch lag nebst sehr vielen Kleingewehrkegeln eine Kanonenkugel im Hofe bey der Mühl. Unter dem gedachten Gefechte tötete eine französische Kanonenkugel auf dem Kanzacher Ösche 5 Mann von den Kaiserlichen und ein Paar Uhlanen und ein Franzos verloren ihr Leben bey Kanzach.“ (Anmerkung: Unter Haubitze verstand man damals nicht das Geschütz, wie nach heutigem Sprachgebrauch, sondern eine eiserne und mit Pulver gefüllte Hohlkugel, deren Lunte vor dem Schuß in Brand gesetzt wurde. „Rotmäntel“ waren ungarische Panduren, die wegen ihrer Mäntel so genannt wurden. Einer von ihnen war im gleichen Jahre zwischen Langenhart und Kreenheinstetten tot aufgefunden worden. Sein Denkstein ist ver-schwunden; nur noch der Flurname „Rotmäntler“ erinnert daran.)

Am 8. Mai 1800 entwickelte sich - Duplizität der Ereignisse - im selben Raum wie 1796 die zweite Schlacht von Biberach, welche mit dem allgemeinen Rückzug der österreichischen Truppen über Erlenmoos - Ringschnait - Ochsenhausen bis hinter die Iller endigte. Auch in Biberach selbst wurde wieder heftig gefochten, während die Stadt unter dem Artilleriefeuer beider Seiten lag. Das Museum Biberach besitzt eine Kanonenkugel vom 9. Mai, die Engelwirt Dollinger auf seinem Grundstück gefunden hat.

Spät abends traf der französische Oberbefehlshaber Moreau in Biberach ein, tags darauf war sogar der Kriegsminister Carnot in Biberach zu Gast.

Die wechselvollen Kämpfe in Oberschwaben mit Schwerpunkt zwischen Riedlingen und Ulm dauerten bis in den Juni 1800 hinein. Das Gebiet des heutigen Kreises Biberach war französische Etappe und hatte drückende Lasten zu tragen.

Zu allem Überfluß war auf Anordnung der Besatzungsmacht am 17. Mai 1800 auch noch das Zucht- und Arbeitshaus des „Malefizschenken“ in Oberdischingen geöffnet und den Insassen die Freiheit gegeben worden. Letztere zögerten nicht, sofort wieder ihrem gewohnten Gewerbe nachzugehen, was die Unsicherheit im Land weiterhin förderte.

## 1805

Im 3. Koalitionskrieg war Oberschwaben französische Etappe. Auf den 14. Oktober datiert der französische Sieg von Elchingen, am 18. Oktober kapitulierte Ulm und am 2. Dezember gewann Napoleon die Dreikaiserschlacht von Austerlitz. Durch den folgenden Frieden von Preßburg (26. Dezember) kam Oberschwaben, bis dato österreichisch, zu Württemberg.

Das heimwärts ziehende französische Heer durchquerte 1806 Oberschwaben in gemächlichem Tempo. Marschall Ney hatte vom 2. März bis weit in den Sommer hinein sein Hauptquartier in Saulgau, von wo aus ganz Oberschwaben wieder mit Kontributionen aller Art belegt wurde. Einer seiner Ausflüge führte Marschall Ney auch nach Buchau, wo er in der Hofwirtschaft speiste, auf dem Federsee jagte und sich in Wein badete (nach Schöttle).

## 1812, 1814

In diesem Jahre zog Napoleon mit einem Riesenheer nach Rußland und kehrte geschlagen zurück. Unter den 15 000 Württembergern, die dabei waren, befanden sich auch zahlreiche neuwürttembergische Untertanen aus Oberschwaben, von denen nur ein verschwindend geringer Prozentsatz die Heimat wiedersah.

Schließlich wäre auch noch an das Jahr 1814 zu denken, als drei Heere nach Frankreich zogen, um Napoleons Herrschaft ein Ende zu bereiten. Das „Südheer“ unter Fürst Schwarzenberg zog donauaufwärts gen Westen.

Zwar fanden in Oberschwaben keine Kampfhandlungen mehr statt, aber das Südheer - und nicht nur dieses - hatte sehr unter Seuchen zu leiden. Vermutlich war es vor allem Typhus, der auch auf die Zivilbevölkerung übergriff. Michel Buck schreibt in seiner „Chronik von Ertingen“, daß von Weihnachten bis Mittfasten allein in Ertingen an die 280 Personen gestorben seien. Für die kranken Soldaten mußten Lazarette eingerichtet werden. Eines davon war 1814/1815 im Schloß Obermarchtal. Die Zahl der dort Gestorbenen ist unbekannt. Ein Teil ruht im dortigen Soldatenfriedhof, der durch spätere Zubettungen aus den Jahren 1793, 1800 und 1806 sowie aus den beiden Weltkriegen dieses Jahrhunderts zu einem der traditionsreichsten Soldatenfriedhöfe Europas erweitert wurde.

An der Straße von Beuron nach Fridingen liegt beim „Kanzele“ ein weiterer Soldatenfriedhof. Der Denkstein trägt folgende Inschrift: „Während dem Kriege der Alliierten gegen Frankreich wurde in dem Klostergebäude Beuron im Jahre 1814 ein k. k. Oesterreich Militaire Spital errichtet, welches vom 3ten Hornung bis 13ten Mai gedachten Jahres, also 100 Tage daselbst bestanden hat. In diesem Milit. Spitale sind 57 Soldaten gestorben und auf dieser Stelle begraben worden. Dieser Stein erhalte ihr Andenken und Gott gebe ihnen ewigen Frieden.“

Der damalige Gemeindepfleger von Unlingen schrieb, und dem ist nichts mehr hinzuzufügen: „Wenn Ihr dies leset, so habt wahres Mitleiden mit uns, daß wir in einer so erbärmlichen Zeit haben leben müssen!“

---

# BC-Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach

Herausgegeben von der Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) Biberach e.V.

---

6. Jahrgang – Heft 1 – Seite 3

## Ausstellung „Kirche in Biberach“

Zum Geleit

„Ich glaube an die eine Kirche“, so heißt es im Symbolum Nicaenum, dem gemeinsamen Glaubensbekenntnis der Christen. Der Titel unserer Ausstellung heißt denn auch folgerichtig: „Kirche in Biberach“ (nicht: „Kirchen in Biberach“). Über der Biberacher Konfessionsgeschichte steht diese Überschrift als einigende Klammer, wie es dem gemeinsamen christlichen Glauben entspricht.

Daß die Konfessionsgeschichte in Biberach fast einmalig ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Sie hat bis heute ihre Signalwirkung nicht verloren. Die Stadtpfarrkirche wird seit dem Reformations-Jahrhundert simultan gebraucht. Dieses einmalige Biberacher Beispiel hat den Toleranzgedanken bis weit hinein in den europäischen Raum immer wieder belebt. Das gilt auch noch heute. Dabei ging es gewiß nicht ohne Konflikte ab. Manchmal gab es auch schweren Streit. Was die Christen unserer Stadt aber auszeichnet, ist die Tatsache, daß das Simultaneum durchgehalten wurde.

Die Konfessionen haben im Lauf der Jahrhunderte aneinander gelernt. Das gegenseitige Vertrauen hat sich gefestigt. Dies ist für das Zusammenleben der Bürger unserer Stadt von großer Wichtigkeit geworden und hat das Biberacher Gemeinwesen gestärkt. So darf bei den Jubiläums-Feierlichkeiten der Stadt 1983/84 der Beitrag „Kirche in Biberach“ nicht fehlen. Die Kath. und Evang. Kirchengemeinden wissen sich auch, weiterhin der biblischen Weisung verpflichtet: „Suchet der Stadt Bestes“ (Jer. 29,7).

Otto Schlichte, Stadtpfarrer  
Walter Bilger, Dekan

6. Jahrgang – Heft 1 – Seite 3

## Biberach und Eberbach

Von Bernhard Rüth, Heidenheim/Braunschweig

Dieser kleine Beitrag zur Kirchengeschichte Biberachs versucht die Entwicklung einer komplexen Beziehung zu beschreiben, die über zwei Jahrhunderte hinweg das kirchliche Leben der Stadt nachhaltig prägte: die Entwicklung des Inkorporationsverhältnisses, das - von 1349 bis 1564/66 - zwischen der Biberacher Pfarrei und dem Zisterzienserkloster Eberbach im Rheingau bestand. Im genannten Zeitraum war die städtische Pfarrei dieser - ehemals hochbedeutenden - Abtei eng assoziiert, ja in vieler Hinsicht unterstellt. Eigentlicher Pfarrer und damit Nutznießer der Pfarreinkünfte war das auswärtige Kloster (als Körperschaft) beziehungsweise dessen Abt; mit der „Pfarrseelsorge“ war ein von Abt und Konvent bestellter Vikar betraut. Das Kloster Eberbach teilte sich mit dem Konstanzer Bischof in die geistliche Jurisdiktion. - Die Eigenständigkeit der Pfarrei war also weitgehend aufgehoben, ihre Einbindung in die Diözese gelockert.

Eine derartige Organisation einer Pfarrpfründe, so problematisch sie grundsätzlich erscheinen mag, war zur damaligen Zeit keineswegs außergewöhnlich. Im Gegenteil: Unzählige kirchliche Benefizien waren im späten Mittelalter geistlichen Anstalten inkorporiert; die Ordenspfarre war ein verbreiteter Typus. Im Bistum Konstanz befand sich im 15. Jahrhundert die Mehrzahl aller Pfarreien in geistlicher Hand, ebenfalls in Nachbardiözesen. Die reichsstädtischen Pfarreien bildeten dabei keine Ausnahme.

Die seit dem 14. Jahrhundert an Zahl stark zunehmenden, päpstlichen Inkorporationen dienten nahezu ausschließlich der zusätzlichen Dotierung geistlicher Institute. Die inkorporierten Pfründen wurden von den kirchlichen Stellen primär als einträgliche Objekte gesehen.

Für die geistlichen Anstalten selbst stand meist die die Ertragsnutzung im Vordergrund, die zu erbringende Leistung war sozusagen

Zubehör. Insgesamt gesehen kann die Überhandnahme der Inkorporationen im Spätmittelalter als eines der krisenhaften Phänomene gelten, die der zeittypische kirchliche Fiskalismus, die vorrangige Orientierung an materiellen Werten hervorbrachte.

Bevor wir uns mit unserem eigentlichen Gegenstand, dem Fall Eberbach-Biberach, befassen, müssen noch einige summarische Bemerkungen zum Themenkomplex Stadt und Kirche (beziehungsweise Pfarrei) eingeschaltet werden. Wir nehmen dabei wichtige Erkenntnisse und Fragen der historischen Forschung auf.

Durch die spätmittelalterliche Welle der Inkorporationen wurde der Einfluß des Laienelements im niederkirchlichen Bereich weiter zurückgedrängt. Man könnte - etwas überspitzt - von einer „Klerikalisierung“ der Pfarrebene sprechen. Diese Entwicklung wurde jedoch konterkariert durch gegenläufige Tendenzen. Aufstrebende politische Kräfte, darunter die Städte, meldeten ihre Mitbestimmungsansprüche an. Die städtischen Organe waren vielfach bestrebt, die örtlichen Kirchen zu „kommunalisieren“. Kommunalisierung bedeutet aber in letzter Konsequenz „Entklerikalisierung“. Hier entstand Konfliktpotential.

Aus nicht wenigen deutschen Städten sind uns Bemühungen bekannt, das Patronat der Pfarreien in städtische Hand zu bringen. (Im 15. Jahrhundert waren solche Bestrebungen offenbar besonders aktuell.) In nicht wenigen Städten kam es zu Kollisionen zwischen Rat und oder Gemeinde einerseits und geistlichem Pfarrer andererseits.

Solche spätmittelalterlichen Kontroversen muten auf den ersten Blick als Vorspiele zur Reformation an. Doch ist die Frage nach der Kontinuität der Bestrebungen und Gegensätze über die Epochengrenze hinweg sehr heikel. Gleichwohl ist in jedem Fall zu untersuchen, ob im Zeichen der Reformation vorreformatorische Kontroversen ihre Fortsetzung finden. Führt die Reformierung der städtischen Kirche - so ist zu fragen - frühere Kommunalisierungsansätze weiter?

Die jeweilige Organisation der Pfarrei(en) ist eine wichtige Rahmenbedingung des städtischen Reformationsgeschehens. Ob bestehende Inkorporationsverhältnisse die reformatorischen Abläufe wesentlich beeinflussen (als beschleunigende oder verlangsamende Faktoren), ist bislang nicht umfassend geklärt. Denkbar wäre, daß als negativ empfundene Beziehungen die reformatorische Bewegung stimulierten. Denkbar wäre auch, das derartige Verhältnisse als rechtliche Barrieren den Reformationsprozeß behinderten.

Wenden wir uns nun, da die Dimensionen des Themas angedeutet sind, der Geschichte der - wie wir eingangs sagten - komplexen Beziehung zwischen Biberach und Eberbach zu. Die Entstehung dieser Beziehung und ihre Beschaffenheit (I.), der vorreformatorische Gegensatz zwischen Stadt und Kloster (II.), die Gestaltung des Verhältnisses in der Reformationszeit und in der Interimsperiode (III./IV.) und schließlich die Lösung der Beziehung (V.) sollen Gegenstand der Betrachtung sein.

### I.

Im Jahre 1339, auf dem Frankfurter Reichstag, übertrug Kaiser Ludwig der Bayer dem Zisterzienserkloster Eberbach das dem Reich „von alters her“ gehörige Patronat der städtischen Pfarrei zu Biberach. Vom Nachfolger des mit der Kirche zerfallenen Wittelsbachers, König Karl IV., wurde die Vergabe des Patronats an Eberbach 1348 erneuert und 1357 - nach Karls Kaiserkrönung - nochmals bestätigt. Der Schenkungsvorgang erscheint nun offiziell als Kompensation für erlittene Schäden und Lasten. Bereits ein Jahr nach der vollgültigen zweiten Dotation erreichte es Eberbach an der Kurie in Avignon, daß die Biberacher Pfarrei dem Kloster vom Papst inkorporiert wurde (Inkorporationsbulle Clemens' VI. vom 18. Juni 1349). Dieser rechtliche Akt sollte ausdrücklich zur wirtschaftlichen Sanierung der Abtei beitragen.

Abt und Konvent konnten nunmehr als Inhaber der Pfarrei über deren Vermögen und Einkünfte weitgehend verfügen. (Zunächst mußten allerdings die Anrechte Dritter abgelöst werden.) Das Kloster hatte einen Weltgeistlichen als ständigen Vikar (vicarius perpetuus) auf der Pfarrstelle zu unterhalten; der von Eberbach präsentierte Geistliche bedurfte der Institution durch den Bischof.

Ein knappes Jahrhundert später, im Jahr 1447, erwirkte die Abtei einen weiteren Rechtstitel. Papst Eugen IV. gestattete Abt und Konvent, die Pfarrei künftig nach freiem Ermessen mit einem Welt- oder einem Ordenspriester (Mitglied des Konvents) zu besetzen. Damit erlangte das Inkorporationsverhältnis eine höhere Qualität. Die Kompetenzen Eberbachs wurden erweitert - in den Bereich der geistlichen Jurisdiktion hinein. Zwar verblieb dem Ortsbischof die Einsetzung des Vikars, doch hatte das Institut nunmehr das Recht, den betreffenden Priester ohne bischöfliche Mitwirkung abzuziehen. –

Das Kloster Eberbach versuchte es zunächst noch nicht, seine solchermaßen erweiterten Befugnisse zur Geltung zu bringen.

Wie lagen nun die Verhältnisse in der Pfarrei Biberach um 1500? Der Pfarrsprengel umfaßte außer dem Stadtgebiet die Dörfer und Weiler Rißegg (Filial), Rindenmoos, Geradsweiler und Bergerhausen, auch Birkenhard und Birkendorf zum geringen Teil. Die Zahl der Kommunikanten wird nach 1480 mit circa 3000, um 1520 mit etwa 2500 beziffert. Der Zehntdistrikt war noch ausgedehnter als der Pfarrbezirk. Die durchschnittlichen Jahreseinnahmen der Pfarrei wurden (von V. Ernst) auf über 1300 Pfund Heller veranschlagt.

Das Kloster Eberbach besaß neben dem Pfarrhof noch einige Gebäude und Grundstücke in und um Biberach sowie in Rißegg; teilweise gehörten sie zum Widem, teilweise waren sie im Laufe der Zeit erworben worden. Nach Ablösung der städtischen Steuer (1378) genoß das Kloster Abgabefreiheit. Die Eberbacher Güter und nutzbaren Rechte wurden von einem nach Biberach abgestellten Mitglied des Konvents verwaltet. Dieser Pfleger (procurator oder syndicus) residierte im Eberbacher Pflerhaus.

Mit der Wahrnehmung der pfarrlichen Pflichten war zu jener Zeit noch ein Weltpriester betraut. Dieser Geistliche, seiner rechtlichen Stellung nach Vikar (vicarius amovibilis), wurde von der Gemeinde als ihr Pfarrer betrachtet und so titulierte. Aus den Pfarreinkünften gebührten ihm der Hauptteil des Kleinzehnten sowie - offenbar erhebliche - Opfererträge. Insgesamt war der Vikar finanziell aber nicht besser gestellt als mancher gutsituierte Kaplan. Dem Pfarrvikar (und seinen Helfern) oblag insbesondere die Spendung der Sakramente. Seine wichtigste Amtshandlung war die Feier des täglichen Hauptgottesdienstes.

Den wirtschaftlichen Aspekten des Inkorporationsverhältnisses kommt besondere Bedeutung zu. Von den Erträgen der Pfarrei hatten die Pfleger die anfallenden Ausgaben zu bestreiten, erwirtschaftete Überschüsse wurden von Zeit zu Zeit an das Kloster abgeführt. Die Höhe der Gelder, die nach Eberbach abflossen, läßt sich schwer schätzen; es mögen im Jahresdurchschnitt um 600 fl. gewesen sein. Festzuhalten ist, daß ein wesentlicher Teil der Pfarreinkünfte fremder Nutzung zugeführt wurde.

Die Rendite, die der Biberacher Außenposten abwarf, war für das relativ begüterte Kloster zwar nicht von existentieller Bedeutung, aber auch keine Quantität nêgligeable.

Im ganzen gesehen können wird das Urteil Victor Ernsts bestätigen: „Die Stellung, welche das Kloster Eberbach in Biberach einnahm, war [...] eine ebenso freie und einflußreiche als einträgliche.“

## II.

Dem Biberacher Magistrat war es bis ins ausgehende 15. Jahrhundert gelungen, weite Bereiche des städtischen Kirchenwesens unter seine Aufsicht zu bringen. Doch die Institution, die das kirchliche Leben der Stadt wesentlich bestimmte, die Pfarrei, blieb kommunalem Einfluß im allgemeinen entzogen. Die exklusive Position, die das Kloster Eberbach einnahm, zu unterminieren war das kirchenpolitische Ziel des Biberacher Rates um die Jahrhundertwende. Gleichzeitig zeigte sich die Abtei bestrebt, ihre Rechte stärker zur Geltung zu bringen (und dadurch den Ertrag, den die Pfarrei abwarf, zu steigern). Aus diesem Gegensatz der Interessen erklärt sich - so meinen wir - die Reihe der Zerwürfnisse zwischen Biberach und Eberbach in den Jahren 1480 bis 1520/22. Hauptgegenstand der Auseinandersetzung waren Umfang und Art der beiderseitigen Kompetenzen bei der Besetzung des Vikarspostens. Während das Kloster sein alleiniges Recht der Nomination durchsetzen wollte, beanspruchte der Rat ein informelles Mitbestimmungsrecht (Vetorecht, Konsensrecht, Designationsrecht). Wenn man die Vorgänge auf den Begriff bringen sollte, könnte man von einem „Nominationsstreit“ sprechen.

Weiteren Konfliktstoff bot die unzureichende Personalausstattung der Pfarrei (Zahl der „Helfer“), In diesem Zusammenhang rückte das (Miß-)Verhältnis zwischen Ertrag und Leistung in den Blick.

In der ersten Phase der Auseinandersetzung (1480 bis 1489) gelang es der Stadt im Bündnis mit dem Konstanzer Bischof, das Kloster in die Defensive zu drängen und in dessen Rechte einzubrechen. Den Gang der Ereignisse im einzelnen zu beschreiben, ist hier nicht der Raum. Einige Andeutungen müssen genügen: Nach dem Tod des Pfarrvikars Johannes Riß im Herbst 1480 ließ der Biberacher Rat Eberbach mehrfach auffordern, den städtischen Prediger, Magister Heinrich Jäck, zum Nachfolger zu nominieren. Eine Persona ingrata hinzunehmen, sei man keinesfalls bereit. Doch Abt und Konvent nominierten einen fremden Geistlichen, den Koblenzer Priester Christmann Lusser. Gegen die von Eberbach erbetene Institution Lussers ließen Bürgermeister, Rat und Gemeinde an der bischöflichen Kurie Einspruch erheben. Die Argumentation beider Parteien im folgenden Rechtsstreit war in erster Linie von taktischen Überlegungen bestimmt. Der Vertreter Biberachs wies auf die fehlende Eignung Lussers (rheinischer Dialekt) hin und beanspruchte für die Stadt die Designation des Vikars. Das Verfahren vor dem Konstanzer Gericht zeitigte ein bemerkenswertes Ergebnis. Im Herbst 1481 entschied der Generalvikar den Streit zuungunsten Lussers; kurz darauf übertrug Bischof Otto von Konstanz die „vakante“ Pfarrei seinem Offizial, Dr. jur. Konrad Winterberg. Dieser Vorgang fand offenbar die Billigung des Biberacher Rats. Die Konstanzer Kurie hatte sich also in Verfolgung eigener Absichten auf die Seite der Stadt gestellt.

Die Eberbacher und Lusser appellierten gegen das ergangene Urteil an die päpstlichen Gerichte. In zweiter Instanz gelang es dem Kloster auch tatsächlich, seinen Kandidaten durchzusetzen. Nichtsdestoweniger war der eigentliche Zwischensieger Biberach. Durch kluges Taktieren hatte man einen bedeutenden Erfolg errungen: Im Juli 1484 gewährte Papst Sixtus IV. der Stadt die Vergünstigung, in Zukunft den Pfarrvikar (vicarius perpetuus!) präsentieren zu dürfen. Doch hatte diese Neuregelung der Pfarrbesetzung, die in klarem Widerspruch zu den Privilegien Eberbachs stand, keinen Bestand. Durch die dem Kloster durch Innozenz VIII. 1489 gewährte Konfirmation seiner Pfarrrechte wurde die Konzession an Biberach hinfällig. Gestützt auf diese autoritative Bestätigung ihrer Position konnte die Abtei nun in die Offensive gehen. Damit trat der Nominationsstreit in seine zweite Phase (1494 bis 1520/22).

Ein erster behutsamer Versuch, einen Ordensmann auf die Pfarrstelle zu setzen, schlug 1494/95 allerdings fehl; angesichts der scharfen Reaktion des Biberacher Rates lenkte Eberbach ein. - In der Folgezeit blieben die Beziehungen zwischen den beiden Parteien gespannt. Vor allem die schlechte Besoldung des amtierenden Vikars gab zu Klagen Anlaß.

Zu einer zweiten großen Auseinandersetzung kam es schließlich in den Jahren 1519/20. Der städtische Rat rollte in dieser heftig geführten Kontroverse die ganze Problematik des Inkorporationsverhältnisses auf. Gegenüber den Exponenten Eberbachs, das nunmehr massiv auf die Respektierung der Rechtslage drang, geriet man jedoch ins Hintertreffen.

Bürgermeister und Rat von Biberach hatten sich im Sommer 1519 - der Pfarrvikar Magister Hans Reiff war verstorben - mit einem Forderungskatalog an Eberbach gewandt. Abt und Konvent waren ersucht worden, einen Weltgeistlichen „unnserr artt unnd lands“ zum Nachfolger Reiffs zu ernennen, den Vikar künftig angemessen zu besolden und einen weiteren (dritten) Helfer anzustellen. Mit potentiellen Anwärtern auf die Vikarsposition war es jedoch zu keiner Einigung gekommen. (Das Kloster wollte die Stelle nur auf - unbestimmte - Zeit vergeben.) Wiederum hatte der Rat der Stadt den örtlichen Prediger favorisiert: Magister Bartholomäus Müller.

Als die Führung des Klosters Anfang 1520 den Konventualen Johannes Kött zum Pfarrvikar bestellte, eskalierte der Konflikt. (Die Abtei hatte sich mittlerweile der Unterstützung ihres Schirm- und Landesherrn, des Mainzer Kurfürsten, versichert.) Die gegensätzlichen Auffassungen prallten aufeinander, als eine eberbachisch-mainzische Delegation im März 1520 auf dem Biberacher Rathaus erschien. Der städtische Rat rekapitulierte, daß er einen geeigneten Kandidaten für das Vikarsamt benannt habe (Müller), übte scharfe Kritik an der fiskalistischen Haltung Eberbachs - die Probleme resultierten daraus, daß die Abtei „gern wenig tätt und doch gern vil innäme“ - und wies die Aufstellung eines Ordensmannes (eben Kött) deutlich zurück. Daraufhin rekurrierte der Mainzer Abgesandte auf die einschlägigen Privilegien des Klosters. Da der Rat das Anerbieten des Mainzers, diesbezügliche Schriftstücke vorzulegen, ablehnte, konnte dieser zuletzt lapidar feststellen, die Stadtväter beriefen sich auf ihre Unkenntnis der Rechtslage. Die Schwäche der Biberacher Position ist evident; es gebrach dem Rat an stichhaltigen Argumenten.

In dieser nahezu aussichtslosen Lage ließ der Magistrat bei den Augsburger Juristen Peutingen, Rehlinger und Rem Rat einholen, wie die - schon erfolgte - Einsetzung Kött angefochten werden könnte. Unter mehreren möglichen Strategien entschieden sich Bürgermeister und Rat für eine Appellation an den Konstanzer Bischof Hugo von Hohenlandenberg. Allem Anschein nach kam es jedoch diesmal zu keinem Verfahren. Die Stadt mußte sich nach einiger Zeit geschlagen geben.

Das Kloster Eberbach hatte nun endlich seine rechtlichen Befugnisse in vollem Umfang durchgesetzt - kurz bevor die reformatorische Bewegung in Biberach Fuß faßte. In den folgenden vier Jahrzehnten, über die ganze Reformationszeit hinweg, wurde die Pfarrei mit Eberbacher Mönchen besetzt; die Biberacher Kirche war somit auch personell zu einer „Dependance“ des Klosters geworden.

Das Verhältnis zwischen der Abtei und dem städtischen Magistrat war freilich zerrüttet - Ob die kirchenpolitischen Kontroversen auch zu einer Vertrauenskrise zwischen Gemeinde und „Pfarrer“ führten, vermögen wir nicht mit Sicherheit zu beurteilen.

### III.

Der fortdauernde Gegensatz zwischen Stadt (respektive Rat) und Kloster, der aus dem Inkorporationsverhältnis erwuchs, gehörte - folgt man den (spärlichen) Quellen - nicht zu den entscheidenden Faktoren, die den Prozeß der städtischen Reformation in Gang setzten beziehungsweise vorantrieben. Die wesentlich-en Anstöße für das proreformatorische Engagement der Gemeinde sowie der Geistlichkeit kamen offenbar aus anderen, fundamentaleren Bereichen. Dagegen läßt sich, betrachtet man die „ratsreformatorische“ Komponente, eine gewisse Kontinuität der Kommunalisierungsbestrebungen erkennen. Aufs Ganze gesehen erscheint es uns jedoch abwegig, die Biberacher Reformation zur theologisch verbrämten Neuauflage vorreformatorischer politischer (wie sozialer) Antagonismen zu erklären.

Das Inkorporationsverhältnis blieb - dies sei schon hier hervorgehoben - über die Reformationszeit hinaus im wesentlichen intakt. Während in vielen anderen Kommunen in dieser Periode die Rechte geistlicher Institute einfach übergangen und/oder abgelöst wurden, konnte Kloster Eberbach, seine rechtliche Stellung in Biberach mit gewissen Abstrichen behaupten. (Dieser außergewöhnliche Sachverhalt ist in der Hauptsache auf zwei Umstände zurückzuführen: Zum einen besaß das Rheingaukloster in seinem Mainzer Landesherrn einen soliden Rückhalt; zum andern scheute sich der Biberacher Magistrat vor folgenschweren Entscheidungen.)

Verfolgen wir die wichtigsten Entwicklungen! - Im Zusammenhang reformerischer Maßnahmen, die darauf abzielten, den örtlichen Klerus (und dessen Besitz) in die städtische Genossenschaft zu integrieren, trat der Biberacher Rat 1525/26 an den Eberbacher Pfleger mit der Forderung heran, in Zukunft Steuer und Wachtgeld von den klösterlichen Gütern zu erlegen. In der Linie der bisher verfolgten Kirchenpolitik lag ein weiterer, noch bedeutsamerer Vorstoß des Magistrats. Wie wir einem vom Kloster Eberbach erwirkten inhibitorischen Mandat des kaiserlichen Kammergerichts vom Dezember 1529 entnehmen, hatten Bürgermeister und Rat die Eberbacher auffordern lassen, umgehend andere, der Stadt genehme Helfer anzustellen. Beide Angriffe wurden von der Abtei abgeblockt.

Die zwei in Biberach residierenden Zisterziensermönche, Pfarrvikar und Pfleger, gehörten zu den wenigen. Klerikern der Stadt, die dem überlieferten Glauben unbeirrt treu blieben. Doch war ihre Bereitschaft, sich für die herkömmliche kirchliche Ordnung einzusetzen, gering. Der „Pfarrer“ Johannes Kött zeigte sich beim Examen der Geistlichen im Sommer 1531 anstandslos bereit, auf die Ausübung seines Amtes zu verzichten. In der Folgezeit betrachteten die Eberbacher Konventualen ihre Stellung offenbar als einträgliche Sinekure.

Gegen die einschneidenden Eingriffe des städtischen Rates in die kultische Sphäre (Verbot der Messe zu Ostern 1531) opponierte das Kloster allerdings offiziell; man mobilisierte die erzbischöfliche Kurie in Mainz. Der damalige Mainzer Koadjutor intervenierte daraufhin in Biberach und verlangte die Wiederzulassung der Meßfeier und die Respektierung der Eberbacher Rechte. Die Stadt zog sich taktisch, geschickt aus der Affäre.

Mit dem von Eberbach erwirkten Mandat Kaiser Karls V. vom 16. Juni 1531, in dem Bürgermeister und Rat geboten wurde, dem Kloster in seinen Rechten und Einkünften keinen Eintrag zu tun beziehungsweise tun zu lassen, sollte dagegen in erster Linie einer anderen, materiell bedrohlichen Entwicklung gesteuert werden. Wegen ihrer vermeintlich nachgiebigen Haltung gegenüber dem kirchlichen Umbruch in Biberach waren die Eberbacher Mönche ins Schußfeld eines militanten Verfechters des alten Glaubens geraten. Dr. Hans Schad von Mittelbiberach zu Warthausen, dessen Herrschaftsgebiet teilweise zum städtischen Pfarrsprengel gehörte, setzte die Klosterpflege mit Sperrung des Zehnten unter Druck. Zwischen den Eberbacher Religiösen und dem unbequemen Nachbarn entwickelte sich eine langwierige Kontroverse, deren Verlauf hier nicht zu schildern ist. Für unser Thema sind zwei Momente relevant: Schad warf den Mönchen unter anderem vor, daß sie „dem alten glauben, auch der ganzzten religion zu gspett (zum Gespött)“ in der evangelischen Stadt verharren. Die Konstanzer Schiedssprüche (1533/34, 1536) machten es den Eberbachern sodann zur Auflage, die nach Biberach pfärrigen Untertanen Schads in dessen Gebiet kirchlich zu betreuen.

In engem Zusammenhang mit dieser bischöflichen Weisung ist die nach 1536 erfolgte Umsiedlung des Pfarrvikars in das (zur Herrschaft Warthausen gehörige) Filialdorf Rißegg zu sehen. (Wir schließen jedoch nicht aus, daß der Abzug Kött ebenfalls von städtischer Seite betrieben wurde.)

In der evangelischen Ära (1531 bis 1548) wurde die Kommunalisierung der Pfarrei faktisch dem Abschluß nahegebracht. Das entscheidungsschwache Zunftregime unterließ es jedoch, sich ernsthaft um die Ablösung der Eberbacher Pfarrechte zu bemühen. Wir wissen lediglich von einer beiläufigen Sondierung durch den Ulmer Prediger Martin Frecht. Dabei bestand seitens der Abtei zumindest kurzfristig eine gewisse Bereitschaft zum Verkauf des Pfarrsatzes.

Sicher - das käufliche Erwerb von Patronat und Zehnten hätte erhebliche finanzielle Anstrengungen erfordert. Zu einer derartigen Investition mochte sich der Rat damals nicht entschließen. Statt dessen suchten die Stadtväter die Pfarrgefälle zum (geringen) Teil für das reformierte Kirchenwesen nutzbar zu machen. Die Eberbacher mußten sich angesichts der politischen Gesamtlage dazu bequemen, die junge Reformationskirche mitzufinanzieren. Im Jahr 1535 hatte man sich auf einen Beitrag zum Unterhalt der evangelischen Helfer geeinigt; fünf Jahre später - der Rat hatte mittlerweile, weitergehende Forderungen erhoben - stockte Eberbach den Zuschuß auf. Außerdem wurde der Biberacher Pfarrhof der städtischen Almosenpflege überlassen (Nutzung durch die Helfer). Im Jahr 1545 konnte es sich die Stadt schließlich leisten, dem Vikar dessen Einkünfte aus ehemaligen Idrihlichen Sonderfonds (Vermögen der Kaplansbruderschaft, Vigiliengelder) vorzuenthalten.

Die vom Biberacher Rat verfolgte Strategie war also durchaus erfolgreich. Sie brachte freilich keine endgültige Lösung des Inkorporationsproblems. Hatte die städtische Führung vielleicht darauf gesetzt, daß die ganze Problematik in der Zukunft eine allgemeine, überörtliche Lösung finden oder sich im Laufe der Zeit von selbst lösen würde?

An dieser Stelle wollen wir die oben angeschnittene Frage nach der Bedeutung der Pfarrverfassung für den Reformationsverlauf aufgreifen. Für den Fall Biberach ergibt sich folgender Befund: Die Tatsache, daß die städtische Pfarrei einer auswärtigen kirchlichen Anstalt inkorporiert war, hat den Reformationsprozeß in seinen verschiedenen Phasen weder ausgelöst noch besonders befördert; sie hat ihn aber auch nicht entscheidend behindert oder gehemmt. Doch änderte sich durch den (rechtlich gesehen unvollendeten) Reformationsprozeß an der Tatsache als solcher - wenigstens de jure - nichts.

### IV.

Der Fortbestand des Inkorporationsverhältnisses wurde zusammen mit anderen Faktoren für das weitere konfessionelle Schicksal Biberachs ausschlaggebend. In der politischen Situation des Jahres 1548 vermochte Kloster Eberbach wieder voll in seine pfarrlichen Rechte und Pflichten einzutreten; dies wiederum hatte die Restitution des katholischen Kultus zur Folge. Damit war aber der Weg in die Bikonfessionalität angelegt.

Wie kam es zu dieser folgenschweren Entwicklung? - Nach der Annahme des kaiserlichen Interims im Frühsommer 1548 mußte das ungeklärte Verhältnis zwischen der Stadt und ihrem Pfarrer wohl oder übel neu geordnet werden. Unter den gegebenen Umständen, mußte es den Stadtvätern als klügste und zweckmäßigste Lösung erscheinen, den Pfarrvikar mit der Abhaltung der Interimszeremonien zu „beauftragen“. Also ließ der Biberacher Magistrat den derzeitigen Vikar, Martin Bauer, umgehend ersuchen, die Pfarrei fortan wieder zu versehen - dem Interim gemäß. Der Eberbacher Mönch nahm, nachdem man seine Bedingungen weitgehend akzeptiert hatte, Residenz in der Stadt (im Pfarrhof). Ab August 1548 wurde - nach über 17jähriger Unterbrechung - in der Biberacher Pfarrkirche wieder Messe gelesen.

Der als Interimpriester eingeholte Pfarrvikar versah jedoch, wie sich bald deutlich zeigte, sein Amt durchaus in rein katholischem Sinne. So weigerte er sich schlichtweg, den neugläubigen „Pfarrkindern“ die Kommunion - wie im Interim gestattet - unter beider Gestalt zu spenden. Hierin wurde er vom Eberbacher Abt bestärkt. Ein städtischer Lagebericht gibt Auskunft darüber, wie der Zisterziensermönch seine restriktive Haltung begründete. Er sei für seine Person - so habe Bauer verlauten lassen - stets der alten katholischen Kirche treu geblieben, darum verpflichtete ihn das Interim zu nichts.

Tatsächlich war das kaiserliche Diktat wohl für die Reichsstadt Biberach (als evangelischen Stand), nicht aber für das (Mainz unterstehende) Kloster Eberbach und seine Biberacher Vertreter verbindlich.

Die rechtliche Desintegration zwischen Stadt und Pfarrei hatte also in der Interimsperiode zur Folge, daß in Biberach nunmehr zwei Bekenntnisse nebeneinander ausgeübt wurden: das interimsgemäß beschnittene und kaschierte evangelische und das katholische. Auf die - für die konfessionelle Konfrontation bezeichnenden - permanenten Auseinandersetzungen zwischen Pfarrgeistlichkeit und Gemeinde (sowie Magistrat) können wir hier leider nicht eingehen.

Verfolgen wir aber noch kurz die weitere konfessionelle Entwicklung! Das im kaiserlichen Auftrag 1551 installierte (und 1553 restaurierte) mehrheitlich altgläubige Regiment stützte den katholischen Kultus. Die überwiegend neugläubige Bürgerschaft konnte jedoch ihre Kultfreiheit behaupten. (Das Interim war 1552 beseitigt.) Die evangelische Gemeinde blieb freilich eine „aus der katholischen Pfarrei eximierte Personalgemeinde“ (Pfeiffer).

Zu den wesentlichen Ursachen der - 1555 reichsrechtlich garantierten - Bikonfessionalität der Stadt gehörte also der eigentümliche Status der Pfarrei.

### V.

Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts war für das Kloster Eberbach insgesamt gesehen eine Zeit wirtschaftlichen Niedergangs; in den 1550er Jahren war ein finanzieller Tiefstand erreicht. In der existenzbedrohenden Situation, in der sich die Abtei damals befand, lag es nahe, den fernen Biberacher Außenposten günstig abzustoßen.

Zwar mag auf seiten des Klosters auch eine gewisse Unzufriedenheit über den Status quo in der Pfarrei mitgeschwungen haben. Doch waren es in der Hauptsache durchaus materielle Motive, die 1564/66 zur Übergabe des Pfarrpatronats an Biberach und damit zur Lösung des Inkorporationsverhältnisses führten. (Ebensolche Antriebe waren - wie oben dargelegt - schon für dessen Begründung entscheidend gewesen.)

Die Initiative zu dieser Transaktion ging eindeutig vom Rheingaukloster aus. (Gab der Mainzer Kurfürst den Anstoß?) Eine eberbachisch-mainzische Abordnung unterbreitete dem Biberacher Rat das Angebot, die klösterlichen Rechte und Besitzungen für 70 000 fl. An die Stadt zu verkaufen. Die städtische Führung nahm die Eberbacher Offerte grundsätzlich positiv auf, versuchte allerdings den Preis zu drücken. Unter geistlicher Vermittlung einigte man sich letztlich auf die realistische Kaufsumme von 31 000 fl.

Was bewog wohl den (mehrheitlich katholischen) Biberacher Rat, ohne langes Zögern auf das von Eberbach vorgeschlagene kostspielige Geschäft einzugehen? Hier sind wir auf Vermutungen angewiesen. Aufgrund des laxen und anstößigen Verhaltens mancher Pfarrkleriker mochte das Inkorporationsverhältnis inzwischen auch bei der katholischen Partei in Misskredit geraten sein. Das überkommene Anliegen städtischer Kirchenpolitik: die Kommunalisierung der Pfarrei war wohl wieder aktuell – oder war es nach wie vor. Zudem bestand hier die Chance, die obrigkeitlichen Befugnisse erheblich zu erweitern.

Die eigentliche Übergabe der Eberbacher Rechte und Güter an Stadt und Spital erfolgte bereits im Jahr 1564 (gegen Anzahlung), doch wurde der Vorgang erst zwei Jahre später, als die kaiserliche Bewilligung vorlag, voll rechtsgültig.

In der von Abt und Konvent ausgestellten Verkaufsurkunde – sie datiert vom 1. September 1566 – sind die übereigneten Sachwerte einzeln aufgelistet (Pfarr- und Pflughof in Biberach, Behausung in Rißegg, zwei Bauernhöfe ebendort, großer und kleiner Zehnt in verschiedenen Ortschaften...). – Besondere Beachtung verdient indes die Passage, in der von den besonderen Konditionen der Zession die Rede ist. Wir geben die wichtigste Stelle hier im Auszug: Von den Käufern, Bürgermeister und Rat sowie Spitalpflegern – wurde verbindlich zugesagt, daß sie Pfarsatz samt Pertinenz „anderst nicht, dann wie der uralten Katholischen Religion gemäs, bei uns Herkommen und in dem Stand sie es befunden, auch ihnen von uns übergeben worden ist, gebrauchen“. Die Käufer sollten die Pfarrei allein von katholischen Priestern versehen lassen und sich im übrigen an allgemeine Bestimmungen von Konzilen und Reichsversammlungen orientieren. – Eine entsprechende förmliche Zusicherung hatten Bürgermeister, Rat und Spitalpfleger im Jahr 1564 abgegeben.

Verkäufer und Käufer waren sich in dem Bestreben einig, Pfarrei und Pfarrgut der katholischen Konfession zu erhalten. Spitzfindige Mutmaßungen, ob diese oder jene Formel der evangelischen Gemeinde eine „Handhabe zur Mitnutznießung“ (Rummel) bot, erscheinen uns müßig. Das Biberacher Simultaneum wurde durch diese Vereinbarung weder gestützt noch gestürzt. (Der ganze Vorgang berührte die Nutzungsrechte an den Kultgebäuden nicht.) Gleichwohl wurden die Umstände des „Pfarrkaufs“ in der Folgezeit zum interkonfessionellen Streitpunkt.

Das Patronat der städtischen Pfarrei, ging also 1564/66 in die Hände des Rats über. Die Verwaltung der Immobilien und Gefälle oblag zunächst der Spitalpflege, ab 1591/1608 der neu geschaffenen Pfarrpflege.

Die Abzahlung der Kaufsumme zog sich über ein Jahrhundert hin. In den Jahren 1564/65 war lediglich eine Anzahlung in Höhe von insgesamt 11 000 fl. geleistet worden; die restlichen 20 000 fl. wurden zu 5 Prozent verzinst. Eine andere Finanzierung ließen die beschränkten städtischen Ressourcen nicht zu. (Auch der Verkäufer war mit diesem Zahlungsmodus offenbar zufrieden.) Im Dreißigjährigen Krieg geriet Biberach in finanzielle Schwierigkeiten; die Zinszahlungen stockten. In zähen Verhandlungen bemühte sich die Stadt 1661 um einen Teilnachlaß der verbliebenen Restschuld (von 10 000 fl.). Mit der Zahlung von 6500 fl. im September 1685 war endlich die letzte Rate entrichtet - nach 121 Jahren. Der seit 1564 nur noch sporadische Kontakt zwischen Biberach und Eberbach brach ganz ab.

6. Jahrgang – Heft 1 – Seite 13

## Zwei Konfessionen in einer Stadt: Das Beispiel Biberach

Von Dr. Kurt Diemer, Biberach

In welchem Maße Jahrhunderte zurückliegende Geschehnisse bis in die Gegenwart noch wirksam sind: dafür ist Biberach ein gutes Beispiel. Zwar hat die konfessionelle Spaltung nicht wenig Not und Leid über Biberach gebracht; doch nach der Befriedung durch die Parität bereitete die Begegnung der beiden von ihrer jeweiligen Konfession geprägten Kulturkreise den Boden für das in Biberach kulturell so lebendige 18. Jahrhundert.

### I. Die Reformation

Das rasche Sichdurchsetzen der Reformation in Biberach innerhalb von acht Jahren hatte ganz spezifische biberachische Komponenten. Zum einen verband sie sich mit dem alten Gegensatz zwischen Zünften und Patriziat; zum anderen war sie durch die Unzufriedenheit mit den kirchlichen Verhältnissen in Biberach bedingt. Die Pfarrei, die seit 1349 der Zisterzienserabtei inkorporiert war, wurde als Fremdkörper empfunden, da die Gemeinde ja auf die Besetzung der von Eberbacher Konventualen versehenen Pfarrstelle keinen Einfluß hatte. 1840 zum Beispiel legte die Stadt gegen den neuen Pfarrer wegen seiner „allhier ungewonlichen und übelverständigen Cöllischen Sprach“ Protest ein, unterlag dann aber später in dem sich anschließenden Prozeß, der bis vor den Papst ging. Über das Eindringen der Reformation berichtet der - katholische - Chronist Lucas Seydlet:

„Annol521.

In diesem 21. jar ist auch alhie zu Biberach ein heimlicher junger Luteri eingeschlichen und angefangen, wider die catolische Religion stark zu predigen, doch noch heimlich. Dan es bezeigt ein alte schrift, so darumb verhanden, daß gemelter winkelprediger von Veiten Ramingern genant Schreiber und Stoffel Grettern heimlich aufgehalten worden, und in ire heiser hat er prediget. Dorher im der nam Schlup in deck geben worden. ...Bald darauf ist ein buchbinder von Memingen alher komen und naie bichla herbracht zu verkaufen luterischer gatung; dem wurd aber gleich wider das tor gewissen.“

Acht Jahre später zeigte dann die Abstimmung über den Speyrer Reichstagsabschied des Jahres 1529, der für die Katholiken günstig war, mit aller Deutlichkeit den Stand der Dinge: nur noch 70 Personen - unter ihnen 12 Geistliche, 14 Patrizier und 31 Angehörige der Schneiderzunft, zu der auch die reichen Handelsleute gehörten - sprachen sich für die Annahme des Abschieds aus, 1529 war für Biberach aber auch weiter ein entscheidendes Jahr; verlor doch die Stadt die ihr seit 1446 verpfändete Herrschaft Warthausen, die das Gebiet der Reichsstadt sehr vorteilhaft abgerundet hatte; im Zeichen des bevorstehenden Übertritts der Stadt in das evangelische Lager gelang es Dr. Hans Schad von Mittelbiberach, einen Vertrauensmann der Habsburger und entschiedenen Gegner des neuen Glaubens, von Österreich das Recht zur Auslösung zu erhalten. Angehörige der Zünfte besetzten nun auch bisher den Patriziern vorbehaltene Ratssitze.

Mit Rücksicht auf den Kaiser und Österreich, ließ sich der in der Glaubensfrage gespaltene Rat mit dem offenen Übertritt zum Neuen Glauben Zeit: erst als die Stadt am 3. Februar durch ihren Beitritt zum Schmalkaldischen Bund, einer Allianz evangelischer Stände unter der Führung von Kursachsen und Hessen, einen starken Rückhalt gewonnen hatte, verbot der Rat am Osterdienstag (11. April) 1531 die Messe; am 29. Juni kam es zum Bildersturm. Der katholisch gebliebene Pfarrer zog schließlich in das nahe Rißegg, das kirchlich wohl Filial von Biberach, politisch aber Teil der von Dr. Hans Schad ausgelösten, katholisch gebliebenen Herrschaft Warthausen war.

Biberach war nun eine evangelische Stadt, in der nur einige wenige, vor allem Patrizier, am alten Glauben festhielten, bis es sich nach der Katastrophe des Schmalkaldischen Krieges am 18. Januar 1547 dem siegreichen Kaiser unterwerfen musste.

Karl V. belegte die Stadt nicht nur mit einer hohen Geldstrafe, sondern, erzwang auch die Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes. Nach 17 Jahren konnte der Pfarrer zurückkehren; am 13. August 1548 wurde in der Stadtpfarrkirche erstmals wieder eine Messe gefeiert. Seither war die Kirche tatsächlich, wenn auch noch rechtlich nicht unumstritten, simultan. In der Folgezeit mussten auch die evangelischen Prediger, die 1535 von der Stadt in den Spitalorten eingesetzt worden waren, ihre Stellen wieder räumen; als einzige Pfarrei blieb das unter Biberacher Patronat stehende Oberholzheim, der Geburtsort Christoph Martin Wielands, evangelisch.

Hielten die Biberacher Evangelischen theologisch zunächst zum oberdeutsch-schweizerischen Lager, wie der Briefwechsel Ulrich Zwinglis mit dem Biberacher Prädikanten Bartholomäus Müller zeigt, so machten sie in den dreißiger und vierziger Jahren - nicht zuletzt aus politischen Rücksichten - mit Ulm

die Schwenkung zum Luthertum mit. 1531 wurde in einem Brief aus Biberach Martin Bucer „Lehrer und Evangelist“ der Biberacher Kirche genannt; 1536 unterzeichnete der Ulmer Martin Frecht die Wittenberger Konkordie auch im Namen Biberachs. Symptomatisch für diese Hinwendung zum Luthertum ist der Biberacher Abendmahlsstreit der Jahre 1543-1545, in dem sich die Biberacher Prediger gegen ihren Kollegen Benedikt Widmann wandten, der theologisch die Basler Position vertrat.

## II. Katholischer Rat und evangelische Stadt

In der Überzeugung, die eigentlichen Urheber des Widerstandes der Reichsstädte gegen ihn und den alten Glauben seien die Zünfte, zwang Karl V. auch Biberach eine neue Verfassung auf. Am 18. Oktober 1551 kam eine kaiserliche Kommission, der neben dem Präsidenten des Senats von Luxemburg, Dr. Heinrich Hasse von Lauffen - nach dem der neue Rat den Namen „Hasenrat“ erhielt - Abt Gerwig Blarer von Weingarten und Ochsenhausen sowie Johann Philipp Schad von Mittelbiberach zu Warthausen angehörten, nach Biberach; am 20. Oktober entließ sie den bisherigen Rat und änderte die Zusammensetzung des Rates - von den bisher 24 Ratsherren besetzten die Zünfte herkömmlich 14, das Patriziat 10 - zugunsten der katholischen Partei und der Patrizier.

Endgültig regelte die Wahlordnung Kaiser Karl V., die in ihren Grundzügen bis zum Ende der Reichsstadtzeit galt. Von den nunmehr 15 Mitgliedern des Kleinen Rates sollten acht oder neun aus dem Patriziat genommen werden; der Geheime Rat als das politisch fortan entscheidende Gremium setzte sich aus den drei patrizischen Bürgermeistern, die sich alle vier Monate im Amt abwechselten, und je einem patrizischen und nicht patrizischen Mitglied des Kleinen Rates zusammen. Die Zünfte als politische Körperschaften wurden aufgelöst.

Der Kleine Rat war nach der Wahlordnung jährlich zu wählen. Zu den drei vom amtierenden Kleinen Rat gewählten Wahlmännern (zwei Geheime und ein Mitglied des Kleinen Rates) benannten Gericht und großer Rat mit Mehrheit je einen Angehörigen des bisherigen Kleinen Rates, und diese fünf Personen wählten - zusammen mit den restlichen Geheimen Räten und gegebenenfalls, um auf eine ungerade Zahl zu kommen, einem weiteren von ihnen ernannten Wahlmann - die restlichen Mitglieder des Kleinen Rates. Die drei Bürgermeister, die beiden Geheimen, die 20 Mitglieder des Großen Rates und die 12 Gerichtsbesitzer wurden vom kleinen Rat auf Lebenszeit gewählt; beim Wahltag besetzte man jeweils die zwischenzeitlich erledigten Stellen. Wurden besonders wichtige Sachen beraten, konnte der kleine Rat noch den Großen Rat und das Gericht zuziehen.

Entsprechend der Anweisung der Wahlordnung, „in sonderheit die der alten waren cristlichen religion anhengig oder wo nit gar derselbigen am nechsten“ zu wählen und „auch jeder Zeit frume catholische mäner“ zu Spitalpflegern zu verordnen, besetzten nach 1551 die Katholiken in der ganz überwiegend evangelischen Stadt die Schlüsselstellungen (Bürgermeister, Geheime, Stadtmann, Spitalpfleger) während den Protestanten nur die politisch weniger wichtigen Ämter (Stadtrechnerei, Kapellenpflege, Siechenpflege) überlassen wurden; zudem besaßen die Katholiken in allen drei Kollegien (Kleiner Rat, Gericht, Großer Rat) die Mehrheit.

Und während in den anderen Städten der Versuch des Kaisers, durch die neue Ratsordnung den Einfluß der Zünfte auf die städtische Politik zu beseitigen, bald wieder scheiterte, war das in Biberach anders: hier konnte die katholische Partei unter Führung des Patriziats ihre neue Stellung auf die Dauer behaupten.

Einen ersten Schlusspunkt unter die Auseinandersetzungen, die während des sogenannten Fürstenaufstandes von 1552 zur zeitweiligen Absetzung des katholischen Rates geführt hatten, setzte der Augsburger Religionsfrieden von 1555. Nach Artikel 27 sollte in allen Reichsstädten, in denen „beede religionen...ein zeithero im gang und gebrauch gewesen, dieselbigen hinfüro auch also bleiben und kein teil des anderen religion, kirchengepräch oder ceremonien oder ihn darvon zu dringen unterstehen.“

Unter den herrschenden Umständen - nach einem Bericht der Evangelischen für den Regensburger Kurfürstentag 1575 standen 6000 Evangelischen 200 Katholiken gegenüber - kam es aber immer wieder zu Spannungen und Streitigkeiten zwischen den beiden Konfessionen; im Juli 1562 führte so eine Predigt des evangelischen Predigers Mag. Konrad Platz und die Erwidmung des katholischen Helfers Nikolaus Entringer zu einer Auseinandersetzung, die schließlich in die Forderung der evangelischen Partei nach freier Ratswahl mündete. Aufgrund des Berichts einer von ihm entsandten Kommission lud Kaiser Ferdinand I. die Parteien zu sich nach Konstanz; am 15. Januar 1563 begannen vor ihm und seinen Räten die Verhandlungen. Als Ergebnis verfügte der Kaiser am 21. Januar 1563 in Abänderung der Wahlordnung Karl V. die Erhöhung der Ratsitze von 15 auf 21 und entschied, kein zu einem öffentlichen Amt Tauglicher solle wegen seiner Religion ausgeschlossen, sondern ohne Unterschied zu ihm zugelassen werden. Im Original lautet der entscheidende Satz:

„Nachdem in der statt Biberach nunmehr ain lange zeit her baide, die alte religion und dann die augspurgische confession, mit- und nebeneinander herkommen, so ist unser gnediger ernstlicher beföhl, daß diejenigen, so der einen religion verwandt, die ander der andern religion anhengig bei irer religion vermög unsers und des Hailigen Reichs aufgerichteten religionsfridens unverhündert, ungeirret und unangefochten pleiben lassen und in sonderheit die predicanten ain und der anderen religion sich in iren predigen alles schmeihen, schendens und ungeschickten unbeschaidnen reden genzlich enthalten und zue ainicher unruhe oder weiterung nit ursach geben, daß auch die personen ain oder der anderen religion verwandt von rat und gericht und andern ämptern, darzue si tauglich sein möchten, der religion halben nit ausgeschlossen, sondern zue denselben indifferenter zuegelassen werden.“

Der tatsächliche Erfolg aber blieb - von der Erhöhung der Ratsitze einmal abgesehen - gering. 1576 bestand der Kleine Rat aus 12 Katholiken und 7 Protestanten; von den 12 Richtern waren nur zwei protestantisch, dagegen von den 20 Mitgliedern des großen Rats nur drei katholisch. Im gleichen Jahre gelangte mit Gottschalk Klockh dann erstmals seit 1553 ein Protestant in den Geheimen Rat; 1585 wurde er - als erster Protestant seit 32 Jahren - Bürgermeister.

Im Kirchlichen gelang 1564 der schon seit langem erstrebte Erwerb des Pfarrsatzes: das Kloster Eberbach verkaufte ihn endgültig 1566 der Stadt und dem Biberacher Heilig-Geist-Spital um die stattliche Summe von 31000 Gulden und unter der Bedingung, „sich obdemeltdter Pfarrsatzung und aller derselbigen anhängigen Gütere und Rechten anderst nicht dann wie der uralten wahren Katholischen Religion gemäß bei uns herkommen und in dem Stand sie es befinden, auch ihnen von uns übergeben worden ist, (zu) gebrauchen, derowegen alsbald nach Überantwortung diß Briefs und unserer Abtretung mit ehrbaren, gelehrten katholischen und keinen sektischen Priestern oder Praedikanten (zu) bestellen und dieselbigen mit gebührlicher Unterhaltung...(zu) versehen.“

Zunächst besorgte die Spitalamtung die Verwaltung der Pfarrgüter mit; 1591 wurde dann als eigene Amtung die Pfarrpflege geschaffen.

Damit war der Rat nun endlich auch im Kirchlichen Herr im eigenen Hause; von nun an ernannte er die katholischen Geistlichen. Die evangelische Gemeinde selber blieb rechtlich zunächst noch eine aus der katholischen Pfarrei eximierte Personalgemeinde, die etwa in Ehestreitigkeiten noch weiter der Jurisdiktion des Konstanzer Bischofs unterstand.

## III. Die Biberacher Parität

Die Idee der Parität, die für über 150 Jahre das politische Leben Biberachs bestimmen sollte, kam nicht von außen, sondern wurde in der Stadt selber geboren: bereits 1582 hatte man von evangelischer Seite den Vorschlag gemacht, Rat, Gericht und die wichtigsten Ämter, Bürgermeister, Stadtmann, Geheime, entsprechend der Proportion der beiden Bevölkerungsteile zu zwei Dritteln mit Evangelischen und zu einem Drittel mit Katholiken oder allenfalls halb und halb mit Angehörigen beider Konfessionen zu besetzen. In der Notzeit des 30jährigen Krieges schlossen Evangelische und Katholiken am 5. Januar 1637 einen Vergleich, der bis 1641 in Kraft blieb und den Katholiken zwar zwei Bürgermeister und den Stadtmann zugestand, aber bei den übrigen Ämtern die paritätische Besetzung vorsah.

Von entscheidender Bedeutung wurde es, daß der Lindauer Vertreter beim Westfälischen Friedenskongreß, Dr. Valentin Heider, den Gedanken der Parität aufgriff. Ende Februar 1647 überraschten so die Evangelischen mit der Forderung, daß für die vier Städte Augsburg, Biberach, Dinkelsbühl und Ravensburg die freie Religionsausübung und „hinsichtlich der Ratswürden und anderen öffentlichen Ämtern zwischen beiderlei Religionsverwandten Gleichheit und gleiche Zahl“ verwirklicht werden müsse. Und es ist das Werk Heiders, daß gegen viele Widerstände die Paritätsklausel in den Westfälischen Frieden aufgenommen wurde. Nach den für Biberach maßgebenden Bestimmungen (Art. V. § 1-11, 16, 29, 49 und 50) des Osnabrücker Friedensvertrages zwischen dem Kaiser und Schweden vom 24. Oktober 1648 galt für den Besitzstand der beiden Konfessionen der Stichtag 1. Januar 1624; die Parität wurde in § 11 genauer geregelt. Dieser Paragraph lautet in der beim jeweiligen Wahl- und Schwörtag verlesenen Fassung:

„Ferner sollen zu Dinkelsbühl, Biberach und Ravensburg zween Bürgermeister, einer der katholischen, der andere der Augspurgischen Konfession, wie auch vier geheime Ratsmänner sein, so in gleicher Anzahl aus beeden Religionsverwandten zu nehmen. Es soll auch diese Gleichheit bei dem Rat, denen Stadtgerichten, Schatzmeisteramt, wie auch allen andern Ämtern, Dignitäten und Verwaltungen in Obacht genommen werden. Was das Gerichtsschulzenamt, den Syndikat, des Rats- und Gerichtssekretarius anbetrifft, wie auch alle andere Ämter, die nur einer Person anvertraut werden, so soll bei denenselben die Abwechslung unverrücket statthaben, dergestalt, daß nach erfolgtem Absterben eines Katholischen jederzeit ein Augspurgischer Konfessionsverwandter und also

wechselseitig succedieren solle. Was die Art der Wahl und die Vielheit der Stimmen, wie auch die Aufsicht der Kirchen und Schulen und die jährliche Verlesung dieser Verordnung betrifft, so soll es ebenermaßen wie mit Augsburg gehalten werden.“

Auf der Grundlage der Bestimmungen des Westfälischen Friedens ordnete nun eine Kaiserliche Exekutions-Kommission, die aus je zwei Abgesandten des Bischofs von Konstanz und des Herzogs von Württemberg als der beiden Kreisausschreibenden Fürsten des Schwäbischen Kreises bestand, das Biberacher Staatswesen neu. Ihr Rezeß vom 3. Mai 1649 regelte folgende wichtigeren Punkte:

- die Besetzung der Rats- und Gerichts-Stellen und der städtischen Ämter im Sinne der Gleichheit und der zahlenmäßigen Parität,
- die Wiederaufnahme der im Laufe des Krieges Vertriebenen,
- die Wiedereinsetzung der evangelischen Geistlichen und Lehrer,
- die Besoldung der Geistlichen aus den öffentlichen Kassen,
- die Erlaubnis zum Durchgang durch den Chor der Pfarrkirche bei der Kommunion für die Evangelischen,
- die Haltung der katholischen Feiertage durch die Evangelischen,
- den Gottesdienstbesuch der evangelischen Bauern in der Stadt
- die Versorgung der Armen und Kranken ohne Rücksicht auf ihre Konfession und
- die Rangfolge der Senatoren

Ergänzende Bestimmungen traf sie über die Bildung eines eigenen evangelischen Ehegericht und Konsistoriums, die Behandlung der Kapuziner, die Regelung des Glockengeläuts und die Erlaubnis zur Anstellung je eines evangelischen und katholischen Spitalarztes.

Seit damals wurden nun die Ratsstellen – 2 Bürgermeister, 4 Geheime, 14 weitere Mitglieder des Kleinen und 20 des Großen Rats – von den beiden Konfessionen zu gleichen Teilen besetzt, wobei sich die beiden Bürgermeister alle vier Monate im Amt abwechselten.

1649 wurde schließlich auch die Benutzung der Simultankirche durch die beiden Konfessionen neu geregelt. Die Stunden wurden wie folgt festgesetzt:

5.00 - 6.00 Uhr katholisch  
6.00 - 8.00 Uhr evangelisch  
8.00 - 11.00 Uhr katholisch  
11.00 - 12.00 Uhr evangelisch  
12.00 - 13.00 Uhr katholisch

im Sommer

14.00 - 16.00 Uhr evangelisch  
16.00 - 17.00 Uhr katholisch

im Winter

13.30 - 15.00 Uhr evangelisch  
15.00 - 16.00 Uhr katholisch

In der Zwischenzeit aufgetretene Streitfragen entschied dann die Kreisfürstliche Interpositions-Kommission in ihrem Rezeß vom 14. Dezember 1668.

Festgelegt wurde:

- die Rangfolge der Senatoren,
- die Beschränkung der Zahl der in der Stadt wohnenden katholischen Bürger auf höchstens 140 und
- die Ausdehnung der Parität auf alle Stellen;

Nebenabreden betrafen die Anerkennung des Adelprädikats des evangelischen Bürgermeisters Georg von Gaupp und die Rangfolge der „Weibspersonen“.

Endgültig seit 1668 waren auf katholischer Seite dann das Bürgermeisteramt, die zwei Geheimen und die drei nächsten Inneren Rats-Stellen den Patriziern vorbehalten, auf evangelischer Seite Adligen oder Graduierten, während die jeweils vier letzten Ratsstellen von beiden Konfessionen mit Personen aus der Gemeinde besetzt wurden. Diesen acht Senatoren blieb nur noch die Verwaltung der sogenannten vier Meistereien (Oberbau-, Salz-, Spital- und Grätmeisterei). 1707 erkämpften sich die protestantischen Bürger das Recht, die zweite protestantische Geheimenstelle durch einen aus der Gemeinde zu besetzen.

#### IV. Biberach im Zeichen der Parität

Das Biberach der Parität war kein Musterstaat. Mißwirtschaft des Rates und oligarchisches Stadtregiment führten immer wieder zu schweren Auseinandersetzungen zwischen Magistrat und Bürgerschaft, die im „Bürgerhandel“ der Jahre 1729-1752 ihren Höhepunkt erreichten.

Christoph Martin Wieland, der aus seiner neunjährigen Tätigkeit als Kanzleiverwalter und Mitglied des Inneren Rates die Verhältnisse in Biberach sehr genau kannte, beurteilte in seiner „Geschichte der Abderiten“ die Rolle der „Äußerer Kollegien“ (Gericht und Großer Rat) als Kontrollinstanz des Magistrats sehr negativ. Er schrieb so im 9. Kapitel des 4. Buches: „In der Tat war es auch um das, was in der Abderitischen Staatseinrichtung demokratisch schien, bloßes Schattenwerk, und politisches Gaukelspiel. Denn der kleine Rat, dessen zwei Drittel aus alten Geschlechtern bestanden, machte im Grunde alles was er wollte; und die Fälle, wo die Vierhundert zusammenberufen werden mußten, waren in dem Abderitischen Grundgesetz auf solche Schrauben gestellt, daß es beinahe gänzlich von dem Urteil des kleinen Rats abhing, wann und wie oft sie die Vierhundertmänner zusammenberufen wollten, um zu dem, was jener schon beschlossen hatte, ihre treuehörigste Beistimmung zu geben. Denn gewöhnlich war dies alles, was man diesen, wackeren Leuten zumutete, die (nach einer billigen Voraussetzung) zuviel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun hatten, um sich über Gesetzgebungs- und Staatsverwaltungssachen die Köpfe zu zerbrechen. Aber eben darum, weil dieses Vorrecht der Abderitischen Gemeinen nicht viel zu bedeuten hatte, waren sie desto eifersüchtiger darauf; und um so nötiger war es, dem Volke das Gängelband zu verbergen, an welchem man es führte, indem es allein zu gehen glaubte.“

Und doch: die 1649 eingeführte paritätische Stadtverfassung ermöglichte nach hundertjährigen zum Teil schweren Kämpfen ein friedliches Zusammenleben der beiden Konfessionen in der einen Stadt. Man fand sich miteinander ab, arbeitete bei aller Distanz auch vielfältig miteinander zusammen. Bezeichnend ist, daß Christoph Martin Wieland in der „Bibi-Affäre“, als er die katholische Christine Hogel nicht heiraten durfte, in seiner Not Zuspruch bei dem aus Biberach gebürtigen Roter Abt Mauritius Moritz suchte und fand. Auf das Kulturleben Biberachs wirkte sich die konfessionelle Spaltung sogar positiv aus: durch die katholische Minderheit erhielt die vom protestantischen Bürgertum bestimmte Stadt Berührung mit dem von den Klöstern und weltlichen Herrschaften getragenen oberschwäbischen Barock. Nicht nur, daß mit dem Bildhauer Johann Eucharius Hermann (1666 - 1727), dem Meister des Biberacher Hochaltars, und dem Maler Joseph Esperlin (1707 - 1775) bedeutende Künstler in Biberach lebten und die Stadtpfarrkirche 1746 - 1748 von Johannes Zick barock umgestaltet wurde: nur vier Jahre nach seiner Entstehung führten die beiden Biberacher Musikdirektoren Knecht und Bredelin unter Mitwirkung von Mönchen und Chorherren aus Ochsenhausen, Obermarchtal und Schussenried am 30. September 1802 Haydns Oratorium „Die Schöpfung“ auf: Abgang einer Zeit, die bald unwiederbringlich verloren sein sollte. Bereits am 25. September harte ja Baden Biberach offiziell in Besitz genommen; der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 sanktionierte dann die Säkularisation der Reichsklöster.

#### V. Das Weiterleben der Parität

Wenn auch die bis dahin noch bestehende reichsstädtische Verfassung am 26. April 1803 von Baden aufgehoben wurde, war die Parität - das Simultaneum war außerhalb jeder Diskussion - doch in der Zwischenzeit zu tief verwurzelt, um durch einen Federstrich so einfach beseitigt werden zu können. Am 31. Juli 1819 beschloß die Amtsversammlung, der Vorläufer des heutigen Kreistags, „bei allen denjenigen Ämtern und Diensten, die sie entweder selbst zu besetzen befugt sei oder deren von höherer Stelle zu geschehenden Besetzung sie Subjekte vorzuschlagen habe, die Parität in der Art zu beobachten, daß, wenn zu einer Stelle mehr als ein Subjekt erfordert würde, die eine Hälfte aus katholischen, die andere Hälfte aus evangelischen Subjekten bestehen, bei Stellen von einem Subjekte aber auf einen Katholischen ein Evangelischer und umgekehrt folgen, auch diese Übereinkunft von etwa anderweitigen Organisationen der Amtsversammlung oder anderen Zufällen unabhängig sein solle“. Der Stadtrat faßte wenig später, am 3. August 1819, einen gleichlautenden Beschluß. Wie penibel das Simultaneum geregelt wurde, zeigt der Vertrag vom 4. Dezember 1829, der neben der Neuregelung der Kirchenbenutzung festlegte:

1. „Auch die Protestanten haben das Recht, während ihres Gottesdienstes die Kirchtüren zu schließen, jedoch mit Ausnahme der beiden Türen bei dem katholischen Tauf- und Sebastiansaltar, wegen Zugangs der Katholiken, zum Chor.“

2. Es soll zur Verhütung einer Störung des katholischen Gottesdienstes bei dem am St.-Sebastians-Altar zu errichtenden Trauergerüstes die dortige Kirchentüre vom Grünen Donnerstag abends bis Karsamstag abends geschlossen bleiben.

3. Wenn in einem außerordentlichen Fall die Evangelischen nach Beendigung der katholischen Abendgottesdienste die Kirche noch zu einer anderen Funktion bedürfen sollten, so soll der betreffende evangelische Geistliche (Hebdomatarius) zuvor, und zwar in der Regel schriftlich, bei dem katholischen Pfarramt Anfrage halten, ob diesem Gebrauch der Kirche nicht ein katholischer Gottesdienst entgegenstehe.

4. Solange die Aposteltage in der evangelischen Kirche überhaupt gefeiert werden, werden sie auf folgende katholischen Feiertage und Sonntage verlegt:

- a) Der Aposteltag Bartholomäi auf das Fest der Himmelfahrt Mariä.
- b) Der Aposteltag Matthäus auf den katholischen Feiertag Mariä Geburt.
- c) Das Fest der Apostel Simon und Judas auf Allerheiligen.
- d) Der Aposteltag Andreas auf Mariä Empfängnis.
- e) Die Aposteltage Matthias, Philippi und Jakobi, Thomas und Johannes des Evangelisten auf die nächsten Sonntage, ebenso der katholische Feiertag Josef auf den folgenden Sonntag.

f) Wenn Maria Verkündigung in die Karwoche fällt, so soll dieses Fest am Freitag vor dem Palmsonntag von beiden Konfessionen gemeinsam gefeiert werden.

5. Es soll jede mögliche Vermeidung gegenseitiger Störung des Gottesdienstes stets Grundsatz der beiden Religionsteile sein und bleiben. Es ist dies namentlich der Zweck dieser Übereinkunft.

6. Was nicht durch diesen Vertrag speziell und ausdrücklich aufgehoben ist, bei dem hat es in Beziehung auf den Gebrauch der Pfarrkirche bei den bisherigen Verträgen und Herkommen sein Verbleiben.“

Bereits seit 1809 wurden die Kirchen- und Kapellenpflege - die Verwaltung der in der Reformation eingezogenen kirchlichen Stiftungen - und die Pfarrpflege gemeinsam verwaltet. Der „Gemeinschaftlichen Kirchenpflege“, in der sie später aufgegangen sind, gehört nach der Kirchenvermögensausscheidung noch die Stadtpfarrkirche und der sie umgebende Kirchplatz. Die Katholische Kirchengemeinde St. Martin hat dabei für den Chor, die beiden Seitenchorkapellen und die Kath. Sakristei das ausschließliche Benutzungsrecht.

Nicht der Gemeinschaftlichen Kirchenpflege gehören die an die Pfarrkirche angebaute Brandenburgische und die Pflummern'sche Kapelle, die Eigentum der Brandenburgischen Kaplanei bzw. der Kath. Gesamtkirchengemeinde Biberach sind, und die alte, 1764 erbaute evangelische Sakristei, die Eigentum der Evangelischen Kirchengemeinde ist.

Das Organ der Gemeinschaftlichen Kirchenpflege ist der „Gemeinderat in Stiftungssachen“, der sich aus dem Biberacher Gemeinderat, drei katholischen und zwei evangelischen Geistlichen zusammensetzt. Er beschließt auch den Haushaltsplan, der jeweils hälftig von den beiden Kirchengemeinden zu bestreiten ist. Grundlage für die gemeinsame Benutzung der Pfarrkirche ist auch heute noch der bereits erwähnte Vergleich vom 4. Dezember 1829. Gegenwärtig gelten folgende Zeiten:

6.00 - 9.30 Uhr	Sommer	katholisch
6.00 - 9.45 Uhr	Winter	katholisch
9.30 - 12.00 Uhr	Sommer	evangelisch
9.45 - 12.00 Uhr	Winter	evangelisch

12.00 - 13.00 Uhr		katholisch
13.00 - 15.00 Uhr		evangelisch
ab 15.00 Uhr		katholisch

1967 wurde vereinbart, daß die Zeit von 11 Uhr im Sommer bzw. 11.10 Uhr im Winter, sofern sie von der Evangelischen Kirchengemeinde nicht selbst in Anspruch genommen wird, an Sonn- und Feiertagen der Katholischen Kirchengemeinde gegen eine Anerkennungsgebühr von jährlich 1200,- DM für den Spätgottesdienst überlassen wird. Derzeit sind so am Sonntag um 8 Uhr, um 11.10 Uhr und um 19.00 Uhr katholische Gottesdienste, um 9.45 Uhr evangelischer Gottesdienst.

Und wie sieht es heute, von diesem mehr rechtlichen Bereich einmal abgesehen, in Biberach aus?

In den letzten beiden Jahrzehnten ist in Biberach Entscheidendes geschehen. Wurde noch vor dreißig Jahren für das Abendmahl vor dem katholischen Mittelaltar ein eigener evangelischer Altar aufgebaut, so sind seit 15 Jahren Altar und Taufstein gemeinsam; getrennt sind nur noch die Stromzähler.

Das Biberach von heute braucht den Schutzzaun der Parität nicht mehr, um das Zusammenleben der beiden Konfessionen zu sichern. Zwischen den beiden Konfessionen besteht inzwischen ein ausgezeichnetes Verhältnis; man feiert nicht nur miteinander beim Kirchplatzfest, sondern bespricht auch in gemeinsamen Sitzungen die beide Teile angehenden Probleme. Die einst erzwungene Gemeinschaft ist schon längst durch ein Miteinander ersetzt, das bei allem Wissen um die Verschiedenheit die Gemeinsamkeiten sieht.

6. Jahrgang – Heft 1 – Seite 23

## Reformation und Gegenreformation im ländlichen Einflußbereich der Reichsstadt Biberach

Von Reinhold Mildenerger, Althütte

Als die Stadt Biberach, vom Frühjahr 1531 an (Beitritt zum Schmalkaldischen Bund und Verbot der Messe) eindeutig eine evangelische Stadt war, hätte es vermutlich ein großer Teil der Landbevölkerung begrüßt, wenn die Stadt auch in ihren Dörfern reformatorische Maßnahmen durchgeführt hätte, hörten doch die Bauern gern die evangelischen Predigten, etwa am Markttag oder wenn sie sonst in die Stadt kamen. Aber Biberach hat mit der Reformation in seinem Landgebiet erst 1535 begonnen.

### I. Vorspiel

Es ist freilich nicht ausgeschlossen, daß in Muttensweiler sogar schon vor 1531 evangelisch gepredigt wurde, und zwar von Veit Böcklin, dem späteren Biberacher Bürgermeister. Aus einer Biberacher Patrizierfamilie stammend, war er in seiner Jugend Chorherr im Kloster Schussenried geworden und soll dann von seinem Kloster mit der Versehung der unter Schussenrieder Patronat stehenden Pfarrei Muttensweiler beauftragt gewesen sein. 1523 oder später wandte er sich dem evangelischen Glauben zu und trat aus dem Kloster aus. Es ist durchaus denkbar, daß er nun in seinem früheren Pfarrdorf Muttensweiler, das dem Biberacher Spital gehörte, zeitweise in evangelischem Sinn gewirkt hat. Spätestens seit 1533 war Böcklin wieder in Biberach wohnhaft; trotzdem hat er nach Heinrich von Pflummern noch um 1544 manchmal den evangelischen Pfarrer in Muttensweiler vertreten.



In Laupertshausen hat der damalige katholische Pfarrer Johannes Kächelin von 1532 an in evangelischem Sinn gepredigt und keine Messe, mehr gelesen. Da er sich nun wegen der Nachstellungen des Landvogts im Laupertshausener Pfarrhaus nicht mehr sicher fühlte, wohnte er von da an in Biberach und begab sich zu seinen pfarramtlichen Diensten in Begleitung von Biberacher Bürgern nach Laupertshausen. 1534 gelang es Dr. Hans Schad von Mittelbiberach, der die Hälfte des Pfarrpatronats besaß (die andere Hälfte gehörte dem Biberacher Spital), die Absetzung Kächelins durchzusetzen. Dr. Schad, der diesmal für die Wieder-besetzung der Pfarrstelle zu sorgen hatte, präsentierte dem Bischof seinen Sohn, den Konstanzer Domherren und späteren Dompropst Johann Joachim Schad, der dann zum Pfarrer ernannt wurde; dieser ließ die Pfarrei, durch einen Vikar versehen. Der Vikar hatte keinen leichten Stand: Einige Jahre später hat das bischöfliche Ordinariat von Konstanz unter Androhung des Bannes 22 Familien der Pfarrei Laupertshausen (bestimmt mehr als die Hälfte der Einwohner) befohlen, sich wieder den kirchlichen, Gebräuchen zu fügen und den Zehnten zu entrichten. Diese Familien hatten sich schon seit Jahren vom katholischen Gottesdienst und den Sakramenten völlig ferngehalten und alle kirchlichen Abgaben verweigert.

Daß Biberach die Reformation in seinen Dörfern zunächst noch nicht planmäßig vorantrieb, mag verschiedene Gründe gehabt haben: Die meisten Pfarreien des Biberacher Gebiets waren einem der Klöster der Umgebung inkorporiert, das heißt, das Kloster bezog die Einkünfte der Pfarrei und besoldete den von ihm angestellten Pfarrvikar (meist wurden diese Pfarrvikare trotzdem Pfarrer genannt). Außerdem war das Biberacher Hoheitsgebiet zerstreut zwischen dem Gebiet anderer Herren; das war außer den Klöstern Ochsenhausen, Schussenried, Heggbach und Weißenau (in Ummendorf war damals die Ortsobrigkeit und die Pfarrei in der Hand des Klosters Weißenau in erster Linie Dr. Hans Schad von Mittelbiberach (ihm gehörten auch Reute und Rindenmoos), der von Österreich 1529 die Genehmigung erhalten hatte, die bis dahin in Biberach verpfändete Herrschaft Warthausen - ebenfalls pfandweise - zu übernehmen; 1532 wurde sie ihm als erbliches Mannlehen übergeben. Diese Herrschaft umfaßte folgende Dörfer: Warthausen, Langenschemmern, Aufhofen, Abmannshardt, Birkenhard, Mettenberg, Hochdorf, Rißegg, Oggelshausen und Tiefenbach am Federsee und Birkendorf, welch letzteres im Tausch mit anderem Biberacher Besitz von der Herrschaft Warthausen abgetrennt und Biberach übereignet wurde. Nach dem Verlust der Herrschaft Warthausen war der Biberacher Spital (die Stadt selbst besaß kein Landgebiet) Ortsherr in folgenden Dörfern und Weilern: Ahlen, Attenweiler, Baltringen, Bergerhausen, Birkendorf, Burgrieden, Bühl, Höfen, Ingerkingen, Laupertshausen (geteilt mit Dr. Schad), Muttenweiler, Oberholzheim, Röhrwangen, Rot bei Laupheim, Volkersheim, Westerflach und Winterreute, wobei in den meisten dieser Orte einzelne Höfe anderen Herren gehörten. Es hatte aber noch einer in der Umgebung von Biberach etwas zu sagen: der österreichische Landvogt, der einzelne Orte besaß und zudem im einen und anderen Ort die hohe Gerichtsbarkeit innehatte, während einem anderen die niedere Gerichtsbarkeit zustand - so war es z. B. in Laupertshausen (s. oben). Angesichts dieser Machtzersplitterung wagte es Biberach 1531 nicht, in seinen Dörfern die Reformation voranzutreiben.

Die viel mächtigere Reichsstadt Ulm hat zur selben Zeit wie Biberach mit der Reformation in der Stadt begonnen und in ihrem Landgebiet, das von Leipheim an der Donau bis Süßen an der Fils und von Merklingen (bei Laichingen) bis Langenau reichte, sofort auch ein evangelisches Kirchenwesen eingerichtet. Biberach hat das erst gewagt, als die Stadt im Norden noch einen anderen mächtigen Nachbarn hatte, der mit der Reformation begann: 1534 hat Herzog Ulrich von Württemberg sein Land zurückgewonnen. Damit war die österreichische Herrschaft in Stuttgart bis über die Alb bei Münsingen und Blaubeuren erloschen.

## 2. Die planmäßige Reformation im Biberacher Landgebiet bis zum Schmalkaldischen Krieg

Die erste und wichtigste Maßnahme zur Errichtung eines evangelischen Kirchenwesens auf dem Lande war die, daß in den Pfarrdörfern evangelische Prediger eingesetzt wurden, wenn möglich anstelle der seitherigen katholischen Pfarrer und nicht neben ihnen. Dabei hat die Stadt Biberach wo sie bzw. ihr Spital die Ortsherrschaft hatte, ohne Rücksicht auf die Patronatsrechte eines anderen gehandelt. Sobald sich dann die Möglichkeit ergab, wurden auch die katholischen Kultgegenstände aus der betreffenden Kirche entfernt, besonders die Messgewänder, Monstranzen, Weihwasserbecken und Altäre mit den zugehörigen Heiligenbildern (von den Predigern „Götzen“ genannt).

Den Anfang mit der planmäßigen Pfarrstellenbesetzung durch einen evangelischen Prediger haben die Biberacher begreiflicherweise dort gemacht, wo sie völlig freie Hand hatten: in dem kleinen Dorf Ahlen, dem einzigen Pfarrdorf, in dem der Spital nicht nur Ortsherr, sondern zugleich auch Pfarrpatron war. Vermutlich um die Jahreswende 1534/35 haben sie dort einen Prediger eingesetzt. Dieser Zeitpunkt läßt sich daraus erschließen, daß im Januar 1535 der frühere Pfarrer auf alle Rechte an seiner seitherigen Pfarrei verzichtete; er bekam ein Leibgeding vom Spital. - Vermutlich im Spätsommer 1535 wurde nach Attenweiler, dessen Pfarrei dem Kloster Schussenried inkorporiert war, ein Prediger gesetzt: ihm wurde nun das 5 Kilometer entfernte Ahlen als zweite Pfarrei zuge-teilt, wodurch der dort eingesetzte Prediger frei wurde für Muttenweiler, dessen Pfarrei auch schussenriedisch war. Vielleicht hat in Attenweiler der katholische Pfarrvikar (ein Schussenrieder Mönch) noch eine Zeitlang neben dem Prediger sein Amt versehen.

Auch in den anderen spitalischen Pfarrdörfern, in denen die Pfarrei entweder einem Kloster inkorporiert war oder unter dem Patronat eines Klosters stand, setzten die Biberacher im Lauf des Jahres 1535 evangelische Prediger ein. Diese Dörfer waren Burgrieden (Kloster Heggbach), Baltringen (Ochsenhausen) und Ingerkingen, dessen Kaplanei (Pfarrei erst 1712) der Kloster Salemischen Pfarrei Schemmerberg inkorporiert war. Die katholischen Priester scheinen alle drei daneben weiter amtiert zu haben, bis es ihnen verleidet war (wie dem von Burgrieden), oder sie gezwungen wurden, das Dorf zu verlassen (wie der von Baltringen): dem betagten Ingerkinger Kaplan Ambrosius Samler verboten die Biberacher 1537 Messe zu lesen, geboten ihm, die Seinen in die lutherische Predigt zu schicken, und forderten ihn auf, seine Magd zu ehelichen; von letzterem bat er Abstand nehmen zu dürfen. Er ist entweder vor 1541 gestorben oder weggezogen. Damals hat nämlich der evangelische Prediger von Ingerkingen den dortigen Kaplaneihof mit Zustimmung der Biberacher Spitalpfleger an einen Laien verliehen: zur gleichen Zeit wurde dem evangelischen Prediger seine letzte Besoldung ausgezahlt. Demnach gab es von da an bis auf weiteres in Ingerkingen keinen katholischen Kaplan mehr, und der evangelische Prediger zog auch weg, ohne daß Biberach einen Nachfolger einsetzte, warum ist unbekannt. Mit den Klöstern Ochsenhausen, Schussenried und Heggbach wurde 1542, 1543 und 1544 je ein Vertrag wegen den erwähnten Pfarrstellen abgeschlossen. Aufgrund dieser Verträge mußten die Klöster die Prediger dulden und zu ihrer Besoldung entsprechende Beiträge leisten. - Im Vertrag mit Ochsenhausen vom 17. Oktober 1542 heißt es ausdrücklich, daß der seitherige Pfarrer, Konrad Knecht, sich ab sofort jeder Amtshandlung zu enthalten habe, bis Weihnachten werde er besoldet, und bis Georgii (23. April) 1543 habe er Baltringen zu verlassen; von Biberach wurde ihm ein jährliches Unterhaltsgeld von 115 Gulden zugesagt. - Im Vertrag mit Schussenried vom 17. August 1543 (wegen Attenweiler und Muttenweiler) gaben die Biberacher den Attenweiler Pfarrhof frei zur Besetzung mit geistlichen oder weltlichen Personen nach dem Gefallen des Klosters (mit diesen Personen sind wohl Schaffner für die wirtschaftlichen Rechte und Pflichten des Klosters im Dorf gemeint). Hat Biberach damals vielleicht seinem Prediger für Attenweiler und Ahlen den Ahlener Pfarrhof als Behausung angewiesen? - Auf Bitten der Heggbacher Äbtissin hatte Karl V. 1543 Biberach unter Androhung einer Strafe von „40 Mark löthigen Goldes“ befohlen, den Burgriedener Prediger zu entfernen. Biberach aber unternahm nichts, die Strafe wurde auch nicht verhängt, dagegen kam am 20. Oktober 1544 der Vertrag zustande, nach dem Heggbach jährlich 80 Gulden als Besoldungsbeitrag für den Burgriedener Prediger nach Biberach zu entrichten hatte und Pfarrhof und Garten ihm überlassen mußte.

In Oberholzheim hatte der Biberacher Spital die Dorfherrschaft inne, Patronatsherr aber war Heinrich vom Stein zu Hürbel. 1536 hatte Biberach dem Holzheimer Pfarrer befohlen, „die Bapstischen Cerimonien niederzulegen“, worauf der Patronatsherr protestierte. Es gab einen jahrelangen Streit, bis 1544 die Witwe von H. vom Stein das Pfarrpatronat samt allen Rechten an der Pfarrei Oberholzheim dem Biberacher Spital verkaufte. Nun konnte Biberach einen evangelischen Pfarrer einsetzen.

In Mittelbiberach, dem Dorf von Dr. Hans Schad, wo der Spital das Patronat innehatte, wollte die Stadt einen evangelischen Prediger einsetzen. Man scheint daher dem katholischen Pfarrer sein Mittelbiberacher Amt verleidet zu haben, so daß sich dieser eine andere Stelle suchte. Auf Schads Bitte um einen neuen katholischen Pfarrer für Mittelbiberach antwortete Biberach mit der Ankündigung eines evangelischen Predigers. Als dieser da war, verschloß Schad die Kirche und gab den Schlüssel nicht heraus. Immerhin wohnte der Prediger mit Familie beinahe ein Jahr lang im Mittelbiberacher Pfarrhaus und hat vermutlich, ohne Zutritt zur Kirche zu haben, seinen Dienst doch irgendwie getan, bis er von Biberach abberufen wurde, da die Stadt in diesem Fall bei ihren schmalkaldischen Verbündeten keine Unterstützung fand. So schloß Biberach einen Vertrag mit Dr. Schad, nach dem dieser die Pfarrstelle sieben Jahre lang mit einem Pfarrer seines Gefallens besetzen konnte; die Einkünfte der Pfarrei blieben dem Spital, der zur Besoldung des Pfarrers an Dr. Schad ein Fixum zu zahlen hatte. Nach dem Tode von Dr. Schad am 30. Juni 1543 dürfte Biberach keinen Versuch mehr gemacht haben, die Mittelbiberacher Pfarrstelle evangelisch zu besetzen.

In Stafflangen hatte der Landvogt die hohe, der Biberacher evangelische Patrizier Christoph Gräter die niedere Gerichtsbarkeit, und die Pfarrstelle war dem Kloster Schussenried inkorporiert. Christoph Gräter verbot nun 1538 dem Pfarrvikar, Messe zu lesen; auch die Kultgegenstände räumte Gräter weg. Nun schickten die Biberacher insonntäglich einen Prediger nach Stafflangen. Der Landvogt behinderte die Arbeit des Predigers in Stafflangen: Er beauftragte seine Leute, dem Prediger unterwegs aufzulauern. Es kam aber doch noch ein Vertrag zwischen Biberach (bzw. Gräter) und Schussenried zustande, aufgrund dessen 1545 in Stafflangen ein Prediger eingesetzt wurde (das könnte Lorenz Lay/Plaser gewesen sein, der 1545 in Attenweiler durch Hans Jäger ersetzt wurde).

1538 forderte Biberach den Grafen Fugger von Kirchberg auf, in dem biberachischen Dorf Rot bei Laupheim einen lutherischen Prediger aufzustellen. In den Gültbüchern des Biberacher Almosenkastens von 1543 bis 1547 sind geringe Zahlungen an Martin Jos, den Prediger zu Rot, notiert; demnach scheint es damals tatsächlich evangelische Predigt in Rot gegeben zu haben. Bekanntlich hat Biberach Rot 1547 an den Grafen Anton Fugger von Kirchberg und seine Brüder verkauft, um die von Karl V. nach dem Schmalkaldischen Krieg der Stadt auferlegte Strafsumme aufzubringen. Nach dieser Wendung der Dinge gab es in Rot natürlich keinen evangelischen Gottesdienst mehr.

Außer in all den genannten Pfarrdörfern haben Biberacher Prediger von 1537 an auch in Winterreute gepredigt, das nach Ummendorf eingepfarrt war, und in Röhrwangen, das damals zur Pfarrei Schemmerberg gehörte. Über reformatorische Bemühungen Biberachs in dem spitälischen Dorf Volkersheim, das kirchlich Filial der marchalischen Pfarrei Kirchbierlingen war, ist nichts bekannt.

Im Sommer 1546 hielt man es heim Schmalkaldischen Bund für möglich, mit entsprechendem Druck auch Klöster der neuen kirchlichen Ordnung zuzuführen. So verboten die Biberacher damals den Nonnen von Heggbach die Messe und jeden katholischen Gottesdienst; sie beauftragten einen ihrer Prediger mit der Reformation des Klosters, aber die Klosterfrauen wollten nichts wissen von der neuen Lehre. Anders war es bei den dortigen Bauern: Sie kamen zu den evangelischen Predigten in die Klosterkirche und brachten Stühle mit, damit sie besser zuhören konnten.

Damals bekam der Baltringer Prediger den Auftrag, in dem dem Kloster Heggbach unterstehenden Dorf Mietingen zu predigen. Hier und auf Baltringer Markung außerhalb Eppers hatte der Landvogt die hohe Gerichtsbarkeit. Der Prediger Johannes Kächel, der schon in Laupertshausen seine Erfahrungen mit dem Landvogt gemacht hatte, ließ sich von Baltringer Bauern mit Spießen und Hellebarden zur Predigt nach Mietingen begleiten. Bald verbot der Landvogt den Mietinger Bauern unter Androhung schwerer Strafen den Besuch der evangelischen Predigten. Aber die Boten des Landvogts wurden von den Mietingern mit Dreschflegeten zum Dorf hinausgejagt, worauf die Mietinger hart bestraft wurden.

### 3. Teilerfolge der Gegenreformation von 1547 bis zum 30jährigen Krieg

Die Niederlage der evangelischen Fürsten und Städte im Schmalkaldischen Krieg 1546/47 und das Augsburger Interim 1548 setzten dem Wirken der evangelischen Prediger auf dem Lande ein Ende. Die evangelischen Pfarrer in den Klosterpfarreien Attenweiler, Muttensweiler, Stafflangen, Baltringen und Burgrieden mußten weichen oder wieder Messe lesen (wie anscheinend, der von Baltringen). Schon am 7. Januar 1547 hatte Karl V. befohlen, den Burgriedener Prediger abzuschaffen, trotzdem blieb dieser bis Pfingsten 1548 in Burgrieden, und erst im Dezember 1548 wurde der Vertrag von 1544 zwischen Biberach und Heggbach annulliert. – Auch der Oberholzheimer Prediger kehrte 1548 nach Biberach zurück; der damals noch evangelische Magistrat bat die beiden Patrone der Pfarrei Achstetten, Frau von Freyberg zu Achstetten, und die Äbtissin des Klosters Gutenzell, sie möchten den katholischen Pfarrer von Achstetten beauftragen, Oberholzheim mitzuversuchen, bis Biberach wieder einen Pfarrer für Oberholzheim habe. Die beiden Frauen erfüllten den Wunsch Biberachs sofort. Auch um die Besetzung der anderen damals freigewordenen Pfarrstellen mit katholischen Pfarrern, soweit Biberach die Stellen zu besetzen hatte, hat sich das damalige evangelische Stadttregiment bemüht, es handelte sich um Ahlen und Laupertshausen; der Laupertshausener Pfarrer, Dompropst Johann Joachim Schad, war am 5. April 1548 gestorben, und Biberach war mit der Wiederbesetzung diesmal an der Reihe. – Ein besonderes Problem dürfte für Biberach die Wiederbeschaffung der meist längst verschwundenen Kultgegenstände für die vielen Kirchen gewesen sein.

Die evangelisch gewordenen Bauern wollten sich freilich nicht einfach wieder katholisch machen lassen; viele wollten ihrem Glauben, den sie vor zehn und mehr Jahren angenommen hatten, und in dem die Jüngerer von ihnen aufgewachsen waren, treu bleiben. So war es z.B. 1550/51 noch möglich, daß wieder ein Biberacher Prediger allsonntäglich in Winterreute predigte; und aus der Umgebung der Stadt gingen die Bauern, so oft sie es möglich machen konnten, in die dortigen Predigten. In Muttensweiler und in Stafflangen allerdings scheint sich der Katholizismus bald wieder durchgesetzt zu haben.

Nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 kamen die konfessionellen Gegensätze zunächst nicht mehr so scharf zum Ausdruck. So hat damals der mehrheitlich katholische Magistrat von Biberach am 11. November 1556 Ezechiel Jerg als Pfarrer der Augsbürgischen Konfession in Oberholzheim angenommen und ihm die Evangelischen von Burgrieden, Burghöfe, Hochstetten und Bühl anbefohlen; wenn es gewünscht werde, solle er auch in Burgrieden predigen (vielleicht gar in der seit Jahren wieder katholischen Kirche?). Oberholzhelm hat seit damals mit nur kurzer Unterbrechung im 30jährigen Krieg immer einen evangelischen Pfarrer gehabt.

In den Jahren 1561 und 1562 wurde dem Rat wiederholt die Bitte um einen evangelischen Pfarrer für Attenweiler und Ahlen vorgelegt, freilich vergeblich. Die katholischen Pfarrer scheinen damals den Evangelischen in ihren Dörfern in manchen Dingen entgegengekommen zu sein. So hat offenbar damals mancher katholische Pfarrer mit Rücksicht auf den weiten Weg zur nächsten evangelischen Kirche Kinder evangelischer Eltern getauft, ohne zu verlangen, daß sie und ihr Kind nun katholisch werden müssen.

Das und manches andere war um 1570 nicht mehr möglich. So mußte z. B. durch Ratsmandat vom 8. März 1574 ausdrücklich festgestellt werden, daß die Evangelischen auf dem Land ungehindert die evangelischen Gottesdienste in Biberach oder anderen evangelischen Kirchen besuchen dürfen, und daß den Evangelischen in katholischen Pfarrdörfern jederzeit gestattet sein sollte, einen evangelischen Prediger zu seelsorgerlichen Besuchen bei ihren Kranken mit Feier des hl. Abendmahls zu rufen, was aber bei den betreffenden katholischen Pfarrern trotzdem immer wieder als Eingriff in ihre Rechte Proteste auslöste. Auch kam es in manchem katholischen Dorf vor, daß evangelische Verstorbene nicht auf dem Kirchhof bestattet werden durften.

### 4. Im 30jährigen Krieg

1628 bis 1632 war die Zeit der härtesten Bedrängnis der Evangelischen in der Stadt wie auf dem Land. In diesen Jahren, mitten im Dreißigjährigen Krieg, lag eine kaiserliche Besatzung in der Stadt, deren Kommandant, Oberst Hausmann, den Auftrag hatte, der Gegenreformation in Stadt und Gebiet von Biberach zum Sieg zu verhelfen. Als nun anfangs Oktober 1628 der Biberacher Prediger Michael Zeller von einem Krankenbesuch mit Abendmahlsfeier in Attenweiler heimritt, wurde er durch bewaffnete Untertanen von Georg Christoph Schad zu Warthausen – vermutlich auf Birkenharder Markung – gefangen genommen und in Warthausen verwahrt. Das geschah offenbar auf Grund einer wenige Monate alten Vereinbarung zwischen dem Abt von Schussenried und dem Herrn Schad. Biberacher Bürger befreiten ihren Prediger, was Oberst Hausmann und den katholischen Rat zu schärferem Vorgehen veranlaßte. Wenig später wurde in den spitälischen Dörfern das Dekret einer kaiserlichen Kommission veröffentlicht mit dem Hauptinhalt, daß die Bauern keinen lutherischen Gottesdienst mehr besuchen dürfen, daß sie sich im katholischen Glauben unterrichten lassen und katholisch werden sollen. Eine städtische Kommission hat dann in den Dörfern jeden Hausvater einzeln verhört; man wollte von den Bauern die Zusage zum Konfessionswechsel erhalten. Die meisten antworteten; daß sie dem Kaiser in weltlichen Dingen immer gehorchen würden, aber von ihrem Glauben wollten sie nicht lassen. Viele sagten auch, sie wollten bleiben wie die Bürger in der Stadt. Darauf hat man den Bauern erklärt, daß man den städtischen Bürgern den Religionswechsel nicht befehlen könne, aber sie als Untertanen hätten auch in Religionssachen zu gehorchen. Der Biberacher katholische Magistrat hat sich bemüht, den Widerstand zu brechen, indem man mit der Ausweisung drohte, auch Block- und Gefängnisstrafen verhängte. In Attenweiler schien das zunächst zu fruchten, die Evangelischen wurden zum Schein katholisch. Dem evangelischen Pfarrer Vogler in Oberholzheim wurde jeder kirchliche Dienst in der Gemeinde untersagt; er solle dem katholischen Pfarrer, der an seine Stelle gesetzt würde, kein Hindernis in den Weg legen und müsse Oberholzheim verlassen. Am Sonntag, 28. November 1628, wurde der neue katholische Pfarrer in Oberholzheim eingeführt, aber kein Holzheimer betrat die Kirche, die trotzdem voll war, da die Nachbargemeinden Achstetten, Hüttisheim, Stetten, Burgrieden und Rot in Prozession nach Oberholzheim gekommen waren. Der Pfarrer hatte begreiflicherweise keinen leichten Stand: Die Holzheimer blieben bei ihrem passiven Widerstand, aber auch mancher Schabernack (milde ausgedrückt) wurde ihm angetan. Besonders beklagte er sich, daß die Holzheimer in die evangelischen Gottesdienste nach Ersingen und Schnürpflingen gingen; Schnürpflingen, das der Ulmer Patrizierfamilie Besserer von Schnürpflingen gehörte, war damals auch evangelisch, wurde aber später durch die Fugger von Kirchberg rekatholisiert.

Im Frühjahr 1630 wurden den „unkatholischen ungehorsamen Untertanen“ in Birkendorf und Bergerhausen Einquartierung und Geldstrafen angedroht. Als schließlich jeder, der sich nicht binnen drei Tagen bekehre, mit 60 Talern Strafe und dem Zwang, bis 23. April den Hof zu verkaufen, bedroht wurde, baten die dortigen Bauern, „um Gottes Barmherzigkeit und des jüngsten Gerichts willen“, sie bis zur Ankunft einer neuen Kommission bei ihrem Glauben zu lassen. Sie wüßten sich aus Gottes Wort zum Gehorsam gegen die Obrigkeit verpflichtet; wenn sie trotzdem bei der Augsbürgischen Konfession blieben, so täten sie das nicht aus Widersetzlichkeit, sondern „weil wir“, so schrieben sie, „bei unserer Konfession die ewige Seligkeit uns zu erlangen getrauen“. Trotzdem wurde wenig später die Einquartierungsdrohung wahr gemacht. Zuerst wurden 60 kaiserliche Soldaten den Holzheimern in die Häuser gelegt; worauf diese bald klein beigaben. Dann wurden die Soldaten nach Burgrieden, Attenweiler, Bergerhausen und Birkendorf verlegt. Von Attenweiler und Burgrieden wurden sie nach zwei oder drei Tagen wieder weggeführt, nachdem sich die Belegten wieder zum katholischen Glauben bekannt hatten. In Attenweiler z. B. legten damals 90 Personen das katholische Glaubensbekenntnis ab, beichteten, wurden vom Pfarrer von der „Ketzeri“ absolviert und kommunizierten.

Die allermeisten dieser „Bekehrungen“ hatten als Zwangsbekehrungen keinen Bestand. Als 1632 die Schweden in Biberach einzogen, bekannten sich die unter Zwang Übergetretenen wieder zu ihrem evangelischen Glauben. Oberholzheim bekam wieder einen evangelischen Pfarrer, und man hat den Holzheimern seither nie mehr einen katholischen Pfarrer aufgezwungen. Auch Attenweiler bekam wieder einen evangelischen Pfarrer, Caspar Gaupp von Biberach, der aber schon 1634 nach Biberach versetzt wurde und 1635 an der Pest gestorben ist. In Baltringen und Ingerkingen sollen 1632 für kurze Zeit ebenfalls evangelische Pfarrer gewesen sein.

Seit damals hat es im Biberacher Gebiet keinen von der Obrigkeit befohlenen Glaubenswechsel mehr gegeben. Aber die Gegensätze zwischen Evangelischen und Katholiken blieben hart. Auch hat es an gegenseitigen Schikanen in der Stadt, als die Besatzer (einmal kaiserliche, dann wieder Schweden) mehrmals wechselten, nicht gefehlt. Gegen Ende des Krieges war schließlich das allgemeine Elend in der Stadt, und oft noch mehr auf dem Land, so groß, daß der Streit zwischen den Konfessionen nicht mehr die erste Rolle spielte. Man ließ einander bei seinem Glauben, aber beide Seiten achteten genau auf ihre Rechte und ließen sich nichts davon nehmen.

## 5. Vom Westfälischen Frieden bis zum Ende der Reichsstadtzeit (Die Auswirkungen der Biberacher Parität auf das Verhältnis der Konfessionen auf dem Lande)

Im Westfälischen Frieden von 1648 wurde Biberach wie Augsburg, Dinkelsbühl und Ravensburg als konfessionell paritätische Reichsstadt anerkannt. In diesen vier Städten sollten beide Konfessionen ihre Güter, Rechte und Religionsübung nach dem Stand vom 1. Januar 1624 (Normaljahr) haben und behalten; hinsichtlich der Ratsstellen und anderer öffentlicher Ämter aber sollte unter den Anhängern beider Konfessionen Gleichheit und gleiche Anzahl sein. In dem dann 1649 ausgehandelten Biberacher „Exekutions-Kommissions-Rezeß“ wurde für die evangelische Landbevölkerung folgendes festgelegt: Die evangelische Pfarrei Oberholzheim bleibt evangelische Pfarrei. Die evangelischen Bauern in den anderen Dörfern haben das Recht, evangelische Predigten und andere Gottesdienste in der Stadt und in Oberholzheim zu besuchen, sie dürfen ihre Ehen in der Stadt einsegnen lassen; auch dürfen sie einen Prediger aus der Stadt zu ihren Kranken rufen, daß er ihnen geistlichen Zuspruch gebe und das Abendmahl reiche. Durch ein besonderes Dekret der Exekutionskommission wurden die Evangelischen von Biberach und seinen Landorten aus der bischöflichen und überhaupt aus jeder katholisch-kirchlichen Jurisdiktion entlassen. Der evangelische Ratsanteil von Biberach bestellte nun eine entsprechende Behörde, „Consistorium“ genannt, die in erster Linie als Ehegericht in Erscheinung trat. Die Landbevölkerung war durch die Kriegsergebnisse und die immer wieder grassierende Pest gewaltig dezimiert. So waren viele Bauernhöfe herrenlos geworden; Schammach und Gutershofen (bei Attenweiler) zum Beispiel waren völlig ausgestorben. Als aber in den folgenden Jahren und Jahrzehnten die Bevölkerung wieder wuchs, so daß im Krieg verödete Bauernhöfe wieder besetzt werden konnten, gab es längere Verhandlungen wegen der Vergabe dieser Höfe an evangelische oder katholische Bauern. Das in der „Parifikationsspezifikation“ von 1668 festgelegte Ergebnis war, daß jeder Bauernhof im spitälischen Gebiet künftig einem Bauern der Konfession haben und behalten sollte, zu der sich der Inhaber des Hofes 1624 bekannt hatte. Mancher Hof, der nach dieser Bestimmung 1668 einen Inhaber der „falschen“ Konfession hatte, mußte nach dem Tode dieses Inhabers von dessen Familie aufgegeben werden. In der Spitalverwaltung wurde bis zum Ende der Reichsstadtzeit von beiden Konfessionen darauf geachtet, daß diese Bestimmung möglichst eingehalten wurde.

In den Zusammenhang dieses Festhaltens an alten Rechtssatzungen paßt es auch, daß die evangelische Kirche von Oberholzheim 1739 vom Kloster Gutenzell mit einem Beitrag des Biberacher Spitals neu erbaut wurde. Ein Drittel des Dorfes gehörte zwar dem Kloster; das aber auf die Konfession seiner Lehensleute keinen Einfluß nehmen durfte, da 1624 das ganze Dorf evangelisch war; aber das Kloster hatte den größten Teil der Baulast der Kirche zu tragen.

Der evangelische Bevölkerungsanteil hat sich in den verschiedenen Teilen der spitälischen Landschaft ganz verschieden erhalten: In Ahlen, Baltringen und Muttenweiler scheint es schon 1624 keinen evangelischen Bauern mehr gegeben zu haben. In Ingerkingen gab es 1624 drei evangelische Bauernhöfe, die demnach 1668 auch wieder evangelisch sein sollten; um 1800 war in Ingerkingen niemand mehr evangelisch. In Oberholzheim gab es bis ins vorige Jahrhundert keinen einzigen Katholiken. In Burgrieden hat sich, nicht zuletzt auch dank der Nähe von Oberholzheim, eine ganze Reihe evangelischer Höfe erhalten; um 1800 waren es acht Familien, dazu drei in Bürgerhöfe (zwei katholisch) und einer in Hochstetten (sieben katholisch). Noch stärker blieb der evangelische Bevölkerungsteil in der östlichen Nachbarschaft von Biberach: Birkendorf und Bergerhausen waren um 1800 beinahe rein evangelisch, und auch in Winterreute gab es damals drei evangelische Familien. Auch Röhrwangen, weit weg von Biberach (aber auch der katholische Pfarrer war nicht näher: in Schemmerberg!), ist doch bis heute beinahe ganz evangelisch geblieben.

## 6. Attenweiler von 1649 bis ins 19. Jahrhundert

Im folgenden soll noch der geschichtliche Verlauf vom Dreißigjährigen Krieg bis ins 19. Jahrhundert wenigstens für ein Dorf in groben Zügen skizziert werden: Attenweiler mit Schammach und Gutershofen. Hier war im 16. Jahrhundert ein großer Teil der Bevölkerung evangelisch geblieben; und noch 1624 scheint mindestens die Hälfte der Familien am evangelischen Glauben festgehalten zu haben, so daß nach Abschluß der 1668 festgesetzten Maßnahmen ein solider Stamm evangelischer Familien vorhanden war. Aber nach der im Normaljahr 1624 geübten Regelung hatten die Katholiken Pfarrer und Kirche im Dorf, während die Evangelischen beides entbehrten. Sie waren Filialisten der Biberacher Kirche St. Maria Magdalena im katholischen Gottesacker (daher der „Attenweiler Kirchenweg“ - auch die Röhrwanger gingen dort in die Kirche). Trauungen und Taufen wurden in Biberach vollzogen, nur die Toten wurden auf dem Attenweiler Kirchhof an der Nordseite der Kirche bestattet - aber ohne Beteiligung eines evangelischen Predigers, die Glocken durften geläutet werden, „Öffentliche Religionsübung“ im Dorf war den Evangelischen untersagt. Das bedeutete zum Beispiel, daß sie keinerlei religiösen Versammlungen halten durften, auch nicht in Privathäusern. Und dem katholischen Pfarrer hatten auch die Evangelischen gewisse ausgesprochen kirchliche Gebühren zu entrichten. Immerhin hatten sie einen evangelischen Schulmeister, der jahrzehntlang auch die katholischen Kinder des

Dorfes unterrichtete; einen katholischen Schulmeister gab es erst von 1683 an. Diese Schulmeister waren meist Handwerker, Schneider oder Schuhmacher oder ähnliches, die im Winter in einem Privathaus die Kinder unterrichteten in Lesen, Schreiben, Rechnen, biblischer Geschichte, Katechismus und Choralsingen. Von Georgii (23. April) bis Martini (11. November) war keine Schule.

Nach den angegebenen Regeln scheinen die beiden Konfessionen ohne größere Konflikte zusammengelebt zu haben, bis gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Spannungen zwischen dem katholischen Pfarrer und den Evangelischen im Dorf, bzw. zwischen dem Abt von Schussenried im Bunde mit dem Biberacher katholischen Ratsanteil einerseits und dem evangelischen Ratsanteil andererseits sich verschärften. Der Attenweiler Pfarrer protestierte trotz der ausdrücklichen Erlaubnis von 1649 gegen Besuche von Biberacher Predigern bei sterbenskranken Evangelischen mit Abendmahl als gegen Eingriffe in seine Rechte. Weitere Beschwerdepunkte waren die folgenden: Anlässlich einer Beerdigung eines Schammachers hatten die Evangelischen beim Zug durch Attenweiler zum Kirchhof vom Ortseingang bis zum Grab Choräle gesungen; bei Beerdigungen scheint der Schulmeister Grabreden gehalten zu haben, auch hielt er am Sonntag in Privathäusern Erbauungsstunden besonders für die, denen es unmöglich war, zum Gottesdienst nach Biberach zu gehen. Über alle diese und noch andere Beschwerdepunkte wurde zwischen den Religionsparteien schriftlich und mündlich mehrmals verhandelt.

In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß der evangelische Ratsanteil in seiner Verteidigungsschrift betont, Privaterbauungsstunden sollten doch nicht verboten, sondern eher gefördert werden, da es doch besser sei, wenn die Leute sich in der Frömmigkeit üben, als an heiligen Sonn- und Feiertagen in den Wirtshäusern zusammenzukommen und mit Spielen, Fluchen und unnützen Händeln sich abzugeben. In der Stadt hat dieser selbe evangelische Ratsanteil in jenen Jahren pietistische Erbauungsstunden streng verboten, weil er fürchtete, wenn der Pietismus in Biberach Eingang fände, könnte der Verdacht entstehen, die Evangelischen wendeten sich von der Augsbургischen Konfession ab, wodurch die ganze Paritätsverfassung in Frage gestellt würde.

Die Streitigkeiten kamen dann vor das „Schwäbische Kreisausschreibamt“ in Ulm, das vom Herzog von Württemberg und dem Bischof von Konstanz paritätisch besetzt war. Der von diesem Amt 1755 ausgehandelte Vergleich sah folgendes vor: Die Evangelischen in Attenweiler dürfen an Sonn- und Feiertagen vor oder nach dem katholischen Gottesdienst in ihren Häusern beten, singen, Predigten lesen, aber höchstens zwei Haushaltungen gemeinsam. Bei Beerdigungen darf nicht gesungen werden, auch Grabreden oder ähnliches sind zu unterlassen. Schule darf nur am Werktag gehalten werden (vorher hatte der Schulmeister den Sommer über an einzelnen Sonntagen einen Wiederholungsunterricht gehalten, damit die Kinder nicht alles vergessen sollten, was sie den Winter über gelernt hatten). Ein Biberacher Prediger darf höchstens einmal jährlich die Schule visitieren. Krankenbesuche mit Abendmahl sind gestattet, aber es darf außer den Hausgenossen des Kranken höchstens ein Nachbar anwesend sein. Diese Regelung galt bis 1803.

Attenweiler hatte damals 331 Einwohner, vermutlich in 29 evangelischen und 39 katholischen Familien (1837: 218 Evangelische und 256 Katholiken), Schammach 45 Einwohner in 5 evangelischen und 2 katholischen Familien (1837: 43 Evangelische und 29 Katholiken; die zwei Gutershofener Bauernhöfe, die immer evangelisch waren, hatten 15 Einwohner (1837:14).

Als Biberach 1803 seine Reichsfreiheit verlor und das Kloster Schussenried aufgehoben wurde, wandten sich die Evangelischen von Attenweiler, unterstützt von maßgeblichen Biberacher Persönlichkeiten, an ihren neuen Landesherrn, den Markgrafen von Baden, mit der Bitte um Beseitigung ihrer kirchlich-religiösen Benachteiligung gegenüber den Katholiken in Attenweiler. Besonders baten sie um eine eigene Kirche und einen eigenen Pfarrer. Die Antwort der Markgräflisch Badischen Hofkammer in Meersburg vom 31. Januar 1803 brachte wesentliche Erleichterungen: Von einem Verbot öffentlicher Religionsübung war nicht mehr die Rede. So war es zum Beispiel möglich, daß nun der evangelische Schulmeister am Sonntag Lesegottesdienste hielt in seinem Schulhaus (das gab es seit 1789, ein katholisches schon länger). Der für Attenweiler zuständige Biberacher Pfarrer konnte nun jederzeit ins Dorf kommen, er hielt, wenn es gewünscht wurde, Haustaufen, besuchte die Kranken und predigte bei den Beerdigungen am Grab, wo auch das Singen nicht mehr verboten war. Nur wegen einer eigenen Kirche und einem eigenen Pfarrer wurden die Bittsteller damals vertröstet. Beim Übergang des Biberacher Gebiets an Württemberg 1806 änderte sich an den Kirchlichen Verhältnissen nichts.

Der Bau einer eigenen Kirche schien den Attenweiler Evangelischen zunächst unmöglich, er ging über ihre finanziellen Kräfte. So hofften sie längere Zeit auf das Zugeständnis der katholischen Pfarrgemeinde zu einem Simultaneum in der katholischen Kirche. Aber dann ergab sich die Möglichkeit zum Kauf eines Bauplatzes in zentraler Lage zu erschwinglichem Preis, nachdem der Eigentümer der ehemals Kloster Schussenriedischen Liegenschaften und Rechte im Dorf, die gräfliche Familie Sternberg-Manderscheid, alles an den württembergischen Staat verkauft hatte. Die Evangelischen konnten die nicht mehr benötigte Zehentscheuer mit angebauter Pfarscheuer auf Abbruch erwerben.

Als es dann 1842 auf diesem Platz an den Bau der Kirche ging, haben sich auch katholische Bauern mit unentgeltlichen Hand- und Fuhrleistungen beteiligt; und in mancher katholischen Kirche der Umgebung wurde ein Opfer für die evangelische Kirche in Attenweiler eingesammelt. Die Kirche wurde 1844 eingeweiht, alle 14 Tage hielt nun ein Biberacher Pfarrer Gottesdienst in Attenweiler. 1846 zog in das an die Kirche angebaute Pfarrhaus der erste Pfarrverweser und 1856 der erste ständige Pfarrer ein. 1858/59 konnte schließlich das neue evangelische Schulhaus als Pendant zum Pfarrhaus auf der anderen Seite an die Kirche angebaut werden. Die Attenweiler Kirche ist übrigens die erste im neuwürttembergischen Oberland im 19. Jahrhundert erbaute evangelische Kirche und das Pfarramt das zweite neu errichtete (nach Friedrichshafen).

6. Jahrgang – Heft 1 – Seite 32

## Sechs evangelische Pfarrer aus drei Jahrhunderten

### Einige Pfarrerbildnisse der Ausstellung „Kirche in Biberach“

Von Dieter Buttschardt, Biberach

Zu den Besonderheiten der evangelischen Überlieferung in Biberach gehören die vielen Bildnisse von Geistlichen, die vor allem aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf unsere Tage gekommen sind. Man könnte die Häufigkeit dieser Porträts damit erklären, daß es in den Mauern der Stadt eben genug fähige Künstler gab, und daß die Klaufügel, Neher und Bergmayer eben ihre Modelle brauchten. Aber obwohl einige dieser Maler gut katholisch waren, fehlen Bilder katholischer Geistlicher aus der entsprechenden Zeit doch völlig. Nachdem im Hinblick auf Erhaltung, oder Vernichtung von Kunstwerken in Biberach über beiden Konfessionen dasselbe Schicksal waltete, ist es auch von daher schwierig, den auffallenden Sachverhalt zu erklären. Ebenso schwierig ist es auch, den Kunstwert der erhaltenen Bilder zu beurteilen. Ersten Ranges sind sie wohl alle nicht, weder die Stiche des 17. noch die Ölgemälde des 18. Jahrhunderts, obwohl unter den Urhebern kein geringerer als Johann Baptist Pflug vertreten ist. Aber dieser Genremaler fand seine Stärke ja durchaus nicht im Porträt. Wenn wir im folgenden eine Auswahl von Bildern aus reichsstädtischer Zeit näher betrachten wollen, so halten wir uns am besten an ihren dokumentarischen Charakter und beleuchten die Lebensläufe der Dargestellten. Sie lassen hineinblicken in das wechselvolle Bild ihrer Zeit.

### Veit Begglin - Mönch, Prädikant, Bürgermeister

Die ersten evangelischen Predigten, die zur Zeit Luthers vor Biberacher Untertanen draußen auf dem Land gehalten worden sind, stammen paradoxerweise aus dem Mund eines Schussenrieder Prämonstratensers. Es war Veit Begglin (Böcklin), ein gebürtiger Biberacher, der von seinen Oberen an die Kirche des spitalbiberachischen Dorfes Muttensweiler abgeordnet worden war. Begglin, aus patrizischem Geschlecht 1500 geboren, genoß, wie sein Biograf Conrad Wolfgang Platz mitteilt, von Kindesbeinen an die beste Erziehung - wohl als Klosterschüler - und zeichnete sich in der Folge durch Klugheit und Geschäftskennntnis, untadeligen Lebenswandel und hohe Beredsamkeit aus. Die Lehren des neuen Glaubens überzeugten offenbar den Chorherrn, daß Schussenried für ihn nicht der rechte Platz sei. Dem Beispiel Luthers folgend, „entsprang“ er dem Kloster, kehrte in die Vaterstadt zurück, heiratete und wurde rasch in die reichsstädtische Tagespolitik gezogen. Er amtierte beispielsweise 1533 als Almosenpfleger, aber schon auf das Jahr 1534 wird er bei Heinrich von Plummern als „Patriciorum Konstabel“ erwähnt. 1542 wurde er „Consul“, d. h. Bürgermeister, und betrieb zusammen mit seinem Kollegen Jakob Eggelsbach die Konsolidierung des neuen Glaubens im Gefolge der Stadtrepublik. Er gehörte zu den Unterzeichnern des Vertrages vom 14. April 1543, der die Errichtung eines Theologie-Stipendiums für Söhne oberschwäbischer Reichsstädte vorsah. Dieses von dem Kaufherrn Peter Buffler aus Isny inspirierte Dokument war mit einer fünffarbigen Schnur geheftet, womit die fünf Städte dargestellt wurden, die an der Stiftung teilhaben sollten: Blau stand für Biberach, weiß für Memmingen, grün für Lindau, gelb für Isny und rot für Konstanz. Noch am 9. November 1563 brachte Begglin weitere 800 Gulden in die Stiftung ein. In ihren Genuß kamen u. a. Jakob Schopper, der berühmteste Theologe, der von Biberach seinen Ausgang nahm, und Johannes Hochmann, der dann selbst wieder ein Stipendium errichtete, das kein geringerer als Wieland genoß. Insgesamt hat dieses von Begglin mitbegründete Biberacher Stipendienwesen bis ins 20. Jahrhundert nachgewirkt.

Als entschiedener Gegner des Interims, das sein Jahrgänger Kaiser Karl V. nach dem Schmalkaldischen Krieg eingeführt hatte, mußte Begglin mit Eggelsbach und anderen Räten Vorübergehend die Stadt verlassen und 1551 aus dem Amt weichen. Zuvor hatte er noch versucht, durch Reisediplomatie (Versammlung zu Hagenau 25. Juni 1549) die Lage seiner Glaubensgenossen zu erleichtern.

Als in den Wirren des Fürstenaufstands von 1552 das Biberacher Stadtrepublik in Form des sog. „Franzosenrats“ wieder evangelisch wurde, wirkte Begglin von Mai 1552 bis August 1553 als einer der beiden Stadtrechner. Bekanntlich setzte sich aber der Kaiser mir seiner oligarchischen Ratsverfassung letztendlich durch, und die evangelische Partei sah sich in eine ämterlose Opposition zurückgedrängt. Zusammen mit seinem alten Mitstreiter Eggelsbach trat Begglin 1561 noch einmal hervor, als es darum ging, für den evangelischen Bevölkerungsteil die Zugehörigkeit zur Augsburgischen Konfession zu reklamieren, die allein rechtlichen Schutz durch die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens verbürgen konnte. Begglin scheint damals so etwas wie ein Schattenkabinett („Partikularrat“) gebildet zu haben, worüber sich die Katholiken beim Kaiser beschwerten. Diese evangelische Fronde ging alsbald ins Grundsätzliche und brachte auch politische Vorwürfe, wie etwa Filz und Vetternwirtschaft der Katholiken aufs Tapet. Die sich daraus ergebenden Händel führten schließlich dazu, daß Ferdinand I. 1563 in seiner für Biberach grundlegenden Konstanzer Erklärung („Declaratio Ferdinandea“) den Hauptforderungen der Evangelischen entsprach und einen Ausgleich der Konfessionen anbahnte. So wurde Begglin einer der Väter der Biberacher Parität.

Er starb, wie Doktor Platz bedauernd feststellt, ohne männliche Nachkommen. Sein Bild, das als Holzschnitt überliefert ist, zeigt einen unternehmend aussehenden Mann mit üppigem Bart und flotter, modischer Mütze.

Die Grabplatte seiner Frau Katharina an der Außenwand des Chors der Heiligegeistkirche ist, obwohl halb zerfallen und kaum mehr lesbar, das älteste steinerne Zeugnis der Reformation in Biberach.

### Johannes Kappel - Biberach als Station eines Wanderlebens

Wenn man die Biberacher Prediger zwischen 1550 und 1800 Revue passieren lässt, so entdeckt man, daß die Reichsstadt im Jahrhundert der Reformation ihre evangelischen Geistlichen zum größten Teil aus dem Württembergischen oder aus benachbarten Reichsstädten berief. Von den 17 Namen, die zwischen 1550 und 1600 neu auftauchen, sind nur die Schopper und die Unger Einheimische, dagegen zählt man nicht weniger als acht Berufungen aus dem evangelischen Herzogtum. Es waren Studiosi aus Tübingen, im Unterland beheimatet, denen immer wieder, wenn auch oft nur zu recht kurzen Aufenthalten, Stellen südlich der Alb zu Gebote standen.

Einer von ihnen war Johannes Kappel aus Ötisheim bei Maulbronn, der sich, dem humanistischen Zeitgeschmack folgend, als „Capelius“ latinisierte. Nach dreijährigem Studium in Tübingen (1586-1589) ging er mit dem Grad eines Magisters ab und übernahm zunächst 1591 die Stelle eines Klosterpräzeptors im nahen Bebenhausen. 1593 finden wir ihn als Prediger und Rektor der Martinsschule im oberpfälzischen Amberg. Sein zu gleicher Zeit bestallter Kollege an der Martinskirche war Dr. Martin Schopper der Jüngere aus Biberach, der einer der großen Theologen seiner Zeit werden sollte. Beiden widerfuhr das in pfälzischen Landen nicht gerade seltene Schicksal, daß ein neuer Fürst seinen Untertanen einen abrupten Konfessionswechsel zumutete. Dem heraufziehenden Calvinismus weichend, gingen die beiden Lutheraner außer Landes, nicht ohne zuvor heftig disputiert und ihrem Kurfürsten „Trutz, Mutwillen und Ungehorsam“ gezeigt zu haben. Kappel übernahm die Pfarrei Poppenweiler bei Ludwigsburg. Schopper, der inzwischen Professor an der nürnbergischen Universität Altdorf geworden war, erhielt 1600 einen Ruf in seine Heimatstadt. Begreiflicherweise zog er es vor, auf seinem akademischen Lehrstuhl zu bleiben, und trat das Biberacher Angebot an seinen Freund Kappel ab, der so als Frühprediger und Senior an die Spitze des reichsstädtisch-evangelischen Kirchenwesens trat. Der von ihm überlieferte Holzschnitt zeigt einen würdigen, gewichtigen Kirchenmann, der sicher wußte, was er seiner Rolle schuldig war. Als der Biberacher Rat 9. September 1604 den gregorianischen Kalender für beide Religionsteile verbindlich einführen wollte, war Kappel der Sprecher der Opposition. Der neue Kalender mochte zwar der astronomisch korrektere, aber er war vom Papst verordnet, und daß der Papst der Antichrist sei, erklärte Kappel in aller Öffentlichkeit. Immerhin stand bereits der große Religionskrieg vor der Tür. Kappel war also der rechte Mann in einer Zeit, in der auf beiden Seiten das Ideal der kämpfenden Kirche, der „ecclesia militans“ Geltung hatte. Andererseits heißt es im Text seiner Leichenpredigt, er habe „sich so verhalten, Da? Ihn mit allein seine evangelischen Zuhörer und Pfarrkinder lieb und in hohen Ehren gehalten, sondern auch die Papisten daselbst, denen er doch mit viel soll geschenkt haben, wohl haben leiden mögen“.

„Dasselben“ – damit ist Biberach gemeint. Die Stadt Kempten, wo Kappel von 1605 bis zu seinem Tod am 11. Januar 1616 Senior war, hatte ihre „Papisten“ ja vor den Toren, im nahen Stift. Kappel war zweimal verheiratet. Seine erste Frau verlor er offenbar im Zusammenhang mit dem Umzug von Poppenweiler nach Biberach, den die Hochschwangeren in einer vom Rat geschickten Sänfte zurücklegte. Sie starb im Wochenbett. Ihre sechs Kinder waren ihr alle vorangegangen. Am 8. Juni 1601 schloß Kappel seine zweite Ehe mit Katharina Maier aus Augsburg. Zur Hochzeit wurde „ein ehrbarer Rat“ eingeladen, der sich mit einem Trinkgeschirr revanchierte. Aus dieser Ehe überlebten sechs von zehn Kindern. Drei Söhne ergriffen den geistlichen Beruf; eine Tochter wurde Pfarrfrau. Witwe Kappel kehrte mit ihren damals noch unmündigen Kindern nach Biberach zurück, wo sie sich mit dem dortigen Nachfolger ihres Mannes, Senior Ludwig Leipzig, als dessen dritte Frau verheiratete. Als Leipzig nach elfjähriger Ehe ebenfalls starb, fand sie nach sieben oder acht Jahren noch einmal einen Lebensgefährten, und zwar wieder einen Pfarrer, Johannes Hölenius aus Leidringen, gestorben als Stadtpfarrer von Hornberg im Schwarzwald 1648. Nach acht Jahren endgültigen Witwendaseins starb die lebensstüchtige Frau 1656 in Sulz am Neckar.

An diesen verwickelten Beziehungen wird recht deutlich, wie im evangelischen Pfarrerstand eine Art dynastisches Prinzip wirksam wurde, das nun allmählich der früher so starken Fluktuation entgegenwirkte.

## Michael Zeller - Prediger in einer Zeit der Bedrängnis

„Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn...“: dies ist das Motto, das dem „eigentlichen Bildnis“ des Abendpredigers Michael Zeller von Lucas Kilian beigelegt ist. Der gebürtige Kemptener wird 1584 als Magister in Tübingen erwähnt, wo er offenbar studiert hatte, stand von 1586-1594 als Ortsgeistlicher von Ungerhausen (Landkreis Unterallgäu) im Dienst der Freiherren von Vöhlhlin und wurde anschließend Prediger in Biberach. Schon mit 21 Jahren war er in Amt und Würden: der Stich zeigt ihn als 58jährigen. Gegen Ende seiner Laufbahn ereignete sich jener Vorfall, der ihm in den Chroniken einen besonderen Platz gesichert hat. Als nach dem Sieg Wallensteins über die Dänen Kaiser Ferdinand II. mit seinem Restitutionsedikt in ganz Deutschland die Wiederherstellung des alten Glaubens einzuleiten versuchte, wurden auch in Biberach die Evangelischen schrittweise zurückgedrängt. Sie verloren das Simultaneum in der Pfarrkirche, und Magister Zeller mußte bei seinen Predigten mit der Nikolauskapelle auf dem heutigen Kapellenplatz vorlieb nehmen, die nur ein Zehntel der herbeiströmenden Menge faßte, so daß Zeller buchstäblich zum Fenster hinaus predigen mußte. Noch mehr als in der Stadt war die Stellung der Neugläubigen auf dem Land gefährdet. Daß die Biberacher Geistlichen ihren „Glaubensverwandten“ draußen auf den Dörfern Besuche abstatteten und private Abendmahlsfeiern abhielten, galt als nicht mehr zeitgemäß. So kam es, daß Magister Zeller Anfang Oktober 1628 bei der Rückkehr von einer solchen Verrichtung auf dem „Attenweiler Kirchenweg“ innerhalb des warthausischen Gebiets überfallen, entführt und in einem Wirtshaus gefangen gesetzt wurde. Dies geschah auf Befehl des Junkers Georg Christoph von Schad, der sich dabei offenbar mit dem Patronatsherrn von Attenweiler, dem Abt von Schussenried, abgestimmt hatte. Die Biberacher Zunftbürger wollten sich einen solchen Übergriff nicht gefallen lassen, rotteten sich gegen den Willen des katholischen Rats zusammen, besetzten die Tore und befreiten, 340 Mann hoch, Zeller aus seinem Gewahrsam. Der Geistliche scheint sich gesträubt zu haben, wohl wissend, was für Konsequenzen derlei Gewalttätigkeiten haben konnten. Auch der Biberacher Rat befürchtete mit Recht, das Vorgehen der Bürger könnte als Landfriedensbruch ausgelegt werden und Repressalien des Kaisers zur Folge haben. Mittlerweile feierte das Volk die Tat mit einem eigenen „Herrn Michaels-Lied“. Tatsächlich wurden gegen die Evangelischen in der Folgezeit die schärfsten Maßnahmen eingeleitet. Aber ehe es zum äußersten kam, erschien als Retter Gustav Adolf von Schweden. Michael Zeller hat diese Zeit noch erlebt: er starb 1632 bei einem Kuraufenthalt in Bad Jebehausen bei Göppingen.

## Sylvester Eckhard - Deutsche Predigten und lateinische Gedichte zwischen Schweden und Kaiserlichen

Seite an Seite mit dem Abendprediger Zeller amtierte M. Sylvester Eckhard, dem die Rolle zufiel, anläßlich der ersten Besetzung Biberachs durch die Schweden am 22. April 1632 die Fest- und Begrüßungspredigt für die Befreier zu halten. Der Ortskommandant, Generalmajor von Vietinghoff, hatte dazu alle seine Truppen zum Gottesdienst befohlen. Der Titel des Sermons ist noch erhalten: „Kirchenfreude / als die betrenge Evangelische Kirche zu Biberach wieder in die Pfarrkirche solenniter eingeführt ward / über den 122. Psalm“. Eckhard verglich somit seine Stadt mit dem Haus des Herrn zu Jerusalem. Er dürfte vor allem darauf abgehoben haben, daß mit der Ankunft der Schweden das vierjährige kümmerliche Gottesdienst-Exil in der Nikolaikapelle sein Ende fand.

Die Freude war allerdings von kurzer Dauer. Noch am 27. Dezember des gleichen Jahres musste Eckhard die offizielle Leichenfeier für den gefallenen Schwedenkönig Gustav Adolf halten; und im September 1633 kapitulierte die Stadt vor den Kanonen der wiedergekehrten Kaiserlichen. Eckhard fürchtete die Rache der Sieger und floh. Indes blieb der evangelische Gottesdienst unbehelligt, wie es auch in den Übergabebedingungen vorgesehen war.

Melchior Sylvester Eckhard, geboren 1600 in Kirchheim u. T. hatte in Tübingen studiert. 1625 erscheint er als Repetent im evangelischen Stift, dann auch als Ephoratsvikar. Erst 28jährig, erhält er eine Berufung nach Biberach, und zwar wird er sogleich Senior, d. h. erster Geistlicher, als Nachfolger des frühverstorbenen M. Christoph Örtlin. Der rasche Aufstieg hängt zweifellos mit Eckhards frühem Ruf als lateinischer Dichter und Schriftsteller zusammen. Schon als Magister wurde er vom Oberhofmeister des Tübinger Collegium Illustre und kaiserlichen Pfalzgrafen Joachim von Grütal zum Poeta Laureatus gekrönt. Er scheint aber von diesem Titel, den schon Ulrich von Hütten trug, keinen Gebrauch gemacht zu haben.

Nach seinem Weggang aus Biberach wurde Eckhard zum Spezial (Dekan) im württembergischen Tuttlingen ernannt, aber die Kriegsverhältnisse hinderten ihn daran, sein Amt anzutreten. Wir finden ihn dann 1635 als Pfarrer in Wendlingen und von 1639 bis zu seinem Tod in Stetten (Remstal). Er starb 1650 in Schorndorf, wohin er gereist war, um in der herzoglichen Schloßkapelle eine Probepredigt zu halten - offenbar hatte ihn sein Landesherr zu Höherem bestimmt.

Sein Studienkollege, der (Universitäts-) Kanzler Tobias Wagner, hielt ihm eine Leichenpredigt voller Superlative. Neben dem Preis seiner Gelehrsamkeit, seines Fleißes, seiner Gottesliebe und der damals so wichtigen Rechtgläubigkeit (orthodoxia evangelica) nennt der Text auch seinen prägnanten Stil („calamo tersissimus“) und sein präzises Urteil in theologischen Dingen, Daß er aus Biberach weichen mußte, scheint ein echter Verlust für das Glaubensleben der „pars evangelica“ gewesen zu sein.

Interessant ist, daß nur zwei Jahrzehnte vor ihm (1605) schon einmal ein geistlicher Schriftsteller württembergischer Herkunft, M. Johannes Hauber, für kurze Zeit in Biberach Senior gewesen ist, bis man in Stuttgart seine Qualitäten nicht länger entbehren mochte und ihn zurückberief.

## Thomas Adam Wieland der Ältere - Ländliche Idylle mit Schattenseiten

Im evangelischen Kirchendienst der Republik Biberach gab es, ähnlich dem Cursus honorum des alten Roms, eine feste Ämterfolge, die jeder angehende Pfarrer als eine selbstverständliche Angelegenheit betrachtete. Sie geht in den Grundzügen schon auf das Reformationsjahrhundert zurück und war in den letzten Zeiten der Reichsstadt natürlich voll durchgebildet. Man fing im mit Oberholzheim, der einzigen Landpfarre, die der Evangelische Magistrat zu vergeben

hatte, und endigte als städtischer Frühprediger und Senior, d.h. Sprecher und Vorsteher der reichsstädtischen Pfarrerschaft. Thomas Adam Wieland etwa, der Vater des Dichters, wurde zunächst Vikar, dann Pfarrer in seinem Geburtsort Oberholzheim, kam dann 1736 in die Stadt als Siechenprediger, d.h. Geistlicher des vor der Stadt liegenden Leprosenkrankenhauses und der zugehörigen Magdalenenkirche, wurde 1754 Hospitalprediger, 1755 Abendprediger und rückte schließlich 1761 als Senior an die Spitze der Biberacher „Landeskirche“ vor. Ohne einen gewissen Ehrgeiz wird er dabei nicht gewesen sein; Oberholzheim, das durch seinen Sohn berühmt werden sollte, bildete für ihn nur die erste Sprosse der vorgezeichneten Ämterleiter.

Merkwürdig indessen, daß Thomas Adams eigener Vater ganz entgegengesetzt gesinnt war. Thomas Adam der Ältere übernahm nie ein Amt in der Stadt. Er blieb sozusagen in Oberholzheim hängen und war's zufrieden. Der Enkel erklärte einmal den Sachverhalt einer Weimarer Hofgesellschaft wie folgt: „Mein Ur-großvater war ein reicher Bürgermeister in Biberach gewesen, daher hatte sein dem Herrn geweihter Sohn bald die Pfarrei in Holzheim bekommen, von wo aus dann die Pfarrer gewöhnlich in die Stadt aszendierten. Allein mein Großvater war ein Lebemann, der lieber als kleiner Papst auf dieser Pfarrei hauste, sich mit dem von seinem Vater ererbten und mit meiner Großmutter erhaltenen Vermögen wohl sein ließ und nicht in die Stadt mochte... Er schickte immer zwei Söhne zusammen an die Universität nach Halle, die nicht eher schrieben, als bis sie neue Wechsel brauchten. Darüber wollte sich nun der Vater halb krank lachen, schickte seinen Batzenschmelzern - so nannte er sie im Scherz - mit Vergnügen neues Geld und war immer lustig und froh.“

Soweit der Dichter. Das Bild patriarchalischer und behäbiger Landgeistlichenherrlichkeit wird passend abgerundet durch die Tatsache, daß die betuchte Großmutter ebenfalls einen Landpfarrer zum Vater hatte. Dieser Magister Matthäus Brigel war Pfarrer zu Mundingen auf dem Landgericht gewesen, ehe er als reichsstädtischer Bürger nach gehöriger Zeit in die Stadt zurückkehrte, wo er denn auch 1693 Senior wurde. Im selben Jahr fiel seinem Schwiegersohn die Pfarrei Oberholzheim zu - gewiß kein Zufall. Ebenso wenig, daß Thomas Adam genau wie der Schwiegervater fünf Jahre in Mundingen geamtet hatte. Angefangen hatte er 1680 in Kleinengstingen und Kohlsetten. Als Pfarrer von Kohlsetten, in dem dafür passenden Habit, finden wir Thomas Adam unter seinen Geschwistern auf dem Epitaph abgebildet, das 1685 beim Ableben seines Vaters, des Bürgermeisters, entstanden ist. Drei Landpfarren also bildeten seinen Lebensinhalt - in Oberholzheim blieb er bis zu seinem Tod - insgesamt 33 Jahre!

Er tat dies gewiß nicht, weil er keine andere Wahl gehabt hätte. Offenbar liebte er eben die abgeschiedene Lebensweise, leicht epikuräisch angehaucht, mit bescheidenen, aber unangefochtenen Genüssen. Sein Enkel, der zeitweilen nach einem solchen ländlichen Tuskulum strebte und dabei auch zwei-dreimal dem Ziel recht nahe kam, gleich ihm darin auf ganz überraschende Weise. Der Typ des gelassenen und bekömmlich auf seiner Pfründe lebenden, dabei ehrlich bemühten und im kleinen Kreise wohlthätigen Pfarrers findet in jenem Jahrhundert übrigens europaweite Verbreitung: Nicht nur Pfarrer Brion von Sessenheim machte auf Goethe, den Verehrer seiner Tochter, einen solchen Eindruck, es gab mittlerweile auch einen ausgewachsenen Roman, der das selbstgenügsame Leben eines Landpredigers verherrlichte - Oliver Goldsmiths „Vicar of Wakefield“ (1766), in dem der englische Autor seine Kindheitseindrücke verarbeitete.

Ob die Holzheimer Idylle so ungestört blieb? Immerhin ging während Thomas Adams Amtszeit der Spanische Erbfolgekrieg samt Marlborough und Prinz Eugen über die Gegend hinweg. Biberach wurde hart mitgenommen; und wie hätte nicht auch das Land zu leiden gehabt?

Man weiß nur wenig darüber. Umso mehr freilich über die Kehrseite der Wieland'schen Geruhsamkeit. Wie sein späterer Kollege Eduard Mörike scheint auch Thomas Adam zu jenen Geistlichen gehört zu haben, die ungern predigen. Die Beschwerden darüber, daß es ihm an „Eloquenz“ fehle, daß er dafür zu viel Choräle singen lasse, daß er Hochzeitspredigten unverändert im Gemeindegottesdienst verwende, die wiederholten Beanstandungen im Hinblick auf sein geringes Bemühen um Weiterbildung („seine studia seynd mediocra“) - all das füllt noch heute eine dicke Mappe im Archiv des Dekanats. Schon 1703 wurde er höheren Orts aktenkundig wegen einer unbefugten Trauung. 1711 und 1713 wurde er nicht ohne Grund rasch hintereinander visitiert. Der Schultheiß hatte sich beschwert, daß Wieland die Schule vernachlässige und zu viel Wein trinke. Ein kühnes Unterfangen des ungelehrten Bauern gegenüber dem Akademiker und Patriziersproß! Der Pfarrer solle mehr Betstunden und Kinderlehre halten - dies ein immer wiederkehrender Hinweis - Wieland rächte sich mit dem Vorschlag, für die unbotmäßige Jugend „und andere“ oder einen Karzer zu bauen - offenbar kam der gutmütige Mann auch diszipliniert nicht durch. Immerhin bemerkt ein späterer Visitationsbericht, es sei „viel remediert und melioriert“ worden. Allerdings nicht für die Dauer!

Denn 1726 fährt dann ein neu bestallter Schullehrer, der gelernte Buchbinder Johann Heinrich Storer, noch einmal grobes Geschütz auf; Der Pfarrer kritisiere sein Singen, daß es eine Schande sei, und benehme sich anmaßend. Andererseits lobe er die Bauermägde, die aber beim Singen nur „hinausgrillen“ könnten, und zwar drei oder vier Töne höher als in der Melodie vorgesehen. Kurz: In Oberholzheim hing wieder einmal der Hausseggen schief. Senior Dörtenbach schrieb bekümmert, daß es ihm „nicht wenig missfällig“ sei, ständig davon zu hören, und ließ den Kollegen wissen, daß er froh wäre, wenn er „solcher Dinge enthoben seyn“ könnte. Vielleicht war man wirklich froh, als Vater Wieland 1727 darauf antrug, ihm seinen Sohn Thomas Adam den Jüngeren, der inzwischen ausstudiert hatte, als Vikar zur Seite zu stellen. Man willfahrte, wenn auch nicht ohne Vorbehalt; aber der Nachfolger war ganz offenbar ein besserer Theologe als sein Vater.

Noch erinnert in Oberholzheim der alte Pferdestall .in der wohl erhaltenen Pfarrscheuer an die Zeit, als die beiden Wieland ausritten, um ihre Gemeindeglieder in der Diaspora, in Hochstetten und Burgrieden, zu betreuen. Die Futterkrippe, der Bodenbelag, das Gebälk - es ist alles noch wie seinerzeit vorhanden, und die Fantasie darf sich vorstellen, daß auch das Kind Christoph Martin immer wieder neugierig den Weg zur Behausung des väterlichen Reitstiers gefunden hat. Der historische Nutzbau ist jüngst unter Abbruch störender Zusätze einfühlsam restauriert worden.

## Johann Wilhelm Volz - Mittler zwischen den Zeiten

Die Zeitgenossen der napoleonischen Kriege mit ihren Umwälzungen konnten zwar nicht in die Zukunft sehen und die nationale Bedeutung jener Ereignisse erfassen; sie waren sich aber schmerzlich genau bewußt, am Ende einer Epoche zu stehen. Man bilanzierte und faßte zusammen, was man aus den reichsstädtischen Jahrhunderten überkommen hatte. So entstanden etwa J. D. Wechslers „Nachrichten von der Reichsstadt Biberach“ (1792), die vielbändigen Kraiß'schen Chroniken und die Bücher, die derselbe Autor über die Schicksale der Stadt in den Koalitionskriegen schrieb. Ein junger Mann, Johann Baptist Pflug, bewahrte, was um ihn geschah, wenigstens sorgfältig in seinem Gedächtnis, um es im fortgeschrittenen Alter den Nachkommen in der Form von „Erinnerungen“ zu überliefern.

Im evangelischen Kirchenwesen gibt es als Parallele dazu zwei erstaunliche Werke: Da ist einmal die Essich'sche Geschichte der Reformation in Biberach, verfaßt zum Jubiläumsjahr 1817 und heute noch als ungewöhnlich objektive Darstellung viel zitiert; dazu tritt aber, der Öffentlichkeit unbekannt und dennoch auch heute in ständigein Gebrauch, das dreibändige „Seelenregister“, das der damalige Senior Johann Wilhelm Volz ausgerechnet auf 1802, das letzte Jahr der Reichsstadtära, datierte. Auf insgesamt etwa 1000 Folio-Seiten findet man hier jedes, aber auch jedes genealogische Datum der evangelischen Familien, bis hinab zum 16. Jahrhundert, in endlosen Kolonnen aufgezeichnet. Mit unermeßlichem Fleiß hat Volz alles zusammengetragen, was er in Tauf- und Totenbüchern, in Ehrengütern und Stiftungsurkunden entdecken konnte, hat seine Listen durch spezielle Aufstellungen, etwa der evangelischen Pfarrerschaft von Schlupfdeck bis hin zur eigenen Person, ergänzt und auch die Mühe nicht gescheut, seitenlang alte Dokumente abschriftlich wiederzugeben. Einbezogen sind auch die Familien von Schammach, Attenweiler, Gutershofen, dem Burren, Bergerhausen, Birkendorf und Röhrwangen. Alles das tat Volz, um, wie es im Titelblatt heißt, seinen Nachfolgern die Arbeit des Nachschlagens zu erleichtern. Datenschutzbewußt schon damals, reservierte er sein Werk für den innerdienstlichen Gebrauch der Geistlichkeit. Heute ist das Seelenregister von Volz noch immer die erste Instanz für Ahnenforscher, die sich auf dem Biberacher Dekanat umtumeln. Das System der Darstellung ist allerdings etwas schwer durchschaubar. Dies hat ganz offenbar damit zu tun, daß der Verfasser selbst sozusagen Schritt für Schritt in sein Werk hineingezogen wurde. Freilich hatte er von Anfang an einschlägige Interessen. Schon an seiner ersten Pfarrstelle bemängelte er, daß kein Seelenregister, ja noch nicht einmal ein Einwohnerverzeichnis vorhanden war, und er sorgte für Abhilfe. In Biberach propagierte er, kaum aufgezo-gen, den Plan eines zentralen Seelenregisters beim damaligen Senior Hauff, den er zwar von dem Nutzen des Vorhabens überzeugen konnte, nicht aber von Ausmaß und Umfang. „So kam die Sache doch nie zustande.“ Als Senior Hauff 1795 resignierte und Volz selbst erster Geistlicher wurde, hatte er, wie er schreibt, die Kirchenbücher „ganz in seiner Gewalt“, und er entschloß sich, zunächst das „ganze lebende evangelische Biberach“ zu erfassen. Bürgermeister Dr. Georg Ludwig Stecher, sein Schwiegersohn, regte ihn an, das Register in historische Tiefen zu führen, weil er für seine Familie einen Stammbaum anlegen wollte. Volz stürzte sich sogleich in die Arbeit für dieses, wie er selbst bekundet, „ungeheure, ja für unmöglich gehaltene Unternehmen“ seines „Herrn Tochtermanns“. In nur sieben Jahren bewältigte er die Hauptarbeit, obwohl er bereits seit 1794 an den Augen litt. Wenn man die minutiös kleine Schrift der Volz'schen Eintragungen vor sich sieht und bedenkt, daß auch seine Quellen nicht immer gerade deutlich lesbar sind, muß man staunen, wie er das alles schaffte, und das in einer Zeit, die ihn auch mit der Redaktion des neuen Gesangbuchs belastete. Ganz zu schweigen von den Heimsuchungen der Biberach so hart bedrängenden Kriegsereignisse!

Laufend ergänzte er später sein Register, und die Zusätze von fremder Hand führen es weiter bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Das Pfarrverzeichnis reicht sogar bis in die Gegenwart. Es ist reizvoll, Dekan Bilger als den 37. Amtsträger des Seniorats nach dem Reformator Martin Cleß aufgeführt zu sehen, während sich Pfarrer Göhner als 44. Hospitalprediger nach dem legendären Bartholomäus Müller betrachten darf.

Der Registrator der reichsstädtischen Familiengeschichte war übrigens kein Einheimischer, sondern stammte, wie so viele Biberacher Geistliche vor ihm, aus einem altwürttembergischen Pfarrersgeschlecht. Geboren wurde er am 7. März 1743 in Tieringen bei Balingen. Über Ebingen, wo sein Vater Stadtpfarrer wurde, gelangte er 1758 ins „niedere Kloster“ Denkendorf, in dem dann später auch Hölderlin Schüler war. Für Volz war nun die Laufbahn vorgezeichnet: Seminar Maulbronn, Universität Tübingen, Vikariate in Unterlenningen und Bondorf, dann wieder Tübingen, wo er offenbar ein Zusatzstudium absolvierte. 1770 wurde er von Senior Thomas Adam Wieland in Oberholzheim investiert. Er blieb dort länger; erst 1782 wurde er, nun aber gleich als Hospitalprediger, nach Biberach berufen. Als er 1795 Abendprediger wurde, war dies nur ein dreimonatiges Durchgangsstadium zum Posten des Seniors. Nach dem Übergang der Stadt an Baden wurde Volz mit dem Rang eines Badischen Kirchenrats bekleidet, was gleichzeitig die Erhebung Biberachs zur Dekanatsstadt bedeutete. Der württembergische König bestätigte diese Ordnung durch Ernennung des Dekans zum „Geistlichen Rat“.

Verheiratet war Volz mit einer Tochter des Seniors Zell, die ihm sechs Kinder gebar. Eine der beiden Töchter heiratete, wie erwähnt den letzten evangelischen Bürgermeister der Reichsstadt. Man sieht: der altwürttembergische Volz war mittlerweile ein richtiger Biberacher geworden, der es als selbstverständlich ansah, sich mit der Stadt zu identifizieren. Er starb hochbejahrt am 30. April 1829.

Pflug hat ihn zweimal porträtiert. Das umfanglichere Bild zeigt das Ovalbild des 77jährigen, umgeben von Genien und Sinnbildern christlicher Tugenden. Ansichten von Oberholzheim und Biberach bezeichnen die Stätten seiner Wirksamkeit. Die Umschrift nennt ihn „in Lehre und Wandel rühmlichst ausgezeichnet“. Das ist eine Würdigung seiner geistlichen Statur; aber auch die Geschichtsschreibung der Stadt hat ihm viel zu verdanken.

6. Jahrgang – Heft 1 – Seite 40

## Das letzte Biberacher reichsstädtische Gesangbuch

Von Dieter Buttschardt, Biberach

Als im Jahre 1802 Biberach durch den Frieden von Lunéville seine Reichsstadtherrlichkeit verlor, wurden die stolzen Bürger bald inne, daß das öffentliche Leben nun aus Unterwerfung und Huldigung zu bestehen hatte. Das neue Regime war daran gewöhnt, daß Untertanen „ordre parierten“, und sparte nicht an Demütigungen. J. B. Pflug hat uns in seinen Erinnerungen plastisch davon Zeugnis gegeben.

Am 22. November waren auch die Kirchen an der Reihe, ihre Ergebenheit unter Beweis zu stellen. Es galt, den Geburtstag des neuen Landesherren, „Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht des Markgrafen Karl Friedrich von Baden“ im Rahmen von Gottesdiensten feierlich zu begehen. Die Katholiken scheinen zu dem befohlenen Anlaß nur gerade das Nötigste getan zu haben, während die Evangelischen eine gewisse Motivation darin sehen konnten, daß Karl Friedrich, um in der damaligen Ausdrucksweise zu sprechen, „ein Religionsverwandter“ war. Man hatte sogar etwas Besonderes parat. Wie der damalige Siechenprediger Mayer in seinem handschriftlich überlieferten Tagebuch berichtet, wurde an dem Festgottesdienst das neugeschaffene evangelische Gesangbuch offiziell in Gebrauch genommen. Paradoxe Situation: Diese „Christlichen Religionsgesänge“, von langer Hand für die reichsstädtischen Bürger und Ihr Gemeinwesen vorbereitet, erschienen nun gerade recht zur Unterwerfung unter einen fernen Herrscher, den das Schicksal mit betäubender Plötzlichkeit über die Stadt gesetzt hatte. Pfarrer Mayer war geistesgegenwärtig genug, in dem Lied, das den Segen des Himmels auf die Obrigkeit herabflehte, das Wort „Kaiser“ durch den Ausdruck „Fürsten“ zu ersetzen. Eigentlich ein unerhörter Vorgang: Noch regierte ja in diesem Jahr 1802 der Kaiser in Wien, noch hatte Franz II. die Krone des Heiligen Reiches nicht niedergelegt; nominell war immer noch er, nicht der badische Markgraf, die Obrigkeit. Die hurtige Textänderung im neuen Gesangbuch zeigt aber wie vieles an den damaligen orgängen, daß das alte Reich siech rasch seinem Ende zuneigte.

Das auf so merkwürdige Weise „eingeweihte“ Liederbuch ist aber nicht nur interessant als die letzte eigenständige kulturelle Tat der Reichsstadt Biberach. Ihm war es beschieden, die vielen gleichzeitig in Deutschland herausgebrachten und in gleicher Weise „aufgeklärten“ und „rationalistischen“ Gesangbücher um Jahrzehnte zu überleben – auch das württembergische. Noch 1833 erlebte die Biberacher Liedsammlung eine unveränderte zweite Auflage, die sich in den Haushalten unserer Stadt noch zu Dutzenden erhalten hat. Dies ist ein erstaunlicher Vorgang, wenn man bedenkt, daß rein vom Text her das Buch schon zu seiner Entstehungszeit als leicht überholt gelten mußte.

Aber es war eben wirklich etwas Besonderes, und zwar wegen seiner konsequenten musikalischen Grundlegung. Hier ließ Justin Heinrich Knecht, damals schon weitem berühmt, energisch seine Hand walten; hier verwirklichte er eine Art Programm; hier fand er den Ort, mit den von ihm geschaffenen Choralmelodien das gottesdienstliche Leben nicht nur Biberachs entscheidend zu beeinflussen. Man wußte in Biberach durchaus um den Wert dieser Pionierarbeit. Das Honorar, das Knecht bekam, übertraf das der geistlichen Bearbeiter – es wurde übrigens spontan vom katholischen Teil der Bürgerschaft mitgetragen! Dafür verzeichnen dann auch die Ratsprotokolle ausführlich die lobenden Rezensionen, die über das neue Gesangbuch einliefen. Es sollte durchaus ein Vorbild für andere sein und die Summe seiner Zeit ziehen. Typisch ist, daß Knechts Ausführungen im Vorwort doppelt so lang sind wie die der geistlichen Herausgeber.

Um es gleich zu sagen: Für einen modernen Biberacher Christen wäre das musikalische Gewand dieser beinahe 1000 Kirchenlieder erheblich vertrauter als die Texte und ihre Anordnung. Knecht war bei allem berechtigten Stolz auf die musikalische Entwicklung seiner Zeit tief überzeugt von dem Wert der überlieferten Choralmelodien. Ganz besonders schätzte er Martin Luther als ersten bedeutenden protestantischen Kirchenmusiker. So übernahm Knecht 150 Weisen aus dem alten Biberacher Gesangbuch von 1763 und einige Dutzend aus „anderen üblichen Choralbüchern“. Daß rund ein Drittel der Melodien ganz neu waren, bedeutete im rationalistischen Zeitalter nicht viel. Aber von diesen 97 neuen Kompositionen hat Knecht selbst allein 54 für das Gesangbuch „extra verfertigt“, und den Rest entnahm er dem fast gleichzeitig erschienenen württembergischen Choralbuch, an dem er selbst mit eigenen Werken ganz wesentlich beteiligt war. Von der ihm übertragenen Vollmacht hat der Biberacher Musikdirektor recht ausgiebig Gebrauch gemacht. Immerhin leben einige seiner Schöpfungen bis heute fort, darunter auch die Biberacher Nationalhymne „Rund um mich her ist alles Freude“, die im Notenband zum Gesangbuch erstmals in der heutigen Form vorgestellt wird. Es wird noch zu zeigen sein, daß das Vorherrschen eigener Melodien in Knechts Choralbuch durchaus nicht persönlicher Eitelkeit entspringt. Er wollte damit der erstrebten zeitgültigen Gestalt des Werkes dienen, zu der die Betonung des älteren Liedguts genau so gehört wie die Auswertung der Choralbücher von Augsburg, Halle oder der Sturm'schen „Geistlichen Gesänge“ (Hamburg 1781), die von keinem Geringeren als Philipp Emmanuel Bach bearbeitet worden waren.

Knecht erläutert in seinem Vorwort sehr genau die Grundsätze, von denen er sich bei der Entscheidung über die musikalische Form der Choräle leiten ließ. Er geht davon aus, daß jede Melodie einen besonderen Stimmungscharakter besitzt. Dieser Stimmungscharakter fordert nicht nur die jeweils angemessene Art zu singen, er verlangt auch gebieterisch nach einem dazu passenden Text. Willkürliche Übertragungen von Texten und Melodien sind für Knecht ein Grauel. Undenkbar für ihn, eine weihnachtliche Melodie einem Begräbnistext zu unterlegen! Im Prinzip werden wir ihm Recht geben. Auch für unser Gefühl würde die Melodie „Geh aus mein Herz, und suche Freud“ nicht zu einem Bußlied passen. Aber die Verfeinerung, die Knecht betreibt, erscheint uns doch allzu theoretisch-vernünftelnd, ein Prinzip zu Tode reitend. Es ist nur konsequent, daß Knecht für jede Melodie auch eine Singvorschrift erläßt. „Rund um mich her“ ist „munter und angenehm“ zu intonieren; „Ein feste Burg“ soll „voll Heldenmuts“ erklingen; andere Weisen wieder tragen den Vermerk „entschlossen“ oder „innig bittend“, oder auch „rührend“, „in sich selbst versenkt“ oder „mit inniger Empfindung“. Wie man indes „lehrreich“ oder „mahrend“ singen soll, bleibt Knechts Geheimnis. Jedenfalls war er auf diese Anweisungen sehr stolz, kein anderes deutsches Gesangbuch gebe solche Hilfen. Im Verlauf seiner Revision mußte er Dutzenden von Liedern die in seinen Augen unpassenden Weisen wegnehmen und dafür eigene, adäquate Melodien schaffen. Erstaunlich bleibt, daß er alle diese Kompositionen noch vor Aufnahme in das neue Choralbuch der zuständigen Deputation zur Begutachtung vorführte, und zwar durch einen vierstimmigen Chor „abgerichteter“ Sängerknaben (wohl seiner Alumnus). Dieser Chor hatte also innerhalb der fraglichen, zwei Jahre über 60 neue Sätze zu lernen, und das in einer Zeit, die wahrhaftig nicht geruhlos war. Im Mai 1800 durchlebte die Stadt die schwersten Tage ihrer neueren Geschichte. In und um ihre Mauern wurde eine blutige Schlacht geschlagen; Einquartierungen und Kontributionen waren an der Tagesordnung. Knechts Vorsänger und Choristen müssen ungewöhnlich versiert gewesen sein; und seiner Gemeinde traute der Musikdirektor ohne weiteres zu, all die vielen Sachen willig zu akzeptieren. Er erklärt, diese Bereitschaft hätten sie schon beim vorhergehenden neuen Gesangbuch bewiesen; in Biberach sei es eben nicht so wie auswärts, „wo man sehr am Alten“ festhalte. Gegen Kritiker verteidigte sich Knecht mit dem Argument, auch Luther sei mit dem Lied- und Melodiegut so verfahren, wie es seine Zeit erforderte. Im übrigen sorgte Knecht dafür, daß sein wohlgeschulter Chor die Gottesdienstbesucher in fast systematischer Weise mit dem Neuen bekanntmachte. Dabei sollten sich die Biberacher auch noch das Schreiben abgewöhnen und mit Mäßigung singen „wie die Herrnhuter.“

War so die musikalische Neuorientierung des Gesangbuchs ganz ausgesprochen das Werk eines einzigen Mannes, so geht die Textauswahl auf die jahrelangen Vorarbeiten einer gemischten Kommission zurück. Die papierne Hinterlassenschaft dieses Ausschusses, die Protokolle, Abschriften, Korrespondenzen, wie sie sich im Evangelischen Archiv erhalten haben, gebieten Achtung vor der Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit unserer Väter. In der Vorbereitungszeit von

1794 bis 1801 absolvierte man nicht weniger als 110 Sitzungen! Entsprechend dem „gereinigten Religionsbegriff der Zeit“ (Vorwort) sollten die Liedertexte vor allem klar und verständlich sein. Man ließ sich nicht durch die schweren Zeiten beirren, betonte vielmehr, daß die Moralität des Kirchenvolks durch nichts besser erhalten werde als durch „nützliche“ Kirchenlieder. Man mag sich fragen, warum sich ein Kirchenwesen von kaum 5000 Seelen überhaupt den Luxus eines eigenen Gesangbuchs gestattete.

In der Tat hat gerade die Biberacher Geistlichkeit im Verlauf des letzten reichsstädtischen Jahrhunderts immer wieder den Versuch gemacht, in der Stadt einfach das württembergische Gesangbuch einzuführen. Zu genau wußte man, daß die Knochenarbeit der Textauswahl den Pfarrern zufallen würde, und ein Mann wie Senior Hauff, selbst ein Altwürttemberger, sah nicht ein, warum man hier nicht Zeit und Kosten sparen sollte. Man konnte doch einfach das Württemberger Buch nehmen und mit einem Biberacher Titelblatt samt Biber und Reichswappen versehen - in einer Zeit ohne Copyright vielleicht eine durchaus vertretbare Lösung. Aber der Evangelische Magistrat war dagegen. Jede anständige neugläubige Reichsstadt hatte ihr eigenes Gesangbuch - warum sollte Biberach da zurückstehen? Kurt Schaal, der Biograf unserer Stadtpfarrkirche, beschreibt in einem Ungedruckten Aufsatz sehr schön, wie man in Biberach seit 1713 alle zehn, zwanzig Jahre an die Erneuerung der ortseigenen Liedersammlung heranging.

Die erste Eigenleistung war noch schmal und auf Sonderzwecke ausgerichtet. Sie kostete auch nur fünf Kreuzer. Ein richtiges schönes Gesangbuch war dann das von 1743, besorgt durch Spitalprediger Gutermann, der sich dabei auf vierzehntonatige Vorarbeiten stützte. Für 20 bis 26 Kreuzer hatte man nun etwas Gewichtiges auf der Hand, solide gedruckt bei der später so berühmten Tübinger Firma Cotta.

Die Neufassung von 1763 wurde weniger beifällig aufgenommen. Ein Nürnberger Buchdrucker, Caspar Wieder, der sich in Biberach niedergelassen hatte, übernahm die Herstellung, aber was er leistete, war technisch mangelhaft. Auch mit dem Titelkupfer - David, die Harfe spielend - war man nicht zufrieden. Den Auftrag dazu hatte Kanzleiverwalter Christoph Martin Wieland seinem jüngeren Bruder Thomas Adam verschafft.

Das Gesangbuch von 1802 war in seinem Streben nach Vollständigkeit das dickste von allen - es enthielt doppelt so viele Nummern wie das vorhergehende! Auch in der einfachsten Form kostete es mit 48 Kreuzer über einen halben Gulden - eine Ausgabe, die man sich auch damals nicht alle Tage leistete. Weil aber niemand in der Stadt ohne Gesangbuch sein sollte, reservierte der Evangelische Magistrat 800 Exemplare für die kostenlose Ausgabe an Schulkinder und Ortsarme, wobei übrigens auch Katholiken, die es wünschten, bedacht wurden. Damit die Übergabe an die Kinder auch recht feierlich vonstatten gehen konnte, wurde extra das evangelische Schützenfest verschoben. Während des Umzugs wurden gleich drei Lieder aus dem neuen Buch gesungen.

Als Verleger des Werks zeichnete der einheimische Buchbinder Nüßlein (er ist auf dem berühmten Haberhäusle-Bild von J. B. Pflug abgebildet!). Den Druck des Anhangs (Gebete und Passionsgeschichte) besorgten die Gebrüder Knecht. Söhne des Musikdirektors, die im gleichen Jahr auch die erste Biberacher Zeitung, das „Wochenblatt“ starteten. Der eigentliche Liederteil scheint in Ulm bei Wagner hergestellt worden zu sein, der schon 1763 als Drucker im Gespräch gewesen war. Interessant ist das Ansteigen der Auflagen: Während man sich 1714 mit 666 Exemplaren begnügte, ging man 1802 gleich auf 4000 - das be-deutete, grob gerechnet, ein Gesangbuch pro Gemeindeglied!

Wie gesagt, wir würden bei den Melodien von 1802 immer noch ganz gut mithalten können, ja uns sogar richtig heimisch fühlen. Aber die 993 Liedertexte sind uns mittlerweile eine befremdend unbekannt Welt geworden. Mit der Auswahl von 1763, die sehr viele Nummern aus dem 16. und 17. Jahrhundert heilighalten hat, kämen wir viel besser zurecht. Und paradoxerweise würden wir uns noch einmal ein Jahrhundert früher, etwa bei der Einweihungsfeier der Heiliggeistkirche im Jahr 1662, erst recht Zuhause gefühlt haben. Von den fünf Liedern, die zum damaligen Festprogramm gehörten, singen wir vier noch heute („Nun lob, mein Seel, den Herren“, „Allein Gott in der Höh sei Ehr“, „Komm, heiliger Geist, Herre Gott“ und „Gott, der Vater, wohn uns bei“). Aber diese Gesänge gehen in der Ausgabe von 1802 unter in einer Flut neuer Nummern. Selbst für die Zeitgenossen scheint das ein Problem gewesen zu sein. Von den 449 Texten des alten Buchs waren nur 130 übernommen, und auch diese bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Einzig und allein Luthers „Ein feste Burg“ ist textgetreu, dafür aber mit zititmäßigen Anführungszeichen abgedruckt. Kein Wunder, daß Knecht allerhand Anregungen zu geben hatte, wie man die Gemeinde auf behutsame Weise in die Welt des neuen Liedguts einzuführen habe.

Wahrhaftig, die eingesetzte Deputation hat hier ganze Arbeit gemacht. Dies gilt durchaus nicht nur ironisch. Mit der „Sammlung des Besten“ (so der Auftrag) waren als Laien befaßt Spitalpfleger Egen und Kapellenpfleger von Bibern, auf geistlicher Seite Spitalprediger M. Johann Wilhelm Volz und Pfarrer Abdias Hocheisen. Nicht weniger als sechzehn zeitgenössische Liedersammlungen wurden durchgeackert. Die damals extra angeschafften auswärtigen Gesangbücher bilden im evangelischen Archiv heute noch einen stattlichen Bestand. Die Hauptquelle, das württembergische Gesangbuch, ist dabei noch gar nicht mitgerechnet. Übrigens entdeckte man bei der Überprüfung des Lindauer Buchs, daß man hier nicht anderes vor sich hatte als das alte von Biberach, welches die Reichsstadt im Bodensee offenbar einfach übernommen hatte!

Das fertige Werk sollte nach Meinung der Kommission „zwei auswärtigen Gottesgelehrten, von denen einer ein Dichter sein sollte“, zur Begutachtung vorgelegt werden! Aber schon damals waren Gutachter abschreckend teuer, und so ergänzte der weise Magistrat das Arbeitsgremium einfach durch ein paar kompetente Biberacher, nämlich Bürgermeister Dr. Stecher, Senator von Zell, Pfarrer Johann Friedrich Brigel und Pfarrer Johann Jakob Mayer. Während sich letzterer vor allem der Aufgabe des Umdichtens unterzog, wie sie von dem silbenzählenden Knecht gefordert war, besorgte Volz die Gesamtedaktion. Die Vorrede fiel wieder Mayer zu, der ja auch sonst publizistisch hervortrat. Vielleicht ist es für das Fortleben des Biberacher Gesangbuchs nicht unerheblich, daß Volz und Mayer weit in die württembergische Zeit hineinwirkten, beide sogar als Dekane.

Die fremde Welt dieses ganz auf seine Zeit zugeschnittenen Gesangbuchs offenbart sich uns so recht, wenn wir die Texte näher betrachten. Die Bearbeiter unterscheiden drei Gruppen. Nicht weniger als 500 Lieder sind den „vornehmsten Glaubenslehren“ gewidmet. Gar so theologisch geht es aber da nicht zu. Im „Lobpreis Gottes und seiner Natur“ stehen auch Tischlieder neben Betrachtungen zu den Jahreszeiten, darunter auch „Rund um mich her ist alles Freude“, das auffallenderweise dem Stichwort „Sommer“ und nicht „Beim Schützenfeste“ zugeordnet ist. Zu den Glaubenslehren gehört auch die Einsicht, daß „anhaltender Regen“ zu den Schickungen Gottes gehört. Die Festzeiten des Kirchenjahrs mit ihren theologischen Aussagen sind dem Lebenslauf Jesu subsumiert.

Ein besonders deutlicher unterschied zu heute ergibt sich hier bei den Advents- und Weihnachtsliedern. Das moderne evangelische Kirchengesangbuch von 1953 enthält deren 42 bei einer Gesamtzahl von 599 Nummern; Biberach begnügte sich 1802 mit 27! Von diesen sind aber nur sieben heute noch bekannt, wobei „Lobt den Herrn, der Tag erscheint“ und „Wie können wir, Vater“ schon mitgezählt sind. Damals erklang weder „o du fröhliche“ noch „Herbei, o ihr Gläubigen“, nicht einmal Luthers „Vom Himmel hoch“. Wo wir zwischendurch Bekanntes finden, befremdet uns alsbald der Kontext. So heißt es etwa unter Nr. 181:

Lobt Gott, ihr Christen, freuet euch!

Er sendet seinen Sohn.

Er gründet fest sein Tugendreich.

verheißt der Tugend Lohn.

Kein Wunder, daß der so vielberufenen Tugend im zweiten Abschnitt „Über die christliche Sittenlehre“ allein 39 Nummern gewidmet sind! In diesem Teil gewinnt man den Eindruck, als hätten die Autoren dabei gar nicht an den gemeinschaftlichen Gemeindegottesdienst, sondern mehr an individuelle Belehrung gedacht. Der Kirchgänger wird ständig gezwungen, im Imperativ zu singen.

„Vernunft und Schrift“ (Liedanfang!) erscheinen als überdeutlicher Maßstab für das rechte Verhalten in allen Lebenslagen. Die Biermetropole Biberach konnte vielleicht die drei Lieder „gegen Trunkenheit“ ganz gut gebrauchen. Sollte es bezeichnend sein, daß die Zahl der Lieder gegen „Wollust“ noch größer ist? Der Hauptnenner aller Ermahnungen heißt hier „Mäßigung“ - das nüchterne Rezept der Aufklärung:

So laß uns mäßig im Genusse

der Gaben deiner Güte sein

und nichts von deinem Überflusse,

o Gott, durch Schwelgerei entweihn;

denn Mäßigung und Nchternheit,

das ist die beste Dankbarkeit.

Die Belehrungen sind robust und einfach. Auch der unbedarfteste Christ soll, so wollen es die Herausgeber, genau wissen, woran er ist. Und so werden auch die Obliegenheiten des Bürgers so einleuchtend dargestellt, daß selbst der absolute Fürst in Karlsruhe wirklich nichts gegen dieses neue Gesangbuch einwenden konnte. Unter „Gesellschaftliche Pflichten“ lesen wir „zum Schwörtage“

Wer gehorcht, der tue's mit Lust.

Er bleib' immer sich bewusst,

daß nicht jeder herrschen kann.

Sei ein guter Untertan!



Der ist niedrig, der ist groß.

Ungleich ist der Menschen Los.

Schäm dich deines Standes nicht!

Nötig ist doch jede Pflicht.

Einem emanzipatorischen Linken von heute dreht sich da das Herz im Leib um über so viele Manipulation: aber der Text entsprach nicht nur dem Geist der damaligen Fürstentümer, er paßte auch sehr wohl zu dem oligarchischen Charakter des Biberacher Stadtreiments.

Moderner klingt da schon ein Lied, das unsere ökologischen Probleme vorwegnimmt. (Überschrift: „Pflichtgemäßes Betragen gegen die Tiere, Pflanzen und Bäume“):

Wie kann des klügsten Menschen Sinn

der Arten Anzahl wissen!

Doch sinkt auch nur die kleinste hin,

so wär das Band zerrissen.

das in der weiten Gotteswelt

die Wesen aneinander halt

zu einem großen Ganzen.

Merkwürdig, wie hier der moderne Leser immer wieder an den oberschwäbischen Landsmann Michael Ritter von Jung erinnert wird, der als katholischer Priester die Andächtigen mit seinen heute wieder viel zitierten einschlägigen Grabliedern ergötzte! Die Ähnlichkeit geht bis ins Versmaß und in die Strophenformen, vom moralisierenden Zeigefinger ganz zu schweigen.

Im dritten Teil des Gesangbuches sind Lieder zu allen bis dahin noch nicht angesprochenen Anlässen gesammelt. Es sind immerhin noch 150 Nummern, „für Jünglinge“ so gut wie für Kurgäste, die den Sauerbrunnen nehmen, für „Gelehrte“ wie für „christliche Arbeiter“, für den schrecklichen „Tag der öffentlichen Schulprüfung“ sogar wie fürs Schützenfest („Heiter ist die Jugendzeit“).

So stellt das Biberacher Gesangbuch von 1802 ein imponierendes Kompendium christlicher Selbstdeutung im rationalistischen Zeitalter dar. Es zieht eher die Bilanz seiner Gegenwart, als daß es inhaltlich und stilistisch auf die Zukunft vorausweisen würde. Mit dem Heraufziehen der Romantik blieb ihm auch jede weitere Fernwirkung versagt. Versunken und vergessen sind die Dichter jener tausend Lieder, zumal die Editoren dazu keinerlei Angaben machen. Typisch ist ja, daß man über den Verfasser des Schützenfestliedes ein Jahrhundert lang im Irrtum war. Sicher ist nur, daß Christian Fürchtegott Gellert, der pietistisch-angefklärte Kirchenliederdichter des 18. Jahrhunderts, die meisten und wohl auch besten Titel geliefert hat, von denen sechs immerhin noch heute zum etablierten Liedgut der Kirche gehören, eines davon sogar in der Kombination Gellert-Knecht („Wie groß ist des Allmächtigen Güte“).

Es ist wohl ein vergebliches Unterfangen, für das ganze Gesangbuch durchgehend die Autoren ermitteln zu wollen. Es bleibt völlig ungewiß, in welchem Umfang die Deputation mitgedichtet hat, zumal Knecht, wenn er eine schöne Melodie hatte, zu der ihm noch die Worte fehlten, einfach den entsprechenden Text bei Mayer oder Hocheisen bestellte. Aber gerade der Anteil dieser Geistlicher ist schwer greifbar; die Akten oder auch Mayers Tagebuch schweigen dazu. Den Biberachern ist ihr Gesangbuch von 1802 schließlich so sehr ans Herz gewachsen und es war so weitgehend eine nationale Institution, daß man sich 1833 vom König das Privileg erbat, aus dem Geltungsbereich des evangelischen württembergischen Gesangbuches ausgeklammert zu bleiben. Wilhelm I. konnte das Ansuchen genehmigen, ohne daß er Gefahr lief, für sein Königreich einen Präzedenzfall zu schaffen. Als evangelische Insel mitten im katholischen Oberland durfte Biberach sein Gesangbuch behalten, bis es endgültig der Entwicklung zum Opfer fiel.

6. Jahrgang – Heft 1 – Seite 46

## 900 Jahre Ringschnait

Von Josef Angele, Ringschnait

Ringschnait kann 1983 auf 900 Jahre Geschichte zurückblicken. Als am 4. Januar 1083 ein Helpret von Rinsneuth zusammen mit anderen oberschwäbischen Adeligen die Stiftung des später in den Schwarzwald an den Ort des heutigen St. Georgen verlegten Benediktinerklosters, in Heratskirch bei Königseggwald bezeugte, lebten wahrscheinlich schon vor ihm in Ringschnait 10 Generationen. Nach der allgemein anerkannten Auslegung des Besiedlungsvorganges gründeten die Alemannen oder Sueben seit dem 5. Jahrhundert nach Christi Geburt auch in den fruchtbaren Landstrichen unserer Gegend im Laupheimer Raum ihre ersten Heimstätten. Daraus entwickelten sie die sogenannten -ingen-Orte wie Wiblingen, Sulmingen oder Baltringen. Vermutlich gründete der Familienverband des Sulmo Sulmingen und ein Wibilo Wiblingen. In den folgenden Jahrhunderten führte die Zunahme der Bevölkerung zu einer Verdichtung des Siedlungsraumes. Dabei wurde auch talgassenaufwärts neues Land erschlossen. Es entstanden die Orte mit den Endsilben -stetten, -hausen, -dorf, -schnait und -buch. In unserer Gegend sind es Reinstetten, Ochsenhausen, Ummendorf, Ringschnait und Mittelbuch. Man nimmt allgemein an, daß sich die Ortschaften aus einem ursprünglichen Fronhof bzw. Fronhofverband durch Ausweisung weiterer Lehenshöfe und Selden entwickelten. So konnte im Verlauf der Forschungen, die ihren Niederschlag in dem von Ortsvorsteher Josef Angele in jahrelanger Arbeit verfaßten Heimatbuch gefunden haben, der ursprüngliche Standort des hiesigen Fronhofs, welcher vielleicht um 700 n. Chr. von Baltringen aus für einen weichen Erben gegründet wurde, an Hand der bis ins 15. Jahrhundert zurückreichenden Güterbücher des Klosters Ochsenhausen im Bereich der Adlerwirtschaft lokalisiert werden.

Bemerkenswert ist die bereits im 11. Jahrhundert festzustellende Entwicklung des Adels und der geistlichen Herrschaften. Die zum Teil komplizierten Vorgänge, welche schließlich im Jahre 1083 zur Klostergründung im fernen Schwarzwald führten, werden im Heimatbuch an Hand der Quellen eingehend geschildert.

Vom 12. bis 14. Jahrhundert sind mit Berthold und Jakob von Ringschnait nur noch zweimal Angehörige des niederen Adels in Urkunden namentlich erwähnt. Eine überörtliche Bedeutung haben sie vermutlich nie erlangt. Jakob von Ringschnait, ein Neffe des begüterten Heinrich v. Freyberg, verkaufte seine Besitztümer wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten im Jahre 1308 um 50 Mark Silber an das Zisterzienserkloster Salem. Sein in der Verkaufsurkunde überliefertes Wappen, ein gevierteilter schwarz-weißer Schild, bildete 660 Jahre später das Grundmotiv für die Ringschnaiter Gemeindegewappen. Die eigentlichen Herren von Ringschnait waren jedoch die Schenken von Winterstetten und Otterswang, welche sich damals schon zu einem bedeutenden Herrschaftsgeschlecht entwickelt hatten. Im Jahre 1283 verkaufte ein Konrad von Winterstetten seine Ringschnaiter Vogt- und Patronatsrechte um 26 Mark Silber an das Kloster Ochsenhausen, welches bis 1351 weitere Ringschnaiter Besitzrechte samt Patronat Zug um Zug von den Zisterzienserköstern Heggbach und Salem erwerben konnte.

Verglichen mit dem Schicksal anderer Orte mit weltlichen Herrschaften war für Ringschnait die fast 500jährige Klosterherrschaft eine relativ sichere Zeit, wenn auch die Lasten und Frondienste zeitweise drückend waren. Bereits im 13. und 14. Jahrhundert erwarb das Kloster im Grenzbereich zum Biberacher Hospital Besitzrechte. Ab und zu erfolgte ein Tausch zwecks Arrondierung des Besitzes. So wurde 1531 der stattliche Hohenhaushof gegen Zehntrechte in Baustetten an das Hospital abgetreten, obwohl das Kloster im Oberen Weiler in Winterreute schon 1305 den großen S. Johannes Baptistahof samt 2 Höfen in Bronnen von Leibeigenen des Truchsessens von Warthausen erworben hatte. Im unteren Weiler gehörten dem Spital bereits 2 große Höfe, während das Kloster andererseits von ganz Winterreute die Zehntrechte besaß.

Dieser Mischbesitz führte in den nachfolgenden Jahrhunderten in Winterreute, das bereits vor 1300 bei der Spitalgründung erstmals urkundlich erwähnt wird, zu nicht abreißen den Komplikationen, insbesondere nach der Reformation, weil die spitalische Herrschaft evangelisch und die klösterliche katholisch war. Im übrigen bestätigen die Urkunden auch bei Winterreute das zu jener Zeit übliche Lebenswesen, bei dem die Bauern letztlich nicht frei, sondern einer Herrschaft lebenspflichtig waren, die sie höfe- oder ortschaftsweise ungefragt an einen anderen Herren verkaufen oder vertauschen konnte. Das reichhaltige Material über Winterreute, welches in den Archivbeständen des Spitals und des Klosters vorgefunden wurde, ermöglichte eine ausführliche Beschreibung der Geschichte in mehreren Abschnitten. Die in den Urkunden bei Winterreute gepflogene Schreibweise ist mit Wintruuti, Windenreuthi oder Winderytte mundartlich geprägt. Es ist offensichtlich, daß der Name etwas mit der Lage des Weilers auf der den Winden ausgesetzten Hochfläche zu tun hat. Es bietet sich jedenfalls keine andere Namensdeutung an.

Dem sagenumwobenen Hohenhaushof, welcher um 1640 im 30jährigen Krieg untergegangen ist, wird ein besonderes Kapitel gewidmet, weil das dortige Geschehen überörtliche Bedeutung hat (Zollstation, Ummendorfer, Hagenbacher, Winterreuter und Bergerhauser Nutzungsrechte). Die ehemaligen Grundstücke des stattlichen Hohenhaushofes - es waren anno 1529 16 Tagwerk Wiesen und 58 Jauchert Acker - bewirtschaften seit 1649 die Bergerhauser Bauern. Die im

Kap. V, § 3 des westfälischen Friedens von 1648 bestimmte Parität zwischen den beiden Konfessionen und die Wiederherstellung der Besitzverhältnisse, wie sie 1624 „im Schwange waren“, hatte für die Güter des ehemals zum Spital gehörenden Hofes zur Folge, „daß der Gemeind Bergerhausen das schon hiebevorn verliehene nächst angelegene sogenannte Hohhaus ohne weitere Ansprach verbleiben solle“.

Die zwei im Jahre 1305 in Bronnen vom Kloster erworbenen Höfe konnten an Hand der Lagerbücher sicher lokalisiert werden. Bis 1600 waren bereits 3 weitere Selden entstanden, wohl deshalb, weil das zur Kirche von Ummendorf gehörende sog. Heiligengut, das bereits 1467 Wässerungsrechte an der Dürnach besaß, aus irgendwelchen Gründen aufgelöst wurde und die Felder von der Klosterherrschaft sowohl in Winterreute und Schlottertäl in der hiesigen Gemarkung mit Land bzw. Wald abgefunden werden. Weil insbesondere der Wald seit Generationen bei den Bauern eine Art Sparkassenfunktion ausübt, sind die vor ca. 150 Jahren vorgenommenen Besitzverteilungen heute noch existent. Als Folge dieser herrschaftlich bedingtes kontroversen Waldbesitzverteilung bewirtschaften die Nachfahren der ehemaligen Klosteruntertanen im Schlottertäl und im oberen Weiler Waldparzellen in Ringschnait am Rand zur Mittelbacher Gemarkung, während die Nachfahren ehemaliger Spitaluntertanen im unteren Weiler mit ihrem Waldbesitz in Winterreute am Krettleghau in der Nähe der Ellmannsweiler Gemarkung abgefunden wurden.

Die vorgefundenen Urkunden ermöglichten eine eingehende Beschreibung der über 700 Jahre alten Pfarrei Mariä Himmelfahrt, früher „unsere Frouwe zu Rinsnate“. Wann die erste Kirche gebaut wurde, läßt sich nicht mehr nachweisen. Sicher ist, daß Ringschnait im Jahre 1275 schon eine eigene Pfarrei war. Nach dem „Liber decimationis“ gehörte sie zum Archidiakonat Illergovia (Illergau) und war dem Dekanat Soumatingen (Sulmetingen) angegliedert.

Als 1274 unter Papst Gregor X. ein Kreuzzug beschlossen wurde, verpflichtete man jeden Inhaber einer kirchlichen Pfründe auf 6 Jahre, den 10. Teil seines Einkommens für den Kreuzzug beizusteuern. Da Ruisnate ohne jeden Zusatz aufgeführt ist, muß angenommen werden, daß die Pfarrei damals noch sehr klein und die kirchliche Pfründe unterhalb der Erfassungsgrenze lag. Schemmerberg z. B. hatte ein Einkommen von 15 Pfund Konstanzer Währung. Der Pfarrer bezahlte damals zum 1. Termin über den Dekan von Sulmetingen 1 Pfund Konstanzer Währung und 10 Solidi.

Patronats- und Grundherrschaft waren früher in der Regel in einer Hand vereinigt. Vermutlich hat ein Grundherr zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert auf seinem Grundbesitz eine kleine Holzkirche errichtet, um für seine Untertanen ein eigenes Gotteshaus zu haben.

Nach dem damaligen Recht standen dem Gotteshaus kirchliche Abgaben zu, von denen er selbst auch einen Nutzen hatte. Das Patronatsrecht bildete somit eine Einnahmequelle, die bedeutende Summen abwerfen konnte. Im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts muß die Kirche einem Brandunglück zum Opfer gefallen sein, denn in den Investiturprotokollen der Diözese Konstanz aus dem 15. Jahrhundert ist unter dem 7. August 1437 in lateinischer Sprache vermerkt, daß dem Priester erlaubt sei, auf einem beweglichen Altar die hl. Messe zu zelebrieren, da die Kirche in Ringschnait abgebrannt sei. Der Neubau sei bis heute nicht geweiht, was der zuständigen Instanz mitgeteilt wurde. Vier Monate später erscheint hinsichtlich der Kirche in Ringschnait eine weitere Bittschrift-Vermerkung:

„...wegen dem alles zerstörenden Feuer.“ Es ist anzunehmen, daß die Kirche vom Kloster um das Jahr 1437 wieder aufgebaut wurde.

Im 15. Jahrhundert ging die pastorale Betreuung allmählich an das Kloster über, was bald darauf zur Einrichtung eines Absteigquartiers für die Patres führte. 1596 muß Paul Memminger als Inhaber des großen Lehensgutes S. Maximus mit der einzigen Tavernengerechtigkeit im Ort das „obere Stübli“ für einen Priester reservieren.

Die jetzige Kirche „Maria Himmelfahrt“ wurde um 1720 gebaut. Wie aus der Pfarrchronik zu entnehmen war, wurde sie jeweils im Abstand von 40 bis 50 Jahren renoviert, zuletzt 1980 unter Pfarrer Kleindienst. Auf dem linken Seitenaltar steht die heute wertvollste Statue, eine sitzende Madonna mit dem Jesuskind auf dem Schoß, am Sockel mit 1483 S bezeichnet, vermutlich von Ivo Strigel. Die wertvollen geschnitzten Stuhlwangen stammen aus dem 18. Jahrhundert. Zusammen mit der Kirche ist der Turm das symbolisch wertvollste und mit 26 Meter das höchste Bauwerk im Dorf. Erstaunlich ist auch die Tatsache, daß unsere Vorfahren dieses Bauwerk inmitten des Dorfes in idealer Lage auf dem erhöhten Geländesporn zum Dürnachtal zwischen dem Grumpenbach und dem „Graben“ errichtet haben. In der Oberamtsbeschreibung von 1837 heißt es, „der Kirchturm ist alt, doch schwerlich so alt als die Jahreszahl 1111, die man daran findet.“ Vielleicht hat jemand mit dieser Jahreszahl einen Schabernack gespielt, denn nach alledem, was die Heimatforschung bisher an den Tag gebracht hat, ist es unmöglich, daß dieser wuchtige Turm mit den teils meterdicken Mauern aus Natur- und Ziegelsteinen schon in frühester Besiedlungszeit des Orts errichtet wurde.

Über das Alter des Kirchturms kann man deshalb nur mutmaßen. Sicher ist, daß er beim Kirchenneubau um 1720 bereits stand, denn in der östlichen, heute in die Pfarrkirche einbezogenen Seite ist unter dem Kirchendach noch das Profil der abgebrochenen, etwas kleineren Kirche, welche zudem etwas seitlich stand, auszumachen. Man darf annehmen, daß der massive romanische Turm schon stand, als vor mehr als 400 Jahren die große Hosannaglocke in Auftrag gegeben wurde.

Aus Anlaß der 900-Jahr-Feier finden vom 10. bis 12. Juni 1983 mehrtägige Festveranstaltungen statt, welche die Ortsverwaltung zusammen mit der Schule und den Vereinen ausrichtet, etwa 360 ehemalige Ringschnaiter werden mit Familie eingeladen

Am Freitag, 10. Juni 1983 ist im Festzelt ein Fest- und Heimatabend mit musikalischer Umrahmung durch Musikkapelle und Kirchenchor. Die Theatergruppe führt das im Ratsprotokoll ausführlich festgehaltene Ruggericht des Ochsenhauser Klosters vom 4. Juli 1752 in historischen Kostümen auf und im Rahmen einer Tonbildschau erleben die Besucher in geraffter Form die 900jährige Ringschnaiter Ortsgeschichte. Die Stadt Biberach bringt zum Jubiläumsfest ein umfassendes Heimatbuch mit einem ansehnlichen Bildteil heraus, welches Ortsvorsteher Josef Angele verfaßt hat.

Im Heimatbuch ist die Entwicklung der Sozialstruktur des Dorfes seit dem Jahre 1500 bis zur Gegenwart dargestellt. Als Quellenmaterial standen die Güterbücher des Spitals und des Klosters und später die Kaufbücher der Gemeinde zur Verfügung. Die alphabetische Auflistung aller Lehen mit der Dauerbezeichnung (beim Kloster waren es Heiligennamen, beim Spital Fischnamen) und den Hausnummern des Primärkatasters, welche hier noch bis zur Eingemeindung 1972 im Gebrauch waren, erleichtert dem zukünftigen Heimatforscher die Arbeit wesentlich. Diesem Zweck dient auch die Genealogie der Lehenstellen mit Deutung der allmählich aus dem Gebrauch kommenden Hausnamen sowie ein umfassendes Personen- und Sachregister.

Schließlich werden die wichtigsten Lebensabschnitte von 7 verdienstvollen Männern entsprechend ihrer Bedeutung gewürdigt, welche in Ringschnait geboren oder aufgewachsen sind, nämlich Universitätsprofessor Joh. Bapt. Segmiller, Abt Ansgar Vonier, die Kunstmaler Bonifaz Locher und Prof. Jakob Bräckle, Pfarrer Joh. Ev. Arnold, Kirchenrestaurateur Hans Manz und der „Schmetterlingskönig“ Gustav Reich.

---

SONDERDRUCK

# Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 1 vom 21. April 1983/ 26. Jahrgang

---

6. Jahrgang – Heft 1 – Seite 51

## Biberacher Bürgersöhne als Klostervorsteher der Prämonstratenserabtei Schussenried

Von Karl Kaufmann, Bad Schussenried

Copyright: GfH Gesellschaft für Heimatpflege

Unter den vielen Hunderten von Konventualen des Reichsstifts Schussenried finden sich nur wenige geborene Biberacher. Diese aber haben sich als Kloster- vorstände - Propst oder Abt - bewährt und einen wesentlichen Anteil an der Entwicklung der Ordensniederlassung am Schussenstrand gehabt. Es sind dies:

Propst Burchard 1209 - 1215

Abt Matthäus Rohrer 1621 - 1653

Abt Didacus Ströbele 1719 - 1732

Abt Nikolaus Cloos 1756 - 1775

Die über Propst Burchard, den Verfasser der „Ursberger Chronik“ vorliegenden Lebensdaten sind erneut zusammengefaßt in einer Dissertation von Dr. Wolfgang Wulz (der spätaufische Geschichtsschreiber Burchard von Ursberg, Stuttgart 1982/Müller & Gräff). Die Ausführungen über die drei aus Biberach stammenden Äbte sind verkürzte Darstellungen von Lebensabrisse, die wesentlich aus den Tagebüchern der Äbte; Rohrer, Arzet, Mangold, Schmid, Ströbele, Kleber, Cloos und der Chorherren Nothelfer und Lenz gezogen sind (HStASt B 505 Büschel 1-7) und die in den „Schussenrieder Blättern“, Nachrichten aus dem Psychiatrischen Landeskrankenhaus Bad Schussenried, erscheinen.

## Burchard - V. Propst 1209-1215

Burchard wurde um 1177 in Biberach geboren. Er stammte vermutlich aus einem edelfreien Geschlecht, das in der Umgebung begütert war. Professor Tüchle vermutet, er habe in Bologna Rechtsstudien betrieben. In Rom ist ein Aufenthalt im Jahre 1197 nachgewiesen. Die Priesterweihe erhielt er in Konstanz durch den Bischof Diethalm von Krenkingen.

Im Jahre 1205 trat Burchard in das Prämonstratenserkloster Schussenried ein, in das die Chorherren nach 12jähriger Vertreibung wieder zurückkehren konnten. Konrad von Wartenberg, Landgraf in der Baar, der Schwager der Klostergründer Konrad und Beringer von Schussenried, hatte die Gründung angefochten und die weißen Kanoniker vertrieben. Bischof Diethalm hatte 1205 einen Vergleich zustande gebracht, der dem Kloster seinen Besitz in Schussenried, Olzreute, Enzisweiler, Kürnbach und Laubbach (bei Königseggwald) sicherte.

Wohl nicht ohne Zutun des Bischofs war Burchard nach Schussenried gekommen. Er legte dort 1207 die Gelübde ab und wurde 1209 der Nachfolger von Propst Luther.

Das Kloster profitierte von seinen guten Verbindungen zur Kurie. Anlässlich eines Aufenthalts in Rom erlangte er von Papst Innozenz III. eine Schutzurkunde, die im Lateran am 13. Februar 1211 ausgestellt wurde. Der Papst nahm das Kloster und alle seine Güter in den Schutz des hl. Petrus, bestätigte ihm den Besitz in Schussenried, Olzreute, Enzisweiler, Kürnbach, Laubbach und gewährte ihm besondere Rechte.

In Schussenried selber war man offenbar nicht ganz glücklich über Burchard. Der Bericht über die 6 Jahre seiner Regierung schlug sich in den Ordensannalen des Abts Hugo (Nancy 1736) wie folgt nieder: „sed sub cujus regimine ecclesia in aliquo defecit, in nullo vero penitus“. Es ging also in verschiedener Hinsicht rückwärts und keineswegs vorwärts. Auch Burchard selber erinnerte sich später offenbar nur ungern an seine Schussenrieder Zeit, erwähnte sie nirgends.

Im Jahre 1215, wurde er als Propst nach Ursberg berufen, wo er 16 Jahre lang erfolgreich wirkte und seinem Kloster Zuwachs und Vorteile verschaffen konnte. Von König Heinrich VII. erhielt er 1226 einen Schutzbrief, wie er auch 1227 für Schussenried ausgestellt wurde.

Vor allem aber vollendete Propst Burchard in diesen Jahren seine Weltchronik, die als „Ursberger Chronik“ Berühmtheit erlangte. Der Verfasser war Parteigänger der Staufer und scheute sich nicht vor harter Kritik an Papst und Kurie, deren Politik er bei seinen Italienaufenthalten aus der Nähe kennengelernt hatte. In den Zeiten der Gegenreformation wurde seine „Chronik“ verdammt, und es ist interessant, daß der geistige Vater des Deckengemäldes im Schussenrieder Bibliotheksaal die Exponenten zweier so verschiedener Auffassungen, den staufischen Geschichtsschreiber Burchard und den kirchlich gesinnten Kardinal Caesar Baronius - zwar auch dort säuberlich voneinander getrennt - als Vertreter ihrer Disziplin neu festgehalten wissen wollte.

Seine Chronik konnte Burchard bis um die Mitte des Jahres 1230 fortführen; dann nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Am 10. oder 11. Januar 1231 starb er in Ursberg.

## Matthäus Rohrer - 12. Abt 1621-1653

Matthäus Rohrer, später einer der bedeutendsten Schussenrieder Äbte, wurde am 25. Februar 1595 in Biberach geboren. Sein Vater, Cosmas Rohrer, Mitglied des Inneren Rats, starb am 2. Juli 1625. Die Fürstäbtissin von Buchau hatte ihn als Vogt der Cornelierleute in Stafflangen eingesetzt. Gelegentlich erwähnt der Abt seine Schwester Elisabeth in seinen Tagebüchern, die mit Wilhelm Handel, dem warthausischen Vogt in Obersulmtingen verheiratet war.

Seinem Bruder Wilhelm Rohrer hatte der Abt die Stelle eines Sekretärs in der Klosterkanzlei verschafft. Dieser hatte 1623 ein neues Lehen- und Bestandsbuch angelegt (HStASt/Sch 66).

Am 10. November 1608 wurde der Junge im Alter von 13 ½ Jahren nach Schussenried gebracht, damit er die Klosterschule besuche, die hinsichtlich Dauer und Lehrzielen mit einem heutigen Aufbaugymnasium verglichen werden könnte. Nach 3jährigem Besuch der Unterstufe wurde Matthäus am 2. Februar 1611 eingekleidet, und am 27. Dezember 1612 legte er die ewigen Gelübde ab. Nach Absolvierung der Oberstufe wurde er 1614 zunächst auf die Jesuitenuniversität Dillingen - die Hochburg der Gegenreformation - geschickt, wo damals eine ganze Reihe von Schussenrieder Fratres studierte.

Doch hatte man mit ihm noch ganz andere Dinge vor. Der Abt von Musipont - heute Pont-à-Mouson (Mosel) - Servatius de Lairuelz, wollte eine strengere Ordensobservanz einführen und warb dafür in den schwäbischen Klöstern. Dorthin schickte man nun den jungen Rohrer, den P. Caspar Mohr, der berühmte Bastler und Konstrukteur von Orgeln, Uhren und einem Flugapparat, in diesem Kloster an der Mosel abliefern, wo er 5 Jahre lang unter nicht immer leichten Bedingungen ausharren mußte. Erst 1629 sah er sein Heimatkloster wieder.

In Schussenried setzte man ihn nun zunächst als Lehrer ein, schickte ihn im Dezember 1619 nach Konstanz zur Priesterweihe, und an Dominica post Epiphania 1620 konnte er sein erstes Meßopfer feiern. Diesen jungen Priester, ganz im Geist der Reform erzogen, beauftragte der regierende Abt Martin Dietrich, selber nachlässig und widersprüchlich, mit der undankbaren Aufgabe, die verloren gegangene Kloster-Disziplin wieder herzustellen - für den zum Subprior und Prior ernannten, jungen Konventualen eine äußerst undankbare Aufgabe, bei der er sich nur Ärger und Feindschaften zuzog, zumal ihn auch der Abt nur halbherzig unterstützte.

**Mit 26 Jahren zum Abt gewählt** - Inzwischen hatten sich die inneren Verhältnisse in Schussenried zugespitzt. Bei den Visitationen durch den Generalvikar Abt Joachim Gieteler von Roth ergaben sich laufend Beanstandungen, und der müde und lethargisch gewordene Abt Martin Dietrich wurde zur Resignation gedrängt. Die 25 Chorherren wählten gemäß den kanonischen Vorschriften 7 Wahlmänner und diese nach einem notwendig gewordenen dritten Wahlgang ihren jüngsten Mitbruder P. Matthäus zu ihrem neuen „Gnädigen Herrn“.

**Ein schwieriger Anfang** - Der Neugewählte war nicht zu beneiden. Selber ohne jede Erfahrung in wirtschaftlichen Dingen, hatte er einen Schuldenberg abzutragen, Streitigkeiten mit den Nachbarn auszufeuchten, mit Buchau, Warthausen und Aulendorf. Auch sah er sich der Opposition eines Teils des Konvents gegenüber und einem Resignatus, der nur zögernd seine Rechte abtreten wollte; auch die Klosteranlage und die Wirtschaftsgebäude waren in schlechtem Zustand.

Der junge Abt ging mit Feuereifer ans Werk. Das bekam nicht nur der Konvent zu spüren; auch den Untertanen gegenüber setzte er die dem Stift zustehenden Rechte, Leistungen und Lieferungen wieder durch. Am 7. Juni 1821 hatten die Leute im Klosterhof antreten, ihm huldigen und Gehorsam und Treue schwören müssen. Neununddreißig Blätter allein waren beschrieben mit den Statuten, durch die das Alltagsleben der Untertanen reglementiert wurde.

Die Hochgerichtsbarkeit die Kaiser Maximilian 1512 dem Kloster zugestanden hatte, wurde dem neuen Abt durch Ferdinand II. durch eine Urkunde vom 16. Dezember 1621 bestätigt.

**Neue Bewerbungen, Bauvorhaben, Heimsuchungen** - Rohrers Vorgänger hatte 1608 von den Erben der Familie Gräter für 40000 Gulden Burg und Dorf Stafflangen mit allem Zubehör erwerben können; der Besitz war aber Buchausches Lehen. Nun erreichte Abt Matthäus 1623, daß die Fürstäbtissin, die Gräfin Katharina von Spaur, ihm für 15000 Gulden das Eigentumsrecht abtrat.

In Schussenried war der Kirchturm reparaturbedürftig geworden. Der Abt ließ den quadratischen Unterteil des Turms achteckig in die Höhe führen und ihn mit einer barocken Zwiebelhaube versehen, die mit Kupfer beschlagen wurde. Vermutlich war der Baumeister der aus Weilheim stammende Hans Guggenmoser. Unerklärbare Krankheitsfälle unter den Konventualen hatten 1624 den Abt bewogen, nach einer ärztlichen Untersuchung der Schlafräume, Küchen- und Kellergebäude diesen Flügel einfach abreißen und neu bauen zu lassen. Später wurde die Ursache jener Epidemie in einem Giftanschlag gesehen, nachdem am 4. Mai 1629 5 Malefizpersonen aus Kürnbach hingerichtet worden waren, von denen Sebald Mayer bekannt hatte, daß er bei einem Besuch im Kloster heimlich Gift in eine große Weinkanne geschüttet habe.

Auch die am 4. Dezember 1627 abgebrannte Klostermühle wurde wieder aufgebaut und hatte bis zu ihrem Abbruch 1960 zuletzt als Wohnung für Hüttenwerksarbeiter gedient.

Die Pest hatte schon 1610 in der Gegend grassiert. 1628/29 wütete die Seuche erneut im Oberland. Der Konvent blieb zwar verschont, aber aus Furcht vor möglicher Ansteckung war dem „Pestpfarrer“ für solche Zeiten eine Stube im Schreinerhaus, heute Gasthaus „Bären“, reserviert worden.

**Die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges** - Die Auswirkungen des Krieges setzten zwar erst 1628 und 1829 ein, als die Wallensteinischen Regimenter nach Italien zogen und wieder zurückmarschierten. Die kaiserlichen Truppen hausten „wie die Teufel“ in den Dörfern. Reichenbach zum Beispiel hatte zwölfmal unter Einquartierungen zu leiden, so am 21. Mai 1629 durch die Heimsuchung von 8 Compagnien des Regiments Aldringen, insgesamt an die 3000 Mann, die Gärten und Felder verwüsteten, Strohdächer abdeckten, Fenster, Türen und Hausrat zerschlugen und die Bauern mißhandelten. Die Kriegsumlagen, die entstandenen Schäden, die Materiallieferungen an die kaiserlichen Heere beliefen sich nach Angaben von Abt Rohrer bis 1629 schon auf 44244 Gulden.

Nach dem Einmarsch der Schweden in Oberschwaben 1632 flohen Abt und Konvent über den Bodensee nach Konstanz, Münsterling, Einsiedeln.

Der Kirchenschatz wurde bis nach Rappertswyl und Uri in Sicherheit gebracht. Die Konventualen waren in alle Winde zerstreut auf Pfarreien in der Schweiz und in Vorarlberg, als Prediger der Schweizer Garde in Rom, einer als Feldkaplan eines kaiserlichen Regiments in Mailand. Nur der Großkellerer und der Getreideverwalter waren zurückgeblieben und allen Schikanen und Mißhandlungen ausgesetzt. Sechzehn Jahre lang war das Kloster Beute der Kriegspartei, die gerade die Oberhand hatte. Am 22. April 1634 erfolgte sogar die Donation (Schenkung) des Klosters an den schwedischen Obersten, Graf Christoph Martin von Degenfeld, nachdem die gerade am Ruder befindliche evangelische Partei gehofft hatte, die Klöster Gutenzell, Heggbach und Schussenried würden der Stadt zugesprochen werden.

Abt Rohrer versuchte gelegentlich nach Schussenried zurückzukehren, wurde verhaftet und kurze Zeit eingesperrt. Erst allmählich kam eine Zeit relativer Ruhe, und an schwerem Podagra leidend, bezog der Abt das Schussenrieder Haus in der heutigen Gymnasiumstraße in Biberach, worin er bis zur endgültigen Rückkehr nach Schussenried am 29. August verbleiben mußte, auch in Biberach noch laufend vom schwedischen Ortskommandanten aufs höchste bedroht.

In Schussenried aber war das größte Unglück über das Kloster hereingebrochen, als sich schwedische Truppenteile unter General Wrangel nach der Einnahme von Bregenz durch Oberschwaben zurückzogen. Da sie in dem ausgeraubten Kloster Schussenried keine Beute mehr machen konnten, zündeten sie es an. Kirche und Konventgebäude brannten aus; nur der Chor, die Eingangshalle mit der Prälatur blieben einigermaßen verschont.

**Endlich Friede, aber noch lange kein Ende der Not** - Statt der Kontributionen mußten nun hohe Satisfaktionsgelder an die schwedischen Besatzungstruppen bezahlt werden; diese wurden ebenso unerbittlich und rigoros eingetrieben wie während des ganzen Krieges. Ein „Executionskommando“ erzwang das fast Unmögliche. Dem Abt blieb nichts übrig, als der meist vergebliche Versuch, Kredit aufzunehmen, einen großen Teil des Kirchenschatzes zu verkaufen oder zu versetzen, Glocken einschmelzen zu lassen, Höfe zu verkaufen wie Geradsweiler oder ein Dorf zu versetzen wie Laubbach bei Königseggwald.

**Erste Aufbauarbeiten** - Nur notdürftig konnte das Kirchendach wieder hergestellt werden, von 1649-1653 ein Teil der Konventsgebäude wieder aufgebaut werden, (der eigentliche Wiederaufbau der ganzen Klosteranlage geschah dann erst unter Abt Augustin Arzet in den Jahren 1656 bis 1662). Im Verlauf des Jahres 1651 konnte der Abt seine überall zerstreut lebenden Mitbrüder wieder zurückrufen. Schon am 6. September 1650 hatte er mit einem kleinen Häuflein begonnen. „Heute haben wir Conventum Capitulum gehalten und neben anderem einen Anfang ad disciplinam Monasterium gemacht. Der allmächtige Gott verleihe seine Gnade, daß wir nach ausgestandenen Trübseligkeiten, nach erlangtem Frieden wiederum durch ein klösterliches gottseliges Leben di virtute in virtutum schreiten und den Allmächtigen wegen unseren vielfältigen Sünden versöhnen und endlich selig werden mögen“.

**Resignation** - Nach 33jähriger Regierungszeit in unvergleichbar bösen Zeitverhältnissen, „teils wegen fortgeschrittenem Alter (58 Jahre), teils wegen ausgestandener Kriegspressuren und hieraus erfolgter 10jähriger Krankheit (Podagra) und Leibsindisposition, schwach und müde geworden...“ in der Einsicht, „daß die Administration des Gotteshauses große Sorgfältigkeit neben viel Mühe und Arbeit erfordert“, hatte Abt Rohrer vom Generalabt in Prémontré die Erlaubnis eingeholt, sein Amt niederzulegen; mit seinem Konvent vereinbarte er ein bescheidenes Deputat (4. 11. 53). Schon; ein Jahr später, am 7. Dezember 1654, starb Abt Matthäus Rohrer.

**Angesehen über den Tod hinaus** - In den Ordensannalen hat Abt Matthäus eine umfangreiche Würdigung erfahren. Als ein Mann, der immerwährenden Gedenkens würdig sei, wird er apostrophiert: „Vir sempiterna memoria dignus“.

Das Wappenschild ist zweigeteilt; drei schwarze Schilfrohre im oberen Feld weisen auf seinen Familiennamen; das untere Feld enthält 3 goldene Feuerflammen auf schwarzem Hintergrund. Es findet sich im „Silberbuch“ der Chronik des P. Franz Mayr, auf dem 1983 restaurierten Ölbild und in Stein gehauen über der Eingangstür an der Westfront des „Alten Klosters“.

## Didacus Ströbele - 19. Abt 1719-1732

Abt Didacus Ströbele wurde allgemein bekannt als Bauherr der viel bewunderten Wallfahrtskirche von Steinhausen. Er wurde am 2. Januar 1686 in Biberach geboren und erhielt den Namen seines Paten Balthasar (Wiedemann). Der Vater Wilhelm Ströbele war Bäcker und bezeichnete sich später als Handelsherr. Er hatte sich am 1. Juni 1680 mit Katharina Mayer verheiratet, aus welcher Ehe 6 Kinder hervorgingen. Der Bruder Joseph, geboren am 2. Oktober 1681, trat als Frater Innozenz in das Prämonstratenserklöster Weißenau ein, wo er später zeitweilig Prior wurde.

Balthasar trat in Schussenried ein, wurde dort am 10. November 1703 eingekleidet und legte am 28. November 1703 die ewigen Gelübde ab, wobei ihm der Klostername Didacus gegeben wurde.

Im Profelbuch des Klosters ist er am 11. Juli 1704 als Student der Theologie zum ersten Mal verzeichnet. Am 28. Oktober 1705 wurde er auf die Jesuitenhochschule nach Dillingen geschickt, wo er mehrere Jahre studierte. Er hatte eine auffällig lange Studienzeit. Am 13. Juli 1710 feierte er sein erstes Meßopfer; zum Ehrentag erschien seine ganze, große Verwandtschaft aus Biberach, und der Dekan der Heimatstadt, Pfarrer Johann Georg Schwab, hielt die Festrede.

Im Kloster wurde Didacus Ströbele 1711 zunächst als Hilfskraft des Cantors und Sakristans verwendet. Dann wurde er als Pfarrvikar hinausgeschickt: 1712 nach Otterswang, 1713 nach Oggelshausen, 1714 nach Attenweiler, 1715 nach Reichenbach, 1716/17 nach Winterstettendorf, 1718 wieder nach Reichenbach; 1719 war er Cooperator in Eberhardzell. Bis dahin hatte er noch keine einzige Funktionsstelle innegehabt, wo er größere Erfahrungen hätte sammeln können.

**Eine schwierige Wahl** - Am 3. Oktober 1719 sollte unter Aufsicht der Äbte von Weißenau und Marchtal ein Nachfolger für den verstorbenen Abt Innozenz Schmid gefunden werden. Die Stimmen wurden aber so zersplittert abgegeben, daß erst nach ernster Mahnung der Äbte im 5. Wahlgang eine knappe Entscheidung gefällt wurde. Als schließlich die Wahl auf P. Didacus gefallen war, brachte er seine Unzulänglichkeit vor und bat unter Tränen, ihm die übertragene Last abzunehmen. Erst auf die Mahnung des Vater-Abts hin, erklärte er: „Ich werde gehorchen.“ So protokollierte der vereidigte Notar.

Am 22. Oktober 1719 kam Weihbischof Geist von Konstanz nach Schussenried, um dem Neugewählten die Weihe zu erteilen. Am 27. August des folgenden Jahres bestätigte ihm Karl VI. den Blutbann und erneuerte die alten Privilegien. Darauf konnte am Jahrestag der Abtwahl, am 3. Oktober 1720, die feierliche Huldigung der Untertanen erfolgen; im Klosterhof leisteten 697 Männer den Treueid, und in Eichen bekräftigten weitere 70 Personen eine Woche später ihren Gehorsam.

**Ein vielversprechender Anfang** - Zwischen 1714 und 1740 waren politisch ruhige Zeiten, in denen es auch in Schussenried zu einem wirtschaftlichen Aufschwung kam. So hatte es Abt Didacus leicht, seine Vorhaben in die Tat umzusetzen unter dem Leitgedanken: „Alles zur größten Ehre Gottes und der seligsten Jungfrau Maria!“. Danach handelte er und bemerkte dazu: „...reueete mich kein Kreuzer, welchen ich bis dato Zeit meiner Regierung in die Kirchen und Kirchenornamente angewendet hab.“ So bestellte er ein edelsteinbesetztes Pektorale mit ebensolchem Ring, einen vergoldeten Magnusstab, Silberstatuen, die den hl. Vinzenz und den hl. Valentin darstellten; er ließ den Leib des letzteren kostbar fassen und mit großem Pomp von Ennetach nach Schussenried überführen. Sehr viel Geld gab er auch aus für prächtige Ornate, deren Material aus Lyon und Augsburg geliefert wurde. Für mehrere Kirchen wurden neue Glocken angeschafft; die Schussenrieder Orgel erhielt einen neuen Prospekt und wurde durch ein Rückpositiv ergänzt; in die Sakristei kamen mit barocker Dekoration versehene Schränke. Der Bildschnitzer Georg Anton Machein, der 1714/17 das Chorgestühl geschaffen hatte, erhielt weitere Aufträge für einen Magnus- und Michaelaltar.

**Die Kirchenbauten** - Schon als Pfarrer von Winterstettendorf hatte Didacus Ströbele 1715 durch seine Bauern die Kapelle in Wattenweiler bauen lassen. Über dem Bierkeller beim Oberen Tor wurde 1721 ein Gebäude errichtet, das später als Komödienhaus verwendet wurde. Nach 1840 wurde es das Obere Bräuhaus, und seit 1975 ist es eine Station des Psychiatrischen Landeskrankenhauses.

Vor allem aber waren es Kirchenbauten, die Abt Ströbele in rascher Folge in Angriff nahm. Zuerst war in Stafflangen ein Teil der Kirche abgebrochen und wieder aufgebaut worden; dann begann der Abt 1722 mit den Kirchenbauten in Attenweiler und zugleich in Eggmannsried, die dann 1725 zusammen mit der noch nicht ganz ausgemachten Kirche Eggatsweiler eingeweiht werden konnten.

Als Sternstunde darf man es heute bezeichnen, daß Ströbele den Mut fand, den großen Baumeister Dominikus Zimmermann und dessen Bruder Johann Baptist zu verpflichten, der ihm „am 30. März 1727 ein feines Rissel gebracht wegen zukünftiger Kirchen zu Steinhausen, so mir Gott das Leben lasset“. Wenn auch die hoch anwachsenden Baukosten - mehrfache Überschreitung einer vom Konvent genannten Summe - den Cellarius gelegentlich in Nöten sah, so kann von einer Verschuldung des Stifts keine Rede sein. Ströbeles Nachfolger, Abt Siard Frick, ließ im Kloster weiter bauen und neue Bauvorhaben verwirklichen, und schon 1738 faßte man einen Großplan ins Auge, wenn auch dann mit dem Bau eines Arkadenganges als Klostermauer nur ein bescheidener Anfang gemacht wurde.

**Den Seinen ein gütiger Herr** - Die Untertanen fanden stets ein offenes Ohr für ihre Anliegen, konnten von ihrem gnädigen Herrn Hilfe in allen Notlagen erwarten. Er verzichtete auf manchen Frondienst, damit arme Leute Verdienst und Arbeit fanden. Gesetzesübertreter kamen oft mit einem recht milden Urteil davon.

Von einigen seiner Konventsangehörigen allerdings wurde seine Nachsicht mißbraucht; die Disziplin ließ zu wünschen übrig. In seinen Anordnungen dem Konvent gegenüber war er selber sehr widersprüchlich. Es kam zu Verfehlungen einzelner und unerfreulichen Zuständen, die dem Generalvikar und Visitor der schwäbischen Zirkarie, Abt Hermann Vogler in Roth (Rot an der Rot), zu Ohren kamen.

**Das bittere Ende** - Nun muß man wissen, daß die Beziehungen zwischen den beiden Schwesternabteien Schussenried und Roth in den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts teilweise sehr gespannt waren. Da ging es um einen Hausbau und um den Heuzehten in Molpertschhaus und um ein Kinderbegräbnis in Eggmannsried. Wegen solcher Lappalien wurden bitterböse Briefe geschrieben, wurde zum Bischof nach Konstanz und sogar an den Nuntius in Luzern appelliert. Und ausgerechnet der Kontrahent in diesen Streitsachen, der „steinharte unfriedliche Vicarius von Haisterkirch“, konnte - jetzt als Prior und Untersuchungsrichter - an Abt Didacus sein Mütchen kühlen. Denn unerwartet erschien am 8. Dezember 1732 Abt Hermann Vogler mit seinem Prior, Bernhard Baur, in Schussenried und begann mit einer außerordentlichen Visitation. Zwei Hauptbeschuldigte, der Subprior Goldbach und P. Augustin Bix, flohen bei Nacht, um in Rom zu appellieren. Der erboste Visitor ließ das Kloster umstellen, begann mit wochenlangen Untersuchungen, ließ Zeugen aus der Bevölkerung bis nach Rot kommen, sperrte einen Konventualen dort 1 ¾ Jahre ein und zwang seinen Amtsbruder Didacus am 15. Januar 1733 zur Abdankung. Abt Didacus kam ein paar Monate nach Marchtal; dann wurde er zur Buße für 2 Jahre ins Kloster Allerheiligen (bei Oberkirch) geschickt; den Rest seines Lebens verbrachte er im Prämonstratenser Kloster Wadgassen (bei Saarbrücken), wo er am 9. September 1748 „im Geruch der Heiligkeit“ starb.

Die Mitbrüder in Schussenried haben ihrem ehemaligen Abt ein besseres Andenken bewahrt als in den Ordensannalen zum Ausdruck kommt. Darin hat sich das vernichtende Urteil niedergeschlagen, das der rigorose Visitor in seinem - bisher - noch nicht wieder aufgefundenen Visitationsbericht veranlaßt hat. Neben hohem Lob für die Sorge für Kirchen und Kirchenschatz heißt es: „Sed mores in seipso habens non satis compositos et laxiorem in aliis vitam permittens, praelaturam coactis dimisisset 15. Januarii 1733.“

Vielleicht ist es zweckmäßiger, sich die Meinung eines allerdings Betroffenen zu eigen zu machen. P. Vinzenz Rodenbach im Alten Archivregister IL/IVisitationen, hier zitiert nach Dr. A. Kasper, Zeit und Heimat Nr. 18. Jahrgang vom 23. April 1975, sagt: „Zu was großem Nachteil und prostitution unseres lieben Gotteshaus diese extra ordinario visitatio angefangen, abgehalten und beendet worden, ist ratsamer dieses Orts mit Stillschweigen zu umgehen, als der Postuliert die particularia vor Augen zulegen.“

## Nikolaus Cloos - 22. Abt 1756 – 1775

Der Name dieses 22. Abtes wird immer im Gedächtnis, der Menschen haften bleiben. Jeder Besucher des Bibliotheksaales stößt dort auf sein Wapen: 3 goldene Ringe in rotem Feld. Er erfährt aus der Literatur und durch jede Führung, daß Abt Nikolaus der geistige Schöpfer dieses herrlichen Saales ist, dessen Programm, „Sedes Sapientiae - Sitz der Weisheit“, seine ureigene Idee war, was er auch auf seinen Bildnissen festgehalten wissen wollte.

Nikolaus Cloos - sein Taufname war Johann Petrus - kam am 1. August 1718 in Biberach zur Welt. Sein Vater war laut Taufbucheintrag der Gerichtsbesitzer und Kaufmann Petrus Claus: die Mutter war eine geborene Herbrand. Die Eltern hatten am 21. Februar 1713 geheiratet.

Als 19jähriger trat der Junge am 3. Oktober 1737 mit noch 6 andern Kandidaten, in Schussenried ein; nach einer kurzen Probezeit wurde er am 6. Dezember eingekleidet. Den Hauptteil seiner Schulbildung hatte er offenbar in seiner Heimatstadt hinter sich gebracht, denn schon 1738 hatte ihn der Abt auf die Jesuitenuniversität: nach Dillingen schicken können (Kasper II, 114).

Im Profiebuch des Prämonstratenserstifts erscheint sein Name zum erstenmal anlässlich des Norberts Festes 1740. Die ewigen Gelübde hatte er am 4. Dezember 1739 abgelegt, und am 13. Oktober 1743 konnte er zusammen mit seinem Mitnovizen Innozenz Müller sein erstes Meßopfer feiern.

**Erste Verwendungen** - Unter Abt Siard Frick mußte der junge Priester 5 Jahre Winterstettendorf versehen; das geschah immer von Schussenried aus. Abt Magnus Kleber machte ihn 1751 zum Novizenmeister, 1753 zum Subprior und 1754 als Nachfolger für den an Podagra leidenden P. Adrian Scheuch zum Prior.

**Der Bau des Neuen Klosters** - Abt Siard hatte Pläne und Modell für ein neues Kloster anfertigen lassen; der Beschluß zu diesem großen Wagnis war gefällt und am 28. August 1750 Jakob Emele mit der Ausführung beauftragt worden. Nach der Grundsteinlegung am 8. Juli 1752 schritt der Bau voran, so daß man sich bald mit der Innenausstattung beschäftigen mußte. Für die Ausführung der Arbeiten im Bibliotheksaal war schon 1754 der 61jährige Großmaler Franz Georg Hermann zugezogen worden, der am 2. Juli 1755 seine Skizzen zur Begutachtung abgab.

An diesen Entwürfen hatte nun der Prior Nikolaus Cloos einen entscheidenden Anteil. Daß diese Bibliothek zu den schönsten gehört, daß dieser Saal wohl „die geistvollste, festlichste und heiterste Halle ist, welche der Zopfstil geschaffen“, verdankt sie der vorzüglichen Arbeit der ausführenden Künstler, daß sie als ikonographisch reichste Bibliothek angesehen werden kann, ist das Verdienst des Priors und späteren Abts Nikolaus Cloos. Er verbindet alle menschlichen Wissenschaften, die Künste und die Technik mit den 7 Gaben des Hl. Geistes, dem Erlösungswerk Jesu Christi und den Geheimnissen der göttlichen Offenbarung. Sein Leitgedanke „Sedes Sapientiae“ endet schließlich auf einer höheren Ebene bei der Mutter Gottes, die in der Allerheiligen-Litanei in eben dieser Form angerufen wird.

**Die Abtwahl** - Nachdem am 10. März 1756 der 72jährige Abt Magnus Kleber gestorben war, wählten die 32 Konventsangehörigen unter dem Vorsitz der Äbte Anton Unold von Weißenau und Edmund Dilger von Marchtal sowie des Notars und zweier Zeugen den damals 38 Jahre alten Prior Nikolaus zu ihrem neuen Klostervorstand.

**Große Aufgaben und Belastungen** - Mit 38 Jahren stand der neue Abt auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Eine solche brauchte er wohl auch bei den enormen Problemen, die er weiterzuführen und zu vollenden hatte. Der Klosterbau brachte jeden Tag neue Schwierigkeiten für den Baumeister wie für den Bauherrn. Der Fortgang der Arbeiten ist in der Bau- und Kunstgeschichte von Dr. Alfons Kasper nachzulesen. Dabei verbrauchte der Abt einen Großteil seiner Kräfte. Schließlich waren die Mittel aufgebraucht und mit Anfang der 60er Jahre kam das riesig geplante Unternehmen zum Stillstand. Hier muß noch angeführt werden, daß gerade bei den letzten Maßnahmen im Bibliotheksaal die Ideen des Prälaten noch einmal Gestalt annahmen.

Den Entwurf für die 8 Alabastergruppen mit den Häresien und ihrer Widerlegung, die dann durch den aus Weingarten kommenden Fidel Sporer 1764/66 geschaffen wurden., darf man wohl wieder auf Abt Nikolaus zurückführen.

Wenn der große Plan auch nur zur Hälfte ausgeführt worden war, konnte der Abt mit dem Geschaffenen doch wohl zufrieden sein. Die ersten 10 Jahre seines Regiments waren darüber vergangen.

Aber auch noch andere Bauten - einige gar nicht so nebensächliche Leistungen - waren errichtet worden. Im Zusammenhang mit der Gesamtplanung war 1753 ein repräsentativer Bau als Kaserne, Gefängnis und Beamtenwohnhaus an einer neuen Aufmarschstraße gebaut worden, das heutige Rathaus von Schussenried. In Enzisweiler wurde ein Haus für den Klosterjäger gebaut. In Stafflangen wurde 1759 der neue Kirchturm gebaut; vor allem erstand dort ein fast zu großzügig angelegtes „Pfarr-Schloß“, das den Widerstand der zu Fronen verpflichteten Bauern herausforderte.

**Verweichlichung und Abstieg** - Mit dem Umzug aus den alten, dürrtigen, engen Räumen in die neuen palastartigen Bauten scheint sich auch eine innere Veränderung bezüglich der Lebenshaltung und Einstellung der Schussenrieder Chorherren vollzogen zu haben. Dieser prachtvolle Barockbau forderte geradezu einen entsprechenden aufwendigen Lebensstil heraus oder hatte ihn als Folgeerscheinung. Es wäre eher verständlich, wenn sich die sich nun entwickelnde üppige Lebensweise beschränkt hätte auf Kirchweih und Magnusfest, auf den Electionstag des Abts oder seinen Namenstag oder auf Tagungen, wo der Prälat notwendig auf Repräsentation sehen mußte. Wenn also wie am 24. Januar 1768 nicht weniger als 20 Äbte und Äbtissinen zu einer Sitzung des Reichsprälätenkollegiums hier erschienen mit Beamten, Kammerdienern und Lakaien und in den Ställen 160 Pferde einquartiert waren, wenn getagt, getafelt, und getrunken wurde, so ging es wohl nicht unter zwölflei verschiedenen Speisen und zwölf Assietten ab.

Gegenüber allzuvielen neugierigen Gästen mußte Abt Nikolaus oft ähnlich auftischen lassen. Das machte mit der Zeit Schule und bald war auf den Pfarrhöfen draußen ein ähnliches Schlemmen im Gang, zum mindesten an den Kirchweihfesten und Nachkirchweihfeiern und an den Namenstagen, der Pfarrvikare.

Zu diesem neuen Lebensstil paßt die Art, wie sich eine ganze Reihe von Chorherren porträtierten ließ, mit einem Hermelinschulterkragen, der auch den jüngsten einem Prälaten ähnlich werden ließ.

Kein Wunder, daß Abt Nikolaus Grund zu bitteren Klagen hatte: die ehemals reichen Pfarreien würfen nichts mehr ab, er müsse jetzt die Expositi verhalten, die neuen Bauten verschlängen zuviel Holz, erforderten höheren Aufwand; dazu seien neue Steuern eingeführt worden und Abgaben fällig fürs Reichskammergericht und für den Kaiser, der von den Prälaten hohe „freiwillige“ Zuwendungen fordere.

Ärger hatte der Abt auch mit seinen Beamten, die sich immer mehr Vorteile erschleichen wollten, und mit einzelnen Konventualen, die es wagten, ein Pasquill gegen ihn anzuschlagen, und mit anderen, die hinsichtlich verschiedener Maßnahmen nicht mit ihm einig gingen.

**Die Kultivierung des Steinhauser Riedes** - Es war eine Lieblingsidee des Prälaten Nikolaus, durch Anlegung von Entwässerungsgräben aus dem Ried gegen den Steinhauser Weiher, der damals noch bestand, aus dem Ried Nutzen zu ziehen. Durch die Trockenlegung kam man zu Brenntorf, zu besserem Weideland, gewann neuen Grund zur Ansaat von Kartoffeln, Rüben, Hafer und Gerste. Am 16. März 1768 wurde dem Konvent und vielen Gästen das erste Brot vorgesetzt, das von der im Ried gewonnenen Frucht stammte. Im Jahr 1772 ließ Abt Nikolaus am Rande des Rieds den Schienenhof bauen, wozu ihm der Konvent nur widerwillig seine Zustimmung gab.

**Die Prämonstratenserinnen auf dem „Berg Sion“ (Schweiz)** – Bei Uznach in der Schweiz hatte Pfarrer Josef Helg nach ähnlichen Versuchen in Glatzburg und Jestetten ein Klösterlein zur ewigen Anbetung eingerichtet. Zur Unterstützung dieser Einrichtung hatte er den Schussenrieder Abt gewinnen können, der seit 1762 Hilfestellung gab, die jungen Anwärterinnen einkleidete, ihnen beträchtliche Summen lieh und ihnen zeitweilig einen Beichtvater schickte. Angesichts fortwährender neuer Hilfesuche und der Entscheidung, ob man diese Gründung inkorporieren solle, waren die Meinungen im Konvent jedoch keinesfalls einheitlich.

**Eine Schule der Feldmesskunst** - Mit P. Dominikus Reiner hatte das Stift erneut einen hervorragenden Geometer in seinen Reihen, nicht nur für das eigene Herrschaftsgebiet, der „accurate Mappen“ herstellte, sondern von allen benachbarten Herrschaften für Vermessungszwecke beigezogen wurde. Er bildete weitere Schussenrieder Untertanen aus, und die Grafen von Warthausen, von Wurzach und das Gotteshaus Petershausen ließen ihre Leute hier anlernen.

**Die Musik auf dem Höhepunkt** – Schussenried war schon früher durch hervorragende Musiker bekannt gewesen, die man mit Instrumenten und eigenen Kompositionen nur anzufordern brauchte. So standen 1770 wiederum ein halbes Dutzend musizierender Herren bereit, um einzuspringen, wo immer ein hohes Kirchenfest, ein Jubiläum oder ein anderer besonderer Anlaß es erforderten – ob in Weißenau, Weingarten, Buchau, Altshausen oder Aulendorf. Ein ausgezeichnete Organist war von der Prämonstratenserabtei Corneux in Burgund angefordert worden, der allerdings dort erkrankte und am 20. Februar 1772 dort starb. Noch berühmter war P. Wilhelm Hanser, der 1764 bis 1770 hier Musikdirektor war. Er wurde in die lothringische Abtei Lavaldeu berufen und leitete dort von 1772 bis 1787 die dortige Musikschule, hatte unter anderen den späteren Komponisten Etienn-Nikolas Méhul als Schüler und komponierte selber zahlreiche Sinfonien, Messen und Motetten.

**Das Klosterschulhaus** - Auch diese Einrichtung des Stifts stand in hoher Blüte dank eines modernen philanthropisch ausgerichteten Lehrplans und wurde von zahlreichen Schülern aus besten Familien besucht. Sogar ein Canonicus des Hochstifts Mainz fand sich hier ein, nicht ohne eine beträchtliche Anzahl von Bouteillen Wein aus eigenem Gewächs mitgebracht zu haben.

**Stiller Ausklang** - Gewiß hatte das Stift wegen seiner prächtigen Bauten und herrlichen Säle - neben dem Bibliotheksaal bestand damals ja noch ein ebenfalls gerühmtes Vestiarium, ein Refektorium und ein Kapitelsaal – viel an Ansehen gewonnen und wie eben gezeigt, auf verschiedenen Gebieten beachtliche Leistungen aufzuweisen. Abt Nikolaus war schon 1772 abgekämpft und amtsmüde – „Er sage seinem Confratribus keinen Dank, daß sie ihn zum Prälaten gemacht, verlange auch nicht als Regierender zu sterben.“ Dazu kam seine angegriffene Gesundheit. Da halfen keine Egerbrunnen-Kur und kein Besuch in einem Heilbad. Schon anfangs Januar 1775 bangten seine Konventualen um ihren Prälaten, und als er sich am 30. Juni hatte nach Stafflangen fahren lassen, in der Hoffnung, sich dort wieder zu erholen, halfen ihm alle Mittel der Ärzte nichts mehr. Er hatte an den Ordensgeneral schreiben lassen und um Genehmigung seiner Resignation ersucht. Bevor die Antwort eintraf, verstarb er. Auf seinen eigenen Wunsch wurde er in Stafflangen auf dem Gemeindefriedhof begraben. Sein Gedenkstein befindet sich im Durchgang des dortigen Kirchturms.

**Das Wappen** von Nikolaus Cloos besteht aus drei Ringen in rotem Feld. Es befindet sich im Bibliotheksaal, über dem Zugang zur Stafflinger Kirche am Turm sowie am Eingang des dortigen Pfarrhauses.

## Der Bildhauer Josef Henselmann und der Landkreis Biberach

Von Dr. Gisela Linder, Weingarten

Der Bildhauer Josef Henselmann stammt aus Laiz an der Donau, das heute zu Sigmaringen gehört. Er lebt seit Jahrzehnten mit seiner Frau und Mutter seiner Kinder, der Malerin Marianne Henselmann, in München. Doch das Herz dieses oberschwäbischen Kunstpreisträgers schlägt nicht nur für seine bayerische Wahlheimat, sondern ebenso für Oberschwaben und hier nicht zuletzt für den Landkreis Biberach. Denn Landrat Dr. Wilfried Steuer hat Josef Henselmann während der vergangenen zwei Jahrzehnte mit einer Vielzahl von Aufträgen betraut im öffentlichen wie im sakralen Raum. Alle diese Aufgaben erfüllte der Bildhauer in einem Alter, in dem sich andere Leute längst zur Ruhe gesetzt haben. Denn Josef Henselmann konnte im August dieses Jahres seinen 85. Geburtstag feiern. Es hat ihm im Laufe eines reichen Künstlerlebens zwar nicht an Anerkennung gefehlt, und doch mag es für ihn eine besondere Genugtuung gewesen sein, daß ein vergleichsweise junger Landrat zu ihm kam, von seiner Kunst angetan war, und das in einer schnelllebigen Zeit, in der die Lebens- und Berufserfahrung der Alten von oberflächlichen Zeitgenossen oft gering geachtet wird.

Und die Beschenkten sind nun die Einwohner des Landkreises Biberach, in den Städten ebenso wie auf dem Dorf. Denn Josef Henselmann genießt zu Recht hohes Ansehen als Künstler weit über seine Geburts- und Wahlheimat hinaus. Seine Kunst spricht jeden an, hoch und nieder, jung und alt.

Vor seinen Plastiken kann von der oft beklagten Entfremdung der heutigen Kunst von unserer Gesellschaft nicht die Rede sein. Vor seinen Plastiken ist nichts zu spüren von jener oft verhängnisvollen Kluft zwischen Experten und Laien, die sich oft dort auftut, wo heutige Künstler ihre Arbeiten der Öffentlichkeit vorstellen. Denn Josef Henselmanns Kunst schlägt durch ihre Menschlichkeit die Brücke zum Menschen. Josef Henselmann wird heute bundesweit verehrt als Meister des Passauer Altars und anderer zeitloser Monumental-Werke im sakralen Raum, ebenso geschätzt wird er als Bildhauer von Denkmälern und Brunnen, von Standbildern und Grabmälern, von durchgeistigten Porträts und besinnlichen wie humorigen Kleinplastiken. Auch ist er ein Meister der Tierplastik. Er ist unvergessen als beispielhafter Lehrer einer ganzen Bildhauer-Generation und als Präsident der Münchner Kunstakademie, der in den Jahren 1946 bis 1958 wesentlich zu deren Wiederaufbau beigetragen hat.

Der Weg Josef Henselmanns führte von einer Holzschnitzlehre in Sigmaringen an die Münchner Akademie, wo er zuerst lernte, und später lehrte, mit derselben unerschöpflichen Schaffenskraft und Schaffensfreude und mit demselben Ernst. Er ging seinen künstlerischen Weg unbeirrt von allerlei Moden, die er gelassen kommen wie gehen sah, er ging ihn als ein Bildhauer, dessen reiches Lebenswerk ungebrochen aus dem großen, abendländischen Erbe wuchs. Er ist einer der bedeutendsten Menschen-Bildner unserer Zeit, der die Würde des Menschen wahrte durch seine Plastiken, auch in Tagen, in denen der Mensch fast ganz aus der bildenden Kunst vertrieben war. Geistige Disziplin, formale Ordnung, tiefe Liebe zu allem Lebendigen und Natürlichen, zur Schöpfung mit all ihrer Kreatur, Beseeltheit und Verinnerlichung sowie eine kündende Gestaltungskraft bei der Bewältigung religiöser Themen bestimmen sein vielgestaltiges Werk. In seiner sakralen Kunst gelang es ihm, überlieferte Inhalte ohne Interpretationshilfen - wie heute vielfach üblich -, sondern allein dank der Aussagekraft des Bildwerks für den Betrachter erfahrbar und erlebbar zu machen.

Wie die Meister des Mittelalters, so kam auch Josef Henselmann über das Handwerk zur Kunst. Wie diese, so tritt auch er als Person stets hinter dem all-gemeingültigen Werk zurück. Für ihn war Bildhauerei nie formaler Selbstzweck, sondern er stellte sie stets in den Dienst einer Aufgabe, die er sich selbst stellte, oder die ihm gestellt wurde. Er verlor sich nicht im Experiment. Seine Hingabe als Künstler galt stets dem Auftrag, den er mit seinem Werk zu erfüllen hatte.

Diese Grundhaltung und ein gediegenes Können ermöglichten es ihm auch, monumentale Kultbilder zu schaffen, die sich nicht nur würdig, sondern gewichtig in kunstgeschichtlich bedeutende Kirchenräume einfügen und die in ihrer Einfühlsamkeit ohne Selbstverleugnung ihresgleichen suchen. Das bekannteste Beispiel ist wohl sein schon erwähnter Passauer Altar, eine rund 15 Meter hohe Figurenpyramide in einem von der Gotik und dem Barock geprägten Kirchenraum. Seine zum lichten Dreieck formierten Figuren aus Pappelholz, das dünn mit Silber beschichtet ist, so daß die Schnitzspuren sichtbar bleiben, hält der Monumentalität des Domes stand, erhebt das vorgegebene Thema der Steinigung des heiligen Stefan zu einem ebenso mächtigen wie modernen Mahnmahl um Schuld, Leiden und Erlösung. Über dem unter den Steinwürfen in die Knie brechenden, doch in seinem Gottvertrauen ungebrochenen Stefan ist als Krönung der Figurenpyramide seine Vision zu sehen: die Dreifaltigkeit. Sieben Jahre lang hatte der Meister um dieses großartige Werk gerungen.

Noch im selben Jahrzehnt, den fünfziger Jahren, entstand für den Dom zu Augsburg Henselmanns acht Meter hohes Kreuz mit den zwölf Aposteln sowie das Triumphkreuz für den Dom zu München, die Frauenkirche, geschnitzt aus einer vom Blitz gefällten Eiche mit einer Stammdicke von gut einem Meter. Der Korpus ist über vier Meter hoch, das Antlitz hat den verinnerlichten Ausdruck eines friedfertigen Siegers. Dieses berühmte Kreuzifix ist nur eines unter einer Vielzahl ebenso ausdrucksstarker Christusfiguren, doch nie hat sich Henselmann selbst kopiert. Immer ist die Gestaltwerdung einmalig. Er blieb Bildhauer in des Wortes wörtlicher Bedeutung, der seine Bildwerke eigenhändig aus dem Holz und aus dem Stein haut, aus eigener Vorstellung Gestalt werden läßt. Und die Bronzegüsse nach den von ihm modellierten Figuren gingen stets noch durch seine Hand, und oft legte der Meister selbst da und dort noch Hand an. Außer den Christusfiguren von Josef Henselmann bilden seine vielen innigen Madonnen einen Schwerpunkt in seinem Schaffen. Sie sind von tiefer Menschlichkeit be-seelt, und strahlen eine stille Würde aus. Es sind Andachtsbilder, vor denen Menschen auch heute noch beten können, Henselmanns Madonnen vermitteln ein Gefühl der Geborgenheit, das den heutigen Menschen nottut. Sie sind tröstlich. Auch im Landkreis Biberach gibt es berechte Beispiele dafür, so in der Kapelle des Kreiskrankenhauses Riedlingen. (Madonna), im Sitzungssaal des Landratsamts (Kreuz), in Altheim (Mariensäule) und demnachst auch vor dem neuen Kreiskrankenhaus in Biberach (Schutzmantelmadonna).

Im weltlichen Bereich hat sich Josef Henselmann nicht zuletzt als Brunnengestalter einen Namen gemacht. Davon kann man sich in seiner Heimatstadt Sigmaringen und vor allem im Landkreis Biberach überzeugen. Beispiele für Josef Henselmanns vielseitige Brunnen-Kunst finden wir beim Kreisgymnasium Riedlingen - es ist der erste Brunnen, den der Bildhauer im Auftrag des Landkreises schuf -; vor dem Landratsamt in Biberach ist der „Sonnenbrunnen“ Blickfang, bei den Beruflichen Schulen in Laupheim steht der Brunnen „Flieg junger Adler“, der die Situation des jungen Menschen gleichnishaft veranschaulicht, und in Altheim hat sich der Bildhauer mit dem „Storchenbrunnen“ als Meister der Tierplastik bewährt. Für diesen legen auch Zeugnis ab der bronzene Esel in der Eingangshalle des Landratsamts Biberach ebenso wie der wohl berühmteste Henselmann-Brunnen in der Bundesrepublik, der Rindermarktbrunnen in München. Populär ist auch der Trompeter-Brunnen in Säckingen.

Im Landkreis Biberach findet man noch an zwei weiteren markanten Punkten eindrucksvolle Werke von Josef Henselmann. So schuf er für die Wallfahrtskirche auf dem Bussen das Relief über dem Eingang und für Ochsenhausen das Kriegerdenkmal mit der Herz-Jesu-Figur.

Für zwei unvergessene Persönlichkeiten, die sich neben vielen anderen Verdiensten auch besondere Verdienste um die Kunst hierzulande erworben haben, gestaltete Josef Henselmann das Grabmal. Prälat Endrich, Stadtpfarrer in Bad Buchau, war jahrzehntelang Vorsitzender des Diözesan-Kunstvereins, stand den Gemeinden bei der Renovierung ihrer Kirchen mit seinem fachmännischen Rat zur Seite, rettete viele alle Kunstdenkmäler in Oberschwaben für Oberschwaben und hat auch die Beuroner Künstlertage ins Leben gerufen. Außer diesem gerade in seiner Schlichtheit eindrucksvollen Grabmal auf dem Friedhof in Bad Buchau gestaltete Josef Henselmann auf dem Friedhof von Grüningen bei Riedlingen das Grab von Landrat Karl Anton Maier, eines Freundes der Heimat und der Künste. Er war einer der vier oberschwäbischen Landräte, die anfangs der fünfziger Jahre den Oberschwäbischen Kunstpreis gestiftet hatten, zur Hebung des kulturellen Selbstbewußtseins von Oberschwaben, einer alten Kulturlandschaft.

1956 war dieser Preis an Josef Henselmann verliehen worden. 1925 hatte der Bildhauer den Preußischen Staatspreis erhalten und ein Jahr nach dem Oberschwäbischen folgte 1957 der Kunstpreis der Stadt München. Doch bis auf den heutigen Tag strahlt Professor Josef Henselmann, der viel Geehrte, noch immer jene Bescheidenheit aus, die seine stille Hingabe an sein jeweiliges Werk bei all seiner gestalterischen Kraft entspricht. Noch immer strahlt der 85jährige eine Gelassenheit aus, die Teil jener humanistischen Grundhaltung ist, die sein Werk prägt, eine Gelassenheit aus dem Bewußtsein, daß all sein Tun im Dienste eines Höheren steht. So reagierte der Meister großer zeitloser sakraler Werke als fast Achtzigjähriger selbst auf das Unverständnis eines sich modern dünkenden jungen Pfarrers gelassen, der, ohne Josef Henselmann vorher zu verständigen, kurzerhand die Kanzel in der Dorfkirche zu Laiz samt den Relieftafeln

des Künstlers abbauen ließ, die dieser seiner Heimatpfarre einst geschenkt hatte. Um so mehr dürfte den Künstler die hohe, allgemeine Wertschätzung freuen, die er nicht zuletzt im Landkreis Biberach genießt.

6. Jahrgang – Heft 2 – Seite 8

## Der Bussen im Wechsel der Zeiten

Von Ferdinand Kramer, Uttenweiler

Weithin sichtbar ist der Bussen, ein Wahrzeichen des Landkreises Biberach, und so versteht es auch das Kreislied, ihn in der zweiten Strophe in den Mittelpunkt zu stellen, wenn es sagt: „Im Biberacher Landkreis, hoch ragt der Bussenberg. Von seiner Höhe schauet man des Herrgotts Meisterwerk“. So haben es auch die Menschen aller Zeiten wohl empfunden; die einen schauten auf das Sichtbare, das Land und den Berg, die Kirche und die Reste der alten Burg, die anderen aber ließen sich über das Sichtbare hinausführen. Die Kelten kamen wohl dort in dem großen Viereck zusammen; die Alemannen errichteten nach ihrer Bekehrung eine Kirche. Viele wallfahren auf diesen Berg, auch in größeren Pilgergruppen, zu persönlichem Gebet. Nur wenige, die den Bussen besuchen, wissen von der vielfältigen Geschichte des Berges, sei es im geologischen oder heimat- und landeskundlichen Sinn. Es ist auch nicht verwunderlich, gibt es doch keinen eigentlichen Bussenführer mehr. Neu aufgelegt wurden zwar die Schriften Michel Bucks im Zusammenhang mit seinem 150sten Geburtstag 1982, sein Büchlein „Auf dem Bussen“ ist ausführlich; doch genauer ist das 1921 erschienene Wallfahrtsbüchlein von Pfarrer Theodor Selig „Unsere liebe Frau vom Bussen“. Leider gibt es neben den Einzelberichten von Pfarrer Brehm und Pfarrer Selig in der Zeitungsbeilage „Der Bussen“ in den 30er Jahren und den zahlreichen Veröffentlichungen von Pfarrer Josef Paul in den 60er und 70er Jahren keine zusammenfassende Darstellung mehr.

### Der Bussen in frühester Zeit

Durch seine Lage und seine Form reizte der Bussen vermutlich von alters her die Menschen, sich auf ihm niederzulassen oder dorthin zu fliehen. „Bisher hat man nur dicke, dunkle Scherben von Hand gefertigter Geschirre gefunden“. So dürfte der Bussen in der späten Bronzezeit, etwa von 1250-750 v. Chr., bereits besiedelt gewesen sein. Die Kelten errichteten in Sichtweite des Berges zahlreiche Viereckschanzen. Die Heuneburg bei Hundersingen ist die bedeutendste Siedlung.

Drei römische Kastelle liegen in der Nähe des Bussen: Ennetach, Emerkingen und Rißtissen; trotzdem hat Michel Buck dem Bussen kein Römerkastell zugeschrieben. Doch bereits einen Kilometer entfernt läuft auf Dentinger und Aderzhofer Gemarkung eine Römerstraße, in Flurkarten Heerstraße genannt, über den Hangfuß des Bussen.

### Die älteste Bussenurkunde von 805

Am 23. Okt. 805 fertigen die Söhne des Grafen Perathold, Chadaloh und Wago, vor 27 Zeugen dem Kloster St. Gallen eine Übergabeurkunde für zahlreiche Orte und Gebiete, auch den Bussen, „in Erinnerung an den Fall menschlicher Gebrechlichkeit und in Furcht vor unserem plötzlichen Hinscheiden“ aus; doch stellen sie dann wieder zwei Rückgabebedingungen, „daß wir sie zu unserem Genusse zu uns nehmen und alle Jahre den Zins... zahlen“ und wieder „zurückkaufen können“ gegen eine geringe Gebühr.

Eine eigenartige Urkunde, sie greift über die Entwicklung des Lehenswesens hinaus. Den Stiftern scheint es geraten gewesen zu sein, ihre Besitzungen, darunter den Bussen, in der augenblicklichen Lage pro forma dem Kloster zu überschreiben. Aus der nächst vorhandenen Urkunde, 892, kann geschlossen werden, daß spätestens die Erben den Besitz wieder zurücknahmen, denn 892 geht ein Gebietsteil am Bussen in die Hand des Klosters Reichenau über.

Die Herren des Landes sind 805 weithin das Geschlecht der Bertholde; sie haben ihren Besitz in den Landen an Donau und Neckar, ein Stammsitz war die Alteburg bei Marchtal. Sie gehörten zur schwäbischen Herzogsfamilie, und nach der verlorenen Schlacht bei Cannstatt 746 betraf auch sie die Eingliederung Schwabens in die Zentralgewalt der Franken und die Neuerrichtung fränkischer Amtsbezirke. Sie versuchten durch Heirat wieder in den früheren Rang aufzusteigen, der Titel „Herzöge“ blieb ihnen erhalten.

Diese Herren des Landes, die Bertholde, hatten so zu jener Zeit auf dem Bussen eine Kirche, die sie an das Kloster St. Gallen verschenkten. Durch diese Urkunde wird auch der Name des Berges bezeugt: „in Pussone illam basilicam“.

Im gleichen Bereich aber hatte das fränkische Königshaus ebenfalls Besitz, sicher aus politischen und militärischen Gründen. Die Erben der Bertholde erbauten wohl auch die Bussenburg, denn ihnen gehörte weiterhin der rückwärtige Bereich des Bussen, der vorderste ab 892 dagegen dem Kloster Reichenau. Genannt werden in den folgenden Zeiten Herzog Hermann von Schwaben, † 1003, die Grafen von Bregenz und die Pfalzgrafen von Tübingen; auch die Grafen von Landau hatten Rechte.

Die Aussage von Michel Buck, daß auf dem Bussen „königliche Dienstmänner saßen“ .. „ohne Zweifel, weil er von alters her als Lehen des Herzogtums Schwaben betrachtet wurde“, läßt sich aus Quellen nicht mit Sicherheit belegen.

### Der Bussen im Besitz der Habsburger

Vor der Wahl Rudolfs von Habsburg 1273 zum König läßt sich kein Besitz in Süddeutschland nachweisen; in den folgenden Jahren aber bauen er und seine Söhne sich im Herzen Schwabens konsequent eine Hausmacht auf. 1281 amtiert Rudolf von Andelfingen als „advocatus de Bussen“, 1291 erwirbt dann Herzog Albrecht von Österreich mit der Grafschaft Veringen auch die Bussenburg, die Lehen von Reichenau sowie das Vogteirecht über die Kirche auf dem Bussen.

Damit wird auch deutlich, daß der Bussen oben besitzrechtlich mehrfach geteilt war: im Westen die Kirche mit dem Friedhof (ein Bussenpfarrer ist in einer Urkunde von 1229 erstmals erwähnt „A. plebanus de Bussen“), in der Mitte des Berges, abgetrennt durch Gräben und Mauern, als Schutz eine „Vorderburg“ mit Scheuer, im weiteren Bereich die Hinterburg, von der die Ruine des Bergfrieds noch übriggeblieben ist.

Die Habsburger setzten nun für ihre Gebiete einige Vögte ein, die wiederum von Ammännern unterstützt wurden. Der Bussen, obwohl als Zentrum des neu erworbenen Gebietes gedacht, war aus natürlichen Gründen keine ganzjährige günstige Wohnstelle; deshalb war der Verwaltungsmittelpunkt Mengen, später eine Zeit lang Saulgau.

Dafür wurde der Bussen aber militärisch entsprechend gesichert; Wall und Graben, Mauern und Türme dienten der Befestigung. Zur Verteidigung verpflichtet wurden Adelige der Umgebung; sie konnten im Bedarfsfall schnell zur Stelle sein. Oben auf dem Bussen hatten sie deshalb Burgsitze, als Entschädigung Landbesitz und Einkünfte. Genannt werden 1290 Ludwig von Hornstein, Rudolf von Friedingen, Konrad von Gundelfingen, Albert von Reutlingen. Michel Buck rechnet mit 8 bis 10 Burgmannen; nimmt man die Lehen als Maß, ergeben sich acht: die Herren von Friedingen, Hornstein, Gundelfingen, Reutlingen, Stadion, Emerkingen, Stein und die Bossen von Zwiefalten.

Schon 1314 geht ein Teil der Besitzungen auf dem Bussen den Weg vieler habsburgischer Ländereien: er wird verpfändet und wieder ausgelöst. 1314 erhält Graf Rudolf von Hohenberg Pfandrechte, 1317 Graf Wilhelm von Montfort Bereiche der Grafschaft Friedberg (und wohl auch den Bussen), 1325 Graf Rudolf von Rheinfelden Riedlingen und den Bussen, 1352 Graf Hugo von Hohenberg. 1357 war bereits Burkart von Ellerbach Pfandschaftsinhaber; Kunz de Ellerbach wird 1387 als „Vogt ze Bussen“ genannt.

Aus einer Ulmer Urkunde von 1397 wird ersichtlich, daß in der Zwischenzeit die Truchessen von Waldburg den Bussen als Pfand erhalten hatten. 1399 erhält Truchseß Hans auch die Würde des Vogtes über die reichenauischen Gebiete. Und damit kehrt wieder mehr Deutlichkeit in die Geschichte ein, denn es bleibt in den folgenden Jahrhunderten zwar das Eigentumsrecht beim Hause Habsburg; doch durch die Belehnungen wissen wir den jeweiligen eigentlichen Herren über den Bussen.

Nach Truchseß Hans, † 1429, wird Eberhard 1424-1476 Pfandschaftsinhaber, und er erreicht die Vertragszusätze „auf ewig und beständig“ und 1454 die „mannserbliche Inhabung“. Daß er durch Heirat mit dem Geschlechte der Sonnenberger verwandt wird, zeigt sich am Bussen durch den Hofbesitz „Sonnen-



berg“, der, wohl auf neu gerodetem Gebiet, in Richtung Aderzhofen errichtet wurde. Graf Eberhard, 1480-1493 Pfandschaftsinhaber des Bussen, wird von seinem Bruder Andreas beerbt, der 1493-1511 diese Gebiete verwaltet. Er kauft auch einige Burgställe auf dem Bussen auf, die bis dahin im Besitz der Adeligen der Nachbarschaft geblieben waren, und dazu 1508 das Hofgut Buchay im Nordosten des Bussenhanges. 1511 wurde er im Ried bei Herberlingen überfallen und ermordet, als er nach der Jagd am Bussen zu seinem Schloß in Scheer reiten wollte. Der Täter, Felix von Werdenberg, sein Nachbar, wurde dafür nur gering bestraft.

Die Herrschaft fiel an den Schwiegersohn des Grafen Andreas, den Truchsess Wilhelm. Er ist auf dem Motivbild in der heutigen Bussenkirche, gleich am Eingang, mit seiner Familie abgebildet; neben dem Datum 1521 sind auch die Namen der Personen auf dem Bild angegeben. Sicher hat er 1516 die Erlaubnis zum Neubau der Kirche gegeben, mitbeteiligt war aber am Bau Abt Gregor Fischer von Zwiefalten; vermutlich, weil Zwiefalten in Offingen und der Umgebung Besitzungen hatte.

Truchseß Wilhelm, 1542-1566, folgte 1566-1593 Truchseß Karl, welcher wegen der österreichischen Pfandschaften 1572 mit Österreich Ärger hatte, aber 1578 einen Entscheid des Reichskammergerichtes zu seinen Gunsten erzielte. 1580 teilten die Habsburger den Besitz neu auf; Karl behielt den Bussen. Einem Rechtsstreit zwischen denen von Hornstein und den Truchsessern verdanken wir auch die älteste Karte, die die Gegend am Bussen und das Umland zeigt, die Renlinsche Karte von 1589.

1593 wollte Kurfürst Gebhard v. Köln den Besitz an sich ziehen, aber Truchseß Christoph war schneller und setzte sich durch. 1612-1646 übernahm dann Truchseß Wilhelm Heinrich die Rechte.

In seine Zeit fällt die Zerstörung der Burg. In der Nacht vom 14. auf 15. Dezember 1633 überfielen die Schweden die Burg auf dem Bussen und brannten sie nieder. Die Sage überliefert, ein geheimer Gang sei verraten worden. Aus dem Briefwechsel der folgenden Monate wird deutlich, daß die Habsburger dem Bussen immer noch eine symbolische Bedeutung beimaßen. Eine andere Sage erzählt, daß ein eisgraues Männlein die Kirche damals in der schlimmen Schwedenzeit vor einer Plünderung bewahrt habe; trotz Beschädigungen blieb die Kirche, wenn auch eine Zeitlang ohne Geistlichen, erhalten. Überlegungen, die Burganlage aufzubauen, wurden wieder aufgegeben; die Zeit dieser Verteidigungsanlagen war vorbei. Nur truchsessische Jäger wohnten eine Zeitlang noch oben, der Turm wurde als Gefängnis genutzt. Bald verfielen die Ruinen noch mehr.

## Das Haus Thurn und Taxis erwirbt den Bussen

Nach der Zerstörung der Burg hatte der Bussen seine militärische und herrschaftspolitische Bedeutung verloren. Die Truchsessern von Waldburg und ihre Vögte kümmerten sich nur noch wenig um die Ruinen; die Verwaltung erfolgte von Dürmentingen aus.

So ist verständlich, daß die Bevölkerung rund um den Bussen den Verkauf der Herrschaft an Fürst Anselm von Thurn und Taxis 1787 geradezu begeistert begrüßte. Aus Ulm wurde eigens eine Kanone geholt und auf den Bussen gebracht, um den neuen Herren an der Grenze bei Unlingen würdig zu empfangen. Die Verwaltung blieb in Dürmentingen, kam nach der Säkularisation unter Fürst Karl Alexander (1805-1827) nach Buchau, später nach Obermarchtal.

Doch die Herrschaftsgewalt der Fürsten von Thurn und Taxis wurde durch die weiteren Ereignisse beschnitten. Die Landeshoheit ging 1806 an den König von Württemberg über, die Zehntpflicht u. a. wurde abgeschafft, 1855 kam das Jagdrecht außerhalb der Wälder an die Gemeinden um den Bussen.

So ist das Haus Thurn und Taxis zwar am und um den Bussen noch der große Grundstücksbesitzer, dazu noch ein angenehmer und fürsorglicher Nachbar, die politischen Entscheidungen aber liegen in anderen Händen.

## Die Gegenwart am Bussen

Wer heute auf den Bussen wandert, sieht nur noch klägliche Reste der alten Herrschaftszeichen. Dafür findet er aber eine 1959 bis 1963 renovierte, schmucke Wallfahrtskirche. Die Bedeutung des Berges hat sich verschoben; vom Symbol der Macht über Land und Leute ist er zum „Heiligen Berg Oberschwabens“ geworden. Zehntausende kommen nun herauf, um von dort oben einen Blick ins weite oberschwäbische Land zu tun, um vor dem altherwürdigen Bildnis der Schmerzhaften Mutter Gottes zu beten, wie es auch 1521 der Truchseß von Waldburg und seine Familie tat. Das Haus neben der Kirche ist Privatbesitz. Die Gemeinde Uttenweiler hat für ihren Teilort Offingen in Absprache mit den betroffenen Grundstücksbesitzern und in Zusammenarbeit mit den Behörden 1983 die Wege zum Bussen und auf den Berg selbst neu herrichten lassen.

6. Jahrgang – Heft 2 – Seite 12

# Die Burgruine Schatzberg

Von Stefan Uhl, Warthausen

In einem der größten zusammenhängenden Waldgebiete der südlichen Alb, dort, wo der Kreis Biberach in seinem äußersten Westen bis auf 9 km an die Stadt Sigmaringen heranreicht, erhebt sich über dem Mosteltal die Ruine Schatzberg. Zu ihren Füßen ist kein Parkplatz; nur stundenlange Wanderwege führen von Wilflingen, Bingen oder Billafingen zu ihr hin, und so ist sie bis heute selbst bei Einheimischen fast unbekannt geblieben, trotz ihres rätselhaften, an die Sagenwelt gemahnenden Namens. Von ihren zerfallenen Mauern blickt man nur auf Wald, der sich nach allen Richtungen unabsehbar ausdehnt. Dennoch herrschte hier vorzeiten bewegtes ritterliches Leben. Ein Konrad von Schatzberg wird 1267 als Lehensmann des Grafen Hartmann I. von Grüningen erwähnt.

Die Grafen von Veringen, ab 1134 genannt, besaßen die obere Burg zu Grüningen. Graf Hartmann von Württemberg heiratete eine Gräfin von Veringen und erhielt infolgedessen Besitz in der Riedlinger Gegend und in Grüningen. Sein Sohn Konrad nannte sich erstmals 1227 Graf von Grüningen und gründete die Linie Württemberg-Grüningen. Dessen Sohn Hartmann I. heiratete 1252 eine Gräfin von Veringen, die ebenfalls veringisches Erbe mitbrachte.

Die Burg Schatzberg dürfte demnach unter Graf Hartmann I. von Grüningen, also nach 1252, zum Schutz des zerstreuten ererbten Besitzes erbaut worden sein. 1274 ist Konrad von Schatzberg nicht mehr am Leben, sonst ist nichts über ihn bekannt.

Von den Grafen von Grüningen kam die Burg um 1291 an die Habsburger, die sie 1306 den Herren von Hornstein als Lehen gaben.

Hans IV. von Hornstein stand im Dienst des österreichischen Herzogs Friedrich IV. „mit der leeren Tasche“, blieb ihm auch nach seiner Ächtung 1415 treu und führte für ihn allerlei zweifelhafte Streifzüge aus. Zu Hans IV. kam 1420 der junge Konrad von Hornstein aus Grüningen (ein Sproß der 1388 von Bittelschieß nach Grüningen verzogenen zweiten Linie), der — ein gelehriger Schüler — 1434 mit Lutz von Landau (einem Nachkommen der Grafen von Landau) einen Raubüberfall ausführte. Als Lohn für seine Dienste erhielt Hans IV. von Herzog Friedrich 1434 die Pfandherrschaft Hohenberg. Hans' IV. Sohn Jos erbte — nachdem sein Vater 1434 Wilflingen verkauft hatte — Schatzberg und die Pfandherrschaft. Die beiden Hornsteiner, Konrad und Jos, griffen 1442 (im Auftrag eines anderen, der sich rächen wollte) den Bischof von Augsburg an. Auf dessen Klage gebot Kaiser Friedrich III. den Grafen Ludwig I. und Ulrich V. v. Württemberg, gegen Konrad und Jos vorzugehen. Deshalb ließ er die Grafen durch Friedrich IV. von Helfenstein die Burg Schatzberg — ohne Belagerung oder Verteidigung - 1442 niederbrennen. Später verlor Jos die Pfandherrschaft Hohenberg, die Burg Hohenberg wurde 1449 zerstört. Jos — von jetzt ab unsterblich und flüchtig - verkaufte 1454 den Burgstall Schatzberg an seinen Verwandten Konrad und starb, nach einer Reihe weiterer Fehden, 1485. Sein Sohn Wendel — ohne Erbe — war im Dienst Erzherzogs Sigmunds Vogt der Landgrafschaft Nellenburg. Mit ihm starb um 1496 die Linie Schatzberg-Wilflingen aus. Schatzberg mit Zubehör kam von Konrad 1482 an seinen Sohn Kaspar und von diesem um 1484 durch Kauf von Georg I. von Hornstein, genannt von Hertenstein. Dieser verkaufte Schatzberg 1487 an Hans von Mulffingen, Vogt zu Sigmaringen. Seit 1538 gehört der ganze Besitz den Schenken von Stauffenberg zu Wilflingen.

Die Burgruine Schatzberg liegt nahezu isoliert auf einem nach SSW verlaufenden Bergsporn des 711 m hohen Schatzberges. Dieser ist nur im Nordosten durch eine flache Senke mit dem Hinterland verbunden. Von hier führt der einzige einigermaßen bequeme Weg - identisch mit dem alten Burgweg - zur Ruine.

Der Sporn, auf dem die Ruine auf ca. 690 m NN liegt, ist durchweg recht schmal. Der Graben 1) schützte die Burg auf der Bergseite, hinter ihm befindet sich die Vorburg 2) mit dem Wirtschaftsgebäude 3). Südlich davon stehen auf einem Felsblock der Bergfried 4) und das Torhaus 5). Hinter dem Bergfried liegt der Hof der Hauptburg 6), dessen Südseite von dem auf der äußersten Fels Spitze errichteten Palas 7) begrenzt wird. Im Osten liegt ein kleiner Zwinger 8). Der Palas

liegt auf einem Felsriegel am äußersten Ende des Spornes, deutlich erhöht über dem Burghof. Im Süden fällt der Felsen ungefähr 20 m teilweise überhängend, im Osten ungefähr 9 m senkrecht ab. Im Norden geht er jetzt, durch Schuttmassen verdeckt, mäßig abfallend in den Burghof über.

Entgegen älteren Beschreibungen sind vom Palas nur noch geringe Mauerreste erhalten: Von der östlichen Seitenwand stehen nur noch geringe Grundmauern direkt auf der Felskante. Größere Mauerteile haben sich nur noch im Westen, wo die Mauern mittels Futtermauern über die Felskante hinaus vorgeschoben waren, erhalten. Diese erhaltenen Mauern sind durchweg als Futtermauern ausgebildet und zwischen 3 und 4 m hoch. Im Südwesten hat sich die Mauerecke erhalten. Hier befinden sich mächtige Eckquader, unter ihnen ein einziger Buckelquader.

Die übrigen Mauerteile bestehen aus lagerhaftem Bruchsteinmauerwerk. Die Steine sind mittelgroß und nur wenig behauen, doch ist eine durchgehende Schichtung zu erkennen: Die Schichthöhe beträgt ca. 30 cm und wurde durch Aufmauerung mit kleineren Steinen erreicht. An der Nordseite befindet sich noch eine weitere Mauerecke. Hier sind minimal bossierte Eckquader vorhanden. Diese westliche Futtermauer ist direkt an den Felsen angelehnt und unten ca. 60 cm stark. Teile des Blendmauerwerkes sind schon abgerutscht, so daß das unregelmäßige Kernmauerwerk sichtbar wird.

Der Burghof ist im Osten und Westen durch die Ringmauer begrenzt, im Norden stehen der Bergfried und das östlich an diesen anschließende Torhaus. Die westliche Ringmauer stößt im Süden — 20 cm von der Mauerecke zurückgesetzt — an die Stützmauer des Palas an. Ähnlich wird man sich auch den jetzt verschwundenen Anschluß der östlichen Ringmauer an den Palas zu denken haben.

Die Ringmauern bestehen aus dem gleichen Bruchsteinmauerwerk, wie es auch beim Palas vorkommt. Die östliche Ringmauer ist noch max. 4,6 m hoch erhalten. Sie ragt jedoch nur ca. 1,4 m über den Burghof empor, d. h. sie ist im unteren Teil eine Futtermauer. Die Mauerkrone ist 90 cm breit. Die westliche Ringmauer ist noch bis 2,5 m hoch erhalten. Das Blendmauerwerk ist hier größtenteils verschwunden. Die Mauerstärke betrug ebenfalls 90 cm. In der Mitte ist ein bedeutendes Mauerstück vollkommen verschwunden — mit diesem sind Teile des Burghofes abgerutscht. Südlich dieser Lücke befindet sich eine kleine rechteckige Grube. Möglicherweise war hier an die Ringmauer ein kleines Brunnenhaus mit einer Zisterne im Inneren angelehnt. Dies ist um so wahrscheinlicher, als sich sonst keine Reste einer Zisterne im Burgbereich finden lassen.

Der Bergfried trennt Haupt- und Vorburg. Von ihm hat sich der Stumpf mit unregelmäßig-viereckigem Grundriß erhalten. Die Ringmauer steht mit dem Bergfried nicht im Verband. Im Süden und Osten sind die Mauern verschwunden oder durch Schutt verdeckt, im Norden und Westen sind sie dagegen noch bis 6,9 m hoch erhalten. Ebenfalls erhalten ist die nordöstliche Mauerecke mit Eckbuckelquadern. Die nordwestliche Mauerecke weist ebenfalls Buckelquader auf.

Das Torhaus ist im Osten an den Bergfried angebaut, seine Grundfläche beträgt 5,2 x 6,9. Durch Schutt ist es teilweise verdeckt, so daß nur im Süden ein Teil der Mauer, und im Osten eine Futtermauer — als Verlängerung der östlichen Ringmauer der Hauptburg — erhalten sind. Von den zwei Toren ist nichts mehr vorhanden. Der ehemalige Tordurchgang lag ca. 1 m über dem Niveau von Haupt- und Vorburg. Deshalb müssen sich im Süden und Norden Rampen bzw. Treppen berunden haben, über die man den Durchgang erreichen konnte.

Die Vorburg weist nicht die beim Palas vorhandene Schichtung auf. Von der 1,2 m starken Mauer sind sowohl von der Mauerschale als auch vom Kernmauerwerk nur noch Reste erhalten.

Der Hof der Vorburg ist im Westen durch die Ringmauer begrenzt, im Osten liegen die Ruinen eines Gebäudes, das als Wirtschaftsbaubau bzw. Stall diente. Dies Gebäude war bei einer Länge von 13 m nur max. 5 m breit. Von ihm ist noch der Keller, der kein Gewölbe besaß, — wenn auch teilweise verschüttet — erhalten. Nach Westen werden die Kellerwände durch den anstehenden Felsen gebildet, im Osten durch die Ringmauer, deren Außenseite noch bis zu 3,3 m hoch ist. In ihr haben sich drei Scharfen erhalten. Sie sind hochrechteckig und besitzen keinen Hausteinfuß. Nach hinten erweitern sie sich leicht. Sie waren vom Keller aus zugänglich, sind jetzt aber von hinten her verschüttet. Ihre Lage dicht am Mauerfuß und auf einer durch den steilen Hang recht geschützten Stelle zeigt, daß es sich nicht um Schießscharten, sondern um Lichtschlitze handelt.

Die Lage des Burgtores läßt sich nicht mehr eindeutig erkennen. Man kann jedoch annehmen, dass der Weg mittels einer Brücke über den Graben zum Tor, das in der grabenseitigen Ringmauer lag, führte. Eine entsprechende Lücke findet sich 11 m östlich der Nordwestecke. Allerdings liegt hier teilweise der Wirtschaftsbaubau dahinter. Dieser hätte dann beim Tor eine eingezogene Ecke besitzen müssen.

Der Burggraben ist aus dem Felsen gebrochen und besitzt im Norden eine ca. 2 m hohe senkrechte Felswand, im Süden liegt dagegen noch eine Felsterrasse vor der Ringmauer. Die Grabensohle liegt ca. 3 m tiefer als der Fuß der Ringmauer und ist ziemlich eben. Nach den Seiten ist der Graben nicht abgeschlossen gewesen.

Der Zwinger schützte die Burg an dem weniger steil abfallenden Teil der Ostseite. Er schließt am Torhaus und an der Ringmauer der Hauptburg an. Im Süden, wo noch höhere Mauerreste stehen, beträgt die Mauerstärke nur 65 cm, das Mauerwerk besteht aus ziemlich kleinen Bruchsteinen in schlechtem Verband. Im Norden, wo noch eine 1,7 m hohe Mauerecke mit glatten Eckquadern erhalten ist, ist das Mauerwerk besser gearbeitet und etwas dicker als die südliche Mauer. Bemerkenswert sind die zwei Felsstufen innerhalb des Zwingers, die parallel zur Ringmauer verlaufen. Die obere ist 70 cm hoch, die untere etwa 100 cm.

Anhand der vorhandenen Mauerreste läßt sich die Ruine einwandfrei auf die Zeit um 1255 datieren. Dies deckt sich auch mit den geschichtlichen Angaben. Lediglich der Zwinger wurde später, vermutlich am Anfang des 14. Jahrhunderts, erbaut, eventuell unter Johannes I. von Hornstein-Wilflingen um 1310.

Der Erhaltungszustand der Ruine ist schlecht. Da noch Alfons Kasper<sup>3</sup> von einem hochaufragenden Palas spricht, und auch Curt Tillmann in seinem Burgenlexikon<sup>3</sup> bedeutende Reste verzeichnet, müssen in den letzten 40 Jahren beträchtliche Mauerteile verschwunden sein. Erfreulicherweise wurden vor längerer Zeit einige Sicherungsarbeiten durchgeführt. Dadurch ist die östliche Ringmauer von Vor- und Hauptburg nicht mehr direkt von weiterem Zerfall bedroht. Stark einsturzgefährdet sind jedoch sämtliche andere Reste! Hier müßte dringend etwas getan werden!

Eine Rekonstruktion der Burganlage anhand der noch erhaltenen Teile ist nur noch bedingt möglich<sup>4</sup>: Der Palas besaß vermutlich zwei, höchstens drei Geschosse. Sein Zugang lag zwar im Untergeschoß, war aber wegen der erhöhten Lage von außen nur über eine Treppe zugänglich. Der ebene Hof der Hauptburg wurde von den Ringmauern umschlossen, auf deren Mauerkrone ein einfacher Wehgang mit dünner Brüstung verlief. Das Zisternenhaus in Form eines einfachen Schuppens lehnte an der Ringmauer an. Der Zugang des — als Wehrturm dienenden — Bergfrieds lag an dessen Südseite und war nur über Leitern zu erreichen. Das an den Bergfried angelehnte Torhaus wird man sich mit einem Pultdach zu denken haben. Der Hof der Vorburg war wegen der vorhandenen Felsen wesentlich unebener als der der Hauptburg. Die ihn begrenzenden Ringmauern glichen im Aufbau denen der Hauptburg. Der Wirtschaftsbaubau dürfte die grabenseitige Ringmauer kaum überragt haben. Eine — auf der Skizze nicht verzeichnete — Holzbrücke führte über den Burggraben zum Burgtor.

Der Anlaß für die Errichtung der Burg und auch das Fehlen eines größeren, zur Burg Schatzberg gehörenden Herrschaftsgebietes im 13. Jahrhundert zeigt, daß es sich hier um eine reine Wehrburg handelte. Erst ab Johannes I. von Hornstein-Wilflingen-Schatzberg zu Beginn des 14. Jahrhunderts diente die Burg als Wohnsitz. Dies blieb — mit kurzen Unterbrechungen — das ganze 14. Jahrhundert über so. Doch vom Anfang des 15. Jahrhunderts an sank der Schatzberg zu einem Nebensitz herab, während Wilflingen und die Pfandherrschaft Hohenberg an Bedeutung gewannen. Eine zunehmende Vernachlässigung der Burg wird die Folge gewesen sein. Dementsprechend ist es nicht verwunderlich, daß die Burg 1442 ohne jegliche Gegenwehr niedergebrannt wurde. Der unterlassene Wiederaufbau zeigt zudem, daß die Besitzer kein besonderes Interesse an der Burg mehr hatten.

**Vom Aufbau her stellt der Schatzberg einen Sonderfall dar: Bemerkenswert ist nämlich die enge bauliche Verbindung von Haupt- und Vorburg, die sich u. a. durch das Fehlen eines Abschnittsgrabens zeigt. Auch die gleichzeitige Entstehung von Haupt- und Vorburg ist relativ ungewöhnlich. Man kann deshalb die Vorburg des Schatzbergs als eine Übergangsform zwischen üblicher Vorburg und Zwinger ansehen. Dieser unkonventionelle Aufbau läßt sich durch die oben angesprochene Funktion als Wehrburg erklären, die ja auch bei kleinen Anlagen ein großes Maß an Wehrhaftigkeit verlangte. Die Anlegung des Zwingers im Osten zu Beginn des 14. Jahrhunderts entspricht dagegen wieder der üblichen Entwicklung der Burgen der damaligen Zeit.**

Zur Auskunft über weitere bautechnische Details steht der Verfasser gerne zur Verfügung. Obige Arbeit ist nur der verkürzte Auszug aus einer genauen Bauaufnahme.

Wohlverwahrt unter den Buchschätzen der Fürstlich-Fürstenbergischen Bibliothek in Donaueschingen befindet sich die Handschrift 494, ein deutscher Kalender. Ein Eintrag auf der letzten Seite, dem Blatt 72, weist in sauberer, sorgfältiger Schrift den Urheber aus: „Hoc kalendarium scriptum est p(er) me Hainricu(m) Stegmüller des Wisenstaig tu(n)c temporis informatore(m) puero(rum) in Buchow Anno domi(ni) millesimo quadringentesimo quadringentesimo tertio“.

Danach hat 1443 Hainrich Stegmüller von Wiesensteig, Schulmeister in Buchau am Federsee, den auf Pergament geschriebenen Kalender gefertigt. Schon Schöttle, der Chronist von Buchau, ist bei seinen archivalischen Forschungen auf diesen Lehrer gestoßen. 1428 bereits ist nach ihm Hainrich de Wiesensteig als rector scholarum erwähnt. In jener Zeit stand Clara II., Gräfin von Montfort, die mütterlicherseits von den Waldburg stammte, dem Fürstlichen Damenstift vor.

Da unter „Kalender“ heute etwas ganz anderes verstanden wird, als im 15. Jahrhundert, sei einiges zu seiner Geschichte angemerkt.

Alle Kulturvölker, die Babylonier, Chinesen wie die Mayas u. a. haben versucht, das Jahr in gewisse Perioden einzuteilen. Verbreitet war im Mittelmeerraum die Zählung nach Mond- und Sonnenjahren. Unser jetziger Kalender hat sich aus dem römischen entwickelt. Die Calendae waren bei den Römern die jeweils ersten Tage der Monate. Daraus entstand eine Aufzeichnung dieser Monatsersten, das Calendarium, ursprünglich ein Buch, in das die an den Calendae eingehenden bzw. erwarteten Zinsen eingetragen waren. Bis zum Jahr 46 v. Chr. hatte das Jahr 10 Monate. Daran erinnert heute noch die Bezeichnung des nunmehrigen 12., früher jedoch 10. Monats (decimus = der 10.). Wegen der Ungenauigkeiten des altrömischen Kalenders führte Cäsar den nach ihm benannten Julianischen Kalender mit den Schaltjahren ein. Unter Papst Gregor XIII. wurde 1582 nochmals eine Kalenderreform durchgeführt.

Als Hainrich Stegmüller in Buchau seinen Kalender verfaßte, war nur ein geringer Prozentsatz des deutschen Volkes des Lesens und Schreibens kundig. Sicherlich war auch sein mit Hand geschriebener Kalender nicht für einen großen Leserkreis bestimmt. Es waren wohl die Stiftsdamen, die ihn in Auftrag gegeben haben.

Kalender im Mittelalter waren auch nicht nur für ein Jahr gedacht, sondern als „Immerwährende“, „Ewige“ Kalender enthielten sie Allgemeingültiges für die einzelnen Monate, Hinweise für das bäuerliche Jahr und Gesundheitsregeln, so über die günstigste Zeit des jährlich mehrmaligen Aderlassens, über das Schweißbaden und Purgieren. Den Buchauer Text schmücken Monatsbilder, Tierkreiszeichen, die Planeten, ein Astronomenbild, die vier Temperamente und Bilder zu den ärztlichen Ratschlägen.

Stegmüllers Kalender scheint Anklang gefunden zu haben, denn in der Münchener Staatsbibliothek befindet sich eine Handschrift mit fast denselben Texten und Bildern.

Nachdem in der Mitte des Jahrhunderts, wenige Jahre nach Fertigstellung des Buchauer Kalenders, der Buchdruck erfunden worden war, fanden die immerwährenden Kalender eine große Verbreitung. Zu den allerfrühesten, 1454-1457 gesetzten Mainzer Drucken zählen vier Kalender, der Türkenkalender als „Mahnung der Christenheit wider die Türken“, die 1453 Konstantinopel erobert hatten, der „Aderlaß- und Laxierkalender“, der „Cisianus ze deutsche“, ein Verskalender zum Auswendiglernen der Fest- und Feiertage und ein „Astronomischer Kalender“. Den Mainzer Kalendermachern folgten bald die Drucker von Augsburg und Ulm, welche ihre Werke mit Holzschnitten illustrierten.

Zurück zu Stegmüllers Handschrift! Jerchel, der die spätmittelalterlichen Buchmalereien am Oberlauf des Rheins erforscht hat, schätzt die zwischen 1400 und 1450 im Umkreis des Bodensees entstandenen Malereien sehr; er stuft sie bedeutend höher ein als die mehr handwerkliche Produktion im Elsaß. Eine Erklärung hierzu könnte darin gefunden werden, daß in jener Zeit Konstanz auf dem Höhepunkt seiner wirtschaftlichen Entwicklung stand. 1414-1418 wurde dort das Konzil abgehalten. Nicht nur Kardinalen und Bischöfe trafen sich, sondern auch Künstler und Kunsthandwerker fanden sich ein. Zu den in Oberdeutschland führenden Meistern zählten Konrad Witz (nach 1400-1445/46) und Hans Multscher (um 1400-1467). Beide zeichnen sich durch einen hohen Wirklichkeitssinn aus. Auch bei dem Illustrator der Buchauer Handschrift können wir diesen Realismus bewundern. Da bei den mittelalterlichen Handschriften selten Schreiber und Maler miteinander identisch waren, ist es sehr fraglich, ob Stegmüller selbst seine Schrift geziert hat. Vielfach waren es wandernde Buchmaler, die ihre Dienste anboten und an verschiedenen Orten arbeiteten. Auch Tafelmaler haben sich auf diesem Gebiet betätigt, wie wir dies aus Flandern wissen.

Die Illustrationen des Buchauer Deutschen Kalenders, besonders die Schilderungen in den Monatsbildern, sind künstlerisch wertvoll und vom kulturgeschichtlichen Aspekt her sehr aufschlußreich. Interessant sind vor allem die Darstellungen aus der bäuerlichen Arbeitswelt.

Die geschickte Komposition der Bilder in dem an und für sich sonst unüblichen kreisrunden Rahmen überrascht. Die Strichführung bei den Federzeichnungen ist gekonnt, und der Reiz der Darstellungen wird noch durch die Tönung in zartem Kolorit erhöht. Die Wasserfarben sind Karmin, Graubraun und –grün, Fahlgelb, Blau und Rosa.

Und nun zu den einzelnen Monatsbildern.

Auf dem Bild des *Januar* ist statt des sonst meist üblichen trinkfreudigen, sinnierenden Zechers ein vornehmes Paar in modischer Tracht mit den spitzen Schnabelschuhen der damaligen Zeit an einem gedeckten Tisch zu sehen, auf dem wir neben dem Geschirr auch Wecken erkennen. Ein Diener trägt das Essen auf. Im Text zu diesem Bild wird, wie bei den folgenden, zuerst jeweils der Monat beschrieben, danach folgen meist Gesundheitsregeln.

„Genner bin ich genant,

Trincken und essen ist mir wolbekant.

In disem monet ist nit gut

Von dem menschen laussen blut.“

Beim *Februar* werden wir auf ein Dorf geführt, weg vom höfischen Milieu. Am offenen Feuer wärmt sich ein Mann, der seinen linken, entblößten Fuß ganz nahe an die Flammen hält. Die winterliche Kleidung und der Gesichtsausdruck des sich Wärmenden deuten grimmige Kälte an.

„Hornung bin ich genant, erkenne mich.

Gaust du nacket, es geruwet dich.

In disem monet ist gut laussen;

Iß und trincke zu maussen.“

Der Spruch „Im Mäzen der Bauer sein Rösslein einspannt“, fällt einem beim Betrachten des *März-Bildes* ein, das durch seine exakte Darstellung des mittelalterlichen Pflügens besticht. Der schwere Karrenpflug, bei dem früher alles außer Schar und Sech aus Holz hergestellt war, wird von zwei Pferden gezogen. Zur schweren Arbeit des Pflügens waren stets zwei Personen erforderlich, außer jenem, der den Pflug hielt, trieb ein Menebub, ausgestattet mit einem Stecken, die Zugtiere an. In der Regel wurden im Mittelalter hierzu Ochsen verwandt. Das Pflügen mit Pferden kam erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts auf.

„Ich bin gehaissen Mertzze,

Den pflug ich hie uff stertzze.

In disem monet lausse dehain blut,

Doch so ist schwaiß baden gut.“

Im *April* veredelt ein Bauer innerhalb des Geflechts, welches den Etter, das Gebiet der bäuerlichen Individualwirtschaft, umschließt, Bäume. Im Hintergrund ein Haus mit heruntergezogenen Walmen, strohgedeckt, an dem neben zwei Fenstern ein Tor erkenntlich ist. Es erinnert an das altoberschwäbische Bauernhaus.

„Apprelle bin ich genant.

Zu rechter zit ich die reben beschnide durch das lant.

In disem monet nyme dich nit an

Lassen zu der median.“

Der Text auf der rechten Seite enthält ebenfalls bäuerliche Empfehlungen:

„Wenne der mon ist in dem stier,

So zwige böme vil oder vier,

Huser buwen das ist gut,

Samen seggen kain nutz tut.“

Dem Wonnemonat *Mai* mit zwei Paaren in höfischer Tracht, denen ein Musikant aufspielt, ist der Vers gewidmet:

„Hie kome ich stolzer Meige

Mit klugen blumen mengerleige.

In disem monet der mensch baden sol;

Ouch macht du tanzten, springen und leben wol.“

Im Mittelalter galt es als besonders gesundheitsfördernd, ein Maienbad zu nehmen. Reiche Familien zogen in den Schwarzwald, in die heute noch bekannten Bäder mit warmen Quellen. Wer weniger wohlhabend war, suchte nahegelegene Mineralbäder auf, in denen Badknechte das heilkräftige Wasser erhitzen. Stundenlang saßen die Heilungsuchenden in den Zubern, in welche ständig warmes Wasser gegossen wurde.

Bäder dieser Art gab es auch im Umkreis der Städte Biberach, Ravensburg und Wangen, so in Ochsenhausen und Hauerz. Von allen diesen hat sich nur das Jordanbad erhalten, jedoch nicht als Mineralbad, sondern als Wasserheilanstalt Kneipp'scher Richtung.

Das Bild des Monats *Juni* erinnert an die bis zum Aufhören der Weidewirtschaft übliche bäuerliche Wirtschaftsweise. Erst nach Johannis (24. Juni) durfte nach vielen Dorfordnungen der Brachösch, der bis zu diesem Zeitpunkt dem Vieh als Weide diente, umgebrochen werden. Das sommerliche Pflügen erbrachte eine unbefriedigende Arbeit, die man mit Hauen, Karst und Schollenhämmern versuchte zu verbessern.

„Brauchmonet bin ich genant,

Howen und karst nim ich in die handt.

In diesem monet sol nieman lan,

Ouch sol nieman müssig gan.“

Vom Künstlerischen her ist das Bild des *Juli*, neben dem des März, wohl das ansprechendste.

Mit voller Kraft gibt der Mäher sich seinem Geschäft hin. Der Gesichtsausdruck ist konzentriert. Wartend in Ruhe dagegen ist die frauliche Gestalt mit dem Rechen. Weit über die Schulter hängt ihr langes Haar. Interessant sind beider Hüte.

Als die Handschrift entstand, und auch später noch im 19. Jahrhundert, waren die meisten Wiesen nur einmähdig, da sie im Frühjahr durch die Vorweide genutzt wurden. Erst nach Einführung des Kleeanbaus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gelang es, durch Ablösung der Weiderechte die Wiesen zweimähdig zu machen. Unter diesen Verhältnissen erfolgte die Mahd später als heute.

Die Heuvorräte reichten trotz langer Weidezeit nie aus, und während des Winters wurde viel Stroh gefüttert. Der Julivers weist darauf hin, daß Arbeitstiere gut gefüttert werden sollten. Sie sollten genügend „Gehauenes“, d. h. Heu bekommen.

„Welher ochse gerne zühet den pflug,

Ich dem wil geben hoewes genug.

Ouch wil ich dir mit trüwen sagen,

Hüte dich vor den hündischen tagen.“

Der Monatsspruch zum *August* ist naiv, köstlich aber das Bild. In hügeliger Landschaft sind zwei Männer mit der Getreideernte beschäftigt. Voller Arbeitseifer schneidet der Schnitter mit der Sichel die Halme ab. Der Buchmaler läßt ihn hierbei seine Hose verlieren. Links von ihm müht sich einer beim Getreidebinden. Das Mähen des Getreides mit der Sense, zuerst des Hafers mit dem Haberg'schirr, kam erst im 18. Jahrhundert auf, aber lange noch wurde, vor allem in den kleinen Betrieben des württembergischen Unterlandes, das Getreide geschnitten. Die Arbeitsleistung war dabei gering. Dies wurde aber in Kauf genommen, da beim Schneiden des Getreides in Anbetracht des schlechten Spelzenschlusses die Körnerverluste niedriger lagen als beim Mähen.“

Das Bild des Monats *September* zeigt die Weinlese. Der Rebbau hatte im Mittelalter eine viel größere Ausdehnung als heute. Nicht nur am Bodensee und im Schussenbecken gab es ausgedehnte Flächen, die mit Reben bestockt waren, auch an den Südhängen außerhalb der Stadtmauern von Ulm und Biberach und andernorts wurde Wein gebaut.

Uralt ist die Sitte, bei der Lese die Trauben mit den Füßen zu stampfen. Bis gegen 1900 wurde so noch geherbstet; später wurden die Trauben geraspelt.

Wie armselig das Leben der Weingärtner war, die meist den halben Ertrag an den Grundherren abgeben mußten, davon läßt das Bild nichts ahnen. Der Text drückt Freude aus:

„Gutes mostes han ich vil,

Dem ich sin gerne geben wil.

In disem monet solt du nit gan

Und solt zu der lebern andern lan.“

Voller Kraft ist der Spruch des im *Oktober* die Winterfrucht säenden, umgürteten Bauern:

„In Gottes namen amen

Sege ich minen samen.

Ich bitte dich, herre sancte Galle,

Das er mir vast wol und ouch nutzlichen valle.“

Der *November* mit seinem Spätherbstwetter läßt den Winter ahnen. Mit der Axt schlägt ein Mann mächtige Scheiter für den großen Kachelofen und spricht hierzu:

„Ich wil schitter howen vil,

Sidmauls der wintter komen will

Mit siner kelti also seren,

Das ich mich vor dem froste müge erneren.“

Lebendig ist die Szene im *Dezember*. Zurückgebeugt hält ein Bauer sein Rind, das angstvoll blickt, am Horn und Maul fest. Ein anderer hat schon das Schlacht-beil hoch erhoben und ist zum Zuschlagen bereit.

Es war üblich, in der kalten Zeit das Jahrrind, über das bei der allgemeinen Weide nahezu jeder Haushalt verfügte, zu schlachten. Nach dem Schlachtfest wurden die Würste und Reischstücke zum Räuchern in den Kamin gehängt.

„Mit würsten und mit brauten

Wil ich min hus wol berauten.

Also hat das jaur ein ende;

Gott uns in sein ewiges rich sende.“

Damit schließt die Reihe der Monatsbilder.

Der Wert des Buchauer Deutschen Kalenders für die Kulturgeschichte, vor allem für die Agrargeschichte Oberschwabens, ist hoch zu veranschlagen. Zwar enthält die Jahresminiatur aus der Zwiefaltener Handschrift Cod. Hist. Fol. 415, dem Staufischen Jahr, welche sich in der Württembergischen Landesbibliothek befindet, ebenfalls Monatsbilder, die dazuhin noch viel älter sind. Die dort dargestellten Personen sind jedoch stilisiert und zeigen nichts „Oberschwäbisches“. Dagegen glaubt man den Geist dieser Landschaft bei dem Buchauer Kalendarium zu spüren.

Mit der Buchauer Handschrift ist Oberschwaben damit in der glücklichen Lage, frühe Zeugnisse bäuerlichen Lebens zu besitzen, welche an die reizvollen, sehr viel kostbareren Miniaturen im Breviarium Grimiani, an die Szenen in den Tres riches heures des Duc de Berry und an die Bilder von Breughel erinnern. Hainrich Stegmüller sei posthum für sein vor 540 Jahren verfaßtes Werk gedankt.

6. Jahrgang – Heft 2 – Seite 22

## Österreich contra Württemberg

### Ingoldingen im Jahre 1566

Von Dr. Kurt Diemer, Biberach

Kaum noch bekannt ist heute, daß die beiden Dörfer Ingoldingen und Degernau über 700 Jahre lang, von 1094 bis 1806, der 1083 gegründeten Benediktinerabtei St. Georgen im Schwarzwald gehörten und deren Schicksale teilten. Ingoldingen verdankt das Kloster vier bedeutende Äbte: Johannes Kern (1530-1566), Michael Gaisser (1595-1606), Georg II. Gaisser (1627-1655) und Georg III. Gaisser (1685-1690).

Für den St. Georgener Konvent brachte die Reformation eine harte Bewährungsprobe. Nach der Rückeroberung Württembergs im Jahre 1534 suchte Herzog Ulrich auch das unter württembergischem Schirm stehende St. Georgen zu reformieren; am 5. Januar 1536 wurden die Mönche gewaltsam aus ihrem Kloster vertrieben. Entscheidend für die Zukunft der Abtei war schließlich die Unterstützung durch Österreich. Nicht nur, daß sich der vertriebene Konvent in

Villingen niederlassen konnte: mit österreichischer Hilfe gelang es ihm auch, wenigstens die außerwürttembergischen Besitzungen – in Oberschwaben neben Ingoldingen und Degernau auch Herbertshofen und Dintenhofen bei Ehingen - zu behaupten. Sie bildeten dann die wirtschaftliche Grundlage für das Fortbestehen dieser bedeutenden Abtei.

Nach dem Sieg Kaiser Karl V. im Schmalkaldischen Krieg konnten im Oktober 1548 die Mönche wieder in ihr angestammtes Kloster zurückkehren. Doch bald änderte sich die Situation erneut. Mit der Begründung, der Augsburger Religionsfriede von 1555 habe den protestantischen Ständen die Einführung der Augsburger Konfession freigestellt, schrieb Herzog Christoph im Jahre 1556 auch St. Georgen die Annahme der neuen evangelischen Klosterordnung vor. Damit schien die Reformation im Kloster - und damit auch im Klostergebiet - gesiegt zu haben und es nur mehr eine Frage der Zeit zu sein, bis Abt Johannes Kern einen evangelischen Nachfolger erhielt.

## Das Jahr 1566

Doch der Konvent war fest entschlossen, katholisch zu bleiben. Um dem Druck Württembergs besser standhalten zu können, wandte sich Abt Kern 1565 mit dem Ersuchen nach Innsbruck, Erzherzog Ferdinand möge das Kloster mit seinem gesamten Besitz, dem in Württemberg gelegenen wie dem ausländischen, in seinen Schutz und Schirm nehmen.

Für die „ausländischen“ Besitzungen entsprach Ferdinand dieser Bitte am 4. März 1566 und bestätigte nicht nur von neuem den Schutz und Schirm der beiden Weiler Herbertshofen und Dintenhofen „als auch die von den Erbtruchsassen erwartende und von Ihrer Majestät bewilligte Schutz- und Schirmbsgerechtigkeit des Dorfs Ingoltingen anjetzo unsers Teils für uns, unser Erben und Nachkommen unsers Haus Österreichs“, sondern nahm auch Abt, Prior und Konvent und alle deren ordentlich erwählte und bestätigte Prälaten und Nachkommen in seinen und des Hauses Österreich ewigen Schutz und Schirm, „dergestalt, daß sie mit denselben Leuten, Untertanen, Haab und Gütern in unserm und gemelts unsers Haus Österreichs ewigen Anspruch und Schirm sein, auch von uns und demselben unserm Haus Österreich aus obgedachts Abts, Priors und Convents und derselben Nachkommen Ansuchen wider meniglich in Anspruch, Schutz und Schirm zum Rechten und aller Billlichkeit und so viel ermandter Abt, Prior und Convent mit Recht befüegt, gehandhabt werden.“ Dafür beanspruchte der Erzherzog wie üblich ein Schirmgeld, versprach aber, darüber hinaus keine Steuern zu erheben. Ebenso bewilligte er, „daß sie mit ihrer Personen Residenz in ihr und ihres Gottshauses Dorf Ingoltingen zwischen Biberach und Waldsee gelegen oder in unser Statt Villingen, welches ihnen zum Gelegensten, ziehen ... Und solle auch so, und wan der wohlgebornen unserer lieben Getreuen des Heiligen Reichs Erbtruchsassen Freiherrn zu Waldburg Schirmjahr über obgemelt Dorf Ingoltingen, laut des Schirmbriefs darüber sagend, ausseind. dasselbig Dorf gleichfalls in unseren und unsers Haus Österreichs Schutz und Schirm sein, aller Maßen und Gestalt, wie es in der ehgemelten Truchsassen Schirmb gewest und der Zeit noch ist, alles Inhalt eines Revers, so uns hierüber von gedachtem Abt, Prior und Convent gefertigt, geben und zugestellet worden.“

Als dieser Schirmbrief beim Empfänger eintraf, war Abt Johannes Kern bereits verstorben; nun mußte es sich zeigen, was der österreichische Schirm wert war. Den St. Georgener Konventualen war klar, daß beim Tode des Abtes für ihr Kloster eine äußerst kritische Lage entstehen mußte. Nach den Nachrichten, die aus anderen Klöstern vorlagen, pflegte Württemberg, wenn ein katholischer Abt gestorben war, sofort einen evangelischen Nachfolger einzusetzen. Deshalb wurde der Tod von Abt Johannes Kern, der am 8. April 1566 gestorben war, solange verheimlicht, bis am 17. April in Villingen ein Nachfolger, der bisherige Ingoltinger Pfarrer Nikodemus Leupold, gewählt worden war. Da die Ingoltinger Untertanen bereits am Wahltag für den neuen Abt unter Eid genommen wurden, muß der Ausgang der Wahl schon länger festgestanden haben.

Die List, den Tod des Abtes geheimzuhalten und die rechtzeitige Vergewisserung der Unterstützung Erzherzog Ferdinands waren das Werk eines entschieden handelnden Konvents. Wäre doch ein evangelischer Abt in die volle Administration des Klosters gelangt, mit der unbestrittenen Verfügungsgewalt über dessen sämtlichen Besitz, auch die Vogtei Ingoltingen.

Als Herzog Christoph von Württemberg die Neuwahl gemeldet wurde, erkannte er sie nicht an, sondern ließ am 16. Mai einen evangelischen Abt - den früheren Rosenfelder Pfarrer Severinus Bertschin - einsetzen und versuchte, seine vogteilichen Ansprüche auch auf die Besitzungen St. Georgens außerhalb des württembergischen Schirms auszudehnen, um so seine landesfürstliche Obrigkeit durchzusetzen.

In der Instruktion, die Herzog Christoph von Württemberg seinen Abgesandten mitgab, hieß es: „...Wann nun dem allen, wie vorsteet, wirklichen nachgesetzt, sollen sie, unsere Verordnete, sambt dem Abt (Bertschin) und inen zugebne Pferden des Closters Untertönen zu Ingeltingen und Tegernau bei Bibrach ge-legen mit gepürenden notwendigen Berichten erinnern und Reservationibus beeds der Untertönen Privilegiorum und gueter Gewohnheiten, auch eines jeden andern Interesse, des er mit Beistand Rechtens, auch altem guetem befügtem Herkommen dartun kund, ime unserm Abt von des Closters wegen gepürliche Huldigung erstatten lassen. Und dieweil wir bericht werden, daß die jungen Truchsessen oder derselbigen Vormünder sich der Orten mit Furgebung einer bei Kon. Regierung uferichter Vergleichung der Schirmbsgerechtsame anmaßen möchten, sollen sie, unsere Gesandten, dise ire usser unserm Befelch der Enden gepflegte Handlung bemelten Truchsessen oder iren Vormündern mit Kurzem zuschreiben mit dem Anhang, daß inen solche Verrichtung an allem jenigen, so inen beweislichen und befüglichen zu disem Flecken und Untertönen zusteen und gepüren möcht, ungeschädlich und unabbrüchlich sein solle; daß wir uns auch fruntlich und getröstlich versehen wolten, sie würden inen solliches alles aus Ursachen uns darzu bewegt nit allein nit zuwider sein lassen und also ihres Teils dargegen nichtzit furnehmen, sonder auch bei anderen, so sich disem widersezen möchten, sovil und an inen abwenden helfen. Das würde uns zu fruntlichem Gefallen, neben dem es den Rechten und Reichsabschiden gemeß, reichen etc.“

Ferner wies der Herzog seine Abgesandten an, in jedem Ort einen vertrauenswürdigen Mann als Pfleger aufzustellen. „Würde oder welte aber jemanden an ainigen diser Orten sie unsere Rät und Verordneten an obgesetzter irer Verrichtung mit der Tat und Gewalt verhindern und abtreiben, sollen sie mit höchster und bester Beschaidenheit understeen, solchen rechtlichen Gewalt und Hinderung abzuwenden und in irem Befelch furzugeen. Wa es aber darüber nit sein wölt, sollen sie sich des Gewalts und daß der den Rechten und Landfriden offenbarlichen entgegen, zierlichen und zum Besten protestiern, an den Notarium und Gezeugen besetzen und zu instrumentiern begern.

Wafer aber under den Untertönen einer oder mehr sich ungehorsam erzeigen wolt, sollen sie den oder dieselbige mit Ernst zu schuldiger Gehorsame anhalten, und da es selbiger Orten Gefenknessen het, auch von alters das Closter in Verachtung der Gebot und Verbot zu straffen gehapt und gegen den Widerspenstigen den Turm (Turm) geprauchet het, sollen sie, unsere Rät und Verordneten, die beharrlich Widerspenstige auch mit selbiger Gefenknessen zue gepürendem Gehorsam vermögen und anhalten, sich aber sonsten gegen den Gehorsamen aller Freuntlicheit erzeigen und beweisen.“

Und die Württemberger machten Ernst: am Freitag, dem 16. August 1566, abends gegen 7 Uhr, besetzten sie mit 30 Reitern die Vogtei und ließen die Untertanen huldigen; auch legten sie einige Reiter in den Pfarrhof und vertrieben den Pfarrer, den St. Georgener Benediktiner P. Georg Lang; dessen Mutter und das Hausgesinde. In den folgenden Wochen wechselten Ingoldingen und Degernau dann noch dreimal den Besitzer. Am 9. September gewann zwar der Landvogt dem Kloster die Vogtei zurück; doch nahm am 16. September erneut ein württembergischer Vogt namens Fleck aus Biberach Ingoltingen ein und ließ sich im Pfarrhof nieder; „alda laßt er tröschen, hauset und handlet seines Gefallens“, wie Abt Nikodemus am 30. September schrieb. Inzwischen hatte jedoch der Landvogt am 27. September die Vogtei wieder besetzt und die Württemberger gefangen genommen.

Am 29. September 1566 beschwerte sich Herzog Christoph über das Vorgehen des Landvogts. „Landvogt. Wir seind bericht, wie in deinem Namen den 9. Tag laufenden Monats etliche zu Roß und Fuß nüt gewerter Hand in dem Dorf Ingeltingen – so unserm Closter Sant Georgen mit vogteilicher, sonsten aber der Malefizobrikait, auch Schutz und Schirmb (doch bewister Maßen) den jungen Truchsessen zugehörig - eingefallen, den Einwohnern daselbst vermaintlichen Befelchen ufferlegt und mandiert, in bemelt unser Closter Sant Georgen, auch dem von uns alhin in Kraft des Hailigen Reichs Abschied und darin verleibten hochverpeenten Religionsfridens rechtmäßiglich geordnetem Abt und seinen zugegebenen Verwaltern ainiche Gefell nit zu entrichten noch iren von des Closters wegen herkomen und befiegten Gebotten, auch darüber den 16. Tag verschinen Monats Augusti erstatten Pfllichten zu gehorsamen, sonder ainem andern, Nicodemus genant, selbigen Rent, Zins und Gefell zu raichen und seinen Gehaißen und Bereichen nachzusetzen. Also auch seien deinem Befelch, wie fürgeben worden, den 27. jüingsthin unser von benants Closters wegen alhin abgefertigte Diener, nemlich aber unser Undervogt zu Sulz Jerg Fleck, auch Ampt-knecht daselbst Hans Rem, desgleichen unser Amptsknecht zu Duttlingen Cunrat Steng morgens früe gleichfals mit gewerter Hand zu Roß und Fuß in des Closters zugehöriger aigner Behausung zu Ingeltingen ungewarnet überfallen, und als si von dannen zu weichen nit angeloben wellen, sonder sich uff uns und unser Closter entschuldigt, auch dessen Recht und Gerechtsame gnugsamlich ausgefiert, für Gwalt zum höchsten gebetten und dis orts ichtit anders nit dan wes bei unserm Closter Sant Georgen von uralter Herkomen gehandelt und sonsten meniglichem, was ime von Rechts und des Hailgen Reichs vermelter Abschied und Religionsfridens wegen zustendig, nit beladen noch Eintrag geton, über und wider ir recht Erpieten usser solcher des Closters aigentumblicher Be-hausung und desselben Obrikait fengklch weg gefiert und noch also enthalten; darzu damals der dohin geordnet Amptsverweser Jacob Fleck verpflicht, one dein des Landvogts oder deines Verwalters Erlauben nit zu weichen, sondern da er gemant, sich zu den überigen in Verstrickung zu stellen, wie er dan vordern Tags, den 28. dis, mit vier geristen Pferden wider überfallen worden ist. Damaln du des Closters verpflichten Untertönen nochmalen vermaintlichen gebieten lassen, die Zins und Gülten si dem Closter schuldig, nieregends anderswohin dan gen Walsee zu der Beckelhauben und wie si der Enden weiter beschaiden werden, zu raichen.“ „Solche gwalttätige und mit gewerter Hand viler zu Roß und Fuß geiebte Handlungen des Verbots gegen

unser Closters Sant Georgen Untertönen, auch fengklicher Wegfierung und Enthaltung unser und unser Closters Sant Georgen Diener“ verstoße gegen den Land- und Religionsfrieden; der Landvogt solle deshalb die württembergische Diener alsbald entlassen und die Ingoldingen mit seinen nichtigen Geboten unbeschwert lassen.

Der Landvogt Georg Ilsung von Trazberg wies in seiner Antwort darauf hin, daß Ingoldingen und Degernau in der hohen Obrigkeit der Landvogtei und im Schutz und Schirm des Hauses Österreich gelegen seien; auch habe ihm Erzherzog Ferdinand aufgetragen, allenthalben im Gebiet der Landvogtei „ob der alten waren christlichen catholischen Religion, Kirchensatzungen, Ceremonien und Gebreuchen steif und fest zu halten“ und darin keine Neuerung zu gestatten oder einreißen zu lassen. „Und dan sich auch zugetragen, daß etliche Euer Fürstlichen Gnaden geriste Pferd in gemelt Dorf Ingeltingen der Fürstlichen Durchlaucht Landvogtei Schwaben landsfürstlichen hohen Obrigkeit meiner Verwaltung gwalttätiger Weis eingefallen, den Untertönen daselbst ire dem ordelichen nuw (neu) erweiten Prelaten getone Aidspflicht abgetragen und in nüwe Huldigung und Pflichtung genomen, auch zuwider dem Religionsfrieden mit Gwalt und Aid, wie ich bericht worden, dohin getrungen, daß si der nüwen Religion Predicanten annehmen und zusagen mießen, die catholische Kirchen nit mer zu besü-chen, gleicher Gestalt och den Pfarhern zu Ingeltingen und desselben Muter und Hausgsind von dannen vertriben. So haben ich, auch andere Irer Dt. Amptleit der Landvogtei Schwaben als getrüwe und verpflichte Amptleit und Diener unsern schuldigen Pflichten nach zu Handhabung der alten waren christlichen catholischen Religion, zu Ir F. Dt. landsfürstlichen hohen Obrigkeit und Landvogtei Schwaben und gegen dem Prelaten und Convent des Gotzhaus Sant Jergen verschribne Schutz und Schirmb nit umbgeen kinden, etliche landvögtsche Amptleit gen Ingeltingen zu verordnen, den Untertönen, daß si sich zu ainer andern unbilligen Huldigung und Glipt (Gelübde) bewegen lassen, zum höchsten zu verweisen“ und ihnen aufzulegen, bei der catholischen Religion zu verharren und alle Abgaben nur an Abt Nikodemus Leupolt zu leisten. „Nachdem aber über sollichs der gen Ingeltingen durch E. F. G. verordnete Vogt sich understanden, gleich etlich Tag darnach wider gen Ingoltingen zue tun, daselbst den Untertönen von nüwem mit Ernst zu gebieten und uffzulegen, die Frucht auszudreschen und alle usstellige Schulden zu erlegen, so haben ich und die Amptleit in Kraft habenden Befelchs bemeltem Vogt sambt seinen Zugeordneten die fürgenomme Gewaltsame zu Ingeltingen der Gebür nach in aller Güete und Beschaidenheit verweisen... lassen.“ Als dann aber die württembergischen Amlteute erklärten, sie wüßten nicht, daß Ingoldingen der Landvogtei mit der hohen Obrigkeit zugehöre und den geforderten Eid, den Pfarrhof und Ingoldingen zu räumen, keine Einkünfte mitzunehmen und die Untertanen bei ihrem alten Glauben zu lassen, verweigerten, ließen sie die Abgesandten der Landvogtei gefangennehmen und nach Altdorf - dem heutigen Weingarten - abführen. Am Schluß seines Briefes bot der Landvogt Herzog Christoph nochmals an. „wan ermelte E. F. G. Amptleit und Diener ain Urfecht (Urfehde) schworen, daß si sich der Sachen, wie obgehö t, zu Ingeltingen entschlachen und hierzu nit mer gebrauchen lassen, oder aber, daß si anloben, uff mein Erforderen wider zu stellen, si alsdan der Verstrickung gegen Erlegung der Atzung begeben.“

Und die Landvogtei setzte sich schließlich durch: Herzog Christoph mußte nachgeben; ein von ihm vor dem höchsten Reichsgericht, dem Reichskammergericht, angestrebter Prozeß blieb ohne Erfolg. Die württembergischen Sympathisanten wurden vergleichsweise milde behandelt: dem Jacob Marquart, der sich nicht nur widerspenstig gezeigt hatte, sondern gar abgefallen war, sollte für den Fall der schriftlichen Huldigung nichts geschehen; wenn er sich aber weiter ungehorsam und widerspenstig erzeige, habe er den Flecken verwirkt und solle als Eidbrüchiger gefangengenommen werden.

Damit war die Vorentscheidung gefallen; weder die Rückgabe des Klosters an den Konvent im Jahre 1630 noch die Besitznahme Ingoldingens durch Württemberg im Oktober 1632 waren von Dauer. Im Westfälischen Frieden, der den Besitzstand des Jahres 1624 zugrundelegte, wurde Württemberg im Besitz des Klosters und der Ortschaften, die dem früher falkensteinischen und dann württembergischen Schirm unterstanden, bestätigt; die außerwürttembergischen Besitzungen aber, über die Österreich den Schutz übernommen hatte, blieben den Mönchen unter dem schließlich zur Landeshoheit verfestigten österreich-ischen Schirm erhalten und bildeten den Grundstock für den Fortbestand und Wiederaufstieg der altherwürdigen Abtei.

Eine kurze zusammenfassende Übersicht über die Geschichte und den damaligen Zustand der Abtei St. Georgen zu Villingen gab kurz vor der Aufhebung, im Jahre 1801, das „Geographische Statistisch-Topographische Lexikon von Schwaben“. Bei der Beschreibung der Stadt Villingen heißt es da: „Das wichtigste Kloster ist das Benediktiner Kloster St. Georgen. Es ist 1083 von zween Edelleuten, Hesso und Hezilo, zu St. Georgen im Wirtembergischen, am Ursprung der Brigach, gestiftet worden, und war sehr reich. Als im Wirtembergischen die Klöster reformiert wurden, so flohen die Benediktinermönche des Klosters St. Georgen aus dem Wirtembergischen nach Villingen, und errichteten da ihr Kloster wieder. 1568 nach dem Religionsfrieden mußten sie alle ihre Besitzungen an Wirtemberg abtreten, welches auch im westfälischen Frieden bestätigt wurde. Nur die Pflege Ingoldingen allein bleibt ihnen; dagegen mußten sie die andern Besitzungen Wirtemberg überlassen. Das Kloster will immer als ein Reichsstift angesehen sein, und der Abbt führt, wie jener zu St. Blasi, den Titel eines Reichsprälates. Uebrigens aber ist diese Abtei den österreichischen Gesezen unterworfen, wie die andern landsässigen Klöster alle. Man trifft in diesem Kloster viel Sehenswürdiges an, welches man dem letztern Abbt Cölestin zu danken hat. Dieser schaffte mit großen Kosten ein Kunstkabinet an, welches aus einer ansehnlichen Anzahl mathematischer und phisikalischer Instrumente, einer Naturaliensammlung, einem Münzkabinet, und einigen Kunstwerken besteht. Die Instrumente werden bei philosophischen Vorlesungen und phisikalischen Versuchen, welche den Studenten gehalten werden, gebraucht. Die Bibliothek enthält eine zahlreiche Menge alter und neuer Werke.

Das Kloster ist massiv gebaut, und die Kirche einfach, mit einem schönen Thurm, in welchem ein künstliches Uhrwerk und Glockenspiel ist, dessen Glocken ein hiesiger Bürger, Benjamin Grinninger, gegossen. Die Orgel dieser Kirche ist von dem berühmten Silbermann. Außer dieser schönen Orgel hat die Kirche ein schönes Hochaltarblatt, und Kirchenzierrathen von hohem Werth. Das Konvent ist meist stark besetzt. Gegenwärtig noch besitzt das Kloster die Dörfer Ingoldingen in der Landvogtei Schwaben, und Gunningen in der Grafschaft Hohenberg mit niederen Gerichten. In diesen Orten bezieht das Kloster auch die Zehenten, und hat die Pfarren, zu Niedereschach, Hochemmingen, wie auch zu Furtwangen, mit seinen eigenen Gliedern zu besetzen. Zu Rippolau hat es ein Priorat, und besitzt noch einige Weiler und Höfe, als Sintingen, Seihof und Bekofen. Der Abbt hat die Visitationsaufsicht über die adeliche Frauenabtei Ursprung und die Abtei Amtenhausen. Das Wapen des Klosters ist ein quadrirter Schild, in dessen obern rechten und untern linken Theile, ein rothes Kreuz im weißen Felde, und in den beiden andern ein weiß und blau getheiltes Feld, in dessen blauem Theile ein goldener Stern ist.“

6. Jahrgang – Heft 2 – Seite 26

## Die Handwerksordnungen des Klosters Ochsenhausen von 1608 und 1609

Von Josef Seemann, Birkenhard

Den „Statuten des Gotteshauses Ochsenhausen“ von 1620, der Herrschaftsordnung des Klostergebietes Ochsenhausen, sind acht Handwerksordnungen beigefügt, mit denen das Kloster das Handwerk und das Gewerbe seines Territoriums organisierte. Alle Handwerksordnungen stammen aus den Jahren 1608 und 1609: Die Maurer-, Weber-, Müller- und Küferordnung aus dem Jahre 1608, die Schuster-, Schneider-, Becken- und Zimmerleuteordnung aus dem Jahre 1609. Alle Ordnungen tragen den Genehmigungsvermerk des Klosters. Sie regeln Ausbildung und Prüfungen; einige enthalten auch Aussagen über Löhne und Arbeitszeiten, setzen die Stellung und Verantwortung des Zunftmeisters fest und beinhalten detaillierte Regelungen über den Verhaltenskodex, dem sich Lehrling, Geselle und Meister zu unterwerfen hatten.

Bevor der Lehrling endgültig eingestellt wurde, musste er eine 14tägige Probezeit bestehen. Dann hatte er mit seinem Meister bei den Zunftmeistern zur Vorstellung zu erscheinen, wo ihm aus dem Zunftbuch die Handwerksartikel verlesen wurden. Der Lehrling war sowohl dem Meister wie auch der Zunft Lerngeld schuldig, das je zur Hälfte zu Beginn der Lehrzeit und nach dem 1. Lehrjahr bzw. zu Ende der Lehrzeit entrichtet werden mußte. Konnte oder wollte der Lehrling bei den Schneidern sein Lerngeld nicht bezahlen, war er verpflichtet, 4 Jahre ohne Lohn beim Meister zu bleiben und Wolle zu strecken (bieten). Die Ausbildung dauerte zwei Jahre, nur die Schuster lernten drei Jahre. Während der Lehrzeit „soll sich der Lehrling getreu und gehorsam erzeigen; was ihm vom Meister oder den Gesellen zu arbeiten aufgetragen wird, soll er ohne Widerred fleißig verrichten“. So schrieb es die Zimmerleuteordnung vor. Laut Beckenordnung konnten dem „getreuen und fleißigen“ Lehrlingen drei Monate Lehrzeit erlassen werden. Der Lehrling im Zimmererhandwerk war verpflichtet, schon morgens um vier Uhr des Meisters Werkzeug zum Arbeitsplatz zu tragen und vor oder nach Feierabend zu verrichten, was ihm anbefohlen wurde. Zum Ende der Lernzeit erhielt der Lehrling einen Lehrbrief. Sein Lehrmeister durfte nunmehr zwei bis drei Jahre lang keinen Jungen mehr ausbilden.

Je nach Handwerk mußte der Geselle zwei bis fünf Jahre wandern, bis er an die Meisterprüfung denken konnte. Die Schuster-, Schneider- und Maurerordnung enthalten ganz genaue Bestimmungen über die Meisterstücke, die von den Schaumeistern (Prüfern) abgenommen wurden. Über die Arbeitszeit gibt die Zimmerleuteordnung Auskunft: Morgens um vier Uhr hatten die Gesellen zu erscheinen, um sieben Uhr gab es Morgenessen, um elf Uhr Mittagessen, um drei

Uhr das Brotessen und um sechs Uhr das Nachtessen. „Als dann solle auch ihr Feierabend sein.“ Die Schuster hatten morgens um fünf Uhr zur Arbeit zu erscheinen und abends um acht Uhr Feierabend. Die Maurerordnung legte fest, daß der Meisterlohn pro Tag mit Essen 8 Kreuzer, der Gesellenlohn 6 Kreuzer betragen dürfe, der Lohn ohne das Essen das Doppelte. Die Ordnungen unterschieden zwischen Sommer- und Winterlohn. Ab St. Gallentag (16. Oktober) wurde Winterlohn bezahlt, 2 Kreuzer weniger, ab Petri Stuhlfeier (22. Februar) gab es Sommerlohn.

Die Zunftmeister hatten vielfältige Aufgaben. Neben der Überwachung der Lehrverhältnisse, der Wanderzeiten und der Meisterprüfungen führten sie Aufsicht über die Einhaltung der Maße und Gewichte, Preise und Löhne, Qualität und Quantität des Warenangebots. Bei Verstößen konnten sie Strafen bis 6 Kreuzer auferlegen und waren zur Anzeige beim Klostersvogt verpflichtet. Sie ahndeten Beleidigungen und Schmähungen. Für ihre Arbeit stand ihnen Entlohnung aus der „gemeinen Büchse“ zu. Neben dem Anteil am Lerngeld, den Prüfungsgebühren und Strafen, die in diese Zunftkasse flossen, zahlten die Meister regelmäßige Beiträge. Die Bäckermeister z. B. entrichteten zum Quatember 3 Kreuzer, jährlich also 12 Kreuzer. Die Weber hatten im ersten Jahr, 1608, für jeden Webstuhl 2 Batzen zu entrichten, in den folgenden Jahren nur noch einen Batzen.

Die ersten Zunftmeister der Jahre 1608 und 1609 wurden offensichtlich vom Abt eingesetzt und „an Aystatt verglibtet“. Die Schneiderordnung erhält aber noch einen Vermerk der Kanzlei, der wohl für alle Handwerksordnungen galt: Von den beiden Zunftmeistern werde künftig der Abt den einen und die gemeinen Handwerker den anderen erwählen, „jedoch denjenigen, so sie erwählen, sollen sie der gnädigen Oberkeit zur Bestätigung fürstellen“. Die einzelnen Handwerksordnungen nennen diese beiden ersten Zunftmeister: Meister Andreas Miller zu Ochsenhausen und Meister Georg Häfelin von Reinstetten (Maurerzunft), Hans Erberling jung von Ochsenhausen und Nicolaus Georg Mayer von Reinstetten (Weberzunft), Michael Walther, Hofmüller, und Georg Buck, „beede zu Ochsenhausen“ (Müllerzunft), Jacob Schnell von Oberstetten und Christian Eyperlin von Hattenburg (Küferzunft), Hans Rimmel und Michael Fleckh (Schusterzunft), Jacob Ermann und Johann Hegg (Schneiderzunft), Hans Leger von Ochsenhausen und Hans Huber von Ringschnait (Beckenzunft), Hans Ermann von Ochsenhausen und Christian Gaiser von Ringschnait (Zimmerleutezunft).

Von Interesse dürfte sicher auch die Zahl der approbierten Meister sein, die von ihrer Ausbildung her den Anforderungen dieser Handwerksordnungen genügten. Die Zimmerleuteordnung nennt neben den beiden Zunftmeistern lediglich noch fünf zugelassene Meister: Hans Nef aus Bellamont, Georg Wieland aus Eichbühl, Thomas Kremer aus Bachen, Jacob Scherer aus Schönebürg und Hans Wuest aus Erlenmoos. Die anderen Handwerksordnungen bringen keine Zahlen.

Die Handwerksordnungen von 1608/1609 sind ein wichtiger Bestandteil der Bemühungen von Abt Urban Mayer, das Gewerbe und die Wirtschaft der Herrschaft Ochsenhausen zu verbessern. Gegen den Widerstand der benachbarten Städte war es ihm gelungen, 1605 von Kaiser Rudolf II. für Ochsenhausen die Marktgerechtigkeit zu erhalten. 1606 hatte er den Grundstein zum Kornhaus gelegt; am 2. Oktober desselben Jahres hatte in Ochsenhausen der erste Wochenmarkt stattgefunden. Die Weiterentwicklung des Zunftwesens läßt sich in den Ratsprotokollen verfolgen. 1682 erließ Abt Placidus Kobolt für das Amt Tannheim eine eigene Zunftordnung, die Kreisarchivoberrat Dr. Kurt Diemer 1977 im Archiv des Grafen Heinrich von Schaesberg entdeckte. 1722 erhielten die Metzger der Herrschaft ebenfalls eine eigene Ordnung.

Über 300 Jahre hatten diese Handwerksordnungen Gültigkeit, bis sie zu Anfang des letzten Jahrhunderts abgelöst wurden.

6. Jahrgang – Heft 2 – Seite 27

## Pfarrer Ignaz Valentin Heggelin (1738-1801)

Von Gabriele von Koenig-Warthausen, Warthausen

Ein mir vorher unbekannter Herr, ein Schloßbesucher, sprach mich kürzlich darauf an, er höre, ich schreibe über Heggelin. Es sei gut, daß einmal wieder auf ihn hingewiesen werde. Und gut ist es auch, daß es demnach noch Menschen gibt, die sich für ihn interessieren. So selbstverständlich ist das nicht, handelt es sich doch um einen Landpfarrer, der vor zweihundert Jahren lebte. Er war so ein Zeitgenosse Wielands, und die beiden so verschiedenartigen Persönlichkeiten sind sich einige Male begegnet.

Je nachdem, was man unter Aufklärung verstand, wurde auch Heggelin ihr zugerechnet. Verstand man darunter einen Gegner jeden Aberglaubens, so gehörte er ihr an; verstand man dagegen einen Anhänger Voltaires und Gottesleugner darunter, so stand er ihr fern. Von 1764 bis zu seinem Tod 1801 amtierte er als Pfarrer von Warthausen, wozu auch die Ortschaften Birkenhard, Birkendorf und Höfen gehörten, alle ziemlich weit voneinander entfernt gelegen. Ein literarisches Denkmal setzte ihm sein Freund Johann Michael Sailer (1751 bis 1832), Jesuit und später Bischof von Regensburg, dem in einem alten Lexikon die Attribute „fromm und duldsam“ zugesprochen werden. Er ist nicht zu verwechseln mit dem um eine Generation älteren oberschwäbischen Mundartdichter Sebastian Sailer (1714 bis 1777). Johann Michael Sailer schreibt in seiner 1803 erschienenen Biographie „An Heggelins Freunde“: „Aber was heißt Lebensbeschreibung! Ist es überhaupt möglich, ein Menschenleben zu beschreiben?“ Das müssen wir uns bei diesem Versuch auch sagen. Sailer, unsere beste Quelle, will dem Freund „weder einen Heiligenschein noch einen Philosophenmantel umlegen“. Daraus läßt sich entnehmen, daß Heggelins Beurteilung nach diesen beiden Richtungen hin schwankte.

Als er 1764 in Warthausen, das von Sailer als ein „abgelegenes Gebirgsdorf“ bezeichnet wird, eintraf, lag eine bewegte Jugend hinter ihm. Geboren wurde er am 1. Januar 1738 zu Markdorf als Sohn eines Kupferschmiedes. Den Vater verlor er schon mit anderthalb Jahren. Sein Onkel, Kurat-Kaplan in Buchhorn (dem späteren Friedrichshafen), übernahm seine Erziehung. Der junge Feuerkopf kam in strenge Zucht, doch erkannte der Onkel die Begabung des Jungen und schickte ihn aufs Gymnasium nach Konstanz. Dort aber fiel dem Knaben das Lernen zuerst so schwer, daß man ihm riet, doch lieber ein Handwerk zu ergreifen. Aber das änderte sich bald, und er gehörte zu den besten der „Mantelträger“, wie man die höheren Schüler dort zu nennen pflegte. Sehr ausgeprägt war stets sein Gerechtigkeitsgefühl. Eine etwas unwahrscheinliche Anekdote besagt, eine Verwandte, die den Jungen demütigen wollte, habe ihn mit dem Scharfrichter zusammen zum Essen eingeladen; Heggelin aber habe sich freundlich mit diesem unterhalten. Das ist insofern unwahrscheinlich, als eine ehrbare Bürgerfrau doch niemals den Vertreter eines für unehrlich geltenden Gewerbes zu sich eingeladen hätte. - Auf der Universität Freiburg, die Heggelin dann besuchen durfte, ragten seine Leistungen bald so hervor, daß er schon 1761 den Posten eines Präses an der „Domus Sapientiae“ genannten Erziehungsanstalt erhielt, nachdem er 1759 den Magistergrad der Philosophie und 1761 den Grad eines Bakkalaureus der Theologie erworben hatte. Sein Onkel verlangte, er solle von jetzt an sein Brot selbst verdienen und empfahl ihn als Hauslehrer. Zuerst übte er diesen Beruf bei den Söhnen eines Gastwirtes aus, dann bei dem Arzt Prof. Bader, beim Obervogt der Deutschordens-Commende. beim Syndikus der Hohen Domkirche und schließlich bei dem Kirchenrechts-Professor von Reinhardt, mit dessen Sohn Heggelin in dauerndem Briefwechsel blieb. Die Hauslehrerstellen behielt er bei, bis er das Alter fürs Seminar erreichte. Das ihm von seinem Onkel geschickte Geld zum Erwerb des Doktorgrades hat ihn nie erreicht. Von Anfang an lehnte er es ab, in einen Orden einzutreten oder Hofkaplan zu werden: ein selbständiger Führer einer Gemeinde wollte er sein. Er lehnte auch die feierliche Primizfeier in seinem Heimatort ab und hielt seine erste heilige Messe in einer benachbarten Klosterkirche. Auch verzichtete er auf höhere Posten; nur das Amt eines Kapitalkamers nahm er später auf Drängen der Herrschaft an.

Die Überzeugung von der Richtigkeit der eigenen Meinung brachte ihn oft in Schwierigkeiten. So war es schon in Freiburg, und in Warthausen wurde es nicht anders. Die Pfarrei gehörte seit 1456 der Universität Freiburg. In Heggelins Zeit fiel der Bau der Pfarrkirche (1773) und die Aufhebung des Franziskanerinnenklosters (1782). „Ich kenne einen Pfarrer, der ließ sein Gepäck ein ganzes Jahr ungeöffnet liegen, denn er glaubte, an dem Ort werde er nicht lange aushalten, aber heute ist der Mann schon bald 31 Jahre auf seiner schweren, mühevollen Station“, so erinnert sich Heggelin seines ersten Widerstands gegen die Warthausener Pfarrei. Von vornherein war er auf Mißtrauen gestoßen, da der allmächtige Schloßherr, Graf Friedrich von Stadion (1691-1768) einen anderen Kandidaten empfohlen hatte. Allmählich besserte sich das, und es soll sich ein fast freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden so verschiedenartigen Persönlichkeiten herausgebildet haben. Im Sinne Stadions war es, daß Heggelin die von Ordensleuten vorgenommenen Stall- und Viehbenediktionen verbot. Da Heggelin auch gelehrte Zeitungen las, mögen sich Anhaltspunkte zu Gesprächen mit dem Grafen ergeben haben. Allerdings soll Friedrichs Sohn und Nachfolger Konrad zu Heggelin gesagt haben: „Ich erwarte, daß Sie sich gegen mich friedfertiger betragen und nicht so händelsüchtig wie unter meinem Vater.“ Von nun an blieb das Verhältnis zur Herrschaft ausgezeichnet.

Den Haushalt führte zuerst Heggelins Mutter. Als sie der Arbeit nicht mehr gewachsen war, stellte er eine ältere Witwe als Haushälterin ein. Ein neidischer Kollege, man vermutet der Schloßkaplan, verdächtigte Heggelin unerlaubter Beziehungen zu dieser Frau. Die angeblichen Zeugen widerriefen zwar beim Verhör, aber Heggelin mußte die Kosten der Untersuchung tragen. Die tief gekränkte Witwe kündigte. Das muß ums Jahr 1766 gewesen sein. Heggelin übernahm dann die Haushälterin eines verstorbenen Kollegen. Diese, Marie Agathe, blieb bis zu seinem Tod bei ihm.

In Heggelins Studierstube hing das Bild Kaiser Josephs neben dem Papst Pius VI. „Jener ist der römische, dieser der deutsche Papst“, pflegte Heggelin zu sagen. Viele der Reformen des Kaisers mußte Heggelin im Herzen ablehnen, vor allem die Auflösung des Franziskanerinnenklosters. Nicht in allem gab er den neuen Gesetzen nach; so erreichte er z. B. trotz des Verbots des Wetterläutens, daß der Mesner wenigstens einige warnende Glockenzüge tun durfte.

Bei den Trauerfeierlichkeiten für den alten Grafen Stadion sollte Heggelin übergangen werden. Er aber nahm sich sein Recht. Als der Reichsprälater von Ochsenhausen die Leiche aussegnen wollte, mischte sich Heggelin ein und sagte: „Euer Hochwürden und Gnaden erhalten hiermit von meinem Bischofe und von mir als Pfarrer von Warthausen die Erlaubnis, die nötigen Funktionen zu machen.“ Im Sterberegister widmete Heggelin dem Tod des Grafen, der Beisetzung und dem Nachruf acht Seiten in lateinischer Sprache. Natürlich war Heggelin auch dem Gast des Grafen, dem jungen Dichter Christoph Martin Wieland, begegnet. Eine Anekdote berichtet, die gräfliche Familie habe Wieland mit zum Gottesdienst nach Oberwarthausen genommen. Als Wieland fragte, warum Heggelin ihn beim Segnen mit dem Weihwasser übergangen habe, erhielt er die Antwort: „Weil Sie, Ihrer Konfession nach, das Weihwasser als eine leere Zeremonie betrachten müssen, ich aber die Gebräuche meiner Kirche entweihen würde, wenn ich sie zu bloßen Höflichkeitsbezeugungen herabwürdigen würde.“

Heggelin ließ Andersgläubige durchaus gelten, was in jener Zeit, da sich die Konfessionen streng auseinanderhielten, eine Seltenheit war. Dafür ist seine innige Freundschaft mit dem Züricher Theologen und Physiognomiker Johann Kaspar Lavater (1741-1801) ein schönes Zeugnis. Lavater unterhielt Beziehungen zu allen bekannten Geistesgrößen Europas, war mit dem jungen Goethe befreundet und wurde zu seinem großen Kummer später von ihm abgelehnt. Der Trieb, aus dem menschlichen Angesicht auf die Charaktereigenschaften zu schließen, ließ Lavater die Bekanntschaft aller bedeutenden Personen seiner Zeit suchen. Er war so auch wiederholt bei seinem Kollegen von der anderen Konfession in Warthausen zu Gast. Ein Aussichtspunkt soll den Namen „Lavater-Ruh“ getragen haben. Heggelin urteilt über den Freund: „Sehen Sie Lavater als einen Mann der Welt an, der in das Große wirkte, und alle, die ihn außer im Notfall daran verhinderten, versündigten sich an dem Ganzen. Die großen Geister gehören der Menschheit an, nicht den Menschen. Mir sind die Schriften eines großen Mannes Stahl und Feuerstein; wenn mein Zunder nicht mehr brennen will, so schlage ich mir Feuer, und etwas Rauch zeigt sich immer.“ Natürlich fehlte es nicht an bösen Zungen, die Heggelin als Protestant, Lavater als Katholiken verdächtigten - und was gab es Schlimmeres für engstirnige Geister als das verkehrte Gesangbuch! Auch die gräfliche Herrschaft lernte Lavater kennen. Die beiden Söhne Konrads, Friedrich Lothar (1761-1811) und Johann Philipp (1763-1824), der spätere berühmte österreichische Minister und Gegner Napoleons, besuchten Lavater in Zürich. Dort sollen sie Tischbeins Porträt des Grafen Friedrich in einer Kopie gezeigt bekommen haben. Naheliegender ist aber doch, daß sie das Original in Warthausen gesehen haben. Der Anfang seines physiognomischen Gutachtens lautet: „Ein Kopf wie der von Friedrich Stadion mußte den Menschenkenner fesseln und seine Beurteilung herausfordern. Ein Kennerauge wird in diesem Bild sofort den Staatsminister sehen.“

Es war Sailer, der die Bekanntschaft Lavaters mit Heggelin vermittelte. Die beiden deutschen Geistlichen kannten sich zunächst nur brieflich, da Heggelin, durch Sailers Schriften angeregt, eine Korrespondenz begann. Heggelin bat Sailer dann um einen Pfingstgottesdienst in Warthausen. 1789 wurde dieser Wunsch erfüllt; Sailer predigte über die Sendung des heiligen Geistes. Bei seinen einleitenden Worten erwähnte Heggelin, daß leider einer der „gewissesten Zuhörer“ fehle. Das war der verstorbene Prof. Thaddäus Plazzary aus Biberach, der sich dort um die Erziehung der Jugend sehr verdient gemacht hatte. Er war auch als Verfasser erzieherischer Schriften bekannt geworden, so des Buches „Gottfried und Wilhelm, ein Lesebuch für Meister und Gesellen“. Der Tod hatte Heggelin diesen Freund entrisen.

Die Warthausener Pfarramtsbücherei birgt ein kostbares Buch, dessen Titel lautet: „Predigten bey verschiedenen Anlässen, gehalten von J. M. Sailer, Erster Band, enthält itzt bloß gesammelte, einzeln schon gedruckte Predigten. Mit Begnehmigung des hochwürdigsten Ordinariats zu Augsburg. München bey Joseph Lentner, Buchhändler 1790“, mit der gedruckten Widmung „Herrn Pfarrer Heggelin in Warthausen.“ Handschriftlich sind im Register die Orte eingetragen, an denen Sailer seine Predigten hielt; beim Text selbst sind auch die Orte gedruckt. Die Widmung ist ein Zeichen der Freundschaft und Hochschätzung für Heggelin. Die Anlässe zu den Predigten boten Jahreswechsel, Primiz, Kommunion, Todesfälle. Sie sind 200 Jahre alt, doch sprechen sie Christen jeder Konfession noch heute durch Tiefe und Frömmigkeit an. Auch der gut lesbare Druck soll erwähnt werden. Wie sehr mag sich Heggelin über dieses Geschenk gefreut haben! Ganz anderer Art war die Lektüre, die die jungen Grafen ihrem Geistlichen einmal vorlegten, voll Begeisterung darüber. Sie baten ihn um sein Urteil über Schillers „Räuber“. Als guter Pädagoge erklärte Heggelin, der Dichter habe zeigen wollen, daß adelige Jünglinge, auf deren Erziehung viel Mühe verwandt worden sei, doch äußerst böse und schlechte Menschen werden könnten, wenn sie ausarten und in schlechte Gesellschaft geraten.

Viele Geschichten kursierten über Heggelins Kampf gegen den Aberglauben, den Ordensgeistliche verbreiteten. So ging er gegen einen Kapuziner vor: „Schon hatte der Pater befohlen, daß man Glut in dem Topf bringen sollte; er legte dann Wachs von der Osterkerze, geweihte Asche, Kräuter in die Glut und fuhr erst mit dem Topf zwischen den zudeckten Pferden im finstern Stall umher, daß die Pferde schwitzten. Ich rief, als der Pater die Anwesenheit des Teufels feststellte: „Herr Pater, was machen Sie da für einen Fehlschluß? Sie würden auch schwitzen, wenn Sie mit einem solchen Rauchdampf beängstigt und mit so schweren Decken behangen würden.“ Es ist anzunehmen, daß Frank von Laroche, Stadions natürlicher Sohn, Sekretär und Ebenbild seines Meisters, in seinen „Briefen über das Mönchswesen“ manches auf Berichte Heggelins stützt. Heggelin äußerte einmal: „Wenn mich ein Nachbar einen Aufklärer und sein Gegenüber einen Dunkelmann schilt, so schreite ich stumm zwischen den zwei Schreibern hindurch. Sie mögen reden, ich halte handeln für besser. Wollte ich mich gegen beide verteidigen, so würde ich ihnen gleich - ein dritter Tor, und für unseren kleinen Bezirk sind zwei schon zu viel. Arme Menschen, die nichts Besseres zu tun wissen, als einem stillen Manne Schreckworte ihrer Partei auf den Rücken zu brennen.“ Weithin wurde Heggelin als der „schwarze Mann von Warthausen“ bezeichnet. Einmal wohl, weil er stets eine lange schwarze Kutte trug. Dann aber auch, weil er dazu beitrug, einen alten Aberglauben zu bekämpfen. Er machte sich nämlich über das Geschwätz lustig, ein schwarzer Mann hefte sich an die an der Pfarrgartenmauer Vorübergehenden. Das geschah in jeder dritten und vierten Woche, wenn der Mond aufgegangen war. Heggelin erklärte das Gespenst als Schatten des Vorübergehenden selbst.

Sailer schickte manche seiner Studenten zur Weiterbildung nach Warthausen, so auch Christoph von Schmid (1768-1854). In seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“ erzählt Schmid auch, wie die Freundschaft Heggelin-Sailer zustande kam. Leider hat Heggelin keine Predigt-Entwürfe oder gar gedruckte Predigten hinterlassen. Doch erschienen im Druck seine „Hundert väterlichen Lehren, den wandernden Handwerksburschen mit auf die Reise gegeben“. Hören wir einiges aus diesen Sprüchen: „Richte niemand. Warum? Weil ich an mir selbst noch gar viel zu verbessern finde. - Erwarte nicht vom Kenner der Gebrechen, daß er sie auch beseitigen könne. - Heilen kann nur der Arzt, der auch wirklich Arzt ist. Das Diplom haben viele, und für manche von ihnen bedeutet es nur das um hundert Gulden erkaufte Recht, Menschen unter die Erde zu schaffen. Was ich hier schreibe, gilt von Leibes-, Geistes-, Staats- und Kirchenärzten! - Wer Gutes tun und die Kräfte des Widerstandes nicht unnötig auf den Plan rufen will, der lerne, bei mancherlei Anlässen blind, taub und stumm, oft auch lahm zu sein. - Wissen die Hörenden, daß der Lehrer nach niemand zu fragen hat, daß ihn keine zeitlichen Rücksichten drängen, die Wahrheit zu biegen, so hat sein Wort eine viel tiefer dringende Kraft. - Über Frauen: Neugeborenen zu allem Guten sollen sie schon sein, aber darüber Vorlesungen halten sollen sie nicht. (Zu seiner Lehre gehört das „mulier taceat!“) - Wer Geist hat, prägt sein Geistesbild in allen Übungen ab; wer aber eine Kuh ist, bleibt eine Kuh, auch auf dem Kirchenboden wie auf dem Grasboden und bleibe eine, wenn er in den höchsten Himmel versetzt werden könnte.“ Das Wort Kuh war Heggelins Lieblingsbezeichnung für Unwissenheit, Unscklichkeit und Geistlosigkeit.

Heggelin war sehr tierlieb. Da ist von Katzen die Rede, Füchsen, Eichhörnchen, Hennen, Finken und Störchen, die von ihm gehegt wurden. Der Schloßhund sei ihm immer freudig entgegengeläufen. - Aufgestellt war ein Totenschädel, den er als seinen Haushofmeister bezeichnete. Sich selbst nannte er einen Hausknecht, denn die Welt sei ein großes Haus und er ein Knecht darin. Als einmal jemand die schöne Aussicht bewunderte und fragte, was die Pfarrei trage, antwortete er: „2280 Gulden jährlich.“ Die Aussicht aus dem einen Fenster trage 1000 Gulden, die aus den anderen ebenfalls, den Rest erhielt er in bar. Von seinem Fenster aus konnte er aber auch sehen, wie die jungen Männer öffentlich badeten und war darüber sehr empört! Interessant ist, wie er sein Haus gegen Einbrecher schützte. Überall waren die Fenster mit Läden nach innen versehen, und ein wachsamer Hund befand sich im Hausgang. Der Nachtwächter des Ortes mußte zu jeder Nachtstunde um das Pfarrhaus herumgehen und kontrollieren. Dafür erhielt er vom Pfarrer jede Nacht ein Brot und einen Krug Bier. Zudem hatten seine Bedienten den Auftrag, bei jedem verdächtigen Geräusch durch das Bewegen hölzerner oder eiserner Keulen die Hausgenossen zu wecken und so dem Dieb zu zeigen, daß man wach war. Er selbst läutete in einem solchen Fall die Hausglocke, bis alle Hausbewohner wach waren und mit Kerzen versehen.

Unter den kriegerischen Ereignissen hatte Heggelin sehr zu leiden. Sieben Mal wurde das Pfarrhaus ausgeplündert. Im Jahre 1800 schrieb er: „Als die feindlichen Heere einrückten, suchte ich mit einem Engel, der mich begleitete, Xaver Baier, einen Zufluchtsort im Schloß, den wir auch fanden, wo wir vom 9. Mai auf den 18. Juni götig gepflegt wurden. Bei unserer Wiederkehr in mein Pfarrhaus fand ich überall die Spuren des Krieges und von den zerschnittenen Betten soviel Überreste, daß sich zwei Nester zurechtmachen ließen. Alles übrige, Bücher, Hornvieh etc. war dahin. Doch bin ich froh, daß ich, ohne jemanden lästig sein zu müssen, wieder auf meinem zerschnittenen Stuhle sitzen kann.“ 1796 stellte er fest: „In den letzten drei Jahren mußte ich mehr uneheliche Kinder taufen, als vorher in dreißig.“ Leichtfertige Frauenzimmer versuchten manchmal, die Geistlichen zu erpressen. So war zu einem benachbarten Pfarrer unter dem Vorwand, beichten zu wollen, eine Frau ins Haus gekommen. Sie fing an zu betteln, und als er nichts geben wollte, ließ sie ihre Kleider fallen, schrie um



Hilfe und zwang ihn so, ihr Geld zu geben. Die gleiche Person kam auch zu Heggelin. Er verwies sie zur Beichte in die Kirche und beauftragte den Mesner, beim ersten Schrei mit einem Ochsenziemer herbeizueilen. Doch kam es zum Glück nicht dazu. Ob sie Heggelin dabei wohl ihr Vergehen bei dem anderen Geistlichen gestand, fällt unter das Beichtgeheimnis!

In jener Zeit gab es keinerlei soziale Einrichtungen, Arme und Kranke waren von der Güte wohlthätiger Menschen abhängig. Heggelin half, wo er nur konnte. Am Jahresende bat er alle dazu fähigen Pfarrkinder, eine Gabe für die Armen auf den Altar zu legen. Manchmal organisierte er auch besondere Sammlungen. So wurde einmal ein Bett für einen Kranken Knecht angeschafft. Da die Christenlehre zuerst schlecht besucht war, gewann Heggelin die Jugend durch kleine Geschenke. War einer „unfleißig“ gekommen, so verweigerte er ihm das dritte Aufgebot zur Hochzeit so lange, bis er Abbitte geleistet hatte. Als ein Vorläufer Kolpings nahm er sich besonders der Lehrlinge an, denen er jeden Sonntag eine Stunde widmete. Er verglich sie mit „Sklaven“ und schrieb für sie die bereits erwähnten „Hundert väterliche Lehren, ein Amulett, den wandernden Handwerksburschen auf die Reise mitzugeben“.

Für Mädchen, die ins Kloster wollten, stellte er 95 Fragen auf. Vor allem sollten sie sich genügend prüfen.

Sonderbar äußerte sich, der Überlieferung nach, Heggelins Fürsorge für den Sohn des Scharfrichters. Dieser konnte, der Tradition gemäß, nach dem frühen Tod des Vaters, nur dessen Handwerk erlernen, wozu er weder Neigung noch Begabung zeigte. Da hatte der Herr Kamerer eine Idee, ihm das Köpfen an einer Tonpuppe beizubringen, damit er bei nächster Gelegenheit sein Meisterstück machen könne. Als die Gelegenheit gekommen war, bildeten die Geschwister eine Stafette, um dem Pfarrer die frohe Botschaft zu verkünden: „Der Kopf ischt ab.“ Die Sitten waren, trotz aller Aufklärung, roh. Doch lockt nicht auch heute jeder Unfall zahlreiche Neugierige herbei?

Dem jungen Heggelin wurde großer körperlicher Mut nachgesagt. So soll er ein Pferd bestiegen haben, ohne vorher je geritten zu sein. Doch den großen Strapazen war seine Gesundheit auf die Dauer nicht gewachsen. Die Krankenbesuche in den weit auseinanderliegenden Dörfern machte er zuerst noch zu Fuß. Nachdem Rheumatismus und Atemnot angingen, bestieg er ein Pferd und schließlich mußte er sich an eine Kutsche halten. Wie gut haben es die Heutigen, die alle motorisiert sind! Vor Alter und Krankheit bewahrt das zwar auch nicht, aber die Kräfte werden doch länger geschont.

Seine letzte Lebenszeit war sehr schwer. Monatelang saß er Tag und Nacht in einem Lehnstuhl, denn liegen konnte er vor Atemnot nicht mehr. Er sehnte sich nach dem Tod. Einen Brief an Freunde unterschrieb er als „der Halbtole“. Es war die Wassersucht, die ihn quälte, um die dick geschwollenen Beine zu erleichtern, wurden Einschnitte gemacht, nie verheilende Wunden entstanden dadurch. Dennoch besuchte er seine Kranken weiter. Bei einer Fahrt in Eiskälte holte er sich mit einer Lungenentzündung den Tod. Mit letzter Kraft schrieb er seinem Onkel in Markdorf und setzte in zu seinem Alleinerben ein. Pekuniär wurde er in dieser letzten Lebenszeit von einem Freund unterstützt, Pfarrer Johann Nepomuk Mietgen aus Krumbach.

Ein schweres Sterben wurde Heggelin zuteil, doch schließlich wurde er am 1. Mai 1801 erlöst. Den genauen Bericht verdanken wir seiner treuen Pflegerin Franzel, die ihn bis zuletzt aufopfernd umsorgte. Quellen für Sailers Bericht über Heggelins Tod waren außerdem Pfarrvikar Paul Heggenstaller und Christoph von Schmidts Warthauer Tagebuchblätter. Er schrieb über sein verehrtes Vorbild: „Wie wenig, wie nichts erscheine ich mir, wenn ich mich mit Heggelin vergleiche. Freilich kann ich nicht mit den Adlern fliegen, aber Heggelins Leben und Wirken sollte doch jeden anregen, nicht auf einer niedrigen Staupe oder auf der Erde sitzen zu bleiben.“ „Tue Gutes und erwarte Undank“ war Heggelins Wahlspruch.

In Warthausen ist Heggelins Andenken noch immer lebendig. Das am 1. Mai 1951 eröffnete Jugendheim in Oberwarthausen trägt seinen Namen. Links vom Eingang zeigt eine von Hans Scheible aus Ellwangen geschaffene Plakette Heggelins Kopf. Ihr diente das im Pfarrhaus befindliche Gemälde Tischbeins als Muster. Johann Heinrich Tischbein der Ältere, dessen Mäzen Graf Friedrich von Stadion war, porträtierte außer der gräflichen Familie auch den Ortsgeistlichen. Er ist ein Priester in den vierziger Jahren mit schmalen Kopf und durchgeistigten Zügen. Eine waagrechte Falte steht über der großen gebogenen Nase, von der aus sich abwärts auch an jeder Seite des Mundes eine Falte zieht. In den Händen hält er Lavaters „Christliches Handbuch“. Aus seiner Zeit ist eine schönes brokatenes Maßgewand erhalten, das nur zweimal im Jahr benutzt wird: am dritten Advent und am vierten Fastensonntag.

6. Jahrgang – Heft 2 – Seite 33

Erinnerungen an ein Laupheimer Original:

## Schneider-Obermeister Anton Eberwein

### Der größte und der kleinste Schneider im alten Oberamt Laupheim

Von Josef Braun, Laupheim

Die alljährlich wiederkehrenden Laupheimer Heimatfesttage führen eine große Anzahl von auswärtigen Landsleuten in die alte Heimat zurück. Im Gespräch mit ihnen, die oft jahrzehntlang in der Ferne waren, kommt immer wieder die Rede auf markante Laupheimer Persönlichkeiten vergangener Tage, auf originelle Mitbürger, die durch ihren besonders gearteten Lebensstil, auch durch ihre äußere Erscheinung aus der Masse herausragten.

Ein solches Original war Schneider-Obermeister Anton Eberwein, dem unsere heutige Betrachtung gelten soll, ein Mann, der noch mit 70 Lebensjahren bei 190 cm Körpergröße und 240 Pfund Gewicht eine stattliche, nicht zu übersehende Erscheinung bot.

Das Alt-Laupheimer Foto aus dem Jahre 1931 erschien damals in der in Hannover erscheinenden Fachzeitschrift „Der Schneidermeister“ des deutschen Schneiderhandwerks. Es zeigt in gelungener Weise die zwei Pole an Körpergröße unter den Berufskollegen im damaligen Oberamt (Kreis) Laupheim, deren Obermeister für lange Jahre Anton Eberwein aus Laupheim war.

Der kleinste Schneider der Innung, Engelbert Frank aus Altheim bei Ulm (ehedem zum Oberamt Laupheim gehörend), war 125 cm groß, blieb mit 86 Pfund weit unter dem anerkannten „Schneidergewicht“ von 1 Zentner, zählte 47 Jahre und betrieb an seinem Ort eine eigene, gutgehende Maßschneiderei. In seinen jungen Jahren war er auf die „Walz“ gegangen zum Bodensee, in den Bregenzer Wald, über die bayerischen Königsschlösser bis nach München. Wie noch zu erfahren sein wird, wurde er auch in dieser Beziehung von seinem Kollegen Anton Eberwein übertroffen, den die Gesellenwanderung weit umhertrieb in Europa. - Engelbert Frank widmete sich in seiner Freizeit als Ausgleichssport zum beruflichen Stillsitzenmüssen dem Radsport auf seinem „Spezial-Piccolo“-Fahrrad.

Schneidermeister Anton Eberwein wurde 1861 in Neustadt bei Coburg geboren und erlernte sein Handwerk gründlich in der väterlichen Werkstatt. Dem alten, bewährten Handwerkerbrauch zufolge nahm er nach Ablegung seiner Gesellenprüfung die Straße unter die Füße, ging auf die Walz, um sich fremden Wind um die Nase wehen zu lassen, fremdes Brot zu essen und Berufs- und Lebenserfahrung zu sammeln. Er wanderte nach Berlin, nach Straßburg und arbeitete auf seinem Beruf in vielen Städten Italiens, um sich sein Zubrot zu verdienen. Nach der Heimkehr leistete Anton Eberwein seinen Militärdienst ab bei den Reitern des I. Ulanenregiments in Bamberg, wo der überaus kräftige, junge Schneiderriese auffiel und sich bewährte.

Nach seiner Verheiratung trat Eberwein anno 1886 bei der jüdischen Kleiderfabrik Heumann in Laupheim den Posten eines Zuschneiders an, wo er fast 26 Jahre verdienstvoll tätig war. Er machte sich dann selbständig als Maßschneider und führte ein geachtetes, einbringliches Geschäft, so daß er im Jahre 1912 ein ansehnliches Wohnhaus in der König-Wilhelm-Straße in Jugendstil-Architektur erstellen lassen konnte.

Anton Eberwein war ein Handwerker von altem Schrot und Korn. Sein Wort, mit sonorer, tiefer Stimme im Coburgisch gefärbten Dialekt gesprochen, hatte Gültigkeit in der Werkstatt wie in der Öffentlichkeit, wo er sich neben seiner Berufstätigkeit vielseitig und uneigennützig einsetzte. Als der Meister, der bei seiner Figur gut zwei Normalschneidergewichte verkörperte, aber nicht wie seine Kollegen im Schneidersitz auf dem Tisch saß, im Alter auf seine Berufswahl angesprochen wurde, meinte er, daß er ein zweites Mal wieder den schönen Schneiderberuf wählen würde.

Eine gesellige und leutselige Natur, beschränkte der Obermeister seinen Gesichtskreis nicht nur auf seine Schneiderwerkstatt. Er engagierte sich auch vielseitig im öffentlichen Leben. Er zählte mit seinem Hochrad zu den frühen Mitgliedern des Radfahr-Clubs Laupheim von 1887. Er fuhr auch Radrennen und holte sich dabei Preise. Auch dem Eislauf hatte er sich verschrieben.

Als die neue Eissportbahn eingeweiht wurde, eröffnete der imposante Schlittschuhläufer den Reigen der Eistänzer mit seiner Partnerin. Für eine lustige Einlage sorgte dabei eine tückische Windböe, die dem eleganten Anführer die Pertücke vom Kopf riß und sie davonflattern ließ.

Als aktiver Feuerwehrmann gehörte Anton Eberwein jahrzehntlang der „Freiwilligen Feuerwehr Laupheim“ an. Er mußte sich in diesem gemeinnützigen Einsatz bewährt haben und wurde in den Protokollen unter den „Chargierten“ aufgeführt. Ein besonderes Talent zu originellem Frohsinn kam dem Schneidermeister jeweils zur Faschingszeit zugute. Er gehörte zu jenen Männern, die immer bereit waren zu aktiver Mitarbeit und die es sich Zeit und Geld kosten

ließen, großzügige Veranstaltungen vorzubereiten und mitzuwirken, wenn es galt, den Mitbürgern lustige Unterhaltung zu bieten. Man konnte in jenen Tagen ja weder an einem Bildschirm sich vergnügen, noch mit dem Auto zu Vergnügungen in weiterem Umkreis sich bequem hinkutschieren.

So führte Anton Eberwein, gut in seine Wahlheimat eingelebt, lange Jahre im Faschingskostüm die große „Redoute“, das herausragende Karnevalsereignis im Laupheimer Kronensaal, an. Auch bei den damaligen öffentlichen Umzügen spielte er mit seiner imponierenden Figur oftmals die Hauptrolle. So auch anno 1914, als er beim Faschingsrummel mit dem Motto „Der Einzug des Sultans von Marokko in Laupheim“ den Sultan darstellte in pompöser Uniform. Gelegentlich trat er auch auf als trefflicher Theaterspieler.

Eine besondere Vorliebe hatte der Schneidermeister für das Kartenspiel am Stammtisch des jüdischen Gasthauses zum „Ochsen“ beim Wirt Abraham Säger, das in unseren Tagen mit dem alten Fachwerk restauriert wird. In der rauchgeschwängerten, niedrigen Ochsenstube versammelten sich beim Dappen, Ramsen und Tarocken nebst den jüdischen Stammgästen auch viele ihrer christlichen Mitbürger beim Dämmerschoppen und am Sonntagnachmittag. Dabei wurde mehrmals während der lautstarken Runde das Kartenblatt ausgeschieden und durch ein neues ersetzt.

Bei seinem beträchtlichen Körpervolumen hatte Anton Eberwein natürlich einen entsprechenden Kalorienumsatz aufzuweisen. Er schätzte die gute und ausgiebige Mahlzeit, was er gelegentlich an einem Beispiel originell formulierte: „Die Gans ist ein ungeschickter Vogel; eine zur Mahlzeit ist zu wenig, zwei sind zuviel. Doch sind eine Gans und eine Ente gerade die richtige Portion“. – Anton Eberwein, ein unvergeßliches Alt-Laupheimer Original, schied von dieser Welt anno 1935 im 75. Lebensjahr.

6. Jahrgang – Heft 2 – Seite 35

## Heimatpflege und Kulturleben

Chronik 1983 vom 1. November 1982 bis 31. Oktober 1983

In der nachfolgenden Aufstellung sind periodisch wiederkehrende Feste, örtliche kulturelle Ereignisse und Jubiläen nur aus besonderem Anlaß erwähnt. Bei Baumaßnahmen richtet sich die Chronik nach der jeweiligen Fertigstellung. Die Orte erscheinen nicht nach ihrer politischen Zuordnung!

### Denkmalpflege

Landkreis: Die Handwerkskammer Ulm führt in Benehmen mit der Fachhochschule Biberach einen Sonderkurs in praktischer Denkmalpflege durch.

Im Kreisfreilichtmuseum Kürnbach wurde Anfang September der seit 1977 gezeigte Fruchtkasten mit einem Hebekran an einen neuen Platz versetzt. Die Aktion dauerte nur fünf Stunden.

Im Aufbau befinden sich ein Backhaus (Kosten 70 000 DM) und die nach alten Aufnahmen und Plänen rekonstruierte Eligiuskapelle aus Oberessendorf (Kosten 120 000 DM). Die Endabrechnung des Wiederaufbaus der „Hueb“ erbrachte Gesamtkosten von 745 000 DM. Davon übernahm das Land 50 Prozent.

**Altheim bei Riedlingen:** Ein schon vor einigen Jahren auf der Gemarkung gefundenes Bronzeschwert ist von Experten auf das 13. Jahrhundert vor Chr. datiert worden. Das restaurierte Stück soll der Gemeinde als Leihgabe zur Verfügung gestellt werden.

**Abmannshardt:** Bei Bauarbeiten wurden 14 Tongefäße aus dem 13. Jahrhundert entdeckt.

**Bad Buchau:** Die Stadt wurde ins Landessanierungsprogramm aufgenommen. Die vorgesehenen Mittel kommen auch dem Naturschutzgebiet Federsee zugute. Das sog. Präzeptoratsgebäude im Stiftsbezirk ist restauriert und am 24. September als Stiftsmuseum und Sitz des Diözesan-Kunstvereins eingeweiht worden. Am 1. August begann das größte und teuerste archäologische Projekt der Bundesrepublik unter der Bezeichnung „Siedlungsarchäologische Untersuchungen im Alpenvorland“. Grabungsorte sind Bad Buchau und Hemmenhofen am Bodensee. Objekte sind in Bad Buchau eine mittelbronzezeitliche Siedlung und die altbekannte „Wasserburg“. Bis 1988 soll im Rahmen des Vorhabens jährlich eine Million DM bereitgestellt werden. Ein Team der University of California gräbt bei Henauhof nach einer Wohnstätte der Mittleren Steinzeit.

**Bad Schussenried:** Rechtzeitig zum Klosterjubiläum wurde innerhalb der Klosteranlage die Renovation des Forstgebäudes und des Laborantengebäudes abgeschlossen. Der Hof zwischen Törle und Kirche wurde durchgehend umgestaltet. Die vom Staatlichen Hochbauamt Ulm betreuten Maßnahmen erforderten einen Aufwand von 3,6 Millionen DM.

Im März wurde, sozusagen als Abschluß der Kirchenrenovation, das von Stadtpfarrer Schmid seit langem vorbereitete Klostermuseum der Öffentlichkeit übergeben.

Mit einem Aufwand von 1,4 Millionen DM wurde zum Jubiläumsjahr auch die Hauptdurchgangsstraße mit ihren historischen Gebäuden saniert.

**Baltringen** meldet den Abschluß der Außenrenovation der Kirche.

**Biberach:** Kurz vor Weihnachten 1982 wurde beim Mittelberg-Gemeindezentrum als jüngster Kirchturm des Kreises ein schlichter Glockenträger seiner Bestimmung übergeben.

Nie zuvor waren in der Biberacher Altstadt an so vielen Stellen einschneidende bauliche Veränderungen zu gleicher Zeit im Gange wie 1983:

Der Umbau der Rathäuser ist soweit fortgeschritten, daß der schwäbisch-alemannische Fachwerkbau des Alten Rathauses nun wieder voll sichtbar ist.

Neubaukomplexe entstehen — jeweils anstelle abgerissener Häusergruppen.

- am Platz östlich der Oberen Schranne (Neugestaltung mit Läden, Stadtwohnungen, Tiefgarage und Brunnenanlage)

- im Areal Drei Tannen an der Karpfengasse

- Ecke Hindenburgstraße/Karpfengasse

- Ecke Gymnasiumstraße/Ehinger-Tor-Straße

- am Alten Postplatz zwischen Grabengasse und Gerbergasse

- im Gebiet zwischen Zwingerstraße und Ulmer-Tor-Straße

- an der Südfassade des Schadenhof-Parkplatzes

Im Zug der weiteren Weberberg-Sanierung wurde das 1410 erstmalig erwähnte Fachwerkhäuschen Engelgasse 5 stilgerecht auch im Innern renoviert (Architekt Joachim Wolfrum).

Hochwacht und Gigturm wurden einer Außenrenovation unterzogen (Kosten: 350 000 DM). Neben der Hochwacht wurde am Tag der Heimat 1983 ein Vertriebenennahmahl enthüllt.

Die Stadtaiche am Kapellenplatz mit ihren Giebeln aus der Renaissance-Zeit ist renoviert worden.

Zum Wieland-Jubiläum wurden die beiden Gartenhäuser an der Saudengasse instandgesetzt und das Grundstück als „Dichtergarten“ mit reichem Blumenschmuck versehen (Aufwand: 20 000 DM).

Die schon im 15. Jahrhundert erwähnte Obere Mühle wurde im Januar abgebrochen, um für Eigentumswohnungen Platz zu machen. Die Stauanlage bleibt als technisches Denkmal erhalten.

Das ehemalige Bürgerheimgebäude an der Waldseer Straße ist von der Unteren Denkmalbehörde als Kulturdenkmal unter Schutz gestellt worden.

**Bonlanden:** Unter Beseitigung entstehender Anbauten wurde der aus dem Jahr 1699 stammende Kornspeicher mit seinem schönen Fachwerkgiebel von privater Seite durch Karl Gaißmaier (Rot an der Rot) restauriert.

**Bühl:** Nach der Innenrenovation von 1982 durch die Firma Kneer (Munderkingen) ist nun auch die Sanierung des Kirchenäußeren mit der Dachstuhlrenovation im November 1982 abgeschlossen worden (Kosten: 260 000 DM).

**Diethelhofen** meldet ebenfalls den Abschluß der Außenrenovation der Kirche. Im Rahmen der mittlerweile beendeten Dorfsanierung wurden 1,5 Millionen DM aufgewendet. Ein Dorf-Film von Frau Burk hält die jetzt erreichte Situation fest.

**Grodt:** Nach dem Bau einer modernen kleinen Kirche wurde nun auch die alte Ortskapelle renoviert.

**Grünigen** meldet weitere Fachwerk-Freilegungen.

**Heggbach:** Durch Frau Brigitte Hecht-Lang (Munderkingen) werden 20 vom Landesdenkmalamt ausgewählte Heggbacher Kunstwerke restauriert.

**Heiligkreuztal:** Im Rahmen des zweiten Bauabschnitts der Wiederherstellung von Heiligkreuztal wurde am 2. September das Äbtissinnengebäude nach zweijähriger Bauzeit eingeweiht. Die Maßnahme belief sich auf 5,4 Millionen DM.

Auch die Wiederherstellung der St. Anna-Kapelle beim Friedhof ist nun abgeschlossen. Die vor 15 Jahren ausgeraubte Kapelle ist neu ausgestattet worden.

**Ingoldingen** meldet zum Ortsjubiläum den Abschluß des Hauptteils der Ortskernsanierung (Kosten: 1,03 Millionen DM).

**Langenslingen:** Die Renovierung der „Alten Kirche“ ist beendet. Das Gotteshaus war bisher wegen Baufähigkeit nicht benutzbar (Kosten: 500 000 DM).

**Laupheim:** Seit über einem Jahr arbeiten Hobby-Restauratoren am Erhalt der Grabsteine des jüdischen Friedhofs (Leitung: Ernst Schäll).

Mit einem „Zweiten Brunnenfest“ wurde am 11. September auf dem Rathausvorplatz die Wiederherstellung des Neptunbrunnens begangen.

**Mettenberg:** Bauer Hermann Weber hat sein altes Backhaus, das einzige, das am Ort noch vorhanden ist, restaurieren lassen und wieder in Betrieb genommen.

**Neufra:** Am Gasthaus zum Adler wurde das Fachwerk freigelegt.

**Oberholzheim:** Am 25. September wurde im Rahmen der Wielandfeiern der auf Initiative von Pfarrer Walter Müller wiederhergestellte historische Schöpfbrunnen hinter dem Pfarrhaus der Öffentlichkeit vorgestellt.

**Wilfingen:** Die neuromanische Dorfkapelle wurde in zweieinhalbjähriger Arbeit unter wesentlicher Mithilfe der Bürger restauriert, die 3000 freiwillige Arbeitsstunden einbrachten.

**Ochsenhausen:** Bei der Gesamtrenovation des Klosters wurden wichtige Etappen zurückgelegt: Fertig ist der zweite Bauabschnitt bei der Wiederherstellung der Außenanlagen mit Konvents-Südfront und Eingangsbereich sowie der Südwest-Turm. In der Kirche ist die Innenrenovation im wesentlichen abgeschlossen.

**Oggelshausen** meldet den Abschluß seines Dorfentwicklungsprogramms (105 Maßnahmen, 1 Million DM Fördermittel).

**Reinstetten:** Restaurator Richard Roth (Alberweiler) hat festgestellt, daß es sich bei der gegenwärtig in Renovation befindlichen Friedhofskapelle um einen Barockbau aus der Zeit um 1760 handelt. Es ist nun eine „Rebarockisierung“ vorgesehen.

**Rot bei Laupheim:** Die Restauration der aus dem Jahr 1848 stammenden Blasiuskapelle, die u. a. auf Anregung von Adolf Schahl durch den Schwäbischen Heimatbund betrieben und gefördert wurde, konnte abgeschlossen werden.

**Seekirch:** Nach der Renovierung der Pfarrkirche wurde im Rahmen der Dorfentwicklung der Fachwerkbau des Pfarrhauses wiederhergestellt. Zu dem Ensemble gehört eine neugestaltete Platzanlage beim ebenfalls sanierten Rathaus.

**Sieben im Wald:** Die Innenrenovation der Kirche ist abgeschlossen (Kosten: 650 000 DM).

**Steinhausen/Rottum:** Mit einem Festgottesdienst wurde am 28. November 1983 Einzug in die innen renovierte Pfarrkirche gehalten (Kosten: 320 000 DM).

**Riedlingen:** Zu Weihnachten 1982 ist die von Prof. Henselmann mit verschiedenen Bildwerken neu gestaltete Krankenhauskapelle ihrer Bestimmung übergeben worden.

Der Turm an der nördlichen Stadtmauer ist restauriert und neu eingedeckt worden.

In der Mühlgasse wurde die kreiseigene historische Badische Zehntscheuer mit einem Aufwand von 130000 DM renoviert.

Der Platz beim Schwedenbrunnen wurde im Rahmen des Altstadtprogramms hergerichtet und der Brunnen selbst restauriert.

Die Viel'sche Apotheke am Marktplatz, ein markantes Fachwerkhaus, wurde restauriert.

**Warthausen:** Im September wurde die Innenrenovation der Pfarrkirche abgeschlossen.

**Wilfingen:** Die Kapelle am alten Weg nach Billafingen ist von privater Hand restauriert und durch den Kunstmaler Peter Brendler als Marienheiligtum neu gestaltet worden.

## Naturschutz und Landschaftspflege

**Landkreis:** Nach dem „Grünen Bericht des Landrats vom März 1983 haben bei der fünften Aktion „Tätiger Umweltschutz“ im November 1982 6000 Teilnehmer ca. 25 000 freiwillige Arbeitsstunden geleistet. Schwerpunkt war die Pflanzung von 3300 neuen Obstbäumen und 40 000 weiteren Bäumen und Sträuchern sowie die Beseitigung von Giftmüll.

Für landschaftspflegerische Fördermaßnahmen standen 1982 61900 DM zur Verfügung. Der Zuschuß des Regierungspräsidiums für 1983 betrug 98 500 DM.

Für Pflegearbeiten in den Naturschutzgebieten des Kreises waren 59 240 DM bereitgestellt (mehr als die Hälfte für den Federsee, dazu Lindenweiher, Ummendorfer Ried, „Schand“ und Osterried). 9200 DM flossen in die Baumpflege.

An 6 Kreisstraßen wurden 1982 mit einem Aufwand von 117 300 DM 10 000 Sträucher gepflanzt. Im Programm für 1983 rangieren bei etwa gleichen Aufwendungen 8 Kreisstraßen.

Als neue Feuchtbiotope wurden im August der Presse vorgestellt:

- eine Anlage des Landesjagdverbandes bei Laupertshausen
- neue Teiche des Staatlichen Forstamtes bei Maselheim
- Gedüngtes Ried (Betreuung Obst- und Gartenbauverein Ingerkingen)
- BUND-Feuchtgebiet bei Hailfingen
- Weiher mit Insel an der B 312
- „Schand“ bei Untersulmetingen
- „Höll“ bei Laupheim (Betreuung: Bund für Vogelschutz)

Dazu kommen 80 bis 90 Mini-Biotope ab 20 m<sup>2</sup> Fläche.

Im Kreis Biberach gibt es bei einer Gesamtzahl von 200 Kiesgruben 700 ha Abbaugelände. Davon sind 350 ha rekultiviert.

Die 12 Naturschutzgebiete des Landkreises machen 1,2 Prozent der Kreisfläche aus.

Im Landkreis bestehen 24 Kläranlagen, darunter die neuerdings fertiggestellte Federsee-Ringleitung.

Im Rahmen der Landschaftspflege werden die Schulgärten durch den Landkreis in besonderer Weise gefördert.

Die Situation des Weißstorches im Kreisgebiet blieb auch 1983 problematisch. Schlechtes Wetter und Nistkämpfe der Vögel behinderten das Brutgeschäft.

Ein Pumpversuch im Illertal hat ergeben, daß mit den dortigen Grundwasservorräten haushälterisch umgegangen werden muß.

**Bad Buchau:** Auf drei Jahre berechnet ist die Erneuerung des Federseestegs, die heuer begonnen wurde.

Die Junge Union, Ortsverband Federsee, hat entlang des Fußwegs Bad Buchau - Oggelshausen 120 Birken gepflanzt.

**Biberach:** Zwei Baumchirurgen einer Hamburger Firma untersuchten u. behandelten Großbäume im Stadtgebiet. Die Eingriffe kosteten etwa 30 000 DM. Der Wanderweg durch das Wolfental innerhalb der Sommerhalde wurde aus wasserbautechnischen Gründen gesperrt.

Im Bereich des Forstamtes Biberach sind zehn Prozent des Waldbestandes sichtbar erkrankt.

Das Waldsterben erstreckt sich auch auf Mischwälder, wie eine Begehung auf Gemarkung Mittelbiberach erbrachte.

Dr. Julius Koch, 27 Jahre Biberacher Forstamtsleiter, wurde in den Ruhestand verabschiedet.

Das Freigelände mit alten Obstsorten auf einer Wiese beim Stadtfriedhof (Idee: Max Hauschild, Betreuung: Stadt und Obst- und Gartenbauverein) wurde im November 1982 durch eine Neupflanzung von 25 Bäumen auf einen Bestand von 65 Bäumen gebracht.

**Bussen:** Das Sträßchen zur Wallfahrtskirche und die Wege auf der Kuppe des Berges sind geebnet und asphaltiert worden.

**Erolzheim:** Auf dem Marktplatz wurden zwei ansehnliche Linden gepflanzt.

**Ertingen:** Der Zweckverband Erholungs- und Freizeitzentrum Schwarzachtalsee hat sein Projekt so weit gefördert, daß schon heuer eine volle Saison am Bade-strand zu verzeichnen war. Der See ist entstanden als Folge des Kiesabbaus. Er wird schrittweise rekultiviert. Auf Gemarkung Erisdorf ist als neues Biotop der „Wildsee“ ausgebaggert worden. Der BUND hat über 1200 Bäume und Sträucher gepflanzt.

**Ittenhausen:** Die Landjugend hat aus eigenen Kräften einen Freizeitplatz angelegt.

**Laupheim:** 260 Schüler verschiedener Schularten haben im Juli das Naherholungsgebiet „Bibri“ einer Säuberung unterzogen. Die Hobby-Ornithologen Klaus und Hans-Georg Bommer aus Laupheim haben im Rißtal ein Paar Wiesenweihen entdeckt. Von dieser vom Aussterben bedrohten Vogelart gibt es in der Bundesrepublik nur noch wenige Dutzend Paare.

**Rot an der Rot:** Die Ortsgruppe Rot des Schwäbischen Albvereins gab eine Karte des von ihr betreuten, 80 km umfassenden Wegenetzes heraus.

**Ummendorf:** Im Wettenger Ried sind 74 ha unter Naturschutz gestellt worden.

## Traditionspflege im Kulturleben

Landkreis: Das Jahr 1983 war im Landkreis ein Jahr der Jubiläen. Vor 250 Jahren wurde in Steinhausen die berühmte Wallfahrtskirche geweiht. Im gleichen Jahr ist Christoph Martin Wieland in Oberholzheim geboren. Vor 800 Jahren wurde das Kloster Schussenried gegründet und vor 850 Jahren die Kirche in Emerfeld geweiht. Das 900jährige Bestehen konnten sogar acht Gemeinden des Landkreises begehen: Biberach, Birkenhard, Bußmannshausen, Hürbel, Ingoldingen mit Degernau, Mietingen, Otterswang und Ringschnait. Bei ihnen geht die Erstnennung auf die gleiche Quelle, die in einer Handschrift des 17. Jahrhunderts überlieferte „Notitia fundationis“ des Klosters St. Georgen im Schwarzwald, zurück. Während Birkenhard schon 1982 sein Jubiläum aus Anlaß der Turnhalleneinweihung vorwegnahm, wird Biberach erst 1984 feiern.

Der Kultur- und Schulausschuß des Landkreises hat beschlossen, den 45 öffentlichen Büchereien sowie den Schulen kostenlos neu erschienene Heimatbücher zur Verfügung zu stellen.

In der letzten Kreistagssitzung des Jahres 1982 wurde die neue Kreishymne (Musikalische Gestaltung: Erich Margenburg, Text: Verschiedene Heimatfreunde) durch die Grund- und Hauptschule Dürmentingen uraufgeführt.

Im Rahmen der Dorfentwicklung wurden 1982 in zehn Ortschaften insgesamt 81 Maßnahmen mit 2,3 Millionen DM gefördert.

Am 1. Juni 1981 nahm das neugeschaffene Kreiskultur- und Archiv-Amt (Leitung: Kreisarchivoberrat Dr. Kurt Diemer) seine Tätigkeit auf.

Im März wurde nach längerer Pause noch einmal eine Bahnfahrt mit dem „Öchsle“ von Warthausen nach Ochsenhausen durchgeführt.

Die IMATEL GmbH Stuttgart hat im Rahmen einer Fernsehserie an Ort und Stelle (Kirchdorf, Warthausen) und unter Mitwirkung örtlicher Vereine und Laienschauspieler Szenen aus dem Leben von Sebastian Sailer und Ritter Michael von Jung verfilmt.

Der Oberschwäbische Kunstpreis 1983 wurde bei einer Feierstunde im Riedlinger Rathaus durch den Verbandsvorsitzenden des Zweckverbandes OEW, Landrat Dr. Wilfried Steuer, MdL, in Höhe von je 5000 DM verliehen an Reinhold Adt, Patricia Birkhold, Christian Häringer, Ursula Ott (Biberach) und Hermann Weber (Biberach). Die preisgekrönten Werke der Künstler wurden in der Kreissparkasse Riedlingen ausgestellt.

Mit lokalbezogener Thematik veranstaltete der Landkreis folgende Ausstellungen im Foyer des Landratsamtes:

- Horst Reichle: Neue Bilder (Ölbilder, Aquarelle, Tuschelavuren)
- Erich Koch: Plastiken und Handzeichnungen
- Pater Eginio Manall SDS: Ölbilder und graphische Blätter
- Werner Rohland: Ölbilder und graphische Blätter
- HAP Grieshaber: Der Osterritt (vom Landkreis angekauft)
- Felicitas Köster-Caspar: Ölbilder und Aquarelle
- Josef Klarl: Tiere und Landschaften

Das vom Kreistag in Auftrag gegebene Lichtbild-Werk über den Kreis Biberach ist nahezu fertig. Ebenso fertiggestellt ist der erste Teil des Kreisfilms von Helmut Barth.

Mit Wirkung vom 1. Mai 1983 ist die Volkskundlerin Dr. Christel Köhle-Hezinger beauftragt worden, den weiteren Ausbau des Kreisfreilichtmuseums Kürnbach zu betreuen.

Für den Schulhof des Beruflichen Schulzentrums hat Prof. Erich Koch (München) einen Biberbrunnen geschaffen.

**Altheim:** Das von der Gemeinde veröffentlichte Seelbuch wurde am 14. November 1982 durch einen Festvortrag von Prof. Dr. Hermann Tüchle vorgestellt.

**Attenweiler:** Das diesjährige Kreismusikfest wurde von 79 Musikkapellen besucht.

**Bad Schussenried:** Anlässlich des Kreiserntedankfestes 1983 in Kürnbach wurden im Bauernhofmuseum durch kompetente Handwerker aus dem ganzen Kreisgebiet allerhand alte bäuerliche Techniken vorgeführt. Helmut Barth zeigte seinen neuen Film „Bauernfleiß und Erntedank“.

Das Festjahr 1983 wurde mit einer längeren Serie von Gottesdiensten, Empfängen und Vorträgen begangen. Dazu kam eine Aufführung von Sebastian Sailer's „Schöpfung“, eine Jubiläumsausstellung sowie eine Gemäldeausstellung im PLK.

**Biberach:** Pflug-, Braith- und Mali-Gemälde erzielen zur Zeit im Kunsthandel Preise bis zu 140 000 DM.

Anlässlich des 85. Geburtstages von Prof. Jakob Bräckle veranstaltete die Stadt Biberach in den Monaten November und Dezember 1982 eine Werkschau mit 250 Bräckle-Bildern, ausgewählt von Oberbürgermeister Hoffmann.

Im Dezember beging die Firma Posamentenfabrik Gustav Gerster ihr 100jähriges Jubiläum.

Zum Stadtjubiläum zeigten die beiden Kirchen im Museum die von über 3000 Personen besuchte Ausstellung „Kirche in Biberach“ (4. Mai bis 24. Juli 1983. Siehe dazu BC 83/1).

Zum Schützenfest 1983 stellte die Schützendirektion als neuen Bestandteil des Festzugs den „Gala-Reisewagen des Grafen Stadion“ vor. Er entstand in viereinhalbjähriger Arbeit nach historischen Vorbildern (etwa 10 000 freiwillig geleistete Arbeitsstunden; Leitung: Helmut Blos).

Als neue Leiterin des Kulturamts und des Museums wurde Frau Dr. Idis Hartmann aus Ulm bestellt. Frau Dr. Hartmann hat inzwischen bereits die Gemäldeausstellung des Museums nach den Veränderungen durch den Museumsversuch neu geordnet.

Zum Schützenfest zeigte die Südwestbank eine Ausstellung „Biberacher Blechspielwaren aus dem letzten Jahrhundert“.

Mit einer Serie von Veranstaltungen beging die Stadt den 250. Geburtstag von C. M. Wieland. Schwerpunkte waren ein Symposium mit Gelehrten aus aller Welt und eine von der Stadtbibliothek Ulm und dem Wieland-Museum Biberach betreute Ausstellung über Wielands Leben und Wirken in Oberschwaben.

Der Dramatische Verein inszenierte Shakespeares „Sommernachtstraum“ in Wielands Übersetzung.

Zum Begleitprogramm gehörten Konzerte, Lesungen, Wieland-Medaille, Wieland-Briefmarke und Sonderstempel der Bundespost (September 1983).

Ebenfalls im September trafen sich in Biberach die Nachkommen der Goldschmiedefamilie Dinglinger.

Zum Stadtjubiläum schenkte der Landkreis der Stadt einen Bronzebiber von Prof. E. Koch (München).

Die Errichtung eines Paritätsdenkmals im Rahmen der Fußgängerzone (Entwurf: Prof. Rumpf - Neustadt/Pfalz) ist auf unbestimmte Zeit zurückgestellt worden. **Hailtingen:** Am 7. November 1982 trafen sich die „Originale rund um den Bussen“ zum siebten Male.

**Hürbel** feierte im Juli sein Ortsjubiläum mit einem großen Volksfest.

**Ingoldingen** verband denselben Anlaß mit dem 175jährigen Jubiläum des Musikvereins und der Partnerschaft mit St.-Marcel-les-Valence. Der Teilort Muttensweiler präsentierte erstmals seine neugeschaffene Gruppe „Bauernkrieg“.

**Ittenhausen** meldet die Herstellung eines auch für Omnibusse fahrbaren Zugangs zur Wallfahrtskapelle Ensmad.

**Laupheim:** Das Heimatfest wurde durch eine ständige Gruppe „Laupheim, Wiege der deutschen Holzindustrie“ bereichert.

Ende 1982 wurde im Rathaus eine Ausstellung mit Werken des Ehrenbürgers P. Ivo Schaible gezeigt.

Über den aus Laupheim gebürtigen Mitgründer von Hollywood, Carl Laemmle, ist im Auftrag des Süddeutschen Rundfunks von Hans Beller ein Dokumentarfilm gedreht worden.

Zum 70. Geburtstag des aus Bronnen gebürtigen Malers Heinz Rosenstock wurde in der „Schranne“ eine Ausstellung neuerer Werke des Künstlers veranstaltet.

**Oberholzheim** beging sein Wieland-Jubiläum mit verschiedenen weltlichen und kirchlichen Feiern. Neben der historischen Pfarrscheuer wurde eine Wieland-Linde gepflanzt.

Im Pfarrhaus Oberholzheim wurde eine bisher unbekannte Parodie über „Wallenstein“ aus der Feder des Dichters Wilhelm Hauff entdeckt. Wie das kostbare Manuskript nach Oberschwaben gekommen ist, konnte noch nicht geklärt werden.

**Otterswang:** Das ZDF drehte zwei Kurzfilme über den mittlerweile weitbekannten Otterswanger Erntedank.

**Riedlingen:** Aus dem Nachlaß von Frau Maria Lock ist das Heimatmuseum durch sieben Bilder bereichert worden.

Die Riedlinger Fasnet zog am 12. April in ihr neues „Gole-Heim“ im Kaplaneihaus ein.

Die Kreissparkasse und der Kneippverein haben eine Langspielplatte mit Ausschnitten aus dem Werk des Heimatschriftstellers Karl Götz herausgebracht.

**Schwendi** beging den 400. Todestag seines berühmtesten Sohnes, des kaiserlichen Feldherrn und Kriegstheoretikers Lazarus von Schwendi.

**Tannheim** baut ein Bildarchiv der Gemeinde auf.

**Uttenweiler:** Eine Ausstellung in der Raiffeisenkasse markierte den Abschluß der Ortskerasanierung (November 1982).

## Publikationen

Landkreis: Landkreis und Kreissparkasse Biberach haben im Verlag Geoplana eine Rad- und Wanderkarte 1:50 000 mit Freizeitinformationen herausgegeben. Die Karte ist beidseitig bedruckt und enthält auch über 2500 km Rundwanderstrecken, die in Zusammenarbeit mit den Gemeinden und dem Schwäbischen Albverein überprüft worden sind.

Die Kreissparkasse widmete ihren Kalender 1983 der in Riedlingen geborenen Malerin Maria Caspar-Filser.

Das Stadtarchiv Bad Waldsee veröffentlichte eine nachgelassene Arbeit von Dr. Siegfried Krezdorn, in der Regesten des Reichsstifts Schussenried wiedergegeben werden, soweit sie die Stadt und ihre Umgebung betreffen. Das Kreisgebiet ist mit Ampfelbronn und Hummertried darin vertreten.

Gertrud Beck (Ulm) hat mit „Mendleriana“ (Verlag Aegis-Dörrie-Jastram-Kerier 1983) Erinnerungen an den aus Riedlingen gebürtigen Ulmer Arzt und Maler Dr. Alfred Mendler herausgegeben.

Das repräsentative Werk von Horst Ossenbergs „Das Bürgerhaus in Oberschwaben“ (Ernst Wasmuth, Tübingen 1979) analysiert auch Beispiele aus dem Kreis Biberach.

**Bad Buchau:** Die Buchauer Schutzpatroninnen Irmengard und Adelindis werden neuerdings gewürdigt in dem Buch von Prof. Hermann Tüchle „Aus dem schwäbischen Himmelreich“ (Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm 1977).

**Bad Schussenried:** Zum Klosterjubiläum hat die Stadt im Thorbecke-Verlag unter dem Titel „Bad Schussenried - Geschichte einer oberschwäbischen Kloster-stadt“ eine Gesamtwürdigung mit Beiträgen von Hubert Kohler, Otto Beck, Hermann Tüchle, Siegfried Krezdorn, Johannes May, Karl Kaufmann und Gerhard Binder erscheinen lassen. Das Buch enthält Zeichnungen und einen Anhang mit Farbtafeln.

Wertvoll ist auch das Festprogramm mit seinen interessanten Abbildungen.

Zum Jubiläumsjahr hat der Lithograph Alex Pohle einen Monatskalender mit Zeichnungen nach Motiven aus dem Gemeindegebiet herausgebracht. Es ist der erste völlig auf Bad Schussenried bezogene Kalender überhaupt.

**Biberach:** Der Volksbank-Kalender 1983 nimmt Bezug auf das Stadtjubiläum und bringt als Auftragsarbeit Bilder von Roland Ziellenbach (Karlsruhe) nach Rezepten eines Biberacher Kochbuchs von 1851.

Filmemacher Helmut Barth brachte zum „Tag des deutschen Kurzfilms“ am 26. November 1982 seinen neuesten Beitrag „Rückkehr der Schleiereule“ heraus. Der Schutz der Schleiereule wird auch im Kreisgebiet intensiv betrieben.

Der aus Bad Buchau gebürtige Michael Ladenburger veröffentlichte im Verlag Doblinger (Wien) zwei Hefte mit ungedruckten Orgelwerken von Justin Heinrich Knecht.

Im Journal-Verlag Schwend GmbH Schwäbisch Hall brachte Fabrikant Udo Vollmer zwei Werke militärischer Art heraus: „Die Armee des Königreichs Hannover“ und „Die Entwaffnung der Armeen des Königreichs Württemberg und des Großherzogtums Baden“.

Der Biberacher H. E. Laux brachte nach zweijähriger Vorbereitung den Band „Wildbeeren und Wildfrüchte“ heraus (Franckh Stuttgart 1982).

Zur Bräckle-Ausstellung erschien im Auftrag der Stadt ein gut ausgestatteter Katalog mit über 200 farbigen Reproduktionen.

Die Biberacher Verlagsdruckerei brachte als achte Kunstmappe der Reihe „Biberacher Galerie“ im Juni 1983 Reproduktionen von Werken Michael Lesehrs heraus.

Zum Stadtjubiläum besorgte Apotheker Allmann einen fotomechanischen Nachdruck des evangelischen Gesangbuchs von 1763, das auch von Wieland benutzt worden sein muß.

Auf dieselbe Initiative geht eine Zusammenstellung von Graphiken und Fotos unter dem Titel „900 Jahre Biberach an der Riß“ zurück.

In dem Werk „Islanders Deported“ von Roger E. Harns (Verlag C.I.S.S. Publishing, Ilford, Essex) wird erstmals das Schicksal der während des Zweiten Weltkriegs im Lager Lindele Internierten aus den von Deutschland besetzten Kanalinseln geschildert.

Als buchhändlerischen Beitrag zum Stadtjubiläum gab die Schützendirektion unter dem Titel „Bilderbuch der Stadtgeschichte“ ein Leporello des Großen Historischen Festzugs heraus.

Als oberschwäbische Beiträge zum Wieland-Jubiläum dürfen gelten:

Katalog zur Ausstellung „Christoph Martin Wieland. Leben und Wirken in Oberschwaben“, reich bebildert und mit Facsimilia ausgestattet, bearbeitet von Dr. Hans Radspieler (Neu-Ulm), im Anton H. Konrad Verlag, Weißenhorn, 1983.

Dr. Heinrich Bock: Wieland-Lesebuch (Insel-Verlag Frankfurt a. M. 1983).

Mit neuer Lyrik traten hervor:

Berta Wirtz-Fliegauf „Und doch, es fliegt ein Engel durch das Dunkel dieser Welt“ (Biberacher Verlagsdruckerei 1983).

Hartmut Löffel, „Lebenswaage“ (Eberhard Cölle Verlag Stuttgart 1983).

Für ihre Belegschaft, aber auch für eine breitere Öffentlichkeit brachte die Fa. Dr. Karl Thomae GmbH ein Wanderbuch „Rund um Biberach“ heraus (Text: Dieter Buttschardt, Fotos: Rupert Leser).

**Emerfeld:** Zum Jubiläum der Pfarrei kam mit Unterstützung des Landkreises ein geschichtlicher Abriss von Dr. Kurt Diemer heraus.

**Hürbel:** Zum Gemeindejubiläum erschien „Hürbel 1083-1983“ mit Beiträgen von Dr. Kurt Diemer, Pfarrer Dr. Moritz Johner (†), Josef Kriegelsteiner und Pfarrer Alfons Leykauf.

**Langenenslingen:** Zur Renovierung der „Alten Kirche“ schrieb Ulrike Kern die Broschüre „Die Pfarrkirche St. Mauritius in Langenenslingen und ihre Künstler“.

**Ochsenhausen:** Ingrid Stubenrauch hat für die Freunde der Schmalspurbahn eine Geschichte der Bahnlinie von Biberach - Ochsenhausen geschrieben („Das Öchsle“, 368 S., 220 Abbildungen).

**Orsenhausen:** Die Dissertation von Dr. Sabine Frey „Rechtsschutz der Juden gegen Ausweisungen im 16. Jahrhundert“ befaßt sich u. a. auch mit der Orsenhauser Judenschaft (Verlag Peter Lang, Frankfurt a. M. 1983)

**Otterswang:** Dr. Otto Beck (Otterswang) hat im Thorbecke-Verlag die Broschüre „Erntedank in Oberschwaben“ u. a. mit Abbildungen der Otterswanger Früchteppeiche herausgegeben (1983).

**Riedlingen:** Das „Haus am Markt“ Saulgau gab eine Broschüre „Die ehemals fünf Donaustädte“ heraus (Ausstellungskatalog 1983).

Von Walter Haag bearbeitet und herausgegeben wurde der Erinnerungsband „Riedlingen - Stadt an der Donau“ (Ulrich'sche Buchdruckerei und Verlag 1983).

**Ringschnait:** Ortsvorsteher Josef Angele hat rechtzeitig zum Gemeindejubiläum ein umfassendes Heimatbuch „Ringschnait“ vorgelegt (Biberacher Verlagsdruckerei 1983).

**Rot an der Rot:** Von Othmar Metzger erschien im Deutschen Kunstverlag der Bildband „Januaris Zick. Datierte und datierbare Gemälde“ (München 1981).

**Schwendi:** Die Firma Max Weishaupt brachte zu ihrem Jubiläum eine auch den Heimatforscher interessierende Festschrift heraus.

## Fahnenschwinger-Gruppe

Am 4. Januar 1083 stifteten der Reichenauer Vogt Hezelo und sein Verwandter Hesso in Heratskirch bei Königseggwald ein Georgskloster, das wenig später auf Betreiben Abt Wilhelms von Hirsau in den Schwarzwald, an die Stelle des heutigen St. Georgen, verlegt wurde. Wichtig für Oberschwaben wurde diese Stiftung dadurch, daß als Zeugen nicht wenige Adelsgeschlechter erstmals genannt werden, so aus dem Gebiet des heutigen Landkreises neben Luitpold von Biberach (Bibra) die Herren von Otterswang, Mietingen, Birkenhard, Ringschnait, Hürbel und Bußmannshausen. Erstmals erwähnt werden aus diesem Anlaß auch Ingoldingen und Degernau. -

Aus Anlaß der 900-Jahr-Feier Biberachs erhielt die seit 1969 im Festzug vertretene Fahnenschwinger-Gruppe neue Kostüme mit dem Georgskreuz des Klosters St. Georgen und Fahnen mit den Wappen der 1083 erstmals genannten Adelsgeschlechter bzw. Orte, um so die Verbundenheit mit den Kreisgemeinden zu bezeugen.

Aus dem von der Schützendirektion herausgegebenen „Bilderbuch der Stadtgeschichte“

# Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 2 vom 3. September 1983 / 26. Jahrgang

6. Jahrgang – Heft 2 – Seite 43

## Christoph Martin Wielands Gartenhaus an der Saudengasse

### Neue Dokumente über Bau- und Besitzgeschichte

Von Dr. Hans Radspieler, Neu-Ulm

Wer in der Biberacher Saudengasse vor dem mit einer Plakette der Schwäbischen Dichterstraße gekennzeichneten Garten steht und wissen möchte, welches der beiden darin befindlichen Häuschen nun das berühmte „Tusculanum“ Christoph Martin Wielands ist, hat Schwierigkeiten, eine klare Auskunft zu erhalten. In der einschlägigen Literatur erscheint einmal das größere, ein andermal das kleinere als das Gebäude, in das sich der Dichter in den Sommermonaten zurückzog. In einer Fremdenverkehrszeitschrift wurden kürzlich sogar beide Häuschen als Wielands Dichterstätten bezeichnet.

Diese Widersprüche, die Vorbereitung der zum Jubiläumsjahr 1983 stattfindenden Ausstellung sowie die Planungen über die zukünftige Verwendung der Gebäude gaben den Anstoß, der Frage anhand archivalischer Unterlagen noch einmal grundsätzlich nachzugehen. Das Ergebnis sei vorweggenommen: Wieland lebte und arbeitete im Obergeschoß des älteren, größeren Hauses, das kleine diente zu seiner Zeit als Geräte- und Vorratsschuppen.

### Schneidermeister Weikart: Erbauer des Gartenhauses

Erstmals archivalisch nachweisbar ist der Garten in zwei Dokumenten vom Jahr 1721. Die Stadt ließ damals ein umfangreiches und mit großer Sorgfalt konzipiertes Urbar, d. h. ein Verzeichnis der Grundstücke und ihrer Eigentümer anlegen, dessen Einteilungssystem, nämlich die Numerierung der Häuser mit arabischen, die der Gärten mit römischen Ziffern, bis zum Ende der Reichsstadtzeit beibehalten wurde. Der Garten an der Saudengasse trägt die Nummer X, als Eigentümer ist „Johann Wichhardt, Schneider“ angegeben. Die Größe betrug  $\frac{1}{4}$  Jauchert und 70 Ruten, also rund 1500 Quadratmeter.

Vom gleichen Jahr datiert der im Zusammenhang mit dem Urbar entstandene, heute im Städtischen Museum ausgestellte Stadtplan des Ingenieurs und Feldmessers Johann Joseph Veitt, auf dem das mit der roten Ziffer X gekennzeichnete Rechteck deutlich zu erkennen ist. Der Garten befindet sich außerhalb des Grabentors östlich der Waldseer Straße, begrenzt im Osten von der damals noch dort fließenden Riß, im Süden von anderen Gärten oder Wiesen, im Norden von der Saudengasse. Zwischen dem Grundstück Nr. X und der Waldseer Straße liegt noch ein anderer Garten Nr. IX.

Die Familie des im Urbar genannten Johann Weikart - auch Weichardt und ähnlich geschrieben, wir wählen hier die zur Zeit Wielands übliche Form - ist archivalisch mit einigen dürren Daten faßbar, die uns jedoch das Wesentliche mitteilen. Der 1721 als Eigentümer erscheinende Johann Weikart stammte aus Gundelsheim an der Altmühl und hatte erst 1702 das Bürgerrecht von Biberach erworben. Der 1704 geborene Sohn Johann Gottlieb erlernte wie sein 1738 verstorbener Vater das Schneiderhandwerk, in den Kirchenbüchern wird er gelegentlich als „Mode-Schneider“ bezeichnet, was zweifellos eine gehobene Position unter seinen Zunftgenossen andeuten soll. Aus zwei Ehen hatte er zusammen 15 Kinder, 1760 starb seine zweite Frau, er selbst lebte noch bis 1780.

Ein Johann Gottlieb Weikart, ob Vater oder Sohn ist für uns nicht von Belang, wird dann 1736 bei der steuerlichen Einschätzung, der sogenannten „Gütertaxation“, als Eigentümer eines Hauses am Garnmarkt genannt, des jetzigen Gebäudes Consulentengasse 8, und dazu des Gartens Nr. X mit einem erstmals hier ausdrücklich aufgeführten Gartenhaus. Die Grundstücksgröße war die gleiche wie 1721, der steuerliche Schätzwert, vergleichbar etwa dem heutigen Einheitswert, betrug für den Garten 200 fl. (= Gulden), für das darin stehende Haus 125 fl.

Das ebenfalls von 1736 an geführte Urbar der Evangelischen Kasse, das die ihr verpfändeten oder als Sicherheit übereigneten Grundstücke enthält, bringt zusätzliche Ausgaben. Demnach nahm Weikart 1742 ein Kapital von 200 fl. auf, 1757 nochmal eines von 50 fl., wofür als Sicherheit das Haus am Garnmarkt und der Garten vor dem Grabentor dienten. Das Gartenhaus ist hier nicht eigens genannt, möglicherweise diente es der Kasse gegenüber gar nicht als Sicherheit. Aufschlußreich ist noch die Bemerkung über Weikarts bereits bestehende anderweitige Verschuldung in Höhe von zusammen 350 fl.

Diese Angaben lassen folgenden Schluß zu: Das Haus im Garten Nr. X wurde kurz vor 1736 oder, falls man die Möglichkeit einräumt, daß die Gütertaxation im Jahr 1736 zwar begonnen, aber erst in den folgenden Jahren abgeschlossen wurde, um 1736 erbaut. Von den beiden heute stehenden Gebäuden muß es das größere gewesen sein, denn eine Steuertaxe von 125 fl. ist im Vergleich mit anderen Häusern nur für einen aufwendigeren Bau, der zu Wohnzwecken diente, denkbar. Das, wie noch zu zeigen ist, in den 60er Jahren errichtete kleinere Gebäude war überhaupt nicht besteuert. Ein von 1772 bis 1799 reichendes „Feldlagerbuch“ verzeichnet denn auch wie 1736 gleichbleibend Jahr um Jahr für den Garten 200 fl. und für das Haus 125 fl. als „Steuertax“, das kleine, nun schon bestehende Haus ist hier, da es keine bewohnbaren Räume enthielt, nirgends aufgeführt.

### Im Besitz von Prediger Kirchwegger

Im Jahre 1766 entschloß sich Weikart zum Verkauf des Grundstücks. Käufer war der Prediger zu St. Maria Magdalena, Johann Heinrich Kirchwegger. Der Kaufbrief vom 7. Mai 1766 befindet sich im Wieland-Museum. Er ist sorgfältig auf Pergament geschrieben und bietet, da der Text streng nach juristischen Regeln abgefaßt ist, zuverlässige Angaben. Zunächst wird darin die Lage des Gartens mit dem „darinn stehenden Haus“ festgehalten, nämlich „vorm Graben Thor, zwischen... Stadtrechner v. Löwen, und dem sogenannten Sauden Gässele, oben (d. h. zur Waldseer Straße zu) an den Löbl. Armen Seelen Bruderschaft zugehörigen Garten, unten auf die Riß stossend“. Der bar zu entrichtende Kaufpreis betrug 750 fl., von denen Kirchwegger aber nur den kleinsten Teil an den Verkäufer zu bezahlen hatte, weil er dessen Schulden mit übernahm. Vielleicht waren es diese Verpflichtungen, die Weikart den Bau des Gartenhauses zuerst ermöglicht und ihn schließlich, da die Rückzahlung nie gelungen war, zum Verkauf bestimmt hatten. Daß er an dem Garten hing, läßt eine zusätzliche Vereinbarung vermuten; der Käufer behielt das lebenslange Wohnrecht im Gartenhaus, für die ersten drei Jahre unentgeltlich, dann für 7 fl. Hauszins pro Jahr. Kirchwegger bekam seinerseits das volle Eigentumsrecht, darunter, in unserem Zusammenhang nicht unwichtig, ausdrücklich das, im Garten bauen und ihn verlehnen zu dürfen.

Nachdem Wieland im Mai 1769 nach Erfurt übersiedelt war, ergab sich auch für Kirchwegger die Gelegenheit, die von ihm angestrebte Stelle anzutreten. Im Februar 1770 wurde er Pfarrer in seiner Heimat Sindolsheim, wie es bereits sein Vater und sein Großvater gewesen waren. Am 26. Oktober 1769 verkaufte er deshalb den Garten wieder, und zwar an den Biberacher Bürger und Schönfärber Johann Jakob Schmid um den Preis von 1100 fl. Von entscheidender Bedeutung ist die Tatsache, daß der Text des Kaufvertrags ausdrücklich den Garten und die „darinnen befindliche(n) zwey Garten Häußchen“ nennt, daß demzufolge, also erst Kirchwegger das kleine Gebäude zwischen 1766 und 1769 errichten ließ. Weiter erfahren wir Näheres über die Schulden, die noch 1766 auf dem Grundstück lasteten und die Kirchwegger, wie er selbst auf einem beigefügten Blatt darlegte, inzwischen getilgt hatte. Es waren 350 fl. an die Pfarrpflege, 150 fl. an den katholischen Kaplan Weickmann, 50 fl. an die Evangelische Kasse, 24 fl. 30 kr. (= Kreuzer) an die Stadtrechnerei und 48 fl. 14 kr. an die

Kriegskasse. Daraus erklärt sich wohl auch der verhältnismäßig niedere Kaufpreis, den Kirchweger im Vergleich zu Schmid entrichtet hatte. Aufschlussreich ist noch die Bemerkung, der Käufer dürfe „Bäume... setzen wie viel und wohin Hr. Schmid will“, da sie darauf hindeutet, das Grundstück sei bisher vor allem als Zier- oder Gemüsegarten genutzt worden.

Genau zu dieser Vorstellung paßt eine Abbildung des Gartens, die bisher kaum oder überhaupt nicht beachtet wurde. Sie befindet sich auf der von Thomas Adam Wieland, dem um zwei Jahre jüngeren Bruder des Dichters, radierten Stadtansicht, die wegen ihrer Seltenheit - bis jetzt konnte nur ein einziges Exemplar im Wieland-Museum aufgefunden werden - wenig bekannt ist. Die von zwei Platten gedruckte, 36 mal 75 Zentimeter messende Graphik entstand 1764 kurz vor dem Tod des Künstlers und ist einerseits wegen der angestrebten Genauigkeit von großer Bedeutung für die Topographie der Stadt, weist andererseits aber wegen der ungenügenden Druckqualität nicht immer die wünschenswerte Deutlichkeit auf.

Die Stadt und ihre nächste Umgebung sind von der das Rißtal im Osten begrenzenden Höhe aus gesehen, das Gartengrundstück an der Saudengasse findet sich also links außerhalb des Grabentors. Man erkennt den Torturm, im Dach undeutlich mit der Ziffer 1 bezeichnet, und davor, ebenfalls außerhalb der Stadtmauer, den Komplex der Riedmühle. Vom Turm aus in genau waagrechter Richtung nach links ist die Waldseer Straße zu denken, von der man lediglich die den sogenannten Ratzengraben überschreitende gewölbte Brücke unterscheiden kann. Der Wasserlauf kommt aus dem Hintergrund und mündet in die im Bild von links nach rechts fließende Riß; die Mündungsstelle scheint mit einer einfachen Brücke überquert zu sein. Im weiteren Verlauf der Waldseer Straße trifft der Blick auf den Giebel eines alleinstehenden Hauses, das zu dem unmittelbar östlich an die Straße anschließenden Garten Nr. IX gehört und auf dem Stadtplan von Veitt 1721 bereits eingezeichnet ist.

Zwischen diesem und der weiter vorne strömenden Riß, die auf dem Bild fast wie eine Straße wirkt, liegt der Weikartsche Garten, rechts begrenzt von der am Fluß endenden Saudengasse. Charakteristisch sind die beiden das Grundstück kreuzförmig durchschneidenden Wege, die darauf hindeuten, wo sich der Eingang oder die Eingänge befunden haben. Die durch die Wege abgegrenzten Flächen sind in längliche Beete aufgeteilt, Bäume fehlen, was an die oben mitgeteilte Bemerkung im Kaufbrief von 1769 denken läßt. Nicht genau getroffen hat Thomas Adam Wieland den Verlauf des südlichen Gartenzaunes, er bildete damals wie heute eine gerade und nicht eine gebogene Linie.

Die Situation entspricht genau der anschaulichen Schilderung, die Wieland in seinem oft zitierten Brief vom 24. August 1768 entwirft. Er erzählt hier von badenden Knaben, dem Geruch des Heus, von Flachsfeldern und der Aussicht: nach Osten auf den evangelischen Friedhof, nach Westen auf den Galgen und nach Süden ins Rißtal.

## Wieland als Mieter

Über Wielands Mietverhältnis ließen sich bisher keine Dokumente finden. Da es sich um private Abmachungen handelte, ist es auch unwahrscheinlich, daß sich in städtischen oder kirchlichen Archiven Unterlagen erhalten haben. Unklarheit herrscht auch über die genaue Zeitspanne, während der Wieland das Gartenhäuschen benutzte. Im April 1762 ist im Zusammenhang mit dem Streit über die Kanzleiverwalterstelle zwar einmal die Rede von einem Gespräch im Garten, doch scheint es sich hier um den bei der Amtswohnung von Wielands Vater gehandelt zu haben. Der Dichter selbst äußerte später in Weimar, der größte Teil des Romans Agathon und die Verserzählung „Idris“ seien „im ersten Jahre nach meiner Verheirathung zum Theil im Gartenhäuschen zu Biberach“ geschrieben. Da die Eheschließung am 21. Oktober 1765 stattfand, wäre zumindest der Sommer 1766 als Termin des Mietvertrages gesichert, was jedoch nicht ausschließt, daß dieser noch weiter zurückreichte. Daß er im Sommer 1768 noch andauerte, bestätigt der bereits genannte Brief. Ob Wieland den Garten auch im folgenden Jahr noch benutzte, erscheint fraglich, er reiste bereits im Mai 1769 nach Erfurt ab. Keine direkte Auskunft erteilen uns die Quellen über die Räume, die Wieland bewohnte, konnte er ja wegen des Wohnrechts für Weikart nicht das ganze Haus, sondern nur eines der noch heute mit getrennten Eingängen versehenen Geschosse gemietet haben. Bedenkt man, daß eigentlich nur das Obergeschoß als Sommeraufenthalt attraktiv sein konnte und daß nur von dort der schon geschilderte Überblick möglich war, so muß man das Untergeschoß ausschließen. Dort wohnte Schneidermeister Weikart, von oben genoß Wieland den Blick über das Rißtal, umgekehrte Verhältnisse sind wohl kaum denkbar, wobei es keine Rolle spielt, ob Weikart das Gartenhaus ständig oder nur zeitweise benutzte.

## Die Erinnerungen Ludwig Felix Ofterdingers

Zur Bestätigung dieses aus zeitgenössischen Quellen gewonnenen Bildes lassen sich zusätzlich die Erinnerungen von Ludwig Felix Ofterdinger (1810-1892), dem Sohn eines seit 1807 in der Stadt lebenden Arztes heranziehen. Er war seit 1852 Professor der Mathematik am Ulmer Obergymnasium und beschäftigte sich außer mit seinem eigentlichen Fach aus Liebhaberei vor allem mit der Biographie Wielands, woraus sein heute noch grundlegendes Werk „Christoph Martin Wieland's Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz“ entstand. Schon sein Vater war ein großer Verehrer des Dichters gewesen und hatte noch eine Reihe von Persönlichkeiten aus dessen Zeit gekannt, so daß den Mitteilungen seines Sohnes, wie sich bei nachprüfbareren Fakten immer wieder herausstellt, Glaubwürdigkeit zukommt.

Auch Ofterdinger nennt den oberen Stock des größeren Hauses als den von Wieland bewohnten Teil des Gebäudes. Weiter spricht er in diesem Zusammenhang vom Besuch seines Onkels, des Hofkupferstechers Friedrich August Seyffer, in Biberach. Eigentümer des Gartens war zu dieser Zeit der Schönfärber Johann Kaspar Hetsch, dem das Grundstück 1781 von seiner Schwiegermutter, der Witwe des schon genannten Johann Jakob Schmid, als Erbe zugefallen war. Die Zeichnungen, die Seyffer damals anfertigte, gefielen Hetsch so sehr, daß er anregte, nach ihnen eine Radierung mit einer Ansicht des Gartens herzustellen, die allerdings dann nicht zustande kam. Eine der Zeichnungen, eine 1813 datierte Bleistiftskizze, hat sich im Wieland-Museum erhalten. Sie zeigt tatsächlich nur das größere Haus von einem Standpunkt aus, der an der Ecke des heutigen Parkplatzes vor dem Kaufhaus Schleehauf anzunehmen ist. Im Vordergrund sieht man den erst 1949/50 erlegten, etwas breit geratenen Rißlauf, rechts kommt von hinten die am Fluß endende Saudengasse. Das Haus ist zum größten Teil von Bäumen verdeckt, abgebildet ist nur die östliche, heute dem Kaufhaus zugewandte Schmalseite. Die Darstellung kann zweifellos als Beleg dafür angesehen werden, welches Gebäude 1813 in Biberach als die eigentliche Wieland-Stätte betrachtet wurde.

Das kleinere Häuschen bezeichnet Ofterdinger, der die Verhältnisse ja noch gekannt hat, als ursprüngliches Magazin, das erst 1825 wohnlich eingerichtet worden sei. Den Umbau ließ Hetsch, ein gebildeter und in Kunst und Literatur wohlwanderter Mann, für seinen Freund August Friedrich Pauly vornehmen, damit dieser in Muße seinen Studien nachgehen könne. Pauly war von 1822 bis 1827 Lehrer an der Biberacher Lateinschule und wurde später als Begründer und Bearbeiter der „Real-Encyclopaedie der klassischen Altertumswissenschaft“ bekannt, eines in der Neubearbeitung kurz als „Pauly-Wissowa“ bezeichneten Standardwerkes der klassischen Philologie. Im Gartenhäuschen arbeitete Pauly vornehmlich an der Übersetzung des griechischen Satirikers Lukian, den auch Wieland besonders geliebt und bereits ein halbes Jahrhundert vor Pauly übertragen hatte.

Als 1907 der Kunst- und Altertumsverein Biberach im Obergeschoß das Wieland-Museum eröffnete, hatte man also gerade den Raum gewählt, in dem der Dichter 1768 im Genuß des - heute so unschön beschnittenen - Ausblickes schreiben konnte: „Das alles macht eine Aussicht, über der ich Alles, was mir unangenehm seyn kann, vergesse, und, mit diesem Prospekt vor mir, sitze ich an einem kleinen Tische, und - reime.“

6. Jahrgang – Heft 2 – Seite 48

## Vom Werg, wie man's verschaffet hot

**Die Oberessendorfer Dichterin Maria Menz feierte ihren 80. Geburtstag. Wir veröffentlichen als Textwiedergabe mit freundlicher Genehmigung des Jan Thorbecke Verlags Sigmaringen einen Beitrag von Maria Menz über die Flachsverarbeitung, der als Hörbild auch vom Süddeutschen Rundfunk gesendet worden war. Es handelt sich um ein gedachtes, gutnachbarliches Gespräch zwischen einem alten Mann und einer jungen Frau, etwa 1960.**

Maria Menz sagte zu Beginn der Rundfunksendung: Meine Mutter - sie wäre jetzt über achtzig, wenn sie noch lebte - hat als junges Mädchen noch gesponnen. Auf die „Schütte“, den Dachboden des Elternhauses, bin ich gegangen; dort fand ich, verstaubt und wie alles Alte gebrechlich, Mutters Kunkel, Spinnrad und Haspel. Fand auch noch eine Kiste voll Werg. Dann habe ich die ältesten Leute unseres oberschwäbischen Dorfes über die uns verlorene Kunst des Spinnens befragt. Ich habe noch weiter zurückgefragt: wie man früher den Flachs angebaut und wie man das Werg und das Leinen gewonnen hat.

Arbeitsreich und hart war der Weg von der Bodenbereitung und Saat bis zum Flachs, und Fleiß und Liebe erforderte der Weg vom Flachs bis zur Leinwand. Nicht weniger als ein Dutzend Arbeitsgänge von Männern und Frauen waren nötig, bis das Werg fertig war: nach der Feldbestellung im Frühjahr kam das

Säen, Jäten und Beschütten; zur Reifezeit im Sommer mußte man ausraufen und heizen; nach dem Dreschen wurde der Flachs nochmals aufs Feld verbracht, und auf das Dörren folgte das Brechen, Beschwingen und Hecheln. Über all dem wurde es Herbst und Winter. Im hohen Winter wurde das reine Faserwerg auf die Kunkel gesteckt, und die Frauen verspannen es bei schnurrendem Spinnrad und, sofern man sich gesellig zusammensetzte, bei allerhand Geplauder. Das gesponnene Garn wurde zum Weber gegeben, der daraus die Leinwand wob, man nannte sie Tuch. Dieses Tuch, eine einzige Bahn, wurde von den Frauen dann in mehrere gleichmäßige Längen geschnitten und auf dem Rasen gebleicht. Danach war es vollendet, und man barg das schimmernde Gut im Schrank, bis es wiederum im Winter Zeit gab, zu nähen oder bis die Aussteuer einer Braut gerüstet wurde. Was ich bis jetzt nur ganz knapp umrissen habe, nämlich den weiten Weg von der Aussaat des Flachses bis zur fertigen Leinwand, davon soll nun ein alter Bauer mehr erzählen. Und wir wollen ihm zusammen mit der jungen Bäuerin zuhören, um zu erfahren, was es früher mit dem Flachs alles auf sich hatte.

Junge Frau: Ja, Nene, wo kommet 'r scho her mit'm Steacka?

Alter Mann: Vo Wenterstetta.

Junge Frau: Könnet 'r 's no verlaufa? 's ischt doch allaweil fascht a Stönd.

Alter Mann: 's hot m'r nix ausmacht. Aber a Gläsle Moscht tät m'r guat. Wenn da grad oin hoba hoscht.

Junge Frau: Dr Moscht ischt scho do. I hau no it lang oin ghollet.

Alter Mann: Wo send d' Kend haet? Sonscht hoscht doch allaweil da Haufa om de rom.

Junge Frau: De Große vo deana send it komma ond dr Klei ischt verschlofa, dea hau-n-i naufraga. Jetzt ka ma au amol ogstört stricka. 's Büable, sobald's romsprengt, moss ma Fuchs ond Haas sei, was 's allz astella könn. Oder er tät mi ausfroga bis uff da neunta Kaiser, dr Lauser, dr liab.

Alter Mann: I gönn dr dia Stönd.

Junge Frau: So still isch scho lang nemme gsei.

Alter Mann: „'s ischt so riabig, ma könn leina“, not ma früher gsait, wenn d' Red amol a Weile ausganga-n-ischt.

Junge Frau: Aha, we-m-a da Lei sät, sott's wendstill sei! Well dr Soma so leicht ischt? Sonscht hett's seallmol da Wurf vo dr Hand henderfür nagnomma? Verzellet m'r 's au reacht, de ganz Arbat! Mir Jengere wisset doch nemme viel dr'vo.

Alter Mann: Jo, des ischt a wichtiger Tag gsei, wenn ma gleinet hot. Afang April. Do ischt dr Baur ganz en dr Bäure ihrem Deanscht gstanda. Ischt eigentlich Weibs Acker gsei, 's Leifeald. Weibs Gwalt. 's war mender gsei, wenn d'Mannsname da Boda it uff s Beseht hergricht bettet. Guat dongt hot'r messa sei ond fei g'egget ond koi Okraut hot'r deaffa hau.

Junge Frau: Hajo, do weret dia Weiber dren gsei sei.

Alter Mann: Scho dr Afang vom Werg ischt a heilige Arbat gsei. - Herrisch sait ma Flach, hol ma seallmol scho gsait. Mir saget Werg.

Junge Frau: 's Werg ischt eaba dr Bäure ihra Stolz ond Schatz gsei. De halb Aussteuer em Kaschta hot's vom Werg gea, geattet?

Alter Mann: Freue, Du hoscht jo no vo dr Nana a leinene Tischdecke. Ond dei Muatter hot 'n große Balla Tua ghet. Ond reischtene Hemmeder ond Ziacha ond Leitüacher. - 's reischa Sach ischt noch schon no gsond gsei!

Junge Frau: Dr Lei ischt aber au ebbes Schöas! Wenn so a Feald blü het... De ganz Weite he blau! - Em letschte Erlag hot ma doch nomol viel Leifealder gseah.

Alter Mann: Do hot ma da Lei wieder braucht, au weag'm Öl, wo dr Soma geit, en dera hongriga Zeit. Ond scho dr Soma ansa ganz ischt viel weat für Leut ond Vieh en dr Kranket.

Junge Frau: Ha freile, a Lei-Omschlag uff n Oissa hilft. Ond wenn-r-a Kuah ennerlich ebbes fehlt, geit m'n 'r zescht 'n Leischleim. Do versprechet dia blaue, liabe Bleamla doch viel Nutza scho alloi us dr Frucht.

Alter Mann: Jo, aber's ischt a ghöriger Verliitt gsei, bis man allz verschaffet hot. Hoikle! Ma hot seine Regla ghet. - Ma hot gsait: 's Werg sott ma a-m-a Morga säa, sonscht blühet's da ganza Tag.

Junge Frau: Deaffs it da ganza Tag blüha?

Alter Mann: Noi, z'mittag sott's wieder zuagau.

Junge Frau: Worom?

Alter Mann: Des woiß i nemme.

Junge Frau: Ond wie isch noch weiterganga mit 'm Werg?

Alter Mann: Wo's noch aufgstanda-n-ischt, hot ma no an Weile d'Sorg ghet mit de Erdflöh, dia hond's reacht verdirba kenna. Wenn's noch amol handhoh gsei ischt, hot m's ausgraset - moi de'scht a-n-Arbat gsei! Noch hot m's mit Lacha bschütt. Ond noch hot's grota könn, wenn's Weatter mit- dau hot. Feucht hot's braucht.

Junge Frau: Wie hoh isch wora?

Alter Mann: Ja, wenn's trucka gsei ischt, isch mager ond kuz blieba, kaum-n Fuaß hoh. Isch feucht gsei, hot's könn zwoinhalb Fuaß hoh wera, schöa vool.

Junge Frau: Em Juni etzau blühet s' Werg, he?

Alter Mann: Jo, ond Afang Juli wead's noch geal ond kommet d' Polla raus. Dia weret noch meh brau. Wenn's amol so weit gsei ischt, noch hot ma's Werg g'liachet, Mitte Juli.

Junge Frau: Liacha - des hot ghoiße: rausreiße, raufa?

Alter Mann: Jo, ma hot's mit dr Wuuz gnomma, weaga dr Länge. Sonscht het m's gmäht. Des ischt au a ghörige Arbat gsei.

Junge Frau: Nach hot ma des Werg also mit dr Hand rauszoga ond g'ornet.

Alter Mann: Ma hot's en Hampfla gsammet - des heißt herrisch: a Handvoll, en dr Einzahl - ond übers Kreuz hot ma's uffm Acker niederglait. Des hond d'Fraunama dau. D'Mannsname hond neab'm Wergland Hoiza uffgschlag. Do hot m's Werg mitanand nagoizet, d' Polla gega d' Morgasonna. Obadruff hot ma da „Huat“ gsetzt, a spitzigs Büschele, dreimol bonda, d'Wuza nauwärts.

Junge Frau: Des ischt grad so guat wie a Strohdach. 's Wasser ka weglau.

Alter Mann: 's Wergland isch noch leer gsei, des hot ma glei g'ackere mit Wenterfrucht a'gsät, ond dia ischt noch de schöanscht wora.

Junge Frau: Wenn d' Hoiza guat gsei send, hot ma 's Werg reighollet, denk-e?

Alter Mann: Jo, so gega End vom Augschta, we-m-a da Haber aheba g'mäht hot, hot ma vom Werg kleine Büschela bonda, Boosa hot mas ghoiße, hot's hoimgführt, ag'lada ond liega lau bis zo-m-a gschickta Reagatag.

Junge Frau: Wo ma hot dus it viel toa könn.

Alter Mann: Do hot ma dia Büschela usanand dau ond hot's droscha, mit'm Flegel natürl. Ond wieder en Boosa bonda - da Soma hot ma jo noch weg ghet - nausg'führt uff a Wies, en Matta glait ond liega lau, bis 's Weatter murb gmacht hot. Sechs, acht Wocha.

Junge Frau: Do hot's derweil ghet, onter Reaga ond Sonna.

Alter Mann: Wenn d' Muatter denkt hot, 's häb „gnua“, noch hot m's wieder bonda ond reig'nomma. A-m-a hoißa Hirschttag hot m's noch a-n-a Hag nag'loinet ond von do weg brocha. Wenn's an dr Sonna g'fehlt hot, hot m's au amol en Bachofa dau, ond do hot's könn sei, 's ischt verbrannt.

Junge Frau: Des Breacha, des hot messa d' Hülsa vom Stengel schaffa, daß d' Wergfasera rauskomma send? Wie hot ma denn des gmacht?

Alter Mann: Do moscht dr zescht a Breacha vorstella. Des ischt a buechener Bock gsei, ogfähr 'n Meter lang, 'n Viertelmeter broit, d' Füaß dreiviertel Meter hoh; der hot'n Boda ond a Klappa ghet. An der Schmalseita ischt 's G'lenk gsei uff dr oina Seita, uff dr andera Seita a schwerer Klotz mit-m-a aufreacht Griff. Boda ond Klappa hond dr Lenge no zwoi, drei Spalta ghet, ond dia flache, schmale Hölzer, wie a Schneide senkreacht gestellt, hond enanand griffa. An deam End, wo's Glenk gsei ischt, ischt a g'schwongener, g'höhleter Sitz, langlecht wie a Bank nauwärts, ussa mit zwoi Füaß nagmacht gsei. Kascht dr's jetzt denka?

Junge Frau: So ogfähr scho, Nene.

Alter Mann: Dia Breacha ischt em Hof dana gstanda. Uff ihren Boda hot ma d' Wergstengel überzwirs glait, ischt uff da Bank gseassa ond not mit dr Klappa druffg'hau. Dr Klotz hot da Zug gea. Mit dr reachta Hand hot ma nag'schlag, allaweil wieder, mit dr lenka Hand zwischane 's Werg dreht. Do ischt noch des Hülze vom Stengel brocha ond 's meescht wegg'falla, onda dur ond neaba na. Was nag'falla-n-ischt, send d' Angla gsei, reacht zorn Streua. Was oba blieba-n-ischt, d' Fasera, hot ma au wieder en Hampfla gsammet.

Junge Frau: Isch noch feddig gsei oder wenigstents fascht?



Alter Mann: Was denkscht! No it so gschwend! Wieder a-m-a Reagatag hot ma dia Hampfla g'schwonga. D' Schwenga, des ischt a glatts, flachs Holz gsei, ogfähr wia a Schwert, blos dreimol broiter. Mit dera isch ma em Schwong an dr Hampfla nag'fahra, des hot se no besser butzt. Noch hot ma dia Arbat wieder liega lau bis uff a g'schickta G'leagahoit em Vorwenter oder gega Weihnächta. Do hot ma's Werg noch g'hechlet.

Junge Frau: I hau doch so-n Art Kamm odr Büschta von Nagelspitz gseah: ischt des a Hechel gsei?

Alter Mann: Jo, dur dia hot ma's Werg zoga.

Junge Frau: Ha, ischt denn do no ebbes blieba?

Alter Mann: Freile, dia Fäserla send zäher, as du moischt. Des, was wegg'falla ischt, ischt's Ähwerg gsei. A menders Werg halt, us deam hot ma Soiler gmacht, hot d' Komlet für d' Schafftierer drmit g'füatteret, hot's zua de Sponta an de Fässer g'nomma, ond zua Fruchtseck versponna ond verwoba hot ma's Ähwerg au. -- s' reacht Werg aber, des ischt e-m-a schöana, Glanz us dr Hechel komma. Sauber ond fei wia Hoor, a ganz healls.

Junge Frau: Jo, i hau's scho gseah, des alt Werg: a guete Arbat!

Alter Mann: D' Muetter hot's fürnem könn. Se ischt it glei feddig ond it glei z'frieda gsei. It jeda het'r 's akkrat gnuag gmacht.

Junge Frau: -s ruit mi grad, daß i it au no a Werg sealber rausschaffa ka. I glaub, i hett au's schenscht wella.

Alter Mann: Ond verspenna möga! So no Dreikönig, wenn ma d' Brotfrucht ausdroscha ghet hot, hond d' Fraunama g'sponna. Konkel, Spennrad ond Haschpel kascht jo haet no seah uff dr Schütte doba.

Junge Frau: Scho gfonda! - Wisset Ihr au no ebbes von dr Konkelstuba, Nene?

Alter Mann: Jo, i weiß no, daß d' Weiber ond d' Mädla ond d' Magd, d' Bäsa ond d' Nochberna z'mittag mitanand g'sponna hond. Ond g'schwätzt ond verzelt! Ganz früh aber, vor hondert Johr seiet an de Obed au d' Buaba komma.

Junge Frau: Ha, des wead a Fraud gsei sei für Mädla ond Buaba!

Alter Mann: Kascht dr's denka! Luschtig ond koitzig weads gsei sei. 's ischt doch allz z'Obed en dr warma Stuba gsei, Vatter ond Muetter ond de Jonge, aber de Alte habet noch a Weile dau, wia wenn se eischlofet, daß de Jonge meh frei gsei send.

Junge Frau: Jo, jo, so weret se dau hau, de Alte, ond vonnazua aufpaßt, was g'spielt wora-n-ischt. Ond vielleicht au amol des Mädle beim sealla Bua it ogeann gseah hau! Wenn's om de oigene Hof ond Aussichta ganga-n-ischt...

Alter Mann: Des ischt Wenters hohe Zeit gsei. Duss ischt allz weiß ond still gsei, do hot ma ses a Weila schöa gmacht en dr Stuba. Ma hot z'leabet gwißt uff Baura-n-art. Em Sommer goht's hett gnuag her.

Junge Frau: Aber Spenna ischt doch au a-n-Arbat!

Alter Mann: Scho. Aber ma hot au wieder luck geah. Dr Baur ischt au a Weile doblieba. Seallmol hot ma em Wenter no Zeit ghet, no 'm Drescha. 's ischt aber au wieder Frühahng wora. Bis do no - wia's i no weiß - ischt des Werg versponna gsei, ond ma hot da Fada zom Weaber geah. Der hot's Tua drus g'woba, 'n g'höriga Balla, ond hot-n seall brocht. Deam Weaber hot ma auftischet mit Ogsaauga, seallmol ebbes Bessers.

Junge Frau: Spiegeleier tätet d' Herraleut saga - o, des ischt haet no ebbes guats!

Alter Mann: Des Tua hot ma noch en Lengena von ogfähr acht Meter g'schnitta. An jedem Zipfel hot ma a Ös nag'macht ond hot dia Stücker uff d' Wies glait, d' Ösa hot ma en Pflöckla ghengt. So hot's g'spanna. Jetz hot ma des Leine mit Wasser überschütt ond drüber her ischt jo d' Sonna komma. So hot ma bloicht.

Junge Frau: Wia ma bloicht, jo, jo, des weiß-e guat, des kommt em Haushalt allaweil amol vor.

Alter Mann: Wenn noch des Tua weiß gsei ischt, hot m's reingomma. Jetz hot ma Stoff en Kaschta, en d' Aussteuer ghet. Hot's noch a Braut gea, noch hot ma afanga näha. Do ischt d' Nähre uff d' Stör komma glei acht Tag. Ebbes hond dia Mädla au sealber scho gmacht ghet, so weit ses eaba könn hond. Betthäs hond se scho könn macha. Mit-a-m-a zwirnete Leinafada vom oigena g'sponnana Ga'n hond se g'nä ht.

Junge Frau: Mit deam hot ma doch blos könn mit dr Hand nä ha!

Alter Mann: Ma hot nix anders gwißt, bis do ond det noch bei de Nährena de eschte Nähmaschena aufkomma send. Do isch scho a bizle lenger ganga, bis a Stuck g'näht gsei ischt, as en haetiger Zeit.

Junge Frau: Aber allz hot ma it verschnitta, glaub-e, ma hot au ebbes vorrätig wella. Eisa Muetter hot no Leine em Kaschta ghet. Em easchta Wealkrieg, wo ma nix meh ghet hot, hot ma von deam nomol reichene Hemmeder gmacht.

Alter Mann: Siehscht, do hot's no reacht guat dau, daß ma früh a Aussteuer uff weit nei hergricht hot, uff a Leaba lang.

---

SONDERDRUCK

# Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Seit 1924 Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 3 vom 15. Dezember 1983/ 26. Jahrgang

---

6. Jahrgang – Heft 2 – Seite 53

## Augsburger Wirtschaftskapitäne, die aus Oberschwaben kamen

Von Dr. Max Flad

Augsburg, die größte und bedeutendste Stadt Schwabens im 18. Jahrhundert, zog aus dem engeren und weiteren Umland nicht nur Künstler an, welche die Nähe der Kunstakademie und der vielen Verleger suchten, sondern auch wagemutige Unternehmer. Unter diesen waren in relativ hoher Zahl Schwaben und Franken aus dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg. An erster Stelle ist hierbei der aus Künzelsau gebürtige Johann Heinrich Schüle (1720-1811) zu nennen, der sich 1745 in Augsburg niederließ. Zuerst als Kaufmann tätig, wandte er sich später der Textilveredelung, besonders dem Kattundruck, zu. Er war nicht nur ein rastloser Erfinder neuer Drucktechniken, sondern auch der erste Großindustrielle Augsburgs, bei dem zeitweise 3500 Menschen, rund ein Zehntel der städtischen Bevölkerung, ihr Brot verdienten. Weithin berühmt war seine palastähnliche Fabrik vor den Toren der Stadt, welche auch Kaiser Joseph II. besichtigte.

Weitere Zugezogene waren, die wie Schule in den Adelsstand erhobenen Bankiers Stüsskind von Nürtingen und Schmid aus Ebingen, ferner der Kattunfabrikant und Bankier Wohnlich aus Pforzheim. Auch der Tübinger Verleger v. Cotta muß erwähnt werden, der, ab 1810 von Augsburg aus, lange Zeit „Die Allgemeine Zeitung“, das berühmteste Journal des 19. Jahrhunderts, herausgab. Zugewanderte oberschwäbische Unternehmer waren u. a. Liebert, Martini und Kaß.

### Die Familie Liebert - Gold- und Silberwarenhändler und Bankiers

Johann Adam Liebert (1697-1766), ein Gold-, Silberwaren- und Juwelnhändler, zog wenige Jahre nach der Geburt seines Sohnes Benedikt Adam (1731-1810), einem Zeitgenossen von Martin Wieland (1733-1813), von Biberach, seiner Heimatstadt, weg nach Augsburg. Eine verständliche Wohnsitzverlegung, denn Liebert hatte im Jahr 1727 die Augsburgerin Maria Elisabeth Mayr (1702-1777) geheiratet. Bekanntlich waren die Beziehungen zwischen den zwei Reichsstädten Augsburg und Biberach im 18. Jahrhundert eng. Als gebürtige Biberacher wirkten dort Angehörige der Sippen Schönfeld und Gutermann sowie neben dem Goldschmied Baur der Kupferstecher J. M. Frey. Erinnert sei auch daran, daß wie Liebert einige Jahrzehnte später Martin Wieland seine Frau ebenfalls aus der Stadt am Lech holte.

Liebert versprach sich in Augsburg, dem Zentrum der europäischen Silberschmiedekunst bessere Geschäftsbedingungen. Er hatte sich nicht getäuscht. Bald bekam er große Aufträge vom Münchner wie vom Wiener Hof, so lieferte er 1740 an Karl VI. kaiserliche Geschenke, die für den Sultan bestimmt waren. Im folgenden Jahr ging ein Tafelservice im Wert von über 36 000 Gulden an Kurfürst Karl Albrecht nach München. Beim Bayrischen Münzamt war Liebert in jener Zeit der zweitgrößte Silberlieferant.

Ab 1753 wenden sich die Augsburger Silberhandelsfirmen, welche die Konkurrenz der neu gegründeten fürstlichen Porzellanmanufakturen zu spüren bekamen, einem neuen Absatzzweig, nämlich dem Vertrieb der vor allem im türkischen Reich begehrten Maria-Theresia-Taler, zu. Von diesem Zeitpunkt ab waren die Beziehungen von Liebert zum Wiener Kaiserhof noch intensiver. 1763 wurden Vater und Sohn geadelt und als Herren Liebert von Liebenhofen in den Augsburger Patrizierstand aufgenommen.

Benedikt Adam, der 1753 Katharina Barbara Laire, aus einem Augsburger Handelshaus stammend, geheiratet hatte, bemühte sich als junger Patrizier um einen seinem Stand angemessenen Wohnsitz. Er erwarb ein Haus am Weinmarkt, zwischen St. Moritz und St. Ulrich an Augsburgs Prachtstraße gelegen, ließ es abbrechen und erstellte dann den schönsten Rokokobau der Stadt „das Liebertinische Palais“, das heute nach Lieberts Schwiegersohn „Schaezlerpalais“ genannt wird. Im Herbst 1765 begonnen, kurz vor J. A. Lieberts Tod, wurde es 1767 vollendet. Der Innenausbau zog sich bis 1770 hin.

In den 60er Jahren entwickelten sich die Geschäfte von Liebert außerordentlich günstig. Es war eine Zeit allgemeiner Prosperität. Zusammen mit dem württembergischen Kommerzienrat Fink begründete er 1764 in Heidenheim eine Scheidehütte, welche durch die Errichtung eines kaiserlichen Münzamtes in Günzburg Bedeutung erlangte.

In jenen Jahren war nicht München, sondern Augsburg als Stadt mit mehreren Großbanken, der wichtigste Geldmarkt im Süden von Deutschland. Hier begründeten die Firmen Liebert, Köpf und Carli 1769 die „K. K. privilegierte ausländische Silberhandlung“, die ihren Sitz im Liebertinischen Palais hatte. V. Liebert wurde von der Kaiserin Maria Theresia zum „Silberhandelsdirektor“ ernannt. Den neu ernannten „Direktor“ empfing sie 1769 in Mailand.

Lieberts Ansehen erreichte seinen Höhepunkt, als Maria Antoinette auf ihrer Hochzeitsreise nach Paris, auf Einladung des Hofbankiers den soeben fertiggestellten Festsaal eröffnete. Hierzu der Augsburger Chronist von Seida: „Die Prinzessin verherrlichte den festlichen Ball, den die Stadt ihr zu Ehren in dem neu erbauten, mit 365 Wachslichtern und 24 Christallüstern, Wand- und Kronleuchtern glänzend erhellten, und reich und prächtig weiß mit Gold verzierten großen und hohen Saal des Bankiers von Liebert'schen Hauses veranstaltet hatte, durch ihre Gegenwart, ließ sich hier die Augsburgische Nationaltracht in dem Anzuge mehrerer Frauen und Töchter aus ansehnlichen Bürgerfamilien vorstellen, tanzte sehr grazios drei Menuetts und begab sich nach drei Viertel auf 11 Uhr höchst vergnügt in die Residenz zurück.“ Und von Liebert vermerkt in seinem Tagebuch: „Wie huldreich und gnädig diese an sich selbst sehr schöne, an Haut und Fleisch ungemein zarte 14 ½ jährige Prinzessin sich gegen mich als Jedermann erwies, vermag ich nicht zu beschreiben.“

Die Jahre nach diesem rauschenden Fest standen unter keinem guten Stern. 1770/71 herrschte, bedingt durch Mißernten, eine schreckliche Hungersnot in weiten Teilen von Deutschland, Seuchen dezimierten die Bevölkerung. In Augsburg starb ein Sechstel der Einwohner. Um die Brotversorgung Augsburgs zu verbessern, begaben sich im November 1770 die einflußreichen Bankiers v. Liebert und Carli, zusammen mit dem Ratskonsulenten der Stadt, v. Tröltsch, nach Wien, wo sie sich mit Erfolg bemühten bei der Kaiserin die freie Zufuhr von in Italien gekauftem Getreide durch Tirol zu erreichen.

Die konjunkturschwachen Jahre nach 1770/71 blieben nicht ohne Auswirkungen auf die Firma Liebert. Konkurse erschütterten die Wirtschaft. Das in Augsburg alt eingeseessene Bankhaus Köpf, dessen Inhaber 1768 noch ein neues Palais errichtet hatte, machte bankrott. Der Talerabsatz in die Türkei, von dem Liebert sich so viel erhofft hatte, erfüllte nicht die Erwartungen.

Die veränderten Verhältnisse zwangen die beteiligten Bankiers 1776 die K. K. privilegierte Silberhandlung aufzulösen. Ein Jahr später stellte Liebert den Betrieb der Heidenheimer Scheidehütte ein. Nicht genug des Gesundschrumpfens, nach hohen Geldverlusten war er sogar genötigt, seine Zahlungsunfähigkeit zu erklären. Als einer der maßgebenden Männer Augsburgs erlangte er jedoch ein Moratorium. Seiner Tüchtigkeit gelang es das Bankhaus zu retten. Dieses erholte sich wieder, nachdem sich der Münzhandel erneut belebt hatte.

Wie weit in den 80er Jahren des Bankiers v. Lieberts Beziehungen reichten, weist eine Aufstellung von 1785 nach. Danach hatte er Guthaben in Venedig, Triest, Genua, Mailand, Marseille und Frankfurt, Schulden dagegen in Hamburg, Amsterdam und Wien.

V. Liebert, dessen eine Tochter 1780 J. H. von Schüle geheiratet hatte, gab 1793 seine Tochter Marianne Barbara (1768-1838) dem aus Ansbach stammenden Bankier Johann Lorenz Schaezler (1762-1826) einem tatkräftigen, weitsichtigen Kaufmann von vornehmem Charakter. Dieser hatte es mit seinem eigenwilligen Schwiegervater, in dessen Bank er tätig war, nicht leicht. Nach jahrelanger, gemeinsamer Arbeit zwang v. Liebert ihn sogar aus der Firma auszutreten.

Obwohl sich das Liebert'sche Bankhaus, nicht zuletzt dank des unermüdlchen Einsatzes von Schaezler erholte hatte, geriet es in den Napoleonischen Kriegen von neuem in Schwierigkeiten. 1802 verlor es hohe Summen im Münzhandel. Schaezler sprang mit seinen in der Zwischenzeit erworbenen Kapitalien ein und konnte das Schlimmste abwenden. In seinem Tagebuch hierzu: „Daß ich, obschon früher so oft von meinem Schwiegervater verkannt, ihm mit großer eigener Aufopferung einen so hoch wichtigen Dienst leisten konnte, ist eine der angenehmsten Erinnerungen meines Lebens.“

Nach v. Lieberts Tod erwarb Schaezler 1821, im Jahre seiner Erhebung in den Freiherrenstand, dessen Palais, das seither seinen Namen trägt. Dr. Wolfgang Freiherr von Schaezler (1880-1967) schenkte zur Erinnerung an seine beiden im Kriege gefallenen Söhne, als letzter des Geschlechts das Palais der Stadt unter der Bedingung, daß es für alle Zeit ausschließlich kulturellen Zwecken diene. Heute sind im Schaezlerpalais die Städtischen Sammlungen, vor allem die Deutsche Barockgalerie untergebracht. Wer dieses Haus betritt und die Bilder in den eleganten Räumen bewundert, sollte den Erbauer nicht vergessen, der zum schönsten Stadtpalais Süddeutschlands damals die besten Künstler heranzog. Aus München kam Lespilliez als Architekt, die Fresken im hohen Festsaal schuf der Italiener Guglielmi, die Stukkaturen F. X. Feichtmayr d. J., und von Placidus Verhelst stammen die Schnitzarbeiten. An der Ausmalung waren auch die Oberschwaben J. Christ und F. J. Maucher beteiligt. V. Liebert hat sich mit seinem Palais ein Denkmal gesetzt, das glücklicherweise die Bombardierung Augsburgs überstanden hat.

## Die Familie Martini - Bleicher und Färber seit 150 Jahren

22 Jahre nach dem Tod von B. A. von Liebert ließ sich der Biberacher Karl Clemens Martini (1799-1862) unweit von Augsburg in Haunstetten nieder. Für die relativ geringe Summe von 7000 Gulden erwarb er 1832 das dortige Bleichgut, das vorher in kurzer Zeit zweimal bankrott gegangen war. Martini war Kaufmann, ausgebildet in Meßkirch und in der Schweiz sowie in einem Leinwandwarenhause in Kaufbeuren. Weitere Erfahrungen konnte er in Augsburg bei Bankier Georg Heinzelmann sammeln.

33jährig übernahm er die Bleicherei. Viel Geld von seinen Eltern konnte Martini nicht erwarten, denn die Familie des Biberacher Wundarztes und Geburtshelfers war mit 10 Kindern, darunter 9 Söhnen, zahlreich.

Die Martini waren ein altes Biberacher Geschlecht, das sich von dem aus Fraxern, Vorarlberg, gebürtigen Michael Martini, einem Bierbrauer herleitet, der ab 1677 als Weißbochsenwirt nachzuweisen ist. Martini und seine Frau gehörten zu den vielen Vorarlbergern, welche nach dem 30jährigen Krieg in dem von Menschen entleerten Oberschwaben eine neue Existenz suchten und auch fanden. Die zwei folgenden Generationen betätigten sich in Biberach als Buchbinder. Es zeugt von dem inzwischen erworbenen Ansehen, daß Michaels Sohn Mitglied des Großen Rates und sein Enkel Gerichtsassessor wurde. Das Biberacher Stadtgericht bestand aus 12 Personen, darunter 8 Assessoren, welche meist Handelsleute oder Professionisten waren. Aus der 4. Generation ragt der Chirurg J. X. Alexius Martini (1750-1819) hervor, der Vater von Clemens, dem Gründer der Augsburger Firma. Aus der 2. Ehe des Arztes Martini – die erste Ehe blieb kinderlos – mit Maria Karolina Zink, der Tochter des Spitalhofmeisters ging eine hochbegabte Nachkommenschaft hervor, die Kuhn in seinem Buch „Bedeutende Biberacher“ gewürdigt hat. Es sind dies vor allem die Ärzte Ludwig und Ferdinand Martini, die in Biberach und Saugau als Oberamtsärzte einen ausgezeichneten Ruf besaßen, ferner Eberhard Martini, der meist in K. K. Diensten tätig war und sich während einer Choleraepidemie hervorragend bewährte. In gutem Gedächtnis blieb in Biberach der Pflugschüler Karl Martini, zu dessen 100. Todestag das Braith- und Mali-Museum im Jahre 1969 eine Ausstellung veranstaltete. Viele Jahre wohnte er in Biberach bei seinem Bruder Josef, einem Seifensieder und Güterhändler, in der Kronengasse.

Es muß hier vermerkt werden, daß sich in der Zeit zwischen 1770 und 1790 der Name Martini veränderte. In den Protokollen ist z. T. der Familienname Martine, später Martini zu finden. Die früher geäußerte Meinung, daß die Martini ursprünglich Italiener waren, entbehrt jeder Grundlage.

Zurück zu Clemens Martini. Die Anfänge in Haunstetten waren handwerklich und sehr bescheiden. Die Ware wurde auf einer großen Wiese gebleicht, wobei die Arbeiter mit hölzernen Schapfen die Leinwandgewebe mit Wasser übergossen. Die Konjunktur war jedoch für eine weitere industrielle Entwicklung günstig, denn wenige Jahre später wurde in Augsburg die „Mechanische Baumwollspinnerei und -weberei“ mit 380 mechanischen Webstühlen in Betrieb genommen, die sich der Martinischen Bleiche bediente. Ihr Aktienkapital in Höhe von 1 120 000 Gulden zeigt, welchen bescheidenen Start die Firma Martini mit etwas über 7000 Gulden hatte.

Zu dem Entschluß des Kaufmanns Clemens Martini das Bleichgut Haunstetten zu kaufen, dürfte beigetragen haben, daß sein Bruder Fritz, den er sofort ins Geschäft holte, Färber war. Dieser verstand seinen Beruf, den er in langen Wanderjahren quer durch Europa gelernt hatte, excellent. Die zwei Brüder, welche Junggesellen bis zu ihrem Lebensende blieben, ergänzten sich menschlich wie geschäftlich sehr gut. Clemens war eine elegante Erscheinung, wie das von Karl Martini gemalte Porträt zeigt. Ihm fiel die Aufgabe zu das Werk zu führen und nach außen zu vertreten. Über Fritz dagegen heißt es in der Firmenchronik: „Er gab nicht viel auf Äußerlichkeiten, trug selten einen Schlips und seine Weste war stets offen. Seine einzigen Leidenschaften waren die Jägerei und sein Beruf, ‚die Färberei‘.“

Clemens Martini erreichte bereits 1833, daß er neben dem Bleichen von Leinwand die Konzession zur Färberei und Appretur von rohen Leinen- und Baumwollstoffen erhielt. Sie wurde von der Regierung „huldvollst“ gewährt. Ein Jahr später errang er bei der Industrieausstellung eine Silbermedaille. Wie gut die Gebrüder Martini im ersten Jahrzehnt gewirtschaftet haben, zeigt eine Bilanz, die ausweist, daß bis 1845 100 000 Gulden in dem Haunstetter Werk investiert wurden.

In diesem Jahr nahm Martini seinen Verwandten Georg Kaeß aus Schussenried als Teilhaber in seinen Betrieb auf. Kaufmann Kaeß, der aus einer wohlhabenden Familie stammte, hatte in Augsburg selbständig die vormals Froehlich'sche Bleiche erworben, welche Martini im Folgejahr mit Kaeß als stillem Teilhaber nutzte. Mit dem Kapital von Kaeß war es auch möglich die Tabakmühle Ödenhausen östlich von Augsburg zu erstehen. Nun bewarb sich Clemens Martini „in tiefster Ehrfurcht“ bei der Königlichen Regierung vom Schwaben und Neuburg, um die Erlaubnis eine Fabrik in Augsburg zu begründen.

Die Konzession wurde erteilt, der ebenfalls beantragte Kattundruck aber nicht, nachdem sich das Kaufmannsgremium dagegen ausgesprochen hatte. Damit war der Sprung vom handwerklichen zum industriellen Betrieb vollzogen. Martini beschäftigte damals 70 Arbeiter. Den hohen Stand, welche die Martinischen Betriebe in qualitativer Hinsicht damals schon erreicht hatten, beweist ein Bericht von der Deutschen Industrieausstellung München im Jahre 1854, in dem u. a. vermerkt wird, daß die Anstalten von Martini u. Comp. in Augsburg und Haunstetten und die Appreturanstalt in Weissenau in bezug auf Umfang, Manigfaltigkeit und Vorzüglichkeit der Leistung allen voranstanden. Bis 1860 konnte die Firma ihre Geldumsätze auf das Dreifache steigern. Leider gelang es jedoch nicht, ein harmonisches Verhältnis zwischen den Martini und Kaeß herzustellen. Die Spannungen zwischen den alters- und artmäßig sehr ungleichen Partnern wurden immer größer. 1860 trennten sich beide. Martini übernahm den Betrieb in Augsburg, Kaeß das etwas größere Haunstetter Werk.

Zwei Jahre später starb Clemens Martini. Er war längere Zeit leidend, wußte um sein nahes Ende und betrieb auch aus diesem Grund die Lösung von Kaeß, um das mit viel Mühe Erreichte der Familie zu erhalten. Vor seinem Tod bestimmte er noch ein Kapital von 20 000 Gulden zur Gründung einer Familienstiftung „zur Ehre und zum Gedächtnis unserer selgen Eltern“. Die „Clemens Martinische Familienstiftung“ wurde von den Verwandten später noch um weitere 20 000 Gulden aufgestockt. Sie sollte primär der Ausbildung und auch der Lebenssicherung von Abkömmlingen der Familie Martini dienen.

Rechtzeitig sorgte auch C. Martini für den Führungswechsel im Betrieb. Zwei Neffen, Viktor und Wilhelm Martini, waren ausersehen, der Firma in Zukunft vorzustehen.

Viktor, 28 Jahre alt, war der Sohn des Biberacher Oberamtsarztes. Seine Mutter entstammte der Warthäuser Brauerei Neher. Er übernahm später in der Firma die Rolle, die vor ihm sein Onkel Clemens hatte. Die Zeitgenossen schildern ihn als begabten Techniker und weitsichtenden Wirtschaftler. Sein Vetter Wilhelm, etwas älter als Viktor, Sohn des Seifensieders und seiner Frau Anna Maria, geb. Schaich aus der Angermühle, blieb durch die Heirat mit einer Biberacherin eng mit seiner Heimatstadt verbunden.

Die 2. Generation führte die Firma bis 1882, in einer Zeitspanne, die viele gefährliche Risiken in sich barg. Vor allem die elsässische Konkurrenz, die nach dem Deutsch-Französischen Krieg in das Wirtschaftsleben Deutschlands eingegliedert wurde, machte der Firma Martini sehr zu schaffen. 1878 gab es zum ersten Mal in der Firmengeschichte ein Defizit von nahezu 180 000 Mark und bis 1880 sanken die Umsätze auf die Hälfte.

Doch auch die schlimmen Jahre konnten überwunden werden. Mit Clemens und Ludwig Martini, den Vertretern der 3. Generation traten zu Beginn der 80er Jahre zwei hervorragende, als Textilfachleute ausgebildete Nachwuchskräfte in den Betrieb ein. Zur großen Freude der Inhaber konnte 1888 das Stammwerk Haunstetten zurückerworben werden. Die Zahl der Mitarbeiter wuchs und erreichte im Jahr 1913 950, 1882 waren es nur 200 gewesen.

Die Firma Martini hat in ihrer nunmehr 150jährigen Geschichte Höhen und Tiefen erlebt. Am schwersten hat sie der 2. Weltkrieg getroffen. Im Februar wurden die Augsburger Fabrikationsstätten zu 85 Prozent zerstört. Auch auf den Haunstetter Betrieb fielen viermal Bomben. Erst 1947 konnte mit dem Wiederaufbau begonnen werden. Heute beschäftigt das Textilveredelungswerk wieder rund 1000 Personen. Zu den traditionellen Tätigkeiten kamen weitere hinzu, wie die Fertigung von Werkstoffen auf Vliesbasis und die Wollveredelung.

Das Unternehmen wird auch jetzt noch als Familienbetrieb vom Wilhelm Martini und Peter Schrott geleitet. Ersterer ist der Urenkel des Biberacher Güterhändlers und Seifensieders, P. Schrott stammt mütterlicherseits ebenfalls aus der Großfamilie. Es ist nicht nur erstaunlich und bewundernswert, daß sich dieses Familienunternehmen über 6 Generationen hinweg gehalten hat, sondern daß es immer wieder den Zeitumständen angepaßt, heute wie vor über 100 Jahren im Wirtschaftsleben der Stadt Augsburg eine wichtige Rolle spielt.

Für den genealogisch Interessierten sei noch vermerkt, daß es äußerst reizvoll ist an Hand des Martinischen Stammbaumes den verwandtschaftlichen Bezügen dieser Familie zu oberschwäbischen Geschlechtern nachzuspüren. Auf weiblicher Seite finden sich Verbindungen zum Biberacher Maler Karl Goser, seinem Sohn, dem Ulmer Oberstabsarzt, und zum Enkel, den Pater Andreas Goser, einem Angehörigen der Beuroner Malschule. Über die Familie Kaeß führen die Heiraten zu dem unermüden oberschwäbischen Landeskundler Amtsrichter a. D. Paul Beck und zu dem vor kurzem verstorbenen Regierungspräsidenten Walser. Direkt mit den Augsburgern verwandt ist Alfons Martini, seinerzeit Amtspräsident in Ochsenhausen, einer der bekanntesten Chirurgen des Oberlandes. Als letzter sei Dr. Ferdinand Martini genannt, der hochbegabte Mathematikprofessor am Gymnasium in Rottweil, der oft und oft gesagt haben soll: „Es gibt nur eine schöne Stadt in Württemberg, und das ist Biberach.“

## Kommerzienrat Georg Kaeß (1823-1903)

Wie die Martini und Liebert stammten auch die Kaeß von Biberach. Martin Kaeß, der Großvater von Georg, heiratete von Biberach kommend die Witwe Scholter, die Besitzerin der Unteren Mühle in Schussenried. Seinem Sohn Franz Xaver gelang es den Besitz wesentlich zu vergrößern. Er erwarb 1830 die Obere Mühle und erbaute 1838 ein Sägewerk am heutigen Bahnhof. Ein Jahr vorher arrangierte er sich großzügig mit dem neugegründeten Hüttenwerk über das Wasserrecht an der Schussen, da er die Bedeutung dieses Unternehmens für die wirtschaftliche Entwicklung der Gemeinde erkannte.

Auf der Basis des von seinen Vorfahren Erreichten konnte Benedikt, der dritte in der Generationenfolge im früheren Klosterort, ein kleines Wirtschaftsimperium aufbauen. Er nannte einen landwirtschaftlichen Betrieb mit ausgedehntem Grundbesitz sein eigen, ferner zwei Kundenmühlen, eine Säge- und Ölmühle, darüber hinaus betrieb er einen ausgedehnten Handel nicht nur mit Getreide und Brettern, sondern auch mit Hopfen und Wein. Eine Schäferei und Brauerei gehörten ihm ebenfalls. Die Verbindung zum Geschlecht Martini kam 1844 zustande, indem er Karoline Martini, die Tochter des Saugauer Oberamtsarztes heiratete.

Aus dieser Schussenrieder Unternehmerfamilie kam Georg Kaeß, der jüngere Bruder von Benedikt. Nach einer gründlichen Ausbildung fand er 1843, also schon vor seines Bruders Hochzeit, eine Anstellung als „Comis“, später als Buchhalter bei den Martinis in Haunstetten. 1847 erwirbt er eine eigene Bleicherei in Augsburg. Über deren Nutzung durch C. und F. Martini und die stille Teilhaberschaft von Kaeß ist bereits berichtet. Ab 1860 treibt Kaeß mehrere Jahrzehnte die Haunstetter Bleiche im Alleinbesitz mit beachtlichem Erfolg um. 1866 ist er in der Lage zusammen mit seinem Bruder sowie Augsburger und Württemberger Kaufleuten eine große Ölmühle in Schretzheim bei Dillingen von Graf Fugger-Glött zu erwerben. Dieser Kauf führte 1870 zur Gründung einer Aktiengesellschaft „Flachs-, Hanf- und Wergspinnerei Schretzheim“, deren Aktienkapital 150 000 Gulden betrug. Wie schon erwähnt veräußerte er 1888 das Haunstetter Werk an die Firma Martini und wandte sich als typischer Vertreter der „Gründerzeit“ mit seinem Kapital u. a. dem Lokomotivenbau zu, der ihm lukrativer und weniger risikoreich als die Bleicherei erschien. Auch an anderen Börsengeschäften betätigte er sich außerordentlich erfolgreich.

Es ist für die damalige Zeit bezeichnend, daß G. Kaeß, wie einst die Augsburger Patrizier, danach strebte Schloß- und Gutsbesitzer zu werden. Dieser Wunsch ging ihm mit dem Kauf des Rittergutes Euratsberg und des Schlosses Wiedenkam östlich des Starnberger Sees in Erfüllung. Diese Besitzungen waren mit riesigen Ländereien ausgestattet. Trotzdem blieb Kaeß mit Haunstetten eng verbunden. Er wurde zum großen Wohltäter der Gemeinde. Stiftungen von ihm sind das Rathaus und die Schule sowie das Krankenhaus und der Kindergarten.

Als Kaeß starb wurde sein Vermögen auf etwa 8 Millionen Goldmark geschätzt. Hiervon erhielt auch seine Heimatgemeinde einen Teil in Form des „Kommerzienrat Georg Kaeß und Karoline Kaeß'schen Stiftungskapital“ in Höhe von 500 000 Mark. Dadurch wurde Schussenried in die Lage versetzt, ein neues, damals viel bewundertes Schulgebäude zu erstellen. Heute noch erinnert die Büste des Kommerzienrats im Rathaus an den Stifter.

Seine letzte Ruhestätte fand Georg Kaeß in einem Mausoleum auf dem Haunstetter Friedhof.

# Die Biberacher Patriziatsordnung von 1593

Die einzige und älteste, erhaltene Ordnung des Biberacher Patriziats stammt aus dem Jahre 1593. Das Original liegt im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Die Wiedergabe macht für die Leser von heute die wichtige verfassungsrechtliche Bedeutung des Patriziats, der Führungsschicht in der ehemaligen Freien Reichsstadt bewußt. Bleibt noch anzumerken, daß die Patriziatsordnung von 1593 für das konfessionell noch nicht getrennte Patriziat gilt.

1593

In nomine Domini

Ainer erbarn gesellschaft der geschlechter oder burgers und stubengenossen diser statt Biberach new angestelte Ordnung, deren sie sich ainhellgich mit ain andern verglichen. Die volgt unterschiedlich hernach. Also:

Obwoln unsere liebe vore-ölnern christselliger gedächtnus, die geschlechter, burger und stubengenossen diser loblichen gesellschaft, bis hero keine geschribne statuta und Ordnungen, wie es auf den ainen oder anderen zutragende vähl, was zu erhaltung und aufhemung derselben dienstlich, volzogen und gehalten werden sollen, hinder inen uns verlassen, auch bis hero darbey also verbliben und nichts schriftlichs ufgericht worden ist.

Nachdem aber nit allein bey unsern benachparten reichsstätten dergleichen geschlechter und lobliche gesellschaften under inen guete nuzbarliche Statuten und Ordnungen in Schriften haben, auch zum teil von den hochlöblichen romischen kayseren confirmiert und bestätigt woden sind, daraus uf begebne zutragende sachen und Handlungen sie ein ausspruch und entschaid geben kinden, sonder auch ain zeit und etlich jahr hero sich allhie etliche widerwertige vähl und handlungen zugetragen und fürgeloffen, welche villeicht bey vorgedachten unsern löblichen voreiteren christsälinger gedächtnus sich nit begeben haben; und der halben dise ehrliche lobliche gesellschaft bey jungstgehaltner der constabler rechnung verurrsacht, auch für ratsam und nuzlich angesehen worden, das man gleicher gestalt sich etlicher Statuten und nuzlicher anordnungen vergleichen und die in schriften verfassen solle, was zu erhaltung, fortpflanzung und aufnemung, auch frid und ainigkeit diser löblichen gesellschaft und stubengenossen ehrlich, löblich, nuzlich und dienstlich sein möge, bevorab dieweil die selbige allen andern diser statt Biberach zünften als die fürnembst vorgezogen, auch ein ehr und zier ist, und derowegen den andern billich ain löblich guet exempel geben, auch dise unser Ordnung auf unsere liebe posteritet und nachkhomen transmittiert und gewisen werden solle.

Anfenglich und zum ersten, demnach bis hero gepreuchlich gewesen, das man jährlich acht tag vor oder nach sant Jeorgen tag ain lobliche gesellschaft zusamen beruefen und von den constablern ihr rechnungen an- und abgehört, auch von anderen Sachen, so in demselben jahr fürgeloffen, was zu aufnemung und erhaltung diser löblichen gesellschaft dienstlich in gemainer versamlung berathschlagt, gehandelt und geredet: soll es also hinfürter continuirt werden und jährlich ungevarlich auf montag nach sanct Jeorgen tag (da keine andere erheblichere Ursachen und Verhinderungen fůrfallen wurden) zusamenkhomen, die rechnung der constabler abgehört, dise nachgesetzte Ordnung, damit sich keiner der unwissenhait zu entschuldigen, abgelösen, und da was hier wider von ainem oder dem andern tail gehandelt, geprůlicher massen zu red gestelt, auch auf den fahl ybertretens nach Inhalt diser Ordnung und Statuten gestrafft und was zu nuzen und gueten diser loblichen gesellschaft tractiert und berathschlagt werden solle, doch unbenommen, sonder vorbehalten, das nicht desto weniger zu anderen Zeiten und tagen, so es die notturft erforderen wurde, dise lobliche gesellschaft zusamenberueft werden mag.

Zu dem anderen ist geordnet und gesezt, da sich zutragen wurde, das ein geschlechter, burger und stubengenoss sich an ein frawen oder junckhfrawen allhie oder von andern orten ehlich verheuraten, so kain geschlechterin oder stubengenossin were; damit nun dieselbig fraw oder junckhfraw dieser loblichen gesellschaft freyhaiten, recht und gewohnhaiten auch tailhaftig und fähig gemacht, so solle der, so sie ehlichen wurde, der loblichen gesellschaft fünfundzwanzig guldin erlegen und bezalen und der malzeit halber soll es bey ermessung einer erbarn gesellschaft stehen.

Zum dritten uff den gegenfahl, da sich begeben, das ainer, so kein geschlechter oder stubengenoss, ain geschlechterin und stubengenössin nemen und ehlich verheuraten und under dise löbliche gesellschaft zu stellen und sich zu begeben anhalten und pitten wurde; so solle derselbig (wie albereit der anfang mit etlich-en beschehen) dafür der loblichen-gesellschaft fünfzig guldin bezalen und denjenigen, so den stubenbazen geben, in einem viertljahr darnach ain mahlzeit zu geben schuldig sein.

Zum vierten, da sich zutragen wurde, das ainer, so an einem anderen ort als zu Ulm, Memmingen oder Ravenspurg und dergleichen anderen mehr stetten ain geschlechter were, ain geschlechterin allhie nemmen wurde und under dise lobliche gesellschaft zu stellen Vorhabens sein wolte, soll er in einem viertljahr nach beschechner verheuratur bey einer erbarn gesellschaft darumb bittlich anhalten, und so ime dieselbig bewilliget, soll er zehen guldin der gesellschaft zu bezalen und daneben auch die mahlzeit gleicher gestalt in zeit eines viertljahrs oder aber acht guldin dafür in gemainen seckhel zu erlegen verbunden sein; hergegen, da ein frembde geschlechterin lädigs oder wittibs Stands zu einem allhiesigen geschlechter hewraten wurde, die soll nur den halben tail die fünf guldin bezahlen, aber die mahlzeit oder das gelt dafür, wie hievor stehet, gleich halten.

Zum fünften uff den fahl ain geschlechter oder geschlechterin witwer oder wittib usserhalb dieser statt sich alhero verheuraten und zuvor kinder hetten und herein bringen, auch in dise gesellschaft uffgenommen wurden; solle von einer mansperson zehen und von einer jungkfrawen fünf guldin in die gesellschaft gegeben und der malzeit halben zu erkantnus und guetachten der stubengenossen gestelt werden.

Zu dem sechsten auf der fahl sich zutragen wurde, das ein ehgemächt, mann oder fraw, so keine geschlechter oder stubengenossen weder alhie noch anderstwa weren und gleich keine kinder hetten, dieselbige sollen, wa sie anderst von einer loblichen gesellschaft uff- und angenommen und derselbigen gefällig sein wurden, ain summa gelts nach erkandnus und guetachten einer gesellschaft, jedoch weniger nicht dann ainhundert guldin, dafür in den gemainen Seckhel bezahlen; es were dann ain ledige person, solle es der orten abermain zu ermessenhait ainer gesellschaft gestelt und jeder zeit darzu die malzeit, wie oben vermeldt, zu geben schuldig sein.

Zu dem sibenden, wann sich füegen wurde, das ein ehgemächt, so in dise gesellschaft aufgenommen, zuvor ehliche kinder hette; als so einer ein geschlechterin freyete oder sie ain geschlechterin were und ain, so kein geschlechter ist, neme oder so beide keine geschlechter weren, dieselbige solle für ainen sohn fünfzig und für eine tochter ainunddreyssig guldin, so sie zuvor in das allhiesig burgerrecht gebracht, der gesellschaft erlegen und bezalen.

Zu dem achten, da sie zutragen wurde, das diese lobliche gesellschaft verurrsacht, uff einen unverhoffenlichen unfahl oder anderen zustand ain gemaine anlag zu thon, so sollen die wittfrawen für ire gepür ein halbentail wie auch die kinder, so weder vatter oder muetter hetten und in unvertailtem guet sizen, gleichsvals mit einem halben tail; und dann diejünige kinder, so woll auch weder vatter oder muetter haben und noch unverendert seind, doch abgetailte güeter mit ain anderen hetten, gleich wie die wittfrawen mit sollicher halben anlag belegt werden.

Zu dem neunten, wan zwen stubengenossen uff unser der burger stuben, es seye wo das wolle, gegen ein anderen mit frevelhaftigen schelt- und schmachworten, unchristlichem gottstesteren, fluechen und schweren, auch ungepürlichem lugstraffen an ein anderen erwachsen und kommen, so sollen die selbigen sampt oder sonders nach erkantnus der eltesten unparteyischen herren stubengenossen gestrafft und was inen ufferlegt in die gemaine truchen ohne widerred bey doppelder straff bezahlen.

Da sich aber zumzehenden verrer begeben, das ein Stubengenoss gegen dem anderen stubengenossen unverursacht und unangebrachter dingen ein dolchen, waidmesser, mässer, kurz oder lange wehr, wie man zu sagen pflegt, zuckhen wurde, soll derselbig zwen guldin in die gemaine truchen unverwegerlich erlegen, wie hievor stehet.

Weiter und zum aifften, da ein Stubengenoss gegen einem anderen etwas werfen, es seye glässer kanten, deller und dergleichen, der solle, wann ehr gefählet hat, drey guldin, und da er aber getroffen, sechs guldin zu straff verfallen und zu bezalen schuldig sein.

Auf den fahl aber zu dem zwölften ain oder baide stubengenossen also an ain anderen erwachsen und geratthen solten, das ainer von dem anderen gestochen, gehawen oder geschlagen, er werde gleich bluetriesig gemacht oder nit, soll der selbig in den gemainen Seckhl vier guldin erlegen und bezalen oder je nach grösse und gestalt seiner misshandlung und Verhaltens nach erkantnus anderer stubengenossen gepürlich und mit ernst darumb abgestrafft werden.

Wurde sich aber zu dem dreyzehenden begeben, das ein Stubengenoss mit einem frembden oder ainem anderen, so kein Stubengenoss were, in obgemelten fahlen straffwürdig handlette, der soll nach erkantnus anderer stubengenossen gestrafft werden.

Wie dann zu dem vierzehenden hingegen, da ein frembder wieder ein alhiesigen stubengenossen mit werten, werckhen oder thatten wie obgemelt sich ungepürlich erzaigte und handlette, der soll ebenmässiger gestalt je nach befindung seiner ubertretung der gepür und härter wede die so der Stuben hie fähig sind, durch die herren stubengenossen gestrafft und das mit gelt zu biessen auferlegt werden.

Da sich aber zu dem fünfzehenden weiter begeben, das ihr zwen, so beede zu diser löblichen gesellschaft nit gehörig und kaine stubengenossen weren, es seyen frembde oder einheimische burger, von herrn diener oder amptknechten, in einem oder dem anderen obgesetzten articul und puncten misshandlen wurden; der oder sie beede sollen gleichsfahls durch die gemaine stubengenossen jhe nach befindung ihres ubertretens und höher auch schwerer angesehen und gebüest werden.

Zu dem sechszehenden, da einer oder der ander Stubengenoss ain frembden diener oder knecht über gepotten und gelopten friden handeln, über ain anderen zuckhen, schlagen, hawen, stechen, werfen, auß und ab der stuben hinab uff die gassen oder für das thor hinaus vorderen oder andere ungepür anfahren wurde, der oder die selbige sollen umb zehen guldin oder sonst nach gestalt ires Verbrechens mit allem ernst gestrafft oder auch die stubengenossen zu Zeiten iren verprechen nach der Stuben bis uff ainer gesellschaft günstige verlaubnus ain, zwen oder mehr monat sich zu enthalten verweisen werden, und da aber einer frider versagen und nit anloben wolte, der solle drey guldin zur straff verfallen sein.

Zu dem sibenzehenden, da einer oder mehr sich zu diser loblichen gesellschaft uffzunehmen begehren wurde, der soll sich in einem Vierteljahr mit den gemainen stubengenossen nach inhalt obgesetzter Ordnung vergleichen. Da er aber solliches nit thuen wolte, so soll er sich derselben gesellschaft und stuben enthalten, bis das solches von ime der gepür nach verricht wurde. Doch soll keiner, ob er ain mahl zwayen schon auf der stuben zu einer erbarn gesellschaft sich zuvor unverglichen hielte, darumb gefhärt und gegriffen sein.

Schließlich und zum achtzehenden, so soll kein Stubengenoss, der noch wol ledigs Stands, weder vatter noch muetter, doch seine aigne güeter haben und sein gepürlich alter der fünfundzwainzig jahr erraicht hette, des gleichen auch die, so noch unverheurat und doch under vatter und muetter gewalt, aber qualificiert und taugenlich sein möchten, das consteblerampt zu versehen und durch das mehrer darzu erwöhlt wurden, sich dessen nicht wägeren, sonder dasselbig zu verwalten auf- und annehmen und sich hierinen keiner entschuldigung behelfen.

Sollichem allein getwlich und ungefährlich nachzukommen, haben wir yeziger zeit burger und stubengenossen für uns und unsere nachkommen bewilliget und ain anderen ainhelliglich solliches versprochen, auch dessen zu ezugknus und bestätigung yeder under uns sich selbs aigner hand hie unterschriben. Doch so halten wir uns und unseren nachkommen bevor, dise Ordnung jeder zeit, da es die notturft erforderen wurde, zu enderen, zu bösseren, zu ercleren, zu minderen und zu mehren.

Bescheiden und geben zu Biberach auf donnerßtag den fünfzehenden monatstag February nach Christi unsers seligmachers gepürt fünfzehenhundert und in dem drey und neunzigsten jahre.

Gottschalckh Klockh, burgermaister  
Wilhalm Brandenburger, burgermaister  
Hainrich von Pflaumern, alter burgermaister  
Hainrich von Pflaumern der junger, burgermaister  
Johann Eggelspach doctor etc., diser zeit statamman  
Hieronymus Brandenburger, der rechte doctor  
Jheronimus Scherrich, deß raths  
Hans Christoff Scherrich, des raths  
Georgius Bruoder, deß raths  
Matthaeus Klock J. C., Friderich Strölin  
Christoff von Pflaumern  
Hanß Friderich Brandenburger  
Bernhardt von Pflaumern, Walter Felber  
Ferdinand Brandenburger, Hainrich Scherrich  
Joannes Georgius Brandenburg  
Hans Christoph Brandenburg, Caspar Rollin

7. Jahrgang – Heft 1 – Seite 3

## Vor vierhundert Jahren brannte der Kirchturm

Der 10. Mai 1584

Von Dr. Kurt Diemer, Biberach

Der Brand des Kirchturms am 10. Mai 1584 ist dank der damals gemalten „Brandtafel“, die den früheren Kirchturm, den Brand und den neuen Turm zeigt, bis heute unvergessen. Die Stadt kostete der Wiederaufbau des Turmes übrigens die horrenden Summe von 8870 Pfund Heller 3 Schilling 1 Heller; gespendet wurden von der Bürgerschaft 355 Gulden 10 Kreuzer 3 Heller, also rund 630 Pfund Heller.

Weniger bekannt ist, daß damals der Rechenmeister David Selzlin - ein geborener Ulmer, der zugleich einer der bedeutendsten deutschen Kartographen seiner Zeit war - eine gereimte Beschreibung dieses Ereignisses verfaßt hat, die 1585 im Kirchturmknopf eingeschlossen wurde, schließlich aber zur besseren Erhaltung - schon 1819 wird sie als „zum Teil vergilbt“ geschildert - entnommen und dem Stadtarchiv zur Aufbewahrung übergeben wurde. Sie lautet:

„In Gottes Namen  
Amen.  
Beschütz, o lieber treuer Gott,  
dieses Gottshaus vor Feures Nott,  
vor großer Gfahr und Schädlichkeit,  
auch Gmaind und Statt vor Schad und Laid.

1584  
den 10ten Mai  
Kurze Erzelung, wie es mit disem Turm  
in einer kleglichen Brunst  
ergangen und widerumb  
aufgebauten worden ist.

Im Jar nach Christi Geburt war,  
man zehlen flünfzehnhundert Jar  
und vierundachtzige, ich sag.  
im Maien den zehenden Tag,  
am Sonntag Jubilate und  
zunacht, gleich in der aifften Stund,  
ein Wetter an dem Fürmament  
des Himels sielt erhub eilend-  
Der Mesmer Hans im Hoff genant,  
seim Beruef nach darzu ernant,  
wie christlich breuchlich in der Statt  
das Wertergleit anzogen hat.  
O Gott, das letstmal es erklung,  
den es hernach kläglich ergung.  
Dann ein feuriner Stral von Himmel  
mit Blitzgen und Dondersgewimmel.  
herab auf des Turns Spitz sich ließ,  
das Feur ihn mit Gwalt durchstieß;  
mit gruenen Blatten wars bedeckt,  
Die Hitz denselben bald bewegt;  
die Blatten fiengen an zu schießen,  
da hat jederman weichen müessen  
und zusehen des Herren Feur,  
das in die Höch bran ungeheur.  
Ein Knopf uff des Turns Höhe stund;  
sich nimmermer erhalten kund.  
fiel ab; dess Maß dieser Statt  
aifl Viertel Erbes gfasst hat.  
Das Feur die Kollen tet bewegen;  
wo vor nit gwest ein großer Regen,  
hettens uff der Blaich dem Barchaten  
und Leinwat ton ein großen Schaden.  
Als das Feur einen Luft gewan,  
auf die erhöchte Spitz abbran,  
so jeder funfzig Schch (15 m) war hoch  
und aufgespitzt stunden noch,  
da hat sich der aine bewegt,  
der die ganze Gemain erschreckt;  
halb fiel er von der Höch herab,  
den Anfahl auf die Canzlei gab.  
Die Quaderstuck und große Stein  
füelen durch die Bhausung hinein,  
darinen viel Personen gwest,

mit Flucht sich manches hat erlest,  
vil ausgezogen und erledigt,  
bei dreüßig Menschen waren gschedigt.  
Vier Personen schlieg es zu Tod,  
der Seelen well genaden Gott.  
Under den Vieren, so verschlagen  
muß von ainer Junkfrau sagen,  
ein Junkfrau ehrlich wolbekant,  
Madalena Rissin genant,  
eins Burgers, Tochter in der Statt,  
welliche sich verheurat hat  
zue ein Burger von Ulme (Hans Reiser), der  
auf disenTag ist kornen her  
mit andern frembden Hochzeitleuten  
und willens auf Morgen in Freuden  
Hochzeit zu haben und die Nacht  
ein fröliche Malzeit gemacht;  
zum Wirt beim Stern noch gessen sein,  
da diser Feurstral fiele ein,  
als Sie jämerlich hörten riefen;  
wie bald sie von ainander liefen.  
Die Junkfrau war ganz wolbekant  
der Stattschreiberin, lief zuhand  
gleich alsbald ins Stattschreibers Stuben,  
die da auszutragen anhuben.  
Die Dreue in der Stuben warn,  
wie diser Spitz ist hingefarn.  
Als sie das Praßlen hören leiten,  
die zwai die Flucht genomen hetten  
zue den Fenstern; ein Balk und Stain  
erwischten die Stattschreibrin allain  
hinden beim Rock, die sich alsbald  
daraus gewunden hat mit Gwalt.  
Sie und ir Mann, der Stattschreiber,  
kamen darvon durch ain Laiter.  
Die Junkfrau lief zum Offen,  
da sicher zsein ward sie verhoffen.  
da hat ain Balk mit Quaderstucken  
si schrecklich troffen auf deü Rucken;  
ihr Haupt zerschlug, daß sie alsbald,  
ihr Leben ließ durch disen Gwalt.  
Der Seelen well genaden Gott.  
Am Montag fand mans also tot,  
die man kläglich zur Erden hat  
bestettigt also an die Statt  
eines frelichen Hochzeit Orden;  
ist ein trauriger Kirchgang worden.  
Ein ganzer, Spitz bewegt sich auch,  
so brait er war, auch dick und hoch,  
zerschlug ein Bhausung auf den Grund,  
welches gegen dem Rathaus stund.  
Die zwen bliben, so man hernach  
mitsampt dem halben Spitz abbrach.  
Nun merk ein freies Maistrstück.  
Die Spitz waren sibem Schuch (2,10 m) dick  
und fünfzig (15 m) hoch, mit Eisenstangen  
ganz wol fürsehen und einfangen,  
daß man beratschlagt hat gar vill,  
wie man ohn Schadn abbrechen will.  
Ains Tails die wolten schießen ab,  
sonst werd mans nit wol bringen rab,  
mit großen Gschütz wolten abreiß.  
Ein Werkmaisters, der tet Sich fleiß,  
Hans Kuzberger der alt genant,  
Burger alhie ganz wolbekant,  
zwaiundsechzig Jar war er alt,  
richt sich an Turn, mit Gewalt,  
zu oberst auf die Gibel stund,  
dieselben zu verbrechen und  
brachs ab also mit aigner Hand,  
on allen Scheden bis an Rand.  
Damit ich ad propositum  
wider auf meine Arbait kum,  
das Feur bran stets ab in die Dief,  
das liebe Gloggengleut ergriff,  
zerschmelzt dieselben sampt dem Stuel,  
das alles durch den Durn abfue.  
Sechs Gloggen so zerschmolzen sein,

haben gewegen in gemain  
 ainhundertundsechzig Zentner,  
 noch zwen darzu waren sie schwer  
 (73,48,20,12,6,3 Zentner).  
 Beim Gloggenschranz raus sich begab,  
 daß ein feuriner Balk fiel rab  
 ins Stattschreibers geoffnet Haus,  
 darin mit Brand und Feures Graus  
 die Hitz sehr uberhand gewann,  
 daß die Canzlei grausamlich bran,  
 darin die vier Menschen gebliben.  
 Das Feur hat das Haus undertriben,  
 darin vil Haab und Gutt verbrint,  
 Brief, Biecher jämerlich zertrint.  
 Das schlagend Uhrwerk auch ergriff,  
 dann, das Feur stäts under sich lief.  
 Das verbran auch sampt Gloggenerz,  
 sank alles durchs Feur niderwerz.  
 kam auf die Orgel; dise Zierd  
 durchs Feur auch verzerret wirt,  
 so vor zwai Jaren neu gemacht,  
 eine namhaft Summa Gelts geacht.  
 Als es solliches ward ergriffen,  
 zerschmelzt es Blasbelg und die Pfeifen,  
 deren vill hundert gwessen seind,  
 Gold, Silber, Zin verzert gemain.  
 Als das Feur daselbst Luft gewan,  
 in die Kirch jämerlichen bran,  
 daß man derselben Sorg getragen.  
 Doch ward sieh das Volk dapfer wagen,  
 vore Schaden sie erretten wollen,  
 darinen namlich Here Hans Rollin,  
 Burgermaister in diser Statt,  
 das christlich Ampt getragen hat,  
 oberster Kirchenpfleger was,  
 die Burgerschaft antrib, auf daß  
 die Kirch also errettet ward;  
 doch wurd sie auch zerrissen hart.  
 Genanter Herr ist hernach gestorben  
 und das himlische Erb erworben,  
 ehe diser Turen ward ausgemacht,  
 der ime große Unruhe bracht.  
 Also diser schön Turn verbrann  
 von oben aus bis unden an.  
 Der Turn von Turnknopf an  
 bis auf hundert Schuch (30 m) abbrann  
 und dan durchsichtig ab im Turn  
 alle Mettal sich samlen wurn  
 von Gloggenspeis, Kupfer, Zin, Blei,  
 das Eisenwerk war auch darbei,  
 auf ein Gwelb, da die Orgel stund;  
 sich da zu verzeren begund.  
 Also ist durch des Herren Feur  
 dis kunstlich Werk und Ar bait teur  
 verbrunnen in gar kurzen Stunden,  
 darinen sich acht Schaden funden:  
 1 Erstlich der Kirchenturn verbran,  
 2 das liebe Gleit must auch daran,  
 3 das schlagend Uhrwerk auch nit blib,  
 4 die edle Music auch aufrib,  
 5 die Canzlei und vill Gutts hinname,  
 6 vier Menschen auch darin umbkame,  
 7 die Kirch ibel zerrissen war,  
 8 etlich Wohnungen hat es gar  
 in Grund zerschlagen und zerstört  
 und sonst vill Haab und Gutt verhört.

Hernach hat ein Ersamer Rat,  
 Gemain und Burgerschaft der Statt  
 dem Urbau aus Fürsichtigkait  
 geläutert, gebrinnt und berait,  
 funden sechs Zentner Zin und mer  
 anderthalbhundert Zentner schwer  
 vor Gloggenspeis und ander Erz,  
 welches dann hinwiderwerz  
 zu dem Widerbauen imd Gießen  
 fürderlich und woll ward erschießen.  
 Im Namen Gottes fing man an



die Kirchengstiel, die Uhr und dan  
 sechs Gloggen gossen. den Turen auch  
 zu bauen in ein Jar darnach;  
 als man fünfundachtzig zalh,  
 hett er dise Form und Gestalt.  
 Der allmechtig gewaltig Gott  
 bewahre ihn vor Feures Nott,  
 Rat und Gmain vor Schaden und Gfahr.  
 Amen, das ist, es werde wahr.  
 Da der Turn, war ausgebaut,  
 wie man in jetz sichtig anschaut,  
 auf den fünfundzwanzigsten Tag  
 des Brachmonats (Juni), als ich Euch sag,  
 dausentfünfhundertachtzig Jar  
 und fünfe, disen Tag da war  
 diser Knopf am den Turn gsetzt;  
 Gott bewahr in lang unverletzt.  
 Den Tag auch diser Zedel war  
 darein gelegt in disem Jar.  
 So seind auch nachbenante Herrn  
 des Rats in irer Würd und Ehrn,  
 auch ander hoch und nider Ampt  
 allher verzaichaet alles sampt.  
 Diser Zeit haben sie regiert,  
 wie jetz hernacher folgen würd

Die drei Burgermaister	Hainrich Pflumer, Wilhelm Brandenburg, Gottschalckh Klockh
Die zwen zu inen verordnete Gemaine Rät	Hainrich Pflumer jung, Conradt Edel
Die überige des Klainen Rats	Walther Felber, Jörg Bruder, Hans Christoff Scherich, Balthaß Rollin, Jacob Altenstaig, Hans Jacob Franckh, Hans Rohrer, Hans Kollesch, Laux Seidler, Urban Klawflügel, Balthasar Bodenmiller, Hans Jegglin, Beck, Hans Baumhawer, Melchior Moll, Gredmaister, Leonhart Hägelin, Pauli Khonn
Stattaman	Carlin Pflumer
Stattschreihier	Jeronimus Scherich
Oberbaumaister	Christoph Felber
Die Richter außerhalb des Rats	David Funckh, Ludwig Schopper, BartlomeStorer
Dar Groß Rat	Jacob Pflumer, Friderich Brandenburg, Jacob Philips Franckh, Martin Schleich, Christoph Altenstaig, Hans Conrat Pulamer, Cosman Rohrer, Joachim Volmar, Martin Lindelin, Hans Brenndlin, Alexander Onßhalm, Wilhalm Vorstetter, Andreas Ehinger, Martin Moll, Hans Reeß, Conrat Pfest, Metzger, Christan Segmel, Jerg Mayer genannt Pfest, Jerg Schmid, Conrat Pfest, Würt
Stattrechner	Burgermaister Wilhalm Brandenburg, Conrat Edel
Spittalpflieger	Burgermaister Hainrich Pflumer, Hans Rohrer
Almuspflieger	Hainrich Pflumer jung, Jacob Altenstaig, Hans Jacob Franckh
Siechenpflieger	Burgermaister Gottschalckh Klockh
Catholische Priester	Magister Franz Thoma, Pfarrer alhie Herr Christoff Nießer, Herr Johannes Schneider - baide Helfer Herr Jerg Scherich, Friemesser
Der Augspurgerisdie Confessions-Verwandte Brediger	Herr Conrat Wölf Blaz, Doctor, Herr Steffan Uebler, Herr Hans Stump, Herr Martin Unger
Ains Rats bestelter Advocat	Doctor Johann Hettinger von Rottweil
Ains Rats bestelter Physicus	Doctor Johann Pullemmer
Die fünf Bauschauer in der Statt Sambt den zwaien. Burgermaistern, so nit im Ampt seind:	Hainrich Pflumer jung, Melchior Moll, Gredmaister, Joachim Vollmar
Bauschauer des Rats	Hainrich Pflumer jung, Hans Rohrer
Baide Umgelter	Baltaß Rollin, Hans Jacob Franckh
Udergenger im Feld	Hans Christoff Scherich, Hans Kollesch, Hans Jäckhle, Beck, David Funckh, Martin Moll, Jacob Philip Franckh
Verordnete Bauhern des Kirchenturns	Hainrich Pflumer jung, Jacob Altenstaig, Hans Jacob Franckh

Werkmaister des Turns	Johann Vollmer, Gloggengießer, Hans Kuzberger, Maurer, Thoma Kuzberger, Balier, Bartholome Hummel, Zimmermann, Bartholome Gilg, Kupferschmid, Hans Baumhawer, Maller, Lienhardt Rauch von Leutkirch, Uhrmacher, Hans Scheffolt, Goldschmid, Hans Im Hoff, Schreiner
Spitalmaister	Hans Brendlin
Spittalschreiber	Bartholome Stohrer
Spittals Syndicus	Wilhalm Vorstetter
Spittals Häuser	Jerg Schmidt
Füscher im Spittal	Matheus Kalb
Gemainer Statt Häuscher	Sebastian Kanntengießer
Des Gemainen Almuscastens Äuscher	Martin Straub
Siechenmaister	Balthaser Bodenmiller
Schulmaister	Carollus Mayer, Lateinischer, David Selzle, Rechenmaister, Hans Esterle, Schulmaister im Spittal
Orgellist	Jeronimus Trestdenhammer
Substitut	Autmar Heerburger
Underbaumaister	Jacob Beckh
Marstaller	Hans Schneider genant Hainz
Baide Ainspenige	Hans Marckh, Hans Kirrele
Ains Rats geschworne Amptknecht	Hans Wagner, Jerg Scherb - baide Pittel
Gassenvogt	Palin Laang
Kommesser	Christian Sachs, Jerg Mülschlegel
Weinzieher	Lorenz Zoller, Caspar Kalb
Waagknecht	Jerg Beringer, Christan Sachs jung
Salzknecht	Jacob Wangner
Seelmaister oder Bettelvogt	Sebastian Mornhinwegg
Die vier Torwächtern	Veit Baumaister under Spittelator, Hans N. underm Grabentor, Jerg Mauz underm Obertor, Hans Fleckh underm Siechentor
Die drei Scharwächter	Melchior Fleckh, Caspar Knaus, Ulrich Knaus
Die zwen Einlasser	Othmar Meicht, Mathias Bockh jung
Der Gigelman	Lienhardt Müller von Höchstett
Wachtmeister	Pallas Seitz

Gott well Gnad, Glück und Segen geben,  
Wolfart, Leibsgsundhait und langs Leben.

David Selzlin von Ulm,  
der Zeit teutscher Schuel-  
und Rechenmaister alhie  
zue Biberach."

Nach ergänzenden Quellen kamen damals neben der Hochzeiterin Magdalena Riss (Ress), der Maurer Mang Plez, der Turmbläser Jerg Haller und ein junger Webergesell ums Leben.

Nicht wenige sahen damals in diesem Unglück eine Strafe Gottes für die Stadt. Der evangelische Dr. Wolfgang Konrad Platz, dessen Predigt als „Neue Zeitung und Bußspiegel von dem Straal, so zu Biberach dises laufenden 84. Jars den 10. Tag Maii in den Kirchen- und Glockenturm eingeschlagen“ wenig später in Tübingen gedruckt wurde, zog so nach der Versicherung, „es schlecht an bapstischen Orten auch der Straal ein“, den Schluß: „Also sind beide Teil, trüb und lauter, bapstisch und evangelisch, schuldig und Ursach dieser gegenwertigen Straff und kann sich niemand entschuldigen, beschönen noch den Kopf aus der Schlingen ziehen.“

**Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.**

# Das Lebensgefühl einer Epoche

Von Heinz Saueressig, Biberach

**Vortrag, gehalten zur Eröffnung der Ausstellung „Christoph Martin Wieland – 1733 bis 1813. Sein Leben und Wirken in Oberschwaben“ am 4. September 1983  
aus Anlaß des 250. Geburtstages von Christoph Martin Wieland im Museum Biberach an der Riß (gekürzte Wiedergabe)**

Licht ist nur Licht für den Sehenden: der Blinde wandelt im Sonnenschein und dünkt sich im Finstern.

Christoph Martin Wieland

Kritisches Denken, das auch vor dem Fortschritt nicht innehält, verlangt heute Parteinahme für sie Residuen von Freiheit, für Tendenzen zur realen Humanität selbst wenn sie angesichts des großen historischen Zuges ohnmächtig erscheinen.

Theodor W. Adorno

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen.“

Immanuel Kant begann so seinen berühmten Aufsatz „Was ist Aufklärung?“ innerhalb eines Diskussionsforums, in dem neben Kant, Hamann, Herder auch Christoph Martin Wieland sich mit seinen sechs Fragen zur Aufklärung zu Wort meldete. Für Wieland ist Aufklärung, „wenn es im Ganzen heller wird; wenn die Anzahl der denkenden, forschenden, lichtbegierigen Leute immer größer, die Masse der Vorurteile und Wahnbegriffe immer kleiner wird...“

Aufklärung ist der Epochenterminus der ökonomischen und geistigen Emanzipation des Bürgertums im 18. Jahrhundert. Wir sprechen hier von Deutschland, das sich nur mühsam von den verheerenden Folgen des Dreißigjährigen Krieges erholte und im Grunde nur ein geographischer Begriff war. Allerdings: Intensiver als in späteren Zeiten war Deutschland und seine Bevölkerung im 18. Jahrhundert in europäische Zusammenhänge verflochten und durch sie geprägt.

Die Schriftsteller, welche den Aufstieg des Bürgertums forcierten und interpretierten, wollten die Entwicklung der Menschheit. Man wollte „die Menschheit aufklären (so Wieland). Hier vereinigt sich sein Werk mit dem Lessings und Schillers, dessen Menschheitsgesänge gleichsam auch Abgesang der Epoche wurden.

Wie wurde Aufklärung möglich? Durch Lesen. Um 1750 gab es bereits eine Tagespublizistik, die etwa eine Million Leser erreicht haben dürfte. Lesen fand im größeren Kreise statt, innerhalb einer echten Kommunikation wurden neue Gedanken erörtert.

Es geschah auch die erste neuzeitliche Frauenemanzipation in Deutschland. Die Entwicklung des bürgerlichen kulturellen Lebens brach die starren Grenzen zwischen den Lebensbereichen der Männer und der Frauen auf. Damit änderten sich zugleich die Beziehungen der Frauen untereinander und zu sich selbst. Jetzt trafen sie sich nicht nur zu gemeinsamen Handarbeiten, sondern zu Diskussionen über ihr Selbstverständnis und in gemeinsamen Zirkeln.

In den Lesegesellschaften des 18. Jahrhunderts sind bestimmte Tendenzen zu erkennen: Sie betonen die Notwendigkeit von Selbstbildung mit gemeinschaftlicher Aufklärung und streben eine autonome Stellung gegenüber staatlicher und städtischer Aufsicht an.

Hier spielten die Zeitschriften eine besondere Rolle (es gab deren etwa fünfhundert). Wielands „Teutscher Merkur“ sollte im Sinne der Aufklärung ständig geschmacksbildend und informativ wirken. Wielands glänzende journalistische Begabung befähigte ihn, den „Merkur“ fast drei Jahrzehnte lang zu einer der einflußreichsten und populärsten literarischen Zeitschriften in Deutschland zu machen.

Den Aufstieg des deutschen Bürgertums kann man sich als Leserevolution vorstellen. Es verbreitete sich eine intensive und kultivierte Geselligkeit. Die verschiedenartigen Gesellschaften bildeten sich, die Lesegesellschaften, die gemeinnützigen Gesellschaften, die teilweise auf den heutigen Tag überkommen sind. Erwähnt werden müssen die Musikgesellschaften, die *collegia musica*. Eine vielfältige vokale und instrumentale Hausmusik wurde gepflegt, der im städtischen Bereich die Stadttrompeterei entsprach, die sich zumindest in unserem Bereich erhalten hat. Es ist auch an die Stadtkunst des 18. Jahrhunderts zu erinnern. Die Häuserfronten demonstrierten Bürgersinn und Eintracht. Die Stadt Landsberg am Lech ist ein nahegelegenes Beispiel. Der große Baumeister Dominikus Zimmermann war Bürgermeister der Stadt. Seine Stuckarbeiten schafften eine luftig-heitere, von phantastischen Formen überquellende Atmosphäre.

Man fragt sich, ob in dieser Bürgerwelt ein stärkerer menschlicher Zusammenhang, eine bessere Verständigung und mehr Glück entstehen konnten. Die Lebensweise des 20. Jahrhunderts, seine Sprachlosigkeit, die sich heute mehr und mehr auf Fernsehen und Radio und seine Videokonservierung und rastlose Umtriebigkeit konzentriert, scheint dem 18. Jahrhundert gegenüber zumindest erheblich im Nachteil zu sein. Weltkenntnis und Welterkenntnis bedürfen mehr der Schau als des Bildes.

Was störte diese Harmonie? Absolutistisch gesinnte Fürsten, der Siebenjährige Krieg (es ist erstaunlich, wie er doch nur auf einen kleinen Teil Deutschlands seine Schreckenswirkung hatte, nicht zu vergleichen mit dem Dreißigjährigen Krieg), der Zank in den Städten. Betrachtet man da Biberach, sollten die Auswirkungen nicht überschätzt werden. Man kann etwa an die gleichen Emotionen denken, die damals beim konfessionellen Streit bestanden und die wir heute zum Beispiel bei der abderitischen Diskussion über die Fußgängerzone wiederfinden.

Welche Sehnsüchte hatten die Menschen damals? Es war nicht mehr der Himmel, der das Denken des mittelalterlichen Menschen bestimmt hatte. Sehen Sie die Kirchen, Biberach zum Beispiel! In der Stadtpfarrkirche am Chorbogen, inmitten der christlichen Heilslehre findet sich der antike Gott Chronos. Die Lehren Winckelmanns und seine Deutungen Griechenlands forcierten die Säkularisierung. Die griechische Mythologie nahm plötzlich einen bedeutenden Platz im Denken ein. Wir müssen dieses Wissen nachvollziehen, um Wielands Werke zu verstehen.

Aber auch andere Gebreiten regten die Fantasie an. Der Handel mit Nordamerika begann, Warenlieferungen nach Japan setzten ein. Reiseberichte, wie die von James Cook und dem französischen Seefahrer, Wissenschaftler und Schriftsteller Bougainville, brachten abenteuerliche Neuigkeiten von fremden Welten und wurden im geselligen Kreise gelesen. Fernsucht - dazu regte der Bestseller der Epoche „Robinson Crusoe“ von Defoe an, der in Deutschland ungezählte Nachfolger fand. Viele in Wielands *graecissima* sind verkleidete Robinsonaden.

Bayles *Dictionnaire historique et critique* und die von Diderot und d'Alembert herausgegebenen Enzyklopädien wirkten auf das deutsche Bürgertum. Die Lust am Experimentieren erwachte. Man denke an die mächtigen Luftballons, die man starten wollte, und die ersten Versuche mit der Elektrizität, der Modewissenschaft des 18. Jahrhunderts. Wenn sie auch aus der nachwielandischen Zeit stammen, so sind die Wandgemälde vom Start der Luftballons auf Schloß Warthausen sehenswert und erhellend. Wielands Beziehungen zu diesen Neuerungen wurden jüngst in einem Aufsatz „Wieland and the Aeronauts“ untersucht.

Die Ferne zog an. Man reiste mit der Postkutsche unter den unwirtschaftlichsten Bedingungen und doch gern.

Bürgermeister von Hillern reiste 1767 mit seinem Canzleiverwalter Wieland nach Donauwörth. Dort gab es das Hotel „Krebs“, ein noch heute stehender riesiger Hotelbau, so eine Art Hilton-Hotel. Die Übernachtungen waren sehr teuer, die Straßen miserabel. Chevalier Cogolin fand überall tiefen Sand in Deutschland. Schon Goethe wünschte sich einen einheitlichen Reisepaß,- der die Drangsal an den Grenzübergängen ersparte. Doch das hatte noch Weile. In jedem kleinen Städtchen hielt man die Reisenden bei der Ein- und Ausfahrt an und fragte sie: Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Wohin reisen Sie?

Man vergesse nicht die Freibeuter, die im Odenwald und zwischen Augsburg und Biberach ihr Wesen trieben. Der Reisende hatte sich mit den nötigen Waffen zu versehen, und wenn man keine hatte, teilte der Conducteur sie einem zu.

War das Leben dennoch ein Glücksgefühl? Für das Bürgertum des 18. Jahrhunderts beantworten wir es mit Ja. Es war ein Aufstieg. Unterdrückung durch Adel und Kirche nahmen ab. Ökonomisch gaben die Ausweitung der Welt und Kriege und Revolutionen in anderen Wirtschaftsländern den Ausschlag für eigene Wohlhabenheit. In Hamburg kam es während des Siebenjährigen Krieges zur Bildung großer Vermögen. Bei der Depositenbank stiegen die Konten von 3000 auf 9000. In den oberdeutschen Reichsstädten wurde während des 18. Jahrhunderts sozialpolitisch und großwirtschaftlich der Grund für die Frühindustrialisierung gelegt, so in Augsburg und Esslingen, Reutlingen und Ulm, weniger in Biberach, das in vielerlei Hinsicht abseits lag.

Aber hier passierte etwas anderes. Der Canzleiverwalter schrieb literarische Werke, die in den Lesegesellschaften studiert und diskutiert wurden und ihn zum berühmtesten Mann machten. Man sollte seine Unzufriedenheit mit Biberach an „der unberühmt schleichenden Riß“ nicht zu hoch bewerten. „Mit Geschäften

überhaupt, welche Musen, Grazien und Scherze verscheuchen...“ quälte er sich zwar herum, aber in Biberach hat Wieland den entscheidenden Teil seines poetischen Werkes geschrieben, von dem der nachfolgende Rest nur Variationen sind.

Werfen wir einen kurzen Blick auf Warthausen, den Sitz eines großen Herrn, der aber das aufkommende Bürgertum verstand. Wieland schrieb am 22. Juni 1762 an Johann Georg Zimmermann in Brugg: „Das Schloß Warthausen liegt eine knappe Meile von Biberach entfernt, auf einem Hügel, der Ausblick auf ein reizendes Tal bietet. Gärten und Parks im englischen Stil lassen das Haus einem Manne meiner Art entzückend erscheinen. Hierher hat sich der Graf von Stadion zurückgezogen, um noch, so weit er kann, das zu genießen, was er nach 72 Jahren noch zu leben hat. Stellen Sie sich einen Greis von der Figur und Miene vor, von denen Shakespeare sagt, die Natur möge aufstehen und sagen, ‚dies ist ein Mann‘, der mit 72 Jahren noch das Feuer eines Franzosen von 50 besitzt, die Schlichtheit und die Denkungsart eines englischen Edelmannes. Ein Staatsmann, Kunstfreund, und Sie werden einige Vorstellung vom Charakter des Hausherrn bekommen.“

Die Bedeutung der Gärten ist hervorzuheben. Gärtner, Arzt und Friseur machten ihre Herrschaften glücklich oder unglücklich. Der Kopfputz wurde so ernst genommen wie die Kunst.

Wie gesagt, für das aufkommende Bürgertum war das 18. Jahrhundert ein glückliches Zeitalter. Die Familie war nie so homogen wie damals, aufgeklärte Häupter wie Joseph II. lösten verhärtete Formen in Kirche und Staat auf. Aber nicht erst Theodor W. Adorno und Max Horkheimer in ihrer „Dialektik der Aufklärung“, schon der Philosoph Moses Mendelssohn wußte: „Eine gebildete Nation kennt in sich keine andere Gefahr, als das Übermaß ihrer Nationalglückseligkeit; welches, wie die vollkommenste Gesundheit des menschlichen Körpers, schon an und für sich eine Krankheit oder der Übergang zur Krankheit genennet werden kann.“

Neue Kulturvisionen kamen auf und der Sozialwandel tat sein übriges. Die Menschheit, ihre Besserung und Veredelung waren nicht mehr die Themen. Eine neue Welt pries den Einzelnen, der Weg nach innen wurde gegangen, der Kulturbegriff zerfiel in sich entfernende Einzelwissenschaften. Welch ein Unterschied in wenigen Jahrzehnten: Mozarts menschenverbindende „Zauberflöte“ und Carl Maria von Webers „Freischütz“ als Sexualproblematik eines einzelnen jungen Jägers. Für zweihundert Jahre wurde „Faust“ die dominante Figur, der sich selbst verbessern und davonkommen wollte.

Das 19. Jahrhundert versandete in mäkelndem Pessimismus, und was groß an ihm war (die Werke Wagners, Ibsens und Zolas) waren utopische Entwürfe, die bis heute nicht eingelöst sind.

Ich erwähnte hier die „Zauberflöte“ nicht ohne Grund. Ohne Wieland würde es sie nicht geben. Schikaneder, der Mozart den Text für die Oper lieferte, hatte in Wielands „Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geistermärchen“ im dritten Band „Lulu oder die Zauberflöte“ gelesen. Jedermann in Wien las damals Wielands Novitäten. Das Motiv der Feuerprobe, die drei Knaben, die Gestalt der sternflammenden Königin, der türkische Mohr, sie kommen von Wieland.

Im Hinblick auf Wieland sollten wir uns freilich bei Carl Maria von Webers „Oberon“ wenig zugute halten. Der Text ist von James Robinson Plange, der die englische Übersetzung von Sotheby zum Vorbild nahm, die allerdings auf Wielands Text beruhte.

Was läßt sich aus der Besichtigung von Wielands Epoche folgern? Sie war der vielleicht letzte große Versuch in der europäischen Geistesgeschichte, die getrennten Sphären: Körper -und Geist, Diesseits und Jenseits, Vernunft und Sinnlichkeit, Mensch und Natur, Philosophie, Wissenschaft und Poesie im Medium der poetischen Einbildungskraft zu synthetisieren. Wir sollten ein gutes Teil 18. Jahrhundert zurückgewinnen, die Lesegesellschaften, die gemeinnützigen Gesellschaften. Lesen sollte wieder Revolution werden.

Wir sollten uns der These Kants heute verstärkt annehmen: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ Und wir sollten Wieland folgen, dem „die möglichste Benutzung des Erdbodens und die möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des menschlichen Lebens das große Ziel aller Bestrebungen“ war, „die die Natur in den Menschen gelegt hat“.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

7. Jahrgang – Heft 1 – Seite 12

## Zur Geschichte von Pfarrei und Gemeinde Emerfeld

850 Jahre Pfarrei Emerfeld (1133-1983)

Von Dr. Kurt Diemer, Biberach

„Im Jahre der Menschwerdung des Herrn tausendhundert dreißig und drei Jahr, in der 11. Römerzinszahl, am 4. Tag vor den Iden des September (10. September), ist die Kirche Emerfeld von dem ehrwürdigen Konstanzer Bischof Ulrich im Namen der Heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit, des siegreichsten Heiligen Kreuzes und der Gottesgebälerin Maria, persönlich aber in der Ehre und im Namen der Hll. Pankratius, Laurentius und Christophorus und derer, deren Reliquien in diesem Orte enthalten sind, geweiht worden.“ So berichtet die Emerfelder Pfarrchronik. Daß diese Überlieferung durchaus verläßlich ist, beweist die 1137 abgeschlossene Chronik des Zwiefalter Mönches Ortlieb; sie belegt, daß Bischof Ulrich II. von Konstanz (1127-1138) einen Tag später, am 11. September, in Zwiefalten die nach Norden gelegene Nikolauskirche weihte, der Bischof damals also tatsächlich in Emerfeld gewesen sein kann.

Erstmals urkundlich ist die Gemeinde Emerfeld dann im Jahre 1225 im Schutzbrief Papst Honorius III. für das Kloster Elchingen (bei Ulm) genannt, in dem diesem der Besitz des Maierhofes mit seinen Zugehörungen bestätigt wurde, die Pfarrei 1275 im Steuerregister für den Einzug des auf der 2. Synode zu Lyon 1274 beschlossenen Kreuzzugszehnten.

### Die Ortsherrschaft

Wer Ortsherr war, bleibt lange dunkel. 1293 verkauften die edlen Herren Anselm d. Ä. und Anselm d. J. von Justingen der Benediktinerabtei St. Blasien im Schwarzwald neben dem Kirchensatz und dem dazugehörigen Patronatsrecht über die Pfarrei Emerfeld auch die Vogtei, die 4 Malter Hafer und 8 Hühner ertrag, samt Zwing und Bann und Gerichten, behielten sich aber ihre Leibeigenen vor. Dem Kloster gelang es zwar, das Patronatsrecht zu behaupten; doch die Herrschaftsrechte verlor es schon bald wieder: 1355 gelangte Emerfeld - als ein Teil der Herrschaft Jungnau - durch Kauf von Burkard von Jungingen an die Gemahlin seines Sohnes Wolf, Ursula von Hohenreis. Doch auch diese blieb nicht lange im Besitz des Dorfes; 1364 überließen Wolf von Jungingen und seine Gattin Ursula gemeinsam mit Wolfs Brudersohn Burkard ihr Eigentum in den beiden Dörfern Emerfeld - 12 Güter mit Zwing und Bann - kaufweise an Konrad von Rain, der dazu ein Jahr später von Konrad von Hornstein zu Grünungen noch die Vogtei über die Kirche, die vier Pfarrgüter und den Hof des Klosters St. Georgen im Schwarzwald erwarb. Von der Witwe Konrads von Rain, Elisabeth von Hornstein, die 1384 dem Kloster Heiligkreuztal ihren eigenen Hof in Emerfeld, Markdorfs Hof genannt, für einen Jahrtag stiftete, muß das Dorf an die von Hornstein zu Schatzberg gekommen sein, die schon 1345 den Besitz des Hans Ebinger zu Mengen durch Kauf an sich gebracht hatten; denn 1404 versicherte Hans III. von Hornstein zu Schatzberg der Gattin seines Sohnes Heinrich, Agnes von Seckendorf, ihre Heimsteuer und Morgengabe auch auf zwölf Güter, die Kirche und das Pfarrgut zu Emerfeld. Trotz ihres ausgedehnten Besitzes ging es aber mit den Schatzbergern bald bergab. Am 13. November 1430 verkaufte so Hans (VI.) von Hornstein zu Schatzberg und Wilflingen sein „rechteigenes“ Dorf Emerfeld mit Leuten, Gütern, Gerichten, Vogteien, Zwingen und Bannen an die Buchauer Stiftsdame Anna von Gundelfingen. In der Urkunde wird weiter ausgesagt, daß die Emerfelder Bauern die Güter der Herrschaft, die sie anbauten, auch zu ernten und einzuführen hatten. Ebenso war jeder, der Roß und Karren besaß, verpflichtet, dem Dorfherrn von St. Martin bis zum 1. März jede Woche einen Karren voll Holz zu führen sowie jährlich einen Tag zu mähen und zwei Tage zu düngen; und was einer mähte, mußte er dann auch heuen und einführen. Vor 1436 schließlich verkaufte Anna von Gundelfingen, die in der Zwischenzeit Klosterfrau in Inzigkofen geworden war, Emerfeld an ihren Bruder Wilhelm von Gundelfingen.

Emerfeld gehörte fortan zur Herrschaft Neufra und teilte deren Schicksale. Nach dem Aussterben des Gundelfinger Mannesstamms gelangte es so im Jahre 1546 an die Grafen von Helfenstein und 1627 an die Grafen und späteren Fürsten von Fürstenberg. 1806 kam das Dorf unter württembergische Landeshoheit.

### Das Patronat

Den Kirchensatz und damit vor allem auch das Patronat über die Pfarrei Emerfeld hatte, wie bereits erwähnt, 1293 das Kloster St. Blasien von den Herren von Justingen erworben. 1536 tauschte es ihn mit der Benediktinerabtei St. Georgen im Schwarzwald, deren Konvent in eben diesem Jahr von Herzog Ulrich von

Württemberg aus dem Kloster vertrieben worden war und in Villingen Zuflucht gefunden hatte, gegen den Kirchensatz zu Kleinkems (Gem. Efringen-Kirchen, Landkreis Lörrach). 1583 schließlich verkaufte St. Georgen den Kirchensatz samt seinem bereits 1365 genannten Erblehenhof, den damals Jakob Herbst besaß, und dem Erbrecht am Nachlaß des Pfarrers an Graf Wilhelm von Zimmern und Graf Joachim von Fürstenberg als Vormünder der beiden Brüder Graf Georg und Graf Froben von Helfenstein, denen das Dorf mit der hohen und niederen Gerichtsbarkeit ja bereits gehörte. Seither ernannte die Herrschaft den Pfarrer und präsentierte ihn dem Bischof.

## Pfarrei und Pfarrer

Eine außerordentlich wichtige Quelle zur Geschichte von Pfarrei und Gemeinde Emerfeld ist das im Jahre 1700 von Pfarrer Hieronymus Haberbosch angelegte und im Pfarrhaus verwahrte „Chronicum et Urbarium parochiale de Emerfelden“, das aus einem „alten Seelbuch“ schöpft. Hauptsächlich aus ihm, aber auch aus einigen anderen ergänzenden Quellen soll im Folgenden aus der Geschichte der Pfarrei, aber auch der Pfarrkirche und des Pfarrhauses berichtet werden.

Das Einkommen des Pfarrers setzte sich im Jahre 1700 aus dem Zehnten, vor allem dem Korn-, Obst-, Garten-, Vieh-, Heu- und Öhmdzehnten, den Gülten der drei Pfarrgüter, dem Zins aus einem Haus, einer Gült von sechs Hennen aus dem Hof des Kaspar Binder in Billafingen und den Stolgebühren zusammen. Der jeweilige Pfarrer mußte dafür aber auch an den Vierfesten den Mesmer, den Schultheißen und die beiden Heiligenpfleger gastieren und in der Fasnet allen Eheleuten, Witwen und Bürgern ein Frühstück bereiten - eine Verpflichtung, die immer wieder zu Streitigkeiten rührte und schließlich abgelöst wurde.

Noch im 19. Jahrhundert hatte der Patronatsherr beim Tode des Pfarrers das sog. Spolienrecht, d. h. das Recht, die Verlassenschaft des Pfarrers einzuziehen, wenn dieser sie vorher nicht auslöste.

1726 kam es wegen der Erteilung nach dem Tode des Pfarrers Hieronymus Haberbosch zu einem Streit mit der Herrschaft. Am 20. März kam vormittags nach 8 Uhr der Neufraische Obervogt Joseph Karl Zimmermann mit einem Notar, dem Schultheißen und den Heiligenpflegern von Emerfeld unter Zulauf des Volkes zum Pfarrhaus, worin hinter verschlossenen Türen die Kapittelsbevollmächtigte die Erteilung vornehmen wollten. Der Vogt begehrte Einlaß, wurde aber durch den Kamerer vom Fenster des Pfarrhauses aus auf das bischöfliche Dekret hingewiesen, wonach die Geistlichen allein die Teilung vornehmen sollen, und wer sie daran hindere, verfallt der Exkommunikation. Der Vogt befahl jedoch den Erben, zuerst bei 50, dann bei 100 Talern Strafe, zu öffnen, was diese auch getan hätten, wenn sie nicht vom Kamerer daran gehindert worden wären. Nach einem Wortwechsel gebot der Vogt seinen Untergebenen, die Türe einzubrechen, welchem Befehl der Heiligenpfleger Joseph Neyburger, Gastwirt von Emerfeld, Folge leistete. Mit einem gewaltigen Stück Holz rührte er 5, 6 oder 8 wuchtige Schläge gegen die Türe, so daß diese einstürzte. Der Vogt trat ein, es folgte Protest auf Protest, wobei gerade der Dekan und der Sekretär hinzukamen, und die Folge war, daß die Teilung diesmal unterblieb. Während man auf Antwort von Konstanz wartete, ließ der Vogt am 26. März aufs neue die Türe einbrechen und verteilte die Erbschaft unter die Erben des verstorbenen Pfarrers. Für seine Gewalttat mußte er beim Bischöflichen Ordinariat schriftliche Abbitte leisten und um Absolution nachsuchen. Der Streit zog sich noch lange hin, da das Ordinariat auch gegen den neupräsentierten Pfarrer Holl und die Erben einschreiten mußte. Später wurde dann auch in Emerfeld gemäß eines mit Fürstenberg abgeschlossenen Konkordats die Erbaueinwanderung unter Zulassung der weltlichen Behörde vorgenommen.

In der Pfarrei herrschte im 18. Jahrhundert reiches religiöses Leben. Besonders verehrt wurden der Hl. Sebastian als Helfer gegen Krankheiten und Seuchen, die Hl. Agatha als Patronin gegen Brände, an deren Festtag Brot und Zettel gegen das Feuer geweiht wurden, der Hl. Urban „wüder schädliche Mäus, Wurm und anderes Unzüfer in Häusern und Feldern“ und der Hl. Wendelin als Viehpatron. Am Fest des Kirchenpatrons, des Hl. Pankratius, wurde Mehl geweiht, aus dem dann das Pankratiusbrot gebacken wurde; in angesäten Äckern vergraben, sollte es vor Ungewittern, Hagel und den durch die Machenschaften von Hexen und Dämonen verursachten Verwüstungen der Felder schützen.

Häufig wurde auch gewallfahrtet. War am Markustag eine Prozession in Billafingen, so ging man an Kreuzauffindung zur Inneringer Kreuzkapelle. In der Bittwoche war am Montag ein Bittgang nach Billafingen, am Dienstag nach Inneringen (später nach Egelfingen), am Mittwoch nach Egelfingen (später Friedingen) und am Freitag nach Ensmad, während an Himmelfahrt der herkömmliche Flurgang stattfand. Hagelfeiertage mit Öschprozession waren der Mittwoch nach Pfingsten und das Fest der Hll. Johannes und Paul; am Elogiustag kamen die Bauern mit den Pferden. Am Sonntag in der Oktav von Fronleichnam wurde selten gepredigt, da die Pfarrkinder nach Zwiefalten und Willfingen zum Herz-Jesu-Fest gingen, ebenso am Gallus-Tag, an dem der Erntedank gehalten wurde, weil die meisten Pfarrangehörigen den Riedlinger Markt besuchten. An Nikolaus war dann der Inneringer Jahrmarkt.

An Bruderschaften ist in Emerfeld - neben einer Gebetsbruderschaft - eine Bruderschaft der Jungfrau Maria vom Guten Rate genannt, die ihr Titularfest an Maria Verkündigung feierte, bei schönem Wetter mit einer Prozession; an diesem Tage konnte auch ein vollkommener Ablass gewonnen werden. Ablässe konnten von den jeweiligen Bruderschaftsmitgliedern ebenso am Skapulierfest (16. Juli) und am Rosenkranzfest (7. Oktober) erworben werden. Missionen fanden 1755 und 1767 statt.

Einige Pfarrer verdienen es, als Stifter und Wohltäter der Gemeinde nicht vergessen zu werden. Der Pfarrer und Kamerer Konrad Ruoff stiftete im Jahre 1600 „dem hochwürdigen Sacrament zu Ehra“ die bis heute erhaltene, 58 cm hohe Monstranz, Pfarrer Sebastian Rieple (1731-1759) den nach ihm benannten „Riepleschen Armenfonds“, der 1821 bei der Erbauung des neuen Hirten- und Armenhauses am Wege nach Inneringen über die Hälfte der Kosten trug. 1824 kam es aus Beiträgen der Theresia Neuburger, des Pfarrers Josef Schönweiler - der in diesem Jahre Direktor des Wilhelmstifts in Tübingen und 1836 Domkapitular in Rottenburg wurde - und der Gemeinde zur Gründung eines Schulfonds mit der Bestimmung, die Schulkinder alle Jahre mit zweckmäßigen Prüfungsgeschenken zu bedenken und vorzüglich die Austretenden mit einem guten Gebet- oder sonst einem lehrreichen Buch zu beschenken.

## Die Pfarrkirche St. Pankratius

Bis 1476 stand wohl noch im wesentlichen die 1133 geweihte Kirche. In diesem Jahr wurde unter dem Pfarrer Georg Trütler von Langenenslingen der Chor begonnen und mit dem Turm und den übrigen Gebäulichkeiten von den beiden Brüdern Paulus und Johannes Schilliner von Riedlingen erbaut, die den Bau für 50 Gulden und 12 Malter Korn aufführten. Die Holzarbeiten über dem Chor und der Kirche übernahm der Wagner Konrad Fuler für insgesamt 26 Pfund Heller. Ortsherren waren damals die Brüder Georg und Erhard von Gundelfingen.

1477 legte der Pfarrer Georg Trütler den ersten Stein am Fundament des Chores: außerdem beschaffte er Reliquien des Hl. Kreuzes, vom Schwamm Christi, von Schleier und Haar der seligen Jungfrau Maria, der Hl. Katharina, der Hl. 11000 Märtyrer, der Hll. Paulinus, Christophorus, Laurentius, Cyriacus, Mauritius, Leodegar, Johannes d. T. der Hl. Apostel Petrus und Paulus, der Hll. Maria Magdalena, Margaritha, Burkhard, Martin, Georg, Pankratius, Nicolaus, vom Grab des Herrn, von der Stätte der Geburt des Herrn, vom Kerker der Hl. Apostel Petrus und Paulus u. a.

Am Martinstag des Jahres 1479 - Papst war damals Sixtus IV., Kaiser der Habsburger Friedrich III. und Bischof von Konstanz Otto von Sonnenberg - weihte dann der Konstanzer Weihbischof Daniel den Chor mit dem Hochaltar in der Ehre der Heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit, des siegreichsten Kreuzes, der Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, persönlich aber in der Ehre und im Namen der Hll. Pankratius, Laurentius und Christophorus. Im Hochaltar waren enthalten Reliquien des Hl. Kreuzes, der Hl. Apostel Petrus und Paulus, der Hl. 11000 Märtyrer, des Hl. Georg und des Hl. Laurentius, die Pfarrer Trütler selber beschafft hatte. Der frühere Hochaltar wurde versetzt und bei der Weihe des Chores rekonstruiert, ebenso der Friedhof, 1548 erhielt die Kirche dann noch eine neue, in Biberach gegossene Glocke.

Der Dreißigjährige Krieg verschonte auch Emerfeld nicht. Bei der Visitation der Pfarrei im Jahre 1662 wurde bemerkt, die Kirche lasse im Kirchengesamtheit und in der altertümlichen Ausstattung bis jetzt die Gewalttätigkeit des Krieges spüren. 1680 ließ der Pfarrer Laurentius Haberbosch dann auf seine Kosten vom Schreiner die zwei hinteren Altäre errichten. Bei seinem Weggang nach Hundensingen im Jahre 1692 übergab er die Pfarrei seinem Bruder Hieronymus, unter dem alle drei Altäre vollendet wurden. 1696 baute dieser auch die Sakristei neu, die vorher eng wie eine Zelle mit einem einzigen Fensterchen gewesen war. Bei der Visitation im Jahre 1724 wurde angemerkt, der Hochaltar sei in der Ehre des Hl. Märtyrers Pancratius, der zweite in der Ehre des Hl. Sebastian geweiht; der dritte, in der Ehre der Hl. Anna errichtet, sei dagegen nicht geweiht, und es dürfe auf ihm nicht zelebriert werden.

„Die kupfernen Knöpfe auf dem hiesigen Turm sind neu gemacht und aufgesetzt worden anno 1722, wie es die Jahrzahl in den Fahnen weist.“ Im gleichen Jahr erneuerte man auch die Uhrtafel; sie wurde 1762 und 1792 - von dem Inneringer Faßmaler Lukas Flees - renoviert.

1746 fertigte der „Uhrmacher von Erisdorf“ eine neue Kirchen- und Turmuhr. Nachdem diese Uhr durch volle 70 Jahre ohne mindeste Ausbesserung als ein sehr gutes Werk ihre Dienste pünktlich getan hatte, wurde sie 1816 durch den „berühmten Uhrenmacher Matthäus Mayer von Fridingen“ gänzlich renoviert. Unter Pfarrer Karl Joseph Merk, der 35 Jahre, von 1784 bis 1819, Pfarrer in Emerfeld war, wurden aber nicht nur 1792 die Knöpfe „samt dem Fänel“ ausgebessert und neu vergoldet, wofür der bereits genannte Inneringer Faßmaler Lukas Flees 24 Gulden erhielt, und 1816 die Uhr renoviert; unter ihm kamen auch eine Orgel und verschönerte Altäre in die Kirche.

Die Einpfarrung von Oberwarmtal und Billafingen machte dann eine Erweiterung der Kirche notwendig. In der damals geschlossenen Abmachung heißt es: „Die Gemeinde Billafingen hat für den Anbau an die Pfarrkirche zu Emerfelden sowie für die Anschaffung der etwa nötigen Kirchenstühle und sonstigen Bauerfordernisse ohne Belästigung der Mutterkirche oder der Gemeinde Emerfelden und ohne daß je deshalb eine Ersatzforderung stattfindet, zu sorgen. Für die Zukunft, solange die Vereinigung bestehen wird, hat die Gemeinde Billafingen einen jährlichen Bauschilling von 15 Gulden, auf Martini 1820 erstes Mal, in die Kirchpflege zu Emerfelden zu bezahlen.“ Im Sommer 1820 wurde sodann der 12 Schuh (ca. 3,60 m) lange Anbau errichtet, die Emporkirche neu gebaut und die Orgel vom Chor dahin versetzt.

Auf Weihnachten 1868 kaufte der Pfarrer in Biberach eine neue Ewiglicht-Ampel, 1870 das neue Versehkreuz. „Im Sommer 1869 wurde die Kirchhofmauer und der Turm repariert, was über 600 Gulden kostete.“

Nachdem Billafingen wieder eine eigene Pfarrei geworden war, wurde 1893 unter Pfarrer Johannes Baptist Fischer die Emerfelder Kirche restauriert; damals kam auch - bis auf die Kanzel und das Gestühl, das im Schiff aus dem Jahre 1796 stammt - die heutige Ausstattung in die Kirche, die die Firma Cless in Zwielfalten lieferte.

## Das Pfarrhaus

Erbauer des Pfarrhauses war der Pfarrer Eberhard Bombart, der 1467 zugunsten seines Schwestersonnes Georg Trütler, der dann die Kirche neu baute, auf sein Amt verzichtete. In der Pfarrchronik heißt es: „Im Jahr des Herrn 1450 war Pfarrer dieser Kirche Eberhardus Bombart von Langenenslingen, der aus eigenen Mitteln dieses Pfarrhaus erbaute, mit großen Kosten und Mühen; er war 20 Jahre Pfarrer.“ Sein Neffe und Nachfolger Georg Trütler legte noch einen Obstgarten an und führte eine Wasserversorgung und einen Fischteich auf „unter großen Kosten zur Erquickung der nachfolgenden Pfarrer.“

1662 wurde bei der Visitation bemerkt, das Pfarrhaus sei reparaturbedürftig. 1680 renovierte es Pfarrer Laurentius Haberbosch - wie Bombart und Trütler ein Langenenslinger - zwar auf Kosten der Kirchenpflege, „aber nicht ohne dessen Beschwerlichkeiten und Kosten.“

„Anno 1792 ist der Pfarrhof auf der Seite gegen dem Dorf und auf der Seite gegen dem Kirchhofe im untersten Kontingente mit einer Stockmauer unterfangen und neuen Fenstern versehen worden, auch die untere Stube neu ausgetäffert und samentliche Läden und alle Türen im Hause angestrichen worden. Eodem anno ist die ganze Kirchhof- und Gärtelmaur frisch bestochen, das Mesmerhaus mit neuen Fenster und Läden versehen, der Kirchenturm, Knöpfe, Uhrtafel, Kirchengiebel, Beinhaus wieder frisch bestochen worden.“ Die Kosten betragen insgesamt 831 Gulden 17 Kreuzer 6 Heller.

Vier Jahre später plünderten die Franzosen Pfarrhaus und Dorf: der 4. Oktober 1796 wurde zu einem Tag des Schreckens für die Emerfelder. „Anno 1796, in Mense Julio, sind die Franzosen über den Rhein gesetzt und durch Schwaben bis in Bayern vorgedrungen. Bei ihrer Retirade sind bei 8000 Franzosen nachts um 8 Uhr den 4. Oktober 1796 unvermutet zu Emerfelden, Billenlingen etc. feindlich eingefallen, Dorf und Pfarrhof durch 12 ganze Stund geplündert und nur dem Pfarrer und Decano Carolo Borromaeo Merk allein nach pflichtmäßiger Abschätzung nur an Hausmobilen einen Plünderungsschaden von 1672 Gulden verursacht. Um persönliche Mißhandlungen auszuweichen, mußten der Pfarrer und Pfarrkinder die Flucht in anliegende Waldung (Habsperg) ergreifen und dort bis zum Abzug des Feindes tags darauf frühe um 9 Uhr harren.“

Auch in den folgenden Jahrzehnten wurde immer wieder gebaut. So heißt es in der Pfarrchronik: „Im Jahre 1822 sind beide Fruchtschütten teils ganz neu belegt, teils die Böden aufgehoben und nachgebessert worden, und verursachte dieses der Kirchenpflege einen Kosten von 44 Gulden.“

Grundlegend erneuert - wie es in der Chronik heißt, beinahe neu hergestellt - wurde das Pfarrhaus im Jahre 1868. Der neue Pfarrer Anton Schirmer ließ dann 1869 den Garten neu anlegen, junge Bäume pflanzen und ein Gartenhaus bauen, 1870 auf seine Kosten das ganze Pfarrhaus tapezieren.

## Die Schule

Das Mesnerhaus, das wohl zugleich auch als Schulhaus diente, wurde unter Pfarrer Hieronymus Haberbosch (1692-1726) neu erbaut. In der im Jahre 1700 angelegten Pfarrchronik ist bereits vom „Mesmer und Schuelmaister“ die Rede; von jedem Schüler erhielt er wöchentlich 2 Kreuzer. Schulbeginn war zunächst an Katharina (25. 11.), von der es heißt, daß sie die Tänze schließe und die Schulen öffne; später begann die Winterschule am 3. November.

Heute erstrahlen nun Pfarrkirche, Pfarrhaus und Pfarrscheuer in neuem Glanze - das Werk von Pfarrer Albert Metzler, der sich in den 46 Jahren, in denen er Seelsorger in Emerfeld war, größte Verdienste um Pfarrei und Gemeinde erworben hat. Nicht zuletzt auch die weite Aussicht über das Warmtal bis hin ins Donautal lohnt einen Besuch!

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

7. Jahrgang – Heft 1 – Seite 18

## Thadä Eduard Miller (1819 – 1883)

„Anstifter und Anführer“ der Revolution 1848/1849 in Riedlingen

Von Karl Neidlinger, Riedlingen

Jubiläumsfeiern und Gedenktage sind in Mode gekommen. Ob es der 150. Geburtstag oder der 30. Todestag ist - wenn ein Motiv da ist, so scheint es oft, dann findet sich auch ein Anlaß. Einer, der es wahrlich verdient hätte, gefeiert zu werden und dessen Todestag, sich letztes Jahr, am 30. Dezember, zum hundertsten Mal gejährt hat, ist selbst in seiner Heimatstadt gänzlich in Vergessenheit geraten. Dabei sah es bei der Beerdigung des Thadäus Eduard Miller am Neujahrstag 1884 auf dem Riedlinger Stadtfriedhof noch ganz anders aus. Die „Riedlinger Zeitung“ berichtete darüber in ihrer ersten Ausgabe des Jahres 1884 an erster Stelle folgendermaßen:

„Die Beerdigung des Herrn Stiftungspflegers Miller fand heute Nachmittag 3 Uhr statt. Eine größere Leichenbegleitung ist hier noch nie gesehen worden; es ist der beste Beweis, daß der Verstorbene bei Hoch und Nieder hier und auswärts gleich gut angesehen war...“

Woran liegt es, daß von diesem Mann, dem Gründer des Demokratischen Vereins Riedlingen, dem Motor der Revolution 1848/49 nicht nur in der Stadt, sondern im ganzen Oberamtsbezirk Riedlingen, dem Mann, dessen Popularität auch 35 Jahre nach den revolutionären Ereignissen noch zu einer „nie gesehenen Leichenbegleitung“ ausreichte, daß von Thadä Miller heute trotz intensiver Bemühungen kein einziges persönliches Dokument mehr aufzutreiben ist?

Die weiter unten noch zu skizzierende Familiengeschichte der Millers mag bei der gebrochenen Überlieferung sicher mit hereinspielen. Eventuell wäre auch ein klein wenig mehr herauszufinden gewesen, wenn das Riedlinger Stadtarchiv besser benutzbar wäre. Entscheidend aber ist wohl, daß man das, was Miller politisch bewirkte, in deutschen Landen noch nicht sehr lange als überlieferungswürdig oder gar nachahmenswert empfindet. Das war vor allem im Kaiserreich, also auch 1884 so: Mit keinem Wort wird in dem Bericht über die Beerdigung der wahre Grund für sein enormes öffentliches Ansehen erwähnt. Bei einem Nachruf kann man schließlich nichts Negatives sagen, daß er z. B. ein Revolutionär war und 1848/49 für Demokratie und ein einiges, von Fürstenwillkür befreites Deutschland auf die Barrikaden gegangen war und dafür dann über zwei Jahre eingesperrt wurde - da erwähnt man lieber, daß er in seinem Leben „den Armen durch Rath und That beigekommen ist.“ Das hat er sicher auch getan in seinem Leben; und wenn man unter „Arme“ den größeren Teil der Bevölkerung im damaligen Deutschland einordnet, was historisch wohl nicht falsch wäre, dann hat die Zeitung damit sogar den Kern seines politischen Wirkens getroffen. Sein politisches Wirken beschrieb der Polit-Kommissar, der 1849 zusammen mit 1200 Soldaten Richtung Riedlingen unterwegs war, um den demokratischen Bestrebungen Millers und seiner Freunde ein gewaltsames Ende zu bereiten, in seinem Bericht an den württembergischen König folgendermaßen:

„... Ich glaube übrigens meine Wahrnehmung beifügen zu müssen, daß in dem ganzen Oberamts-Bezirk Riedlingen, mit Ausnahme weniger Gemeinden, ein durchaus schlechter Geist herrscht, der allgemein den Wühlereien des Kaufmanns Thadäus Miller von hier, eines sehr fähigen und entschieden demokratischen,... zugeschrieben wird.“

Lange Zeit ist es so geblieben in der deutschen Geschichte, daß demokratische Gesinnung als „schlechter Geist“ gebrandmarkt wurde und daß derartig denkende Menschen, wenn nicht verfolgt und eingesperrt, so doch politisch ins Abseits gestellt wurden oder zumindest mit der Zeit der Vergessenheit anheimfielen.

Es ist ein großes Verdienst des Riedlinger Altbürgermeisters Kilian Fischer, daß er sich im Jahr 1949 die Mühe machte, die „Ereignisse und Zustände 1848/49 in Riedlingen“ in einem Bericht zusammenzustellen. Ohne diesen Bericht Fischers, der sich nach der darin gemachten Quellenangabe vor allem auf heute un-auffindbare „Darstellungen von Zeitgenossen“ stützt, wäre manches Wichtige zu den nächsten Abschnitten dieses Aufsatzes nicht mehr verfügbar gewesen. Der letzte Abschnitt, die Darstellung der Ereignisse im Juni 1849 in Riedlingen, stützt sich überwiegend auf das in Stuttgart darüber noch vorhandene Aktenmaterial.

## Zur Biographie T. E. Millers

Am Beginn der revolutionären Ereignisse von 1848 war Miller, um einen heutigen Begriff zu verwenden, noch ein „Twen“; er war gerade 29 Jahre alt. Doch bereits die Märzereignisse sahen ihn an der Spitze der Bewegung in der Donaustadt. Zur Welt gekommen war er am 2. Januar 1819 in Riedlingen als Sohn des Kaufmanns Thadä Miller und dessen Ehefrau Ludowika geb. Zepfel. Von 1820 bis 1827 hatte sein Vater das Amt des Stadtschultheißen in Riedlingen inne. Thadä Eduard Miller heiratete im Mai 1849 die Riedlinger Apothekerstochter Juliana Blumenstetter; fünf Kinder gingen aus dieser Ehe hervor. Nicht nur diese Angaben, auch sein Wohn- und Geschäftshaus in der Weilerstraße machen deutlich: Die Familie-Thadä Miller gehörte zu den angesehenen, einflussreichen Familien in der Stadt; wie Fischer vermerkt, auch zu den besonders wohlhabenden.

Das Geschäft, das Thadä Miller in der Weilerstraße 148 betrieb und das ziemlich floriert haben muß, bezeichnete man damals als „Spezerei-Handlung“. Neben Petroleum für die Öllampen, Putz- und Schmiermitteln, Farben und Glaswaren gab es Chemikalien aller Art, Benzin (damals nur im Laden zu bekommen) und vieles andere zu kaufen. Daneben vermittelte Miller auch noch Überfahrten für Auswanderer nach Amerika, wie die folgende Zeitungsannonce vom Jahr 1884 zeigt; er stand als Unteragent in den Diensten des „ältesten Reisebüros Deutschlands“, der Reiseagentur Rominger in Stuttgart. (Daß zur gleichen Zeit noch zwei weitere Riedlinger Geschäfte im Auftrag anderer Agenturen Reisen nach Amerika verkauften, macht die Größe des sich damals auch aus Oberschwaben nach Amerika ergießenden Auswandererstromes deutlich.)

Vom Juni 1849 bis Ende 1850 war Miller auf der Flucht bzw. im Exil, danach wurde er verhaftet oder er stellte sich; vermutlich war er in die Schweiz geflüchtet. Die Zeit von Januar 1851 bis März 1853 verbrachte er dann auf dem Hohenasperg. Während dieser Zeit führte sein Schwiegervater das Geschäft. Er muß es ebenfalls recht gut geführt haben, denn Miller konnte in der Untersuchungshaft, die das ganze Jahr 1851 über dauerte, offensichtlich recht gut leben, was im Riedlinger Gemeinderat zu Zweifeln über seine angebliche Zahlungsunfähigkeit führte. Die Gemeinderäte gaben am 13. 3. 1852 ins Protokoll, daß Thadä Millers Geschäft „unter Leitung seines Schwiegervaters besser als viele andere Geschäfte am Platze“ gehe, und obwohl Miller viel Geld verweist habe und man nicht feststellen könne, was er von seinem Vermögen in der Schweiz gelassen habe, sei Miller nicht als zahlungsunfähig anzusehen.

Weder solche kleine Gehässigkeiten noch die 2 ¼ jährige Haft auf dem Hohenasperg konnten aber sein gesellschaftliches Ansehen zerstören. Der Ende März 1853 entlassene Festungsarrestant Miller wurde im Dezember desselben Jahres in seiner Heimatstadt bereits wieder in den Gemeinderat gewählt, „sein Ansehen wuchs weiter und Miller war schließlich wiederholt Deputierter der Stadt in der Amtsammlung, später sogar Hospitalpfleger, Schulfonds- und Kirchenpfleger und gehörte schließlich noch dem Kirchenkonvent als Mitglied an“, bemerkt Fischer.

Ganz offensichtlich hat sich Miller nach Revolution und Festungshaft aber nicht mehr über die Kommunalpolitik hinaus engagiert. Für einen radikalen Demokraten wie ihn dürfte das ohnehin kaum möglich gewesen sein, und ob sich seine politische Einstellung mit der Zeit änderte, etwa nach 1871, ist nicht auszumachen. So wird er in erster Linie seine Geschäfte betrieben haben und dort, im familiären Bereich, ist die Lücke, die sein Tod 1883 riß, sicher besonders schmerzhaft empfunden worden.

Obwohl der Witwe Juliana Miller nach seinem relativ frühen Tod drei sicher schon erwachsene Söhne und eine Tochter zur Seite standen – ein Sohn namens Max war bereits 1879 nach Amerika ausgewandert - scheint es mit dem Geschäft nicht mehr so gut gelaufen zu sein. Vermutlich übernahm es der Sohn Eduard, der 1902 als Junggeselle in Riedlingen starb. Unmittelbar danach, es lebten noch mehrere Geschwister, kaufte im Jahr 1903 Paul Traub das Haus Weilerstraße 148, und zwar von Cora, der einzigen Tochter T. E. Millers, welche damals schon in Florenz lebte und 1914 dort starb. Der nächste Sohn Julius war Arzt in Hamburg, wo er auch starb - wann, ist nicht bekannt - er soll jedoch in Riedlingen beigesetzt worden sein.

Bei alten Riedlingern ob seiner Schrullen und Eigenwilligkeiten, besonders wegen seinem „Markenzeichen“, einem ständig getragenen Monokel, noch gut im Gedächtnis ist der zuletzt, im Jahr 1925 gestorbene Sohn Edmund besser bekannt als „Hauptmann Miller“. Wie seine Geschwister blieb auch er unverheiratet. Er schlug die Offizierslaufbahn ein, mußte jedoch einen vorzeitigen Abschied nehmen, weil er sich über das Königshaus in sehr negativer Weise geäußert haben soll. Von dem wachen, kritischen Geist des Vaters scheint er, wenn man so will, nur die Negativ-Ausprägung mitbekommen zu haben; er wird - sein berufliches Scheitern würde dazu passen - als notorischer Nörgler und Querulant geschildert, der es sich und seinen Mitmenschen sehr schwer machte. Auch den Patriotismus seines Vaters betrieb er nur im Kleinform: Sein Hobby scheint eine oberflächliche Beschäftigung mit Lokalgeschichte gewesen zu sein, wie einige noch vorhandene Aufsätze zeigen. Mit ihm ist die Familie T. E. Millers in Riedlingen endgültig und ohne Nachkommen erloschen. Trotz seiner historischen Interessen hat aber auch er den Nachlaß seines Vaters nicht gesichert, so daß von dem „glänzenden Redner“ T. E. Miller keine einzige Äußerung überliefert ist, weder ein Bild noch sonst eine Hinterlassenschaft, und von seinem „Demokratischen Verein“ nur noch die Zeitungsberichte von damals übriggeblieben sind. Es ist heute nicht einmal mehr herauszubekommen, an welcher Stelle Thadä Miller begraben wurde.

## Der März 1848 in Riedlingen

Mit unglaublicher Schnelligkeit, fast zeitgleich mit den Metropolen der Macht, wurde in den ersten Märztagen des Jahres 1848 auch die Provinz von dem aus Frankreich herüberdringenden „Bazillus“ der Revolution infiziert - ein deutliches Zeichen dafür, daß der Boden überall bereitet, die Zeit in ganz Deutschland reif war. In Riedlingen bildete sich bereits am 3. März, einem Freitag, eine sogenannte „Bürgergesellschaft“, deren erster Beschluß dahin ging, am nächsten Sonntag nach dem Gottesdienst eine Bürgerversammlung abzuhalten, um dabei die Wünsche der Bürger entgegenzunehmen und an den König zu schicken. An der Spitze dieser Bürgergesellschaft standen der 29jährige Thadä Miller und ein Advokat Mederle.

Am Samstag, dem 4. März, wurde dieser Beschluß in der ganzen Stadt ausgeschellt und Einladungszettel für die Versammlung an allen Straßenecken angeheftet; weil aber noch Fasnacht war in Riedlingen, hielten viele diese von Ochsenwirt Miller unter größerer Begleitung ausgeschellte Nachricht zunächst für einen Fasnachtsspaß. Die Riedlinger Fasnet hätte somit beinahe über die Revolution triumphiert. Weil aber auch damals schon die Kirche sonntags voll war in Riedlingen, selbst in der Fasnet, wurde die daran anschließende Versammlung doch ein Erfolg. Kilian Fischer, der dazu „Berichte von Zeitgenossen“ zitiert, beschreibt die Ereignisse so:

„Andern Tags, den 5. März, war eine Versammlung, die zahlreich besucht war. Stadtrat und Kaufmann Thadä Miller, ein noch ganz junger, lediger Mann, hielt eine schöne Rede, worauf Rechtskonsulent Mederle die an den König gerichteten Wünsche ablas, welche folgendermaßen lauteten:

1. Vollkommene Pressefreiheit
2. Errichtung eines deutschen Parlaments
3. Volksbewaffnung
4. Beeidigung des Militärs auf die Verfassung
5. Hebung der kleinen Gewerbe
6. Öffentliches Gerichtsverfahren
7. Ein allgemeines deutsches Recht
8. Eine geordnete Auswanderung
9. Entfesselung des Grund und Bodens von allen Lasten.

270 Bürger der Stadt unterzeichneten sodann die Adresse, welche noch am nämlichen Tage an den König nach Stuttgart abgesandt wurde. Den ganzen Tag dauerte ein reges Leben fort; in den Wirtschaften wurden Freiheitslieder gesungen und auf den Straßen hörte man die Rufe: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik!“ Nachts wurden dem Thadä Miller und Mederle Musikständchen gebracht.“

Nicht unterzeichnet hatte die Petition der von der Obrigkeit eingesetzte damalige Stadtschultheiß Grasselli. Am 15. März erschien hierzu in der Zeitung eine bereits vom 6. März datierte Anzeige, in welcher der Ortsvorsteher zum Rücktritt aufgefordert wurde, vor allem weil er „bei den Kämpfen um politische und bürgerliche Freiheit sich nicht an die Spitze der Bürger“, gestellt habe. Die Wirkung dieser Anzeige blieb nicht aus. Schon am 16. März mußte vor dem Haus

des Stadtschultheißen Wache gehalten werden, weil ihm zahlreiche Drohungen zugegangen waren. Am 19. März schließlich legte er sein Amt nieder, ebenso wie alle alten, auf Lebenszeit gewählten Stadträte. Mit der provisorischen Führung der Amtsgeschäfte wurde, wen wundert's, Thadä Miller beauftragt. Bereits am 24. März 1848 wählte die Stadt einen neuen Schultheißen. Es wurde mit 257 Stimmen der Rechtskonsulent Mederle gewählt, 141 Stimmen erhielt der Verwaltungsaktuar Sträble und der Rechtskonsulent Dopfer 101 Stimmen. Miller hat hier offensichtlich nicht kandidiert.

Ein schönes Stimmungsbild von den revolutionären Hoffnungen dieser Tage in Riedlingen liefert wiederum Fischer. Über den 12. März, den Sonntag nach der Entlassung der alten, reaktionären Minister durch den württembergischen König und die Berufung liberaler März-Minister berichteten Zeitgenossen folgendes: „Zur Feier dieser edlen Männer (der neuen Minister) wurde am Sonntag die Stadt beleuchtet, nachts eine Versammlung im Rosengarten gehalten, wo sich gegen 200 Personen einfanden, munter wurde gesungen und verschiedene Toaste ausgebracht, bis vor Mitternacht die ganze Gesellschaft in Reih und Glied unter Gesang eines deutschen Freiheitsliedes in die Stadt und um den Stock zog.“

Am 30. März schließlich, am Ende dieses aufregenden Monats, reiste Thadä Miller, von der Oberamts-Versammlung beauftragt, in die „Rhein-Gegenden“ ab. Noch viele weitere Reisen in die Zentren der Revolution, vor allem ins Badische, sollten dieser ersten folgen, und diese engen Verbindungen erleichtern sicher die Erklärung der Ereignisse des Jahres 1849 in Riedlingen.

Um den Rahmen dieses Aufsatzes nicht zu sprengen, können aus der Zeit dazwischen nur die wichtigsten Entwicklungslinien herausgegriffen und im folgenden skizziert werden, diejenigen, die direkt in den Ereignissen des Juni 1849 münden.

## Die Riedlinger Bürgerwehr

Die kurze, etwas mehr als 13 Monate währende Geschichte der Riedlinger Bürgerwehr begann zunächst mit einem Fehlstart. Obwohl der Gedanke der Volksbewaffnung auf außerordentlich große Begeisterung stieß, scheiterte am 14. Mai 1848 in Riedlingen ein erster Anlauf zur Gründung einer Bürgerwehr. Die Gründe dafür sind aber nicht bei den Bürgern selbst, sondern eindeutig in den von dem neuen Märzministerium in Stuttgart hierfür erlassenen gesetzlichen Bestimmungen zu suchen, so überraschend dies zunächst klingen mag. Doch die Regierung in Stuttgart und auch später die Nationalversammlung in Frankfurt mißtraute insgeheim dem Instrument der Volksbewaffnung und behinderte eine effektive und gründliche Durchführung immer wieder, die Kräfte fürchtend, die hierdurch vielleicht hätten geweckt werden können. So wurden die jüngeren Jahrgänge von der Bürgerwehr zunächst ausgeschlossen - in Riedlingen diejenigen, die als erste mit einer Zeitungsanzeige in Sachen Bürgerwehr aktiv wurden.

### Deutsche Jünglinge!

**Ihr werdet wissen, daß durch das Volksbewaffnungsgesetz jeder berechtigt worden ist, Waffen zu tragen; es ist jedoch nicht genug, Waffen tragen zu dürfen, sondern es gehört hauptsächlich hiezu, solche auf geordnete Weise gebrauchen zu können.**

**Wir sind Landwehrpflichtig, und wir sind die ersten, an die der Ruf ertönt, daß wir gegen den Feind zu marschieren, deshalb ist es nöthig, daß wir dahin streben, in den Waffen geübt zu werden.**

**Wir sind vermöge unseres Alters nicht berechtigt, in die zu bildende Bürgerwehr zu treten, wir wollen deher ein Korps bilden, das abgesondert und aus lauter jungen kräftigen Leuten besteht; deshalb fordern wir nun alle Jünglinge Riedlingens auf, sich zu vereinigen, um mit den Exerzierübungen alsbald beginnen zu können.**

**Um sich hierüber zu besprechen, laden wir alle Bürgersöhne von hier welche das 18 Lebensjahr zurückgelegt haben, ein, sich heutew Abend um 8 Uhr, in Gasthaus Rosengarten einzufinden.**

**Den 10. Mai 1848**

**Mehrere Jünglinge**

Die in dieser Anzeige Angesprochenen bildeten anschließend ein „Freikorps“, das sich sehr bald sogar eine eigene Fahne zulegte und überhaupt sehr aktiv war. Im Oktober schließlich wurde das Freikorps dann doch noch in die nun ebenfalls existierende reguläre Bürgerwehr übernommen.

Ob aber zu diesem Zeitpunkt schon alle Bürgerwehrmänner auch ein Gewehr besaßen, kann füglich bezweifelt werden. Denn eine weitere gesetzliche Bestimmung sah vor, daß Uniform und Ausrüstung selbst gestellt und bezahlt werden mußten. An dieser Bestimmung war auch der erste Gründungsversuch gescheitert. Stadtschultheiß Mederle schlug daraufhin vor, daß die Stadt 200 Musketen anschaffen und das Geld zur Bezahlung vorstrecken sollte. Die Bürgerwehrmänner sollten ihr Gewehr dann bei der Stadt erwerben und in monatlichen Raten von 24 Kreuzern abzahlen können. Doch auch dieser Vorschlag war offenbar nicht erfolgreich, denn ab Herbst ging die Stadt dazu über, die in ihrem Besitz befindlichen 200 Musketen unentgeltlich an die Bürgerwehrmänner auszuleihen.

Mit der militärischen Disziplin und den Schießübungen ging es ebenfalls erst im Herbst aufwärts, soweit sich das aus der Zeitung überhaupt erschließen läßt. Doch Thadä Miller, der neue Befehlshaber, versuchte regelmäßige Exerzierübungen durchzusetzen, und der Ton der Aufforderungen hierzu wurde deutlich schärfer, wie die beiden Annoncen zeigen:

### Riedlingen.

**Nächsten Dienstag, den 19. dieß, Abends 6 Uhr ist Exerzierübung der ersten Compagnie der Bürgerwehr, wobei jeder Wehrmann bei Strafe rechtzeitig zu erscheinen hat.**

**Der Befehlshaber: Miller**

### Riedlingen.

**In denjenigen Sonntagen, wo schlechtes Wetter das Exerzieren im Freien verhindert, wird künftig auf dem Rathause exerziert.**

**Den 7. Novbr. 1848**

**Der Befehlshaber der Bürgerwehr:  
T. E. Miller**

Daß der Schwung und die Begeisterung durch die Startschwierigkeiten und andauernden Probleme allmählich nachgelassen hatten, ist leicht nachzuvollziehen. Trotzdem bestand die Riedlinger Bürgerwehr, nachdem das Eintrittsalter schließlich auf 18 Jahre gesenkt worden war, seit Herbst 1848 aus zwei Kompanien - bei weniger als 2000 Einwohnern damals eine stolze Zahl. Daß unter dem neuen Kommandanten im November 1848 sogar eine präzise Uniformordnung erlassen wurde, macht erneut das außerordentliche Engagement des Thadä Miller in jenen Monaten bis in Kleinigkeiten hinein deutlich.

## Der „Demokratische Verein“ Riedlingen

Der für die zukünftige Entwicklung weit wichtigere Impuls ging ebenfalls vom gleichen Mann aus: Am 8. Juli 1848 traf sich Miller mit seinen politischen Freunden im Gasthaus „Rössle“, um die erste politische Partei der Donaustadt, den „Demokratischen Verein“, aus der Taufe zu heben. Riedlingen ist ein gutes Beispiel, wie wichtig ein solcher „Volksverein“ - die zusammenfassende Bezeichnung für alle politischen Vereine damals - für die Revolution sein konnte und daß die Bedeutung dieser Vereine bisher eher unterschätzt wurde. Denn ohne ihn ist der weitere Verlauf der Dinge bis zum Juni 1849 nicht zu erklären.

In Württemberg war die Gründung von politischen Vereinen erstmals auf einer Volksversammlung in Göppingen, die am 26. März 1848 stattgefunden hatte, angeregt worden. Weil der Staat „nur durch die lebendige Teilnahme aller“ existieren könne, so der dort verabschiedete Aufruf, und um „den vaterländischen Sinn fortwährend wach zu halten“, sollten überall im Land sich politische Vereine bilden. Diese sollten nach dem Vorbild der damals schon bestehenden Turn- und Gesangsvereine organisiert werden und sich, „so oft es sein kann“, versammeln, wobei man sich dann „unter der Leitung eines Vorstandes über die öffentlichen Angelegenheiten bespricht, seine Mitbürger darüber aufzuklären sucht, die Vaterlandsliebe und das Bewußtsein, daß der einzelne seine Kräfte vor allem dem Staat zu reichen habe, erweckt und erhält.“

Die Vereine in den Oberamtsstädten sollten darüber hinaus in den Dörfern des Oberamts, wo von selbst nichts in Gang kam, Zweigvereine gründen, also eine flächendeckende politische Organisation schaffen. Einer der aktivsten in dieser Beziehung der Demokratische Verein Riedlingen unter seinem Vorstand T. E. Miller. Bis Anfang 1849 sollen im Oberamt Riedlingen zehn Zweigvereine gegründet worden sein (aus der Zeitung legbar sind immerhin sieben davon, nämlich für Bechingen, Betzenweiler, Grüningen, Kanzach, Offingen, Uttenweiler, Zweifaltendorf); die Vereine in Buchau und Unlingen



scheinen sich aus eigener Kraft entwickelt zu haben. Nicht nur für Oberschwaben stellte ein derart dichtes Netz von Volksvereinen eine vollkommene Ausnahme dar. Zwischen Bodensee und Alb ist die Landkarte in dieser Beziehung beinahe weiß, es gab fast keine Volksvereine – mit Ausnahme der Oberämter Blaubeuren und Riedlingen. Ganz ohne Zweifel ist der hohe Grad der Politisierung der Bevölkerung in diesen Ämtern auf die Vereine und ihre Vorsitzenden in den Oberamtsstädten zurückzuführen.

Daß der Demokratische Verein Riedlingen auch in der Stadt äußerst rege war, versteht sich nun von selbst. In guten Zeiten traf man sich zweimal wöchentlich zur politischen Diskussion, wobei als Versammlungsort fast die ganze Palette der damals bestehenden Wirtschaften durchgemacht wurde. Erst gegen Ende, als es in Riedlingen auch schon ein „Bierhaus der Republik“ gab, zeichneten sich bestimmte Vereinslokale ab. Wie die Versammlungen aber abliefen, was jeweils diskutiert wurde, welche Beschlüsse gefaßt wurden, all das läßt sich nicht mehr festhalten. Erst ab 1849 werden auch die in der damaligen Zeitung zu wichtigen politischen Fragen veröffentlichten Stellungnahmen des Vereins häufiger und ausführlicher – und, von der allgemeinen politischen Entwicklung her verständlich, zunehmend radikaler. Die Volksvereine, die sich „demokratisch“ nannten, waren generell eher republikanisch, nach dem damaligen Spektrum also eher links einzuordnen, und der Riedlinger Verein machte da keine Ausnahme. Im November 1848 taucht für Miller und seinen Verein in der damaligen Presse erstmals die Bezeichnung „Radikale von Riedlingen“ auf. „Radikale“ Stellungnahmen finden sich in der Riedlinger Zeitung in erster Linie zur Frage des deutschen Staatsoberhauptes. Zur Entscheidung der Paulskirche, dem König von Preußen eine erbliche deutsche Kaiserkrone anzutragen, fielen dem Riedlinger Redakteur nur außerordentlich polemische Artikel ein.

Zu anderen wichtigen, das Volk bewegenden Fragen, wie etwa zu den Formalitäten und rechtlichen Besonderheiten bei der Zehntablösung, wurden 1849 von seiten des Vereins regelrechte Beratungen angeboten. Dieses konkrete Eingehen insbesondere auf die Probleme der Landbevölkerung war sicherlich eine der Ursachen dafür, daß Stadt und Oberamtsbezirk zu einer politischen Einheit zusammenfanden, wie sie sonst nirgendwo in Oberschwaben zustande kam und welche sich im Juni bis zur Bereitschaft zum gemeinsamen Aufstand steigerte.

## Der Aufstandsversuch im Juni 1849

In vielen deutschen Provinzen, so in Sachsen und der Rheinpfalz, in Franken und in Baden, kam es im Mai 1849 erneut zu bewaffneten Aufständen, zu Barrikadenkämpfen und Bürgerkrieg. Der Grund für die Erregung war überall derselbe: Mit der Ablehnung der Kaiserkrone durch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen am 3. April 1849 war der Verfassungsentwurf der Paulskirche Makulatur, die Arbeit der Nationalversammlung in Frankfurt schien gescheitert. Mit der Infragestellung der Paulskirche, der wichtigsten Errungenschaft der Revolution, schien vielen die Revolution insgesamt gescheitert, gescheitert am Widerstand der Fürsten. Gegen sie richtete sich die Empörung in erster Linie. Das Fehlen bzw. Versagen einer Zentralgewalt brachte es aber mit sich, daß alle die im Mai und Juni 1849 in deutschen Ländern unternommenen Aktionen nicht koordiniert oder zeitlich aufeinander abgestimmt waren. „Jede Landschaft und fast jede Stadt wurde... ihren Gang in den Bürgerkrieg allein antreten.“ (Stadelmann). Am bekanntesten, weil auch am erfolgreichsten ist der badische Volksaufstand 1849 geworden, wo mit der Flucht des Großherzogs aus Karlsruhe am 13. Mai 1849 die ganze Macht in die Hand der Revolutionäre fiel, bis im Laufe des Juni preußische Truppen gewaltsam für die Wiederherstellung der alten Ordnung sorgten.

Die Träger und Initiatoren der neuen Volksbewegung im Jahre 1849 waren überall, so auch in Württemberg, die Volksvereine. Sie, die schon immer eher republikanische Vorstellungen gehabt hatten, suchten diese nun verstärkt durchzusetzen. Denn der Gang der politischen Ereignisse hatte ihnen eigentlich rechtgegeben.

Thadä Miller, der Vorstand des Riedlinger Demokratischen Vereins, heiratete mitten in diesen bewegten Zeiten, am 17. Mai 1849. Zum geselligen Beisammensein anläßlich dieses Ereignisses waren die Demokraten des gesamten Oberamtes nach Riedlingen in den Rosengarten eingeladen. Doch von anschließenden Flitterwochen oder einer gewissen politischen Abstinenz in Folge dieser Veränderung läßt sich absolut nichts entdecken, eher das Gegenteil. Es ist gut denkbar, daß auf dieser Hochzeitsfeier die Idee der Volksversammlung auf dem Bussen geboren worden ist oder hier quasi eine Generalprobe dessen vorgenommen wurde, wofür in der folgenden, nur zwei Tage nach der Hochzeit datierten Zeitungsanzeige für den Pfingstmontag auf dem Bussen eingeladen wird.

**Der demokratische Verein von Riedlingen ladet alle Patrioten zu einer Volksversammlung auf Pfingstmontag, den 28. diß, mittags 1 Uhr auf den Bussen ein.**

**Der Zweck dieser – aller Anzeichen nach sehr zahlreich werdenden – Volksversammlung ist:**

- 1) die vielfach verbreitete, lügenhaften Gerichte über die angeblich undemokratische Stimmung Oberschwabens glänzend zu widerlegen;
- 2) das gegenüber der Bewegungen in der Pfalz und Baden vom Volke einzuhaltende Verfahren zu besprechen;
- 3) auf ungesäumte Abschaffung der Adelskammer, auf Beeidigung sowohl des Militär- als Civilstandes auf die Reichsverfassung und auf möglichsten Schutz der Pfalz u. Badens bei der Regierung zu dringen;
- 4) Berathung der Beschlüsse der Offenburger Versammlung, soweit solche Einfluß auf Württemberg haben.

**Wir haben Grund zu hoffen, daß Mitglieder des Landesausschusses und der Ständekammer dieser Versammlung beiwohnen werden.**

**Den Tag vorher Abends 8 Uhr ist Sitzung des demokratischen Vereins im Gasthaus zum Mohren dahier, wozu diejenigen Fremden, welche an diesem Tage schon eintreffen sollten, freundlich eingeladen werden.**

**Mit deutschem Gruß!**

**Riedlingen, den 19. Mai 1849**

Die in Punkt 4 der Einladung erwähnten Beschlüsse der Offenburger Volksversammlung waren schon wenige Tage nach ihrer Abfassung (am 13. Mai 1849) in der Riedlinger Zeitung in voller Länge abgedruckt. Mit diesen Beschlüssen wurde die Erhebung in ganz Baden eingeleitet und, wären sie alle verwirklicht worden, der Weg zu einer demokratischen und sozialen Republik eingeschlagen. Das Verhältnis zu den im Aufstand befindlichen Ländern Baden und (bayerische) Pfalz sollte auch auf dem Bussen besprochen und die Solidarität Oberschwabens mit den Aufständischen durch zahlreiche Teilnahme bewiesen werden. Doch Thadä Miller mußte die geplante oberschwäbische Volksversammlung auf dem Bussen am 24. Mai wieder absagen, denn vom Landesausschuß der Volksvereine war inzwischen eine Versammlung für ganz Württemberg ebenfalls auf den Pfingstmontag nach Reutlingen einberufen worden. Ähnliche Punkte wie auf dem Bussen geplant standen auf dem Programm. Darüber hinaus aber sollte auch die Durchführung der Volksbewaffnung, also die Planung eines bewaffneten Aufstandes, besprochen werden.

Die über 20000 in Reutlingen Versammelten faßten eine ganze Reihe radikaler Beschlüsse. Von der Regierung in Stuttgart wurde unter anderem verlangt, ein Bündnis mit den aufständischen Ländern einzugehen, ihre Soldaten und Beamten auf die Reichsverfassung zu vereidigen, das stehende Heer durch eine gründliche Volksbewaffnung überflüssig zu machen und durch die völlige und entschädigungslose Abschaffung der Feudallasten und die Einführung einer Einkommensteuer für mehr soziale Gerechtigkeit zu sorgen.

Die Beschlüsse der Volksversammlung sollten der Regierung von einer Deputation überbracht werden, in die von jedem Oberamtsbezirk ein Vertreter gewählt wurde. Für Riedlingen war darin Thadä Miller vertreten. Die Deputation erhielt sogar die Vollmacht, je nach Bescheid der Regierung die ihr notwendig scheinenden Maßnahmen anzuordnen. Für den wahrscheinlicheren Fall einer Ablehnung der Beschlüsse blieb aber nur der Aufstand. Auch dafür waren in Reutlingen, wenn auch ungenügende, vorbereitende Maßnahmen eingeleitet worden.

Wie zu erwarten war, lehnte die Regierung die Reutlinger Beschlüsse ab. Zu einem eindeutigen Aufruf zum Volksaufstand konnte sich die Deputation aber doch nicht durchringen. Die passive Haltung der Stuttgarter Bevölkerung und starke Truppenkonzentrationen auf den Fildern waren sicher zwei wichtige Ursachen dafür. Für die nächste Zukunft ausschließen wollte sie die Erhebung aber auch nicht und so blieb die Deputation in ihrem Schlußaufruf seltsam zweideutig. Bei vielen, vielleicht auch bei Miller, wurden dadurch Erwartungen auf eine Erhebung geweckt, die letztlich nicht eingehalten werden konnten.

Im Oberamt Riedlingen wurden die in Reutlingen beschlossenen Vorbereitungen zum Volksaufstand zielstrebig und umsichtig betrieben. Vom Offinger Demokratenverein wurde auf dem Bussen eine Holzhütte errichtet, die zunächst als ständig besetztes Wachhäuschen diente. Sobald der Aufruf zur Erhebung kam, sollte sie zusammen mit einem vorbereiteten Holzstoß angezündet werden. Für alle Demokraten, so war in Reutlingen vereinbart worden, sollten solche Signalfire auf den Höhen das Zeichen zum Losschlagen sein. Die öffentlichen Kassen sollten beschlagnahmt werden und die Bürgerwehren sich zu bewaffneten Zügen nach Stuttgart zusammenschließen.

Doch der Aufruf kam nicht. Statt dessen kamen zunächst, von der Regierung alarmiert, der Riedlinger Oberamtsrichter und einige Landjäger auf den Bussen und richteten ebenfalls eine ständige Wache ein. Riedlinger Turner, Demokraten und Landjäger kampierten so einige Tage und Nächte in luftiger Höhe, sich argwöhnisch belauernd, bis letztere durch Verhaftung der ersteren am 9. Juni den gemeinsamen Aufenthalt beendeten. Unter den am 9. Juni Verhafteten war aber auch Thadä Miller; und der inzwischen zu seiner „rechten Hand“ avancierte Verwaltungsaktuar Sträßle sollte ebenfalls verhaftet werden.

Das allerdings war nun für Riedlingen ein weithin lodernes „Feuerzeichen“ und löste den Aufstand aus, auch ohne zentralen Aufruf. Millers Freunde, voran Johann Sträßle und Fidel Gröber, Oberleutnant der Bürgerwehr, verbreiteten die Nachricht von der Verhaftung in der Stadt. In kürzester Zeit waren 60-80 bewaffnete Männer vor dem Oberamtsgericht versammelt, welche unter großem Geschrei und üblen Morddrohungen die Freilassung der Gefangenen forderten. Schließlich drangen etwa 20 Bewaffnete in das Gebäude ein, wo sich der Oberamtsrichter Majer, dies wohl für seine Pflicht haltend, ihnen unbewaffnet entgegenstellte. Vor den gefällten Bajonetten der aufgebracht Bürgerwehrmänner rettete ihn der Bürgerwehrrhauptmann Röhrle im letzten Augenblick. Er drängte ihn in ein Zimmer ab und überredete ihn, die Gefangenen in Gottes Namen freizulassen, was er schließlich auch tat.

Man braucht nicht viel Phantasie, um sich den Empfang der Befreiten vor dem Gebäude vorstellen zu können. Thadä Miller soll noch auf der Treppe des Oberamtsgerichts eine zündende Rede gehalten haben. Schon einen Tag später reiste er ins Badische ab, um am 13. Juni wiederzukehren, und deshalb wohl fand die nächste wichtige Aktion in Riedlingen erst am 14. Juni statt.

Aus dem Badischen zurück, war Thadä Miller nun offensichtlich zum Aufstand entschlossen, in der Hoffnung, daß der einmal entfachte Brand von selbst um sich greifen werde. So jedenfalls kann man die Vorgänge am 14. Juni in Riedlingen deuten. Morgens gegen halb elf erhielt er einen anonymen Brief aus Ulm, in dem berichtet wurde, daß die Riedlinger Bürgerwehr entwaffnet werden solle. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht in der Stadt herum. Die Tambours der Bürgerwehr trommelten sofort die gesamte Wehr auf dem Marktplatz zusammen. Thadä Miller hielt vor versammelter Bürgerwehr wiederum eine Rede, in der er zum Widerstand gegen die ihr angeblich drohende Entwaffnung aufrief. Beschwichtigungsversuche des Oberamtmannes, der von einer geplanten Entwaffnung nichts wußte, fruchteten nicht. Einmütig wurde der bewaffnete Widerstand beschlossen. Die Tore der Stadt wurden mit Wachen besetzt, an alle Dörfer des Oberamts gingen Boten ab mit der Bitte um bewaffneten Zuzug, und der verhaßte Oberamtsrichter und seine Familie wurden gefangengesetzt. Es wurde ihm sogar die Erschießung als Geisel angedroht, falls tatsächlich Militär die Stadt angreifen sollte.

So war in kürzester Zeit tatsächlich das gesamte Oberamt in Aufruhr, und gegen Abend des 14. Juni hielten sich ca. 600 bewaffnete Zuzügler in der Stadt auf. Jedesmal, wenn eine größere Gruppe eintraf, marschierte ihre die Bürgerwehr entgegen und geleitete sie in festlichem Empfang auf den Marktplatz. Gegen Abend hielt Thadä Miller wieder eine Rede, und grob inhaltlich ist diesmal sogar überliefert, was er sagte. Der Situation entsprechend war es eine sehr aggressive, scharfe Rede - aber mehr als eine gute Rede und ein herzlicher Empfang konnte den tatendurstigen Revolutionären auch nicht geboten werden. Die angeblich zur Entwaffnung der Bürgerwehr anrückenden Soldaten waren nirgends zu sehen, und nicht allen war klar, weshalb man sie nach Riedlingen gerufen hatte. Eine Delegation stellte diese kritische Frage auch ganz offen. So blieb nichts anderes übrig, als die Hilfsmannschaften aus den umliegenden Orten spätabends wieder nach Hause zu schicken; nur die von weiter her Gekommenen wurden auf Kosten der Stadt für eine Nacht in Riedlingen einquartiert. Thadä Miller vertröstete sie, in wenigen Tagen würden sie erneut berufen, dann, wenn noch Tausende aufgestanden seien, woran er nicht zweifle. Den Vorschlag der in der Nacht noch eintreffenden Schussenrieder Delegation, zusammen gleich nach Stuttgart weiterzuziehen, lehnte er ab.

Es ist durchaus denkbar, daß der anonyme Brief von der drohenden Entwaffnung der Bürgerwehr gar nicht echt war oder von Thadä Miller selbst ins Spiel gebracht wurde, um damit den Aufstand zu entfesseln. Denn auch das Kabinett in Stuttgart erfuhr erst am 14. Juni, daß es die Absicht des Königs sei, in Riedlingen durch die Entsendung von Militär wieder für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Wer aber hätte dann in Ulm am 13., dem Datum des Briefs, schon davon wissen können? Allerdings könnte der Befehl dazu unter Umgehung des (noch liberalen) Kabinetts auch schon vorher ergangen und die Minister in der Kabinettsitzung am 14. Juni, in der die Niederschlagung des Riedlinger Aufstandes besprochen wurde, vor vollendete Tatsachen gestellt worden sein.

Am 15. Juni jedenfalls, als die meisten Aufständischen von Riedlingen wieder zu Hause waren, erhielt das 3. Infanterieregiment in Ulm unter Oberst Arnold den Befehl, unverzüglich nach Riedlingen auszurücken. Bei den Ulmer Demokraten sorgte diese Nachricht für eine gewaltige Aufregung, und es wurde sofort beschlossen, den Ausmarsch zu verhindern. Die dafür getroffenen Maßnahmen scheinen aber nicht sehr glücklich verlaufen zu sein. Über den Ausmarsch des Regiments, der am Morgen des 16. Juni stattfand, konnte die reaktionäre Zeitung „Schwä bischer Merkur“ jedenfalls spöttisch berichten, daß außer einer gewaltigen Menschenmenge, durch welche sich die feldmarschmäßig ausgerüsteten 1200 Soldaten aber mühelos durcharbeiten konnten, und einem umgestürzten Strohwagen am Gögglinger Tor, dem man aber nicht ansah, ob er absichtlich oder zufällig umgestoßen worden war, nichts gewesen sei. Befriedigt meinte die Zeitung, daß nun alles in die Wege geleitet sei, um „den verhetzten Demokraten in Riedlingen die Köpfe zurechtzusetzen und die gestörte Ordnung wiederherzustellen“.

In Ehingen, wo das Regiment Nachtquartier bezog, stieß der Regierungsrat Schott von Schottenstein zu den Soldaten, um sie nach Riedlingen zu begleiten. Über den kurzen Aufenthalt in Ehingen und die dort kursierenden Gerüchte notierte er in seinem Bericht:

„Die Stimmung in dieser Stadt und Oberamt ist untadelhaft und in vollkommenem Widerspruch mit der in einem großen Teil von Oberschwaben herrschenden Aufregung. Von dem Oberamtman sowohl als von anderen Personen wurde mir und dem Obersten die Versicherung gegeben, daß in Riedlingen eine große Masse von Menschen, die man auf 20 000 Menschen schätzte, zum Widerstand gegen die Truppen versammelt, Barrikaden errichtet, die Tore verammelt seien usw.“

Trotz dieser schaurigen Meldungen marschierte das Regiment am nächsten Morgen um 6 Uhr früh, man schrieb Sonntag, den 17. Juni 1849, aus Ehingen ab. Über den weiteren Weg Richtung Riedlingen berichtete der Regierungsrat folgendes:

„In der Nähe von Untermarchtal traf ein Wirth von Zwiefaltendorf bei mir ein, der erklärte: Er halte es für Bürgerspflcht, das Regiment vor einem Angriff auf die Stadt Riedlingen zu warnen, indem man auf einen ohne grobes Geschütz nicht zu überwältigenden großen Widerstand stoßen werde...“

Was war geschehen in Riedlingen? Um es vorwegzunehmen: An den Meldungen, denen der Zivil-Kommissar (was er allerdings erst später schrieb) von vornherein wenig Glauben geschenkt hatte, war tatsächlich nichts Wahres.

In der Nacht hatte in Riedlingen eine Bürgerweherversammlung auf dem Rathaus stattgefunden, wo über die einzuschlagende Strategie beraten wurde, nachdem nun zuverlässig gemeldet war, daß 1200 Soldaten auf dem Anmarsch waren. Dort hatte man sich schließlich der Meinung des Johann Sträßle angeschlossen, der ausgeführt hatte, es gebe für die Bürgerwehr drei Wege: Entweder dem Militär Widerstand zu leisten - das sei erfolglos - oder die Waffen abzugeben - das sei eine Schande - oder von Haus wegzuziehen und die Waffen zu retten. Das halte er für das Angemessenste.

Nachdem für die Ausziehenden für die Dauer ihres auswärtigen Aufenthalts noch 30 Kreuzer täglich aus der Stadtkasse bewilligt wurden, verließen am frühen Sonntagmorgen 89 bewaffnete Bürgerwehrmänner ihre Heimatstadt und zogen Richtung Saugau. Dort berieten sie sich, ob sie ins Badische weiterziehen sollten oder Richtung Ravensburg. Die Mehrzahl entschied sich für das letztere, und so saß die Riedlinger Bürgerwehr am Abend des 18. Juni im Dreikönigswirtschaftshaus in Ravensburg und beriet, wie es weitergehen solle.

Von zu Hause trafen schlimme Nachrichten ein. Zwar war die Besetzung der Stadt durch die königlichen Soldaten friedlich und ohne Blutvergießen abgelaufen, nachdem Bürgermeister Mederle dem Regiment schon entgegengegangen war und die widerstandslose Übergabe garantiert hatte. Manche Riedlinger sollen die Soldaten sogar freundlich begrüßt haben, laut Regierungsrat Schott „froh, von dem Terrorismus befreit zu sein, den eine Handvoll Wühler und Demagogen bisher in der Stadt ausgeübt hatte“. Doch wenn das je gestimmt hat, dann war auch diesen das Lachen inzwischen vergangen, denn das Regiment machte keinerlei Anstalten, wieder abzuziehen. Die 1200 Soldaten ließen sich von der Stadt, die nur unwesentlich mehr Einwohner hatte, unentgeltlich unterbringen und verpflegen. Der Regierungsrat hatte angeordnet, daß das Regiment solange einquartiert blieb, bis alle Gewehre der Bürgerwehr abgeliefert waren. Das und auch die Nachricht, daß die bewilligten Tagegelder von der Stadt nun gestrichen seien, mußten die in Ravensburg beratenden Bürgerwehrmänner alles mitbedenken. Ravensburger Bürgerwehroffiziere und auch Thadä Miller rieten zur Rückkehr, da es ohnehin schlecht stünde um die Sache des Volkes. Die Mehrzahl trat schließlich bange Herzens und aus Sorge um die in der Stadt Zurückgebliebenen den Rückweg an. Nur ein kleiner Teil schloß sich Ravensburger Bürgerwehrmännern an, die ins Badische zogen, um die dortigen Demokraten gegen die preußischen Truppen zu unterstützen. Andere, darunter wohl auch der bald darauf schon steckbrieflich gesuchte Thadä Miller, rückten in die Schweiz aus.

Nach vierzehn Tagen schon waren bereits elf Riedlinger Bürger wegen Beteiligung an einem Aufstand in Untersuchungshaft, und einer davon, ein unbescholtener Bürger und Familienvater, hatte sich inzwischen dort erhängt. Gegen 18 Riedlinger und 24 Buchauer Bürger wurde dann Anklage erhoben; sie erhielten Freiheitsstrafen zwischen 3 und 15 Monaten. Die Untersuchungshaft, die beispielsweise bei Miller ein ganzes Jahr gedauert hatte, rechnete man dabei nicht an. Die kleineren Fische durften ihre Strafe in Ulm absitzen (wo ein weiterer Verurteilter „infolge Schwermut“ starb), die Rädelsführer dagegen mußten auf den Hohenasperg.

So hat das große Engagement für die Sache der bürgerlichen Revolution 1848/49 in Riedlingen im nachhinein doch noch zwei Todesopfer gekostet, trotz der unblutigen Niederschlagung der Erhebung 1849, und ganz sicher brachte es in den folgenden Jahren für viele Familien in der Stadt große Entbehrungen und Leid. Doch wäre all das sicher leichter zu ertragen gewesen, wenn für die Beteiligten auch nachträglich noch ein übergeordneter Sinn in den unternommenen Aktionen erkennbar gewesen wäre oder die Revolution eine, wenn auch noch so kleine, Frucht gebracht hätte. Der weitere Verlauf der deutschen Geschichte, vor allem die Bismarck'sche Reichsgründung von oben, hat die Riedlinger, Beteiligte wie Nachfahren, sicher bestärkt in der Überzeugung, daß es „politischer Wahnsinn“ gewesen sei, was da 1848/49 unternommen worden war. So jedenfalls haben nach Fischer die Zeitgenossen und auch spätere Generationen die Ereignisse lange Zeit beurteilt. Nicht nur für ihn selber war es im Jahr 1949 ein wohl nicht einfacher, angesichts der Katastrophe von 1945 aber unumgäng-

licher Lernprozeß, zu der veränderten Beurteilung zu gelangen, die er am Ende seiner nun oft zitierten Darstellung niederschrieb. Weil sie auch heute ungeteilte Gültigkeit beanspruchen kann, sei sie abschließend wiedergegeben:

„Für uns steht fest, daß unsere Vorfahren in gutem Glauben und in edler Gesinnung handelten, daß in ihnen allen die Sehnsucht glühte nach einem einigen Deutschland, nach einem Vaterland, in dem die Freiheit über allem stehen sollte. Daß dem deutschen Volke die Durchsetzung der damals von ihm gestellten Forderungen nicht gelang, ist ein Verhängnis, ja es ist zum Unglück Deutschlands geworden.“

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

7. Jahrgang – Heft 1 – Seite 28

## Der Bildhauer Josef von Kopf (1827 – 1903)

Einst hochberühmt, heute fast vergessen

Von Ernst Schall, Laupheim

Josef von Kopf teilt das Schicksal einer Mehrzahl von Bildhauern seiner Zeit, die zwischen den Idealen der Antike und einem abgeschliffenen, wässrigen Naturalismus schwankten. Der Akademismus eiferte noch immer den klassizistischen Bildhauern Thorwaldsen und Canova nach, bis schließlich nur noch ein schwacher Abklatsch dieser Vorbilder übrig blieb.

Kopf, der im eigentlichen Sinne keine akademische Ausbildung genoß, konnte sich diesem Stil nicht immer entziehen. Trotzdem er sich oft kritisch, ja abfällig über Thorwaldsen-Schüler oder -Nachahmer äußerte, geriet er mit einigen seiner Arbeiten sehr in die Nähe dieses idealisierenden Stils. Doch sind ihm in manchen seiner Werke, vor allem in seinen Porträtbüsten, außergewöhnlich qualitätvolle Darstellungen gelungen. Dies gilt besonders für seine Entwürfe (Bozzetti), die oft durch Schwung und Spontaneität beeindruckten. Ein Neuerer der Bildhauerkunst aber war er nicht. Seine Porträtkunst machte ihn zu einem vielbeschäftigten und hochberühmten Bildhauer, der viele seiner Kunden vor allem in den deutschen, aber auch in anderen europäischen Fürstenhäusern fand. Er war, wie Hans Vollmer im „Thieme-Becker“ schrieb, „der Lenbach unter den Bildhauern“. Bei Kaiser Wilhelm I. stand er in hoher Gunst. Angaben, wie oft er ihn porträtierte, schwanken zwischen 15 und 20 Mal. Kopf selbst berichtet, daß der Kaiser ihm fünfzig Mal „gesessen“ habe.

Die Literatur der letzten 80 Jahre über Josef von Kopf fußt weitgehend auf der Autobiographie des Künstlers, „Lebenserinnerungen eines Bildhauers“, erschienen 1899 in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart und Leipzig. Was in den letzten 40 Jahren geschrieben wurde, geht ausschließlich auf das genannte Werk zurück. Dem Verfasser dieses Berichtes ging es bei seinen Nachforschungen nun darum, zu erfahren, ob und wieviel von dem reichhaltigen Lebenswerk des Künstlers über die wechselvollen Zeitläufe mit zwei Weltkriegen noch auf uns gekommen ist. Trotz der relativ kurzen Zeit, die zur Verfügung stand, konnte eine ganze Anzahl meist signierter und datierter Werke ausfindig gemacht werden. Dies läßt vermuten, daß noch eine stattliche Anzahl existiert und bei weiterer Forschung noch viele Arbeiten gefunden werden können.

In einer handschriftlichen Aufzeichnung über seine Arbeiten machte Kopf eine Zwischenbilanz: „Bis zum 20. Mai 1886 alle Arbeiten zusammen, die ich gemacht und verkauft habe, sind: 300 Büsten, 187 Reliefs, 88 Figuren, 20 Gruppen, 25 Copien (griechisch oder römisch), ohne was im Atelier ist.“ Hier ist sein Atelier in Baden-Baden gemeint, auf das noch zurückzukommen ist. Es sei noch angemerkt, daß Kopf in seiner Aufstellung nur Stuck- und Marmorarbeiten sowie Bronzegüsse aufzählt, jedoch keine Terrakotta-Kunstwerke, die er ebenfalls ausführte. Dies läßt vermuten, daß die Liste nicht vollständig ist und er vielleicht nur die ihm wichtig erscheinenden Werke eingetragen hatte. Seine Aufzeichnungen, die er auch nach dem vorgenannten Datum bis zum Jahre 1901 weiterführte, nennen noch weitere 161 Werke, die alle mit dem Namen der Kunden und dem Aufstellungsort (Städtenamen) aufgeführt sind. Ob noch Aufzeichnungen nach dem Jahre 1901 vorhanden sind, ist nicht bekannt. Tatsache ist, daß er bis zu seinem Tode im Jahre 1903 in ungebrochener Schaffenskraft arbeitete.

### Das Leben

Josef von Kopf wurde am 10. März 1827 in Unlingen, Kreis Biberach, im Desenhof (gesprochen Desahof; laut A. Nagele Lorenzenhof) geboren. Sein Vater Pelagius, 1794 ebenfalls in Unlingen auf die Welt gekommen, war ein belesener Mann, der mit den Dorfhonoratioren verkehrte, doch auch ein unruhiger Geist, der nicht zum Bauern geboren war. So verkaufte er das ererbte Anwesen im Jahre 1833 und zog mit seiner Familie nach Hedelberg, Gemeinde Eberhardzell. Dort hatte er einen etwas abgewirtschafteten Bauernhof erworben, der wenig abwarf. Er errichtete in ungünstiger Lage, auf einer Anhöhe, eine Ziegelei, abseits des Wassers und des Lehms, was nicht gerade zu einer guten Rendite beitrug. Hier kam Josef in die Schule, und bald wurde vom Lehrer und vom Pfarrer die zeichnerische Begabung des Jungen entdeckt. Der Lehrer gab ihm privaten Zeichenunterricht, und der Pfarrer ließ ihm Kupferstiche zum Abzeichnen. Auch die ersten bildhauerischen Arbeiten entstanden zu dieser Zeit, indem er Tiere aus Lehm formte und im väterlichen Ziegelofen brannte. Er schreibt in seinen Erinnerungen: „Wir hatten im Hause einen Knecht, der so etwas wie ein Wilderer war, wenigstens ließ er sich eine gute Gelegenheit, einen Hasen zu schießen, nicht so leicht entgehen. Ich formte nun aus rötlichem Lehm in Lebensgröße einen aufrechtstehenden, ein „Männchen“ machenden Hasen und setzte diesen in den Klee, so daß er vom Hause her wohl beobachtet werden konnte. Darauf lief ich in die Stube, wo alle um den Tisch herum saßen: „Ein Has, ein Has! Draußen im Klee sitzt ein Has!“ Man springt auf - unser wilder Knecht Faber nicht als der letzte. Wahrhaftig ein Has! Die Gelegenheit schien günstig, daß selbst mein gestrenger Vater nichts dagegen einwendete, als der Knecht seine Stockflinte eiligst hervorholte und - von allen in atemloser Spannung beobachtet - seinen wohlgezielten Schuß abgab. Aber - der Hase rührte sich nicht...“ Für die Pfarrherren der Umgebung verzierte er die Handgriffe ihrer Spazierstöcke mit Motiven aus der Tierwelt. Er hatte einen „ganz guten Absatz“ und verdiente so sein erstes Honorar.

Den Vater erfreute diese Geschicklichkeit, doch hatte er wenig Sinn für den Wunsch des Sohnes, Maler oder Bildhauer zu werden, und er war auch unwirsch zu Pfarrer und Lehrer, die als Gönner des Buben den Vater zu beeinflussen versuchten.

Schließlich, als Josef 14 Jahre alt war, gab der Vater dem Drängen nach und schickte den Sohn in eine Bildhauerlehre nach Riedlingen. Doch beschäftigte der Lehrherr den Jungen fast ausschließlich in seiner Landwirtschaft, die er nebenher betrieb. Dies war alles andere als das, was Kopf sich unter einer Bildhauerlehre vorgestellt hatte, und er riß nach wenigen Monaten wieder aus, allerdings nur, um das bittere Los, die harte Arbeit in der Ziegelhütte seines Vaters, wieder aufnehmen zu müssen. Dieser hatte nun in Rottum bei Ochsenhausen sein Anwesen. In Hedelberg hatte er sich wohl finanziell übernommen, so daß er verkaufen mußte.

Weitere Versuche, bei einem Bildhauer eine Ausbildung zu finden, scheiterten wiederholt; so war Kopf mit 21 Jahren noch immer ein Ziegler wider Willen. Eine Beschäftigung bei einem Ravensburger Bildhauer war so anstrengend, daß er wochenlang erkrankte. Durch Vermittlung des Krankenhauses kam er in eine Werkstatt in Waldsee, wo er bereits als vollwertiger Steinmetz angenommen wurde. Doch empfand der junge Mann, daß er hier nicht das Erreichte konnte, was er anstrebte. Überall, wo er bisher versuchte, eine Bildhauer-Ausbildung zu bekommen, waren es Steinhauer, die in sich wiederholenden Formen Grabsteine herstellten.

Am 18. Mai 1851 machte er sich zu Fuß auf den Weg nach München, wo er nach anfänglichen Schwierigkeiten bei dem für die königlichen Bauten unter dem bekannten Architekten Leo von Klenze arbeitenden Bildhauer und Architekten Anselm Sickinger Anstellung fand. Noch im selben Jahr finden wir Kopf in Wiesbaden bei dem Bildhauer Karl Hoffmann, doch nur für eine Monatsfrist, und anschließend in Freiburg i. B., bei dem Bildhauer Alois Knittel.

Schon elf Monate später, am 5. September 1852, brach Josef Kopf, nachdem er ein wenig Italienisch gelernt hatte, zu Fuß nach Rom auf, das er auch nach langem, strapaziösem Marsch am 5. Oktober erreichte. Er betrat die Stadt durch die Porta del Popolo, die Stadt, in der er dereinst zu den führenden Persönlichkeiten der großen deutschen Künstlerkolonie und zu den gesuchtesten Porträtisten überhaupt gehören sollte. Doch zunächst war er ein armer, stellungsloser Bildhauer. Die ersten Tage konnte er bei freier Kost und Übernachtung in einem Kloster unterkommen, ohne einen Bekannten in der Stadt, nur mit einer Empfehlung an den Bildhauer Wilhelm Achtermann in der Tasche. Achtermann schenkte ihm zwar sein Wohlwollen, doch Arbeit gab er ihm nicht.

Bald ging er in das berühmte Künstlercafé Greco in der Via Condotti, um hier vielleicht einen Bildhauer zu treffen, der einen Mitarbeiter brauchte. Einen solchen Bildhauer fand er nicht, dafür aber lernte er dort an diesem ersten Abend einen Mann kennen, mit dem ihn eine lange Freundschaft verbinden sollte, Ferdinand Gregorovius, den Kunsthistoriker und Reiseschriftsteller, von dem er auch in späteren Jahren (1872) ein Relief schuf, das sich im Baden-Badener Atelier befand und heute im Badischen Landesmuseum Karlsruhe aufbewahrt wird.

Nicht der Verdienst durch eine Anstellung bei einem der nicht wenigen in Rom lebenden deutschen Bildhauer, sondern sein Einkommen als Stuhlschnitzer, der Verzierungen an Stuhllehnen und Stuhlfüßen anbrachte, ermöglichte ihm den zeitweiligen Besuch der Accademia di S. Luca, deren Lehrmethoden Kopf jedoch nicht befriedigen konnten. Die Begegnung mit dem aus Böhmen stammenden Bildhauer Vincent Pilz im Jahre 1854 hatte wesentlichen Einfluß auf seine Entwicklung in der Bildhauerkunst, nicht nur weil Pilz der bedeutendste in Rom lebende österreichische Bildhauer war, sondern weil er ihn auch „vortrefflich korrigierte“. Er war es auch, der Kopf nach Vorlage einer Skizze des sitzenden Christus mit der Erdkugel dazu anregte, diesen zu modellieren. Fünfzehn Jahre später, 1869, führte er den Christus in weißem Marmor für die Busseckirche aus. Heute ist dieser wieder an seinem Bestimmungsort aufgestellt.

Die beiden bedeutendsten deutsch-römischen Künstler, Peter von Cornelius und Friedrich Overbeck, beurteilten seinen Christus, den er selbst in seinen 1899 erschienenen Lebenserinnerungen nicht sehr hoch bewertete, recht positiv und attestierten dies in Schreiben, die der württembergische Konsul Kolb, ein Gönner Kopfs, an das Königshaus nach Stuttgart schickte. Dies war der Beginn einer langjährigen Verbindung zum Hause Württemberg, die ihm viele bildhauerische Aufträge einbrachte. Begonnen hatte diese mit einer Bestellung des Reliefs „Abraham verstößt die Hagar mit Ismael“, das später in Marmor ausgeführt als Supraporte (Verzierung über einer Tür) in das Neue Schloß in Stuttgart kam (laut Auskunft der Schloßverwaltung im letzten Kriege durch Bomben zerstört). Von Königin Olga wurde er in den folgenden Jahren mit vielen Aufträgen bedacht. So steht in seiner Auflistung u. a. „Vier Jahreszeiten l.g.m. (lebensgroß, Marmor) Villa auf dem Berg: Nymphe l.g.m. Schloß Stuttgart.“

Ein Eisenbahntransport brachte im Jahre 1867 in zwanzig Kisten verpackt tonnenschwere Architekturstücke zweier Kamine für das Neue Schloß nach Stuttgart. Diese bereits im römischen Atelier fertig bearbeiteten Steine mit Ornamenten, dreizehn lebensgroßen Figuren. Büsten und Reliefs wurden im Beisein und nach Anleitung des Künstlers im Sommersaal des Schlosses wieder zusammengefügt. Beim Anblick einer Aufnahme eines der Kamine, die leider ebenfalls nicht mehr erhalten sind, wird man an die Grabmäler des Lorenzo und Giuliano Medici von Michelangelo in Florenz erinnert, die Kopf kannte und die ihn angeregt haben dürften. Zur Besichtigung wurden die Professoren der Kunstschule und der Polytechnischen Schule eingeladen. Kunstschuldirektor Prof. Karl Josef Bernhard von Neher (Biberach 1806 - Stuttgart 1886) äußerte sich sehr zufrieden.

Neunzehn Jahre währte die Förderung des Künstlers durch das Herrscherpaar, die ihm u. a. auch das Wohlwollen der russischen Zarin, der Mutter der Königin Olga von Württemberg, einbrachte, verbunden mit einer Anzahl Aufträge über bildhauerische Werke, u. a. einen Kolossalbrunnen (Tritonenbrunnen) für den Park des Schlosses Oranienbaum bei St. Petersburg, Büsten und Figuren, die teilweise heute in der Eremitage in Leningrad aufbewahrt werden.

Daß sich bei diesen guten Beziehungen zum Königshaus auch die Aristokratie des Landes sowie das Großherzoglich Badische Haus und die Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen für den Künstler interessierten, ist fast selbstverständlich.

Im Jahre 1873, anläßlich eines Empfangs des Königspaares in Schloß Friedrichshafen, kam es zum Bruch. Für Kopf war dies unerklärlich. Die von der Königin bestellte lebensgroße Pieta, die heute im Marienhospital in Stuttgart in einer Nische im Treppenhaus des alten Eingangs steht, sollte abbestellt werden. Nur der Umstand, daß die Fertigstellung schon weit fortgeschritten war, verhinderte die Zurücknahme des Auftrages. Für Kopf brach eine Welt zusammen. Was war der Grund solcher Ungnade? War es der Prozeß Schäffer, der seinerzeit (1868) die Spalten der europäischen Presse füllte? Kopf war angeklagt, deutsche Soldaten der päpstlichen Armee zur Desertation angestiftet zu haben. Der Prozeß zog sich mindestens zwei Jahre hin und endete nur mit Freispruch mangels Beweisen. Oder war der Grund im sehr ausgeprägten Geschäftssinn des Künstlers zu suchen? Auch wird von größten persönlichen Gegnerschaften deutscher Bildhauer in Rom berichtet.

Kopf kannte anscheinend den Grund für die Ungnade nicht; sein persönliches Tagebuch sagt nichts darüber aus. Der Eintrag vom 1. Mai 1873, dem Tage nach dem Erlebnis in Friedrichshafen, lautet: „Ich eile den Morgen darauf nach Wain bei Laupheim zu Baron Hermann. Er war auch etwas verblüfft. meinte aber, es sei unmöglich, etwas zu tun. Man müsse abwarten.“

Nun sind wir der Zeit um Jahre vorausgeeilt. Ende der fünfziger Jahre kam für Kopf der Durchbruch. Er war als Künstler anerkannt und hatte keinen Mangel an Aufträgen - er war der erste Bildhauer unter den Deutschen in Rom geworden. Wiederholt war er Präsident des deutschen Künstlervereins in Rom. Besonders viele Württemberger waren Besucher in seinem Atelier und wünschten ein Porträt oder andere Bildwerke von ihm. Aus unserer Gegend waren es die Barone Speth aus Zwiefaltendorf, mit denen er freundschaftlich verbunden war. Für den schöngestimmten Oberfinanzrat und Berater des Königs, Friedrich Eser aus Hürbel, den Freund des jung verstorbenen Schriftstellers Wilhelm Waiblinger, schuf er ein Porträt-Relief. Dieser gute Freund, von dem Kopf in seinen Lebenserinnerungen, 26 Jahre nach Eser's Tod, noch in Verehrung sprach, führte ihn auch anläßlich eines Stuttgart-Besuchs 1859 in den Kreis der dortigen Künstler und Wissenschaftler ein. Eser besuchte Kopf auch in Rom und veranlaßte, daß Waiblingers Grabstätte auf dem Friedhof bei der Cestius-Pyramide ein würdiges Grabmal mit einem Porträt-Relief Waiblingers von Josef Kopf bekam (siehe Gabriele von Koenig-Warhausen in: „BC - Heimatkundliche Blätter“ 3. Jahrgang 1980, Heft 1, S. 17-19, Abb. S. 19).

Kopf war mit vielen Künstlern seiner Zeit befreundet. Arnold Böcklin schuf im Jahre 1863 ein vortreffliches Porträtbild Kopfs, das sich heute in der Nationalgalerie Berlin befindet. Hubert von Herkomer, der berühmte Porträtist, malte Kopf in späteren Jahren ebenfalls - er schrieb auf das Bild „To my Friend J. v. Kopf“. Andreas Achenbach war von seiner eigenen Porträtbüste so begeistert, daß er sie gleich drei Mal bestellte. Kopf war auch befreundet mit Franz von Lenbach, mit Karl Theodor von Piloty, mit Hans von Marees, dessen spätere Grabstätte in Rom nur wenige Schritte von der Josef von Kopfs entfernt liegt. Unter den deutschen Bildhauern in Rom schätzte er Reinhold Begas, den Schüler von Schadow und Rauch, sehr.

Alljährlich war Kopf in den Sommermonaten in Deutschland. Er besuchte auch Wien, wo seine Werke ausgestellt wurden und wo er sich sogar einmal niederlassen wollte. Er war in London und Paris und begeisterte sich in den Tuileries und im Louvre. In Zürich besuchte er öfters die Wesendonks, Freunde Richard Wagners, und nahm in ihrer Villa Quartier. Und jedesmal kehrte er mit interessanten, hochbezahlten Aufträgen nach Rom zurück - die Entwürfe, nach den lebenden Modellen geformt, reisten ihm nach, um im Atelier in Marmor zu entstehen.

In seinen Aufzeichnungen sind Kunden aus vielen deutschen Städten eingetragen; wir finden auch wiederholt Eintragungen von Lieferungen innerhalb Italiens und Namen von Kunden in Amsterdam, Brunn, Wien und Graz, Paris, London und Manchester, St. Petersburg und Moskau, auch „Lotz in russisch Polen“ (Lodz), Stockholm und Norwegen (ohne Ortsbezeichnung). Selbst nach Übersee reisten seine begehrten Bildhauerwerke, so nach San Francisco, New York und Philadelphia, ja sogar nach Melbourne in Australien.

Kopf war schon wiederholt in Baden-Baden gewesen und hatte für seinen Gönner, den Großherzog von Baden, bildhauerische Aufträge ausgeführt. In Baden-Baden, dem internationalen Kurort der Aristokratie, nahm Kopf auch oft mit Frau und Töchtern Aufenthalt, wenn die Sommerhitze unerträglich auf Rom lastete. Dort hatte er Freunde und Gönner, die ihn und seine Familie aufnahmen und ihm auch Räume zum Modellieren zur Verfügung stellten.

Das Jahr 1874 bekam für ihn eine ganz besondere Bedeutung. In Baden-Baden begegnete er zum ersten Male Kaiser Wilhelm I., der auch gleich von ihm modelliert zu werden wünschte. Diese Begegnung war für Kopf ein unvergessliches Ereignis. In seinen Erinnerungen berichtet er ausführlich und für den heutigen Leser pathetisch darüber. Auch Kaiserin Augusta und andere Mitglieder der kaiserlichen Familie hat er später wiederholt porträtiert.

Im gleichen Jahre bot ihm der Großherzog an, unentgeltlich ein Atelier zu bauen. Kopf berichtet, wie es während einer Sitzung für ein Relief des Großherzogs und der Großherzogin dazu kam: „Kopf“, sagte der Großherzog, „Sie müssen alle Jahre nach Baden kommen. Es ist wohl der allgemeine Wunsch, und ich glaube auch, daß Sie dabei auf Ihre Rechnung kommen werden.“ „Gewiß, Königliche Hoheit, aber dazu brauche ich ein Atelier.“ „Dafür werde ich sorgen, sagen Sie bloß, wohin Sie dasselbe gebaut haben wollen.“

Noch im gleichen Jahre war Baubeginn, im folgenden Fertigstellung und Einzug des Künstlers. Zum Dank fertigte Kopf als Erinnerung an den 25. Besuch des Kaisers in Baden-Baden eine Kolossalbüste, die noch heute mit der später geschaffenen Büste der Kaiserin Augusta im Kurpark aufgestellt ist.

In diesen Sommermonaten reiste Kopf viel in Deutschland, oft auch zu seinem Gönner, dem Fürsten von Fürstenberg, nach Donaueschingen und Heiligenberg, und er berichtet auch über einen Tag, den er gemeinsam mit Viktor von Scheffel verbrachte. Berthold Auerbach besuchte seinen schwäbischen Landsmann oft in seinem Atelier „und wußte immer anregend zu erzählen“. „Modellieren Sie mich“, sagte er einmal zu mir, „ich bin nicht reich, meine Weiber brauchen zu viel Geld. Ich gebe Ihnen aber meine sämtlichen Werke, es sind 40 Bände.“

1894 schenkte Josef von Kopf das Atelier in der Werderstraße 3 mit dem gesamten Bestand an Kunstwerken und der Einrichtung an den Markgrafen von Baden unter der Bedingung, daß die Räume allezeit unverändert der Öffentlichkeit zugänglich bleiben müßten. Die noch existierende Schenkungsurkunde beziffert den Wert mit 126 312 Goldmark.

Bei der Schenkung im Jahre 1894 erschien ein kleiner Katalog, in dem alle Werke einzeln aufgeführt wurden: 7 Gruppen und Statuen in Marmor; eine Gruppe in Stuck; 2 Idealbüsten in Marmor; ein Marmor-Relief; 6 Entwurfsskizzen; 42 Stuck-Büsten; 3 Idealbüsten in Stuck; 92 Stuck-Reliefs; 2 Bronze-Büsten. Hinzu kamen noch eine ganze Anzahl Gemälde, die ebenfalls zu der Stiftung gehörten.

Zwischenzeitlich ist das Gebäude längst einem anderen Zweck zugeführt: die jüdische Gemeinde Baden-Baden hat heute dort ihren Betsaal. Die Kopfschen Werke waren Jahrzehnte im Schloß Baden-Baden deponiert und wurden im vergangenen Jahr in das Badische Landesmuseum Karlsruhe überführt. Die bei der Übernahme durch das Badische Landesmuseum durchgeführte Inventarisierung ergab, daß die Bestände weitgehendst erhalten geblieben sind.

Zwei Seiten seiner Autobiographie „Erinnerungen eines Bildhauers“ sind dem Thema „Kunst sammeln“ gewidmet. Er spricht hier von seiner „sehr bescheidenen Kunstsammlung“, „denn alles ist mir recht, wenn es nur wirkliche Kunst ist“. Es wurde Kopf nachgesagt, ein untrügliches Gefühl für gute Kunst zu besitzen. „Kunst ist reine Gefühlssache, und über Kunst sollte man sich nicht streiten; denn Worte tun es hier nicht“. In seiner Sammlung befanden sich Gemälde zeitgenössischer Künstler, wie Feuerbach, Achenbach, Lenbach und vieler anderer deutscher und italienischer Maler. Verschiedene Kopf-Porträts, u. a. von Passini, Lenbach, Böcklin und Herkommer, hingen bei Bildern großer Meister der Renaissance und des Barock.

Daß seine Kunstsammlung alles andere als „sehr bescheiden“ war, macht ein Versteigerungskatalog aus dem Jahre 1959 deutlich, der nicht weniger als 1672 Nummern aufführt. Es handelt sich um den Anteil der Tochter Anna aus der Kopfschen Kunstsammlung. Nägele schreibt von einer arg gelichteten Sammlung; zwei weitere Töchter, Olga und Martha, erbten ja ebenfalls aus ihr. Martha war mit dem Bildhauer Hugo Berwald (Schwerin 1863-1937) verheiratet. Im Katalog sind u. a. Bilder von Francesco Guardi, Guido Reni, Jacobe Borgonone, Francesco Zuccarelli, Fra Bartolomeo und viele andere von großen Künstlern genannt. Die Auktion fand vom 9. bis 23. März statt. Seine Sammlung römischer und griechischer Münzen wurde bei Jacob Hirsch in München versteigert. Sie hatte 699 Katalog-Nummern. Der höchste Aufrufpreis war damals 7600 Mark.

Josef von Kopf hatte erreicht, was er sich als junger Mann vorgenommen hatte; er war berühmt und reich geworden. Dieses Ziel hatte er stets im Auge. Vielleicht, so muß man sich fragen, gehörte er auch heute noch zu den Unvergessenen, hätte er weniger der offiziellen Kunst gedient, wäre er nicht der Bildhauer der Fürsten, Könige und Kaiser geworden. Die Angst vor der Armut, die seine Jugend bedrückte, zwängte ihn in seine Rolle. Hochgeehrt zu Lebzeiten, wurde er doch bald nach seinem Tode vergessen.

Kopf starb am 2. Februar 1903 in Rom. Eine schwere Lungenentzündung raffte ihn in wenigen Tagen dahin. Weil er sich im Widerspruch zu seiner Religion in dem kurze Zeit vorher fertiggestellten Krematorium verbrennen ließ, wurde er nicht auf dem Friedhof der deutschen Katholiken, dem Campo Santo Teutonico, der sich direkt beim Petersdom befindet, beerdigt, sondern auf dem Friedhof der nichtkatholischen Christen bei der Cestius-Pyramide. Durch den Prozeß Schäffer, der ihn tief gedemütigt hatte und bei dem er eine Rechtsprechung kennenlernte, die seiner Meinung nach korrupt und inhuman war, hatte sich der einst tiefgläubige Katholik eine kritische Einstellung zugelegt.

Das von ihm selbst geschaffene Grabmal mit einer Selbstporträt-Bronzebüste trägt auf einer Bronzeplatte die Inschrift:

Hier ruht die Asche  
Josef von Kopf  
Bildhauer und Professor  
Als Bauernsohn geboren zu Unlingen in  
Württemberg den 10. März 1827  
Zu Fuß nach Rom gewandert 1852  
Dasselbst gestorben den 2. Februar 1903  
Bis zum letzten Atemzuge rastlos schaffend  
im Reiche des Schönen  
Beweint von der Gattin, den Kindern und  
den Schwestern.

## Das Werk

Die Nachforschungen des Verfassers nach dem verbliebenen Werk Josef von Kopfs erstreckten sich vorwiegend auf öffentliche Sammlungen in beiden Teilen Deutschlands; doch liegen auch, wie an anderer Stelle berichtet, Nachrichten aus der Eremitage in Leningrad und Museen Roms vor. Viel schwieriger dürften jedoch weitergehende Forschungen nach Werken in Privatbesitz sein. Ein Beispiel hierfür:

Am 13. April dieses Jahres wurde bei Christie's in London unter Katalog-Nummer 147 eine Ceres-Büste, signiert und datiert „J. Kopf. Ro. 72“, versteigert. Ein Vergleich mit den persönlichen Aufzeichnungen des Künstlers ergab zweifelsfrei, daß es sich um eine Büste „Sommer“ handelt, die der Künstler zusammen mit einer Büste „Frühling“ im Jahre 1872 für eine Familie Benzon in London schuf.

Die Beschreibung erhaltener Werke Josef von Kopfs soll mit dem Geburtsort Unlingen beginnen.

Was Unlingen betrifft, so war in der Pfarrkirche außer einem Taufbecken der Erbauungszeit noch ein zweites aus carrarischem Marmor mit Ranken und Puttenköpfen von Josef von Kopf aus dem Jahre 1894 aufgestellt. Dieses wurde anlässlich der letzten Kirchenrenovation entfernt. Auch wenn der Taufstein nicht im Stile des Barock, sondern klassizistisch ist, muß man die Entfernung bedauern, denn es ist schwer vorstellbar, daß er störend gewirkt haben soll. Da der Taufstein zwar zerlegt, aber doch noch komplett vorhanden ist, steht einer Wiederaufstellung nichts im Wege. Eine Marmorbüste, überlebensgroß den Künstler darstellend, befindet sich ebenfalls in Unlingen. Leider ist sie durch Kinderhand beschädigt worden (Nase und ein Ohr abgeschlagen). Sie ist signiert J. Kopf Se Ip. Fec. Roma MDCCCLXXXIX. Diese Büste wurde im Jahre 1889 für die Künstlergalerie der Bibliothek der Baronin Cramer-Klett in München ausgeführt. Eine baldige Restaurierung der Büste wird von Bürgermeister Koch, Unlingen, angestrebt.

Im Braith-Mali-Museum Biberach gehört ein 40 cm großes Stuck-Relief-Medaillon, Malvida von Meysenbug darstellend, zum ständigen Ausstellungsgut in der Abteilung Bildhauerei des 19. Jahrhunderts. Das ausdrucksvolle Porträt einer älteren, wohl energischen Dame ist signiert und mit der Jahreszahl 1896 versehen. Im Gegensatz zu dieser reifen und gekonnten Arbeit wirkt das Frühwerk „Sitzender Christus“ in der Bussenkirche etwas steif und nazarenisch.

An der Chor-Außenwand der Pfarrkirche St. Clemens in Betzenweiler, dem letzten Wohnort seiner Eltern, ist ein 64 x 55 cm großes Marmor-Epitaph für seine Geschwister Andreas (1838-1860) und Crescentia (1832-1860) angebracht. Antikisierend ist ein Genius mit Posaune dargestellt. Die Inschrift lautet: „Es wird die Posaune erschallen und die Toten werden auferstehen“.

In der einstigen Residenz Stuttgart befand sich eine große Zahl Kopf'scher Werke, die durch Kriegseignisse sehr dezimiert wurden. Im Neuen Schloß sollen sich nach Auskunft der Schloßverwaltung keine Arbeiten mehr befinden. Auch in der Villa Berg, dem Sitz des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart, die durch Bombenschaden völlig ausgebrannt war, und im Schloß Rosenstein ist nichts mehr vorhanden. Gesichert ist, daß für Schloß Berg die überlebensgroße Figur „Ingeborg mit dem Falken“, die sich heute im Städtischen Lapidarium befindet, geschaffen wurde. Dort ist auch eine 59 cm hohe Halbfigur in Marmor „Marta“ mit Inschrift „Tanagra“, signiert, J. Kopf fec. Roma 1889“, aus der Villa Gemmingen ausgestellt.

Das Stadtarchiv Stuttgart bewahrt eine 56 cm große Stuckbüste König Karls, signiert „J. Kopf. Roma“, und eine zugehörige der Königin Olga in derselben Größe, signiert „J. Kopf fec. 1864 Roma“. Ebenfalls dort befindet sich eine kleinere, 41,5 cm hohe Marmorbüste der Königin. Eine identische, „J. Kopf Rom 1866“ signierte Büste ist im Schloß in Friedrichshafen aufgestellt.

Über die Pietà im Marienhospital Stuttgart wurde schon an anderer Stelle berichtet. Offensichtlich ließ sich Kopf nach dem Bruch der Beziehungen zum Königshaus im Jahre 1873 mit der Fertigstellung Zeit, denn sie ist 1877 datiert. Zunächst als Geschenk der Königin für eine katholische Kirche Stuttgarts vorgesehen, wurde die Pietà dann 1890 aufgestellt; anlässlich der Feierlichkeiten zur Einweihung des Marienhospitals am 21. Juni 1890 erfolgte auch die Benediktion der Pietà. Die Figurengruppe, die noch heute am selben Platze steht, mißt in der Höhe 2, in der Breite 1,35 und in der Tiefe 1,25 m. Im Gegensatz zu der ersten sakralen Plastik für die Bussenkirche ist die Stuttgarter Pietà in naturalistischer Auffassung gearbeitet.

Das Württembergische Landesmuseum Stuttgart erwarb in den Jahren 1981-1983 vier Werke von Kopf. Es handelt sich um ein männliches Marmorrelief-Bildnis, signiert und 1880 datiert, eine Porträt-Büste „Emmy Graff“, signiert und 1874 datiert, das ovale Bronzerelief-Bildnis „Theresia Brinckmann“ aus dem Jahre 1883 und eine 4,75 x 36 cm große Bronze-Reliefplatte seiner Tochter Olga, Martha und Anna aus dem Jahr 1884. Die Tatsache, daß das Landesmuseum diese Ankäufe getätigt hat, läßt die Hoffnung keimen, daß die Wertschätzung der Kopfschen Bildhauerkunst wieder im Steigen begriffen ist.

Die Staatsgalerie Stuttgart verwahrt eine 50 cm hohe, marmorne Selbstporträtbüste Kopfs aus dem Jahre 1864 und die einzige bekannte, 24,2 x 16,3 cm große Entwurfzeichnung in Bleistift auf bräunlichem Papier „Sirene auf einem Felsen sitzend von der Rückseite gesehen“, bezeichnet J. Kopf.

Bekannt ist der Brunnen am Eingang zum Schloßbezirk von Heiligenberg mit zwei Figuren regierender Fürsten zu Fürstenberg, die von zwei in Bronze gegossenen Adlern flankiert sind. Diese beiden ca. 1 m hohen Adler, deren Blicke zu den beiden Figuren gewandt sind, formte Kopf im Jahre 1884 und ließ sie in Rom im selben Jahr in Bronze gießen. In den Privaträumen der fürstlichen Familie befindet sich eine sehr anmutige, etwas unterlebensgroße Nympe mit Eidchse, auf einem Stein sitzend, darunter ein liegender Wasserkrug, vielleicht die Quellnympe Egeria, von Kopf signiert und 1877 datiert. Dieselbe Figur, jedoch vermutlich in vergrößertem Maßstab, stand einst im Neuen Schloß in Stuttgart im Sommersaal. Andere einstmals nach Heiligenberg gelieferte Arbeiten befinden sich heute im Museum bzw. im Schloß zu Donaueschingen.

Die wohl bedeutendste Sammlung, auch von der Anzahl der Werke her, befindet sich heute im Badischen Landesmuseum Karlsruhe. Diese bereits erwähnten Werke stammen aus dem Atelier Josef von Kopfs in Baden-Baden und wurden später der Zähringischen Sammlung einverleibt, von wo aus sie - wie bereits berichtet - nun in das Landesmuseum gelangten.

Im Römermuseum Hildesheim befand sich einst die Marmorfigur einer hingekauerten, trauernden griechischen Sklavin, ein sehr interessantes Werk, das in Aufnahmen überliefert ist. Im Jahr 1945 erlitt das Museum Kriegsschäden. Zu den Verlusten gehörte auch die Sklavin. Nur der Kopf, mit der das Gesicht bedeckende Hand, ist erhalten geblieben. Auch in Museen der DDR werden eine Anzahl von Arbeiten Kopfs verwahrt. Die Nationalgalerie Berlin-Ost besitzt zwei Marmorbüsten Wilhelm I. von 1886 in der häufigsten Darstellung, in Uniform und Mantel, dessen Revers weit abstehen und so den Uniformrock über der Brust sichtbar machen. Eine 10 Jahre früher entstandene Kaiserbüste ist in ihrer Drapierung malerischer. Der Mantel wie eine antike Toga, mit einer Spange auf der rechten Schulter zusammengehalten, läßt fast nichts von der Uniform sehen. Auch eine signierte, aber nicht datierte Marmorbüste der Kaiserin Augusta, wohl aus den letzten Lebensjahren der Kaiserin, befindet sich dort.

Das Museum der Bildenden Künste in Leipzig besitzt zwei mit grauem Marmor eingefaßte Reliefs aus carrarischem Marmor, bezeichnet J. Kopf 1876, „Musik“, ein sitzender Rückenakt mit einem Pan-Flöte spielenden Putto, und „Tanz“, ein Seitenakt mit übergeschlagenem rechten Bein, auf dem ein Putto in tanzender Bewegung steht. Als „Das Töchterlein des Goldschmieds, das Ringlein betrachtend“, wird eine 86,5 cm große Marmorfigur bezeichnet. Kopf selbst nannte diese Arbeit, die er 1872 für Frau Felix in Leipzig schuf, „Königstochter aus dem Taucher“. Eine Büste aus Seravezzamarmor, signiert und 1871 datiert, stellt den Landschaftsmaler Friedrich Preller d. Ä. dar. Eine seiner Büsten Wilhelm I., aus dem Jahre 1864, besitzt auch die Kunstsammlung zu Weimar. Außerhalb Deutschlands sind zur Zeit nur einige wenige Stücke in Museen bekannt. Das Museo Barracco in Rom besitzt das Marmor-Relief des Johann Oskar Pauvert de la Chapella und das Museo di Roma die Marmorbüste des einstigen Leiters des Archäologischen Instituts in Rom, Wilhelm Henzen († 1887). Das Munizipium, die Stadtverwaltung Roms, ehrte den deutschen Gelehrten im Jahre 1885 zu seinem 70. Geburtstag mit der Aufstellung der Büste im Kapitolschen Museum im Saal der Vasen (Göttersaal).

In der Eremitage in Leningrad werden drei Werke Kopfs aufbewahrt. Die lebensgroße, signierte und 1862 datierte „Tänzerin“ wurde von Prinzessin Olga Nikoljewna, der Zarentochter und späteren Königin von Württemberg, bestellt und ist seit 1863 in der Eremitage aufgestellt. Eine Büste aus Marmor, Nadesh-da M. Polowzewa darstellend (1865), wurde 1926 aus dem Stiglitz-Palais in Leningrad erworben. Die Identität des „Brustbilds einer jungen Frau“, einer 60 cm großen, 1877 signierten Marmorbüste, die das Museum 1962 erwarb, konnte anhand der persönlichen Aufzeichnungen des Künstlers zweifelsfrei geklärt werden. Es handelt sich um die 1854 geborene Großfürstin Marie, Tochter des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, die mit Großfürst Wladimir von Rußland vermählt war und 1920 gestorben ist.

Wohl einmalig dürfte die ständige Präsentation Kopfscher Werke in der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlung in Donaueschingen sein. In den Schauräumen und im Treppenhaus befinden sich neben Bildern bedeutender Meister wie Holbein d. Ä., Lucas Cranach d. Ä. und des Meisters von Meßkirch neun Meisterwerke von Kopf. Die vier Jahreszeiten sind als Ganzfiguren halblebensgroß dargestellt. Der 1880 aus Marmor geschaffene, 85 cm hohe „Frühling“ ist ein anmutig schreitendes Mädchen mit einem blumengefüllten Tuch. Des „Sommers“ Haltung, Gesichtsprofil und Haartracht sind klassisch; die ebenfalls 1880 gearbeitete, 84 cm große Figur zeigt eine aufrecht stehende Frauengestalt mit Früchtekorb. Der „Herbst“ wird durch Diana, die Göttin der Jagd, symbolisiert, zu deren Füßen ein erlegter Vogel liegt. Auch wenn die Züge der Diana etwas natürlicher sind, ist die Gestalt nach der Antike geschaffen. Zu den schönsten Figuren gehört der naturalistische „Winter“, ein gegen den kalten Winterwind gehendes Mädchen. Der Wind presst das Kleid gegen den Körper und zeichnet die Konturen. Eine Hand ist in das Schultertuch geschoben, das sie mit der anderen an die Brust preßt; ihr Kleid flattert im Wind. Zu dieser Figur dürfte dasselbe Modell wie zur „Tänzerin“ der Eremitage gestanden haben. Beide Figuren sind sich auch in der künstlerischen Auffassung sehr ähnlich. Lebensgroß ist die Muse „Erato“, im Jahre 1889 in Rom geschaffen, und unterlebensgroß (113 cm) die Muse „Thalia“. Sehr reizvoll ist die „Amorette mit Falter“ (Marmor, 141 cm, signiert J. Kopf, Roma, fec. 1896): ein junges Mädchen in faltenreichem Gewand mit zwei Schmetterlingsflügeln beobachtet einen Falter, der sich auf ihrem abgewinkelten rechten Arm niedergelassen hat.

Im Vestibül steht die Monumentalbüste von Fürst Carl Egon III. aus dem Jahre 1893. Zwei Marmorreliefs von Personen der fürstlichen Familie sind ebenfalls in der Sammlung. Eine Büste Wilhelms I. befindet sich in den nicht zugänglichen Räumen.

Im Fürstlich Fürstenbergischen Schloß-Museum, das im Donaueschinger Fürstenschloß untergebracht ist und neben Mobiliar des 17. bis 19. Jahrhunderts Bilder, Goldschmiedearbeiten, Porzellan und Gobelins zeigt, sind verschiedene Porträtbüsten, die Angehörige der fürstlichen Familie darstellen. Hier in diesen fürstlichen Räumen, für die die Werke Josef von Kopfs geschaffen wurden, kommen sie auch besonders gut zur Geltung.

Gelegentliche Museums-Ankäufe werden noch keinen Anstieg der Popularitätskurve signalisieren. Doch mögen sie aber dazu beitragen, daß diesem aus unserer engeren Heimat stammenden Künstler wieder ein angemessener Platz unter den deutschen Bildhauern zugewiesen wird!

7. Jahrgang – Heft 1 – Seite 37

## ...und ein Ei zu 40 000 000 000 Mark!

### Inflationsgeldscheine aus dem Gebiet des heutigen Landkreises Biberach

Von Gerd Maier, Biberach

Anfangen hatte es noch verhältnismäßig harmlos, nämlich im Ersten Weltkrieg, als man aus Mangel an Buntmetall das Münzgeld der Rüstung zuführte und Groschen wie Pfennige sozusagen über Nacht aus den Geldbeuteln verschwanden. Der Not gehorchend wurde den Städten das seit Jahrhunderten entzogene Recht der Münzhoheit wiedergegeben, und die oberschwäbischen Städte und Amtskörperschaften (Oberämter) ließen eigene Pfennige aus Eisen oder Zink prägen. Die düsteren Münzen paßten zwar gut in das letzte Kriegsjahr, die Bürger aber fanden an dem Eisengeld keine rechte Freude. Verschiedene Städte wählten deshalb eine dem Auge gefälligere Lösung und brachten niedliche kleine Geldscheine in Umlauf.

Für die Stadt Biberach druckte die Stuttgarter Firma Stähle & Friedel zwei verschiedene Papierchen, Gutscheine über 10 Pfennig (Abb.1) und 50 Pfennig, die am 1. Januar 1918 erstmals ausgegeben wurden und zwei Jahre galten. Der Königliche Hoflieferant und Tapezier Emil Pfeffer, damals gerade nebenberuflich kriegsfreiwilliger Zeichenlehrer an der Knabenschule, hatte die künstlerische Gestaltung der Miniaturbanknote übernommen: die Vorderseite schmückte er mit dem Stadtwappen, die Rückseite mit einer rankenumspinnenen Ansicht des Gigelbergs. 150 000 dieser Zehnpfennig-Scheine wurden ausgegeben, ferner 50 000 etwas größere zu 50 Pfennig. Sei es, daß das stadteneigene Papiergeld den Bürgern als Sammelobjekt zu sehr gefiel oder das Material zu wenig haltbar war – jedenfalls wurden im Oktober des Jahres 1918 nochmals jeweils 100 000 Stück nachgedruckt. Nur der Sammler kennt heute noch den Unterschied zwischen den beiden Ausgaben; bei der zweiten Serie läßt der Biber seinen Schwanz heraldisch korrekt nach unten hängen, während er auf Pfeffers erstem Entwurf noch fröhlich nach oben weist. Am 10. November 1919 wurden die Scheine zum Umtausch aufgerufen und genau 336 182 Stück kamen zurück, um im städtischen Gaswerk verbrannt zu werden.

Vier Jahre später dachte man bereits in ganz anderen Größenordnungen, denn die Inflation hatte das Laufen gelernt: im Januar 1919 stand der US-Dollar noch oder schon bei 8 Mark, Anfang Februar 1923 war er bei 40 000 Mark angelangt, im August übersprang er die Millionengrenze, und im November wurde mit 4 200 000 000 000 Mark (= 4,2 Billionen) schließlich ein trauriger Höchststand erreicht. Zwei Beispiele zum besseren Verständnis dieser Summe, falls dies bei solchen Dimensionen überhaupt noch möglich ist: eine Billion in Markstücken, das wären 3 600 Eisenbahnzüge mit je 60 Waggons zu je 25 Tonnen, alle randvoll beladen mit den Münzen. Oder anders ausgedrückt:

1 000 000 000 000 Sekunden	(1 Billion Sekunden)
= 17 000 000 000 Minuten	(17 Milliarden Minuten)
= 277 000 000 Stunden	(277 Millionen Stunden)
11 000 000 Tage	(11 Millionen Tage)
31 710 Jahre	(31 Tausend Jahre).

Die höchsten Wertangaben auf Inflationsscheinen der Reichsbank lagen bei 100 Billionen Mark - verständlich, daß in der Reichsdruckerei die Pressen heiß liefen, ohne daß man mit dem Tempo der Inflation Schritt halten konnte. Überall im Land wurden private Druckereien zum 24-Stunden-Betrieb unter Polizeiaufsicht dienstverpflichtet, doch selbst dies reichte bald nicht mehr aus und die lawinenartig anwachsende Geldentwertung machte es den Städten und größer-

en Firmen zunehmend schwer, ihre angestellten Millionäre auszuzahlen. Immerhin kostete an Allerheiligen 1923 das Glas Bier 4 Milliarden, zwei Wochen später bereits das Vierfache und am Monatsende sage und schreibe 200 Milliarden Mark. Eine Drei mit zwölf Nullen dahinter zahlt man Ende November 1923 für ein Pfund Fleisch („Darf's für 300 Milliarden mehr sein?“) und ein ordentliches Vesper war unter 2 Billionen nicht zu bekommen.

Für die Stadt Biberach begann die Talmi-Münzhoheit der Inflationszeit am 17. August 1923, als der Gemeinderat „die Ausgabe von städtischem Notgeld zunächst bis zum Höchstbetrag von 200 Milliarden Mark“ beschloß. Vorgesehen war die Ausgabe von 12 000 Scheinen zu einer Million Mark (Abb. 2) - tatsächlich aber stellte die Druckerei von Dr. Höhn, wie sich an den Seriennummern noch vorhandener Scheine nachweisen läßt, mindestens 25 000 Stück her. Der Druck erfolgte in Bogen zu jeweils 16 Nutzen. Der Studienrat Dr. Alfons Knapp hatte den Entwurf zu diesem ersten Biberacher Großgeldschein geliefert: vorne über dem Wappen eine Stadtansicht von Süden her, hinten in rot und grün ein Stilleben mit Geldsack, Millionär und Drachen neben dem Sinnspruch „An Mammons böß Geflüster habe keinen Glauben. Er will Dir Eintracht, Ruh und Frieden rauben“. Nun, der gute Glaube an das gute Geld war schon längst dahin und die Ruhe raubte der Millionenschein einstweilen nur den höheren Chargen der Stadtverwaltung, denn lediglich die Unterschrift von Stadtschultheiß Hammer war mitgedruckt worden und jeder Schein mußte zur Kontrolle zusätzlich von Hand signiert werden. Dies hätte eigentlich der Stadtpfleger Dinsler allein tun müssen, aber bei 25 000 Unterschriften befürchtete man wohl einen Schrei(b)krampf des Beamten, und so halfen ihm die Kollegen des Bürgermeisteramts ebenso wie die Rechner der Bad- und Waschanstalt und des Gaswerks; insgesamt lassen sich 15 verschiedene Namenszüge nachweisen. Sehr selten tauchen diese Scheine ohne Kontrollunterschrift auf, wobei der Vorderseite der Gelbdruck fehlt, so daß ein weißer Biber im blauen Feld steht. Wahrscheinlich sind es Probedrucke, die nie zur Ausgabe gelangten.

Der andere Auftrag an Dr. Höhn, als Kleingeld doch noch 16 000 Scheine zu nur 500 000 Mark (Abb. 3) zu drucken, wurde wegen der starken Nachfrage vom Bürgermeister kurzerhand verdoppelt. Den Entwurf zu dieser Note hatte der Apotheker Adalbert Jena besorgt und er wählte im Gegensatz zu Knapps finsterner Allegorie mehr heiter stimmende Motive, vorne den Wieland im Lorbeerkranz zwischen Ulmer Tor und Marktplatz, hinten zwei Biber mit Stadtwappen und fahnen. Beide Künstler erhielten als Anerkennung jeweils fünf Millionen Mark eigenen Designs und damit das höchste jemals von der Stadt gezahlte Honorar. Sie bekamen ihr Geld allerdings erst Anfang September, als man dafür bereits kein Kilo Fleisch mehr kaufen konnte...

Aber die Inflation legte an Tempo zu und zwang den Bürgermeister, am 2. Oktober 1923 eine neue städtische Geldnote vorzustellen, diesmal entworfen von Julius Baur. Mit 13 gegen 7 Stimmen beschloß der Gemeinderat „Notgeld in Höhe von 750 Milliarden Mark, und zwar in Stücken zu 50 Millionen in möglichst einfacher Form auszugeben“. 15 000 Noten hatte der Stadtrat bewilligt, den Seriennummern zufolge aber wurde von diesen grünen Scheinen mindestens ein Drittel mehr gedruckt und vom 5. Oktober an ausgegeben (Abb. 4). Erstaunlicherweise erschien mit dem gleichen Datum in einer Auflage von wahrscheinlich 60 000 Stück ein braunes Papier über 1 Milliarde Mark (Abb. 5). Beide Scheine sind bis auf die unterschiedliche Wertangabe gleich: die Vorderseite zeigt eine ovale Vedute des Ulmer Tors, die einem Prospekt der beauftragten Firma Dr. Karl Höhn zufolge ursprünglich rechts der Schrift stand, bei der Ausführung dann aber nach links gerückt wurde. Auf der Rückseite manipuliert ein geflügeltes Teufelchen eine Goldwaage zugunsten des Papiergeldes, daneben steht der bissige Spruch „Wir haben jetzt an prächtig Geld - der Teufel ihm die Waage hält“. Dem Volk, das diese Scheine schon nach wenigen Tagen zum Teufel wünschen sollte, war da wohl aus der Seele gesprochen.

Wertbeständiges Notgeld, etwa auf Goldbasis, das war es, an das der Bürgermeister dachte, als er die ortsansässigen Betriebe und Banken zur konzertierten Aktion lud, doch man konnte sich nicht einigen und so wurden die kaum abgekühlten Druckpressen erneut gestartet und lieferten der Stadt am 27. Oktober „Gutscheine über 20 Milliarden Mark“ und am 5. November solche über hundert Milliarden (Abb. 6). Künstlerische Gestaltung hat bei solchen astronomischen Werten nichts mehr zu suchen, und so sind diese beiden zahlenmäßig höchsten Noten der Stadt nur noch schmucklose, bedruckte Papierstreifen. Am 24. November wurden sie bereits wieder zur Einlösung aufgerufen und mit der Einführung der Rentenmark eine Woche später hatte der ganze Spuk ein Ende.

Außer der Stadt selbst brachten aber auch die Banken „eigenes“ Inflationsgeld in Umlauf, so die Biberacher Oberamtssparkasse, welche Ende Oktober Scheine über 5 und 10 Milliarden herausgab, denen im November ein Wert über 100 Milliarden folgte. Die vielen Nullen scheinen Betrügern die Arbeit erleichtert zu haben, denn die Sparkasse sah sich am 10. November genötigt, in einer Zeitungsanzeige zu warnen: „Wir bitten, die von uns mit Maschinenschrift ausgefertigten Barschecks alsbald, spätestens bis 17. Novbr. bei unserer Kasse zur Einlösung zu bringen. Da bei einem Scheck der Fall einer Fälschung festgestellt ist, welche von einem Außenstehenden durch Abänderung der Ziffern vorgenommen wurde, haben die Empfänger dieselben aufs Genaueste zu prüfen, wobei besonders zu beachten ist, daß Stücke über 200 Milliarden nicht in Umlauf sind“. Scheine über eine und fünf Billionen widerlegen allerdings die selbstauferlegte Beschränkung.

Bei dem Wettrennen mochte dann auch die Gewerbebank nicht zurückstehen, die bereits am 4. August 1923 mit einem Scheck über 1 Million den Reigen der Biberacher Inflationsgeldscheine standesgemäß eröffnet hatte. Zwei Wochen später folgte ein vergleichsweise bescheidenes 200 000-Mark-Papier, dann aber lieferte die Druckerei von Dr. Höhn Eigenschecks der Gewerbebank, datiert vom 15. November und lautend auf die Unsumme von 10 Billionen Mark (Abb. 7). Dieser Gigant schien nun doch zu hoch gegriffen, denn fünf Tage später erfolgte die Ausgabe eines Scheins über „nur“ 1 Billion. 10 Billionen (10 000 000 000 000 Mark) solche zweifelhaften Spitzenwerte findet man in Württemberg sonst nur noch in Freudenstadt, Gaildorf, Ravensburg, Waldsee und Weingarten. Auch größeren Firmen wurde gestattet, eigenes Geld zu drucken, um die Lohntüten ihrer Mitarbeiter nicht völlig leer lassen zu müssen. Heute sind solche Firmenscheine trotz ihres oft recht schlichten Äußeren gesuchte Sammelobjekte, denn die Betriebe bemühten sich nach der Einführung der Rentenmark, diese Erinnerungen an eine unselige Zeit möglichst rasch von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Erst in unseren Tagen gilt es etwa bei den Werksangehörigen von Mercedes-Benz als fein, sich ein paar Milliarden „Daimlergeld“ in die gute Stube zu hängen.

Der Bezirksverband Oberschwäbischer Elektrizitäts-Werke, als OEW Vorläufer der EVS, hatte im Februar 1923 eine Anleihe von 400 Millionen Mark aufgenommen, worüber sechszehnteilige Teilschuldverschreibungen in Werten zwischen 1000 und 20 000 Mark ausgegeben wurden. Diesen aktienähnlichen Papieren folgten am 18. August kleine, einfarbig bedruckte Noten über 500 000, 1 Million (Abb. 8) und 2 Millionen Mark, später dann über 5 Millionen sowie über 20 und 50 Milliarden.

„Bekanntmachung. Im Hinblick auf die derzeitige Zahlungsmittelnot haben wir uns veranlaßt gesehen, Gutscheine über zwanzig (Abb. 9) und fünfzig Milliarden auszugeben, die nach Beendigung der Zahlungsmittelknappheit eingelöst werden...“, verkündete am 5. November 1923 im Auftrag der Firma Biberacher Metallwarenfabrik (vorm. Otto Schlee) der „Anzeiger vom Oberland“.

Die Gutscheine von OEW und Schlee waren recht biedere, nur einseitig bedruckte Papierstücke, denen die Druckerei Dr. Höhn durch eine umlaufende Zierleiste ein halbwegs amtliches Aussehen verliehen hatte. Da gaben die Gutscheine über 50 und 100 Milliarden (Abb. 10), welche die Firma Franz Jauch AG am 5. November herausbrachte, mehr her, denn man hatte außer zwei verschiedenen Randleisten auch noch etwas für die Kunst übrig und gestaltete die Rückseite mit einem blaßgrünen, von Blumen eingerahmten Panorama des Gigelbergs, wie es etwa vom Firmensitz an der Theaterstraße aus zu sehen war (Abb. 11). Buchau, die nächstgelegene Stadt, gab selbst kein Notgeld heraus, obwohl man noch gegen Kriegsende Überlegungen angestellt hatte, wie dem Mangel an Geldnoten abzuwehren sei. Eine geplante Serie von sechs Scheinen gelangte nicht offiziell zur Ausgabe und obgleich die Noten zwischen 50 Pfennig und 3 Mark reizvoll mit ortsbegrenzten Motiven wie Pfahlbauern und einer Szene aus Wallensteins Lager („und Ihr seid auch nicht aus der Näh' - ich bin von Buchau am Federsee“) illustriert waren, sah die Stadt von einer Ausgabe ab. Also übernahm der Buchauer Verein für Altertumspflege und Heimatkunde die Scheine und widmete vom 23. Juni 1921 an die Kuriosität gegen Gebühr seinen Mitgliedern. Goldene Zeiten, als der Kassier mit solchen Ideen die Kasse noch zu füllen vermochte...

In Buchau schrieb die Nebenstelle der Gewerbebank Biberach am 24. und 25. August 1923 nur Schecks über 500 000 Mark aus, dagegen brachte es die ortsansässige Trikotfabrik Hermann Moos zwischen dem 3. August und dem 22. November auf 13 verschiedene Lohnschecks von 100 000 Mark bis zum Wert von einer Billion. Und weil dies noch nicht genügte, lieferten die Vereinigten Buchdruckereien Buchau-Schussenried-Aulendorf der Trikotfabrik zusätzlich vier verschiedenfarbige Papiernoten, Gutscheine über 5 (Abb. 12), 10, 20 und 50 Millionen Mark.

In Burgrieden bei Laupheim hatte das Kriegsende die Umsätze der Munitionsfabrik und Flugzeugwerft von Walther Steiger schrumpfen lassen. Auch 1000-Mark-Aktien vom April 1921 hatten auf Dauer nicht über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten hinweg und so verlegte sich die Firma - ausgerechnet im Jahr der Hochinflation auf die Automobilproduktion, um dann vier Jahre später die Tore endgültig schließen zu müssen. Mitte August 1923 erhielten die Arbeiter Gutscheine zwischen 100 000 (Abb. 13) und 1 Million Mark, bis sich Ende Oktober die Firma gezwungen sah, bei Dr. Höhn Noten über 10 und 20 Milliarden drucken zu lassen, deren Absicherung durch die Reichsbank eine Zeitungsanzeige vom 5. November bekanntgab.

In der Stadt Laupheim selbst verlief die Entwicklung ähnlich wie in Biberach. Den einfachen, von Stähle & Friedel in Stuttgart gedruckten 5-, 10- und 50-Pfennig-Scheinen vom 15. Mai 1917 folgte zwei Jahre später ein recht hübscher Notgeldschein über 50 Pfennig, dessen Rückseite die Stadtsilhouette zeigt. Der Entwurf stammte von Nic Sauer (Essen/Achstetten), die Ausführung besorgte die Laupheimer Buchdruckerei A. Berger, welche ab dem 22. August 1923 der Stadt auch die ersten Inflationsnoten über 100 000 und 500 000 Mark lieferte. Den Laupheimer Höchstwert dagegen, einen grünen Schein über eine Million Mark (Abb. 14) druckte das Konkurrenzunternehmen Carl Böhm.

Die Gewerbebank Laupheim gab, den Zeitläufen angepaßt, ausgesprochen dürftig wirkende Kundenschecks in Stufen zwischen 100 000 und 20 Milliarden Mark heraus, welche nach der Einlösung mittels eines Lochers entwertet wurden. Etwas ansprechender waren die Eigenschecks der Bank gestaltet, denen anscheinend mit Hilfe eines selbstgebastelten Stempels die Werte 50, 100 und 200 Milliarden (Abb. 15) eingefügt wurden. Heute selten geworden wie die 1000 Mark-Aktie vom Februar 1923 ist der einzige Firmengeldschein der Laupheimer Werkzeugfabrik AG (vorm. Jos. Steiner & Söhne), eine Note vom 5. November 1923 über 20 Milliarden (Abb. 16), die von Dr. Höhn hergestellt wurde und in verbeglicher Hoffnung auf stabile Verhältnisse eine Geltungsdauer bis zum Jahresende aufgedruckt erhielt.

Die Stadt Ochsenhausen verfügte vom 27. Oktober 1923 an fünf Wochen lang über eigenes Geld, einfarbige Scheine der Werte 5, 10 und 20 Milliarden, die auf der Rückseite Fotos des Klosterhofs zeigten. Der Not gehorchend ließ man ab Mitte November Scheine im Stückwert von 100 Milliarden nachfolgen, doch war man so in Eile, daß auf einem Teil der Auflage als Einlösedatum versehentlich der 10. Dezember 1912 angegeben wurde (Abb. 17). Von der Teigwarenfabrik Ochsenhausen ist zwar eine „Aktie über eintausend Mark Deutscher Reichswährung“ vom Februar 1923 bekannt. Notgeldscheine dieser Firma jedoch sind bisher nicht aufgetaucht.

In Riedlingen ließ die Oberamtssparkasse bei der Ulrichschen Druckerei gleich 14 verschiedene Geldnoten drucken, deren Werte und Daten sich wie die Kurzfassung der Inflationszeit lesen: 500 000, 1, 2 und 3 Millionen Mark vom 12. August, 10 (Abb. 18) und 50 Millionen sowie 20 und 50 Milliarden vom 28. September; 20 und 50 Milliarden vom 28. Oktober; 100, 300 und 500 Milliarden (Abb. 19) sowie 1 Billion vom 15. November 1923. Alle Scheine sind grafisch ansprechend gestaltet und einseitig mehrfarbig bedruckt. Eine Ausnahme bildet die allererste Note, deren Rückseite ein eigenartiges Motiv ziert: in Orangerot zwei grimmig blickende Männergestalten, Soldat und Arbeiter, zwischen sich einen Wald von Fabrikschornsteinen, den ein wohl gallischer Hahn besetzt hält - eine Anspielung auf die Reparationsleistungen, denen letztendlich die ganze Misere zu verdanken war.

Die Gewerbebank Riedlingen versorgte ihre Kunden vom 29. August 1923 an mit eigenen Noten über 500 000 Mark (Abb. 20), 5 und 10 Millionen, denen im Oktober ein Schein über 250 Milliarden folgte. Die ersten beiden „Bankscheine“, in gelb und blau gehalten, tragen im Unterdruck den wackeren Schwaben mit seinem vom Pfeilen gespickten Schild, dazu die Umschrift „Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben, an dessen Volkes Aufersteh'n. Laß diesen Glauben Dir nicht rauben trotz Allem was gescheh'n“. Bereits ab dem 10-Millionen-Schein aber ersetzte eine neutrale Randleiste die Durchhalteparole. Den Abschluß des Notgelds der Riedlinger Gewerbebank bildete die 1 Billion vom 15. November (Abb. 21).

Schussenried, als Stadt notgeld-abstinent wie das benachbarte Buchau, erhielt die Scheine mit den vielen Nullen durch die staatlich württembergische Torfverwaltung, welche außer einer Reihe von Lohnschecks zwischen 20 000 und 20 Millionen Mark bei den Vereinigten Buchdruckereien eine bunte Palette von insgesamt 18 verschiedenen Gutscheinen in Auftrag gegeben hatte, angefangen mit einer Million vom 25. 9. 1923 und abgeschlossen sechs Wochen später mit einer Billion-Mark. Unter den vielen Zwischenwerten findet sich als Kuriosum ein 10-Millionen-Schein, dessen ursprüngliche Wertangabe das Wettrennen mit der Inflation offenkundig verloren hatte und deshalb den auf eine Milliarde lautenden Überdruck erhielt (Abb. 22).

Heute, wo bereits einstellige Inflationsraten als Schreckensvisionen gehandelt werden, erstaunt uns der Gleichmut, mit welchem im Spätherbst 1923 die wahrhaft chaotischen Verhältnisse ertragen wurden. Der mit wertlosem Papiergeld überfüllte Waschkorb in jedem Haushalt war bitterer, aber nicht mehr schockierender Alltag geworden und für längerfristige Verpflichtungen gab es längst einen grauen Markt. Mit der Ausgabe der Rentenmark wurden die hohen Werte zum Umtausch aufgerufen, die vielen übrigen Scheine wanderten meist ins Altpapier, wenn sie nicht irgendwo auf einem Dachboden liegenblieben, um später den Enkeln der einstigen Papiermilliardäre als Spielgeld zu dienen.

Alle Scheine stammen aus der Sammlung des Verfassers und sind in halber Originalgröße wiedergegeben. Da die Geschichte des württembergischen Inflationsgelds noch nicht in allen Einzelheiten bekannt ist, wäre der Verfasser für ergänzende Hinweise dankbar.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.



7. Jahrgang – Heft 1 – Seite 45

## Ein Musiker mit Krummstab: Reichsprälat Nikolaus Betscher von Rot

Von Gertrud Beck

Die Erstaufführung der Messe in C für Solisten, Chor, Orgel und Orchester von Nikolaus Betscher, dem 45. und letzten Abt des Prämonstratenser-Reichsstifts Rot an der Rot, am Pfingstsonntag des Jahres 1984 in dessen ehemaliger Abteikirche durch Orchester und Chor der Universität Tübingen gibt Anlaß, sich mit einem bisher kaum bekannten Klosterkomponisten des ausgehenden Barockzeitalters zu beschäftigen.

Die Tradition der Musikpflege in den schwäbischen Klöstern mit Namen wie Bachmann, Bieling, Gaelle, Lederer, Kayser, u. a. gewinnt nun endlich auch für das Reichsstift Rot zunehmend an Bedeutung. Das hat verschiedene Gründe: Durch die Veröffentlichung in den BC-Blättern vom Juni 1981 sind wir unterrichtet, daß Abt Nikolaus Betscher dem Salzburger Domkapellmeister Joh. Michael Haydn, einem Bruder des Joseph Haydn, einen Kompositionsauftrag für Antiphonen des gregorianischen Gesangs erteilte. Auf der Musikhandschrift ist vermerkt „auf Geheiß des verehrungswürdigen, berühmtesten und großmächtigsten Abtes Nikolaus, des Schöpfers von Musik und deren allergnädigster Förderer zum Gebrauch des Chores von Rot abgeschrieben durch P. Sigismundo Hogl. R. C.“. Musikhandschriften, die gezeichnet sind mit „NB, Abten zu Rot“ oder „del Compositore NB Abbas“ oder „R. D. Nicolao Betscher Canonico Rothensi“ bei früheren Werken, befinden sich zusammen mit weiteren Notenbeständen in der Wallfahrt des Reichsstifts Rot, Maria Steinbach an der Iller. Die frühesten sind von 1775, die letzte von 1811, dem Todesjahr von Abt Nikolaus.

Der Lebenslauf des 45. und letzten Abtes von Rot fand keinen Chronisten, wie seine Vorgänger. Die Historia Rothensis des Chronisten Benedikt Stadelhofer endet mit der Vita des Abtes Willebold Held, der nach sieben Jahren seines Abbiates, und seit 1784 auch Generalvikar für Schwaben, Elsaß und Grisonien, am 30. Oktober 1789 verstorben war. Für die weiteren Stationen seines Lebensweges sind wir auf die wenigen Daten des Personenkataloges von Rot sowie auf das Reisetagebuch in Briefform des Prämonstratenser-Chorherrn P. Hervé Julien Lesage aus der Abtei Beauport angewiesen, der bei der französischen Revolution den Staatseid verweigerte und deshalb auswandern mußte. Auf Umwegen über Brabant und Würzburg kommend, hoffte er in einem der schwäbischen Kloster Aufnahme zu finden und blieb vom 28. August 1795 ab für 13 Monate im Prämonstratenserstift Rot. Dieses Reisetagebuch ist sicherlich mit Vorbehalt zu verwenden, denn die Verbitterung des Verfassers über die ihn ungerecht dünkende Behandlung in Rot läßt ihn wohl nicht ganz objektiv, ja öfters sarkastisch urteilen. Die Abneigung der Konventsangehörigen gegen alles Französische während der Koalitionskriege und der damit verbundenen kriegerischen Handlungen im eigenen Land dürfte dabei keine unwesentliche Rolle gespielt haben. Wenn Lesage nur leicht mokant die Jagdleidenschaft des Abtes Nikolaus und dessen Vorliebe für Ausfahrten anvisiert, so charakterisiert er um so glaubwürdiger dessen Wirkung auf andere: „Großzügig und der höflichsten Lebensart Fähigste von allen Leuten seines Berufs, die er in Deutschland kennenlernte.“ Ein ausgezeichnete Mann, menschlich, mitfühlend, habe er „sogar ziemlich viel Geist für einen Mönch, und vor allem für einen Schwaben“. Lobenswert wird die Klosterdisziplin erwähnt, jedoch fürchte der Abt seine Kapitelväter zu sehr, die ihn trotz des despotischen Regimes unter vielerlei Winkelzügen immer dahin brächten, wo sie ihn haben wollten. Zwar hätten die Prälaten alle Rechte über die Mönche, aber für gewöhnlich beherrsche das Kapitel den Abt. Lesage nimmt auch Stellung zur Musikausbildung in Rot und bemerkt „Ein Mönch dieses Hauses hatte gerade das in höchstem Grad vorhandene Musiktalent in einen Gelehrten der Theologie verwandelt. Er, der bis zu seinem 45. Jahr kaum sagen gehört hatte, daß es eine Wissenschaft dieses Namens gab, hatte Zeit seines Lebens nur den Bogen geführt und Noten gelesen.“ Bei einem andern notierte er: „Er gab Musikstunden, die sicher besser waren als die über Theologie“, und weiter „Das Fest des Hl. Norbert versammelte alle Patres, auch die, die in der Seelsorge tätig sind. Feierliche Musik in der Kirche, die erste Vesper ist herrlich, aber es ist ein Almutium zu wenig da für einen auswärtigen Pater, der ein ausgezeichnete Geiger ist“.

Daß Abt Nikolaus selber ein Instrument spielte, geht aus dem Grablied des Michael Ritter von Jung von Kirchdorf hervor; der seinem besten Freund nachtrauert:

„Mit welcher Seligkeit erfüllte  
sein Instrument oft unser Herz,  
mit süßen Harmonien stillte  
er aller Leiden bitteren Schmerz.  
Nun aber schweigen seine Saiten  
vor unserm lauschenden Gehör,  
nur sanfte Schwingungen begleiten  
den Klage-ton - er ist nicht mehr.“

### Lebenslauf

Am 1. November 1745 brachten Matheus Betscher von Berkheim und seine Frau Salome Schülingerin von Grünenbach einen Sohn zur Taufe und gaben ihm die Namen Leonardus Wolfgangus.

Im Kirchenbuch von Berkheim steht dahinter „gest. 1811 abbas roth. ult.“ (rothensis ultima, also der letzte Roter Abt). Im Alter von zwanzig Jahren legte Leonard Wolfgang Betscher die Ordensgelübde ab und erhielt den Klostersnamen Nikolaus. Der 6. Dezember galt von nun an als sein Namenstag. Vier Jahre später, am 23. September 1769, wurde er zum Priester geweiht. Ab hier bleiben fünfzehn Jahre seines Klosterlebens im Dunkel und harren der Aufhellung, um seiner musikalischen Begabung und Ausbildung gründlicher nachgehen zu können.

In seiner frühesten bekannten Komposition von 1775 bezeichnet er sich als canonicus Rothensis, in einer weiteren aus dem Jahr 1781 als Subprior. Von 1782 bis 1785 war er Prior unter Abt Willebold Held, der, aus Erolzheim gebürtig, ihm nachbarlich besonders verbunden und als Gelehrtentyp im Wesen gleichgeartet, doch zu asketisch war.

Das Pfarramt von Haisterkirch, das für manchen seiner Vorgänger die letzte Station vor der Abtswahl bedeutete, übte Nikolaus von 1787 ab zwei Jahre bis zu seiner Wahl am 3. November 1789 aus. Die feierliche Weihe und Ableistung des Treueids fand dann am 22. November statt. Prälat Nikolaus hatte jetzt das Recht, sich der Pontificalien zu bedienen. Das heißt seidene Schuhe, Handschuhe, Brustkreuz und Ring, bei feierlichen Anlässen Mitra und Abtsstab zu tragen. Er stand im vierundvierzigsten Lebensjahr einem Konvent vor mit 29 Chorherren, einem Frater Canonicus, fünf Novizen und einem Laienbruder.

Wie sein Vorgänger Abt Willebold, trug auch Nikolaus eine Perücke mit Boucles über den Ohren. Zwei Portraits in Rot und Maria Steinbach verraten Sensibilität und hellwachen Verstand im Blick der abwägend kühlen Augen, über denen sich dunkle Brauen wölben. Diese gehen mit edlem Schwung in den Nasenrücken ein. Die Lippen sind etwas aufgeworfen, und in den Mundwinkeln scheint ein leises Lächeln eingeknistet zu sein. Das ist kein Bauprälat mit Ecken und Kanten! Das ist ein Schöngest, der nirgends anecken möchte und auch gut zu repräsentieren weiß. Man könnte sich ihn am Cembalo ebenso vorstellen wie an der Harfe, und vielleicht spielte er die Klarinette, welche er in seiner C-Dur-Messe solistisch anspruchsvoll einsetzt. Daß er auch Orgel spielte, geht aus Registrieranweisungen in einigen Kompositionen hervor. Er wird wohl auch die großzügige Stiftung von 2000 Gulden für die neue Holzhey-Orgel seiner Abteikirche von seinen Eltern angeregt haben. Über dieser Hauptorgel befindet sich sein Wappen: das Signum „NB“ (Nikolaus Betscher), darunter ein Rauchfaß, beides gekrönt durch die Mitra.

Bis zu diesem Zeitabschnitt hatte Abt Nikolaus bereits Messen komponiert, deren früheste mit 1774 datiert ist, ferner Psalmen, Fastengesänge, zwei Requien und 24 Pastorellen – also mehr weltliche kleine Stücke. Aus seiner Abtszeit stammen Messen, ein Pange lingua, ein Tedeum, ein Magnifikat.

Die in Maria Steinbach entdeckten Kompositionen sind außer Wallfahrtsliedern:

Missa Pastoritia für canto alto, tenore, basso, Violino I und II, alto Viola, Clarino I und II, Tympano, Organo Auth. Nicolaus Betscher Abbas in Roth, 1806.

Missa brevis a canto alto, tenore, basso, Violino I und II, Organo e. Violone, del Composizione NB Abbas 1810.

„Komm Heiliger Geist“ a canto alto, tenore, basso, Violino I und II, Viola, Violone, Cornu I und II c. Organo NB Abbas 1809.

Fasten Lieder von dem Priester und dem Volke abzusingen mit Begleitung der Orgel von NB, Abbas.

Dem Gedächtnis Aller Seelen, vierstimmiger Gesang mit Begleitung von Violino I und II, e. Violin alto oder Orgel allein NB Abbas, 1811.

„Unter dem Kreuz“, ein Fastenlied von Christ. Daniel Schubart für Violino I und II, Cornu I und II, Basso, Violone del compositore NB Abbas 1809.

„Anmuthiges Fasten Lied von der grausamen Geißlung Christi“ mit alleiniger Tenor Sing-Stimm, auch beyzuziehen den Violino, Viola und Violin cello verfertigt von Titl. Herr Pater Franz Evermodi Ris, Kapitularen in Roth und in die Musik gesetzt von Hochwürden Herrn Pater Niklas Betscher d. z. würdigsten Prior allda, anno 1781.

Klag Lied auf den Char-Freytag bey dem Heiligen Grab, oder jeweilige Fasten Zeit a canto solo, Violino 2mo, Violino 2, alto Viola con Basso verfaßt und gesetzt von R. D. P. Nicolao Betscher canonico Rothensi 1775.

Unter der Wandlung vier Andachten in drey Singstimmen von NB Abbt, 1811.

„Der leidende Jesus“, das ist anmuthiger Fasten Gesang von 2 Singstimmen, canto alto, 2 Violin, Violon, Cello und Cembalo oder Harfen gesetzt von Titl. Herrn Pater Niklas Betscher, z. Zt. Pfarrer in Haisterkirch, 1787.

Manche der Kompositionen in Maria Steinbach sind unvollständig, es fehlen dabei Tenor und erste Violine.

Diese erstmals veröffentlichte Aufstellung gibt einen größeren Überblick, welcher in eine weitere Dimension des Lebenswerkes dieses letzten oberschwäbischen Reichsprälaten und Komponisten richtungswesend sein wird.

Der Schatten der französischen Revolution mit Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 stand bedrohend am Horizont, als Prälat Nikolaus sein hohes Amt antrat. Im Jahr darauf wurde zugleich mit anderen französischen Klöstern Premontre, der Sitz des Generalabtes der Prämonstratenser, aufgehoben. Von diesem Zeitpunkt ab hatte das Generalvikariat der deutschen Ordensprovinz diese Aufgabe zu übernehmen, Prälat Nikolaus von Rot wurde am 10. März 1795 damit betraut, ein Zeichen der Wertschätzung des Stiftes Rot und seines Prälaten. Dieser kam jedoch wegen der kriegerischen Ereignisse nicht mehr dazu, das ihm zustehende Visitationsrecht auszuüben.

Dieser großzügig angelegten Kontur des Prälaten Nikolaus darf auch ein kleinräumig angelegter Aspekt nicht abträglich sein, da er so menschlich ist. Nikolaus verstand nicht nur Noten, sondern auch Worte zu setzen. Ein Andachtsbuch, seine „Klag und Loblieder der Vernunft“, die bezeichnenderweise eine Harfenistin im Frontispiz tragen, sowie die Tatsache, daß auf seine Anordnung ein prächtig geschriebenes Verzeichnis der Stiftsbibliothek mit ca. 7000 Werken geschaffen wurde, sprechen von seiner Vorliebe für Literatur. So schrieb und komponierte er ein „kriegerisches Lied“, in welchem die Schwaben aufgefordert werden, sich gegen die Franzosen zu bewaffnen. Bei seinen Besuchen in den Klosterpfarreien führten Schulkinder dieses zur großen Genugtuung des Prälaten auf. Julien Herve Lesage spöttelt, daß dieses „für die 32 Cäsaren des fünffachen Kontingents das wäre, was die Marseillaise für die republikanischen Armeen war“. Man erinnert sich dabei an den Klosterschüler von Schussenried, Konradin Kreuzer, der das Kampflied seines Professors Pater Kirchmaier vertonte „Erwacht ihr Österreichs Söhne, erwacht zu Frankreichs Strafgericht“. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf die patriotische Gesinnung unter den Chorherrn in Rot, wenn man den weiteren Lebenslauf des Chronisten Benedikt Stadelhofer verfolgt. Nach Auflösung seines Klosters versah er das Amt des Superiors der Wallfahrt Maria Steinbach und erbat sich von seinem Abt, der sich auch als Generalvikar seines Ordens verantwortlich fühlte, die Erlaubnis um Entlassung, „um seine Pension im Ausland zu verzehren“. Er wechselte den Orden und trat in das steirische Benediktinerkloster Admont ein. Auch er verfaßte patriotische Gedichte gegen die Franzosen und wurde durch seine Landstumpredigten im Freiheitskampf der Tiroler mit Andreas Hofer berühmt.

Abt Nikolaus war ein unermüdlicher Mahner zur Mäßigung. Am 31. Oktober 1796 erließ er ein herrschaftliches Verbot „gegen die verderbliche und ärgerliche Kleiderpracht unter dem gemeinen Volk und besonders unter Weibsleuten“ und untersagte der Männerwelt das „familienverderbende Spielen und Zechen“.

Während der Franzosenkriege hatte das Illertal viel zu leiden unter Mord, Raub und Plünderung, und vielen Einwohnern blieben nach kriegerischen Einfällen nichts als ihre unbewohnbaren Häuser. Die Höhe der Kontributionen war ungeheuer, und eine Viehseuche durchzog das Land. In dieser Zeit großer Bedrängnis und Kriegsdrangsalen bewährte sich Abt Nikolaus als guter Hirte seiner Untertanen. Im Herbst 1796 setzte er sich an die Spitze einer großen Fußwallfahrt seiner Klosterorte Rot, Haslach, Berkheim, um nach Maria Steinbach zu ziehen. Ihm schlossen sich unterwegs an die Gemeinden Kirchdorf und Kirchberg mit ihren Pfarrern. Am Gnadenort angekommen, hielt Abt Nikolaus die Predigt und trat danach zu Fuß den Rückweg an. Diese Wallfahrt wurde in den folgenden Jahren wiederholt.

Der Frieden von Luneville und der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 brachten das Ende der Klosterstaaten. Als Ersatz für die linksrheinischen Besitzungen gingen die schwäbischen Abteien an andere Besitzer über. Rot fiel an den Grafen Ludwig von Wartenberg, der am 1. März 1803 von seiner Herrschaft Besitz ergriff. Durch Testament vermachte er diesen Besitz an seinen Neffen, den Grafen Erbach, der sich dann Graf von Erbach-Wartenberg-Rot nannte. Durch Gesetz wurden dann die Pensionen der Klosterinsassen geregelt: Der Abt erhielt 4500 Gulden, jeder Chorherr 450 Gulden im Jahr. Vorsorglich hatte Abt Nikolaus vorher die von seinen Mitbrüdern eingebrachten Gelder gerecht auszubezahlen lassen. Bei Aufhebung der Abtei bestand der Roter Konvent aus 31 Chorherren, drei Novizen und einem Laienbruder. Nikolaus erhielt die Erlaubnis, zusammen mit wenigen seiner Patres im ehemaligen Kloster zu wohnen. Die übrigen zogen auf Pfarreien. Um im Volke die Erinnerung an die Klöster möglichst rasch auszulöschen, wurde angeordnet, daß innerhalb von sechs Wochen die klösterliche Kleidung von all denjenigen Patres, die sich auf Pfarreien befanden, abzulegen sei. Nur den im aufgelösten Kloster Wohnenden wurde das Tragen des Ordenshabites erlaubt, nachdem die Prälaten von Rot und Schussenried heftig protestiert hatten.

Die innere Lebenskraft war ungebrochen. „Rot ist gefallen wie eine mächtige Eiche im stolzen Schmuck ihrer Kraft, die nur durch starken Axthieb zum Falle gebracht werden kann, und an deren Todeswunde man sehen kann, daß sie noch Lebenskraft auf lange Zukunft hinaus gehabt hätte“ - schreibt Bischof von Kepler. Nirgends sind die Gefühle, die Abt Nikolaus dabei bewegten, als seine Abtei aufgehoben wurde, niedergelegt. Wir vermögen sie zu errahnen, denn in seinen „Klag und Lobliedern der Vernunft“, gedruckt bei Joseph Brentano in Bregenz im Jahr 1808, und mit der alten Amtsbezeichnung „Äbten und Reichsprälaten zu Roth“, schreibt Nikolaus resignierend:

„Es scheint, die Menschen haben alle Vernunft, den Verstand verloren, so widersinnig und toll gehts jetzt in der Welt zu. Man sagt so vieles von der aufgeklärt sein sollenden Zeitepoche, man tappt beinahe in einer größeren und allgemeineren Finsterniß als ehemals. Des Volkes Jammer gründet sich auf die von Zeit zu Zeit getroffenen Veränderungen.“

Als die Abtei im Jahr 1806 unter württembergische Landeshoheit kam, lebten dort noch 13 Chorherren-Pensionäre, davon außer dem Abt noch fünf in Rot, die andern auf den Pfarrstellen außerhalb. Nach langem qualvollen Leiden verstarb Abt Nikolaus am 12. November 1811 in Rot. Er wurde auf dem Friedhof von St. Johann beigesetzt, da ihm die letzte Ruhestätte in seiner Abteikirche verwehrt war. Erst im Jahre 1964 wurden seine letzten Überreste zusammen mit denen von P. Vinzenz Lutz, dem ersten Pfarrer von Rot und letzten Prämonstratenser dieses Reichsstiftes, von St. Johann in die Klosterkirche überführt. Er ruht nun an der Seite seiner Vorgänger Mauritius Moriz und Willebold Held.

Am Grabe des letzten Reichsprälaten, der von Heimatliebe und Musikkultur geprägt, noblen Charakters war, stand sein Freund und Nachbarpfarrer Michael Ritter von Jung mit der Gitarre, um ihm auf treuherzige Weise seine Reverenz zu erweisen, um „mit ihm besingen Gottes Ehr“. Er ehrte einen, der ganz und gar in der alten geschichtlichen Welt des Prälatenstandes dachte und lebte, und nun mit seiner Musik, die vor 190 Jahren entstand, in unser Gedächtnis zurückgerufen wird.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

7. Jahrgang – Heft 1 – Seite 50

## Zur Geschichte der Ehrengarde Biberach

Von Manfred Bammert

Die Biberacher Ehrengarde hat von alters her den Zweck, bei der Fronleichnamsprozession das Allerheiligste zu begleiten und ihm Ehre und Schutz zu verleihen.

Wann die Ehrengarde ins Leben gerufen worden ist, wissen wir nicht bestimmt; doch nehmen wir an, daß es im Jahre 1609 geschah, denn die Luz'sche Chronik von Biberach bringt in diesem Jahr die erste Notiz vom Bestehen der Ehrengarde (Seite 210). „Anno 1609 jar, da han die Baptisten (Katholiken) ein neuen brauch angefangen, da sie den Himmel haben umb die statt getragen und han vor etwedem thor ein Altar auffgebaut und ist vor der brozession hergeritten ein mann mit namen Caspar Rollin, Hauptmann, und ist er und das pferd aufs allerschönst geziert gewessen mit seide und sampt. Es sind auch bey der brozession etlich mannen gewesen, die send jin rotten Kutten verkleidet gegangen und etlich in blawen Kutten und hatt ein itweder ein Creitzstab in den händen getragen und send neben der brozession hergelloffen wie trabantten. Es ist ein Marienbild auf jedem Altar aufgericht worden.“ (Der Fronleichnamstag wurde in Biberach schon seit 1406 begangen nach der Luz'schen Chronik Seite 63).

Dann fehlen Berichte über die Ehrengarde über 200 Jahre lang bis 1849. Erst in den Niederschriften im ältesten, noch vorhandenen Protokollbuch (1849-1893) erfahren wir genaueres über sie. In diesen Aufzeichnungen führt sie verschiedene Namen: Companie der Himmelsbegleiter / Companie der schwarzen bürgerlichen Himmelsbegleitung / die schwarze Garde / die Ehrenkompanie / und endlich Ehrengarde seit 1882.

Im ersten Eintrag vom 19. April 1849 erfahren wir, daß die seitherigen Mitglieder der „Companie zur Begleitung des Allerheiligsten bei der Fronleichnamsp procession“ wieder konstituiert werden soll, nachdem die durch Mißverständnisse entstandenen Differenzen beseitigt seien. In der darauffolgenden Versammlung am 21. April 1849, bei der 16 Mitglieder der bürgerlichen Companie anwesend waren, wurde beschlossen, die Companie als konstituiert zu betrachten. Dann erfolgte die Wahl des Hauptmanns (Härle zum Weißen Ochsen). Auch wurde beschlossen, neue Lanzen mit Stielen und Quasten anzuschaffen. Am 25. April 1849 übersandte Spitalmüller Chr. Weiss dem Hauptmann der „schwarzen bürgerlichen Himmelsbegleitung“ den Degen und die Schärpe seines seligen Onkels.

Nach den Statuten vom 12. April 1852 bestand die Verpflichtung, daß, wenn ein Mitglied der „Companie“ sterben sollte, die ganze „Companie“ dem Leichenbegrißnis beizuwohnen habe. Die Kleidung sollte sein wie am Fronleichnamstag: Schwarzer Frack und schwarze Hosen, geschlossene Weste und weiße Handschuhe. Sämtliche Mitglieder wurden verpflichtet, ihre österliche Beichte und Kommunion gemeinsam am Gründonnerstag zu vollziehen, sich im Chor aufzustellen um zum Schluß das Allerheiligste in die Sakristei zu begleiten. Nach dem Beschluß des löblichen Stiftungsrats vom 29. April 1852 erhielt die „Companie der bürgerlichen Himmelsbegleitung“ am Fronleichnamstag aus Mitteln der katholischen Kasse statt wie bisher 3 Fl. nun 12 Fl. Besoldung.

Auf ein diesbezügliches Gesuch an das Katholische Pfarramt erhielt der Hauptmann der Companie am 18. Mai 1856 ein Schreiben mit dem Inhalt: „Die unterzeichnete Stelle hat nichts gegen die Mitnahme der .Heiligblutfahnen am Fronleichnamstag festzusetzen, wenn solche in gutem Zustand sind. Stadtpfarramt: Nachbaur.“

In der Versammlung am Dreifaltigkeitsfest, dem 27. Mai 1877, wurde die schon längst erwartete geheime Abstimmung eingeführt. Die Bewachung des heiligen Grabes am Karfreitag durch freiwillige Mitglieder zu diesem Ehrendienst wurde beschlossen (l. 6.1877). Dem verstorbenen Hauptmann, Werkmeister Kutter, welcher von 1829 bis 1863 ordentliches Mitglied und seit 1863 Hauptmann war, wurde außer der ordnungsgemäßen Begleitung an seiner Beerdigung am 2. Juni 1877 auch ein Lorbeerkranz mit Degen und Schärpe auf den Sarg gelegt.

25. Juni 1878: In der Mitgliederversammlung wurde in Anwesenheit der Dekane Nachbaur und Dr. Hofele, beschlossen, beide Herren wegen ihres Wohlwollens gegenüber der „Companie“ als Ehrenmitglieder aufzunehmen. Ferner wurde beschlossen, an den beiden Blutfahnen, die morsch waren, eine Ausbesserung vorzunehmen, „wenn es unbeschadet des Altertumswertes geschehen könne“.

Obwohl nach einem stadtpfarramtlichen Dekret vom 18. Mai 1856 die Blutfahne der Kompanie überlassen wurde, begann wieder der alte Streit zwischen den Lanziers und der „schwarzen Kompanie“ wegen des Tragens der Blutfahne. Auf diese Eingabe von seiten der „schwarzen Kompanie“ an das hochwürdige Dekanatsamt erhielt selbige am 5. Juni 1880 vom Katholischen Stadtpfarramt (gezeichnet: Nachbaur), um einem langjährigen Streit ein Ende zu machen, die Genehmigung, daß die schwarze Garde, welche am Fronleichnamstag das Allerheiligste begleitet und den Abschluß bildet, die beiden Standarten, welche Eigentum der Brandenburgischen Kaplaneistiftung sind, nicht nur am Fronleichnamstag, sondern auch am Karsamstag und am kleinen Fronleichnamstag zu ihrer Dienstleistung benutzen darf. (PS: Die zwei Blut- oder Brandenburger Fahnen wurden ursprünglich von der sog. Brandenburger Bruderschaft für den Blutritt nach Weingarten gestiftet.)

Am 20. Mai 1880 wurde bei sehr schöner Witterung am Fronleichnamstag das Hochamt auf dem Kirchhof gefeiert, wobei die schwarze Garde voll Stolz um das Allerheiligste stand, bis die Prozession ihren Anfang nahm. Ebenso wurde am kleinen Fronleichnamstag bei prächtiger Witterung die Feierlichkeit wieder im Freien unter Mitwirkung der schwarzen Garde gehalten. In der Ausschußsitzung am 19. Juni 1881 wurde beschlossen, nicht auszurücken, weil laut Stiftungsratsbeschluß die beiden Standarten der schwarzen Garde zur Benützung an diesem Tage nicht überlassen werden sollten.

In einer Versammlung am 3. Juni 1882, auf der die Fronleichnamsp procession beraten wurde, tauschte man den Namen schwarze Garde (Kompanie) auf den Rat des Stadtpfarrers durch den Namen Ehrengarde aus.

Bei der Versammlung am 15. Juni 1882 wurde beschlossen, christliche Nächstenliebe bei der Ehrengarde dadurch zu verdeutlichen, daß für das Seelenheil eines jeden verstorbenen Mitglieds drei heilige Messen an privilegiertem Altar gelesen werden sollen. Am 16. April 1883 wurde dieser Beschluß dahin abgeändert, daß gleich nach dem Ableben eines Mitgliedes eine heilige Messe für den Nächsterbenden, speziell zur Erlangung einer glücklichen Sterbestunde, gelesen werde, so daß für den Verstorbenen nur zwei hl. Messen an privilegiertem Altar gelesen werden sollen.

Am 14. Juni 1883 wurde beschlossen, daß auch der Leutnant mit einem Degen ausgerüstet werden soll. Hauptmann und Leutnant sollen fortan für Lanze und Schärpe 8 Mark hinterlegen.

Am 11. April 1890 wurde beschlossen auch Ehrenmitglieder mit „Genussrecht“ (Beerdigung, 3 hl. Messen, Teilnahme an Prozessionen, Ausflügen) aufzunehmen mit der Verpflichtung, in die Gesellschaftskasse 3 Mark Eintrittsgeld und jährlich bis zum Tode eine Mark Beitrag zu bezahlen.

Am 2. Mai 1892 wurde beschlossen, eine zweite Goldlanze samt Schärpe gleich der ersten anzuschaffen. 1896 wurde ein zweiter Leutnant für die Ehrengarde aufgestellt.

1909: Zum 300jährigen Bestehen der Ehrengarde wurden eine Festfeier veranstaltet und künstlerisch gestaltete Diplome beschafft - für Mitglieder, die 25 Jahre der Ehrengarde angehören.

Am 4. Mai 1919 veranstaltete die Ehrengarde eine Begrüßungsfeier für die im Weltkrieg ausmarschierten Mitglieder.

1920: Auf Anregung von Hauptmann Bendel stiftete die Ehrengarde für ihre Mitglieder und deren Familien ein Jahrtagsamt auf hundert Jahre; durch freiwillige Beiträge wurden die Mittel aufgebracht.

Bei der am 31. August 1921 abgehaltenen feierlichen Beerdigung des am 21. August 1921 ermordeten Reichsfinanzministers und Reichstagsabgeordneten Matthias Erzberger beteiligte sich die Ehrengarde vollzählig und begleitete den Leichenwagen. Auch bei der Einweihung des Erzbergerdenkmals am 22. August 1922 beteiligte sich die Ehrengarde.

1926: Beschluß der Hauptversammlung, daß bei Beerdigungen von Gardisten 8 Mann der Stadtkapelle Trauermärsche spielen.

1937 wurde erstmals der Ehrenmitgliedsbrief überreicht. 1938: Die öffentliche Prozession wurde verboten, angeblich wegen Maul- und Klauenseuche. 1940 Verbot der Fronleichnamsp procession auch in der Kirche, damit „keine Verminderung der Arbeitszeit stattfindet“.

1945 durfte die Ehrengarde ihre Lanzen und Degen behalten, trotz des Verbots zum Besitz von Waffen durch die französische Militärkommandantur.

10. Juni 1945: In der Hauptversammlung teilte Hauptmann Bendel mit, daß er sich schon länger mit der Beschaffung einer Fahne oder Standarte für die Ehrengarde befaßt habe. Die finanzielle Seite sei so gut wie gesichert. Die Versammlung bat den Hauptmann, das weitere zu unternehmen. 1948 ging die Ära Bendel zu Ende. In der Hauptversammlung im Juni 1948 wurde der bisherige Leutnant Kiekopf einstimmig zum Hauptmann gewählt. In seiner Amtszeit war er sehr bemüht, die Ehrengarde wieder zu ihrer alten Stärke aufzubauen, denn der Zweite Weltkrieg hatte die Mitgliederstärke verringert. Nach 24 Dienstjahren als Hauptmann trat Gustav Kiekopf zurück. Im Juni 1972 wurde von der Hauptversammlung Hugo Langenstein einstimmig zum Hauptmann gewählt. Bereits nach zwei Jahren mußte er aus gesundheitlichen Gründen sein Amt zur Verfügung stellen.

Im Juni 1975 stand neuerlich die Wahl eines Hauptmanns und dessen Stellvertreters auf der Tagesordnung der Hauptversammlung. Der seitherige Fähnrich Johannes Wieland wurde zum neuen Hauptmann, der Gardist und Reiseleiter Manfred Bammert zu seinem Stellvertreter einstimmig gewählt. Johannes Wieland trat ein schweres Amt an, denn die allgemeine Stimmung, selbst die des Kirchengemeinderats, war nicht ehrengardenfreundlich. Er meisterte aber die Zeit und trat nach 50 Dienstjahren bei der Ehrengarde zurück, von Bischof Georg Moser, Rottenburg-Stuttgart, mit einem Dankesbrief und einem Buchgeschenk geehrt.

Am 8. Juni 1983 übergab Hauptmann Wieland seinem bisherigen Stellvertreter Manfred Bammert den Degen der Ehrengarde.

#### Hauptleute der Ehrengarde

- |           |           |
|-----------|-----------|
| 1. Härle  | 1849-1862 |
| 2. Kutter | 1862-1876 |

3. Gönner	1876-1881
4. Pfender	1881-1890
5. Rach	1890-1904
6. Zell	1904-1916
7. Dolp	1916-1920
8. Bendel	1920-1948
9. Kiekopf	1948-1972
10. Langenstein	1972-1975
11. Wieland	1975-1983
12. Bammert	1983-

## Ölberg-Einweihung, Gründonnerstag, 16. April 1981

Mit der Ehrengarde verbindet sich auch der in ihrem Besitz stehende Ölberg. Er hat eine lange Geschichte. Die einst bedeutende Corpus-Christi-Bruderschaft, eine Fronleichnambruderschaft und sozusagen eine Vorgängerin der heutigen Ehrengarde hatte ihn schon in vorreformatorischer Zeit gestiftet und durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder renovieren lassen.

Die Kunstwissenschaftler vermuten, daß mehrere Künstler am Andachtsbild gearbeitet haben. So wird u. a. der Meister des Biberacher Hochaltars, Johann Eucharius Hermann genannt. Andere Figuren schreibt man Franz Magnus Hops und dem Biberacher Bildhauer Ulrich Deny zu. Der im mittleren Teil des Ölbergs dargestellte Apostel soll eine Arbeit aus dem 19. Jahrhundert sein.

Generationen von Bürgern dieser Stadt war der Ölberg eine wichtige Andachtsstätte. Auf dem Weg zum Friedhof um die Martinskirche, machte der Trauerzug mit dem Toten hier Station zum Gebet.

Bei den Fronleichnamprozessionen war früher hier der 4. Altar, vor dem sich die Gläubigen zum Gebet versammelten. Einen unmittelbaren Bezug gab es sicher zu dem einst am Ende der Theaterstraße stehenden Kapuziner-Kloster, das ja abgebrochen wurde, und von dem heute nur noch in Chroniken die Rede ist: Ältere Biberacher erinnern sich gerne, daß früher am Ölberg, besonders am Abend des Gründonnerstags, viel gebetet wurde.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

7. Jahrgang – Heft 1 – Seite 53

## „Summa summarum aller ausgaben geldt“ Aus einer alten Gemeinderechnung für das Dorf Kappel

Von Hans Garbelmann, Bad Buchau

Die jährliche Aufstellung des Haushaltsplanes wie auch der Abschluß der Jahresrechnung sind in unserer modernen Zeit mit den vielfältigen Aufgaben, die an eine Gemeinde heranreten, eine recht komplizierte Angelegenheit, die ohne das Wissen und die Hilfe einer Fachkraft kaum gemeistert werden könnte. Unsere Vorväter hatten es in dieser Hinsicht doch etwas einfacher, zumindest in den kleinen Dörfern, die irgendeiner Feudalherrschaft zugehörten und, gemessen an unserer Zeit, kaum Probleme hatten. So zum Beispiel in dem ehemals stiftischen Dorf Kappel, das heute ein Stadtteil von Bad Buchau ist.

Haushaltspläne, wie wir sie heute kennen, hat es in der damaligen Zeit noch nicht gegeben. Sie wären bei den geringen und von jedermann überschaubaren Einnahmen und Ausgaben auch völlig überflüssig gewesen. Andererseits mußte natürlich auch damals Rechenschaft abgelegt werden über die Gelder, die durch die Gemeindekasse flossen, was in Form einer Gemeinderechnung geschah, die alljährlich aufgestellt und von der Herrschaft beglaubigt werden mußte.

Die „Gemeindsrechnung für das Dorf Cappel von Anno 1733 bis 1734“ weist (in der damaligen Schreibweise) folgende Einnahmen aus: „Ainnamb von den sogenannten Teichelwißen den zinß“ 12 fl. (Gulden); „Ainnamb den zinß von den see wißen die embar (öhmbär) seindt“ 10 fl.; „Ainnamb den zinß von den Egelsee wissen“ 1 fl., 20 Kreuzer; „Ainnamb den zinß von Egger (Äcker)“ 2 fl.; „Ainnamb den zinß von Krautlenter sambt einem kleinen Berggerthlein“ 1 fl., 34 Kreuzer; „Ainnamb hintersaß geldt“ 15 fl., 7 Kreuzer; „Ainnamb von wißenbestand“ 23 fl., 15 Kreuzer; „Ainnamb von bottengang und reidten“ 45 Kreuzer; „Ainnamb von verkauften holz“ 12 fl., 11 Kreuzer, 4 Heller; „Ainnamb an burger geldt“ 16 fl.; „Ainnamb den zinß von außgelegten Capitalen“ 3 fl., 34 Kreuzer, 4 Heller, und „Ainnamb inßgemein“ 9 fl., 33 Kreuzer. Dazu kamen noch 82 fl., 3 Kreuzer Übernahme aus der vorherigen Gemeinderechnung, so daß „Summa summarum aller Ainnamb geldt“ 189 Gulden und 11 Kreuzer betrug.

Die Ausgaben setzen sich gegenüber den Einnahmen aus weit mehr Einzelposten zusammen. Hier einige besonders originelle Beispiele: 1. „ist dem Mayer (Maierhof) wegen dem gemeinds trunkh zolt worden“ 13 fl., 6 Kreuzer; 4. „hat der gerichtsam undt beide burgermaister wegen einem augenschein in dem holz bey dem Mayer verzert undt ist bezolt worden“ 26 Kreuzer, 4 Heller; 5. „den 6. Merzen haben 32 man wie man daß holz gemacht hat verzert undt ist bezolt worden“ 2 fl., 53 Kreuzer; 9. „ist dem Herrn Pfarrer wegen einem almosen (Almosen) geben worden“ 1 fl., 30 Kreuzer; 16. „ist dem Herren Pfarrer wie man um regen wetter gebetet hat zolt worden“ 1 fl., 25 Kreuzer; 20. „ist Johannes Fischer wegen fangung der meißen (Mäuse) in den Krauthlenter bezolt worden“ 30 Kreuzer; 25. „ist der gerichtsam undt 2 man wegen den Juden in der Canzelei gewest ist ihnen zolt worden“ 1 fl., 20 Kreuzer; 31. „ist dem Jeger wie er im arest gewest ist by dem Mayer verzert undt bezolt worden“ 38 Kreuzer; 32. „den 23. Augstmonat ist den Saulgauern ein brandtsteuer geben worden“ 4 fl.; 36. „ist ein firling Wax (Wachs) in das wuhr Capelle geben worden“ 11 Kreuzer, und schließlich, damit auch die Gemeindeverwaltung etwas gekostet hat, „ist für babir (Papier) zolt worden“ 3 Kreuzer. „Summa summarum aller außgab geldt“ 79 fl., 33 Kreuzer, 4 Heller, so daß ein Überschuß von rund 109 Gulden erzielt wurde.

So einfach war das damals also! Und dennoch scheint manchmal die Gemeinderechnung nicht ganz gestimmt zu haben, denn unter dem Ausgabeposten Nr. 7 ist vermerkt: „ist ein außschuß von der gemeindt zur gnedigen herrschafft geschickht worden ein abbit zu thun wegen der gemeindsrechnung ist inen bezolt worden“ 1 fl., 20 Kreuzer.

## Neues Haus im Kreisfreilichtmuseum Kürnbach: Das Haus Laternser

Von Dr. Kurt Diemer und Gerd Maier, Biberach

„Laternserhaus“ — das erinnert unwillkürlich an eine Vorarlberger Ortschaft, doch den Namen verdankt das Haus dem Christian Laternser (geb. 1811), der als Hütobub Anfang der 1820er-Jahre von Vaduz nach Meßhausen kam, dort blieb, heiratete und auf dem vormals vom Kloster Weingarten lehenbaren „Laternserhof“ seßhaft wurde. Meßhausen ist ein kleiner, zur Gemeinde Blitzenreute gehörender Weiler zwischen Mochenwangen und Weingarten, und dieser Lage, abseits der großen Heerstraße, verdankt es das Haus Laternser wohl, daß es überhaupt erhalten blieb.

Zur Entstehungsgeschichte des Hauses, die bisher völlig im Dunkeln lag, fanden sich in den Weingartner Archivalien des Hauptstaatsarchivs Stuttgart die entscheidenden Hinweise. Unter dem Datum des 12. Februar 1678 steht so im Protokoll (B 522 Bd. 87) folgender Eintrag: „Item, weilen vihlesagter Thoma Brugger sich anboten, Hans Schatzen verbrents Haus zu bauen, wann mans alsdan seinen Kindern ainem auf 2 Leib erdschatzfrei lassen werde, haben Ihre Gnaden (der Abt von Weingarten) den Beschaid geben lassen, solle zuvor bauen, und nachdeme er werde gebauen haben, wollen Sie sich darnach alsdan erklären.“ Am 19. Februar wurde diese Abmachung noch einmal bekräftigt: „Mit Hans Schatzen selig abgebrannten Gütlin bleibt es bei deme, wie es den 12. huius beschaiden worden.“

Thomas Brugger ging nun ans Bauen. Noch im gleichen Jahr 1678 wurde das Haus fertig; denn unter dem Datum des 28. Januar 1679 findet sich im Protokoll ein darauf bezüglicher Vermerk: „Obgemelter Thoma Bruckher hat auf Hans Schatzen verbrente Hofstatt ein Haus gebauen, wolte solches seinem Sohn Hans Bruckhern und seinem Weib empfangen; habe in die 100 Taler verbauen, bitte noch umb etlich einer Bausteur. Beschaid: Ihre Genaden wollen zuvor den Bau besichtigen lassen, alsdan des Erdschatz halber mit ihme auch tractieren.“

In der Familie Brugger blieb das St.-Gebhards-Gut, wie es im 18. Jahrhundert hieß, als weingartisches Fall-Lehen bis in das 18. Jahrhundert. Nach dem Tode Hans Bruggers wurde es am 3. November 1708 dem Caspar Brugger und seiner Ehefrau Maria Mittelbergerin verliehen; am 30. Oktober 1724 erhielt dann Gangwolf Caplon den Hof, der nach dem Tode Caspar Bruggers dessen Witwe geheiratet hatte. 1726, als Caplons 2. Ehefrau Catharina Bigin um einen Erdschatz von 20 Gulden mitbeleht wurde, gehörten 16 Jauchert Acker, 6 Mannsmahd Wiesen und 2 Jauchert Wald zum Gut. Als jährliche Abgaben waren an Dinkel 1 Scheffel 6 Streichen (1 Scheffel = 8 Streichen = 183,65 l) und an Hafer 1 Scheffel zu entrichten, an Geld 2 Gulden 49 Kreuzer 6 Heller, dazu 2 Hühner, 80 Eier und eine Fasnachtshenne abzuliefern.

Nach dem Urbar von 1742 (HStA Stuttgart H 235 Nr. 77) war das St.-Gebhards-Gut das viertgrößte der insgesamt 6 Meßhäuser Bauerngüter. Zum St.-Piramus-Hof gehörten 126 Jauchert 2 Viertel 80 Ruten (1 Jauchert = 0,483 ha) an Grund und Boden; St. Gothardus besaß 105.1.69, St. Conradus 80.0.65 Jauchert. Kleiner als St. Gebhard mit 20.2.57 Jauchert waren St. Robertus mit 4.1.84 und St. Ottmarus mit 1.0.50 Jauchert. Die Gemeindegüter maßen 77.3.8 Jauchert. Zum St.-Gebhards-Gut gehörten 1742 im übrigen neben dem Haus eine Ofenküchel und ein Garten. Um 1750 (H 235 Nr. 48) wurde der Zustand des Hauses als „mittel“ bezeichnet; „hat 1 Schwollen und 1 Tannen nötig“.

Nach dem Tode Gangwolf Caplons bestand am 17. Januar 1761 der Sohn Joseph Caplon das Gut. Bei seinen Nachkommen blieb es bis zum Jahre 1847; damals gelangte es durch Heirat mit der einzigen Tochter des Michael Kaplan und seiner Gattin Agatha geb. Butscher an Christian Laternser. Der Sohn Benedikt, der den Hof 1888 erworben hatte, ließ um 1890 das Haus gründlich renovieren und gab es im April 1929 seinem ältesten Sohn, dem Anton Laternser, weiter, von welchem es dann der letzte Besitzer erbt.

Zu dieser Zeit war das Laternserhaus aber nun doch schon erheblich in die Jahre gekommen: Auf einer alten Aufnahme aus dem Archiv des Landesdenkmalamtes (Abb. 1) zeigt sich das Anwesen noch gut erhalten und bewohnt und lediglich der First vor dem Kamin scheint schon etwas abgesackt; dagegen läßt die wahrscheinlich in den frühen 50er Jahren entstandene Luftaufnahme (Abb. 2) bereits Schäden an der Dachdeckung erkennen. Geschlossene Fensterläden verrotten, daß der Wohnteil nicht mehr benutzt wird - und nebedran steht ja auch bereits das neue Wohnhaus des Bauern. Ein resigniert zusammengesunkener Vorderfirst und Plastikfolien auf den Löchern des Strohdachs künden auf einer Aufnahme aus den 60er Jahren (Abb. 3) das bevorstehende (einstweilige) Ende des Hauses Laternser an. Auch brauchte der Bauer den Platz zur Erweiterung seiner Betriebsgebäude immer notwendiger. So kam im Frühjahr 1966, als man noch von einem zentralen oberschwäbischen Freilichtmuseum träumte, ziemlich rasch das Aus für den Veteranen. Man brach, nachdem man zur Markierung der wichtigsten Verbindungspunkte der Konstruktion gerade noch Zeit gefunden hatte, das Haus schnell und gründlich ab (Abb. 4) und legte die Knochen des Holzskeletts einstweilen beiseite. Allein die hochfliegenden Museumspläne verschwanden wieder in der Schublade und die Überreste des Laternserhauses verammelten derweil auf einem Lagerplatz (Abb. 5).

Anfang der 70er Jahre fiel die Entscheidung, in Oberschwaben zwei sich ergänzende regionale Freilichtmuseen aufzubauen, und nach einigem Hin und Her über die endgültige Abgrenzung der Aufgabenschwerpunkte und damit über die Zugehörigkeit des Laternserhauses landeten dessen Überreste, eine Wagenladung halbverwitterter Balken, 1981 in Kürnbach. Professor Dr.-Ing. J. G. Schmid als wissenschaftlicher Betreuer des Kreisfreilichtmuseums stand vor der mühevollen Aufgabe, das beim Abbruch nur unzureichend dokumentierte Gebäude im Nachhinein in seinem baulichen Gefüge zu klären und eine Rekonstruktion zu ermöglichen. Da eine archäologische Bauaufnahme fehlte, mußte mit geradezu kriminalistischem Spürsinn Balken für Balken seiner ursprünglichen Zweckbestimmung zugeordnet werden, wobei spätere Aus- und Umbaumaßnahmen die Identifizierung nicht gerade erleichterten. Der wichtigste Schritt für die Rekonstruktion aber war geschafft, als es Professor Schmid gelang, rückwirkend die einstige Maßeinheit des Werkschuh mit 28,9 cm millimetergenau zu ermitteln. Damit war das Grundmaß gefunden, nach welchem der Zimmermeister einst den Bau erstellt hatte. Nach der erfolgreichen Detektivarbeit war der Weg frei für den Landkreis und seine politischen Gremien, im Kreisfreilichtmuseum Kürnbach die Typenreihe altoberschwäbischer Bauernhausformen um ein wichtiges Beispiel zu erweitern. Beim Haus Laternser handelt es sich um ein typisches „Einhaus“, allerdings mit erweiterter Gefachfolge, gebaut als Firstsäulenkonstruktion mit abgewalmtem Rafendach.

In seinem über 100 Seiten starken Erläuterungsbericht schreibt Professor Schmid: „Das Haus Laternser gehört in die Gruppe der bodenebenen, quergeteilten Einhäuser in Holzkonstruktion mit Strohdach, die man als altoberschwäbisch bezeichnet. Innerhalb dieser Bautengruppe zeigt es allerdings eine Eigenart, die insofern ungewöhnlich erscheint, als ein altertümliches eingeschossiges Ständergerüst einen Wirtschaftsteil mit zwei Stallgefachen umschließt und damit eine Entwicklungsmöglichkeit nutzt, die eigentlich Kennzeichen der späteren Zeit in Oberschwaben ist. Es verbindet sich hier also Konservatives mit Fortschrittlichem in einem selten belegten Maße. Der Grundriß mit dem am Schlußzustand beobachteten Maßen von 10,15 m auf 23,85 m wird durch 6 innere Binder in 4 weitere und 2 schmale Gefache geteilt. So folgt auf das Stubengefach, in welchem durch eine mittlere Wand getrennt Stube und Kammer liegen, ein durchgehendes Küchenflugefach, das zugleich die Funktion des Eingangs übernimmt. An dieses schließt sich ein ebenfalls durchgehendes Gefach für den Kuhstall an, der vom vierten Gefach, der Tenne, aus beschickt wird. Auf der anderen Seite liegt ein weiteres Stallgefach, welches - im Schluszzustand - jedoch gegen die Rückseite hin durch eine Mauer zweigeteilt war, um hier Futterräumen Platz zu geben. Das letzte Gefach, im Normalfall in Oberschwaben ein Geräteschuppen (Schopf), ist hier in zwei schmale Gefache aufgeteilt der Länge nach und enthielt offenbar bereits im ursprünglichen Zustand, jedenfalls aber später eine Buchtenreihe für Schweine...“

Über dem ursprünglich in Ständerbohlenbauweise, also ganz in Holz ausgeführten und erst 1890/91 ausgemauerten Wohn-Schlaf-Gefach des Erdgeschosses liegen zwei Schlafkammern, welche vom oberen Flur aus zugänglich sind und ihre Fenster im vorderen Halbgiebel haben. Der ganze übrige Dachraum dient den Futtermitteln als großvolumiger Bergeraum, der nur von den 4 Firstsäulen unterbrochen wird sowie von der primitiven Kehlbalckenkonstruktion, welche die überlangen Rafen im unteren Drittel unterstützt (Pläne Längsschnitt/Grundriß).

Statt einer exakten Baubeschreibung, deren Verständnis die Brille des Experten erfordern und unvermeidbar trocken zu lesen sein würde, soll der Wiederaufbau des Hauses Laternser in der Form eines gekürzten Bautagebuches beschrieben werden. Dabei wurden die Aufzeichnungen des bauleitenden Architekturbüros Scheytt, Mittelbiberach, durch Schwarzweiß-Reproduktionen von Farbbildern ergänzt. Die ganze Vorgeschichte sei vergessen - immerhin schützte auch im Falle Laternserhaus Alter nicht vor Baugenehmigungsunterlagen. Die zeitraubenden Überlegungen zum genauen Standort innerhalb des Museums

dorfs aber sollen genauso erwähnt werden wie die Schwierigkeiten des Statikbüros Dr. Brünighoff, Ulm, eine 300 Jahre alte Konstruktion so nachzurechnen, daß das Ergebnis sowohl den modernen Zauberformeln der Statik genüge, als auch die alten Dimensionierungen nicht veränderte.

Aus dem Bautagebuch:

März 1982:

Nach dem Vorbereiten des Geländes in der Nord-Ost-Ecke des Museumsareals und dem Einrichten der Baustelle erhält das zukünftige Haus Laternser eine hochmoderne Fundamentierung aus Beton; der einstige Sockel aus Feldsteinen wird erst später vorgeblendet.

Mai/Juni 1982:

Der Zimmermeister Walser und seine Schussenrieder Mannen legen den eichenen Grundswellenkranz (Abb. 6), richten die Eckpfosten auf und führen die Bohlenwände (Abb. 7) ein. Gleichzeitig werden das Mauerwerk des Wohnbereichs und der freistehende Kamin hochgezogen.

Juni/Juli 1982:

Nach dem Einbau der oberen Schwellen (Abb. 8) und des Dachgebälks über dem Erdgeschoß (Abb. 9) gilt es, die 4 Firstsäulen aufzustellen, die Haupttragglieder der ganzen Konstruktion: Eichenholz, 12 m lang, Querschnitt 40 x 40 cm! In die V-förmige obere Kerbe kommt der über Eck gelegte Firstbaum, 17 m lang, ebenfalls aus Eiche und im Querschnitt gleich stark wie die Säulen (Abb. 10). Wo bringt bloß ein Zimmermann heute noch solche Stämme her? Über den Firstbaum werden die paarweise verbundenen „Raten“ gehängt, 12 m lange Rundhölzer, welche den Sparren eines gewöhnlichen Dachstuhls vergleichbar sind (Abb. 11). Ihnen werden in kurzen Abständen waagrechte Dachlatten aus Stangenholz aufgenagelt, so daß das ganze Dach aussieht wie ein umgedrehter Weidenkorb (Abb. 12).

Anfang Oktober 1982:

Aus Ungarn rollen zwei große Lastzüge mit „Reet“ an und 15.000 Schilfbüschel werden abgeladen und wie ein Wall rings um das Laternserhaus gestapelt (Abb. 13). Reet statt Stroh ist ein Tribut an unsere Umweltbelastungen, und überhaupt – woher bekäme man heute noch 50 Kubikmeter handgedroschenes Roggenstroh? 10 Tage lang werden die Schilfbündel mit Hilfe von Draht und einer ellenlangen Ahle an die Dachlatten „genäht“. Die dickeren Ende der Schilfrohre ragen nach außen und erhalten durch Schlagen mit einem Glättbrett die der Dachneigung folgende Form. Im ersten Oktoberschnee erfolgt die Eindeckung des Firsts mit 5 Doppelreihen von Biberschwanzziegeln auf eigener Unterkonstruktion (Abb. 14) sowie die Montage der unvermeidbaren Blitzschutzanlage.

15. Oktober 1982:

Richtfest. Der späte Termin wird gewählt, damit auch die friesischen Dachdecker einmal einen richtigen oberschwäbischen Aufrichtschmaus miterleben können.

Frühjahr 1983:

Nach der Winterpause werden die Stallgefache ausgemauert und die Innenwände eingefügt. Im April installiert der Elektriker die für spätere Ausstellungen benötigten Unterflursteckdosen und die Alarmanlage. Gleichzeitig kommen die Fenster zum Einbau, für welche alte eichene Stockrahmen als Vorbild dienen.

Mai/Juni 1983:

Die Gipser verputzen die gemauerten Wandflächen und die Decke im Wohnbereich erhält einen Gipsputz auf Rohrmatten und Lattenrost. Und der Ofenbauer setzt aus alten und nachgefertigten neuen Kacheln den von der Küche aus heizbaren sogenannten „Grundofen“ zusammen.

Juni/Juli 1983:

Die Fußböden werden eingebaut; Wohn- und Schlafräume erhalten Riemenböden, die Küche dagegen einen Belag aus Ziegeln.

August/September 1983:

In der Tenne kommt ein Boden aus Bohlen, wie er im Laternserhaus - abweichend vom üblichen „Lehmschlag“ - ursprünglich bereits vorhanden war. Den verputzten Wandflächen geben Maler das abschließende Kolorit, dagegen bleiben die schon bei der Bearbeitung imprägnierten Holzteile unbehandelt.

März 1984:

Nach dem Abschluß des Innenausbaus ist das wieder aufgebaute Haus Laternser als jüngstes Objekt im Kürbacher Museumsdorf der Öffentlichkeit zugänglich. Zur Ausstattung im Detail und zum Einrichten der Räume hat Regierungsdirektor i. R. Gerber seinen Ruhestand eifrig genutzt und eine umfangreiche Sammlung bäuerlicher Gerätschaften und Möbel zusammengetragen und damit das Laternserhaus auch innen wieder zum Leben erweckt.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

7. Jahrgang – Heft 2 – Seite 8

## Die Burgruine Hassenberg bei Zwiefaltendorf

Von Stefan Uhl, Warthausen

Die auch Hassenburg, im Volksmund zudem als „Hasenmauer“ bezeichnete Burgruine liegt östlich von Zwiefaltendorf auf einer spornartigen Bergecke über dem Donautal.

Über ihre Geschichte ist nur wenig bekannt, über das mit ihr eng verbundene Zwiefaltendorf sind wir jedoch recht gut unterrichtet.

Zwiefaltendorf liegt an der Mündung der Zwiefalter Ach in die Donau. Von alters her befand sich hier eine bedeutende Furt; um 1100 wird erstmals eine Donaubrücke genannt. „Zwiefaltun“ befindet sich 904 im Besitz des Klosters Reichenau. Nach der Gründung des Klosters in „Oberzwiefalten“ im Jahre 1094 wird der Ort als Niederzwiefalten (1108 „inferior Zwiefaltum“) oder als „Zwiefalten das Dorf“ (1275 Zwiveltun villa) bezeichnet.

Vom Ende des 11. Jahrhunderts bis zum Ende des 13. Jahrhunderts besitzt Zwiefaltendorf Ortsadel (v. Zwiefalten), der zeitweise im Dienst der Stauferherzöge steht. Von 1200 bis etwa 1400 ist auch ein Zweig der Bossen in Zwiefaltendorf begütert, nach ihrem Wappen Verwandte der Herren von Stein und von Pflummern.

Vor 1320 kommt ein Großteil des Ortes und die an dessen Rand gelegene Wasserburg an Württemberg, das im folgenden die Herrschaft als Lehen vergibt. Die Grafen Ludwig und Ulrich von Württemberg überliehen die Burg dem Hofmeister Albrecht Speth zunächst als Pfand, dann 1441 als eigen unter Vorbehalt der Öffnung. 1503 erhält der Ort Marktrecht, 1511 zudem die Blutgerichtsbarkeit.

Am 3. April 1517 brennt Graf Ulrich v. Württemberg aus Rache gegen Dietrich Speth die Wasserburg und einen Teil des Ortes nieder; 1534 (-1550) läßt er die spethischen Besitzungen für sich einziehen und die Reformation durchführen. Um 1600 übernimmt ein württembergischer Vogt vorübergehend die Verwaltung, nachdem sich die Bauern in Zwiefaltendorf (und Ehestetten) gegen die harte Herrschaft des Wilhelm Dietrich Speth empört hatten. 1615 wurde die Hälfte der Herrschaft württembergisches Lehen. 1633/34 plünderten die Schweden unter Feldmarschall v. Horn das Dorf.

1660 wird die Wasserburg abgebrochen und anschließend das heute noch vorhandene Schloß erbaut. 1805 gelangt Zwiefaltendorf unter württembergische Staatshoheit.

Über die Geschichte der Burg Hassenberg fließen die Informationen spä rlicher. 1355 wird sie erstmals genannt.

Das Ende der Burg ist konkret zu fassen. Laut Kasper wurde sie 1660 zusammen mit der Wasserburg in Zwiefaltendorf abgebrochen. Dies ist sicher im Zusammenhang mit einer Beschädigung oder Verwüstung im Dreißigjährigen Krieg und einer anschließenden Vernachlässigung der Anlage zu sehen.

Ansonsten wissen wir über die Geschichte der Burg nur sehr wenig. Hier könnten nur umfangreichere Nachforschungen weitere Informationen bringen. Im Rahmen eines kurzen Abrisses wäre zu sagen, daß die Burg wahrscheinlich von Anfang an württembergisches Lehen war, das vermutlich Anfang des 16. Jahrhunderts an die Freiherren v. Speth übergegangen ist.

Die Burgruine liegt 555m hoch über dem Meeresspiegel. Die Höhendifferenz zum Talgrund beträgt etwa 40m. Während das Gelände im Westen steil zur Donau hin abfällt, ist die Südostseite fast eben zugänglich, ja der Burgplatz wird hier sogar in einiger Entfernung vom Hinterland leicht überhöht. Nord- und Ostseite des Burgplatzes fallen sanft zu einer kleinen Bachklinge hin ab.

Direkt hinter dem Halsgraben liegt an der höchsten Stelle des Burgbereiches die Kernburg, deren Nordwest- und Nordostseite noch eine schwache Vorbefestigung vorgelagert ist.

Der Grundriß der Kernburg bildet fast ein Quadrat von ca. 30 m Seitenlänge. Aus topographischen Gründen ist jedoch die Südwestseite leicht einwärts gewinkelt, auch die Nordostseite ist zweifach leicht gebrochen.

Die die ganze Kernburg umfassende Ringmauer ist im Südosten 29,4 m und im Nordwesten 25,8 m lang. Die Länge der Nordostseite liegt bei 9,0 + 12,5 + 7,5m, die der Südwestseite bei 10,7 + 21,1m.

Von diesem Mauerring stehen nur noch Teile der Südwestseite aufrecht. An den anderen Seiten lassen Schuttwälle von 1 bis 1,5m Höhe und Reste von Kernmauerwerk den ehemaligen Verlauf der Ringmauer klar erkennen.

Von Interesse ist an der Südostseite ein ca. 3m breiter Durchbruch in diesem Schuttwall, der uns zeigt, daß sich hier früher das Burgtor befunden hat.

Die Mauerstärke dürfte hier bei etwa 1,6m gelegen haben.

Einen weiteren Walldurchbruch finden wir an der Nordwestseite. Da er jedoch nicht bodentief ist, kann nicht mit Sicherheit darauf geschlossen werden, daß sich hier eine Tür bzw. ein Tor befand.

Wie an der völlig detaillosen Nordostseite war die Mauerstärke hier geringer als auf der Grabenseite; sie lag bei etwa 1,2 m.

Die Südwestseite ist zum Großteil bis zu einer Höhe von knapp 3m über dem Hofniveau erhalten. Dies entspricht einer Höhe von etwa 4 bis 4,5m auf der Außenseite.

Die Mauerreste bestehen aus lagerhaftem Bruchsteinmauerwerk, Baumaterial ist durchweg Kalkstein. Die Steinformate sind klein bis mittel, der Mauerverband ist recht ungleichmäßig. Das Kernmauerwerk besteht aus einer vollkommen regellosen Füllung mit viel Kalkmörtel. Details wie Mauersockel oder Balkenlöcher fehlen. Auch der Mauerknick ist - wie im 14. Jahrhundert allenthalben üblich - rundlich abgemauert.

Die Westecke der Ringmauer ist, da hier ein Teil des Baugrundes den Hang hinabgerutscht ist, verschwunden. An den anschließenden Mauerresten - besonders an der Nordwestseite - deutet deren relativ große Mauerstärke an, daß die Westecke im Unterteil stützpfilerartig verstärkt gewesen sein könnte. Doch hat auch diese Maßnahme das Abrutschen der Westecke nicht verhindern können.

Das Innere des Mauerrings der Kernburg wurde durch eine 24,4m lange, ca. 0,8m starke, jetzt nur noch als Schuttwall erkennbare Quermauer in zwei Teile getrennt. Auf der Angriffsseite kam so der etwa 18,5 x 26,8 m<sup>2</sup> große Burghof zu liegen. Er ist fast ganz eben, Spuren einer Bebauung lassen sich nicht entdecken.

Auf der Talseite - d. h. in ganzer Länge an die nordwestliche Ringmauer angefügt - lag ein Gebäude mit einer Grundfläche von 9,5 x 27m, der Palas. Ein kleiner Walldurchbruch im Verlauf der Quermauer könnte die Lage eines ehemaligen Tores fixieren. An der Südwestseite des Palas, wo ja noch weite Teile der Ringmauer aufrecht stehen, sind noch zwei Details erhalten. Es handelt sich hierbei um die Reste zweier schmaler Lichtschlitze mit einer Breite von 17 bzw. 18 cm und einer Höhe von mehr als 50 cm. Von ihnen sorgfältig gearbeiteten, 6 cm breit abgefaßten Gewänden sind nur noch Reste erhalten, doch läßt sich der ehemalige Zustand leicht rekonstruieren. Hinter diesen Gewänden - übrigen aus Tuffstein hergestellt - führen die mit länglichen Steinplatten abgedeckten, sich nach innen erweiternden Nischen schräg abwärts durch das Mauerwerk. Die anschließenden Teile sind leider verschüttet. Wir müssen uns also mit dem Wissen um einen unter dem Palas liegenden Keller - und um einen solchen handelte es sich zweifelsohne - zufrieden geben, ohne über dessen Aufbau und Aussehen weitere Angaben machen zu können.

Gegen die Angriffsseite wurde die Kernburg durch den Halsgraben geschützt. Dieser ist stellenweise mehr als 10 m breit und erweitert sich nach

Süden hin. Seine Sohle liegt im Schnitt 5 bis 6 m unter dem Hofniveau. An den Seiten war er nicht abgeschlossen, ebensowenig waren die Grabenwände gefüttert.

Vor dem ehemaligen Burgtor quert ein breiter Damm den Graben; hier handelt es sich um eine Auffüllung aus der Zeit, als die Anlage schon Ruine war, die den ebenen Zugang zur Kernburg ermöglichen sollte (wohl um das Abbruchmaterial bequem abführen zu können).

Wenige Meter unterhalb der Nordostseite der Kernburg liegt ein Teil der Vorbefestigungen, die hier einen knapp 8 m breiten, zwingerartigen Raum einschließen. Während dieser heutzutage von Südosten her eben zugänglich ist, zeigt sein terrassenartiger Abschluß gegen Nordosten den Verlauf der ehemaligen Befestigung an.

Wenn man diesen Bereich durchschritten hat, gelangt man nordwestlich der Kernburg in einen unebenen - derweil zur Kernburg hin leicht aufsteigenden -, vorburgartigen Hofraum, der die Spitze des Bergspornes bis hin zur Kernburg einnimmt. Auch sein Umfang läßt sich nur noch an Geländespuren erkennen. Während die Befestigungen im Norden ebenfalls deutlich als Geländeabköchungen zu erkennen sind, lassen sich im Westen keinerlei Reste einer künstlichen Befestigung mehr feststellen. Ebensowenig sind irgendwelche Gebäude zu lokalisieren, da im gesamten Bereich der Vorbefestigungen jegliche Mauerreste und die von solchen herrührenden Schuttwälle fehlen.

Das Ruinengelände ist mit Bäumen bestanden, die Schuttwälle sind zum Teil dicht mit Gestrüpp bewachsen. Bedenklich ist jedoch der Zustand der Mauerreste. Am südöstlichen Ende der Südwestmauer der Kernburg fehlt stellenweise die äußere Mauerschale, das wenig haltbare Kernmauerwerk ist so schutzlos der Witterung ausgesetzt. Besonders gefährdet ist die Westecke der Kernburg. Durch ein ständiges Abrutschen des Untergrundes ist hier das gänzliche Verschwinden größerer Partien zu befürchten. Gerade an dieser Stelle sind baldige Sicherungsmaßnahmen unbedingt vonnöten!

Während eine genaue Datierung ausschließlich über historische Daten nicht möglich ist, gibt uns der Bestand genügend Hinweise zu einer recht exakten Bestimmung der Bauzeit. Zuvor wollen wir uns allerdings vor Augen führen, wie die Buranlage ursprünglich aussah: Die Kernburg war von einem annähernd quadratischen Mauerring umschlossen, dessen Höhe nur geringfügig über der noch vorhandenen Reste der Südwestseite gelegen haben wird. Für einen Wehrgang auf der Mauerstärke war diese Ringmauer zu schwach - hierzu wäre eine Mauerstärke von 1,8 bis 2 m nötig gewesen. Allenfalls eine zum Hof hin vorkragende, hölzerne Wehrgangskonstruktion ist denkbar, jedoch allenfalls auf der Angriffsseite wahrscheinlich.

Der Palas nahm die Talseite der Kernburg ein. Man wird ihn sich als langgestrecktes Gebäude zu denken haben, mit drei Geschossen, das oberste wahrscheinlich in Fachwerk. Als oberer Abschluß wäre ein Sattel-, Walm- oder Krüppelwalmdach denkbar. Über den inneren Aufbau des Palas läßt sich nur soviel aussagen, daß er zum Großteil unterkellert war. An den Seiten des Hofes lehnten möglicherweise leichte Wirtschaftsbauten (Speicher, Stallungen u. a.) aus Holz bzw. Fachwerk an die Ringmauer an.

Den Zugang zur Kernburg ermöglichte eine feste Holzbrücke, die den Halsgraben überquerte.

Die Vorbefestigungen bestanden aus einfachen Holz-Erde-Konstruktionen ohne wesentlichen Verteidigungswert. Der von ihnen eingeschlossene Vorhof nahm evtl. einzelne kleinere, hölzerne Wirtschaftsgebäude auf.

Die Datierung kann auf zwei Wegen erfolgen. Zum einen über die zeitliche Einordnung der verschiedenen Datierungsmerkmale, zum anderen über die Kombination der Funktion der Burg mit dem geschichtlichen Hintergrund.

Zu ersterem gehört die großzügige Anlage der Burg, die ganz allgemein ins 13. bis 15. Jahrhundert weist. Das Mauerwerk - lagerhaftes Bruchsteinmauerwerk - spricht hier für eine Entstehung nach etwa 1270/80. Die rundliche - d. h. nicht durch Eckquader betonte - Abmauerung des Mauerknicks der Südwestseite macht eine Erbauung im 14. Jahrhundert wahrscheinlich. Die Ausbildung der beiden Lichtschlitze des Keilers letztendlich legt es nahe, eine Entstehung der Burg um die Mitte des 14. Jahrhunderts anzunehmen.

Da die Burg im Jahre 1355 erstmals genannt wird, ist somit von einer Erbauung kurz vor bzw. um 1350 auszugehen.

Aufbau und Konzeption der Anlage zeigen uns, daß die Burg nicht als Wehrburg, sondern vorrangig als Wohn- und Verwaltungssitz anzusprechen ist. Gleichzeitig scheint sie - die historischen Daten legen dies nahe - württembergisches Lehen gewesen zu sein. Da die württembergischen Grafen um 1320 in Zwiefalten-dorf umfangreichen Besitz erwarben, liegt die Annahme nicht fern, daß die Burg Hassenberg kurz danach von den Württembergern als Verwaltungssitz für einen Vogt erbaut wurde. Dies würde die über die verschiedenen Details der Ruine gewonnene Datierung stützen. Alles in allem läßt sich die Bauzeit der Burg somit mit großer Sicherheit in die Zeit von 1320 bis 1350 legen.

In engem Zusammenhang - nicht jedoch in baulicher Verbindung - mit der Burg Hassenberg steht die 250 m südsüdöstlich von dieser gelegene Marienkapelle, die gelegentlich auch als „Burghkapelle“ bezeichnet wird. 1509 stiftete Margaretha v. Speth geb. Neipperg 50 Gulden zum Ausbau. Durch jüngste Renovierungen erstrahlt sie wieder im alten Glanze.

An das rechteckige Schiff schließt der um Mauerstärke eingezogene, fast gleichlange, ungefähr geostete Chor mit 3/8-Schluß an. Das durchgehende Dach ist am Chor abgewalmt und wird an der Talseite (Westseite) von einem Dachreiter überragt, der zur Hälfte auf einem der Westfassade vorgelegten Mauerpfeiler ruht.

Um die gesamte Kapelle läuft unten ein Sockel und oben ein Dachgesims mit Hohlkehle um. Das Schiff wird im Süden von zwei stichbogigen Fenstern beleuchtet, im Norden befindet sich ein weiteres, neben dem die spitzbogige, breit abgefaßte Eingangstür liegt.

An der Westseite sind zwei Rundfenster symmetrisch angeordnet, wohingegen der Chorschluß von keinerlei Öffnung durchbrochen wird. Der Chor erhält sein Licht durch drei Fenster in spitzbogigen Nischen, zwei davon im Süden, eines im Norden, wo sich auch der Sakristeianbau mit Pultdach befindet.

Im Inneren ist vom architektonischen Standpunkt aus vor allem der Chor mit seinem Sterngewölbe interessant. Die Rippen steigen ohne Konsolen zu den flachen Schlußsteinen auf, auf denen die Wappen der Neipperg-Speth aufgemalt sind. Der Hochaltar ist ein spätmanieristisches Werk von 1609. Sein Antependium besteht aus Holz mit aufgemalten Bildern der Heiligen Georg, Stephanus und Moritz. Die Nischenfigur, eine gotische Madonna, steht heute in der Pfarrkirche in Zwiefaltendorf. Das frühbarocke Retabel einer Marienkrönung stammt aus dem Jahre 1623. Weiterhin frühbarock ist die Figur der hl. Anna Selbdritt, spätmanieristisch die des hl. Michael, die des hl. Wendelin dagegen schon spätbarock.

Nicht ganz klar ist, welcher der beiden Burgen (Wasserschloß und Hassenberg) die Marienkapelle zugeordnet war. Möglicherweise stand sie nämlich anfangs in Verbindung mit der im Ort gelegenen Wasserburg, und nicht mit Hassenberg. Nachdem letzteres jedoch in die Hände der Speth gekommen war, wird die Marienkapelle auch für die Burg Hassenberg die Funktion einer Burgkapelle übernommen haben.

Zusammen mit der frisch renovierten Zwiefaltendorfer Pfarrkirche zum hl. Michael und dem dortigen Schloß stellen die Burgruine Hassenberg und die Marienkapelle ein Ensemble von hohem geschichtlichem und kunsthistorischem Wert dar, das eine eingehende Besichtigung lohnt.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

7. Jahrgang – Heft 2 – Seite 13

## P. Wilhelm Hanser (1738 – 1796)

Ein großer Musiker des Reichsstifts Schussenried

Von Karl Kaufmann, Bad Schussenried

In der „Geschichte der katholischen Kirchenmusik in Württemberg“ hat Alfons Kriessmann eine ganze Menge interessanter Einzelheiten aus dem Musikleben des Prämonstratenserstifts Schussenried zusammengetragen. Er konnte sich noch auf die leider 1944 in Stuttgart verbrannte Hauschronik des P. Friedrich Lehner stützen, die allerdings nur bis zum Jahre 1733 reicht. So wurden die letzten 70 Jahre des Stifts bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1803 nicht mehr berücksichtigt, wo Schussenried über mehr als zwei Jahrzehnte hinweg eine erneute musikalische Hochblüte erlebte.

Konnte Kriessmann schon für vergangene Jahrhunderte auf die besonders intensive Pflege der Musik in dieser Ordensniederlassung hinweisen, so belegte er das blühende musikalische Leben dort durch Einzelbeispiele. Insbesondere wurde mit Recht P. Benedikt Müller (1644-1692) angeführt, der nach dem Zeugnis der alten Chronik „der beste Musicus allhier war“ und ebenso „als der beste Komponist in ganz Schwaben“ galt. Die Durchsicht weiterer Schussenrieder Quellen, etwa der Tagebücher der Äbte Tiberius Mangold, Innozenz Schmid, Didacus Ströbele und der Chorherren Pankraz Nothelfer und Ignatius Lenz ergab ein anschauliches Bild der hier geleisteten musikalischen Aufbauarbeit, die zu hervorragenden Ergebnissen führte. Viele der Chorherren beherrschten gleich eine ganze Reihe von Instrumenten, waren gesucht zur Aushilfe bei Festlichkeiten in anderen Klöstern, begehrte als Partner im Zusammenspiel. Dem Weihbischof von Konstanz, Graf Franz Joseph von Fugger, bereitete es gelegentlich ein besonderes Vergnügen, mit den Schussenrieder Herren zu musizieren, Noten auszutauschen, wozu der Diarist Nothelfer anzüglich bemerkt: „Sie tun einander ziemlich beluxen.“ Ihre Kompositionen waren meist gedacht für den Hausgebrauch, für Tafelmusik, zu Bühnenstücken, Schlußfeiern; hauptsächlich waren es aber Kompositionen für den liturgischen Gebrauch. Mancher komponierte nicht bloß, sondern war im Stande, seine Noten selbst in Kupfer zu stechen, ja den Frontispiz, das verzierte Titelblatt dazu anzufertigen.

Eine besondere Hochblüte der Musik erlebte Schussenried in den Jahrzehnten nach 1760. Das Stift verfügte damals über eine ganze Reihe hervorragender Musiker, von denen der eine - P. Evermod Müller - als Organist in das burgundische Kloster Corneux abgeordnet, der andere - P. Wilhelm Hanser - als Leiter einer einzurichtenden Musikschule in die Abtei Lavaldieu (nördlich von Charleroi an der Maas) berufen wurde.

### Geburt und Herkunft

Wilhelm Hanser kam in Unterzeil auf die Welt. Bei der Taufe am 12. September 1738 erhielt er den Namen Johann Nepomuk Joseph. Seine Eltern waren Joseph Hanser und Maria Rosina Reiserin. Über sein Jugendleben ist nichts bekannt. Ein Hinweis auf einen Aufenthalt in München und eine musikalische Ausbildung als Seminarist an St. Michael ist durch verschiedene Vermerke auf einzelnen Blättern seiner „Vesperpsalmen“ gegeben. Eine fremde Hand hat bei der Registrierung des Notenmaterials auf der Rückseite des Titelblattes der Orgel- und der Violoncellostimme eingetragen: „Mus. Pr. 166 E choro S. Michaelis“. Weitere Titelblätter tragen den Vermerk: „Ex dono auctoris olim Seminaristae Monacensis“. Die ewigen Gelübde legte er ab am 18. Juli 1758. Ein Jahr später, am 11. Juli 1759, erscheint sein Name zum ersten Mal im Profießernuerungsbuch. Nach der theologischen Ausbildung konnte er am 3. Oktober 1762 sein erstes Meßopfer feiern.

Er erwies sich von Anfang an als hervorragender Musiker. So wurde ihm schon im Jahre 1764 das ihm gemäße, aber auch verantwortungsvolle Amt als Musikdirektor des Stifts übertragen. Als solcher entfaltete er eine überaus fruchtbare Tätigkeit. Sicher existierten schon damals kleinere Kompositionen von seiner Hand. Sein als Opus I bezeichnetes Werk aber ist eine umfangreiche Zusammenstellung von 24 lateinischen Vesperpsalmen für 4 Stimmen, Streicher, Trompeten, Pauken und Orgel. Das Werk, das 727 Seiten umfaßt, wurde 1767 im Verlag Matthäus Riegger in Augsburg herausgegeben und scheint eine große Verbreitung gehabt zu haben; denn es finden sich heute Exemplare - allerdings nicht alle vollständig - in den Musikbibliotheken von Aarau, Einsiedeln, Engelberg, Solothurn, Augsburg, Indersdorf, Ottoheuren, München, ja sogar in Bautzen. Bei seiner Arbeit hatte P. Hanser, wie er in der Widmung an seinen Abt - damals Nikolaus Cloos - schreibt, große Unterstützung durch diesen erfahren, dem er bestätigt, daß viel Geld aufgewendet worden sei für Notenmaterial von hervorragenden Meistern, für Instandsetzung und Neubeschaffung von Instrumenten, für Brot und Kleidung der Sänger.

Das Musikwissenschaftliche Institut der Universität Tübingen verwahrt eine kleine Sammlung von acht in verschiedenen Tonarten komponierten Stücken über das „Ave Maria“. Diese aus Buchau stammenden Blätter sind für einen ebenso reich besetzten Chor gedacht und sind wunderbare Lehrstücke, wie ein und derselbe Text in verschiedenen Tonarten und verschiedener Länge musikalisch abgehandelt werden kann.

Anscheinend sind verhältnismäßig wenige Kompositionen Hansers gedruckt worden und nur wenige als Manuskripte dem Titel nach festgehalten. Man müßte fast hoffen dürfen, daß in Musikbibliotheken in Frankreich oder bei uns in den Klöstern manches der im Literaturverzeichnis erwähnten Werke noch vorhanden ist oder gar hier nicht angegebene Stücke zum Vorschein kommen.

### P. Wilhelm Hanser in Frankreich

Die Schussenrieder Abtei war jenen Jahrzehnten im ganzen Orden bekannt durch die eben beendeten Neubauten. 1764 war man auch mit der Innenausstattung fertig geworden. Nicht minder hoch war ihr Ansehen wegen des hohen Standes des dortigen Musikbetriebs und der musikalischen Qualitäten eines Teils ihrer Chorherren.

Als daher der Abt von Bellelay für das burgundische Prämonstratenser Kloster Corneux einen Organisten erbat, wurde dazu aus Schussenried P. Evermod Müller abkommandiert, der dort amtiert und den Orgelnachwuchs ausbilden sollte. Er reiste am 19. Juli 1771 nach Corneux ab, fand dort aber, wie er berichtete, wenig Bereitwilligkeit, das Orgelschlagen zu erlernen. Leider erkrankte er schwer und verstarb dort schon am 20. Februar 1772. Als man erneut an Schussenried herantrat und um einen Ersatz für den Verstorbenen bat, ging man auf diesen Wunsch nicht mehr ein. Man konnte darauf verweisen, daß nun schon ein anderer Schussenrieder Konventuale - eben unser P. Hanser - das Musikleben eines anderen französischen Klosters befruchten sollte.



Als nämlich im Auftrag des Ordensgenerals von Premontre der Abt des Klosters Lavaldieu, Remacle Lissoir, die schwäbischen Niederlassungen visitierte, kam er auch nach Schussenried und war von dem hohen Stand der dortigen Musikkultur und von dem Können und den Leistungen des Directori musici so begeistert, daß er diesen nach Lavaldieu mitnahm und ihn dort als Leiter einer Musikschule einsetzte.

P. Wilhelm Hanser trat im Februar 1772 die Reise nach Lavaldieu an - heute ein Teilort des Ardennenstädtchens Montherme an der Maas, nördlich von Charleville. Als Reisebegleiter hatte er einen Schussenrieder Gärtner mitbekommen, der auch den andern Chorherren damals nach Burgund begleitet hatte.

Zunächst gab ihm Abt Lissoir Gelegenheit, Paris kennenzulernen und damit die Musik der in Mode stehenden Rivalen Christoph Willibald Gluck und Niccolò Piccini. In einer Quelle ist von einem Organisten Couperin die Rede; aber Francois Couperin mit dem Beinamen le Grand war schon 1733 gestorben.

In Lavaldieu wurde nun eine kleine Musikschule eingerichtet, ein Institut zunächst für nur acht ausgesuchte Schüler. Unter diesen war der später weit berühmte französische Komponist Etienne Nicolas Méhul. Dieser äußerst talentierte Junge spielte schon mit 10 Jahren die Orgel in seiner Heimatstadt Givet.

Sein Aufenthalt in Lavaldieu war ein großes Glück für ihn. Sein Lehrer förderte ihn im Orgel- und Klavierspiel und brachte ihm die Kunst des Kontrapunktes wie der Kompositionstechnik bei. Innerhalb von vier Jahren machte er große Fortschritte und erwarb sich in Theorie und Praxis beträchtliche Kenntnisse. Es gefiel ihm so gut im Kloster, daß er zum Noviziat zugelassen werden wollte; aber verschiedene Hindernisse stellten sich diesem Vorhaben entgegen. Abt Lissoir verschaffte diesem talentierten Schüler eine Stelle als Organist in Paris, die er ab 1779 mehrere Jahre ausfüllte. Seine weitere Karriere war gesichert und ging steil nach oben. Nie aber vergaß er den bescheidenen Anfang in Lavaldieu und was er seinem Lehrer und dem Abt Lissoir verdankte.

Während seines Aufenthalts in der Ardennenabtei erhielt P. Hanser einen ehrenvollen Auftrag von seiten des Ordens. Das Generalkapitel, an dem damals die deutschen Niederlassungen schon nicht mehr teilnehmen durften, beauftragte ihn mit der Durchsicht und Korrektur eines einstimmigen Gradual- und Wechselgesangsbuchs zum Gebrauch innerhalb des Prämonstratenserordens. Kaum hatte er diese Arbeit vollendet, die beim Verlag Henner in Nancy erscheinen sollte, stiegen am politischen Horizont bereits dunkle Wolken empor, die Vorboten der Französischen Revolution. Da Hanser wohl die Auswirkungen dieser großen sozialen Umwälzung ahnte oder befürchtete, kehrte er 1787 in sein Heimatkloster zurück.

In Schussenried fand er veränderte Verhältnisse vor. Jüngere Kräfte hatten seine Stelle eingenommen. P. Gilbert Gansohn bezeichnete sich seit 1777 als Chorleiter. Aber auch die Haltung und Einstellung des Konvents hatte sich geändert. Ein Teil der Chorherren liebäugelte mit den Ideen der Aufklärung. Unter der Leitung von P. Georg Vogler hatte sich die Klosterschule mit einem ausgefeilten, aufs Nützliche und Praktische ausgerichteten Lehrplan zu einer philanthropisch ausgerichteten Musteranstalt entwickelt. Aber Georg Vogler begann sich vom Orden zu lösen, betätigte sich 1789 und 1790 als Hofprediger im Damenstift Buchau, war 1791 ausgeschieden und wurde 1792 endgültig säkularisiert.

P. Wilhelm Hanser scheint dann auch in Schussenried nicht mehr besonders hervorgetreten zu sein; er hatte wohl die Dinge laufen lassen. Der damals regierende Abt Joseph Krapf (1775-1791) war zwar persönlich kein Anhänger der Aufklärung, gab aber den Zeitströmungen insofern nach, als er für seinen Konvent um Erleichterungen hinsichtlich der Ordenstracht und der bisher üblichen mitternächtlichen Matutin nachsuchte. Eine jahrelange Auseinandersetzung gab es mit dem Generalvikar und Visitator der schwäbischen Ordensprovinz, dem Abt Georg Lienhardt von Roggenburg, der den Schussenriedern das Tragen eines schwarzen Käppchens statt des steifen weißen Biretts nicht gestatten wollte.

Abt Joseph und sein Konvent trugen vornehme, mit Hermelinschwänzen und Zierschnüren versehene Schulterumhänge, und viele ließen sich darin porträtieren. Auch P. Hanser folgte diesem Beispiel; 1792 wurde er von dem Maler J. V. Meichsner abkonterfeilt. Der 54jährige, mit gelichteten grauen Haaren, sitzt auf einem Sessel vor einem Spinett; die Rechte hält einen Choralband aufrecht mit einem Weihnachtshymnus. Die Körperproportionen sind dem Maler nicht so recht gelungen; ebenso unnatürlich erscheinen die Falten des Chorocks.

Die Tagebücher der letzten Äbte fehlen; auch von anderen Autoren ist nach 1774 keines mehr überliefert. Deswegen gibt es kaum mehr Anhaltspunkte über die letzten Jahre seines Lebens. Am 27. Januar 1796 ist P. Hanser gestorben und wurde auf dem Gemeindefriedhof St. Martin begraben.

Da, wie schon erwähnt, das Notenmaterial seiner 24 Vesperpsalmen und acht Ave Maria hier vorhanden ist, allerdings in den alten Notenschlüsseln, wäre es eine schöne Aufgabe für einen heutigen Chor, einzelne Stücke seiner festlich klingenden Musik am Ort seines Wirkens aufzuführen.

## Werke vom P. Wilhelm Hanser

Hanser habe nur eine kleine Zahl seiner Werke veröffentlicht; so meldet es die französische Musikerbiographie Fetis und gibt als gedruckte Werke an:

1) Psalmodia vespertina quatuor vocibus; Augsburg, 1767, in fol. Ce sont des faux-bordons, avec la basse continue pour l'orgue.

(Diese Angabe deckt sich nicht mit dem 1767 in Augsburg wirklich erschienenen Werk opus I.)

2) Dixit, Magnificat et Nunc dimittis, quatuor voc. cum organo; Augsburg, 1767, in-4°.

3) Quatre sonates pour le clavecin, avec accompagnement de violon et basse; Paris, 1777.

4) Graduel et antiphonaire à l'usage des Premontres; Nancy, Henner, 1789 (non achevés d'imprimer).

Unter seinen Kompositionen, die als Manuskripte geblieben seien, führt dieselbe Quelle an:

1) Plusieurs motets à deux voix et orgue.

2) Une messe avec accompagnement d'orgue et Instruments à vent.

(Messe mit Begleitung von Orgel und Blasinstrumenten.)

Diese Messe wurde in der Abtei von Lavaldieu am Fest der hl. Cäcilia gesungen; die Musikanten des Regiments von Diesbach kamen von Mezieres in die Abtei, um die Aufführung zu erleichtern.

3) Plusieurs messes ordinaires avec orgue et orchestre.

4) Beaucoup des fugues et de morceaux divers pour l'orgue.

Trotz der Aufzählung dieser acht Nummern von Werken des P. Wilhelm Hanser darf man einigen Zweifel anmelden, ob der Verfasser der französischen Musikerbiografie alle Werke des Komponisten kennen konnte.

Zwei Sammlungen von Kompositionen Hansers, die tatsächlich verfügbar und zugänglich sind, werden hiermit bekannt gemacht,

A: Aus dem Bestand des Damenstifts Buchau stammen acht vom Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Tübingen überlieferte Vertonungen des „Ave Maria“ in verschiedenen Tonarten und von verschiedener Länge. Es sind 16 Blätter im Format 23,5 cm breit und 31 cm hoch, je 2 Blätter - Vorder- und Rückseite ausgenutzt - für Canto, Alto, Tenore, Basso, Violino Primo, Violine Secundo, Violone und Organo (Generalbaßziffern).

B: Die 24 Vesperpsalmen für vierstimmigen Chor und großes Orchester.

Der Komponist hat in diesem Sammelwerk zur feierlichen, musikalisch großangelegten Gestaltung von lateinischen Vesperandachten 16 gebräuchliche Psalmtexte ausgewählt und diese durchkomponiert. Dabei hat er einzelne Texte mehrfach, in zwei oder drei verschiedenen Tonarten, in Musik gesetzt. Nur für zwei Psalmtexte schrieb er keine eigene Musik, sondern unterlegte diese Texte anderen Fassungen.

**Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.**

7. Jahrgang – Heft 2 – Seite 18

## Zur Versehung einer Pfarrei vorzüglich fähig erkannt

Beiträge zur Lebensgeschichte des Kirchdorfer Pfarrers Michael Ritter von Jung

Von Dr. Kurt Diemer, Biberach

Über das Leben des Kirchdorfer Pfarrers und Dichters der „Grablieder“, Michael Ritter von Jung (1781-1858), ist verhältnismäßig wenig bekannt; aus heute unerfindlichen Gründen wurden schon vor vielen Jahren die Personalakten aller noch im 19. Jahrhundert verstorbenen Geistlichen der Diözese Rottenburg, unter ihnen auch die von Pfarrer von Jung, eingestampft. Zwei Schriftstücke, die sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (Bestand E 200a Büschel 857 und E 5

Büschel 46) gefunden haben, bringen nun wertvolle Ergänzungen zum bisher Bekannten. Sie betreffen die Ernennung Jungs zum Pfarrer von Kirchdorf und die Verleihung des Civil-Verdienst-Ordens.

Als es um die Wiederbesetzung der Pfarrei Kirchdorf ging, äußerte sich der Stuttgarter Katholische Geistliche Rat am 29. Dezember 1810 König Friedrich I. von Württemberg gegenüber, der sich die Bestätigung der Pfarrer vorbehält, über die Pfarrei Kirchdorf und den damaligen Erolzheimer Vikar Michael Jung:

„Euer Königliche Majestät

haben vermög Allerhöchster Resolution vom 28. September den Pfarrer Burkard von Kirchdorf zur Pfarrey Thannheim allergnädigst zu bestättigen geruht, und dadurch wurde die katholische Pfarrey Kirchdorf erlediget. Sie gehört ietzt (jetzt) zum Oberamt Leutkirch und Landkapitel Dietenheim Bißthums Konstanz, begreift das Pfarrdorf Kirchdorf mit 277 und das Filialdorf Unteropfingen 208, zusammen 485 Seelen, sament einer Schule im Pfarrsitz, hat ein Einkommen von 518 Gulden und unterliegt dem patronatischen Nominations-Recht des Grafen von Schaesberg-Thannheim. Dieser nominirte unterm 8. October den Vikar Michael Jung in Erolzheim, Oberamts Biberach, und Jung bittet um die Allerhöchste Bestättigung. Er ist in der Stadt Saulgau gebohren, 29 Jahre alt, 4 Jahre lang Priester, und diente seither als Vikar, wurde in der erstandenen Pastoral-Concursprüfung zur Versehung einer Pfarrei vorzüglich fähig erkannt und ist sowohl im Dienste als in dem sittlichen Betragen sehr gut praedicirt, weswegen gehorsamst Unterzeichnete ihn zur Allerhöchsten Bestättigung zu empfehlen sich verpflichtet finden.

Sich damit etc.

Stuttgart, den 29. December 1810  
Königlicher Katholischer Geistlicher Rat

Linden  
Camerer  
Schedler.“

Am 7. Januar 1811 erteilte daraufhin der König dem Neunundzwanzigjährigen gnädigst die „allerhöchste Confirmation“.

„Wegen persönlicher zweckmäßiger Verwendung bey der damals in und um Kirchdorf herrschenden Nervenepidemie“ ernannte König Friedrich am 18. Mai 1814 Pfarrer Jung dann zum Ritter des Königlich Württembergischen Civilverdienstordens; mit dieser Auszeichnung war der persönliche Adel verbunden. Den Verlauf der Epidemie schildert von Jung selber in seinem Grablied „Bei dem Grabe des Konrad Bek, der am Nervenfieber starb“:

1. Hier gieng der Söldner Konrad Bek  
In jene Welt hinüber;  
Er ward in beß ter Kraft hinweg  
Gerafft vom Nervenfieber,  
Er wurde nemlich angestekt,  
Und so zum Tode hingestreckt
2. Das Kriegesloos war durch den Sieg  
Der Allianz entschieden,  
Und aufgelößt der blut'ge Krieg  
In allgemeinen Frieden;  
Der Weltenstürmer Bonapart,  
Der einz'ge Friedensstörer, ward  
Verbannt auf Elbas Insel.
3. Die Sieger legten aus der Hand  
Die ruhmgekrönten Waffen,  
Und kehrten heim ins Vaterland  
Sich Ruhe zu verschaffen.  
So kam auch von dem großen Heer  
Ein kleines Heldenchor hierher,  
Und wurde einquartiret.
4. Dabei befand sich, äusserst schwach,  
Ein Rekonvaleszente,  
Der sich mit heissem Heimweh nach  
Dem theuren Herde sehnte,  
Und dunstete im ganzen Haus  
Das Gift des Nervenfiebers aus,  
Um andre anzusteken.
5. Von diesem wurden angestekt  
Der Mann mit Weib und Kindern,  
Und hin aufs Krankenbett gestreckt.  
Um ihren Tod zu hindern  
Rief man sogleich den Physikus,  
Der allen Kranken den Genuß  
Der Schlottermilch empfahlen.
6. Er wollte so die Fiebertutz  
Durch ihre Kälte dämpfen,  
Und so des Uibels ersten Sitz  
Im Magen schon bekämpfen;  
Doch bei dem theuren Konrad Bek  
War dieser wohlgemeinte Zweck  
In Bälde schon vereitelt.
7. Die Macht des Fiebers widerstand  
Den angewandten Mitteln,  
Und nahm gewaltsam überhand,  
Im Tod ihn einzurütteln;  
Er fiel in Zukungen und Krampf,  
Um in dem schweren Todeskampf  
Sein Leben zu beschliessen.

8. Er röchelte zehn Stunden lang  
In seinen letzten Zügen,  
Und mußte endlich todesbang  
Im Kampfe unterliegen;  
Er neigte sanft sein Haupt und starb  
In einer Ledergelben Färb,  
Als wie am gelben Fieber..
12. Allein in Bälde hatte schon  
Sich ausgedehnt das Fieber,  
Und gieng dem Widerstand zum Hohn,  
In viele Häuser über,  
Es lagen von ihm angesteckt,  
Aufs Schmerzlager hingestreck,  
Schon siebenzehn Personen.
13. Man mußte also eiligst auf  
Die besten Mittel denken,  
Den todtgebährenden Verlauf  
Zum Leben einzulenken,  
Um durch den pünktlichsten Gebrauch  
Derselben doch den Gifteshauch  
Der Seuche zu ersticken.
14. Vor allem wurde dieß bezweckt  
Durch Trennung der Gesunden  
Von denen, die schon angesteckt,  
Und streng dazu verbunden,  
Und dann gesorgt für reine Luft,  
Durch sie den gifterfüllten Duft  
Der Kranken zu entfernen.
15. Dann drang man drauf mit Pünktlichkeit  
Die Kranken zu bedienen,  
Gab ihnen zur bestimmten Zeit  
Die besten Medizinen,  
Und hielt sie reinlich früh und spät,  
Und wich nicht ab von der Diät  
Vom Arzte vorgeschrieben.
16. So wurden nicht mehr angesteckt,  
Von Kranken die Gesunden,  
Und der Genesung Ziel erzwckt.  
In Bälde war verschwunden  
Die nervenfi'brische Gefahr,  
In welcher doch ganz offenbar  
Schon sechzig Menschen schwebten.
17. So fand in einer kurzen Zeit  
Das Übel seine Schranken,  
Drum laßt uns Gott mit Herzlichkeit  
Für diese Gnade danken,  
Und widmen unsre Lebenszeit,  
Die er uns gnädig noch verleiht,  
Der Frömmigkeit und Tugend...
19. Am Ende der Epidemie  
Ist des Verdienstes Orden  
Dem Pfarrer wegen seiner Müh'  
Zur Ehr verliehen worden,  
Der nichts, als seine Pflicht gethan,  
Er nahm in dankdurchdrungen an  
Als Gnade seines Königs..."

Beim König bedankte sich Pfarrer von Jung am 30. Mai 1814 folgendermaßen:

„Landvogtei am Bodensee  
Oberamt und Dekanat Leutkirch  
Kirchdorf den 30. Mai 1814

Pfarrer und Schulinspektor Jung erstattet allerunterthänigst den schuldigen Dank für die allergnädigste Ernennung zum Ritter des Civilverdienstordens.

Eure Königliche Majestät

haben vermög allerhöchsten Resolution vom 18. Mai den Unterzeichneten wegen dem fleißigen Besuche der Nervenfieberkranken in seinem Pfarrdorfe zum Ritter des Civil-Verdienst-Ordens allergnädigst zu ernennen geruht.

Für diese allerhöchste gnädige Auszeichnung wird der Unterzeichnete Eurer Königlichen Majestät mit heissem Danke, innigster Liebe und unverbrüchlicher Treue beständig anhangen, und, um dieser allerhöchsten Huld und Gnade würdig zu werden, sich unablässig bemühen, seine Pflichten gegen Gott und Eure Königliche Majestät, gegen den Staat und die Kirche strenger zu erfüllen, und sich durch treue Anhänglichkeit an Eure Königliche Majestät und an das ganze Königliche Haus thätigst auszuzeichnen.

Zu diesem Ende wagt er die allerunterthänigste Bitte: Eure Königliche Majestät möchten ihm einen grössern Wirkungskreis anweisen zu lassen allergnädigst geruhen, in welchem sein Trieb nach Thätigkeit und fernere Bildung, durch eine kleine Seelenzahl und ein geringes Einkommen ungehemmt, wirken könnte, und ihm deswegen allergnädigst erlauben, daß er als Königlicher Titulant aus der Oberamtsstadt Saulgau gebürtig auf dem gesetzlichen Wege um eine allergnädigste Beförderung allerunterthänigst bitte.

Sich zu fernem allerhöchsten Hulden und Gnaden bestens empfehlend erstirbt in tiefstem Respekto  
Eurer Königlichen Majestät  
allerunterthänigst treuehorsamster Michael Jung,  
Pfarrer und Schulinspektor,  
und Ritter des Königlichen Civit-Verdienst-Ordens.“

Glaubte man früher, die Versetzung von Jungs als Kaplan nach Tettngang im Jahre 1849 sei die Strafe für seine Eigenwilligkeit gewesen, so weiß man seit der im Juni 1981 im Landratsamt Biberach aus Anlaß des 200. Geburtstages gezeigten Ausstellung, daß sie - nach Jungs eigenen Worten - „eine allergnädigste Verleihung eines seinem gebrechlichen Alter angemessenen Postens“ war. Der Nachweis, daß von Jung schon 1814 den König um die Verleihung einer größeren und besser dotierten Pfarrei bat, untermauert die - bereits 1981 vom Verfasser geäußerte - Vermutung, die eigentliche Bestrafung des unbotmäßigen Pfarrers habe darin bestanden, daß er zeit seines Lebens keine andere, bedeutendere und besser dotierte Pfarrei erhalten habe.

7. Jahrgang – Heft 2 – Seite 20

## „Dem wohlgeachteten Herrn Lehrer Heinrich Meßmer zu Offingen am Bussenberg“

Ein Brief aus dem Jahre 1820, als historisches Zeugnis vorgelegt

Von Ferdinand Kramer, Uttenweiler

Ein persönliches Schreiben, das sich mit einer Fülle heimatgeschichtlich interessanter Details beschäftigt und nach 160 Jahren noch erhalten ist, stellt für den Historiker im lokalen und bürgerlichen Rahmen wohl einen seltenen Glücksfall dar. Verschiedene Gründe müssen hier zusammengekommen sein, daß die Aufbewahrung eines privaten Briefes den nachfolgenden Generationen wertvoll genug erschien, und ausgerechnet der Ahnenforschung des Dritten Reiches ist es zu verdanken, daß dann der Brief nach Offingen zurückkam. Josef Schefold aus Dentinggen bewahrte dieses konkrete Schreiben auf - zusammen mit anderen, mehr privaten Briefen aus der nachfolgenden Zeit zwischen 1820 und 1847, alle an den Lehrer Heinrich Meßmer adressiert - und machte diese dem Verasser zugänglich. Zunächst der Text dieses Briefes:

„Wohlgeachter Herr Lehrer!

Schon Vielmahl erzählte mir meine Schwester von Ihren Orts Verhältnissen, wie es Driebungen und Kampf abgesetzt habe, bis Sie zur Selbstbehausung eine eigene Wohnung erhalten hätten. Wenn Ihre Wohnung auch nicht die bequemste, so ist es doch besser als keine. Daß Sie aus der Noth eine Tugend werden machen sollen, werden Sie in der Lage und der Erfahrung gelernt haben.

Mein Onkel Joh. Georg Kistenfeger war gegen 30 Jahr lang Lehrer (ohne den Meßmer dienst) mit sehr geringer Besoldung, ohne eine Haus zu haben. Sie werden die Offinger Lehrer Verhältnisse itzt schon genau kennen, jedoch setze ich her, was ich weiß: Ein jeweiliger Pfarrer war der Lohn = Herr oder Patron über die Meßmery... Hatte also das Recht, bey seinem Aufzug, einen Meßmer für sich aufzustellen, und zwar, wenn er wollte. Für den Meßmer war ein eignes Heiligen Haus nebst Garten da, welches Haus und Garten der Kirche gehörte. Der 1790(91) verstorbene Pfarrer Anton Baur wählte den Fr. Josef Hesel, welcher aus Vorsicht, wenn er sollte bey einem neuen Pfarrer die Meßmery verliehen, ein eigenes Haus baute, das sogenannte neue und itzt Schreiner Haus; aber während Pfarrer Anton Baur durch 9 bis 12 Jahre weißlos und kindisch wurde, so hat der vorletzte Hesel während der Administration der Pfarrey es bei den Kirchenpflegern Fr. Josef Fürst und A. dahin zu leiten gewußt, daß das kirchliche Meßmer Haus ein ihm eigenes Haus wurde, was die alte Kirchen Rechnungen noch nachweisen könnten.

Der Lehrer Dienst wurde früher bald in diesem, bald in jenem Hause von einem des Lesens und Schreibens kundigen Bürger versehen ohne Anstellung. Im Jahre 1778(79) wurde die österreichische Normal Methode in Offingen ebenfalls eingeführt, und mein Onkel Joh. Georg Kistenfeger der erste geprüfte und angestellte Lehrer, und zwar bis 1795. Nun ging das Jammern an, man hatte keine Schul, kein Meßmer Haus, und behalf sich damit, daß man ihn in die damahlige der Pfarrey einverleibte Kaplaney Wohnung mit den Schulkindern einquartierte. Die Kaplaney wurde 1792 wieder besetzt und die Schulstube in den neuen Kaplanei-Haus-Anbau gemachet; der J. G. Kistenfeger aber baute ein neues Haus, was itzt das Glaser Haus ist. Hätte die Heiligenpflegschaft mit der Pfarradministration oder der Pfarrer selbst sich besser bedacht, so hätte die Pfarrgemeinde weniger Verdruß und Kosten gehabt, und Sie hätten eine bessere Wohnung. Die Schule unter Kistenfeger und seinem Schüler Fr. Josef Hesel war zu meiner Zeit eine der besseren in dortiger Gegend, wie Sie selber befunden haben werden Sie wissen. Meine Schwester sagt mir, Sie seyen aus Spaichingen, dorthin war ich einstens gut bekannt mit Jakob Baur, Merk und Alois Bihler, mit Bene Martin dem alten, und Seidenfabrikanten oder -faktor Gack. Wo werden diese alle seyn?

Wenn es Ihnen nicht zu viele Mühe macht, so will ich Sie ersuchen, mir die uralten Bussenlieder, theils marianische, theils andere in Abschrift zu kommen zu lassen. Einige sind auf Noten gesetzt, einige auch nicht (die Weisen oder Arien wünschte ich auch). Haben Sie nicht selbst Zeit, selbst zu copiren, so werden meine Schwestern den Copisten zahlen. Sie sind in zerstreuten Blättern stets auf der Orgel gelegen, und viele davon stehen in einem alten Liederbuche, das stets bey der Orgel lag (Folioformat). Ich weiß wohl, daß Inhalt und Canth dieser Lieder nicht so wichtig ist, aber selbe interessieren mich doch, weil ich dabey aufwuchs, und viele von Sebastian Sailer componiert sind. Sind Sie damit fertig, so werden Sie selbe Guken versiegeln, meinen Schwestern übergeben, die sie mir dann zustellen.

Können Sie meinen Schwestern was gefälliges erweisen, so bitte ich Sie darum, weil sie im Orte gleichsam fremd geworden, und als Weibsleute immer Rath und Schutz brauchen.

Anbey lege ich Ihnen ein kleines Büchlein bey, welches zwar zunächst auf den Schwarzwald gehöret, jedoch auch für das Land passt.

Mit vieler Achtung habe ich die Ehr zu seyen Breitnau am 10t Okt 1820

Ihr wohlgeneigter Joh. Georg Burghart Pfarrer.

Ihrer Frau Liebsten Eleonor und Sophie meinen herzlichsten Gruß als unbekannt."

Der Verfasser Pfarrer Johann Georg Burghart war eigenartigerweise bisher in keinem Schreiben, keiner Notiz der Offinger Kirchengemeinde verzeichnet; auch in den Zusammenstellungen der Priester, die aus der Gemeinde hervorgingen, wurde er nicht aufgeführt.

Das Taufregister Offingen weist nur auf: Dem Landfahrer Johann Burghart und seiner Ehefrau Anna Eva Hagmann wurde am 12. April 1777 ein Sohn Johann Georg geboren.

Auf Anfrage aber teilte nun das Erzbischöfliche Archiv Freiburg mit: Nach unseren Unterlagen wurde Pfarrer Johann Georg Burghart am 22. April 1777 in Offingen/Württemberg geboren, am 24. September 1803 zum Priester geweiht, wurde 1803 Vikar in Feldkirch im Breisgau, 1804 Pfarrer in Breitnau, 1822 Pfarrer in Eigeltingen, Dekan des Landkapitels Engen, und „ging am 22. Dezember 1842 abends um 7 Uhr aus dieser Welt in die Wohnungen der Gerechten“. Pfarrer Burghart stammt wohl aus einer der alteingesessenen Familien in Offingen. 1593 heißt es: Ein Mann namens Burghart, der in einem kleinen Häuschen unter dem Bussen wohnte. Und ein Melchior Burkart starb 1729, er war 21 Jahre Mesner am Bussen gewesen. Seinem Sohn Anton, der den Glaserberuf erlernt hatte, wurde wiederum jener Johannes geboren, der Anna Eva Hagmann ehelichte und als „Landfahrer“ bezeichnet wurde, ein Begriff, der in den Kirchenakten von damals sehr häufig vorkommt und den oftmaligen Wechsel der Arbeitsstelle zu bezeichnen scheint. Vor allem die Lohnarbeiter der Hofgüter Buchay erhielten damals den Beinamen Landfahrer. Nun sind die Akten dieser Jahre, wie der Unterschied in den Geburtsdaten zeigt, sehr ungenau geführt, so daß die gesamte Genealogie noch nicht ersichtlich ist. Über die Schwestern von Pfarrer Burghart ließ sich nichts in den Akten finden.

Der Adressat Heinrich Meßmer wurde 1815 Lehrer in Offingen; er war 1795 in Bubsheim bei Spaichingen geboren und mit Eleonor, gebürtig in Tannhausen, verheiratet. Bei seiner Versetzung nach Offingen hatte er noch Einkünfte aus Spaichingen zu erwarten, der dortige Pfarrer verwaltete diese für ihn. 1824 zog er dann mit seiner Familie, der Frau Eleonor und deren Schwester Sophie, den Kindern Katharina, Sophie, Ottilia, Johannes und Dorle nach Unterschneithem/Württemberg. Auch in Offingen muß Lehrer Meßmer noch Geldgeber anderer Leute gewesen sein, denn Pfarrer Kempter schickte ihm in den folgenden

Jahren noch Geld nach. Das widerspricht dem allgemeinen Bild des „armen Dorfschulmeisterleins“. Vielleicht darf es so erklärt werden: Es bestand ein (wohl elterliches) Erbe, das an den jeweiligen Stellen gut angelegt wurde, auch zu Nutzen der jeweiligen Mitbürger, und dazu kam ein mäßiges Einkommen als Lehrer, das aber klug genutzt wurde.

Auf die Offinger muß er einen unbeschreiblich positiven Eindruck gemacht haben, denn bis zum Jahre 1843 schrieb ihm, nach den noch vorhandenen Aufzeichnungen, seine ehemaligen Schüler ins Unterland und informierten ihn noch über das Gemeindegeschehen. Das ist nach nur 9 Jahren Tätigkeit in Offingen für den damals 30jährigen Mann ein nachdenklich stimmender Pluspunkt.

Es ist auch bemerkenswert, mit welcher Offenheit Pfarrer Burghart dem ihm doch eigentlich unbekanntem Lehrer schreibt, der ihm doch nur von seinen in Offingen wohnhaften Schwestern geschildert wurde. Und er schreibt über die verschiedensten Belange nach seiner eigenen Kenntnis.

Da ist einmal die Rolle des Lehrers in der Gemeinde und das Problem der Behausung, welche aus der Sicht des Neffen des früheren Lehrers Kistenfeger dargestellt wird. Hier sollen die Tatsachen und Meinungen verglichen werden.

Dann erfährt der Leser viel über die Kirchenverhältnisse, insbesondere unter Pfarrer Anton Baur, aber auch bis 1820 mit wichtigen Aufschlüssen über die Geschichte der Bussengemeinde in der damaligen Zeit.

Und dann ist da noch ein höchst informativer Teil über den Gesang und das Liedgut am Bussen, das der Briefschreiber offensichtlich nicht nur aus der Vergangenheit, sondern auch der jüngsten Gegenwart kennt, sonst wüßte er nicht so genau, wo die Noten liegen müssen und welches Format sie haben. All diesen Bereichen soll nun nachgegangen werden.

## Lehrer und Schule

Es liest sich höchst interessant, wie Pfarrer Burghart darüber berichtet, daß sein Onkel Kistenfeger die Offinger Jugend in den Grundtechniken des Lesens und Schreibens unterrichtete und sich ausbilden ließ. Allerdings ist der Bericht über die frühere Schulgeschichte wohl nicht ganz genau.

Im Jahre 1685 ist ein Peter Christian truchsessischer Amtmann in Offingen. Sein Sohn Johann Melchior Christian († 1735), zieht im Jahre 1705 von Offingen nach Riedlingen und wird dort zum „Provisor der Deutschen Schule“ bestellt. 1718 wird er als Witwer „Ludimoderator Riedlingensis“ genannt. Sein Sohn ist dann der berühmte Meister Joseph Christian, der Bildschnitzer!

Da wäre es nun verwunderlich, wenn Johann Melchior Christian nicht schon vor seiner Anstellung in Riedlingen in Offingen Lehrer gewesen wäre oder sich hier darauf vorbereitet hätte. Übrigens, seine Geschwister sind in Offingen geblieben; eine Schmiedfamilie Christian war bis 1870 hier ansässig.

Auch der 1700 geborene Johann Holl führt in den Kirchenbüchern den Titel Lehrer; sein Bruder hat eine Katharina Christian zur Frau. Dann ist 1765 bis 1795 Johann Georg Kistenfeger als Lehrer genannt, der von 1735 bis 1798 lebte. Er entstammt einer der bedeutenden Offinger Familien, konnte aber als Nachgeborener nicht die väterliche Brauerei und den Hof übernehmen. So machte er die Prüfungen zum Lehrerdienst, führte 1778/79 die österreichische Normalmethode in Offingen ein und erreichte, wie der Brief ausweist, daß die Offinger Schule als besser wie manch andere in der Gegend galt.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Schuldienst

übernahm Franz Josef Hesel (1768-1815) neben dem Mesnerdienst von 1795 bis 1806 die Schule; er übergab sein Amt an seinen Sohn Franz Josef. 1815 kam dann erstmals ein fremder Lehrer nach Offingen. Das könnte auch mit den Schulreformen zusammenhängen, die der König von Württemberg erließ, der seit 1806 Landesherr war.

Weil die Kirchengemeinde das Mesnerhaus verkaufte, mußte nun die Gemeinde aus der Not heraus auf die Suche gehen. Fidel Depai, Senator in Riedlingen, verkaufte der Gemeinde 1817 ein „Hirten- und Schulhaus“, das aber nicht geeignet schien; man tauschte es 1818 gegen ein anderes zweistöckiges Gebäude mit Scheuer und Garten - das heutige Rathaus in Offingen.

Aus der Zeit von Lehrer Hesel sind die Schülerzahlen noch erhalten: 1813 hatte die Schule im Sommerkurs von Georgi bis Martini 6 vom Bussen, 16 von Aderzhofen, 73 von Offingen und 4 von Buchay, damit also 99 Kinder - und sicher im Winter noch einige mehr! Dafür erhielt Franz Josef Hesel 44 Gulden (fl) 24 Kreuzer, einen geringen Lohn, zu dem der Mesnerdienst und sein Privatbesitz unbedingt kommen mußten.

Im übrigen muß Lehrer Hesel sen., der von 1795 bis 1806 Lehrer war, von seinem Vater ein gutes Erbe erhalten haben, denn nach der Steuerliste war er der zweitgrößte Steuerzahler der Gemeinde.

Als Lehrer Meßmer 1824 die Schulstelle verließ, übernahm Provisor Liebermann die Schule für kurze Zeit; er erhielt schon 120 fl für seinen Dienst. Der nächste ständige Lehrer wurde dann am 2. August 1827 Ignaz Jung, der Bruder des bekannten Kirchdorfer Pfarrers Michael Ritter von Jung.

## Pfarrer und Mesner

Fünf Geistliche prägten das Bild der beschriebenen Jahre: Anton Holl, Bussenpfarrer und Dekan, 1710 bis 1727; Franz Anton Schlichte, geb. in Waldburg, von 1727 bis 1751; Anton Baur, geb. in Guggenlaubach, Dekan, 1752 bis 1789; Johann Baumann, geb. in Merzhofen, von 1791 bis 1812; und Wolfgang Kempter, geb. in Ehingen, Kamerer, 1813 bis 1833.

Jeder Pfarrer, so wird berichtet, hatte das Recht, den Mesner selbst zu wählen. Jakob Keller stirbt 1707 als Bussenmesner, darauf wird Melchior Burghart, der Urgroßvater von Pfarrer Burghart, 21 Jahre Mesner am Bussen. Pfarrer Schlichte holt dann aber aus seiner Heimatgemeinde Waldburg den Josef Hesel, der 1729 die Steile übernimmt, 1730 ein Unlinger Mädchen ehelicht und das Amt 1768 seinem Sohn Franz Josef weitergibt. Bei dessen Tod 1806 übernimmt wiederum der Sohn Franz Josef als „Bürger, Mesner und Lehrer“ das Amt.

Seit 1705 Truchseß Christoph Franz von Waldburg die sogenannten Kaplaneiäcker und 200 fl Kapital zur Bussenkirche gestiftet hatte, war es auch möglich, einen eigenen Kaplan zu halten, der freitags für die Verstorbenen der Stifterfamilie auf dem Bussen eine Messe zu lesen hatte.

Die Wallfahrt stand in jener Zeit zunächst in Blüte. Pfarrer Schlichte erwarb ein Kreuzpartikel für die Kirche, und Pfarrer Baur ließ den berühmten Pater Sebastian Sailer 1756 auf dem Bussen predigen. Von 1781 an mußte die Bussenkirche grundlegend renoviert werden, und dafür wurde sicher das Kaplaneihaus verkauft, als die Last der Verantwortung auf den Schultern der Kirchenpfleger ruhte. Pfarrer Burghart schreibt ja, daß Pfarrer Baur „wisslos und kindisch“ wurde; so führte er in diesen Jahren die Kirchenbücher nicht mehr wie vorgeschrieben. Dafür muß sich der Kaplan Kienzier sehr für die Baumaßnahmen eingesetzt haben. Im Zeichen des sogenannten „Josefinismus“ mußte die Eremitenklaue am Bussen geschlossen werden, die Wallfahrt wurde stark eingeschränkt. Pfarrer Baumann selbst war gegen die überlieferten Bräuche. Nur der Pfarr-Kooperator Fidel Engel wagte es, vier alte Wallfahrtsgebete im Druck herauszugeben. Was Pfarrer Burghart offensichtlich störte, war, daß das Mesnerhaus verkauft worden war. Damit kam zwar die Familie Hesel günstig zu einem Haus, aber die Ansiedlung eines ortsfremden Mesners wurde schwieriger. In den folgenden Jahrzehnten hatte man dann auch immer einheimische Mesnerfamilien.

## Der Gesang auf dem Bussen

Pfarrer Burghart schreibt von „uralten Bussenliedern“, Weisen und Arien, die teils auf Noten gesetzt, teils nur als Texte bekannt seien. Diese Lieder seien als „zerstreute Blätter“ und in einem alten Liederbuch vorhanden.

Schade, daß auf dem Bussen keines dieser Werke erhalten blieb! Ein Notenbuch aus dem Jahre 1851 ist das älteste aufbewahrte Werk am Bussen. Aber der Hinweis scheint für die Sebastian-Sailer-Forschung, die im benachbarten Dieterskirch zu Hause ist, wertvoll zu sein. Freilich findet sich auch dort kein Notenblatt mehr im Archiv des Chores.

Es ist ein Zeitbild mit vielen Facetten, dieser Brief des in Offingen geborenen Schwarzwaldpfarrers Burghart, der später dann in den Hegau zog. Wir müssen dankbar sein, wenn solche Zeugnisse der Vergangenheit in Familien erhalten blieben.

**Der Originaltext enthält Anmerkungen die hier nicht abgedruckt sind.**

# Die Geschichte des „Steiger“-Wagens und des „Steiger“-Werks

Anno 1921 wurde in Burgrieden bei Laupheim die Produktion des „Steiger“-Personenwagens aufgenommen

Von Josef Braun, Laupheim

Ums Jahr 1920 war der motorisierte Verkehr in der Kleinstadt Laupheim noch gering, ein Automobil auf der Straße etwas Besonderes, nach dem man sich umschaute. Er belebte sich aber merklich, nachdem in Burgrieden die Firma „Steiger AG“ anno 1921 die Fabrikation von Automobilen aufgenommen hatte. Dieses Werk war aus der 1909 gegründeten „Appretur - Walther Steiger und Co.“, am Flußlauf der Rot gelegen, hervorgegangen. Man mußte sich aber im Ersten Weltkrieg auf Kriegsrüstung umstellen, zur Munitionsfabrik und Flugzeugreparaturwerkstätte.

Nach dem Krieg 1914/18 erstand durch die Brüder Walther (Ingenieur) und Oskar (Kaufmann) Steiger die „Steiger-Aktiengesellschaft Burgrieden“, die sich mit den einschlägigen Erfahrungen vom Flugzeugmotor her in die Automobilbranche einschaltete, und von Anfang an mit gutem Erfolg.

Der Motor des Steigerwagens mit vier Vorwärts- und einem Rückwärtsgang war eine hochoberige Maschine, beim Fahren und Schalten an seinem „brummen- und singenden“ Motorengeräusch zu erkennen, und brachte eine für seine Zeit beachtliche Leistung auf. Die Steigermodelle mit ihrer im Werk Neu-Ulm hergestellten form schönen und windschlüpfigen Karosserie waren „rassige“ Wagen, die es sehr wohl mit der Konkurrenz aufnehmen konnten. Auffallend der schnittige Spitzkühler mit dem als Kühlerfigur prangenden Firmenzeichen, einem bergan steigenden Steinbock, dem Wappentier der aus der Schweiz stammenden Familie Steiger! Der Steigerwagen hatte einen Vierzylindermotor, Rechtssteuerung, die Hebel für Gangschaltung und Handbremse außen an der Karosserie angebracht.

Lassen wir die Werksbroschüre sprechen: „Der 10/50-Steigerwagen, nach der Steuerformel der 10-PS-Klasse angehörend, wird mit Recht als der rassige Wagen des Herrenfahrers angesprochen, der alles das vereint, was sich der Sportsmann seit langem gewünscht hat. Nur aufgrund der hochmodernen Konstruktion, bei der alle Errungenschaften der Automobiltechnik verwertet wurden, und der erstklassigen Materialien sowie bester Werkmannsarbeit war es möglich, diesen verhältnismäßig neuen Wagen in kurzer Zeit einen Namen von gutem Klang zu verschaffen. Um kurz auf die Konstruktion einzugehen, sei nur auf die von oben gesteuerten Ventile, die Einscheiben-Kupplung, den Motor, die Kupplung und das Getriebe umfassenden Maschinenblock und die hinteren Auslegerfedern hingewiesen. - Unser Motor leistet bei 2400 Touren in der Minute etwa 50 PS und zeichnet sich aus durch einen besonders geschmeidigen Gang, große Anzugskraft und verblüffende Steigungsfähigkeit. Die Tourenzahl von 2400 entspricht im direkten Gang einer Wagengeschwindigkeit von über 90 km in der Stunde.“

Mit seinen verschiedenen Modellen eroberte sich das Steiger-Werk einen beachtlichen Anteil auf dem Automobilmarkt. Besonders gut war der Absatz in der damals noch deutschen Provinz Ostpreußen. Dies war nicht zuletzt auf die Erfolge zurückzuführen, welche die Steigerwagen bei vielen Rennen errangen, mit Werks- oder Privatfahrern am Steuer. Aus der langen Liste von Erfolgen seien verschiedene 1. Preise aus Rennen der Jahre 1922 und 1923 herausgegriffen. 1922: Baden-Badener Autotournee; Automobil- und Motorrad-Sportwoche Bad Kissingen; Eifelrennen (Deutsche „Targa Florio“ genannt); Automobil-Tournee Bad Nauheim; Fernfahrt Berlin - Amsterdam (ca. 750 km); Semmering-Rennen; Zuverlässigkeitsfahrt des Württembergischen Automobilclubs; Bergrennen Hagen; Zuverlässigkeitsfahrt nach Liegnitz. - 1923: Böbinger Bergrennen; Berg- und Flachprüfungsfahrt Landshut; Sternfahrt nach Eisenach; Großer Preis von Italien/Monzabahn (2. Preis); Deutsche Dauerprüfungsfahrt; Bergrennen Pforzheim; Teutoburgerwald-Rennen; Zuverlässigkeitsfahrt Heidelberg - Freiburg; Klausenpaß-Rennen; Ostpreußische Wertungsfahrt Königsberg.

Damals in Oberschwaben allbekannte Namen von Steiger-Werksfahrern waren Volkhart, Noil, Maier, Kaufmann, Koch. W. Steiger und die Laupheimer Xaver Steinle und Franz Bruckmaier. Um solche Meister des Steuers bewundern zu können, war auch für den Verfasser und seine Kameraden, lauter noch schulpflichtige Jungen, die Fahrt mit dem klapprigen Fahrrad zum Burgenwaldrennen bei Biberach nicht zu beschwerlich, wenn man miterleben konnte, wie die weißen Steiger-Rennwagen an der Spitze des Feldes durch die Kurve donnerten und jagten. War doch damals schon wie heute noch die Jugend an jedem „Renner“ interessiert, der durch Laupheim fuhr oder hier parkte. Das Interesse für den „Steiger“ aber war ein Stück Lokalpatriotismus.

Eine Vielzahl von Dank- und Anerkennungsschreiben bekundeten dem Steigerwerk die hervorragenden Eigenschaften ihrer Wagen. Nur drei davon sollen auszugsweise wiedergegeben werden: Majoratsverwaltung G., 27. Januar 1924: „Nachdem ich den von Ihnen gekauften 10/50-PS-Steigerwagen jetzt ein Jahr im Gebrauch habe und in demselben mit ihm 18 500 km zurückgelegt habe, sehe ich mich veranlaßt, Ihnen meinen besonderen Dank auszusprechen. Es ist dies der 7. Wagen, aber noch mit keinem bin ich so gut und ohne Unterbrechung gefahren. Ganz besonders hervorheben möchte ich die vorzügliche Qualität des Motors, der trotz der hohen Kilometerzahl und der rücksichtslosen Inanspruchnahme einwandfrei und ohne nachgelagert zu werden heute noch wie am ersten Tag arbeitet. Abgesehen von der enormen Höchstgeschwindigkeit - Geschwindigkeiten von 120 bis 130 km macht er spielend - ist es immer wieder erfrischend, wie schnell er diese erreicht. Die ausgezeichnete Qualität der Karosserie und die ganz vorzügliche Federung lassen die jammervollen ostpreußischen Straßenverhältnisse den Insassen nicht merken. Der Wagen hat bei mir im Durchschnitt auf 100 km nur den lächerlichen Verbrauch von 11 bis 12 Liter Betriebsstoff gehabt. Ihr sehr ergebener Graf B. von D...“

5. Februar 1924: „Ich bescheinige gerne, daß ich mit dem von Ihnen im Januar 1921 gelieferten 10/50-PS-Steigerwagen durchaus zufrieden bin. Der Wagen hat in den drei Jahren über 150 000 km kreuz und quer durch ganz Deutschland zurückgelegt. Die Konstruktion und Ausführung ist erstklassig, das Ideal für einen sportliebenden Herrenfahrer. Eine Ölfüllung reicht für 2500 bis 3000 km. Durch die sanfte Kupplung und die geschmeidige Maschine werden die Reifen in hohem Maße geschont, so daß es keine Seltenheit ist, wenn ich 6 bis 8 Wochen ohne Reifenpanne oder überhaupt ohne Luft nachzupumpen fahre. Hochachtungsvoll E. F.“

25. Januar 1924: „Ich will nicht unterlassen, Ihnen mitzuteilen, daß ‚der Steiger‘ im Sommer 1923 eine Strecke von etwa 4000 km zurückgelegt hat, die über mehr als ein Dutzend der höchsten Gebirgspässe der Schweiz und Österreichs führte, darunter vier Pässe von über 2000 m Höhe. Die ganze Strecke wurde ohne die geringste Panne zurückgelegt, daß nicht einmal nebensächliche Kleinigkeiten, wie Auswechseln der Zündkerze etc., vorgenommen wurden. Trotz der enormen Steigung betrug der Brennstoffverbrauch nur etwa 12 Liter per 100 km bei vollbesetztem Wagen mit Reisegepäck. Mit vorzüglicher Hochachtung H. C. R.“

Die Steiger-Autofabrik in Burgrieden hatte eine Belegschaft von bis zu tausend Betriebsangehörigen. Den größten Teil davon mit einigen hundert stellten Pendler aus der Stadt Laupheim, die meist mit der Nebenbahn Laupheim - Schwendi, aber auch mit dem Fahrrad, in der guten Jahreszeit gar zu Fuß angereist kamen. Interessant ist es, im Firmenheft „Arbeitsordnung der Steiger-Aktiengesellschaft, Burgrieden“ vom Januar 1922 nachzulesen. Die Arbeitsbedingungen und damit zusammenhängende Fragen sind darin genau niedergelegt. Wenn die wöchentliche Arbeitszeit, einschließlich des Samstagvormittags, zusammengezählt wird, kommt man auf 46 Wochenstunden. In den Schlussbestimmungen werden Verstöße gegen die Arbeitsordnung abgehandelt mit dafür festgesetzten Strafen. Es heißt da:

„In Frage kommen Entlassungen und Geldstrafen in Höhe von 0,50 Mark bis zur Hälfte des durchschnittlichen Tagesverdienstes. Sie fließen in ihrem ganzen Betrag der Arbeiterunterstützungskasse des Betriebes zu.“ An anderer Stelle ist zu lesen: „Zeichnungen und Modelle sind mit besonderer Sorgfalt zu behandeln und nach erfolgter Benutzung an die vorgeschriebene Stelle abzuliefern. Zur Wahrung von Fabrikgeheimnissen kann der Arbeitgeber bestimmte Abteilungen zur Geheimhaltung verpflichten.“ - Unterzeichnet ist die „Arbeitsordnung“ von Steiger, Schlichting und dem Vorsitzenden des Arbeiterrats Ludwig Beck, genehmigt vom Vorstand des damaligen Oberamts (heute Kreis) Laupheim, Oberamtmann Kindel.

Trotz der technisch gediegenen Konstruktion, der guten Leistung und Zuverlässigkeit des Steigerwagens, auch des beachtlichen Ranges in der Automobilbranche, ging die Firma Steiger AG im Jahr 1927 in Liquidation, mußte daraufhin die Produktion von Kraftwagen einstellen. Schuld daran war einestheils die nach der großen Inflation zu Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts schlechter werdende Situation in der deutschen Wirtschaft. Übrigens brachte die Steiger-Aktiengesellschaft schon anno 1923 firmeneigenes Notgeld heraus. Andererseits, und das ist das Urteil ehemaliger Werksangehöriger, sollen ungeeignete kaufmännische Manipulationen und Spekulationen leitender Mitarbeiter in der Firma deren Niedergang mitverschuldet haben.

Eine ganze Reihe von Steigerwagen hatten ihre Besitzer in Laupheim und der näheren und weiteren Umgebung mit der Zulassungskennzeichnung des Oberamts Laupheim, III Y und Nummer. Am längsten nach der Auflösung der Steigerfabrik fuhr in Laupheim der Personenwagen von Metzgermeister und Gastwirt Xaver Bertele, „zum Wyse“, bis weit in die dreißiger Jahre hinein. Er hatte sich bei Torschluß der Firma reichlich mit Ersatzteilen eingedeckt und konnte lange darauf zurückgreifen, wenn an seinem „Steiger“ ein Ersatzteil benötigt wurde.

Leider wurde in unseren Breiten kein „Steiger“ in die Gegenwart herübergerettet, kein „Oldtimer“, der anschaulich das schnittige Automobil vorführen und die Erinnerung an jene frühen Tage des Kraftfahrzeugs wachhalten könnte, die mit dem Laupheimer Bezirk so eng verbunden waren.

## Das „Lager Lindele“ im Zweiten Weltkrieg

Von Reinhold Adler und Joachim Guderlei, Biberach

Junge Menschen durch forschendes Lernen am Schul- oder Wohnort in die Geschichte des Alltags im Nationalsozialismus einzuführen, ist das Anliegen des „Schülerwettbewerbs Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten“ in den vergangenen Jahren gewesen. 1982/83 stand dieser Wettbewerb unter dem Thema „Die Kriegsjahre in Deutschland“. Sieben Mädchen und zwei Jungen der Dollinger-Realschule Biberach gelang es, insgesamt drei Wettbewerbsarbeiten einzureichen und damit Preise zu gewinnen.

Die Schüler und ihre Lehrer hatten sich zum Ziel gesetzt, die Geschichte jenes Platzes zu erforschen, der heute der Ausbildung von Bereitschaftspolizisten dient, und welcher in Biberach im allgemeinen als „Lager Lindele“ bekannt war.

Bald stellte sich heraus, wie schwierig es ist, ein vollständiges Bild von der Nutzung dieses Lagers zu erhalten. Viele Lücken ließen sich auch nicht schließen, obwohl viele Biberacher den jungen Forschern geduldig Auskünfte gaben, wofür an dieser Stelle ausdrücklich gedankt werden soll. Die damalige Kulturreferentin der Stadt Biberach, Frau Krauß, Herr Kreisarchivoberrat Dr. Diemer und seine Mitarbeiterin Frau Maucher sowie Frau Hermann vom Museum ermöglichten die Arbeit mit den Akten des Stadtarchivs. Auf diese Weise entstand ein erster Überblick über Entstehung und Nutzung des Lagers. Hinweise auf die Belegstärke des Lagers waren aber nur durch die freundlichen Auskünfte des Herrn Oberstaatsanwaltes Streim von der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg und der Deutschen Dienststelle Berlin zu erhalten. Dank der Unterstützung durch den Jugendreferenten des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Herrn Saueremann, sowie der Auskünfte des städtischen Friedhofsamtes und des Standesamtes gelang es, wenigstens teilweise die Namen der Opfer des Lagers herauszufinden. Schließlich ergänzten die lebendigen Schilderungen einiger Augenzeugen die Archivarbeit. Auf diese Weise konnte auch die Veröffentlichung eines englischen Lehrers über die Geschichte des „Lager Lindele“ ausfindig gemacht werden, die in ihrer Vollständigkeit eine bisher wohl einzigartige Dokumentation eines wichtigen Teils der Lagergeschichte und damit auch der Stadtgeschichte Biberachs darstellt.

Über die Nutzung des Lagers konnte folgendes in Erfahrung gebracht werden: Unter Leitung des Heeresbauamtes I in Ulm entstanden auf dem Gelände an der Birkenharder Straße seit dem 6. Februar 1939 Kasernenanlagen, welche schließlich von Juni bis September 1939 der Unterbringung des Ersatzbataillons Infanterieregiment 56 dienten.

Danach dürfte das Lager leergestanden haben. Zeitweise scheint eine Landeschützenkompanie mit zwei Offizieren und 40 Mann darin untergebracht gewesen zu sein.

Am 28. August 1940 wurde in der ehemaligen Kaserne die Einheit Oflag VB aufgestellt, die bis November 1941 vorwiegend kriegsgefangene britische Offiziere zu bewachen hatte.

Vom 9. November 1941 bis 18. Februar 1942 diente das Lager der Unterbringung sowjetischer Kriegsgefangener. Es war der Kommandantur des Stalag Ludwigsburg unterstellt und wurde von Angehörigen dieser Einheit verwaltet. Es war weder Zweig- noch Nebenlager, sondern wurde als Schattenlager VA bezeichnet, d. h. es gab keine eigenständige Registrierung der in Biberach gefangenen Sowjets.

Erst am 12. März 1942 übernahm die von Offenburg nach Biberach verlegte Einheit Oflag 55 (VD) das Lager zur Bewachung von sogenannten Südost-Gefangenen, vorwiegend Serben und Kroaten, und von französischen Kriegsgefangenen.

Seit dem 20. September 1942 war das „Lager Lindele“ mit Zivilisten belegt. Es handelte sich um Einwohner der von deutschen Truppen besetzten Kanalinseln Jersey und Guernsey, die ihrer britischen Staatsbürgerschaft wegen interniert wurden.

Am 19. Dezember 1942 wurde die Einheit Oflag 55 (VD) aufgelöst. Die Wehrmacht übergab das Lager an das württembergische Innenministerium.

Nun wurde das „Lager Lindele“ als Internierungslager Ilag VB bezeichnet. Bis zum Einmarsch französischer Truppen am 23. April 1945 oblag die Lagerbewachung deshalb der württembergischen Polizei. Es wäre nun interessant gewesen herauszufinden, warum Biberach am Vorabend des Zweiten Weltkrieges zur Garnisonsstadt wurde. Leider waren entsprechende Militärakten nicht auffindbar, so daß nur die Berichterstattungen des Biberacher Tagblatts verwendet werden konnten. Feierlich begrüßt durch die Vertreter der NSDAP, der Kreis- und Gemeindebehörden bezog das Ersatzbataillon des Infanterieregiments 56 am 27. Juni 1939 die in nur fünfmonatiger Bauzeit erstellten Unterkünfte. Sogar das Schützentheater wurde bemüht, um zu unterstreichen, was der damalige Bürgermeister in seinem Grußwort so ausdrückte: „Was immer schon der Wunsch unserer Bevölkerung war, ist nun in Erfüllung gegangen: Biberach an der Riß ist Soldatenstadt!“

Zwar waren die Unterkünfte noch teilweise unvollendet, doch die Wehrmacht war bemüht, sich bei der Biberacher Bevölkerung recht gut einzuführen. Am 28. Juni veranstaltete sie auf dem Marktplatz ein Eintopf-Essen für Hilfsbedürftige. Ein Manöverball und eine Sondervorstellung des Schützentheaters für die Soldaten verbanden die Aufnahmefeierlichkeiten mit dem beginnenden Schützenfest.

Die politische Entwicklung und die Veränderungen in der neuen Garnison dämpften jedoch bald alle hochfliegenden Erwartungen. In den Ratsprotokollen heißt es: „Allerdings wurde die Mannschaft größtenteils kurze Zeit nachher zu anderen Truppenteilen versetzt oder entlassen, und Mitte Juli rückten die Neueinberufenen ein.“ In den für 700 bis 800 Mann geplanten Unterkünften befanden sich vier Kompanien der Reservisten Jahrgänge 1896 bis 1915 zur Ausbildung, darunter auch Biberacher selbst. Am 8. September 1939 wurde die Truppe, welche ursprünglich zum Einsatz in Polen kommen sollte, an den Westwall verlegt. Sie befand sich als einzige der Division später im Gefechtsinsatz in Frankreich. So hatte die Garnisonsherrlichkeit kaum zwei Monate gedauert.

Am 6. August 1940 teilte schließlich das Wehrmeldeamt Biberach dem Bürgermeister mit, daß in der Kaserne kriegsgefangene Offiziere untergebracht werden sollten. Der Bürgermeister setzte sich dafür ein, deutsche Truppen dort unterzubringen, erhielt jedoch zur Antwort, daß „jeder Schritt, der in der Absicht eine Änderung (Anm. dieser Entscheidung der Wehrmacht) herbeizuführen unternommen werde, von vornherein zwecklos sei.“

Man kann nur vermuten, daß eine Verwendung des „Lager Lindele“ als Kriegsgefangenenlager schon von Anfang an beabsichtigt war.

In Biberach ist die Zeit der Belegung des Lagers mit rund 900 britischen, neuseeländischen und australischen Offizieren und Ordonnanzen zwischen August 1940 und September 1941 in besonderer Erinnerung geblieben. Dem ehemaligen britischen Offizier Michael Duncan, der im Frühjahr 1941 ins Oflag VB nach Biberach kam, verdanken wir eine ausführliche Schilderung der Lagerverhältnisse.

Die Mehrzahl der Gefangenen scheint im Juni 1940 bei Dünkirchen in deutsche Hand gefallen zu sein, während eine weitere Gruppe im Juli 1941 in Griechenland in Gefangenschaft geriet, Michael Duncan gehörte zu jenen 26 Briten, die durch ihre aufsehenerregende Flucht in der Nacht des 13. Septembers 1941 ganz Biberach in Aufregung versetzten.

Die Schwäbische Zeitung berichtete am 21. August 1981 in ihrem Lokalteil vom Wiederauffinden des Fluchttunnels, den die britischen Offiziere von der Baracke 6 des „Lager Lindele“ gegraben hatten. Allerdings wird das Ereignis fälschlicherweise ins Jahr 1940 verlegt. Nur zwei der Geflüchteten erreichten jedoch die rettende Schweizer Grenze.

Die weiteren Kriegseignisse blieben nicht ohne Einfluß auf das „Lager Lindele“. Der Krieg war auf den Balkan und nach Afrika getragen worden, und am 22. Juni 1941 waren deutsche Truppen in die UdSSR eingefallen. Im November wurde die Einheit Oflag VB nach Schaulen/Litauen verlegt. Zum Stichtag 1. Dezember 1941 finden sich in den Bestandsmeldungen des Befehlshabers des Ersatzheeres-Chef des Kriegsgefangenenwesens keine Angaben mehr über das Oflag VB. Das „Lager Lindele“ sollte in einer Art und Weise genutzt werden, die sich sowohl nach den hiesigen mündlichen und schriftlichen Überlieferungen als auch nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen deutlich unterschied von dem, was während der Belegung des Lagers mit West- bzw. Südost Gefangenen beobachtet werden konnte.

Seit März 1941 hatte sich Hitler parallel zu den militärischen Vorbereitungen des Rußland-Feldzuges mit Überlegungen zur Behandlung des politischen Gegners befaßt mit dem Ziel, ohne Rücksicht auf völkerrechtliche Abkommen einen Vernichtungskampf zu führen. In den großen Kesselschlachten zwischen Juli und Oktober 1941 fielen über 3 Millionen sowjetische Kriegsgefangene in deutsche Hände. Die Nichtanerkennung des Genfer Kriegsgefangenenabkommens von 1929 durch die UdSSR, welches als Reichsgesetz für deutsche Truppen bindendes Recht darstellte, diente als Vorwand für den Erlaß des OKW Abteilung Kriegsgefangene über das „Kriegsgefangenenwesen im Fall Barbarossa“ vom 16. 6. 1941, wodurch praktisch wichtige Schutzbestimmungen für die sowjetischen Kriegsgefangenen aufgehoben wurden.

Erst als im Oktober 1941 deutlich wurde, daß der Rußlandfeldzug mehr Zeit beanspruchen würde als vorgesehen, gestattete Hitler, sowjetische Kriegsgefangene als Arbeitskräfte im Reichsgebiet einzusetzen. Bis Ende 1941 war die Sterblichkeitsrate unter sowjetischen Kriegsgefangenen außerordentlich angestie-

gen. Gründe dafür waren in der Unterernährung der aus den Kesseln kommenden Sowjets zu suchen, aber auch in der unzureichenden Unterbringung und Versorgung in den Auffang- und Durchgangslagern der rückwärtigen Gebiete, in den Mängeln beim Gefangenentransport und in gezielten Liquidationen aufgrund des sogenannten Kommissarbefehls.

Vor diesem Hintergrund muß man die Geschehnisse im „Lager Lindele“ um die Jahreswende 1941/42 sehen. Am 1. November 1941 erfuhr das Bürgermeisteramt durch die Lagerkommandantur von der beabsichtigten Belegung des Lagers mit sowjetischen Kriegsgefangenen und von der Notwendigkeit ihrer Bestattung durch städtische Behörden. Ein Sarg sei nicht erforderlich, starkes Papier oder ähnliches genüge. Sie sei aber unauffällig, möglichst in der Nacht durchzuführen. Am 10. November rechnete man noch mit einer Belegung von 2000 bis 3000 Russen und einer Sterbeziffer von 70 bis 80 Menschen pro Woche. In der Nacht vom 9. auf 10. November scheint der erste Transport hier angekommen zu sein. Ein Gefangener scheint den Transport nicht überlebt zu haben, während ein weiterer nur wenige Stunden nach der Ankunft im Lager verstarb. Eine weitere Gruppe von rund 800 Kriegsgefangenen soll am 22. November eingetroffen sein, wovon allein 16 die erste Nacht nicht überlebt haben sollen.

Da das Lager nunmehr als Schattenlager geführt wurde, fehlen jedoch sämtliche Belegzahlen. Im Dezember 1941 rechnete die Stadt mit einer Anzahl von bis zu 1500 Gefangenen. Auch über die Todeszahlen gibt es keine verlässliche Nachricht. Aufgrund der Abgangsmeldungen des Lagerlazarets stellte das Bürgermeisteramt eine Liste zusammen, die zwischen dem 9. November 1941 und dem 15. Februar 1942 insgesamt 124 Tote verzeichnet. Über die Hälfte davon verstarb innerhalb der ersten drei Wochen.

Es handelte sich um Soldaten der Jahrgänge 1888 bis 1924; der jüngste war ein 17jähriger Schüler, der älteste ein 53jähriger Wirtschaftsplaner. Keineswegs alle Toten waren Russen. Unter ihnen befanden sich auch 12 Ukrainer, 8 Weißrussen, 6 Usbeken, 4 Tataren und je ein Udmure, Komi und Tschuwasche. Ein militärischer Dienstgrad wurde nicht verzeichnet.

Über die Todesursachen lassen sich nur Vermutungen anstellen. Es dürfte sich um allgemeine Erschöpfung und Hungerruhr gehandelt haben. Augenzeugen berichten, daß die Ernährung der sowjetischen Kriegsgefangenen wesentlich schlechter gewesen sei, als die der Westgefangenen. Sie habe vorwiegend aus Kartoffeln und Kohlrübensuppe bestanden. Umstritten war, inwiefern abgezogene Füchse den Gefangenen als Hasenfleisch angeboten worden sein sollen. Wahrscheinlich ging es im Schattenlager Biberach darum, die ins Reichsgebiet verlegten Kriegsgefangenen aus dem Osten gewissermaßen aufzupäppeln, damit sie für den Arbeitseinsatz in Landwirtschaft und Industrie tauglich waren. Dabei scheint alles unterlassen worden zu sein, um das Leben derjenigen zu erhalten, deren Gesundheitszustand bereits sehr schlecht war. Es ist zu vermuten, daß diese in die Revierbaracke verlegt und dort ihrem Schicksal weitgehend überlassen wurden. Laut Mitteilung des Wehrkreisarztes V Stuttgart vom 26. Januar 1942 durften folgende Medikamente an Kriegsgefangene nicht verabreicht werden: Tannalbin gegen Durchfall, Benzin zur Desinfektion, Bismutsalz zur Wundbehandlung, Chinin zur Fiebersenkung, Cuprex zur Entlausung sowie Leberpräparate und Stärkungsmittel. Ein- oder zweimal am Tag dürfte der dafür verantwortliche Sanitätsdienstgrad die Revierbaracke inspiziert haben, um die Anzahl der inzwischen Verstorbenen festzustellen.

Die oft schon in Leichenstarre befindlichen, meist nassen und kotverschmutzten Toten mußten durch einen von der Stadt bestellten Leichenbesorger anfangs zweimal in der Woche auf einem Bauernwagen oder -schlitten zur Bestattung in Massengräbern in das ca. 600 m entfernte „Franzosenwäldle“ gefahren werden. Dort wurden die nackten Leichen nur mit Ölpapier bedeckt, mit Chlorkalk überstreut, ohne genaue Identifizierung und auch ohne Feierlichkeiten begraben.

Laut Schnellbrief des Reichsinnenministeriums vom 27. Oktober 1941 waren die Bürgermeister gehalten, die Kosten dieser Beerdigungen so niedrig wie möglich zu halten.

Die verwendeten Quellen lassen vermuten, daß der „Russenfriedhof Franzosenwäldle“ zunächst von der Wehrmacht eigenmächtig angelegt wurde. Zumindest gab es einen langwierigen Streit zwischen Wehrmacht und Stadtverwaltung um die Zuständigkeit für die Bestattung sowjetischer Kriegsgefangener, besonders weil es in Biberach damals nur zwei konfessionelle Friedhöfe gab. Die weitere Belegung dieses „Russenfriedhofs“ scheint dann aber im Einvernehmen zwischen Bürgermeisteramt und Staatl. Gesundheitsamt einerseits und der Wehrmacht andererseits erfolgt zu sein, eine Maßnahme, welcher der württembergische Innenminister am 2. Januar 1942 schließlich zu einem Zeitpunkt zustimmte, als schon rund zwei Drittel aller im Lager verstorbenen Kriegsgefangenen dort beerdigt waren.

Im Dunkeln bleibt jedoch, warum die Stadt Biberach in einem Schreiben an die Wehrkreisverwaltung V Stuttgart vom 4. März 1942 die Kosten von 1074,78 RM für die Bestattung von 146 sowjetischen Kriegsgefangenen geltend machte, wo doch durch das Lagerrevier nur 124 Tote, übrigens nicht standesamtlich, gemeldet worden waren. In allen städtischen Akten ist die Todeszahl im Lager mit Bleistift handschriftlich auf 124 bzw. 127 berichtigt worden. Damit bleibt das Schicksal von 20 bis 22 Sowjets ungeklärt. Laut geheimer Mitteilung des württembergischen Innenministers an die Landräte vom 1. November 1941 hatte die Wehrmacht das Recht, Leichen sowjetischer Kriegsgefangener, soweit es sich nicht um solche mit starken Zertrümmerungen oder Leichen Erschossener handelte, an die anatomischen Institute der Universitäten Tübingen, Freiburg und Straßburg zu übersenden. Die Universität Tübingen, deren Archiv über eine Liste solcher Leichen verfügt, konnte deren Herkunft aus dem Schattenlager VA Biberach nicht bestätigen. Im Übrigen verneint auch die Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg, daß es im „Lager Lindele“ zu Kriegsverbrechen im Sinne der Einsatzbefehle des Chefs der Sipo und des SD gekommen ist, weil „diese häufig im Hauptlager... unmittelbar nach Eintreffen der Kriegsgefangenen durchgeführt wurden“ und bekannt ist, „daß der damalige Kommandant (Anm. des Stalag Ludwigsburg) Oberst Freiherr von Güttingen sich gegen diese Maßnahmen gewandt hat.“ Wie die Herkunft der sowjetischen Kriegsgefangenen unbekannt blieb, so konnte auch nicht herausgefunden werden, mit welchem Ziel die Überlebenden abtransportiert wurden.

Ein weiterer Abschnitt in der Geschichte des „Lagers Lindele“, an den sich viele Biberacher erinnern, begann am 20. September 1942, als zum Staunen der Bevölkerung ein Transport von Männern, Frauen und Kindern eintraf. Nach dreitägiger Zugreise hatten die ersten Zivilisten das Wehrmachtslager erreicht. Sie kamen aus Jersey. Bis zum Dezember war die Lagerbelegung durch Zuweisung von Zivilisten aus Guernsey auf 993 angewachsen. Insgesamt waren der Lagerverwaltung am 1. Dezember 1942 1588 Internierte unterstellt, darunter auch jene aus den angegliederten Lagern Liebenau und Wurzach. Interniert wurden Personen, deren dauernder Wohnsitz nicht die Kanalinseln waren, die dort z. B. durch die Kriegsereignisse festgehalten worden waren, aber auch ganze Familien, sofern ihre Mitglieder englischer Abstammung und nicht auf den Kanalinseln geboren waren. Die Internierung scheint eine Vergeltungsmaßnahme für eine ähnliche Maßnahme gegenüber deutschen Staatsangehörigen im Iran gewesen zu sein. Sie erfolgte aber auch im Zuge des Ausbaus der Kanalinseln zur „unangreifbaren Festung“.

Die Wehrmacht scheint auf die Masse der Internierten nur mangelhaft vorbereitet gewesen zu sein, und konnte anfangs den Ernährungsbedürfnissen von Kleinkindern und Erwachsenen kaum entsprechen. Es dauerte einige Monate, bis die Kontrolle des Lagers durch die Schutzmacht Schweiz und das Rote Kreuz in Gang kam. Diese Umstände mögen die Wehrmacht veranlaßt haben, das Lager am 19. Dezember 1942 offiziell an das württembergische Innenministerium und damit an die Polizei zu übergeben. Danach wurde das „Lager Lindele“ von den Internierten im allgemeinen wegen seiner verhältnismäßig guten Einrichtungen gelobt. Eine weitgehende Lagerselbstverwaltung mit Lagerpolizei, Werkstätten, Lagerrevier und sonstigen Beschäftigungs- und Unterhaltungseinrichtungen wurde zügig aufgebaut. Durch internationale Paketzusweisungen verbesserte sich die Ernährungssituation erheblich. Die Internierten waren, so wird allgemein anerkannt, in der Regel besser versorgt als die einheimische Bevölkerung. Allein es mangelte an Frischgemüse und Obst. Aber es gelang den Internierten bald, diese Dinge während der von der Lagerleitung organisierten Gruppenspaziergänge bei der deutschen Bevölkerung gegen Tabak oder Schokolade einzutauschen.

Bis zum Jahre 1944 verbesserten sich die Verhältnisse im Lager stetig. Mit dem Näherrücken der Fronten und den zunehmenden Bombardierungen des Reichsgebiets verschlimmerte sich die Lage der Internierten allerdings wieder erheblich. Im November 1944 kamen 149 Araber, darunter auch 29 Kinder, ins Lager. Im Januar 1945 trafen hier 133 jüdische Männer, Frauen und Kinder aus dem Konzentrationslager Bergen-Belsen ein. Beide Gruppen seien in einem schockierenden Zustand gewesen, mit Lumpen bekleidet, halb verhungert und verlaust. Es bestand Typhusgefahr, und es kam auch zu einigen Todesfällen unter den KZ-Gefangenen, was die britische Lagerverwaltung bewog, die Internierten durch Stacheldraht von den Baracken dieser Gruppen zu isolieren.

Zeitweilig befanden sich außerdem 31 Polen und 13 Griechen mit amerikanischer Staatsbürgerschaft sowie 7 Norweger in diesem Internierungslager. Sie alle wurden jedoch zwischen dem 23. Januar und dem 1. Mai 1945 über die Schweiz repatriert.

Als mit dem Einmarsch französischer Truppen am 23. April 1945 für Biberach der Krieg zu Ende ging, glaubten die Lagerinsassen aufgrund eines Befehls des französischen Stadtkommandanten, das Lager unbehindert verlassen zu können. Das verbot jedoch die britische Lagerführung unter dem allgemein anerkannten, umsichtigen und strengen britischen Lagerkommandanten Garfield. So hatten die Briten noch weitere vier Wochen auf dem Lindele auszuharren. Zunächst wurde die Krankenabteilung, dann das restliche Lager ins Jordanbad verlegt. So wurde es Anfang Juni, bis die ersten Internierten über Mengen per Flugzeug das Aufnahmelager in London erreichten. Nicht alle jedoch konnten zurückkehren. Allein im „Lager Lindele“ waren zwanzig Internierte verstorben. Zusammenfassend kann man sagen, daß sich an der Geschichte dieses Lagers und am Schicksal seiner Insassen im kleinen lokalen Rahmen die Ereignisse der Zeitgeschichte widerspiegeln. Es wäre deshalb zu wünschen, daß mittels weiterer Beiträge aus der Bevölkerung das Wissen um die Lagergeschichte vertieft und erweitert werden könnte, um vielleicht die eine oder andere Lücke darin zu schließen.



## Der Württembergische Kronschatz in Biberach

Von Alfred Straub, Biberach

Als ich im Sommer 1945 aus dem Krieg nach Hause kam, arbeitete ich wieder bei meinem einstigen Lehrmeister, Schlossermeister Hermann Handtmann in Biberach am Ehinger-Tor-Platz.

Ich hatte viel in Häusern, die von der damaligen Besatzungsmacht belegt waren, zu reparieren. Eines Nachmittags kam Stadtkommandant Michell in die Werkstatt und forderte mich auf, sofort mitzukommen und eine eiserne Truhe aufzusperren. Ich holte das normale Sperrzeug. Das wies er zurück und verlangte, daß ich den Schweißapparat mitnehme. Das lehnte ich ohne Erlaubnis des abwesenden Meisters ab. Wir hatten damals keinen transportablen Schweißapparat, sondern nur einen etwa 40 Jahre alten stationären Karbid-Gasentwickler, der nicht mehr voll betriebssicher war und sehr stark gaste. Auch die Drohung des Stadtkommandanten, mich ins Lager nach Birkendorf oder gar nach Balingen zu bringen, stimmte mich nicht um. Endlich kam der Meister und gab mir den Auftrag, zusammen mit einem jungen Gesellen mitzugehen. Wir machten also erst einmal den Apparat betriebs- und transportfähig, luden ihn auf eine alte Zweiradkarre und wurden zur Kreissparkasse und dort in den Safe-Raum im Keller beordert. Dort waren bis auf einen Safe alle andern entfernt. Für den letzten noch verbliebenen war kein Schlüssel vorhanden. Als unser Schweißapparat einsatzfähig war, brannte ich das Schloß heraus und öffnete. Aus verschiedenen Fächern und Etuis kam der Württembergische Kronschatz - Krone, Szepter, Schmuck und Juwelen - zutage. Die ganze Herrlichkeit wurde auf einem Tisch ausgebreitet und wir konnten die Schätze bewundern.

Unsere Aufgabe betrachteten wir als erledigt und wollten den Schweißapparat zum Abtransport fertigmachen. Das wurde uns vom Stadtkommandanten untersagt und mein Einwand, daß durch das ausströmende Gas Explosionsgefahr bestehe und die Leute in der Bank gefährdet seien, wurde mit dem Wort „egal“ abgetan. Unter strengster Bewachung trugen mein Mitarbeiter und ich den ganzen Schatz in einen draußen parkenden Pkw, wir wurden ebenfalls verladen – ich bekam die Krone in die Hände gedrückt, es war ein erhebendes Gefühl! - und zur Kommandantur in der Waldseer Straße (Haus Dr. Doerfler) gefahren.

Uns brachte man in das gegenüberliegende Haus, das jetzt von der Biberacher Polizei belegt ist. Im Erdgeschoß bei geöffnetem Fenster mit Blick zur Straße wurden wir eingesperrt und für damalige Zeiten geradezu fürstlich mit Wurst, Weißbrot, Wein und Zigaretten gepflegt. Den Mann, der uns die Verpflegung brachte und der mir bereits bekannt war, fragte ich, weshalb wir eigentlich eingesperrt seien. Er war Elsässer und sprach deutsch. Er sagte, wir müßten hierbleiben, bis der Kronschatz in Baden-Baden eingetroffen sei, damit wir nichts gegen den Transport unternehmen könnten. Meinen Hinweis, daß wir doch ohne Auto, Telefon, ja nicht einmal einem Fahrrad irgend etwas unternehmen könnten, tat er ab mit der Bemerkung, wir sollten ruhig dableiben, er werde gleich nochmals Verpflegungsnachschub bringen, und wenn wir wieder etwas haben wollten, sollten wir klopfen.

Mich ließ die Sorge um den gasenden Schweißapparat nicht los. Da kam die Sekretärin des Bürgermeisters, Helene Probst, des Wegs. Ich sprach sie durchs offene Fenster an und bat sie, in die Werkstatt zu gehen und dort zu sagen, daß und warum wir eingesperrt seien und daß der Schweißapparat dringend aus der Kreissparkasse geholt werden müsse. Außerdem sollte sie meiner Frau Bescheid sagen. Das geschah alsdann.

Nach Mitternacht kam unser Bewacher und sagte, der Transport sei in Sicherheit und wir könnten nach Hause gehen. Das lehnte ich strikt ab, weil ja die Bevölkerung nachts nicht auf die Straße durfte und wir spätestens beim Haus Krone in der Hindenburgstraße geschnappt und wieder eingesperrt worden wären. Ich verlangte Begleitschutz für uns beide. Also wurde jeder von einem Soldaten mit geschultertem Gewehr nach Hause gebracht. Mein Kollege wohnte im Röhrenschle und ich in der Zeughausgasse. Wir waren beide ziemlich angesäuelt, denn wir hatten im Laufe des Nachmittags und der Nacht einige Flaschen Wein getrunken. Außerdem bekamen wir Weißbrot, Wurst und Zigaretten mit nach Hause. So gut ging es uns zuvor und lange danach nicht mehr. Einige Tage danach hörte ich zufällig in den Nachrichten im Radio, daß der Württembergische Kronschatz im Keller eines alten oberschwäbischen Bauernhauses von der Besatzungsmacht sichergestellt worden sei.

Etwas später erfuhr ich, daß der damalige Direktor der Kreissparkasse, Zahn, nach Balingen ins Lager gebracht wurde, weil er angeblich den Schlüssel zu dem Kassenschrank nicht herausgegeben habe. In einem Gespräch mit seiner Tochter, Irene Zahn, sagte diese mir, daß das richtig sei. Hermann Kniehl in Biberach, der Nachfolger von Direktor Zahn bei der Kreissparkasse, sagte mir jetzt auf meine Anfrage, daß er, kurz nachdem der Kronschatz aus der Kreissparkasse geholt wurde, aus der Gefangenschaft heimgekehrt sei und dann den Schriftverkehr in dieser Angelegenheit abgewickelt habe. Er bestätigte mir, was sich inzwischen herumgesprochen hatte, daß der Kassenschrank verschlossen von Stuttgart hierhergebracht wurde und daß ein Schlüssel in Biberach nie vorhanden war. Es wurde Direktor Zahn und anderen Personen bei der Verlagerung nicht gesagt, was der Schrank enthielt.

Der Kronschatz wurde später von Frankreich zurückgegeben und ist im Museum im Alten Schloß in Stuttgart ausgestellt. Dort habe ich ihn vor einigen Jahren wieder gesehen und nochmals bewundert.

Der Originaltext enthält Bilder die hier nicht abgedruckt sind.

## Heimatspflege und Kulturleben

Chronik 1984 – vom 1. November 1983 bis 31. Oktober 1984

In der nachfolgenden Aufstellung sind periodisch wiederkehrende Feste, örtliche kulturelle Ereignisse und Jubiläen nur aus besonderem Anlaß erwähnt. Bei Baumaßnahmen richtet sich die Chronik nach der jeweiligen Fertigstellung. Die Orte erscheinen nicht nach ihrer politischen Zuordnung!

### Denkmalpflege

**Landkreis:** Der Landkreis wird, entsprechend einer ähnlichen Einrichtung in Fulda, für den süddeutschen Raum in Biberach ein Fortbildungszentrum für Handwerk und Denkmalpflege errichten. Der Kreistag bewilligte einen namhaften Zuschuß zum Erhalt des Gleisoberbaus der historischen Nebenbahn Biberach-Ochsenhausen.

**Altbeim bei Riedlingen:** Im Rahmen der Dorfsanierung wurde in Waldhausen das alte Rathaus restauriert. Den Platz davor ziert ein Wendelinusbrunnen von Josef Henselmann, während in der erneuerten Kapelle St. Oswald Fenster von P. Ivo Schaible eingesetzt werden.

**Attenweiler:** Der Rentner Paul Hespeler hat sich der Feldkreuze seiner Heimat angenommen. Sie werden von ihm - oft erstmals seit 100 Jahren – aufgefrischt und gereinigt. Dies entspricht auch einem Aufruf, den Landrat Dr. Steuer in dieser Sache hat ergehen lassen.

**Bad Buchau:** Von privater Seite ist das Badhaus, möglicherweise das älteste Wohnhaus der Federseestadt, stilgerecht restauriert worden.

Auch im Jahr 1984 wurden im Rahmen des Projekts Bodensee-Oberschwaben durch das Landesdenkmalamt in der „Siedlung Forschner“ weitere Grabungen durchgeführt. Das seinerzeit von dem Biberacher Zahnarzt Dr. Heinrich Forschner durch Ankauf geschützte Moorgelände birgt die einzige Feuchtbodensiedlung Süddeutschlands, die bis in die mittlere Steinzeit hinabreicht. Schwerpunkt der Ausgrabungen ist jedoch das zweite Jahrtausend v. Chr. Bis jetzt ist ein Zehntel der Fläche ausgegraben.

**Bad Schussenried:** Der Turm der Pfarrkirche St. Magnus ist einer Außenrestauration unterzogen worden.

**Bechingen:** Mit einem Fest am 8. Juli 1984 feierte Bechingen das Ende der Kapellenrenovation.

**Biberach:** Die Sicherungsmaßnahmen an der Stadtmauer wurden fortgesetzt.

Rechtzeitig zum Stadtjubiläum konnten die beiden Rathäuser nach jahrelangen Umbauten und Restaurierungsmaßnahmen (federführend: Büro Frowein und Partner, Stuttgart) ihrer Bestimmung zurückgegeben werden. Im Neuen Rathaus wurden die alten Erdgeschoßlauben freigelegt, ebenso wurde das historische

Ratsglockentürmchen wieder aufs Dach gesetzt. Im Zusammenhang damit wurde der zweite Abschnitt der Fußgängerzone fertiggestellt, der durch den wieder offen laufenden Oberen Stadtbach ein besonderes Gepräge erhält.

Der Platz östlich des Pfarrpflegstadels (VHS) ist als kleiner Fußgängerbereich über einer Tiefgarage neu gestaltet worden.

Die Stadt Biberach ehrte verschiedene private Hausbesitzer in Würdigung ihres denkmalpflegerischen Einsatzes.

Die durch Brand zerstörte historische Stadtwirtschaft ist in Anlehnung an den alten Bestand wieder aufgebaut worden.

Mit der Aufstellung einer neuen Orgel ist nunmehr die Renovierung der evangelischen Heilig-Geist-Kirche abgeschlossen.

Mit dem 80 Jahre alten Gaskessel der Stadtwerke ist im August eine Art Industriedenkmal abgetragen worden.

**Daugendorf:** Die akut gefährdete Ehekapelle an der Donau soll nun nicht, wie zunächst geplant, nach Kürnbach, sondern auf den Daugendorfer Friedhof veretzt werden.

**Dettingen:** Die Renovierung der Kirche in Unterdettingen ist abgeschlossen (Kosten: ca. 500 000 DM).

**Dürmentingen:** Die Familie Schlegel hat in mühevoller Kleinarbeit eine aus der Zeit Edisons stammende Lichtmaschine reaktiviert, die vor 100 Jahren zur Beleuchtung der Wollwarenfabrik Ferdinand Gröber (Riedlingen) angeschafft wurde. Das Industriedenkmal ist das älteste seiner Art im Lande.

**Eberhardzell:** Das Schloß Heinrichsburg erhielt einen stilvollen Außenputz, ebenso die Dorfkapelle Awengen.

Die Gemeinde hat das Pfarrhaus, ehemals Sommersitz der Schussenrieder Äbte, erbaut von Jakob Emele, käuflich erworben.

**Ertingen:** Nach zehnjähriger Renovation wurde die Marienkapelle, ein Kleinod des Rokoko, am 26. Juli eingeweiht. Die gesamte Maßnahme hat mehr als 1000000 DM gekostet.

**Friedingen:** 1983 wurde die Außenrenovation der Kirche abgeschlossen.

**Grünningen:** Mit viel Eigenleistung der Bürger wurde die Friedhofskapelle erneuert.

**Gutenzell:** Auf Allerheiligen 1984 ist die Renovation der historischen Friedhofskapelle einschließlich der burgartigen Umfassungsmauer abgeschlossen worden. Die von Restaurator Richard Roth (Alberweiler) geleisteten Arbeiten erforderten einen Aufwand von 150 000 DM.

Unter erheblichen Eigenleistungen der Bürger ist auf Initiative von Hubert Scheffold auch die umstrittene Klostermauer gesichert und renoviert worden.

**Heggbach:** Aus Mitteln der OEW ist ein barocker Kelch aus dem ehemaligen Klosterbestand zurückgekauft und dem Herkunftsort zurückgegeben worden.

**Hürbel:** Die Einwohner von Zillishausen haben ihre Ortskapelle in 300 freiwilligen Arbeitsstunden renoviert.

**Laupheim:** Am 16. September wurde in feierlicher Form den Laupheimer Bürgern Sepp Aichelberger, Michael Gut, Friedrich und Georg Mann als Eigentümer der Schildwirtschaft „Roter Ochsen“ der Peter-Haag-Preis für die vorbildliche Restaurierung ihres Hauses verliehen. Das von ihnen buchstäblich in letzter Minute vor der Spitzhacke gerettete Gebäude enthält Erinnerungen an die Zeit, als sich hier die Laupheimer Juden zu religiösen Anlässen versammelten.

Im „Grund“ bei Laupheim ist ein Bildstock aufgestellt worden, der den Verkehrsverhältnissen an der Straße nach Bühl weichen mußte.

**Mietingen:** Bei der Restaurierung der Luzienkapelle sind Fresken aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts entdeckt worden.

**Obersulmtingen:** Bei einer Einsturzstelle an der Pfarrgartenmauer sind Reste einer Burgmauer aus dem 15. Jahrhundert zum Vorschein gekommen, die auf frühmittelalterlichen Fundamenten ruhen.

**Ochsenhausen:** Mit der feierlichen Altarweihe in der ehemaligen Klosterkirche St. Georg am 13. Mai 1984 sind die jahrelangen Erneuerungsarbeiten am Benediktinerkloster zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. In die Restaurierung einbezogen wurde auch die berühmte Gablerorgel; die Kirche erhielt eine von einer Wärmepumpe gespeiste Fußbodenheizung. Unter Leitung von Dieter Hauffe hat die Staatliche Hochbauverwaltung in zehn Jahren rund 28 Millionen DM aufgewendet; die Maßnahmen an der Kirche schlagen dabei mit 6,8 Millionen zu Buche. Wiederhergestellt wurde u. a. auch der Azimutquadrant der Klostersterntur - eine Rarität ersten Ranges, die erst jetzt in ihrer Bedeutung erkannt worden ist.

Die Stadtsanierung macht weitere Fortschritte. Sie wurde in einer Urkunde des Innenministeriums anerkannt und gewürdigt.

Der Verein „Öchsle-Schmalspurbahn“ hat Bahnanlagen und Lokschuppen des Bahnhofs Ochsenhausen in seine Obhut genommen.

**Offingen:** Die Innenrenovation der Ortskapelle (Restaurator: Gebhard Kopp, Emerkingen) wurde im September abgeschlossen und der Dorfplatz neu gestaltet.

**Otterswang** feierte ein „Kirchtorfest“ aus Anlaß der Weihe einer neuen, von dem Wangener Kunstschlosser Hans Brutscher geschaffenen Friedhofspforte.

**Rot an der Rot:** Das obere Klostertor wurde am 28. Mai durch einen Lkw so schwer beschädigt, daß mit einem Reparaturaufwand von 50 000 DM gerechnet werden muß.

Die St.-Anna-Kapelle im Teilort Mühlberg ist unter tätiger Mithilfe aller Einwohner restauriert worden.

**Schönebürg:** Nachdem das Äußere der Galluskirche schon 1981 renoviert worden ist, konnte nun auch der Kirchenraum mit Fresken von Wilhelm Geyer seiner Bestimmung zurückgegeben werden

(Architekt Igel/Ochsenhausen; Aufwand ca. 250 000 DM).

Ebenso wurde die Hochdorfer Kapelle mit ihrem Altarschrein aus dem 15. Jahrhundert restauriert (Kostenaufwand 30 000 DM).

**Sulmingen:** Die seit Jahren laufenden Maßnahmen an der Pfarrkirche sind im Juli mit der Innenrenovation abgeschlossen worden (Architekt Igel/Ochsenhausen; Kosten: 700 000 DM).

**Ummendorf:** Beim Ausbau der K7562 zwischen Ummendorf und Schweinhausen wurde eine Oberamtsrenztafel aus der Zeit des Königreichs neu hergerichtet und in eine kleine Anlage integriert.

**Unteressendorf:** Im Rahmen einer Feier „250 Jahre Barockkirche Unteressendorf“ wurde der siebenjährige, unter Leitung von Architekt Eugen Mayer (Biberach) stehende zweite Abschnitt der Kirchenrenovierung abgeschlossen.

**Untersulmtingen:** Die Kapelle in Westerflach wurde um 35 000 DM unter erheblichen Freiwilligkeitsleistungen restauriert.

**Zwiefaltendorf:** Nach der St.-Anna-Kapelle (1981) war nun auch das Schloß Gegenstand einer Außenrenovation.

## Naturschutz und Landschaftspflege

**Landkreis:** Die Schutzgemeinschaft deutscher Wald hat einen Kreisverband Biberach gegründet. Unter Kreislandschaftspfleger Haid wurden 1982/ 1983 über 140 000 Gehölze gepflanzt.

Zum siebten Mal fand im November 1984 die Aktion „Tätiger Umweltschutz“ statt, mit ähnlich gutem Erfolg wie im Vorjahr.

Landrat Dr. Wilfried Steuer, MdL, legte im März 1984 dem Kreistag wieder einen „Grünen Bericht“ vor, der auf 38 Seiten 20 Themenbereiche behandelt. Neben der Fortschreibung laufender Maßnahmen wird u. a. hervorgehoben:

- Für Maßnahmen des Naturschutzes und der Landschaftspflege sind 1983 98 000 DM staatliche Fördermittel ausgegeben worden.

- Der Kreis stellte im Rahmen des Etats 1984 erstmals eigene Fördermittel zur Verfügung.

- Eine Schutzgebietskarte neuesten Standes weist nicht nur die Naturschutzgebiete, sondern außerdem noch 232 weitere kleinere Biotop aus.

Der Arbeitsgemeinschaft Naturschutz ist es zusammen mit der „Aktion Hilfe für die Schleiereule“ gelungen, im Kreis die Zahl der vorhandenen Schleiereulen-Paare von 7 auf 50 zu erhöhen.

1984 wurden 100 000 DM ausgegeben für die Sanierung hochstämmiger Bäume.

Für die gärtnerischen Anlagen beim neuen Kreis Krankenhaus Biberach wurde über 1 Million DM investiert.

Der Kreis unterstützt die Errichtung landschaftsgebundener Omnibus-Wartehäuschen.

**Bad Buchau:** Das Naturschutzgebiet um den Federsee ist zum „Europareservat“ erklärt worden.

In Bad Buchau wurde erstmals unter groß er Anteilnahme der Bevölkerung ein „Naturschutztag“ durchgeführt (Mai 1984).

**Biberach:** Beim Unteren Haberhäusel entstand für 70 000 DM eine 1,6 ha große Freizeitanlage.

Die Stadtverwaltung hat 1984 240 junge Bäume, 11500 Gehölze und Stauden, 4500 Balkonpflanzen und 62 000 Einjahresblumen gepflanzt.

**Burgrieden:** Die Jugendrotkreuzgruppe Burgrieden hat ein ödes Stück Land an der Rot bei Hochstetten aufgeforstet.

**Ertingen:** Der Landkreis hat für das Freizeitzentrum im Schwarzachtal eine Beteiligung mit 114 000 DM bei einem Gesamtaufwand von 1,4 Millionen DM zur Verfügung gestellt.

Im Rahmen der Aktion „Tätiger Umweltschutz“ wurden auf dem entstehenden Freizeitgelände von 150 Helfern im November 1983 2700 Sträucher und 1500 Bäume gepflanzt.

Am Ort der ehemaligen „Wundertanne“ wurde eine auf dieses Naturdenkmal bezügliche Gedenktafel für die Besucher des Waldspielplatzes aufgestellt.

**Orsenhausen:** Die „Naturfreunde Salzweiher Orsenhausen“ haben in eineinhalb Jahren freiwilliger Arbeit (4500 Arbeitsstunden) und mit staatlichen Zuschüssen von ca. 50 000 DM den Salzweiher als Feuchtbiotop rekultiviert.

**Riedlingen:** Wie in Achstetten waren auf dem Storchennest erfreulicherweise vier Jungtiere zu verzeichnen. Von den Riedlinger Störchen hat Sonderschullehrer Winfried Abfalg einen Beitrag für die Sendung „Ebbes“ des SWF geleistet. Um den Storchennachwuchs zu fördern, soll auf dem Dollhof eine Station zur „Auswilderung“ der Störche eingerichtet werden.

**Rot bei Laupheim:** Die Uferböschung der Rot wurde von den Vogelschützern neu bepflanzt. Eine weitere Aktion erfolgte durch Mitglieder des Pflegevereins „Roter Weiher“.

**Ummendorf:** Auf Veranlassung der angesehenen Zeitschrift „Kosmos“ haben Umweltschützer in 130 Briefen an das Innenministerium und an das Landratsamt die Forderung erhoben, einen Stopp des Kiesabbaus beim Ummendorfer Ried zu verfügen.

## Traditionspflege im Kulturleben

Landkreis: Für den Ankauf von Kunstwerken aus dem oberschwäbischen Umkreis haben Landkreis und Landrat im Jahre 1983 70 000 DM aufgewendet. Dazu kommen 50 000 DM für die künstlerische Ausschmückung des neuen Kreiskrankenhauses Biberach.

Der Landkreis veranstaltete folgende Ausstellungen mit lokalbezogener Thematik oder von einheimischen Künstlern im Foyer des Landratsamtes:

- Alexander Kress (Langenenslingen): Ölbilder und Aquarelle (November 1983)

- Henryk Zegadio: Skulpturen und Hinterglasmalerei (Dezember)

- Freizeitkunst Biberach (Januar 1984)

- Wilhelm Geyer: Gärten, Blumen und Landschaften (März)

- Wilhelm Geyer: Das Leiden Christi (April)

- Gottfried Graf: Bilder und Grafik aus dem Besitz der Stadt Mengen (Mai)

- Karl Caspar: Zeichnungen (Juni/Juli)

- Rudi H. Wagner (Allmannsweiler): Schrift und Bild (September)

- Kunstunterricht heute - Schülerarbeiten aus dem Kreisgymnasium Riedlingen (Oktober)

Erstmals wurden im Kreisfreilichtmuseum Kürnbach Sonderschauen gezeigt („Das Haus im Wandel der Zeiten“, veranstaltet in Zusammenarbeit mit der Landesbausparkasse, Juli/August 1984 und „Bäuerliches Leben im Spiegel von Motivbildern aus Maria Steinbach“, Oktober 1984).

Die Kreissparkassen Biberach, Laupheim, Riedlingen und Ertingen zeigten in ihren Schalterhallen verschiedene Ausstellungen zu historischen, künstlerischen oder auch naturkundlichen Themen aus dem Heimatbereich.

Der Archivbestand des Klosters Ochsenhausen wurde für das Kreisarchiv auf Mikrofilm genommen.

Außerdem ist beim Kreisarchiv eine Sammlung historischer Postkarten im Aufbau.

Um harmonische Straßenbilder zu fördern, stellt das Kreisbauamt Pläne zur Erstellung landschaftsgebundener Omnibus-Wartehäuschen zur Verfügung.

Die Behörden des Landratsamtes haben Anweisung bekommen, im Briefverkehr gegebenenfalls neben den Gemeindenamen auch die Namen der Teilorte im Adressenspiegel zu verwenden.

Das Biberacher „Wochenblatt“ veranstaltete eine Maibaum-Prämiierung, an der sich 41 Orte beteiligten. Die Jury unter Vorsitz von Landrat Dr. Steuer vergab den ersten Preis an die Gemeinde Langenenslingen.

**Altheim bei Riedlingen:** Am heiligen Abend 1983 starb Pfarrer Anton Diemer, 20 Jahre Seelsorger in Altheim, verdient um die Restaurierung des Pfarrhauses, der Martinskirche und des „Hungertuchs“.

Am 16. Juli 1984 verstarb 76-jährig der Heimatforscher Emil Münch.

Im Rathaus fand eine Ausstellung alemannischer Fundstücke aus dem Gemeindebereich statt.

**Baltringen:** Im Baltringer Rathaus wurde nach Vorarbeiten von Franz Liesch ein Schauraum zur Geschichte des „Baltringer Haufens“ eingerichtet („Bauernkrieg-Stube“).

**Biberach:** Die wegen des Rathaus-Umbaus um ein Jahr verschobenen Veranstaltungen zum Biberacher 900-jährigen Jubiläum vom 22. bis 29. Juni zogen Zehntausende von Besuchern an. Hauptanlässe waren:

- ein Festspiel „Broderzwist und Schwedennot“ zur 350. Wiederkehr des Notjahrs 1634, verfaßt von Dieter Buttschardt und aufgeführt durch den Dramatischen Verein (Regie: Günter Vogel) - erstes Freilichtspiel in der Geschichte des Marktplatzes;

- der von einheimischen Vereinen und Musikgruppen gestaltete „Tanz durch die Jahrhunderte“;

- der „Markt wie zu Urgroßvaters Zeiten“ am Sonntag, 24. Juni, der 1200 „Aktive“ und etwa 40 000 Schaulustige mobilisierte.

Diese Veranstaltungen wurden ausgerichtet durch den „Verein Stadtfest e.V.“, eine Gründung der Schützendirektion (Vorsitz: Fritz Kolesch).

Im Museum und im Erdgeschoß des Rathauses wurde gleichzeitig eine Ausstellung „900 Jahre Biberach“ gezeigt.

Zur Vorbereitung der Festwoche gehörte u. a. auch eine Ausstellung „Trachten und modische Kleidung des 19. Jahrhunderts“, besorgt von Dr. Idis Hartmann.

Die Südwestbank präsentierte in ihren Räumen alte Ansichtskarten von Biberach.

Weitere Ausstellungen mit lokalem Bezug waren:

- eine Präsentation von Magazin-Bildern Anton Braiths und Christian Malis aus Anlaß des 75-jährigen Bestehens der „Ateliers“ im Museum;

- neue Arbeiten von Horst Kalbhenn (Untere Schranne);

- Batiken von Eva-Maria Loda (Schemmerhofen) in der Galerie Uli Lang;

- Jean Gallus: Biberach Stadtgesicht (Fotoausstellung);

- Kunsthandwerk aus Baden-Württemberg (Landesgewerbeamt);

- Ausstellung der Sezession Oberschwaben-Bodensee;

- Christian Xeller: Zeichnungen (ab Oktober 1984).

Bilder und Dokumente von Albert Unseld, der lange in Biberach wirkte, wurden von Gertrud Beck in Ulm präsentiert.

Das Museum hat aus Anlaß des 76. Geburtstages von Jakob Bräckle ein neues Werk des Künstlers erworben.

Im April wurde das Museum Biberach durch die Einrichtung eines Kabinetts bereichert, das dem Bildhauer Benedikt von König gewidmet ist.

Das Wieland-Museum ergänzte seine Bestände durch einen Brief des Dichters aus dem Jahre 1772.

Im Mai versammelte die Stadtbücherei eine Reihe Biberacher Autoren zu einem wohlgelungenen Leseabend.

Der Film von Werner Herzog „Wo die grünen Ameisen träumen“ wurde auf Initiative von Adrian Kutter, des Veranstalters der Biberacher Filmfestspiele, in Biberach uraufgeführt. Kutter wurde mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

**Heiligkreuztal:** Im neuen Äbtissinnengebäude wurde durch den Zweckverband OEW eine ständige Ausstellung „Oberschwäbische Galerie“ eröffnet. In ihr sind zunächst 16 oberschwäbische Künstler der Gegenwart mit Leihgaben oder Geschenken vertreten.

**Heudorf am Bussen** besitzt seit Dezember 1983 eine Ortsfahne mit einem Wappen, das auf die alte Ortsherrschaft der Stotzingen und Thurn und Taxis hinweist.

**Laupheim:** Anlässlich der „Schalom-Tage 1983“ wurde im Foyer des Rathauses auf Veranlassung der Freikirchlichen Gemeinde eine Ausstellung „Erinnerung an unsere jüdischen Mitbürger“ gezeigt (November 1983).

Laupheim würdigte das Werk des Dichters Siegfried Einstein mit einem Leseabend im Sitzungssaal des Rathauses.

Werke des Laupheimer Designers Friedrich Adler aus einem Museum in Chicago waren im Mai im Foyer des Rathauses ausgestellt.

Der Laupheimer Maler Erwin Rentschler wurde in einer Sonderausstellung des Museums Langenargen gewürdigt (April 1984).

**Ochsenhausen:** Die Stadt beging den Abschluß der Kloster-Renovierung vom 11. bis 20. Mai mit einer Festwoche, in deren Konzertveranstaltungen auch Werke von Konventualen des Klosters Ochsenhausen wiederaufgeführt wurden. Die Ausstellung „Reichsabtei Ochsenhausen - Geschichte und Kunst“ soll in ihrem historischen Teil weitergeführt werden.

**Riedlingen:** Unter Förderung der Stadt Riedlingen in ein Verein „Kunstkreis '84 für Literatur und bildende Kunst“ gegründet worden.

Im Herbst 1983 wurden im Foyer des Rathauses Gemälde und Zeichnungen aus dem Riedlinger Raum gezeigt.

**Rot an der Rot:** Nach fast 200 Jahren wurde am 10. Juni 1984 die C-Dur-Messe von Nikolaus Betscher, dem letzten Prämonstratenserabt, unter Förderung durch den Zweckverband OEW wiederaufgeführt.

**Schemmerhofen:** Die aus dem Jahr 1787 stammende Flurkarte von Altheim, die sich in Gemeindebesitz befindet, ist für 8000 DM restauriert worden.

**Walpertshofen:** Der bisher größte Leberkäse der Welt, der nun auch im Guinness-Buch der Rekorde geführt wird, ist in Walpertshofen hergestellt und von 17 000 Gourmets bestaunt und aufgegessen worden. Er wog 15 900 kg.

## Publikationen

**Landkreis:** Landrat Dr. Wilfried Steuer hat schon im Vorjahr einen stattlichen Band „Bäuerliche Wetterregeln“ mit Reproduktionen nach Werken von Jakob Bräckle herausgebracht (Federsee-Verlag Bad Buchau).

In der Reihe „Oberschwäbische Barockstraße“ (Isa Beerbaum Verlag Weingarten) ist Band V erschienen (Überlingen bis Reichenau).

Mit Dr. Otto Becks „Kunst und Geschichte im Landkreis Biberach“ liegt erstmals eine die Grenzen des Landkreises deckende einschlägige Monographie vor. Der Band ist reich bebildert (auch farbig), gliedert seinen Stoff nach Regionen und wird ergänzt durch einen „heimatlichen Brauchtumskalender“ und ausführliche Register (Thorbecke Verlag Sigmaringen 1983).

Zur Einweihung des neuen Kreiskrankenhauses erschien eine 100 Seiten starke Broschüre, u. a. mit Beiträgen zur Medizingeschichte des Landkreises.

Mit einem Geleitwort des Biberacher Landrates ist von Rudi H. Wagner (Allmannsweiler) ein Überblick über sein künstlerisches Schaffen erschienen („Schrift und Bild“ - zum 70. Geburtstag des Künstlers).

Der Volksbank-Kalender 1984 brachte Tuschlavuren von Horst Reichte nach einheimischen Landschaftsmotiven, der Kreissparkassenkalender Bilder von Karl Caspar.

Der erste Teil des von Helmut Barth gestalteten Kreisfilms wurde am 10. Dezember 1983 im Urania-Theater Biberach der Öffentlichkeit vorgestellt.

**Altheim bei Riedlingen:** „Das Rathaus in Waldhausen“ heißt eine Broschüre, die Bürgermeister Wolf anlässlich der Renovierung des dortigen Schul- und Rathauses als kleine Dorfchronik herausgebracht hat. Sie basiert u. a. auf Arbeiten des verstorbenen Heimatforschers Emil Münch.

**Bad Schussenried:** Dr. Otto Beck hat das Heft „Bad Schussenried“ aus der bekannten Kirchenführerserie von Schnell & Steiner neu bearbeitet.

Als Rückschau auf das Kloster Jubiläum ist ein Band „800 Jahre Kloster Schussenried“ mit Vorträgen, Ansprachen und Predigten anlässlich der Feierlichkeiten erschienen (herausgegeben vom Pfarramt St. Magnus, Rudolf Abt Verlag, Bad Schussenried, 256 S.).

Der Schussenrieder Komponist Alfred Burger, bekannt von der SWF-Hitparade, hat erstmals eine Schallplatte mit Marschmusik herausgebracht.

**Baltringen:** Zum Kreismusikfest im Juli 1984 hat der Musikverein e.V. eine 130 Seiten umfassende Festschrift mit historischen und naturkundlichen Beiträgen von Franz Liesch herausgebracht.

**Berkheim:** Der Schützenverein Illerbachen hat zu seinem 80jährigen Bestehen eine Festschrift ediert, die u.a. auch einen, interessanten Abschnitt über den aus Illerbachen gebürtigen Insurgentenführer Bernhard Riedmüller enthält (Verfasser: Alfred Rauß).

**Biberach:** Der Schnell & Steiner-Kunstführer „Stadtpfarrkirche Biberach“ ist von Dr. Otto Beck neu bearbeitet worden.

Die Biberacher Verlagsdruckerei hat auf Anregung von Dr. Kurt Diemer in einer limitierten Auflage zur 400jährigen Wiederkehr des Kirchturnbrands die Predigt „Neue Zeitung und Bußspiegel“ von Dr. Conrad Wolfgang Platz als bibliophilen Faksimile-Druck erscheinen lassen.

In einer Reprint-Ausgabe liegt die Preiser'sche Bauchronik von 1928 wieder vor.

Zum landeskirchlichen Jubiläum ist ein repräsentativer Band „Das evangelische Württemberg“ erschienen, in dem auch das paritätische Biberach gewürdigt wird (170 Abb., Großformat, Verlag Steinkopf, Stuttgart 1984).

Manfred Thierer und Georg Zimmer (Leutkirch) haben ein interessantes Bändchen über „Arma-Christi-Kreuze im Westallgäu“ verfaßt, in dem auch ein Bildzeugnis von Biberach enthalten ist (Leutkirch 1984).

In seinem kirchengeschichtlichen Abriß „Von der Reformation zur Säkularisation“ behandelt Prof. Hermann Tüchle nicht zuletzt die Reformation in den Reichsstädten aus katholischer Sicht (Schwabenverlag Ostfildern 1984).

Bei Franz Steiner (Wiesbaden) erschien 1983 von Paul Warmbrunn „Zwei Konfessionen in einer Stadt. Das Zusammenleben von Katholiken und Protestanten in den paritätischen Reichsstädten Augsburg, Biberach, Ravensburg und Dinkelsbühl von 1548 bis 1648“.

In seiner Dissertation „Der spätaufsteigende Geschichtsschreiber Burkhard von Ursberg“ erhärtet Wolfgang Wulz die vermutete Herkunft des Historikers aus Biberach (Schriften zur Landeskunde Bd. 18, Müller & Gräfe, Stuttgart 1982).

Im Aufbau-Verlag Berlin-Weimar erschien 1983 eine umfassende Wieland-Bibliographie von Gottfried Günther und Heidi Zeilinger.

Auf Anregung von Jan Philipp Reemtsma und betreut von Dr. Hans Radspieler (Neu-Ulm) ist eine von Franz Greno (Nördlingen) verlegte Reprint-Ausgabe der „Sämtlichen Werke“ Wielands herausgekommen. Damit ist die „Wohlfeile“ Göschen-Ausgabe letzter Hand von 1794 ff. wieder in 14 Einzelbänden greifbar. Dazu kommt eine Prachtausgabe der „Komischen Erzählungen“.

Apotheker Werner F. Allmann hat einen Faksimile-Druck der vergriffenen Reden zu „Wielands Andenken in der Loge Amalia“ veranstaltet. Darunter ist ein sonst nicht greifbarer Beitrag Goethes (Nachwort von Dr. Hans Radspieler).

„Sophie la Roche. Ich bin mehr Kopf als Herz“ nennt sich ein Lebensbild in Briefen der Schriftstellerin, herausgegeben von Michael Maurer (C. H. Beck, München 1984).

Auf Weihnachten 1984 hat die Biberacher Verlagsdruckerei den von ihr betreuten Bildband über Biberach in vollständiger Neubearbeitung (Text: Dieter Butt-schardt; Fotos: Jean Gallus) unter dem Titel „Biberach an der Riß - Panorama einer Stadt“ vorgelegt.

**Gutenzell:** Georg Paulas „Johann Georg Dieffenbrunner“ (tuduv-Studien Reihe Kunstgeschichte Bd. 8, München 1983) würdigt Leben und Werk des Freskantens der Klosterkirche.

**Langenenslingen:** „Bilder aus alter Zeit“ heißt ein 95 Seiten starker Bildband über die Gemeinde mit ihren Teilorten, kommentiert von Ludwig Greiner. Verdienstvoll: Die Fotos über die bäuerliche Feldarbeit von 50 Jahren (Geiger Verlag, Horb a. N.).

**Laupheim:** Als Reprint ist wieder greifbar die „Statistisch-geschichtliche Beschreibung des Orts Laupheim“ von Johann Gottfried Brigel (Stuttgart 1843).

Das Jahrbuch 1982/83 des Verkehrs- und Verschönerungsvereins Laupheim enthält u.a. einen kritischen Beitrag des Hobby-Ornithologen Klaus Bommer über die Praxis unserer Landschaftspflege.

Über die Laupheimer Juden veröffentlichten Ernst Schall und John H. Bergmann unter dem Titel „Der gute Ort“ einen Aufsatz im „Ulmer Forum“ (Vierteljahresschrift der Universität Ulm 4/83).

**Ochsenhausen:** Zur Jubiläumsausstellung ist von der Stadt Ochsenhausen ein reich bebildertes Katalog mit Beiträgen verschiedener Autoren herausgekommen.

**Orsenhausen:** Zur Tagung des Deutschen Forstvereins 1984 in Ulm ist eine Reprint-Ausgabe des Hornstein'schen Standardwerkes „Wald und Mensch“ veranstaltet worden (Otto Maier Verlag, Ravensburg).

**Reinstetten:** Die Raiffeisenbank hat für das Jahr 1984 einen Heimatkalender mit Farbfotos von S. Wespel herausgebracht.

**Riedlingen:** Schwäbische Gedichte veröffentlichte Paul Huber (Riedlingen) unter dem Titel „Älles kascht hau in Riedlinge ond om da Busse rom“ (Ulrich'sche Buchdruckerei, Riedlingen).

Der Riedlinger Komponist Lucas Haug hat als neuestes Werk eine Sammlung „Klavierstücke nach alten Kinderreimen“ bei A. Holzschuh (Ravensburg) erscheinen lassen.

„Originale rund um den Bussen“ lautet der Titel einer vom Kneipp-Chor und vom Züchterchor herausgegebenen Langspielplatte.

**Rot an der Rot:** Im Geiger Verlag Horb a. N. ist ein Bildbändchen über die Gemeinde Rot an der Rot, u. a. mit historischen Aufnahmen, erschienen.

Die C-Dur-Messe des letzten Roter Abts Nikolaus Betscher ist in der Fassung von Alexander Sumski als Schallplatte beim Attempo-Verlag Tübingen erschienen. Die Messe wurde in der Roter Klosterkirche aufgeführt.

Zur Rot in engster Beziehung steht die Broschüre „250 Jahre Wallfahrt Maria Steinbach“, redigiert von Gertrud Beck (Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1984).

**Untersulmetingen:** Die Firma Lindenmaier Präzision hat zum 50jährigen Bestehen 1983 eine von verschiedenen Mitarbeitern verfaßte umfangreiche Festschrift herausgebracht.

---

# Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

16. August 1984

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 2 / 27. Jahrgang

---

7. Jahrgang – Heft 2 – Seite 43

## Christian Xeller – Stationen eines Künstlerlebens

Von Peter Griesinger

Drei Städte waren es, die Christian Xellers Entwicklung entscheidend prägten: Seine Geburtsstadt Biberach; Rom, wo er mit dem Übertritt vom Protestantismus zum Katholizismus die einschneidendste Entscheidung seines Lebens realisierte, und schließlich Berlin, die Stadt, in der er dem eigenständigen künstlerischen Schaffen entsagte und „Tagelöhnerarbeit“ als Restaurator leistete - aber auch mit so bedeutenden Zeitgenossen wie Hegel, Schinkel und den Brüdern Tieck zusammentraf. Mit diesen drei Stationen seines Lebens befaßt sich nachstehende Würdigung des Künstlers anläßlich der 200. Wiederkehr seines Geburtstages am 18. August 1984.

Als eine fast 90jährige Periode friedlichen Bürgerlebens für die Einwohner der Stadt Biberach zu Ende ging, auf die Krieg, Säkularisation und Verlust der Reichsunmittelbarkeit folgen sollten, wurde am 18. August 1784 als Sohn eines Weißgerbers Christian Xeller geboren. Noch umgaben Mauern und Türme wehrhaft die kleine Stadt mit nicht viel mehr als 4000 Einwohnern, noch war jeder in dieser Stadt Mitregent, kraft seines Bürgerrechts über alles, was innerhalb der Stadtmauern und des Banngebietes vor sich geht“ (Zengerle) - als Bürger einer „Stadtrepublik“. Aber wenn Zengerle in seiner Pflug-Biographie zitiert „Stadtluft macht frei“, so mag das auf den gut ein halbes Jahr später geborenen Johann-Baptist Pflug zutreffen. Dieser fand als Sohn einer recht wohlhabenden Fabrikantenfamilie die nötigen Mittel vor, um bessere Schulen zu besuchen. Seine musischen Neigungen und Fähigkeiten wurden früh gefördert und mündeten in eine solide Ausbildung. Ganz anders bei Xeller. Für ihn war es selbstverständlich, daß er des Vaters Handwerk erlernte. Er hatte „nie Gelegenheit, Künstler oder Kunstwerke zu sehen“, wodurch in ihm künstlerische Ambitionen hätten geweckt werden können.

Ihm wurde die Stadt einfach zu eng, keine Rede von „befreiender Stadtluft“, vielleicht litt er auch unter der aufreibenden Knochenmühle des Weißgerber-Handwerks.

### Abschied von Biberach

Als 1802 der reisende Miniaturenmaler Josef Finkel nach Biberach kam und Xeller ihm begegnete, war es nicht der Drang zur Kunst, der ihn dazu bewog, Finkel seine Begleitung anzutragen. Nein, es war nach eigenem Eingeständnis einfach „die Lust zum Reisen“, der der 18jährige nachgab.

Wäre Xeller in Biberach geblieben, so hätte sein latentes künstlerisches Talent wohl kaum an die Oberfläche dringen können, hätten die anregenden formenden Begegnungen mit bedeutenden Zeitgenossen nie stattgefunden. Denn um sich innerhalb der engen Mauern der kleinen Stadt zu einem Wieland, Dinglinger oder Knecht zu entwickeln, bedurfte es mehr, als der Sohn eines Weißgerbers zu sein.

Also zog Xeller im Juli 1802 mit Finkel in die Fremde und merkte mehr durch Zufall, als er sich an Miniaturportraits versuchte, daß er gewisse Fähigkeiten hatte und „glücklich im Treffen war“. Er vergaß seine Heimatstadt keineswegs, noch weniger verleugnete er sie. Mit seinen Eltern korrespondierte er fleißig bis zu deren Tod und besuchte Biberach mehrmals. 1832 stellte er bei einem Aufenthalt dort fest, daß ihm die „Heimat besser als je gefällt, und daß ich vieles mit ganz anderen Augen ansehe, mehr Bedeutung in allem finde“, und so ging es ihm nicht nur mit der Landschaft, sondern „in noch viel höherem Grade mit dem Menschenstamm, der diese wohlliche Täler belebt.“

Xeller ist Zeit seines Lebens Biberacher geblieben, es fehlte ihm einiges, um sich in Großstädten wirklich heimisch zu fühlen. Mit schöner Einfühlsamkeit hielt er mit dem Zeichenstift Biberacher Motive fest, so oft er in seiner Heimatstadt weilte. Da diese nicht dem Broterwerb dienten, sind sie weitgehend erhalten.

Er verleugnete nie seine Herkunft und wurde vom Hegel-Biographen Rosenkranz ob „seiner schwäbischen Gutmütigkeit und seines innigen Lächelns“ gerühmt, mit denen er im preußischen Berlin einer hehren Philosophengesellschaft eine gewisse Würze gab.

Nach seiner Abreise mit Finkel hielt sich Xeller mehr als zwei Jahre ausschließlich in Württemberg und Baden auf. Längere Zeit blieb er in Stuttgart, Bruchsal und Heidelberg. Erst im Herbst 1804 wendete er sich rheinabwärts über Mainz, Koblenz, Neuwied und Bonn nach Köln. Von dort aus ging er nach Düsseldorf und besuchte die Kunstakademie, wo er Cornelius kennenlernte - eine Begegnung, die zu einer lebenslangen Freundschaft führte und seine weitere menschliche künstlerische Entwicklung maßgebend beeinflusste.

Erst 1807 sieht Xeller Biberach wieder: „Ich kam nach fünf Jahren wieder das erste Mal zu den Meinigen...“. Er blieb dort bis Anfang 1808 und reiste anschließend vorwiegend durch Süddeutschland und die Schweiz. Erst 1810 trat er wieder eine längere Reise an, die ihn nach Frankfurt führte, wo er 14 Monate blieb. Cornelius war es, der ihn von anderen Plänen abbrachte und ihn drängte, mit ihm nach Rom zu gehen.

### Rom - das Mekka der Künstler

Am 30. August 1811 brachen die beiden Freunde zu ihrer Reise nach Rom auf - damals ein abenteuerliches Unterfangen. Erst am 14. Oktober trafen sie in Rom ein.

„Rom war die südlichste Station der Romantik“, schreibt Ricarda Huch. Was die Künstler des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts bewog, nach Rom zu gehen, war „die Sehnsucht nach dem mittelalterlichen Kirchen-Rom, wie nach dem Kunst-Rom der Renaissance“ (Ricarda Huch). Viele Künstler hinterließen in Rom bleibende Spuren (zum Beispiel die Fresken der Villa Massimo von Koch, Veit, Overbeck, Führich und Schnorr von Carolsfeld), manche blieben in Rom und starben dort.

Ein wesentliches Merkmal des Rom-Aufenthalts deutscher Künstler war der starke Einfluß der katholischen Kirche und der Übertritt vieler Protestanten zum Katholizismus. „Wer länger blieb, konnte sich kaum dem Bekehrungseifer der Neubekehrten - Overbeck, Christian Schlosser, Zacharias Werner - entziehen“ (Ricarda Huch).

Die „Italien-Sehnsucht“ der Deutschen - von Wackenroder in seinen „Herzensergießungen“ glühend beschworen - war bereits ein historisches Faktum, als Xeller und Cornelius 1812 durch die Porta del Popolo die Heilige Stadt betraten. Im 17. Jahrhundert stillten die Söhne wohlhabender Familien mit den „Kavaliersreisen“ ihre Sehnsucht nach dem Süden, im 18. Jahrhundert waren es vorwiegend Kunstreisen, die die deutsch-italienischen Beziehungen prägten und im 19. Jahrhundert schließlich war es wissenschaftliche Neugier, die Deutsche nach Italien trieb.

Es gab so viele Gründe, sich nach Rom zu wünschen! Für die Künstler waren es neben dem reinen Licht des südlichen Himmels und den klassischen Formen der Antike auch der mediterrane Menschentyp, lebhaft, aufgeschlossen und trefflich als Modell geeignet. Für den Malerkreis um Overbeck und Sutter, die Wien aus Protest gegen den konventionellen Akademiebetrieb verlassen und gegen Rom eingetauscht hatten, kam noch hinzu, daß sie in Rom das Zentrum ihres dem Mittelalter zugewandten schwärmerischen Christentums fanden.

Ihr Leben bewegte sich zwischen zwei Polen: Dem Cafe Greco als Kristallisationspunkt des gesellschaftlichen Lebens und dem ehemaligen Kloster St. Isidoro, in dem sich Overbeck und seine Freunde eingerichtet hatten, die sich selbst „Lukasbrüder nannten“ und die später - zuerst mehr ironisch, dann ernsthaft den Namen „Nazarener“ angehängt bekamen.

Xeller wurde nie in den Lukasbund aufgenommen - warum, ist heute nicht mehr zu verifizieren. Es trifft aber kaum zu, daß er sich nicht entschließen konnte, einer der bestehenden Vereinigungen beizutreten, wie er in einem Brief an den Kupferstecher Carl Barth schrieb. Sein Ringen um Anerkennung, seine nagenden Selbstzweifel, hätten der Aufnahme in den Lukasbund als Bestätigung seiner künstlerischen Qualitäten wohl bedurft. Vielleicht hätte er dem Bund bei-

treten können, wenn im Kloster St. Isidoro ein Unterkommen für ihn und Cornelius möglich gewesen wäre. Aber das alte Gebäude war überfüllt, die beiden Freunde mußten anderen Orts Quartier nehmen und fanden dies bei der klassischen Künstlerwirtin Signora Buti in der Via Porta Pinciana, wo auch Thorwaldsen wohnte.

Wenn Xeller auch dieser schwärmerische Künstlerbund verschlossen blieb, so öffnete sich ihm doch mit umso größerer Bereitschaft die allgegenwärtige katholische Kirche. In einer Aufzeichnung (Briefentwurf?) vom Oktober 1812 - also aus Rom - versucht Xeller ziemlich umständlich seinen Angehörigen daheim die Konversion zu erklären. Der Rechtfertigungsversuch ist zwar lang, aber er kann die eigentlichen Beweggründe nicht erhellen. Sollte auf Xeller die Deutung Ricarda Huchs zutreffen, daß der Anschluß der Konvertiten an die katholische Kirche „im Grunde doch eine Verzweiflungstat war, ein letzter Rettungsversuch oder doch etwas Erzwungenes?“ Overbeck, der erst einige Wochen nach Xellers Abreise aus Rom übertrat, suchte nach einer festen weltanschaulichen Basis - aber, um noch einmal Ricarda Huch zu bemühen, im Grunde darf man wohl mutmaßen, die Künstler waren „der Meinung, wenn sie nur denselben naiven Glauben hätten wie Fiesole und Botticelli und Raffael, könnten sie auch ebenso schön malen.“ Xeller jedenfalls war glücklich, den Schritt vollzogen zu haben, auch wenn er es nicht erklären konnte: „Läßt sich der Glaube begreiflich machen? Selig sind, die da glauben und nicht sehen“, schrieb er nach Biberach, dem „kleinen Wirkungskreis“, wo man wohl auch erkenne, „wie tief unsere Generation gesunken“ - wieviel mehr aber werde das dem klar, schreibt er nicht ohne Eitelkeit des Weitgereisten, „welcher Gelegenheit hat, verschiedene Nationen kennenzulernen.“

Xeller verließ Rom, nachdem seine Mittel aufgezehrt waren, zusammen mit dem Maler Josef Wintergerst im Februar 1813 und suchte wieder sein Elternhaus in Biberach auf. In den folgenden Jahren hielt sich Xeller in Nürnberg, München, Frankfurt, Aschaffenburg und schließlich für zehn Jahre in Heidelberg auf, wo er eine feste Anstellung bei den Brüdern Boisserée fand.

## Der Berliner Salon

Berlin war für Xeller kein angestrebtes Ziel, es war eine Notlösung, ein Umweg, wie er selbst es nannte, um zu etwas Vermögen zu kommen, mit Hilfe dessen er dann allerdings wieder nach Süddeutschland zurückzukehren gedachte. Aus dem Umweg wurde eine Endstation. Xeller sollte Berlin als Wohn- und Arbeitsplatz, wo er im August 1825 eintraf, nie wieder für immer verlassen. Er mußte sich dem ungeliebten Beruf des Restaurators hingeben und mit den Unzuträglichkeiten und Unzulänglichkeiten einer Großstadt, die ihm anfänglich so unendlich fremd war, leben. Mißmutig nörgelte er an den Berlinern herum: „Tolerant sind sie, aber nur gegen Sünder, Pharisäer und Ehebrecher, auch allenfalls gegen Religion überhaupt, denn sie haben keine...“. Allerdings befindet er sich mit diesem Urteil in guter Gesellschaft. Rahel von Varnhagen, deren Salon Xeller hin und wieder besuchte, sagte 1841: „In Berlin hält sich nichts, alles kommt herunter, wird ruppig, ja wenn der Papst nach Berlin käme, so bliebe er nicht lange Papst, er würde etwas Ordinäres, ein Bereiter etwa.“

Aber Xeller war beileibe nicht der Typ, sich schmollend in seinen Winkel zurückzuziehen, um sich den demoralisierenden Einflüssen des Sündenbels Berlin zu entziehen. Er ging in Gesellschaften, wie in den bereits erwähnten Salons der Rahel von Varnhagen und lernte dort die geistigen Größen Berlins im Vormärz kennen. Und er erkannte es durchaus als „Vorzug einer Stadt wie Berlin, daß man mit solchen Leuten verkehren kann und daß man schnell in seinen Ansichten berichtigt und geläutert wird.“ Durch seine Tätigkeit an den Königlichen Museen bekam Xeller Zugang zu den Spitzen der Berliner Hautevolee wie Bettina von Arnim, Karl Friedrich Schinkel, die Brüder Tieck und Christian Rauch. Am nachhaltigsten beeindruckte ihn jedoch die Bekanntschaft mit dem Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Mit Hegel verband Xeller mehr als die schwäbische Herkunft. Die beiden Männer hatten sich schon kennengelernt, als Xeller 1814 in Nürnberg lebte und Hegel dort Direktor des Gymnasiums war. Später begegneten sie sich wieder in Heidelberg. Da lag es nahe, daß Xeller auch in Berlin in den engeren Kreis um den Philosophen aufgenommen wurde. Er gestand zwar ein, daß er die Hegelsche Philosophie nicht begreifen konnte, aber dafür war Hegel ihm so zugetan, daß er den schwäbischen Weißgerbersohn „mit halben Worten verstand, so als wenn er in meiner Seele hätte lesen können“.

Als 1965 der damalige Präsident der gesamtdeutschen Goethe-Gesellschaft, Professor A. B. Wachsmuth erfuhr, was Xeller über seinen Besuch bei Goethe und seine Begegnungen mit dem Philosophen Hegel notiert hatte, riß es ihn zu der Bemerkung hin: „Was sind das für zwei großartige Nachrichten: Die über das Unfaßbare in Goethes Gesicht und die über Hegel, der erraten konnte, was der Gesprächspartner sagen wollte. Das waren Menschen damals bei ihren Talgkerzen! Und wir beim Neonlicht?“

Hegel starb 1831 an der Cholera, aber Xeller blieb der Familie eng verbunden. Vier Jahre später noch trug er in sein Tagebuch einen Besuch bei der Witwe Maria Hegel und ihrem Sohn Emanuel ein.

In Berlin sollte schließlich der selbstzweifelnde, querköpfige Oberschwabengeist zur (erzwungenen?) Ruhe kommen, Xeller litt sein Leben lang unter dem Trauma, unterschätzt und von seinen Kollegen und Vorgesetzten ungerecht behandelt zu werden. Aber als er seinen 50. Geburtstag beging, meinte er zu erkennen, daß er „bisher noch nichts vollbracht (habe), das des Namens wert wäre. Was nun nicht geschehen ist, wird wohl schwerlich mögen noch kommen. Ergib dich - das ganze Leben ist nur ein Entsagungsakt.“

Aus seinen letzten Lebensjahren liegen keine Tagebuchaufzeichnungen mehr vor. Die späteste Eintragung stammt aus dem Jahre 1857. Sieben Jahre später heiratete Xeller - 80jährig und nach vielen vergeblichen und enttäuschten Liebesbeziehungen.

Seine Heimatstadt Biberach hat Xeller während seiner Berliner Jahre nur noch dreimal besucht: 1832 zur Ordnung von Nachlaßangelegenheiten seines 1831 verstorbenen Vaters, dann 1843 auf dem Weg nach Venedig und schließlich 1857, wahrscheinlich im Zusammenhang mit einer Dienstreise ins Fränkische. Von dem letzten Abstecher nach Biberach berichtet allerdings nur der Cornelius-Biograph Riegel, eigene Aufzeichnungen sind nicht vorhanden.

Als äußerliche Anerkennung seiner Leistungen als Restaurator wurde er 1857 zum Professor ernannt und erhielt 1862 den preußischen „Roten-Adler-Orden“ IV. Klasse.

Riegel, der nach dem Tode Peter von Cornelius 1867 enge freundschaftliche Beziehungen zu Xeller pflegte, urteilte nach Xellers Tod am 23. Juni 1872 über den Biberacher: „Seine Seele war rein, wie die eines Kindes, seine Absichten waren immer die besten und edelsten - aber die Kräfte und der Wille entsprachen den Zielen nicht.“

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

7. Jahrgang – Heft 2 – Seite 46

# Die früheren Biberacher evangelischen Gesangbücher vor 1802

Von Kurt Schaal

In mancher Biberacher Familie findet sich wohl noch ein altes, in schwarzes Leder eingebundenes, oft mit Goldschnitt und schonen Silberschließen verziertes Gesangbuch, auf dessen erstem Blatt der etwas umständliche Titel zu lesen steht: „Christliche Religionsgesänge für die öffentliche und häusliche Gottesverehrung der Evangelischen Gemeinde in Biberach“ und darunter die Jahreszahl 1802. Es ist das bekannte Biberacher Gesangbuch, das die evangelische Gemeinde kurz vor dem Ende ihrer reichsstädtischen Selbständigkeit unter wesentlicher Mitwirkung ihres damaligen Musikdirektors Justin Heinrich Knecht herausgab und das dann im Jahre 1833, nun schon unter württembergischer Herrschaft, noch einmal neu aufgelegt wurde. Es war bis 1875 im gottesdienstlichen Gebrauch, und auch heute noch sind einige Lieder daraus lebendig und werden bei festlichen Anlässen gesungen.

Den wenigsten wird aber wohl bekannt sein, daß die Geschichte des Biberacher Gesangbuches um nahezu ein Jahrhundert zurückreicht hinter das Erscheinungsjahr jener „Christlichen Religionsgesänge“ von 1802. Nicht weniger als 5 Vorgänger hat dieses Gesangbuch gehabt, für einen Zeitraum von knapp hundert Jahren eine stattliche Anzahl. Zu jener Zeit zeigte die politische Landkarte Deutschlands noch eine bunte Farbigkeit. Die politische Zersplitterung wirkte sich auch auf das kirchliche Leben aus. Und weil Biberach als Freie Reichsstadt ein selbständiger kleiner Staat war, so konnte auch die Evangelische Gemeinde unabhängig von den „Nachbarstaaten“ sich ein eigenes Gesangbuch schaffen, wie es andere Reichsstädte auch taten.

Der Lebensbereich eines Bürgers war damals noch in den meisten Fällen auf seine Heimatstadt beschränkt, in der er geboren wurde, wirkte und starb. So konnte ihn auch das Gesangbuch seiner Heimatstadt von der Wiege bis zum Grabe begleiten.

Schon immer spielte das Gesangbuch in der evangelischen Gemeinde eine große Rolle. Man sagt nicht mit Unrecht, die Reformation sei nicht in erster Linie durch die Lehre verbreitet worden, sondern sie habe sich in die Herzen des Volkes hineingesungen. Und auch fortan hat der evangelische Gesang in Kirche, Schule und Haus die evangelische Volksfrömmigkeit wesentlich mitbestimmt.

## Die Anfänge

Was für Gesangbücher in den ersten Zeiten nach der Reformation in Biberach benützt wurden, ist leider nicht mehr festzustellen. Doch hatte die evangelische Gemeinde damals bestimmt noch kein eigenes Gesangbuch. Wahrscheinlich wurden für den Kirchengesang fremde Liedersammlungen verwendet. So wissen wir, daß im 16. Jahrhundert besonders die Straßburger und Nürnberger Gesangbücher über ganz Süddeutschland verbreitet waren. Noch heute besitzt die evangelische Gemeinde von Isny als besonderen Schatz ihrer wertvollen Bibliothek eine prächtige Ausgabe eines solchen Straßburger Gesangbuches, ein Zeichen, daß es auch in Oberschwaben Verwendung fand. Sogar im längst evangelischen Herzogtum Württemberg wurden noch lange diese auswärtigen Gesangbücher benützt, bis endlich im Jahre 1583 das erste eigene württembergische Gesangbuch erschien. Aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts wissen wir, daß in Biberach auch das Ringmacher'sche Gesangbuch von Ulm im Gebrauch war.

Leider sind uns in Biberach aus dieser frühen Zeit keine Gesangbücher mehr erhalten geblieben. Sie waren auch, beim damaligen hohen Kaufpreis eines Buches und der noch weitverbreiteten Unkenntnis des Lesens und Schreibens, keineswegs zahlreich in einer Gemeinde vorhanden. Meistens hatte sogar nur der Kantor ein Exemplar in der Hand, während die Gemeinde die Lieder auswendig sang, die sie ja schon als Kinder gelernt hatte. Die Zahl der evang. Kirchenlieder war in den Anfangszeiten auch noch sehr klein und ist erst im Laufe der Jahrhunderte, besonders im 17. (Paul Gerhardt) und 18. Jahrhundert, so umfangreich geworden. Außerdem war die Auswahl der Lieder, die im Gottesdienst gesungen wurden, weithin durch das Kirchenjahr festgelegt. Es genügte, daß der Kantor das für den betreffenden Sonntag bestimmte Lied anstimmte, worauf die Gemeinde ohne weitere Schwierigkeit einfallen konnte.

Als im 17. Jahrhundert die Gesangbücher durch die Fortschritte und Verbilligung der Drucktechnik nun auch in der Gemeinde größere Verbreitung fanden, und vor allem, als das Auswendigsingen immer mehr nachließ und es Brauch wurde, die Gesangbücher in den Gottesdienst mitzunehmen, da stellten sich nun gar bald Schwierigkeiten beim Kirchengesang ein. Es war nämlich noch keineswegs einheitlich geregelt, welches Gesangbuch in einer Gemeinde ausschließliche Verwendung finden sollte. Es gab ja nach und nach eine solche Vielzahl an Gesangbüchern verschiedenster Herkunft und Alters, die in einer Gemeinde benützt wurden. Sie wichen natürlich sowohl in der Auswahl wie vor allem auch in der Numerierung der Lieder erheblich voneinander ab und erschwerten deshalb ein gemeinsames Singen im Gottesdienst ungemein. Es mußte hier also eine gewisse Vereinheitlichung des Liedgutes und eine Erleichterung für das Finden des gewünschten Liedes geschaffen werden.

Dies geschah durch Einführung sog. „Gesangtafeln“, den Vorgängern unserer heutigen Nummer tafeln. Das waren große Holztafeln, auf denen in mehreren Spalten die Anfänge sämtlicher Lieder verzeichnet waren, die in Biberach gebräuchlich waren und im Gottesdienst gesungen wurden. Die Festlegung dieser ortsüblichen Liedauswahl lag in den Händen des Evang. Magistrats, dem überhaupt die Leitung des gesamten hiesigen evang. Kirchenwesens oblag (er war weltlicher und kirchlicher Gemeinderat zugleich). Dieses Verzeichnis der Liedanfänge wurde entweder gedruckt oder, weil sich bei so wenigen Exemplaren der Druck wohl kaum lohnte, vom Schullehrer in schöner Schrift geschrieben und vom Buchbinder auf jene Holztafeln aufgezogen. Vor jedem Liedanfang war ein Loch in die Tafel eingebohrt, in das ein Metallstift paßte, der an einem Kettchen an der Tafel befestigt war. Die Lieder (meist nur 1 oder 2), die im Gottesdienst gesungen werden sollten, wurden dadurch bezeichnet, daß der Mesner den Metallstift in das Loch vor dem betreffenden Liedanfang steckte. Da diese „Gesangtafeln“ gut sichtbar an den Kirchentüren angebracht waren, so konnte sich jeder Gottesdienstbesucher beim Betreten der Kirche über die zu singenden Lieder informieren und sie dann nach dem alphabetischen Verzeichnis in seinem Gesangbuch aufschlagen. So umständlich dieses Verfahren auch gewesen sein mag, es bot doch noch die einfachste Möglichkeit, sich in der Vielfalt der benützten Gesangbücher zurechtzufinden. Das Vorhandensein solcher „Gesangtafeln“ ist für Biberach verbürgt durch eine Rechnung aus dem Jahre 1713, in der die Kosten zur Herstellung dieser Tafeln durch Buchbinder, Schreiner und Schlosser aufgeführt sind. Sie waren wohl schon vorher hier in Benützung, denn es wird ausdrücklich vermerkt, die Neuanfertigung dieser Tafeln diene dazu, damit „zum Lobe Gottes mit Gesang der Gottesdienst vermehrt werden möchte“.

Mit diesen „Gesangtafeln“ (die auch in anderen Orten gebräuchlich waren) stehen wir also am Anfang einer eigenen für die Biberacher evang. Gemeinde ausgewählten Sammlung evangelischen Liedgutes. Es lag zwar noch kein für Biberach einheitliches eigenes Gesangbuch vor, aber der Schritt bis zur Herausgabe eines solchen war nun nicht mehr weit.

Leider wissen wir nicht, wieviele und was für Lieder damals zum festgesetzten Liedbestand der Gemeinde gehörten. Doch wird sich darunter sicherlich ein Großteil der Lieder (besonders aus der Reformationszeit) befunden haben, die auch heute noch im evangelischen Gesangbuch stehen. Ausdrücklich erfahren wir es nur von dem Lutherlied „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“. An diesem Lied nahmen die Katholiken begrifflicherweise besonderen Anstoß, hieß es doch in seiner ursprünglichen, auf Martin Luther selbst zurückgehenden Fassung:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort,  
und steur des Papsts und Türken Mord,  
die Jesum Christum, deinen Sohn,  
wollen stürzen von seinem Thron.

So verlangten die Biberacher Katholiken, mit Unterstützung ihres Bischofs in Konstanz, daß dieses Lied von den Gesangtafeln gestrichen würde. Die gemeinsame Benützung der Pfarrkirche durch beide Konfessionen brachte es ja mit sich, daß auch die Katholiken beim Betreten der Kirche die Gesangtafeln an den Kirchentüren immer vor Augen hatten und sich dabei über dieses Lied aufhielten. Doch wurde die katholische Forderung von der evangelischen Seite zurückgewiesen mit dem Hinweis, dann müßte dieses Lied auch in den Gesangbüchern gestrichen und sein Anstimmen im Gottesdienst unterlassen werden, und darauf wollte man sich nicht einlassen.

## Die Gesangbuchausgabe von 1714

Das Dunkel, das über den Anfängen des Biberacher evangelischen Kirchengesangs liegt, reicht bis an den Beginn des 18. Jahrhunderts. Aber dann fangen die alten Urkunden und Akten an zu reden. Im Ausgabenbuch der Evang. Kasse wird am 16. April 1714 vermerkt, daß der Buchdruckerswitwe Pflükin aus Pfullingen für einen Posten übersandter Gesangbücher die Summe von 6 Gulden ausbezahlt wurde. Dem Preis nach dürfte die Sendung etwa aus 70 Büchern bestanden haben. Vielleicht handelte es sich dabei um den Restposten einer früheren Gesangbuchausgabe, der dem Hersteller vertragsgemäß abgenommen wurde. Anders läßt sich dieser Kauf wohl kaum erklären. Denn schon waren die Vorarbeiten zu einem neuen Gesangbuch abgeschlossen, das knappe 3 Wochen später dann auch erschien.

Dieses neue Gesangbuch von 1714 ist das erste, von dem wir mit Sicherheit wissen, daß es speziell im Auftrag von Biberach hergestellt wurde. Ob es das erste überhaupt war, bleibt fraglich. Andererseits konnte es freilich auch noch nicht mit völligem Recht den Anspruch eines „Biberacher Gesangbuchs“ erheben. Es war nämlich im Grunde nur als ein Anhang zu den schon vorhandenen Gesangbüchern gedacht, in dem einige neue Lieder zusammengestellt waren zum gottesdienstlichen Gebrauch. Darum trug es auch den bescheidenen Titel „Nuzlicher Auszug einiger neuer Geistreicher Lieder“.

Die Herausgabe dieser kleinen Liedersammlung besorgte wohl der damalige Biberacher Hospitalprediger Magister Jakob Gaupp. Er meldet am 8. Mai 1714 dem Bürgermeister in einem Schreiben das Eintreffen von 600 Exemplaren des neuen Gesangbüchleins. Sie scheinen demnach auswärts (vielleicht in Lindau, wie sich später zeigen wird) gedruckt worden zu sein. Der hiesige Buchbinder Christian Stohrer, der den Auftrag zum Binden der Büchlein erhielt, übernahm auch ihren Vertrieb und erhielt dazu von der Evang. Kasse ein Darlehen von 50 fl., weil er gleich alle 600 Exemplare zu diesem Preis käuflich übernehmen mußte. Die Büchlein scheinen bei der Gemeinde rasche Abnahme gefunden zu haben, denn schon im November desselben Jahres mußte Stohrer noch 66 Exemplare nachbestellen, die im Frühjahr 1715 auch schon wieder vergriffen waren.

Der Verkaufspreis des neuen Gesangbüchleins, das den geringen Umfang von nur 9 Bögen (= 144 Seiten) besaß, betrug wohl nicht ganz 10 Kreuzer, wenn wir zu den 5 Kreuzern, die der Buchdrucker pro Stück berechnete, noch die Kosten fürs Binden und die Verkaufsspanne dazurechnen. Jedenfalls wurde sorgsam darauf geachtet, daß die Anschaffungskosten für die Gemeindeglieder so niedrig wie irgend möglich blieben, damit auch der Allerärmste sich ein solches Gesangbüchlein leisten konnte. Sollte doch jeder im Gottesdienst mitsingen können und keiner durch seine Armut gezwungen sein, „mit Verdruß andern Singenden zuhören“ zu müssen, wie der damalige Senior der Pfarrer, Dörtenbach, sich dazu äußerte. Aus diesem Grund riet er auch ab, dem Gesangbuch ein Kommunionbüchlein mit Beicht- und Abendmahlsgebeten beibinden zu lassen, um jede zusätzliche Verteuerung zu vermeiden.

Leider wissen wir die Hauptsache über dieses Gesangbüchlein nicht, nämlich wieviele und was für Lieder es enthielt. Sein geringer Umfang und sein Titel lassen freilich darauf schließen, daß es wohl kaum mehr als 80-90 Lieder umfaßte. Es war mir unmöglich, ein Exemplar davon aufzufinden zu machen, da weder in der Biberacher Pfarrbibliothek noch in irgendeiner der wichtigsten Bibliotheken unseres Landes mehr eines vorhanden ist. Wir müssen auch in diesem Fall wieder einmal die merkwürdige Feststellung machen, daß gerade ehemals recht zahlreich vorhandene, für den alltäglichen Gebrauch bestimmte und in weiten Kreisen verbreitete Bücher auch am schnellsten wieder verloren gehen, während seltene Drucke selbst viele Jahrhunderte über aufbewahrt werden. Das hängt

natürlich gerade bei Gesangbüchern auch damit zusammen, daß sie durch den häufigen Gebrauch viel rascher abgenützt und beim Erscheinen eines neuen Gesangbuches nutzlos wurden.

## Die (2.) Neuauflage von 1715

Im Verlauf eines Jahres war die 1. Auflage dieses Gesangbüchleins bereits vergriffen. So sah man sich genötigt, schon 1715 zu einer Neuauflage zu schreiten. Wie groß die Nachfrage war, wird daran deutlich, daß nun gleich 800 Exemplare bestellt wurden.

Von dieser Neuauflage wissen wir, daß sie in einer Lindauer Buchdruckerei hergestellt wurde. So ist anzunehmen, daß Lindau auch der Druckort der 1. Auflage war. Der Titel des Büchleins blieb dergleiche: „Nü zlicher Auszug einiger neuer Geistreicher Lieder, welche in der allhiesigen Evangel. Kirchen pflegen abgedungen zu werden“. Auch am Inhalt und an der Zahl der Lieder wurde nichts geändert. Auf ausdrücklichen Wunsch war aber der Neuauflage ein kleineres Format gegeben worden. Deshalb wurde das Büchlein etwas dicker und bestand nun aus 10 Bögen (= 160 Seiten). Obwohl dadurch zum Druck auch 2 Ries (altes Papiermaß) gutes Schreibpapier mehr gebraucht wurden, so konnte doch der Herstellungspreis auf 5 Kreuzer wie bei der 1. Auflage belassen werden, sodaß auch die Käufer das Büchlein zum alten Preis haben konnten.

Am 17. Dezember 1715 macht Spitalprediger Gaupp dem Bürgermeister Mitteilung vom Eintreffen der bestellten 800 Gesangbücher. Der Buchdrucker hatte sogar noch ein Dutzend gratis mitgeliefert, um sich für den Auftrag erkenntlich zu zeigen. Das Binden und den Vertrieb übernahm wieder der hiesige Buchbinder Stohrer, wozu er von der Evang. Kasse auch wieder den Anschaffungsbetrag von 66 Gulden 40 Kreuzer vorgeschossen bekam. Aus der recht langsamen Rückzahlung des schuldigen Betrages können wir ersehen, daß bald die Abnahme nicht mehr so rasch erfolgte. Der Bedarf bei den Gemeindegliedern war demnach wohl größtenteils gedeckt. Erst Ende des Jahres 1722 hatte Stohrer seine Schuld ganz abgetragen.

Aber gleich am 17. Dezember 1722 wurde Stohrer wieder beim Rat vorstellig: Die Lieder-Auszüge seien nun ausgegangen und die Schulkinder hätten Mangel daran; da er jedoch die Mittel nicht habe, sie von sich aus neu drucken zu lassen, bitte er den Magistrat, den Neudruck zu veranlassen. Der Rat gab ihm aber auf sein Gesuch den Bescheid, daß die Ev. Kasse dazu derzeit nicht in der Lage sei. Er solle sich in Lindau selbst die nötigen Exemplare anschaffen, wo sie wohlfeil zu haben seien.

Nichtsdestoweniger wurden aber schon im nächsten Jahr, 1723, Verhandlungen über eine Neuauflage des Liederauszeuges angestellt. Ob man nun mit dem bisherigen Lindauer Druck nicht mehr zufrieden war oder mit dem dortigen Buchdrucker nicht einig werden konnte, jedenfalls sah man sich diesmal nach einem neuen Buchdrucker um. Man fand ihn in dem Ulmer Stadtbuchdrucker Elias Daniel Süß, dessen Angebot günstig ausgefallen war. Jedenfalls wurde er am 15. Dezember 1723 mit dem Druck der 3. Auflage des Biberacher Liederauszeuges beauftragt und erhielt dazu vom Magistrat das Privileg, daß er allein zum Druck berechtigt sei und, falls ein anderer widerrechtlich einen Nachdruck anstelle, man sich verpflichte, nur von ihm die Gesangbücher zu kaufen. Die Verhandlungen hatten somit ihren erfolgreichen Abschluß gefunden.

Aber aus den Akten geht nun ziemlich eindeutig hervor, daß der Druck der Neuauflage, wenigstens zu diesem Zeitpunkt, nicht erfolgte.

## Die (3.) Neuauflage von 1741

18 Jahre verstrichen, ohne daß die Neuauflage erschien. Im Jahre 1741 entschloß sich dann endlich Buchdrucker Süß, der immer noch im Besitz des Druckprivilegs war, „auf inständiges Anmahnen dero Buchbindern und Hr. Präceptoris Heißen“ die 3. Auflage vorzunehmen. Zuvor erkundigte sich Süß bei dem hiesigen Abendprediger Zell, ob nicht etwa Pläne für ein gänzlich neues Gesangbuch bestünden und ob man nicht „diese Auflage des Auszuges beliebter machen könne“. Er erhielt als Antwort, daß man sich nicht mit Plänen eines neuen Gesangbuches trage und dagegen die Neuauflage des Liederauszeuges mit 5 Liedern vermehren wolle. In dieser Form und in Höhe von 1500 Exemplaren führte Süß dann auch die 3. Auflage durch, allerdings auf eigene Rechnung. Von diesen 1500 Exemplaren konnte er bis zur Mitte des Jahres 1743 insgesamt 150 Stück um je 5 Kreuzer, dem alten Preis, nach Biberach verkaufen.

Auch von dieser 3. Auflage des „Nützlichen Auszugs einiger neuer Geistreicher Lieder“ ist leider kein Exemplar mehr vorhanden. Wir wüßten nicht einmal von ihrem Erscheinen, wenn nicht kurze Zeit später um sie ein Rechtsstreit zwischen Buchdrucker Süß und der Stadt Biberach entbrannt wäre. Im Jahre 1743 hatte man sich in Biberach nämlich nun doch entschlossen, ein gänzlich neues Gesangbuch herauszugeben. Das hatte zur Folge, daß Süß auf seinen restlichen 1350 Exemplaren der 3. Auflage sitzen blieb. Nun hatte man ihm zwar Verlag und Druck dieses neuen Gesangbuches angeboten, aber damit war Süß nicht zufrieden. Er berief sich auf sein Privileg von 1723, auf seine anlässlich der 3. Auflage im Jahr 1741 nach Biberach gerichteten Anfrage und die darauf erteilte Zusage, daß kein neues Gesangbuch geplant sei. Er könne den unverschuldeten Schaden, den ihm die übriggebliebenen 1350 Gesangbüchlein einbrächten, nicht tragen und bitte daher den Rat um Entschuldigung. Um seiner Eingabe Nachdruck zu verleihen, zog er sogar einen Ulmer Advokaten bei, der sich seines Falles annahm. Süß legte folgende Vorschläge vor: 1) entweder das neue Gesangbuch im selben Format wie den Auszug herzustellen, sodaß man diesen dem Gesangbuch als Anhang bebinden und in den gemeinsamen Index aufnehmen könnte, oder aber 2) ihm die restlichen 1350 Stück des Liederauszeuges wenigstens um den halben Preis, zu je 2 ½ Kreuzer, abzunehmen. Der Biberacher Rat entschloß sich zu letzterem Vorschlag, verstand sich aber nur auf 2 Kreuzer Entschädigung pro Stück, und das auch nur, um eine Härte zu vermeiden. Jegliche Verantwortung oder Schuld lehnte er ab mit der Begründung, Süß habe ohne ausdrücklichen Auftrag und auf eigenes Risiko eine derart hohe Auflage von 1500 Exemplaren unternommen. Aber wahrscheinlich hatte der Rat doch auch ein schlechtes Gewissen, ohne es einzugestehen, denn ganz unschuldig war er nicht. Buchdrucker Süß blieb nichts anderes übrig, als auf diesen Vermittlungsvorschlag einzugehen. Er übersandte am 8. Juni 1743 die restlichen 1350 Liederauszüge nach Biberach und erhielt dafür die vereinbarte Entschädigung von 2 Kreuzer pro Exemplar. Was hier mit diesen Büchlein angefangen wurde, ist unbekannt.

So endete also die beinahe 30jährige Geschichte der 3 Auflagen des Biberacher Liederauszeuges.

## Das „Neue Biberachische Gesang-Buch“ von 1743

Schon während des Streitfalles wegen der letzten Ausgabe des Liederauszeuges waren die Verhandlungen über ein neu herauszugebendes Biberacher Gesangbuch zu einem positiven Abschluß gekommen. Während der Biberacher Liederauszug nur als Ergänzung zu den mannigfachen anderen hier gebräuchlichen Gesangbüchern gedacht war, ist nun dieses „Neue Biberachische Gesang-Buch“, wie sein Titel lautete, das erste seiner Art, das mit vollem Recht den Anspruch eines selbständigen und umfassenden Gesangbuches der hiesigen Evang. Gemeinde erheben konnte.

Der Gedanke zur Herausgabe eines eigenen Gesangbuches tauchte zum erstenmal in der Sitzung des Scholarchats (Schulrates) am 14.1.1743 auf. Als Begründung wurde das Vorbild anderer evangelischer und gemischter Reichsstädte angegeben, die bereits ein solches eigenes Kirchengesangbuch herausgegeben hatten. Der eigentliche und tiefste Grund war aber wohl, wie er auch später im Vorwort zu diesem Gesangbuch genannt wird, „daß die mancherley Ausgaben der Bücher, so sie bey einer Gemeinde gebraucht werden wollen, nicht nur der lieben Jugend schädlich gewesen, sondern auch in öffentlicher Versammlung öfters Hinderung gemachet haben“. Das ist ohne weiteres einleuchtend, wenn wir an die vielerlei verschiedenen Gesangbücher denken, die vormalig hier von der Gemeinde nebeneinander benützt wurden. Dieser Vorschlag wurde dann auch sogleich bei der nächsten Ratssitzung vorgebracht und gutgeheißen. Der Entwurf und die Ausarbeitung des neuen Gesangbuches wurde dem hiesigen Ministerium (Pfarrerschaft) überlassen.

So leitete nun alsbald der damalige Spitalprediger Guthermann die nötigen Verhandlungen wegen des Druckes in die Wege. Zunächst holte er sich ein Angebot des Tübinger Buchdruckers Philipp Schramm ein. Dessen Antwort traf auch schon Ende Januar 1743 ein. Demnach scheinen die Verhandlungen sehr eilig geführt worden zu sein (als gewünschter Erscheinungstermin wird Pfingsten 1743 genannt). Das Angebot von Buchdrucker Schramm war aber preislich nicht günstig. Außerdem wird auch das recht umständlich verfaßte, von orthographischen Fehlern strotzende und stilistisch unmögliche Antwortschreiben von Schramm (das noch unter den Akten im Evang. Archiv zu finden ist) keinen günstigen Eindruck bei den hiesigen Verantwortlichen hinterlassen haben. Jedenfalls erhielt Schramm den Druckauftrag nicht. - Gleichzeitig hatte man auch Buchdrucker Süß in Ulm das Angebot zum Druck gemacht. Die bereits oben erwähnten Schwierigkeiten wegen des Liederauszeuges, die dieser aber verursachte, waren wohl der Grund, daß auch er nicht mit dem Druck beauftragt wurde.

So wurden zuletzt noch Verhandlungen mit dem Tübinger Buchdrucker Christian Gottfried Cotta angeknüpft, die dann endlich auch zum gewünschten Erfolg führten. Der Rat beschloß, „dem Herrn Spitalprediger Guthermann in Commissis zu geben, mit dem Buchdrucker Cotta, auf zweyerley Gesang-Bücher, und zwar 1000 Exemplar, nehmlich 500 mit grober, und 500 mit zarter Schrift, auch die Helfte auf Weiß - und die anderte Helfte auf ordinärj Truckpapier, das Stück per 12 Kreuzer aber mit einem Kupfer und dem Ort Biberach darunten, auch 24 Exemplarien gratis, zu tractieren“. Der Preis von 12 Kreuzern verstand sich wohl nur für den Druck, da das Papier dazu, welches der hiesige Papiermacher Wilhelm Dietrich herstellte, vom Rat auf eigene Rechnung zur Verfügung gestellt wurde. Daß neben gutem weißen Papier auch gewöhnliches und billiges graues Druckpapier verwendet wurde, sollte dem Zwecke dienen, daß auch die



Minderbemittelten zu einem wohlfeilen Gesangbuch kommen konnten. Die Gesangbücher mit großem Druck dagegen sollten den älteren Leuten mit schwachen Augen („blöden Gesichtern“) eine Erleichterung sein.

Im April 1743 lieferte der Papiermacher die ersten 16 Ballen Papier nach Tübingen. Doch kurze Zeit später traf von Cotta die Beschwerde ein, der Papiermacher habe ihm dreierlei Sorten Papier gesandt, was ihn sehr aufhalte. Aber trotzdem konnte er schon im Juli die ersten Probeexemplare des Gesangbuches hierher schicken, allerdings ohne den gewünschten Titelkupferstich. Dieser war nämlich nicht zufriedenstellend ausgefallen und mußte erst noch einmal von einem Augsburger Kupferstecher angefertigt werden. Diese erneute unliebsame Verzögerung veranlaßte den ev. Bürgermeister von Gaupp, im September persönlich bei Cotta in Tübingen vorstellig zu werden und ihn zur Eile zu mahnen. Sein Drängen scheint Erfolg gehabt zu haben; bald danach trafen die Gesangbücher ein, und schon am 9. November lag Cotta's Rechnung vor. Aus seiner Aufstellung der gelieferten Bücher geht nun allerdings hervor, daß das Gesangbuch in einer weit höheren Auflage als ursprünglich geplant gedruckt worden war. Allein 1743 hatte er schon vom großen und kleinen Druck insgesamt 2500 Exemplare geliefert, und im Herbst 1744 befanden sich immer noch 400 Stück in seinem Besitz. Demnach sind mindestens 3000 Gesangbücher gedruckt worden.

Gleich nach ihrem Eintreffen wurden die Gesangbücher ausgegeben. Der Verkaufspreis war folgendermaßen festgelegt worden: gewöhnliches Papier mit kleinem Druck 20 Kreuzer, mit großem Druck 22 Kr.; weißes Papier mit kleinem Druck 24 Kr., mit großem Druck 26 Kreuzer. Die ausbedungenen Freixemplare wurden unter die Ratsmitglieder und die Geistlichen „für gehabte viele Mühe“ unentgeltlich verteilt. Außerdem erhielt Spitalprediger Guthermann, der die Hauptarbeit bei der Zusammenstellung und Herausgabe des Gesangbuches übernommen hatte, „wegen seiner gehalten 14monatlichen Bemühung“ ein Honorar von 4 Dukaten bewilligt.

Anfangs scheinen die Gesangbücher raschen Absatz gefunden zu haben. Doch schon ein Jahr später nahm die Nachfrage ab. Der Grund war, daß die Pfarrer immer noch meistens die alten Lieder singen ließen, die auch in den alten Gesangbüchern zu finden waren. So wurden sie im November 1744 vom Rat nachdrücklich ermahnt, mehr neue Lieder singen zu lassen. Waren doch extra die neuen Lieder auch auf die Gesangtafeln angeschrieben worden, damit sie im Gottesdienst gesungen werden konnten. Da sich aber auch in der Folgezeit der Absatz nur schleppend hinzog, entschloß man sich im Dezember 1746 zur Senkung des Verkaufspreises und verlangte für die auf gewöhnliches Papier gedruckten nur noch 16 Kreuzer, für die auf weißes Papier gedruckten Gesangbücher 20 Kreuzer. Im August 1750 endlich wurde der Restbestand den Buchbindern Heinle und Nüßle gegen Bezahlung zum Verkauf überlassen. Bis dahin waren die Gesangbücher auf Rechnung des Rates verkauft worden.

Diese Gesangbuchausgabe ist uns nun glücklicherweise in einem Exemplar in Privatbesitz erhalten geblieben, von dem gegenwärtig eine Faksimileausgabe im Druck vorbereitet wird. So sind wir also genau über Aufmachung und Inhalt dieses Gesangbuches unterrichtet.

Das Format des Buches ist etwa 16 x 9 cm. Das sehr prächtige, in roter und schwarzer Schrift gedruckte Titelblatt trägt den umständlichen Titel: „Uebung der Gottseligkeit In Christlichen Liedern. Das ist: Neues Biberachisches Gesang-Buch Vor die Evangelische Gemeinde, Darinnen nicht allein die gewöhnliche alte Kirchen-Gesänge, sondern auch viele geistreiche neue Lieder enthalten. Allen Gottliebenden Seelen zu andächtigem Gebrauch so wohl inn- als ausser der Kirchen. Samt einem Gebet-Büchlein von täglichen Morgen-, Abend-, Buß-, Beicht-, Communion- und andern Gebeten, Auch der Paßions-Historia. Auf Verordnung einer Hoch-Edlen Evangelischen Obrigkeit daselbst. Tübingen, Gedruckt durch Christian Gottfried Cotta, 1743.“ Der vor dem Titelblatt eingebundene Kupferstich zeigt in drei Bildern übereinander oben eine Darstellung der Hl. Dreieinigkeit mit der Umschrift „Heilig, Heilig, Heilig ist Gott der Herr Zebaoth“, in der Mitte den harfspielenden König David vor einer Orgel sitzend mit der Aufschrift „Singet und spieltet dem Herrn in euren Herzen“ und unten eine Ansicht der Stadt Biberach mit dem Stadtwappen. Leider hat der Kupferstecher seinen Namen nicht genannt. Das Buch enthält einen Liedteil (ohne Notenbeigabe) von 744 und ein Register von 16 Seiten, dazu einen, beigebundenen Anhang mit Gebetsandachten und der Passionsgeschichte auf 84 Seiten. Der Druck ist klar und sauber, die verwendeten Lettern geben ein schönes Schriftbild.

Interessant ist der Liedbestand dieses Gesangbuches. Von den insgesamt 432 Liedern (davon zwei in einem „Anhang“ und eines unnummeriert am Schluß eingebunden) sind die meisten auch heute noch bekannt. Allein 362 von ihnen, also 5 Sechstel, stehen auch im jetzigen Evangelischen Kirchengesangbuch von 1953. Sie weichen nur durch Schreibweise, einzelne Worte oder durch größere Verszahl voneinander ab. Viele der bekannten evangelischen Liederdichter, wie etwa Martin Luther, Paul Gerhardt, Philipp Nicolai und andere, sind mit ihren Liedern vertreten, die seit jeher zum festen Bestand eines evangelischen Gesangbuchs gehören.

Über den Gesang im Gottesdienst in der damaligen Zeit soll noch gesagt werden, daß wohl kaum mehr als zwei Lieder von der Gemeinde gesungen wurden. Daneben wirkte jeweils auch der Schülerchor der Alumnen mit, der mehrstimmige Choralsätze vortrug. War so der gemeinsame Gesang auf nur wenige Lieder beschränkt, so sang man doch von diesen Liedern meistens alle Verse, was bei der häufig recht stattlichen Verszahl einige Zeit in Anspruch nahm. Der Gesang durfte also nicht zu langsam sein. Das war der Grund, daß sich einmal die Pfarrer über zu schleppendes Singen im Gottesdienst beklagten. Es könnten daher leider nicht mehr so viele Verse gesungen werden, und vor allem müßten dadurch manchmal gerade solche Liederverse weggelassen werden, auf die sie vom Inhalt ihrer Predigt her besonderen Wert gelegt hätten. Sie wünschten deshalb einen „hurtigern und munterern Gesang“. Aber trotz all dieser anfänglichen Schwierigkeiten scheint sich das neue Gesangbuch dann doch verhältnismäßig rasch eingebürgert zu haben.

## Zwischenverhandlungen 1752 - 1755

Neun Jahre nach ihrem Erscheinen war die 1. Auflage dieses Biberacher Gesangbuches, besonders die vom kleineren Format, vergriffen. Dies zeigten die beiden Buchbinder Heinle und Nüßle, die den Verkauf der Bücher übernommen hatten, am 7. August 1752 dem Evangelischen Magistrat an und baten, eine Neuauflage zu veranlassen. Obwohl die Buchbinder sich bereit erklärten, den Verlag selbst zu übernehmen, wurde es doch für besser befunden, einen auswärtigen Verleger damit zu betrauen. Die hiesige Evangelische Kasse, der es immer an Geld fehlte, sollte dadurch aller Unkosten entoben werden, hatte sie doch bei den bisherigen Gesangbüchern immer kräftig Kapital vorschieben müssen. So wandte man sich an den Ulmer Buchdrucker Wagner mit dem Angebot, den Verlag der geplanten Neuauflage zu übernehmen, wofür man ihm auf 10 Jahre das Privileg zum Druck gewähren wolle.

Der Gedanke wurde in der nächsten Sitzung des Scholarchats am 10. August aufgegriffen und gutgeheißen, zugleich aber betonte der Schulrat mit Nachdruck, der Drucker solle gutes Papier und saubere Lettern verwenden, auf pünktliche Druckfehlerkorrektur achten und dafür Sorge tragen, daß der Preis für die Bücher nicht zu teuer werde. Den Inhalt des Gesangbuches selbst betreffend wurde für gut befunden, einige Lieder auszulassen, die fremd geblieben waren und nie gesungen wurden, und dafür den Gebetsanhang um einige Gebete zu bereichern.

Wiewohl somit alles für die Neuauflage in die Wege geleitet war, kam der Plan nicht zur Ausführung. Wahrscheinlich waren sich die maßgeblichen Herren doch noch nicht ganz klar, was sie eigentlich wollten. Als nämlich am 15. März 1753 der Buchdrucker Wagner seine Bereitschaft mitteilte, 1000 Stück des Gesangbuches auf seine Kosten drucken zu lassen, änderte der Rat seine Pläne und überließ Verlag und Druck doch den hiesigen Buchbindern, denen er zugleich auch das Druckprivileg erteilte.

Aber auch diese Abmachungen führten nicht zum gewünschten Erfolg. Woran sie scheiterten, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls tauchte im August 1753 ein neuer Gedanke auf. Der hiesige Vikar Hauff schlug nämlich vor, hier in Biberach das württembergische Gesangbuch, eventuell mit einigen kleinen Veränderungen, einzuführen. Der Rat konnte sich allerdings mit dem Gedanken nicht recht befreunden und schob die Entscheidung auf. Als dann im Frühjahr 1754 dieser Plan erneut vorgebracht wurde, nun allerdings in der Form, das Titelblatt des württembergischen Gesangbuches für die Biberacher Verhältnisse abzuändern, da entschloß sich der Rat dann doch zu einem Nein. Man wollte offenbar die Errungenschaft eines eigenen Biberacher Gesangbuches trotz aller Schwierigkeiten doch nicht mehr so sang- und klanglos preisgeben.

Inzwischen machte sich aber der Mangel an Gesangbüchern immer bemerkbarer. So wurde am 18. August 1755 der Buchbinder Heinle erneut beim Magistrat vorstellig mit der Mitteilung, daß die Leute Gesangbücher verlangen, besonders vom kleineren Format. Er bat darum, ihm eine Neuauflage auf eigene Kosten zu gestatten. Der Rat genehmigte seine Eingabe und übertrug ihm auf sechs Jahre den Verlag. Schon im folgenden Monat, am 24. September 1755, traf ein Schreiben des Ravensburger Buchdruckers Johann Michael Späth ein, in dem er seinen Entschluß mitteilte, den Druck des Biberacher Gesangbuches zu übernehmen. Wahrscheinlich war Buchbinder Heinle an ihn mit diesem Auftrag herantreteten. Allerdings stellte Späth verschiedene Bedingungen: 1) wollte er gerne seine Werkstatt nach Biberach verlegen und dort das Bürgerrecht erhalten, und 2) bat er daher für die Neueinrichtung seiner Druckerei in Biberach um ein Anleihen von 200 fl. aus der Evangelischen Kasse. Das war dem Rat denn doch zu viel verlangt, und so schlug er das Ansinnen Späths aus. Damit waren allerdings die Verhandlungen erneut auf einem toten Punkt angelangt. Die Neuauflage unterblieb, und es wurde nun für einige Jahre still um das Gesangbuch. Wie inzwischen dem Mangel abgeholfen wurde, ist nicht ersichtlich. Vielleicht erfolgte irgendwann einmal ein Nachdruck der Gesangbuchausgabe von 1743, was aber kaum anzunehmen ist; jedenfalls kam es zu keiner regulären Neuauflage.

Fortsetzung in Nr. 3

## Michel Buck als volkstümlicher Erzähler

Von Ewald Gruber, Saulgau

Der 150. Geburtstag des Dr. Michael Richard Buck aus Ertingen wurde im vergangenen Jahr in diesen Blättern gefeiert. Der Mundartdichter Michel Buck ist auch heute noch im Oberland bekannt und beliebt; der Erzähler dagegen ist vergessen. Erst 1974 wurden die verstreut gedruckten und z. T. noch unveröffentlichten Texte von Walter Bleicher in einem Band seiner Schriftenreihe „Schwäbische Kunde“ gesammelt; nach dieser Ausgabe wird im folgenden der Umfang der Prosastücke angegeben.

Michel Bucks erster epischer Versuch ist nur durch einen Brief aus dem Jahr 1856 belegt: „Biographie eines Studio“, im Stil Abrahams a Santa Claras geschrieben; der Text ist verschollen. Der Autor begann die Erzählung als Schüler im Konvikt in Ehingen und arbeitete daran noch in seiner Tübinger Studenzeit. Es ist nicht ohne Reiz, diese Arbeit hypothetisch zu rekonstruieren. An stofflichen Anregungen für eine Schülersgeschichte fehlte es dem jungen Michel Buck sicher nicht. In den Kindheitserinnerungen berichtete er später von seinem beschwerlichen Weg zu höherer Bildung und von mancherlei Schwierigkeiten des Bauernjungen, aus dem Dorf heraus und in die Welt hineinzufinden. Im Ehinger Konvikt entdeckte er seine Neigung zu Geschichte und Volkskunde. Als Primaner versuchte er sich mit jungenhaftem Enthusiasmus in Forschungen auf eigene Faust, deren Ergebnisse er dem Riedlinger Altertumsverein 1851 vorlegte: „Glauben Sie mir, für die göttliche Wissenschaft opfere ich, was in meinen Kräften steht; ich will für die Wissenschaft leben, ich will mit derselben feurigen Liebe für sie sterben... Besonders aber ist es die altdeutsche Literatur, und was mit ihr in Verbindung steht, was ich zum Gegenstande meines Forschens, meines, wenn ich ohne Schmeichelei so sagen darf, unermüdeten Eifers gemacht habe“. Es ist also nicht verwunderlich, daß er seinem dichterischen Versuch ein historisches Sprachgewand gab. Sensibilität für den Zauber altertümlicher Sprache bewies er später als Sprachforscher und in seinen Mundartgedichten, die eine Vorliebe gerade für das Altertümliche am Dialekt verraten; seine historischen Erzählungen freilich wurden, wie wir gleich sehen werden, durch solche antiquarischen und volkskundlichen Interessen verdorben. Die wahrscheinlich mißlungene und vom Autor selber in den Papierkorb beförderte früheste Erzählung zeigt uns in Umrissen den späteren Michel Buck, den reich Begabten, und seinen Drang zu vielfältiger produktiver Tätigkeit; das leidenschaftliche Versprechen des Jünglings, das wir zitierten, löste der Mann ein.

Die erhaltenen erzählenden Schriften Michel Bucks lassen sich in zwei Gruppen einteilen: historische Erzählungen und Dorfgeschichten. Da die Texte schwer zugänglich sind, werden wir einige Passagen als Stilproben zitieren.

Die erste abgeschlossene Erzählung „Maria Eva“ (23 S.) wurde 1864 in der „Illustrierten Dorfzeitung“ des Lahrer hinkenden Boten veröffentlicht, eines bekannten und traditionsreichen Verlages für Volkskalender. Die Geschichte spielt, nicht genau datiert, aber wohl im 18. Jahrhundert zu denken, im Kloster Heiligkreuzthal und dessen Grundherrschaft - gemeint ist Heiligkreuzthal und Umgebung. Erzählt wird vom Leben einer Gänsemagd, der unehelichen Tochter der bettelarmen Grethe, die als Kräuter- und Latwergenweib mühsam ihren Lebensunterhalt verdient.

Die Äbtissin von Heiligenthal und ihr Vetter, Obervogt des Klosters, begegnen bei einer Kutschfahrt der Heldin: „Unter der Linde vor dem Dorf am Bachbord saß, die frierenden Hände in die reistene Schürze gewickelt, ein junges, hübsches Mädchen, die Aselfinger Gansherde hütend. Die Äbtissin, eine Freundin der Idylle, machte den Obervogt auf das reizende Bild aufmerksam, der seinerseits als ein feiner Kenner der weiblichen Vollkommenheiten von der Grazie dieses Hirtenmädchens überrascht war. Die Äbtissin ließ in der Empfindsamkeit ihres Herzens den Wagen halten, winkte dem Mädchen heranzukommen, um es über seine Verhältnisse auszufragen. Als das Mädchen von Schamröte übergossen vor die Herrschaften trat und zu ihren mächtigen Gebietern nicht aufzuschauen traute, das armselig gekleidete Kind mit den feinen Zügen, den großen Augen, den frischen Wangen und dem verständigen Wesen, da waren die Äbtissin und der Obervogt gleich sehr von der Lieblichkeit dieser Gestalt gerührt, freilich daß den alten Herrn ein gewisses Etwas durchschauerte, was ihm im Augenblick selbst nicht klar war, was er vielleicht vor 4 Jahrzehnten besser im Gedächtnis hatte.“

Die Äbtissin läßt Maria Eva ins Kloster kommen und will für ihre Zukunft sorgen. Dieses Glück der Gänsemagd weckt aber bedrohliche Leidenschaften: den Neid der Dorfbewohner, und zwar der bauernstolzen Besitzenden gegen die Habenichtse, die aus ihrem dienenden Stand aufsteigen wollen; sodann die geile Begierde des Obervogts, der das Mädchen bald mit Anträgen belästigt. Das Gemunkel, die Latwergerechtheit sei eine Hexe, lebt im Dorf wieder auf. Am schärfsten hetzt der reichste Bauer, dessen Motive der Erzähler mit satirischem Witz und unachtsichtig aufdeckt; dabei malt er mit dick aufgetragenem ungemischtem Farben wie jeder Moralist.

„Der Bachsepper welcher also wütete, hatte aber einen Hanfacker beim Häuschen des Latwergenweibes, und die Paar Hennen des armen Weibes hatten ihm in zehn Jahren mindestens schon zehn Hände voll Hanfsamen gefressen. Das würde ihn nun zwar nicht so geärgert haben, wenn die Hennen nur wenigstens seine Giftbeize gefressen hätten oder seinem Pflugstecken regelrecht in den Wurf gestanden wären, aber auch das taten sie nicht. Des Seppers Bethe war zudem ein grundhäßliches Ding und dabei ebenso eitel wie dumm. Zwar konnte der Sepper nicht viel dafür, daß Bethe sein eigenes Conterfei darstellte, daß das gute Bethle mit den klugen Zwerchaugen auch noch der Mutter nachschlug, von der man sagte, daß Aselfingen seit ihrem Dortsein keinen Vogel mehr gesehen habe, daß dieses Bethle weinte, wenn es lachen, und näselt, wenn es mit den Lippen sprechen wollte, daß es mehr soliden Knochen als Mark am Haupt besaß und nach dem Vater der Ziegen roch, auch wenn es wochenlang nicht in den Stall gekommen war. Wo sollte jetzt Seppers Zorn hinaus? Etwa an unserm Herrgott? Der konnte ihm beim geringsten Muckser die Felder verhageln, oder über den Beizebock? Der konnte ihn beim nächsten besten Fluch beim Wort nehmen und dann wär's mit Sepper's irdischer Laufbahn am Ende gewesen, also mußte der Zorn über das arme Latwergenweib und Marie-Ev hinaus, der Zorn des Bachseppers und aller übrigen Bauern Aselfingens, in allen Farbenschattierungen vom Gelbgrünen bis in's Aschengraue!“

Der Obervogt stellt, wie gesagt, der hübschen Unschuld vom Land nach und wird abgewiesen. Die Niederlage treibt ihn zu einer ganz unadeligen Schurkerei. Er verschafft sich Zutritt zu Maria Evs Zelle, versteckt dort, verführt durch die günstige Gelegenheit, seine Uhrkette und bezichtigt sie des Diebstahls, den man ihr wegen ihrer Herkunft auch sofort zutraut. Angesichts des scheinbar unwiderleglichen Indizienbeweises läßt die Äbtissin ihren Schützling fallen; im Diebsturm hat der Obervogt sein Opfer ganz in der Gewalt. Inzwischen wurde die Grethe als Hexe gefangengesetzt. Michel Buck schildert ausführlich die Prozedur eines Hexenprozesses, offensichtlich nach Akten. In der Absicht, aufklärend und belehrend zu wirken, legt er die Wurzeln bloß, aus denen der Wahwitz aufwächst: Aberglauben und Dummheit - das alte Weib, im Gefängnis kahlgeschoren und verwahrlost, sieht schon aus wie des Teufels Großmutter und muß deshalb eine Hexe sein; bäuerliches Vorurteil gegen die Besitz- und Landlosen - wer nichts hat, kann ja nur auf krummen Wegen zu etwas kommen; Wichtigtuerei fragwürdiger Zeugen und lüsterne Sensationsgier - das Vorleben der Malefikantin und der Verdacht auf Teufelsbuhlschaft werden mit „amtlicher Schamlosigkeit“ in allen Einzelheiten untersucht, und „dieses Kapitel war namentlich für die geladenen Herren und Damen die Quintessenz des ganzen Prozesses“. Dabei erfährt man auch, daß die Grethe den Vater ihres Kindes nicht heiraten konnte, weil er nur ein Tagelöhner war, den die Bauern nicht in die Gemeinde aufnehmen, denn „die armen Leute könnten nichts als Kinder hersetzen, welche die Bauern verhalten müßten“. Um das zu verhindern, wurde der arme Kerl „an den Kaiser verkauft“, als die Gemeinde einen Soldaten stellen mußte. Auch der Pfarrer beteiligt sich an der Diskriminierung der unehelichen Kinder und taufte sie durch die Bank Adam oder Eva.

Michel Buck führt die böse Geschichte zum halbwegs guten Ende. Der Klostersgärtner hat den Obervogt beobachtet, als er das Corpus delicti unters Kopfkissen der Maria Eva praktizierte, aus Angst aber geschwiegen. Das Entsetzen über die Folgen öffnet ihm den Mund, und er berichtet der Äbtissin, die sofort und resolut handelt. Sie geht zum Diebsturm und verhindert gerade noch die Vergewaltigung der Maria Eva. Der Obervogt erhängt sich, sein schurkischer Helfershelfer bricht sich beim Sturz über die Treppe den Hals; die arme Grethe allerdings ist an den Mißhandlungen der Folter gestorben. Für Maria Eva findet sich ein erledigter Lehenhof und dazu ein braver Bauernjunge als Ehemann, „und so verlebte sie, in Not und Elend groß geworden, noch manche Jahre im Frieden und der Wohlhabenheit einer glücklichen Bauernfamilie“.

„Der Schalmeier von Wald“ (32 S.) erschien 1878 in der „Kölner Volkszeitung“, wenig später in einer Buchreihe mit volkstümlichem Lesestoff, sogar in einer zweiten Auflage. Die Geschichte spielt in den Dörfern um das Pfrunger Ried zur Zeit des Bauernkrieges. Der Schalmeier Hans Rosental ist ein ehemaliger Landsknecht, der jetzt als Holzhauer und Dorfmusikant sein Brot verdient. Er logiert bei einer Dorfarmen, der Krämer-Madlein, die als Hexe verdächtigt und vor Gericht gestellt wird. Der Haupthetzer, ein liederlich wirtschaftender Bauer, der sich auch als Auführer auszeichnet, hat wieder niedere persönliche Motive; er sucht einen Sündenbock für den Krebsgang seines Hauswesens; außerdem hat er vor Jahren die Madlein verführt, ihr Kind ermordet und einen Meineid geschworen. Mittlerweile bricht der Bauernaufstand los. Der Graf von Königsegg bestellt Hans zum Schloßhauptmann und betraut ihn mit der Anwerbung von Schweizer Söldnern. Dabei findet Hans seinen Sohn Hänslin wieder, der als Kind bei der Plünderung eines Landsknechtslagers in die Hände der Eidgenossen gefallen war. Nach dem Sieg über die Bauern und dem Strafgericht, das nur für die Rädelsführer hart ausfällt, werden die treuen Helfer von ihrem Herrn großzügig belohnt. Der Prozeß gegen Madlein wird niedergeschlagen, die Doppelhochzeit von Vater und Sohn bildet den glücklichen Abschluß.

Das Interesse des Autors gilt nicht der Handlung oder den Charakteren; sie sind nur Anlaß und Personenstaffage für eine kulturgeschichtliche Zustandsschilderung. So setzt die Erzählung ein mit folgender Beschreibung: „Vor drei Jahrhunderten war die Gegend (das Pfrunger Ried) noch unzugänglicher als heute. Ein schwankender, pflützenreicher Moorgrund reichte bis dicht zu dem am flachen südlichen Fuße der Königsegg liegenden Dörfe Riedhausen, welches damals durch einen hohen geflochtenen Zaun mit vier Fallgattern eingeschlossen war. Die niederen Bauernhütten mit ihren an allen vier Seiten weit herabreichenden Strohwalmen waren vom Rauch, den noch kein Schlot ins Freie führte, stark gebräunt. Auf den Firsten ragte die charakteristische Strohbürste kammförmig empor. Langarmige Galgbrunnen mit Schöpfeimern am vordem, mit schweren Klötzen an dem hinteren Ende des Rahbalkens standen in den Höfen. Jedes Anwesen war wieder für sich eingezäunt. Hinter Zäunen und Gehegen winkte der Segen zahlreicher Obstbäume. In der Mitte des Fleckens stand ein größeres zweistöckiges Gebäude. Der Reif, welcher an einer Stange ausgesteckt war, deutete an, daß hier das Wirtshaus sei.“

Dann erleben wir zechende Bauern, wiederum Anlaß zur Darstellung der materiellen und geistigen Kultur auf dem Land: Essen und Trinken, Kleidung, Geselligkeit, Liedgut und andere Überlieferungen. Aus den Gesprächen erfährt man mancherlei über Rechtsverhältnisse und wirtschaftliche Lage der bäuerlichen Bevölkerung und über ihre Unzufriedenheit. Nur die religiöse Bewegung der Zeit und ihr Zusammenhang mit den sozialen Forderungen der Bauern werden nur nebenbei erwähnt, so daß das Geschichtsbild positivistisch oberflächlich bleibt. Die vorrevolutionäre Situation wird noch deutlicher erkennbar, als herrschaftliche Jäger einkehren und feindselig empfangen werden; wegen einer Kleinigkeit kommt es zum Streit. „Der arme Mann braucht sich nicht alles gefallen zu lassen“, das ist die aufmüppige Stimmung. In anderen Zusammenhängen kommen Landsknechtssitten, Kriegswesen und anderes mehr zur Sprache.

Wie in „Maria Eva“ wird eine Hexenverfolgung ausführlich geschildert: die magischen Praktiken beim Einfangen der Hexe, die Plünderung und Zerstörung ihres Hauses durch den Mob, Verlauf des Prozesses, soziale Hintergründe. Michel Buck schildert exakt die Eskalation vom ersten Auftauchen geflüsterter, dann offener übler Nachrede über gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Boykott bis zu Gewalttätigkeit, die sich wieder in mehreren Stufen steigert: böser, drohende Reden zuerst, dann heimliche und offene Gewalt gegen Sachen, schließlich tätlicher Angriff auf die Person, Bluthier und Bereitschaft zum Lynchmord. Wir erfahren, wie die Biederleute im Dorf eingeschüchert werden und sich vor dem von primitiven Instinkten beherrschten Pöbel ducken, wie auch besonnene und ruhige Leute allmählich von der Hexenfurcht angesteckt werden und sogar die aufgeklärte Herrschaft dem Druck der Straße nachgeben muß. Michel Buck hatte einen scharfen analytischen Blick für die Mechanismen des kollektiven Verhaltens, das Ineinandergreifen von Angst, Aggressivität und materiellen Interessen. Seine Beschreibungen solcher Vorgänge entwerfen Modelle der Massenpsychologie, die auf Pogrome jeder Art übertragbar sind. Es ist bedauerlich, daß es ihm nicht gelang, diese Problematik klar umrissen darzustellen; der Erkenntniswert bleibt versteckt in vielerlei volkskundlichem Material und wird überlagert von Kolportagemotiven der Handlung.

In der dritten historischen Erzählung, „Der Freihof“ (65 S.), erst 1920 im „Oberländer“ aus dem Nachlaß veröffentlicht, wird ein dünner Handlungsfaden aus Heimat- und Familiengeschichte gesponnen; vielleicht ist die Erzählung nur ein belletristisch ausgeschmücktes Kapitel der „Ertinger Chronik“, die Michel Buck als Manuskript hinterließ. Der Maierhof oder Freihof in Ertingen war ein privilegiertes Buchauer Lehen, eine rechtsgeschichtlich interessante Besonderheit, die der Autor historisch getreu darstellt. Die Handlung setzt ein mit der Rückkehr des Freimaieresohnes Ulrich von einem Feldzug, an dem er sich in jugendlicher Abenteuerlust gegen den Willen des Vaters beteiligt hat. Der Alte verzeiht Ulrich nur halbherzig; fürs erste versöhnt ihn ein schönes Pferd, das Ulrich dem Vater schenkt und dem der Bauer nicht widerstehen kann. Ulrich emanzipiert sich auch in anderen Punkten von der väterlichen Autorität; er liebt die Tochter des Michele vom Bach, eines nicht ganz ebenbürtigen Bauern, mit dem der Freimaier zudem einen alten und von beiden Seiten ehrstüchtig gepflegten Streit um ein Stück Acker hat. Solchen Dorfhändeln steht Ulrich, durch Reisen gebildet, freier gegenüber, ebenso altem Aberglauben und festgefahrener Gewohnheiten, eingewurzelter und nie überprüfter Ansichten seines Vaters. Der ist ein stockkonservativer Patriarch und predigt unablässig von Zucht und Ordnung und Vätersitte. „Gehorsam und Zucht muß sein, unerbittlicher Gehorsam und wohl zu führende Zucht! Denn von dem Gesetz darf man nit abweichen und wenn gleich die Welt unterging. Ich halt es allezeit mit meinem Ahni selig, den Gott tröste, der oft gesprochen: Wer Zucht und Treu erhalten will, der muß also hart sein, daß er ehender sein eigen Kind äße, denn von seiner Pflicht eines Nagels breit abwicke!“ So starre Auffassungen werden von den Jungen belächelt.

Die Geschichte handelt also vom Generationsgegensatz und vom Leben mit Traditionen; daraus entstehen die Konflikte. Der Freimaier gerät in Widerspruch zu seinen Grundsätzen, weil er dem Zweitgeborenen, seinem Liebling Kunz, den väterlichen Hof zuschanzen will. Es kommt zu mancherlei Verwicklungen, die sich lösen, als ein kinderloser Vetter in Alleshäusern seinen Hof einem der Freimaieresöhne überlassen will, allerdings mit der Bedingung, daß der sich unter den zehn unversorgten Töchtern eines armen Verwandten eine Frau aussuche und mit übernehme. Kunz ist dazu bereit, denn unter zehn Mädchen werde wohl eine akzeptabel sein. Ulrich darf aber seine Liebste mit dem väterlichen Segen erst heiraten, als der Pfarrer den todkranken Michelesbauern dazu bringt, auf das umstrittene Grundstück zugunsten der Kirche zu verzichten.

Diese Geschichte wirft einiges Licht auf die Ansichten des Autors. Michel Buck war geschichtsbewußt; er respektierte Tradition und fühlte sich ihr verpflichtet. Mit einem Teil seines Wesens war er Geschichtsromantiker, besonders wenn es um seine Lieblingsidee des fest im heimatlichen Boden verwurzelten Bauernentums ging. So schreibt er in einem Brief über die Freihof-Erzählung:

„Das Ding ist mir so recht aus dem Herzen geschrieben, denn ich bin eigentlich der freilich gegenstandslose Verfechter der alten Zeit. So ist's mir da drin, so hätte ich mir die Zeit gewünscht, daß die Landwirtschaft, der Bauer das Fundament des Staates geblieben, daß das unteilbare Erbe des Hofes und der Gemeinde das soziale Elend unserer Zeit verhütet hätte, daß männiglich Atz und Fraz genug gehabt hätte und ein geringer Überschub der Bevölkerung auf Abenteuer ausgegangen wäre, wie weiland. Das Gute des Mittelalters hätte ich mögen behalten, das Schlechte trug ja den Keim des eigenen Falls von jeher in sich, aber das Gute kam mit dem Bösen zu Fall. Die Zeit, in welcher die Histori spielt, ist wie dazu gemacht, von allem etwas schildern zu können.“ Aber er betrachtete die geschichtliche Bauernwelt, die er schildert, auch durchaus kritisch. Mit milder Ironie ist der alt väterliche Freimaier gezeichnet; harte Töne schlägt der Autor an, wenn er immer wieder die verhängnisvollen Auswirkungen von Aberglauben, engstirniger Vorurteile und krassem Materialismus vor Augen führt. Tradition ist ja ein Kraftstrom, der sich aus lebendigen Quellen der Vergangenheit speist, der Vorwärtsbewegung bewirkt und Neues schafft; Festhalten am Abgelebten und Nachahmung des Unzeitgemäßen darf sich rechtens nicht auf Tradition berufen.

Wir wenden uns nun der literaturgeschichtlichen Einordnung und einer zusammenfassenden Würdigung der besprochenen Erzählungen zu. Während seines Münchener Studienjahres 1856/57 knüpfte Michel Buck Beziehungen zur Münchener Dichterschule, die einen festen Freundeskreis, „Das Krokodil“ genannt, bildete. Emmanuel Geibel, Hermann Lingg, Felix Dahn, der junge Paul Heyse gehörten dazu. Sie alle waren künstlerisch der Klassik und Romantik, stofflich der Geschichte verpflichtet. Mitglied im „Krokodil“ war auch Viktor v. Scheffel, der durch seine Studentenlieder und den Roman „Ekkehard“ berühmt wurde. Mit ihm blieb Michel Buck lebenslang verbunden, und an Scheffels Vorbild orientierte er sich offensichtlich in seinen historischen Erzählungen. Wie dieser stellte er stammestümlich und landschaftlich gebundene geschichtliche Verhältnisse dar, was seiner eigenen starken Bindung an die Heimat entsprach.

Als Scheffel sich in Zürich um eine Professur bewarb, führte er als Qualifikation auch seinen Roman an: „Ich möchte das Werk einen strengen historischen Roman nennen, der in spielerischer Weise das Kultur- und Geistesleben einer längst verklungenen Epoche enthält und der, wenn man ihn des psychologischen Rahmens der Geschichte entkleiden wollte, sich mit Leichtigkeit in eine Reihe gelehrter Abhandlungen auflösen ließe.“ Das gilt auch von Michel Bucks Geschichtserzählungen. Er verarbeitete archivalische Quellen und rekonstruierte „die Zeit und ihren Geist“ nach der Forschungsliteratur, wie er einmal brieflich mitteilte. Die Handlung wird des öfteren so geführt, daß sich historisches und volkskundliches Material unterbringen läßt; z. B. werden Personen unnötigerweise und folgenlos krank, damit ein Bader mit medizinischem Volksglauben und Aberglauben auftreten kann, der Autor also Gelegenheit erhält, sein Spezialgebiet auszubreiten.

Mit Gustav Freytag und Scheffel ging Michel Buck in seinen historischen Erzählungen in eine frühe Zeit zurück und suchte die Ahnen, die Grundlagen der Gegenwart. Scheffels romantische Perspektive, die „zur Herstellung fröhlich-unbefangener, von Poesie verklärter Anschauung der Dinge“ verhelfen sollte, wurde aber bei Michel Buck von neueren Strömungen überlagert: von liberalen Ansichten, die den Leser in größere Distanz zum dargestellten Aberglauben und Hexenwahn, überhaupt zum Geschichtlichen setzen; sodann vom Positivismus und seiner stofflichen Sammlerfreude, die eine Parallele in der Museumskultur der Zeit hat und die sich auch in Felix Dahns historisch-archäologischen Romanen und in Wilhelm Heinrich Riehls kulturhistorischen Erzählungen

findet. Mit Riehl zumal hat Michel Buck das volkskundliche Interesse gemeinsam; er dürfte dessen verbreitete Schriften gekannt haben. Riehls Überzeugung: „Nichts spricht unmittelbarer zum Herzen des Volkes, als die Kunde vom Volk, nichts belebt dem Unkundigen die geschichtliche Zeichnung anmutiger als das ethnographische Kolorit“, hätte Buck sicher unterschrieben.

Scheffel gab seinem „Ekkehard“ einen umfangreichen gelehrten Anmerkungsapparat bei; Michel Bucks Erzählprosa ist nicht nur der Geschichtsschreibung angenähert, sondern wird zur Sammlung von Quellentexten, die er seitenweise zitiert und sogar seinen Personen in den Mund legt; sie sprechen in einem Stil, in dem die Schreiber Urkunden aufsetzten. Da der epische Bericht aus der Perspektive des Autors in gutem modernen Schriftdeutsch abgefaßt ist, stolpert man dauernd über Stilbrüche, was die Lektüre recht mühselig macht. Eklatant ist der stilistische Unterschied zu Michel Bucks Dorfgeschichten und vor allem zu seinen lebendigen, farbigen Briefen. „Buck verfügt zwar durchaus über dichterische Einfälle“, behauptet H. E. Schramm in seinem materialreichen Buch über Michel Buck als Mundartdichter. „es gelingt ihm jedoch nicht, diese in gleichem Maße zu gestalten wie jene Partien, die auf geschichtlichen Quellen fußen.“ Das Gegenteil ist richtig: die dokumentarischen Teile sind überhaupt nicht gestaltet, sondern erzählerisch ungeschickt einmontiert.

Man kann Michel Bucks Geschichtserzählungen als Ergänzung und Nebenprodukt seiner volkskundlichen Forschung bezeichnen; als Erzählungen sind sie mit diesem Argument nicht zu rechtfertigen. Er wollte nicht nur Zeitbilder zur Veranschaulichung seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse entwerfen, sondern Geschichte als Lebens- und Tätigkeitsfeld einzelner Menschen schildern, die Darstellung ihres Wirkens und Leidens als exemplarische Beispiele allgemeiner menschlichen Schicksals in der bürgerlichen Welt gestalten. Und er wollte belehren, Geschichtsbewußtsein vermitteln, den Bauern über seine Herkunft aufklären, ihm Fehler und Schwächen im Spiegel der Vergangenheit vorweisen. Einige seiner Figuren, so teilte er einmal mit, seien „eigentlich Bauern unseres Jahrhunderts“. Die Botschaft seiner Geschichtserzählungen richtete sich an die eigene Zeit, und die Absicht, die er verfolgte, dürfte etwa mit Gottfried Kellers Wort zu umschreiben sein: „Ich (halte es) für Pflicht eines Poeten, nicht nur die Vorgänge zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können, ja, so seien sie und so gehe es zu“.

Michel Buck wollte volkstümliche Erzählliteratur schaffen - höher zielte sein Ehrgeiz nicht -, und als solche sind seine Prosaarbeiten auch zu beurteilen. Dabei ist die sprachliche Formung, von der die Rede war, ein entscheidendes Kriterium. Auch andere Schwächen braucht man nicht beckmesserisch mit der Lupe zu suchen. Die äußere und innere Handlung ist z. B. im „Schalmeier“ nur dürftig motiviert; „Maria Eva“ erhält Spannung durch das Kolportagemotiv der verfolgten Unschuld und deren Rettung und Triumph in allerletzter Minute. Michel Buck versuchte, der Literaturmode der Zeit folgend, gemüht, rührend und moralisch befriedigend zu schreiben; deshalb verfiel er wohl auf sentimentale Marlitt-Schlüsse mit Hochzeiten und Doppelhochzeiten. Sehen wir genauer hin, wie die Paare zusammenkommen, so erscheint das Happy End realistischer. Auf Bettelsack und Liebe gründet Michel Buck keinen Ehestand; das Glück ist immer materiell durch Haus und Hof gut abgesichert. Wer seine Mundartgedichte kennt, ist überrascht, wie wenig Beachtung der Erzähler der Natur schenkt. Man trifft da und dort auf hübsche Landschaftsbilder, aber nur als Ein- und Überleitungen. Die gelungensten Partien sind solche, in denen Michel Bucks Humor aufblüht in beschaulicher Betrachtung einfacher und bescheidener Dinge, im duldsamen Schmunzeln über kleine Schwächen und Unzulänglichkeiten. Sein Humor kann aber auch grimmig werden und umschlagen in die Empörung des Idealisten, dessen Glauben an das Gute erschüttert wird.

Pauschalurteile wären falsch. Zwar bleiben manche Charaktere unlebendig oder werden unglaublich überzeichnet; aber es gelingt Michel Buck auch immer wieder, mit wenigen Strichen plastische Typen zu zeichnen: hartköpfige Bauern und rase Weiber, die er nicht zu erfinden brauchte, sondern auf dem Dorf beobachten konnte. Er kann auch psychologisch differenzieren. So ist z. B. der Obervogt in „Maria Eva“ nicht einfach ein Wüstling. Er war in jungen Jahren ein galanter Kavalier, er ist kinderlos, an eine zänkische, runzelreiche Gemahlin gekettet und versauert auf dem Land. Er kämpft gegen seine wachsende Leidenschaft an und verstrickt sich in einander widerstrebenden Regungen: durch die Weigerung der Bauerndirne beleidigter Herrenstolz, Drang nach Selbstbestätigung als Mann in seinem vorgeschrittenen Alter hetzen ihn auf sein Ziel zu; Ehrgefühl, Gewissen und Angst, sich als verliebter alter Narr lächerlich zu machen, hemmen ihn. Deshalb benimmt er sich dem jungen Mädchen gegenüber bald zärtlich werbend, bald brutal und impulsiv gewalttätig.

Mit dem Problem kaum oder gar nicht bewältigter Stofffülle hatten auch andere Autoren des historisierenden Genres zu kämpfen. Michel Buck, ihnen an Gestaltungskraft unterlegen und vor allem wissenschaftlich orientiert, scheiterte daran. Erzählen ist die Entfaltung des Stofflichen zum Sinnhaften. Michel Buck gelang dies nur unvollkommen und nur in einzelnen Partien; er bewies als Geschichtserzähler zu wenig „anschauende Urteilskraft“, wie Goethe die besondere Fähigkeit nannte, die den Dichter ausmacht. Diese Feststellung mag Michel-Buck-Verehrern hart klingen; wir treffen sie auch nicht leichtfertig, wie unsere ausführliche Beweisführung zeigt. Man darf aber das Mißlungene getrost preisgeben, es bleibt an Michel Buck noch genug zu bewundern.

Michel Bucks historische Erzählungen sind sehr stark von einer anderen zu seiner Zeit populären Gattung beeinflusst: von der Dorfgeschichte, deren erfolgreichster Vertreter mit Massenaufgaben damals Berthold Auerbach war. Wie Auerbachs berühmtes „Barfüßle“ wird Maria Eva aus einer bettelarmen Gänsehirtin zur wohlhabenden Hofbäuerin. Die volkspädagogische Tendenz rückt Michel Bucks bisher besprochene Prosaarbeiten in die Nähe der Dorfgeschichte, außerdem die Publikationsweise, die zeigt, daß er breite Leserschichten ansprechen wollte, vor allem aber die Grundstruktur der Geschichten, die Auerbach folgendermaßen beschreibt: „Die Poesie, die sich dem Leben anschließt, hebt notwendig Charaktere aus der sogenannten Masse heraus, sie als Typen, aber mit individuellem Leben betrachtend... Der Chor wird aufgelöst in einzelne Stimmen oder gar als Chor zum Helden gewählt“.

Geschichtserzählung und Dorfgeschichte, die im literarischen Leben damals nicht zufällig eine wichtige Rolle spielten, suchten literarische Lösungen für wirtschaftliche und gesellschaftliche Probleme der Zeit. In den Kindheitserinnerungen Michel Bucks findet sich eine aufschlußreiche Passage, die Berufsberatung seines Vaters für den Sohn: „Ein Ackersmann, das ist dein Beruf. Er ist der fürnehmste und älteste von allen, Gott hat ihn selbst eingesetzt und außer ihm kein Handwerk mehr in eigener Person. Der Bauer ißt allein ehrlich Brot, erzeugt von der Arbeit der eigenen Hände; die andern gewinnen es alle auf krummen Wegen... Der Mensch ist zum Bauer erschaffen. Wer arbeitet und immer arbeitet, der braucht nicht zu darben, der hat seinen Lebensunterhalt alle Zeit. Man kann nicht mehr als gerade genug essen und trinken; was darüber geht, ist vom Übel... Man braucht's nicht so kommod auf der Welt, wie die immer predigen, die uns ihre Waren anhenken, ihre unsoliden, verfälschten, von armen Hungerleidern um elenden Lohn erzeugten Waren. Sie wollen nur durch Handel Profit machen, und dieses Zwischenhandeln ist ein unehrlich Handwerk.“ Dies ist kein Exzeß des Bauernstolzes, sondern die ziemlich exakte Beschreibung der wirtschaftlichen Grundlagen des Dorflebens und des durch sie geprägten Bewußtseins in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Landwirtschaft und Handwerk bestimmten die Lebensgestaltung des größten Teils der Bevölkerung und prägten die Gesellschaftsstruktur. Die Landwirtschaft hatte zwar einige Krisen zu bestehen, im Ganzen entwickelte sie sich doch aufwärts; notwendige Veränderungen der Wirtschaftsweise vollzogen sich langsam und ließen Zeit zur Anpassung. Diese Verhältnisse lieferten die Farben für die Bilder eines friedlichen, bescheidenen aber auskömmlichen dörflichen Lebens, die wir in der Literatur finden, eines Lebens, das sich stets gleich blieb wie die natürlichen Abläufe der Tag- und Jahreszeiten.

In der zweiten Jahrhunderthälfte geriet das Bauerntum durch Industrialisierung und Ausweitung des Welthandels in eine ökonomische Dauerkrise. In Wechselwirkung mit wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen breitete sich eine materialistische Grundhaltung in allen Lebensbereichen aus und ließ Konflikte aufbrechen, um deren Bewältigung auch die Literatur rang. Vor diesem Hintergrund ist die Dorfgeschichte eine Flucht in die Idylle, Ausdruck einer an der vergoldeten Vergangenheit orientierten Utopie einer Lebensordnung, die Sicherheit verbürgte; sie ist auch Flucht in eine politische Utopie des Ausgleichs der sozialen Spannungen in der Gemeinsamkeit und Geborgenheit einer dörflichen Kleinwelt; deshalb verurteilt der Bauernsohn Michel Buck in seiner Bauernkriegserzählung die rebellierenden armen Leute und ergeht überraschenderweise die Partei der Herren, die er patriarchalisch gerecht und fürsorglich darstellt. Im Geschichtlichen suchte man - als Gegensatz zur eigenen Zeit - das Ursprüngliche und Schlichte, sah in Tradition und Vätersitte die naturhafte und gottgewollte Ordnung.

Rückbindung des sittlichen Bewußtseins an das Volksmäßige und altes Herkommen lehrte auch die Dorfgeschichte, deren Michel Buck mehrere schrieb. Mit den 1870 in den „Schwäbischen Volkszeitung erschienenen Oberschwäbischen Dorfbildern“ (18 S.) brauchen wir uns nicht eingehend zu beschäftigen. Sie schöpfen aus dem Fundus von Selbsterlebtem und verdanken ihre Niederschrift zweifellos dem volkskundlichen Interesse des Autors. Das Vaterhaus wird als Beispiel eines alten Bauernhauses ausführlich beschrieben; der alte Haustyp verschwand allmählich, und niemand dachte damals an Denkmalschutz und museale Erhaltung. Ein Abschnitt ist den alten Trachten gewidmet. Die Berichte über Familienleben und Kindheitserlebnisse sind Einzelszenen ohne Handlungsgerüst, in der Erzählweise allerdings uneinheitlich: teils spricht der Autor von sich in der ersten Person, teils in der dritten als dem kleinen Michel. Er war sich offenbar noch nicht schlüssig, ob er seine Erinnerungen als autobiographischen Bericht festhalten oder als volkskundliche Quelle auswerten wollte. Der Inhalt findet sich zum größten Teil wieder in den Kindheitserinnerungen, die in der Erstausgabe der „Bagenga“ von 1892 als „Vorwort. Eine Oberschwäbische Dorfgeschichte“ erschienen, und zwar vom Herausgeber nach verschiedenen Aufzeichnungen Michel Bucks bearbeitet. Die „Erinnerungen aus meiner Kindheit“, die Anton König 1920 unter Michel Bucks Namen herausgab und die seither wiederholt nachgedruckt wurden, bieten wieder einen anderen Text. Der gewissenhafte Philologe muß also feststellen, daß wir derzeit nicht genau wissen, was und wieviel von diesem kulturhistorisch hochinteressanten Buch aus der Feder Michel Bucks stammt; nur das Material ist mit Sicherheit sein geistiges Eigentum.

Eine echte Dorfgeschichte ist „Der Schneckenpeter“ (28 S.), 1879 im „Ulmer Tagblatt“ erschienen und 1920 im „Katholischen Sonntagsblatt“ erneut gedruckt. Schauplätze der Erzählung sind Hayingen, Indelhausen und Anhausen im Lautertal; die Zeit: um 1820. Der Titelheld gehört zu einer Familie von Kleinbauern, deren Mitglieder durch einen gewerblichen Nebenverdienst nicht nur zu Wohlstand, sondern auch zu einem weiteren geistigen Horizont kommen. Sie züchten

Deckelschnecken und exportieren sie im Winter mit einer Ulmer Schachtel nach Wien. Erzählern ist die Werbung Peters um die Bauertochter Ammei und das Eifersuchtsdrama, das sich daraus entspinnt. Ein Nebenbuhler sticht beim Tanz mit dem Messer zu; er wollte Peter treffen, verletzt aber das Mädchen, wobei die Messerspitze in der Wunde abbricht und steckenbleibt. Die Hochzeit findet statt; das Glück wird aber erst vollkommen, als Ammei nach langem Kränkeln endlich ganz geheilt ist und der Messerstecher, gebessert aus dem Zuchthaus entlassen, Verzeihung erhält.

In einem Brief Bucks vom 2.1.1878 lesen wir, er habe in dieser Erzählung „die Sitten der jetzigen oberschwäbischen Bauern geschildert. Hier ist eine Liebesgeschichte die Stützsäule des Bauers, aber eine schwäbische, wo es nicht ohne Messerstich abgeht, neben dem Rosenkranzbeten, Ich weiß nicht, was andere zu der Geschichte sagen, mir und meinen Leuten gefällt sie gar nicht übel. Natürlich ist alles aus dem Leben gegriffen und vieles sind Erinnerungen aus der Verwandtengeschichte meiner Mutter und meiner Frau. Meine Frau ist in jenem Tale geboren, meiner Mutter Eltern sind dort gleichfalls daheim gewesen. Alte Klosterfrauen, ihre Basen sowie ihre Großmutter und Mutter figurieren drin, natürlich unter anderen Namen und Schicksalen.“

So entstand ein facettenreiches Bild ländlichen Lebens. Eingewoben in die Haupthandlung sind Skizzen von Einzelschicksalen und Familiengeschichten, z. B. vom Pottascher aus Attenhöfen und seiner hartherzigen Frau, die drei ihrer vier Töchter ins Kloster zwingt, um das Vermögen zusammenzuhalten. Wir hören von Problemen der Mischehen und der Versorgung von Witwen und Waisen, von der Donausschiffahrt, von nachlebenden Erinnerungen an die Franzosenzeit und die Klosterherrschaft und manches andere. Vernachlässigt sind dagegen Komposition und stilistisches Ausfeilen; fragmentarisch bleibt z. B. eine angelegte Rahmenhandlung.

Das gemächliche Ausspinnen des Handlungsfadens gibt dem Autor Gelegenheit, ländliches Familienleben, Sitte und Brauch bei Werbung, Verlobung und Hochzeit farbig und mit Humor zu schildern; diesem volkskundlichen Aspekt der Geschichte galt wohl auch ein eigentliches Interesse. Die Eheschließung auf dem Dorf ist vor allem gesellschaftlich und wirtschaftlich bedingt. Ein junger Mann denkt ans Heiraten, wenn die Alten bereit sind, das Anwesen zu übergeben. Man heiratet unter Gleichgestellten, die Familien beschließen die Verbindung, kommt gegenseitige Neigung der Brautleute dazu, umso besser; notwendige Voraussetzung für die Familiengründung ist sie durchaus nicht.

Realistisch wie der Stoff zum „Schneckenpeter“ ist auch die Darstellung aus dem Blickwinkel bäuerlicher Wert- und Ordnungsvorstellungen. Michel Buck unterscheidet sich damit von den Dorfgeschichtenschreibern seiner Zeit, die der Landbevölkerung die individualistischen Anschauungen der Gebildeten andichteten. Michel Buck wußte es besser. In den Kindheitserinnerungen erzählt er, wie sein Vater zu einer Frau kam. Eine Tochter des Freimaiers in Ertingen lehnte den Antrag ab, weil sie „in kein so wüstes altes Haus hineinheiraten wollte“. Ein Bekannter gibt einen Tip: in Attenhöfen habe er „ein paar hübsche heiratsfähige und nicht unvermöglige Bauerntöchter gesehen. Da wäre eine recht für ihn. Er solle einmal mit ihm gehen und sich die Mädchen ansehen“. Der Heiratslustige sucht sich die jüngste aus, verhandelt mit deren Stiefvater, und die Attenhöfer kommen zum „Besehen“ nach Ertingen. „Die, welche bei derlei Geschäften die Hauptrolle spielen, waren mit allen Verhältnissen wohl zufrieden, aber die, welche heiraten sollte, sagte nein, denn das Haus war auch dieser zu häßlich und zu klein. Aber die alten Bauern lassen sich durch solche Lappalien nicht aus der Fassung bringen. Der Heiratstag (d. h. die öffentliche Verlobung) wurde gehalten, der Hochzeitstag festgesetzt. Die weinende Braut ließ sich in den Pfarrhof schleppen und rü stete zur Hochzeit.“ Auf dem Transport nach Ertingen am Hochzeitstag machte sie noch einen Fluchtversuch und musste auf freiem Feld wieder eingefangen werden. Trotz alledem wurde es eine gute Ehe.

Michel Buck hatte seine Erfahrungen mit der bäuerlichen Welt, wie sie wirklich war. In den Kindheitserinnerungen berichtet er von ärmlichen Wohnverhältnissen, karger Kost, harter Arbeit von früh bis spät und von Kindesbeinen an. Deshalb machte er die vorbehaltlose Verklärung der guten alten Zeit nicht mit, wie wir gesehen haben, und auch der Vorliebe der Dorfgeschichtenschreiber für das Friedsam-Harmonische erlag er nicht ganz. Bei ihm meldete sich ein herberer Wahrheitswille, eine realistische und kritische Sehweise, die ihn in die Nähe einer späteren literaturgeschichtlichen Epoche führten.

In diesem Zusammenhang interessant, für die Einschätzung Michel Bucks wichtig und noch heute lesenswert sind drei Dorfgeschichten, die er nicht veröffentlichte; er hätte auch nicht viel Verständnis beim Publikum seiner Zeit gefunden. „Um 5000 Gulden“ (36 S.), 1920 im „Oberländer“ gedruckt, „Ein ländlicher Goldmacher“ (5 S.) und „Der Millionbeck“ (10 S.), beide von Walter Bleicher erstmals zugänglich gemacht, wurden schon zur Charakterisierung des Mundartdichters herangezogen (BC 5. Jg. Heft 1, S. 34) und sollen deshalb nicht wieder besprochen werden. Von der Dorf idylle ist keine Spur mehr übrig. Der nüchterne Realismus läßt auf tatsächliche Vorkommnisse als stoffliche Anregung schließen. Ohne Pathos, ohne moralisierende oder gefühlvolle Geste, sondern in sachlicher Schilderung von Zuständen und Verhaltensweisen äußert sich Michel Bucks kritische Sicht; eindrucksvoll ist insbesondere die Bloßstellung des bäuerlichen Materialismus, der Ausschweifung in der Tugend der Sparsamkeit, die nach Erhaltung und Mehrung des Ererbten strebt.

Es ist aber zu bezweifeln, ob Michel Buck erkannte, daß er neue Wege beschritt und sich dem Naturalismus näherte, der wenige Jahre nach seinem Tod sich auch in Deutschland zu Wort meldete. Er besaß keinen durchgebildeten literarischen Geschmack, und der Mangel an Kunstverständnis, dem wir in seinen Geschichten auf Schritt und Tritt begegnen, weist ihn als naiven Erzähler aus. Er fühlte sich vor allem als Wissenschaftler und dichtete nebenbei in seinen Mußestunden. Die Ansicht, daß man wissenschaftliche Erkenntnisse durchaus in belletristischen Formen vermitteln könne und das der Gehalt das Wesentliche sei, teilte er mit manchen seiner schriftstellernden Zeitgenossen, insbesondere mit denen, die ihn beeinflussten. Einige seiner Erzählungen schrieb er 1877, als ihm seine Krankheit hart zusetzte und ihn nahezu bewegungsunfähig machte. „Aus Langweil fällt mir ein unter die Romanschreiber zu gehen“, heißt es in einem Brief. Auch seine Mundartgedichte sind ja Gelegenheitsarbeiten. Michel Buck war ein unermüdlich und auf mehreren Gebieten beschäftigter Mann; nur Geduld war seine Sache nicht. In einem Brief beschreibt er einmal seine Arbeitsweise: „Kommt der Geist daher geweht, so ist's im Nu fertig“. Gedichte mögen so entstehen und gelingen, umfangreichere Gestaltungen sicher nicht.

In der Mundartdichtung bewährte er vielseitige Anlagen; es gelang ihm Gedanken- und Naturlyrik, er schuf zeitkritische und Erzählgedichte; sie überragen alles Vergleichbare in seiner Zeit. In der Prosa zeigte er Talent zum kulturhistorischen Novellisten, zum sozialkritischen Erzähler, zum erbaulichen Kalendermann. Michel Bucks Erzählergabe gedieh aber nicht zur Reife. Dennoch verdienen seine epischen Arbeiten eine genauere Untersuchung als Zeugnisse des literarischen Lebens, wie es sich in der Provinz abspielte, und sie verdienen auch Respekt als Dokumente des tätigen Lebens dieses vielseitigen Mannes.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

7. Jahrgang – Heft 2 – Seite 60

## 2. Neuauflage des „Biberachischen Gesangbuches“ von 1763

Von Kurt Schaal (Fortsetzung und Schluß)

Ein neuer Anstoß der zum Stillstand gekommenen Verhandlungen erfolgte, als Ende des Jahres 1761 der Nürnberger Buchdruckergeselle Caspar Wieder hierherkam in der Absicht, sich hier niederzulassen. Er legte am 23. Dezember 1761 dem Magistrat sein Gesuch um Aufnahme ins Biberacher Bürgerrecht vor und erbot sich gleichzeitig, die Gesangbuch-Neuauflage auf eigene Kosten und ohne Belastung der Evangelischen Kasse in Druck zu nehmen. Der Rat nahm dieses Gesuch sehr wohlwollend auf und erteilte am 27. April 1762 dem Pfarrerkollegium den Auftrag, Verbesserungsvorschläge für die neue Auflage des Gesangbuches auszuarbeiten und vorzulegen.

Nach gründlicher Arbeit unterbreiteten die Pfarrer am 5. August dem Rat ihre Vorschläge. Sie sahen von einer völligen Neubearbeitung ab und übernahmen im großen Ganzen den Liedbestand und die Einteilung von 1743. Einige wenige Lieder, die wegen ihrer Länge schwer im Gedächtnis zu halten oder nach einer unbekannt Melodie zu singen waren, sollten gestrichen und dafür eine Reihe anderer Lieder eingerückt werden, vornehmlich solche aus dem württembergischen Gesangbuch, die auch hier in Biberach schon bekannt waren. Von dem „Biberacher Liederauszug“ von 1714 waren auch noch 4 Lieder übrig, die im Gesangbuch von 1743 keine Aufnahme gefunden hatten. Auch sie sollten auf vielfachen Wunsch nun noch in die Neuauflage mit herein genommen werden. Außerdem sollte eine Anzahl von Kasual- oder Gelegenheitslieder beigefügt werden, die sich im Herzogtum Württemberg bewährt hatten, aber hier noch nicht bekannt waren. Zuletzt sollten noch die im seitherigen Anhang stehenden Lieder in den Hauptteil herein genommen und dafür ein neuer Anhang beigegeben werden. - Weiter wurde vorgeschlagen, der Passionsgeschichte auch noch die sonntäglichen Evangelien und Epistel anzuhängen. Der Gebetsteil dagegen sollte auf dem alten Stand belassen werden.

Zur äußeren Gestalt wurde vorgebracht, das Gesangbuch auch wieder wie das von 1743 in zweierlei Ausgaben erscheinen zu lassen, eine im kleinen Format mit durchlaufenden Zeilen und eine Ausgabe größeren Formats mit 2 Spalten und großem Druck für die „blöden Gesichter“. Die Höhe der geplanten Auflage wurde diesmal nicht angegeben, sondern nur vermerkt, daß sie „nach hinreichender Menge“ gedruckt werden solle.

Neben der Ausarbeitung dieser Verbesserungsvorschläge unterzogen sich die Pfarrer auch der Mühe, die Liedertexte genau nach Silbenzahl, unverständlichen Worten und Begriffen zu überprüfen und zu korrigieren, und den Liedern die bekanntesten Melodien beizugeben. Ihrer Arbeit legten sie die ältesten und bes-

ten evangelischen Gesangbuchausgaben zugrunde, die ihnen zur Verfügung standen, waren also bestrebt, nach Möglichkeit den ursprünglichen Wortlaut der Lieder festzuhalten oder wiederherzustellen.

Zugleich mit der Vorlage dieses Entwurfs in der Ratssitzung vom 5. August 1762 reichte auch Buchdrucker Wieder eine Druckprobe des von ihm schon in Arbeit genommenen Gesangbuches ein und bat um Erteilung des Privilegs. Diese erfolgte am 12. August 1762, jedoch mit der Bedingung, daß Wieder jedem der Senatoren (Mitglieder des Inneren Rates) ein Exemplar je vom großen und kleinen Format überreichen solle.

Es verstrich indessen über ein Jahr, ehe das neuaufgelegte Gesangbuch erschien. Erst am 5. Dezember 1763 konnte der Evangelische Bürgermeister von Hillern eines der ersten 24 Exemplare dem Rat vorlegen. Das Ergebnis war auch keineswegs befriedigend: Der Rat mußte dem Buchdrucker einen „derben Verweis“ erteilen wegen schlechten Papiers und Drucks. Zugleich beschloß man, dem Buch auch einen neuen Kupferstich voranzustellen. Den Auftrag zu seiner Anfertigung erhielt Thomas Adam Wieland, der jüngere Bruder des Dichters Christoph Martin Wieland, der hier den Beruf eines Goldschmieds und Kupferstechers ausübte. Thomas Adam Wieland (geb. 1735) war noch jung und erhielt diesen Auftrag wohl nur durch Vermittlung seines berühmten Bruders, der damals als Kanzleidirektor im Senat saß. Als Bezahlung für seine Arbeit erhielt Kupferstecher Wieland 15 Gulden „zu seiner Aufmunterung in seiner angefangenen Kunst“. Allerdings ist der allezeit kränkliche Thomas Adam Wieland schon im folgenden Jahr (1764) gestorben. Der Kupferstich für das Gesangbuch war vielleicht sein letztes Werk.

Von dieser Gesangbuchausgabe sind uns ebenfalls 2 Exemplare und Reste eines dritten erhalten, alle im Besitz des Kunst- und Altertumsvereins. Sie unterscheidet sich schon rein äußerlich beträchtlich von der ersten Ausgabe, denn sie ist viel schmaler: Ihr Format beträgt nur 17 x 7,5 cm. Dadurch sind diese Gesangbücher leicht von den anderen zu unterscheiden, und auch auf alten Biberacher Familienbildern aus dieser Zeit kann man sie in den Händen der abgebildeten Personen deutlich erkennen.

Wenn wir dieses Gesangbuch aufschlagen, können wir verstehen, daß der Rat über die Aufmachung enttäuscht war. Das Papier ist recht schwach und wenig widerstandsfähig, daher meistens auch durch den Gebrauch sehr abgenützt. Und besonders der Druck läßt sehr zu wünschen übrig. Manchmal sind die Buchstaben so unklar und verwischt, daß man sie nur schwer entziffern kann. Auffallend ist auch, daß von den erhaltenen Exemplaren keines dem andern im Druck gleicht. Das sticht besonders in die Augen, wenn wir die Titelblätter der 3 Bücher miteinander vergleichen. Sie sind ebenfalls in roter und schwarzer Schrift gedruckt wie beim Gesangbuch von 1743; aber wo im einen Exemplar rote Buchstaben sind, stehen im andern schwarze. Ja, in einem sind sogar rote und schwarze Buchstaben übereinander gedruckt. Ebenfalls sind in keinem Buch die Zierleisten und Zierbuchstaben gleich. Der Buchdrucker muß also mindestens 3 verschiedene Druckstöcke nebeneinander verwendet haben. Daß sich der Rat über diese unsorgfältige Ausführung nicht freute, können wir verstehen.

Daß die Umstellung auf das neue Gesangbuch nicht ganz reibungslos verlief, geht aus der oben erwähnten Mahnung des Rates an die Geistlichkeit hervor, mehr neue Lieder singen zu lassen. Offensichtlich fiel es nicht nur der Gemeinde, sondern auch den Pfarrern schwer, sich an das neue Gesangbuch und an die neuen Lieder zu gewöhnen. Eine solche Umstellung läßt sich eben nicht innerhalb kürzester Zeit vollziehen. So wurde versucht, zunächst auf dem Weg über die Jugend das neue Gesangbuch vertraut zu machen. Die Lehrer erhielten den Auftrag, jeweils am Donnerstag schon die am kommenden Sonntag im Gottesdienst zu singenden neuen Lieder mit der Schuljugend einzuüben. Da damals noch die Kinder alle am Hauptgottesdienst teilnahmen, konnten sie am Sonntag den noch recht unsicheren Gemeindegesang kräftig unterstützen.

Der Titel der Neuauflage lautet: „Neu-aufgelegtes Biberachisches Gesang-Buch der Evangelischen Gemeinde in der Stadt und auf dem Land aus alt- und neuer rein Evangelischer Lehrer gewöhnlichem Lieder-Schatz gesammelt; Nebst einem Morgen- und Abendsegen, Buß-, Beicht-, und Communion-Gebetbüchlein, samt abgetheilte Leidens-Geschichte unsers Herrn und Heylandes Jesu Christi. Auf Verordnung Einer Hochedlen Evangelischen Obrigkeit unter Deroselben gnädigen Privilegio und einem kurzen Vorbericht des Wohl-Ehrwürdigen Ministerii herausgegeben. Biberach, Gedruckt und verlegt Caspar Wieder.“ Vor dem Titelblatt ist der Wieland'sche Kupferstich eingebunden (allerdings nur bei einem der 3 Exemplare). Auf ihm sehen wir den König David mit seiner Harfe abgebildet, begleitet von einem Musikchor mit Schalmeien, Zimbeln und Trompeten. Über ihm schwebt ein musizierender Engelchor im Himmel, von wo der Hl. Geist sich in Gestalt einer Taube auf das Haupt Davids herabsenkt. Dazu lesen wir die Inschrift: „Singet dem Herrn ein Neues Lied, Singet dem Herrn alle Welt“. Außerdem sind auf 2 Wappenschildern der gekrönte Biber und der Reichsadler zu erkennen. Diese Darstellung trägt die Unterschrift: „Laßt eure Sing-Lust stark und rein, so rein wie Davids Harfe seyn“. Den unteren Abschluß des Blattes bildet eine Ansicht der Stadt Biberach. Die Signatur lautet: „T. A. Wieland, del. et sc. Biberaci“. Auch dieser Kupferstich ist kein Meisterwerk, vor allem wegen seiner unruhigen Komposition und der verschwommenen Zeichnung.

Dem Titelblatt folgt ein mehrseitiges Vorwort des Pfarrerkollegiums über Grund und Zweck der veränderten und erweiterten Neuauflage, datiert vom 1. September 1763. Es ist dies der einzige Hinweis auf das Entstehungsjahr, da auf dem Titelblatt selbst eine Jahresangabe fehlt. Dem Vorwort folgt eine kurze Nachricht des Verlegers, auf die wir später noch zurückkommen werden. Der Liederhauptteil enthält auf 484 Seiten 406 Lieder (ohne Notenbeigabe) und der Anhang noch 43 Lieder auf 48 Seiten. Dazu kommt ein Gebetsanhang mit Gebeten, der Leidensgeschichte und den Predigtperikopen (ein Jahrgang) auf 107 Seiten. Den Abschluß bildet ein 12 Seiten starkes alphabetisches Register der Lieder.

Zum Liedbestand wurden 398 Lieder der ersten Auflage übernommen. Von den neu hinzugefügten Liedern entfällt ein Teil auf die sogenannten „Gelegenheitslieder“, die die Bearbeiter meistens dem Württembergischen Gesangbuch entliehen haben. Da finden sich nun Lieder für alle möglichen Anlässe, für die verschiedenen Jahreszeiten, für bestimmte Tage (Geburts-, Konfirmations-, Reformationstag), für Pestzeiten, für Wetter- und Brandschäden, auf den Wahl- und Schwörtag, für die Einsegnung eines Predigers, und sogar ein „Baad- und Sauerbrunnen-Lied“. Besonders interessant ist uns dabei ein Lied „Auf die Schul-Visitation und Schützen“. Es ist dies das älteste Lied zum Biberacher Schützenfest, das wir kennen, der Vorläufer von „Rund um mich her“ und „Heiter ist die Jugendzeit“. Wegen seiner Länge (7 Verse) können wir es hier nicht abdrucken. Doch sollen wir wenigstens den ersten Vers kennenlernen:

Liebster Jesu! Sieh die Kinder,  
die so teu'r von dir erkauf't,  
und als die erlöste Sünder  
allesamt auf dich getauft,  
sammeln sich in dieser Stunde,  
hier vor deinem Angesicht,  
und weil du dir Zugericht  
Macht und Lob aus ihrem Munde  
steigt es auch schon hier empor,  
und schließt sich zum höhern Chor.

Das Lied ging nach der Melodie „Sollt ich meinem Gott nicht singen“. Als im Jahre 1779 zum ersten Mal die von Christoph Jakob Heiß gestiftete Schützenpredigt in der Hl.-Geist-Kirche gehalten wurde, da sang man auch dieses Schützenlied. Allerdings war es nicht extra für das Schützenfest gedichtet worden, sondern die Biberacher hatten es aus dem Württ. Gesangbuch übernommen, wo es die Bezeichnung eines Schulvisitationsliedes trug.

Unter den neu aufgenommenen Liedern befindet sich auch eine Anzahl von Paul-Gerhardt-Liedern, etwa „Ich steh an deiner Krippe hier“ oder „Geh aus mein Herz“ (als Frühlingslied), die damit zum ersten Mal Eingang in Biberach fanden. Andererseits ist aber auch erstaunlich, daß in der Neuauflage z.B. das Adventslied „Macht hoch die Tür“ fehlte (im Gesangbuch von 1743 hatte es noch seinen Platz), offenbar, weil es sich damals noch nicht die Herzen der Biberacher Gemeinde erobert hatte.

War dieses Gesangbuch von 1763 auch nur eine Neuauflage, so unterschied es sich doch erheblich vom alten Gesangbuch. Besonders die Numerierung der Lieder weicht sehr voneinander ab, und manche Lieder stehen in einer ganz anderen Abteilung. Die beiden Bücher konnten also auch nur wieder mit Hilfe der „Gesang-Tafeln“ nebeneinander verwendet werden. Ziehen wir noch die vielen neuen Lieder im Anhang und die Melodienveränderungen in Betracht, so ergibt sich daraus die Tatsache, daß das Wiederauflegen des Gesangbuches von 1743 in dieser Form praktisch der Einführung eines neuen Gesangbuches gleichkam, und das in einem Zeitraum von nur 20 Jahren. Dies hatten wohl auch die Herausgeber erkannt. Um aber die Umstellung etwas zu erleichtern, bemerkten sie ausdrücklich im Vorwort, daß wenigstens die neuen Lieder des Anhangs erst dann im öffentlichen Gottesdienst gesungen werden sollten, wenn diese Neuauflage vergriffen sei, d. h. wenn der größte Teil der Gemeinde ein solches neues Gesangbuch besitze.

Die dem Vorwort folgende „Nachricht“ des Verlegers Wieder enthält nun noch eine interessante Mitteilung. Die Pfarrer hätten gerne in die 2. Auflage noch eine Reihe anderer wertvoller Lieder und besonders eine Anzahl alter Psalmlieder aufgenommen. Aber dann wäre das Buch zu umfangreich geworden. Darum entschloß sich der Verleger, ein gesondertes Liederbuch mit 160 solcher von den Pfarrern ausgewählter Lieder herauszubringen, das allerdings nur für den häuslichen Gebrauch bestimmt sein sollte. Er teilte in dieser „Nachricht“ der Gemeinde sein Vorhaben mit und bat um Vorausbestellungen bis zum Jahresende

1763. Sollten sich bis dahin wenigstens 200 Interessenten gefunden haben, so wolle er gleich den Druck beginnen. Ob dieses Liederbüchlein dann allerdings zustande kam, entzieht sich unserer Kenntnis.

Die seit der Erstausgabe von 1743 verstrichenen 20 Jahre hatten gezeigt, daß das eigene Biberacher Gesangbuch seine Bewährungsprobe bestanden hatte. Es blieb dann noch weitere 4 Jahrzehnte im Gebrauch, bis es im Jahr 1802 von den gänzlich neugeschaffenen, dem inzwischen eingezogenen Geist der Aufklärung entsprechenden „Christlichen Religionsgesängen“ abgelöst wurde.

## Johann Baptist Pflug zum 200. Geburtstag

Von Dr. Idis Hartmann, Biberach

Die Städtischen Sammlungen in Biberach an der Reiß (Braith-Mali-Museum) nehmen den 200. Geburtstag des Malers und Zeichners Johann Baptist Pflug zum Anlaß, das im Museumsbesitz befindliche Œuvre ergänzt durch Leihgaben zu präsentieren. Die Ausstellung, die vom 23. Juni bis 4. August geöffnet ist, soll einen neuen Anstoß zur Beschäftigung mit dem Werk dieses oberschwäbischen Genremalers geben.

Über Johann Baptist Pflug wurde schon viel geschrieben, aber sein Œuvre ist noch nicht genügend erforscht und publiziert. Max Zengerle hat in seinem Buch „Johann Baptist Pflug - Ein Maler schwäbischer Idylle“, Stuttgart 1957, ergänzt durch sein Buch „Johann Baptist Pflug aus der Räuber- und Franzosenzeit Schwabens“, Weißenhorn 1966, im wesentlichen das malerische Œuvre behandelt, geht jedoch kaum auf die Zeichnungen ein. Eine fundierte stilkritische Untersuchung steht noch aus.

Sucht man nach den Gründen, so muß man sie bei Johann Baptist Pflug selbst suchen. Er schrieb eine Autobiographie „Erinnerungen eines Schwaben“, die Julius Ernst Günther 1874 (Band I) und 1877 (Band II) herausgegeben hat und die von Matthäus Gerster bearbeitet wurde und unter dem Titel „Aus den Erinnerungen des Genremalers Johann Baptist Pflug - Bilder aus der Zopf-, Räuber- und Franzosenzeit“ 1923 erschien. 1966 erlebte die Biographie von Johann Baptist Pflug eine Neubearbeitung von Max Zengerle und erhielt den Titel „Aus der Räuber- und Franzosenzeit Schwabens“.

Insbesondere im Band II der „Erinnerungen eines Schwaben“ sind eine ganze Reihe von Bildern beschrieben und als Werke von Johann Baptist Pflug herausgestellt. Daher glaubte man das Œuvre Pflugs hinlänglich vom Künstler selbst oder von einem authentischen Zeitgenossen vorgestellt. Auch nennt die Biographie die Vorbilder, nach denen Pflug in München kopierte. Diese Liste taucht in fast allen Publikationen über Pflug wieder auf. Dennoch erforschte man die Einflüsse der Niederländer auf Johann Baptist Pflugs Werk noch nicht eingehend. Seine Stellung in der europäischen Kunst der damaligen Zeit wurde nicht diskutiert. Es soll daher in folgenden versucht werden, einige Streiflichter auf Pflugs Bilder zu werfen und sie stilistisch und kunsthistorisch einzuordnen.

Zu den frühen Arbeiten von Johann Baptist Pflug gehört das Bild seiner Frau, das sich in den Städtischen Sammlungen befindet, wenn man von den ersten Versuchen, dem „Bildnis des Großherzogs von Baden“ (1806), der „Vorstellung der Schlacht bei Biberach“ (1803) und der Szene „Württembergischen Ulanen zeigt ein Bauer den Weg“ (1803/04) absieht. Theresia Pflug, geborene Käufler, ist fast als Kniestück dargestellt. Sie steht vor einem dunklen Hintergrund, von dem sich das Gold der Haube, das messingfarbene Kleid, der weiße Spitzenkragen, die weiße Schürze sowie die rote Korallenkette vorzüglich abheben. Dieser dunkle Hintergrund betont das helle Inkarnat des Gesichtes, das zu einem ebenmäßigen Oval stilisiert ist, die schwarzen Haare und die dunklen Augen. Pflug schafft ein wohlkomponiertes Bild: Der breite Empirerock bildet die Basis, die noch durch den fast zum unteren Bildrand parallel gewinkelten linken Unterarm der Theresia Pflug betont wird. Die gefalteten Hände lenken den Blick des Beschauers auf sich und formen ein Gegengewicht zu der Ärmelpuffe, an der Pflug sein ganzes Können der Stoffmalerei ausspielt, das er beim Kopieren, insbesondere bei Terborch, gelernt hat.

Der Satin wird in extremer Stofflichkeit mit spielenden Lichtreflexen dargestellt. Mit der Malerei des Spitzenkragens reiht sich Pflug in die beste niederländische Tradition ein. Das Gesicht ist trotz des stilisierten Konturs sehr fein und valeureich gemalt und fügt sich mit seiner Ruhe durchaus in den überlegten Bildaufbau ein. Die Haube unterstreicht den hierarchischen Charakter des Bildes und bietet Pflug abermals Gelegenheit, die Beherrschung der Stoffmalerei unter Beweis zu stellen. Das Bild besitzt nichts Spontanes, ist wohlkomponiert, ein „Meisterstück“. Mit den Farben schwarz, weiß, gold und korallenrot beschränkt sich Pflug in der Farbwahl, bringt jedoch die wenigen Farben durch feine Abstufungen zur Wirkung. Die Arbeit ist nicht datiert, doch die überlegte Komposition und das Ausspielen aller technischer Mittel spricht für eine Datierung um 1812/13. Das Bild muß nach der Hochzeit mit Theresia Käufler entstanden sein, die im November 1812 stattfand, denn nur verheirateten Frauen kam diese dargestellte Haube zu. Theresia Pflug scheint schwanger zu sein. 1814 wurde das 1. Kind geboren. Das Herausarbeiten des Stofflichen in der Kleidung und die Malweise läßt eine Datierung in unmittelbarer Nähe von Pflugs Bild seines Vaters wahrscheinlich sein. Letzteres Bild ist 1813 datiert und signiert.

Der Küfer und Essigfabrikant Christian Pflug ist an seinem Arbeitsplatz porträtiert, was Pflug Gelegenheit gibt, einen kompliziert gewölbten Innenraum darzustellen und Beleuchtungseffekte einzufügen. Das Bild ist mit mehreren Stilleben bereichert. Christian Pflug sitzt fast im Profil und hat in der linken Hand sein Werkzeug, legt die rechte auf ein Weinfaß, auf dem Gläser und Flaschen arrangiert sind. Auch hier betont der abgewinkelte linke Unterarm die Basis des Bildes, auch hier tragen die Hände zur Komposition bei, lenken sie doch den Blick des Beschauers zum Kopf des Vaters. Geschickt ponderiert Pflug das Gesicht mit der Ärmelpuffe aus. Ein Meisterstück der Stoffmalerei ist die Seide der Weste und der Samt.

In diesen beiden Porträts ist äußerst präzise Pflugs Frühstil dokumentiert: Man erkennt sein Bemühen um Komposition und seine Vorliebe für die Darstellung kostbarer glänzender Seiden, zarter Spitzen, dünnen Leinens, ein valeureiches Inkarnat. Doch diese Art des Porträtierens - „Ich porträtierte einzelne Personen mit sehr ausgeführter Gewandung und Umgebung“, bei der Pflug der besten niederländischen Tradition des 17. Jahrhunderts gerecht werden möchte, er nennt es „im Geschmack von Mieris und Netscher“, gibt er bald auf und beginnt Genrebilder zu malen - „so ging ich zu einer freieren Behandlung über und malte häusliche, ländliche und militärische Szenen“.

In Pflugs Biographie folgt nun ein längerer Bericht über die Entstehung eines ersten Genrebildes, „Der Heiratskonsens“. Er schließt mit der Passage: „Das Gemälde war bald fertig; ich vergaß nicht, einige mir mitgeteilte Einzelheiten zu benutzen, nämlich die Titel der Bücher und der Büste Schillers den Hut des Pfarrers aufzusetzen und die Freunde holten es ab! Acht Tage später kam ein Brief vom l. Adjutanten des Königs mit der Anzeige, daß Seine Majestät das Bild gekauft und die Hofkasse angewiesen habe, mir 250 Gulden hierfür auszuzahlen. Wer war seliger denn ich!“ Man muß dazu bemerken, daß 250 Gulden der Jahresverdienst von Johann Baptist Pflug als Zeichenlehrer war und daß der Ankauf eines Bildes vom Hof die höchste Anerkennung bedeutete.

Dieser erste Erfolg als Genremaler bewirkt jedoch nicht den Beginn eines umfangreichen Schaffens von Sittenbildern. Johann Baptist Pflug beschäftigt sich weiterhin mit dem Porträtieren und integriert in seinen Personendarstellungen häufig die Landschaft, so auch in dem Gruppenbild „Der Biberacher Oberförster Buchholz mit seiner Familie vor seinem Haus an der Theaterstraße in Biberach“ (um 1815) und in den Räuberszenen „Die Räuberbande des Schwarzen Veri“ (1824) und „Verteilung der Beute. Die Räuberbande des Anton Rosenberger“.

Erst Ende der 20er Jahre entstehen die Genrebilder, für die er berühmt geworden ist: Die Szene spielt auf dem Lande, oft in einem Wirtshaus, meist im Innenraum, zeigt verschiedene Personen in gesuchter Anordnung und immer wieder Stilleben, die leere Flächen füllen.

Als 1827 der Württembergische Kunstverein gegründet wurde, forderte dessen Leiter, Herr v. Rheinbeck, Johann Baptist Pflug auf, einige Arbeiten zu liefern, denn er sei „der einzige Genremaler in Württemberg“. Der Maler schickte die Bilder „Die Spieler“ und „Die Hauswasch“. Beide Bilder sind uns nur aus Lithographien bekannt. Das Bild „Die Spieler“ ist zudem in der Pflugbiographie ausführlich beschrieben. Dabei ist interessant, daß Pflug wesentlich auf die Geschichte des Bildes, seine Entstehung und die Handlung eingeht, nicht jedoch auf Komposition oder sonstige technische Details.

In diesen frühen Genrebildern wirken die Personen noch recht nebeneinander gestellt, übermäßig charakterisiert und so plaziert, daß sie den Raum perfekt nutzen. Ihnen ist noch nicht jene gefällige Alltäglichkeit eigen, die niederländische Arbeiten auszeichnet und für Pflug später charakteristisch werden soll, sondern eher eine theatrale Gespreiztheit. Die Gestaltung des Bildraumes orientiert sich an niederländischen Vorbildern des 17. Jahrhunderts. Es ist ein Kastenraum, den auch William Hogarth für seine Sittenbilder benutzt. Er öffnet sich immer wieder, sei es, daß er den Blick durch ein Fenster gestattet, sei es, daß man durch eine geöffnete Tür in einen Nebenraum sehen kann. Dabei werden Figurengruppen im vorderen Raumteil groß herausgearbeitet, die im hinteren Teil des Raumes übermäßig verkleinert, so daß eine auffällige Raumperspektive entsteht.

Johann Baptist Pflug bemüht sich in der Folgezeit immer mehr um eine realistischere Personendarstellung. In seinen Skizzenbüchern finden wir zunehmend Zeichnungen von Personengruppen. Dazu schreibt er in seinen Memoiren: „Gewöhnlich ging ich auf dem Land herum und in die Wirtshäuser; ich zeichnete die Menschen, ohne daß sie es bemerkten; mit wenigen Strichen warf ich sie rasch hin und suchte mehr deren Charakter festzuhalten, als die Ähnlichkeit.“ Durch dieses Studium gewinnen Pflugs Bilder an Detailrealismus. Sie werden glaubwürdiger und interessanter.



Ein Vergleich der beiden Fassungen des Bildes der „Kartenspieler zu Ellmannsweiler“ macht deutlich, wie Pflugs Stil in den 30er Jahren reift. Während er auf dem lithographierten Bild, das vor 1827 entstand, eine malerische pittoreske Umgebung bevorzugt - die schlecht verputzte Mauer, den altmodischen bäuerlichen Tisch mit „verschränkten Beinen“, eine grobe Einrichtung in dem Raum mit der Balkendecke - und seine Figuren in Isocephalie, d. h. gleicher Kopfhöhe, anordnet, ohne Rücksicht, ob sie sitzen wie die Kartenspieler im Vordergrund, stehen wie die Handwerker neben dem Tisch oder wie die Bedienung und der Wirt im Hintergrund. Während die Stilleben links hinter dem Kartenspieler und rechts in der vorderen Ecke sowie an der Wand in Bildmitte fast wie Lückenfüller anmuten, schafft er im späteren Bild eine durchaus andere Atmosphäre und ist reifer in seiner Komposition. Der Gasthof ist moderner geworden, der Tisch entspricht der Mode, statt des Geschirregals ist ein Kachelofen zu sehen, die Balkendecke ist einer Stuckdecke gewichen. Bei beiden Kompositionen behält Pflug die relativ kleine Bühne links im Gegensatz zu dem fluchtenden Raum rechts bei. Während aber beim früheren Bild die flache Bühne zwei Drittel der Bildbreite einnahm, ist der Raum beim späteren Bild fast exakt in der Mitte geteilt. Daher verkleinert Pflug auch die Gruppe der Kartenspieler, fügt den für ihn typisch werdenden Blick in den Nebenraum ein und ordnet Bedienung und Wirt zu einer Gruppe. Das Nebeneinanderordnen der Figuren ist einer eindeutigen Gruppenbildung gewichen. Während im früheren Bild Typen aufgereiht sind, charakterisiert Pflug bei dem späteren Bild Personen durch Haltung und Bewegung. Die Stilleben, mit denen er den Bildraum füllt, sehen zufälliger aus. Der Hund scheint ebenso in der momentanen Bewegung festgehalten wie der in der Tür lehrende Mann und die strickende Frau.

Dieser neue Stil kündigt sich deutlich in einem Bild wie „Taufvisite in der evangelischen Pfarrfamilie“ (1828), Staatsgalerie Stuttgart, an. Sucht man nach Vorbildern für diesen Stil, so wird man unwillkürlich an die in hoher Auflage auch in Deutschland verbreiteten Drucke der „Heirat nach der Mode“ von William Hogarth erinnert.

Während Pflug es in den 20er Jahren liebte, viele Einzelszenen nebeneinander zu ordnen, konzentriert er das Geschehen später immer mehr auf eine Person. Das Bild „Der Pfarrer liest die Zeitung vor“ (1830), ist ein typisches Beispiel dafür. Durch die Beschreibung bei Pflug (Günthert) ist es als Hauptwerk des Künstlers ausgewiesen.

Vergleicht man nun diese Beschreibung mit dem Original im Braith-Mali-Museum, so sind bei vielen Übereinstimmungen eklatante Unstimmigkeiten zu bemerken und interessanterweise geht Günthert nicht darauf ein, daß jetzt Kompositionsreiecke das Bild gliedern, das eine Dreieck, das aus der Kellnerin, dem kleinen Mädchen und dem Hund gebildet wird und das andere, größere, das durch die drei Männer geformt wird. Diese Kompositionslinien halten durch die en face dargestellte Frau mit dunklem Pfauenrädle, den Trinkenden und ein Gefäß im Hintergrund ein Echo und werden von der Zeitung des Pfarrers, der Rückenfigur im Hintergrund und vom aufgestützten Arm des Pfarrers und dem des Gastes aufgenommen. Einzig der mächtige Körper des Pfarrers stemmt sich gegen diese Richtungszüge. Das Gegenüber der Szene hat so in der Komposition einen adäquaten Ausdruck erfahren. Dabei wirken die Figuren bedeutend natürlicher als bei früheren Bildern.

Diesen Weg geht Pflug konsequent weiter: „Beim Anfertigen der Aussteuer“ begegnen wir einer ebenso gekonnten Komposition, nämlich einer auffällig wirkenden Geplantheit. Pflug gruppiert hier die Personen um einen Tisch, links eine verheiratete Frau, en face sitzend, die den Kopf zum Dreiviertelprofil gewendet hat und einen prägnanten Gegensatz zur Rückenfigur bildet, die überleitet zur Gegenübersitzenden, die im reinen Profil gegeben ist. Zwischen diesen Personen, die die Szene begrenzen, sind zwei Figurengruppen angeordnet: Ein junger Mann beugt sich über die nähende junge Frau, ein anderer blickt vom Hintergrund auf die Gruppe und lehnt sich an die halbgeöffnete Tür. Pflug gliedert den Kastenraum in gewohnter Weise: links schafft er eine Vordergrundsbühne, dekoriert und begrenzt sie mit Stilleben und gibt rechts den Blick frei auf einen weiteren Raum, der sich, so suggeriert die Tür, in die Tiefe zieht. Er arbeitet mit dem Stilmittel der Kontrastsymmetrie und erreicht dadurch eine anmutige Ausgewogenheit.

Allmählich werden die Kompositionen immer aufwendiger. Das 1833 datierte Bild „Die Kartenschlägerin“ ist ein vorzügliches Beispiel dafür. Wiederum gruppiert Pflug die Hauptpersonen der Handlung um einen Tisch. Die Kartenschlägerin sitzt links. Geschickt leitet der Künstler den Blick zu ihr hin, indem er einen älteren Mann mit Hund, quasi als Zuschauer, am Bildrand einfügt und den Beschauer auffordert, an seine Stelle zu treten. Exakt in Bildmitte sitzt eine junge Frau mit Haube. Ihr dunkles „Pfauenrädle“, die für diese Zeit typische Haube, markiert den Höhepunkt der Figurengruppe. Das Gegengewicht zur Kartenschlägerin bilden zwei Frauen, die ebenfalls Pfauenrädle tragen. Das Gegenstück zum zuschauenden Mann links im Vordergrund sind zwei Männer, die durch die geöffnete Tür rechts im Hintergrund auf die Szene blicken, und die beiden Gestalten, ein Mann und ein Kind, im Mittelgrund. All diese Kompositionsrichtungen werden durch zahlreiche Details variiert, unterstrichen und kontrastiert. Obwohl die Szene natürlich und realistisch anmutet, ist sie perfekte Komposition. Nichts ist dem Zufall überlassen. Tücher, die zum Trocknen aufgehängt sind, Kleidungsstücke, Geschirr, Fässer und Holzscheite, ja selbst die Rocken sind nicht abbildliche Darstellung eines Interieurs, sondern eine mit Detailrealismus exakt zusammengefügte Komposition. Pflug beherrscht diesen Detailrealismus so gut, daß man seine Darstellungen immer wieder als Dokumente wertete, was jedoch vollkommen falsch ist. Man verkennt nämlich dann seine Lust am Komponieren und sein Talent, Kompositionen zu entwerfen.

Selbst bei der Landschaftsdarstellung wagt Pflug solchen komponierten Detailrealismus. Sein Bild „Die Waldburg mit Blick auf den Bodensee“, signiert und datiert 1836, ist dafür ein hervorragendes Dokument. Von keinem Punkt in Oberschwaben kann man diese Aussicht haben. Pflug hat sich auf einen imaginären, leicht erhöhten Standpunkt begeben und malt eine Vorstellung des Landes. Die Waldburg setzt er als prägnantes Motiv leicht rechts der Mitte in den Mittelgrund und pondiert sie mit der Vordergrunderhebung leicht links der Mitte aus. Rechts wie links werden diese Motive durch hochragende Fichten begrenzt. Die Bergform im Vordergrund und die Waldburg im Mittelgrund bilden die Grundformen der gesamten Komposition. In Parallelen, in Diagonalen entwickelt sich die Landschaft und somit das gesamte Bild. Selbst die Baumstümpfe im Vordergrund sind in diese Komposition eingebunden. Und auch die natürlich anmutende Bergkette der Alpen nimmt immer wieder Rücksicht auf die Linien, die durch diese beiden Mittelpunkts motive angeben sind. Dabei entwickelt Johann Baptist Pflug sovieler Details und Kleinigkeiten, kleine Baumgruppen, Wege, die sich in die Landschaft ziehen, Einzelhöfe, Weiler, Gruppen von Bergen, daß diese Kompositionslinien immer wieder verschleiert werden und den Eindruck erwecken, als sei hier abgebildet und nicht komponiert. Johann Baptist Pflug verbirgt seine Kompositionskunst so gut, daß Max Zengerle in seinem Buch „Johann Baptist Pflug, Ein Maler schwäbischer Idylle“ schreiben kann:

„Kartographisch genau wird er im Bild ‚Waldburg‘. Es gelingt ihm, die Voralpenlandschaft mit dem Blick zum Bodensee in einer großartigen Schau zu erleben.“ Und weiter unten: „Pflug hat hier ein Stück Heimat erarbeitet, die seltsame oberschwäbische Voralpenlandschaft mit den vielen kleinen Waldparzellen. Diese Landschaft erscheint wie eine von Meisterhand gewobene Spitze. Es liegt eine Sehnsuchtsstimmung in diesem Bilde, etwas Träumerisches und Weltweites.“ Und „... in diesem Landschaftsbilde ist der Maler Pflug so ganz den Romantikern nahegetreten.“

Tatsächlich entdeckt Pflug in den 30er Jahren mehr und mehr die Landschaft. Seine Bilder erhalten Atmosphäre. Das zeigt sich an den Gouachen: „Biberach von Nordwesten“ und „Mittelbiberach“, das zeigt sich auch an seinen Darstellungen von Offizieren und Truppen, von Militär. Das Bild „Österreichische Soldaten auf dem Marsch in die Heimat“, signiert und datiert „Pflug 1840“, ist ein gutes Beispiel dafür. Dieses nicht bei Zengerle erwähnte Bild wurde 1971 aus dem Münchner Kunsthandel erworben und befand sich früher in der Sammlung des Schlosses Sigmaringen und ist dort schon im Inventar von 1878 geführt. Pflug stellt hier die österreichischen Truppen dar, wie sie zurück in die Heimat ziehen. Sie durchstreifen gerade einen Hohlweg, rechts und links türmen sich Hügel auf, und im Hintergrund wird eine Landschaft mit Gewitterstimmung sichtbar. Sichtlich unberührt von ihrem Schicksal, als geschlagene Truppen nach Hause zu ziehen, trotten sie wie bei einer Landpartie daher. Genüßlich saugt der Truppenführer, erkennbar an seinem großen Helmbusch, an seiner Pfeife, daneben ist sein Fahnenjunker zu sehen und dahinter gruppieren sich die Soldaten, die noch ihre Waffen tragen, jedoch auch einen Regenschirm. Im Vordergrund spielt ein Jüngling auf seiner Flöte, neben ihm trägt der andere seine Trommel spazieren, und zu diesem genrehaften Zug trägt vor allem bei, daß eine Marketenderin mit ihren zwei Hunden mitzieht und ein Hund der Gruppe vorausleitet. Mit Personen und Hunden, mit Wegweisern und Baumgruppen komponiert auch hier Johann Baptist Pflug sehr gekonnt. Dem hochragenden Führer der Mannschaft entspricht der vorausleitende Hund, den beiden Musikanten die beiden Dackel und dem Fahnenträger die Marketenderin. Die anderen Figuren bilden den Hintergrund für diese Szene. Ihre Bajonette ragen wie ein Wald in verschiedene Richtungen, die beiden Regenschirme setzen Akzente. Schon seit frühester Jugendzeit pflegte Johann Baptist Pflug Militär zu malen. Es kommt auch in seinen Erinnerungen zum Ausdruck, daß er sich für Militär interessierte, obwohl er selbst dem Militärdienst durch die Freistellung entging. Für Pflug war das Militär ein wichtiger Auftraggeber, und er fügt sich gern den Wünschen seiner Klientel. Das Bild „Napoleon vor der Schlacht bei Aspern“ von 1809 ist ein Beispiel dafür. Es ist signiert und trägt das Entstehungsdatum 1841. Pflug stellt Napoleon, den er nie gekannt hat, in die Mitte des Bildes auf einem Schimmel sitzend dar, gruppiert um ihn herum die wichtigsten Feldherren der damaligen Zeit und komponiert die Kirche von Aspern und rechts den Hügel im Hintergrund nach Vorlagen. Ihn interessierte nicht nur die Darstellung Napoleons, sondern vor allen Dingen auch die Gruppenbildung. In seinen Erinnerungen bemerkt er des öfteren, die Gebäude seien von bekannten Stichen heruntergezogen, die Komposition aber sei von ihm selbst. In dieser Napoleondarstellung überrascht neben guter malerischer Qualität die Dichte der Atmosphäre, die Genauigkeit, mit der Pflug den Vordergrund malt, wie um zu suggerieren, es handle sich um ein eben stattfindendes Ereignis der Zeitgeschichte, nicht um ein Ereignis, das vor 30 Jahren stattfand. Mit dem von ihm gepflegten Detailrealismus erreicht Johann Baptist Pflug auch hier den Eindruck von historischer Genauigkeit.

In den frühen 40er Jahren erreicht Johann Baptist Pflug seinen Zenit. Seine Kompositionen sind gekonnt, überlegen und sprechen in ihrem Detailrealismus an. Das Bild „Der Schuster auf der Stör“, signiert und datiert 1839, und das Gegenstück, „Der Schneider auf der Stör“, datiert und signiert 1841, sind dafür hervorragende Beispiele. Beim „Schuster auf der Stör“ begegnen wir wieder dem altbekannten Raumschema, einer Raumbühne im Vordergrund und einem Blick in einen weiteren Raum mit einer geöffneten Tür. Die Hauptszene ist im Mittelgrund um den Tisch herum angeordnet: der Schuster, der gerade einer jungen Frau ein Paar Schuhe anmißt. Sie sitzt an einem gedeckten Tisch, auf dem aufgetragen wird. Auf der linken Seite sieht man im Hintergrund die beiden Gesellen, die an der Werkbank sitzen und Schuhe reparieren, und auf der anderen Seite die Frau des Hauses, die noch beschäftigt ist, das Essen zuzubereiten. So wird auch hier, und das ist für Pflugs Darstellungen des Handwerks charakteristisch, das Geschehen in eine Handlung eingebunden, die das tägliche Leben perfekt markiert.

Dabei findet alles im Wohnraum statt, in der Atmosphäre, die jeder Bürger zur damaligen Zeit kannte. Details wie der Zeiger auf der Uhr, der Bildschmuck, die Flaschenkrüge, die herumstehen, ja selbst der Einkaufskorb mit dem Umhängetuch, das alles ist für Pflug interessant. Auch vergißt er nicht, im Vordergrund Stilleben einzufügen.

Pflug arbeitet hier wie auf allen seinen späteren Genrebildern mit einem Formkanon, den er entsprechend des Geschehens in allen möglichen Variationen durchspielt. Dabei ist wichtig, daß Pflug jegliche Symmetrie vermeidet, aber immer mit Kontrasten arbeitet. Es entsprechen sich die Gruppen, jedoch immer in verschränkter Stellung, verschränkt im Raum und verschränkt in den Bewegungen und der Anzahl der Figuren. Pflug hat somit weit über die niederländische Malerei hinausgehend seinen Bildern ein Kompositionsschema auferlegt, das er immer wieder durch Details variiert, so daß es dem Beschauer nicht bewusst wird. Er entspricht damit exakt der damals gepflegten Kunsttheorie, die bestrebt war, zu komponieren, ohne daß es der Beschauer zu erkennen vermag. Er bewegt sich damit in den kunstästhetischen Kategorien, die ausgehend von William Hogarth in Europa bekannt wurden und insbesondere die Genremaler beeindruckt haben. Dieses exakte Komponieren von Figurengruppen und Bildern, von Raum und Details sind charakteristisch für Pflugs Werk. Er ist nicht nur ein Dokumentator schwäbischer Idylle, sondern er ist ein Künstler, der seine Bilder komponiert, sich um technische Vollkommenheit bemüht. Obwohl alles realistisch wirkt, sollte man bei ihm vorsichtig sein, alles, was er malt, als Dokument zu werten. Denn Komposition und Bildaussage sind für ihn wichtiger als die Darstellung des exakten realistischen Geschehens. Hinter so manchem Bild steht wohl eher der Wunschtraum, eine solche Szene gesehen zu haben, als das exakte Abbild. Insbesondere ist zu beobachten, daß Johann Baptist Pflug immer wieder auf seinen Genrebildern Trachten einfügt, die in der damaligen Zeit, so darf man auch aus anderen Beschreibungen übernehmen, durchaus nicht in dieser reichen Anzahl getragen wurden. Er ist bemüht, hier eine „deutsche“, eine oberschwäbische Szene zu schaffen - im Gegensatz zum populären französischen und englischen Genrebild - ganz im Sinne dessen, was beim Wiener Kongreß verhandelt wurde, als man sich von der französischen Vorherrschaft lösen, und damit auch von der französischen Kleidung, und die deutsche Tracht einführen wollte. Pflug dokumentiert sie, soweit sie noch vorhanden ist, und macht sie durch seine Bilder populär. Insofern sind die Arbeiten von Johann Baptist Pflug durchaus nicht unpolitisch, und das macht er auch deutlich, indem er gelegentlich Karikaturen malt. Sein Engagement als Stadtrat und sein Ausscheiden aus Anlaß der Revolution 1848 spiegelt sein politisches Engagement.

Obwohl berichtet wird, daß Johann Baptist Pflug bis zu seinem 62. Jahre gearbeitet hat, d. h. bis ins Jahr 1857, so sind doch aus der Spätzeit kaum datierte Arbeiten bekannt. Wir können nur vermuten, daß Johann Baptist Pflug in den 50er Jahren die Ideen und Motive seiner früheren Arbeiten wieder aufnahm und Variationen der bekannten Genrebilder malte. Wie zu beobachten ist, beschreibt Pflug (Günthert) in seinen Informationen über die Genrebilder des öfteren Werke anders als sie uns heute bekannt sind. Möglicherweise hat Pflug seine Motive, ähnlich wie bei den Kartenspielern belegt, wieder und wieder gemalt. Das Manko der derzeitigen Forschung ist, daß wir noch keinen kritischen Gesamtkatalog von Pflug besitzen.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen sowie Anmerkungen die hier nicht abgedruckt sind.

8. Jahrgang – Heft 1 – Seite 13

## Das Weberhandwerk der Reichsstadt Biberach im Spiegel der Ratsprotokolle

Von Reinhold Adler, Fischbach

Der Versuch, die Entwicklung des Webergewerbes der Reichsstadt Biberach vom 16. bis zum 18. Jahrhundert anhand der Ratsprotokolle zu dokumentieren, versprach gleichermaßen zeitaufwendig wie ergiebig zu werden. Die Durchsicht dieser seit 1555 fast lückenlos erhaltenen Niederschriften der Ratsverhandlungen ließ eine Fülle von Hinweisen auf das Alltagsgeschehen in diesem wichtigsten Handwerk der Stadt erwarten. Gleichwohl gab es zu bedenken, daß die Verfassungsreform Karls V. von 1551 der reichsstädtischen Zunft ihre Stellung als eigenständige politische Kraft weitgehend genommen hatte. Die Zunft war zu einem polizeilichen Vollzugsorgan des Rates geworden. Zur Verhandlung vor dem Rat kam deshalb nur, was sich seiner Bedeutung wegen den Entscheidungen der Zunftvorstände entzog oder was auf Grund der Widerstände innerhalb der Zunftmitglieder den Beschluß der höheren Instanz verlangte. Der Blick auf die Wirklichkeit der Zunftverfassung erlaubt es, die Entstehung mancher Regelungen zu erklären, die uns in den Weberordnungen von 1600 und 1727 überliefert sind. Die Grundzüge dieser Entwicklung sollen hier skizziert werden.

### Ein Gewerbe im Niedergang

Viele sogenannte Vergantungsprotokolle bilden einen deutlichen Hinweis auf den wirtschaftlichen Wandel und Niedergang, ein Merkmal der allgemeinen Entwicklung im oberdeutschen Textilrevier des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Eine Liste der Konkurse in der Reichsstadt Biberach, vom Rat zwischen 1579 und 1625 geführt, nennt insgesamt 182 Bankrotteure, davon rund ein Viertel aus dem Weberhandwerk. Die Jahre 1594, 1598, 1611 und 1612, 1615 und 1618 brachten jeweils zwischen 10 und 20 Gewerbetreibende in Zahlungsschwierigkeiten.

Die Ursachen sind bekannt: die Handelswege hatten sich nach der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien verlagert. Das oberdeutsche Textilrevier verlor seine beherrschende Stellung. Baumwolle wurde knapp. „Dieweil die woll dieser Zeit so elent und theur“, befürchtete der Rat seit 1563 immer wieder, „daß der barchat dißer Zeit inn abfall“ komme. Die Absatzchancen des Hauptproduktes der Biberacher Weberzunft sanken.

Auch die im ausgehenden 16. Jahrhundert schon weit fortgeschrittene Territorialisierung der Region blieb nicht ohne negative Auswirkung auf das städtische Textilgewerbe, das ohne das ländliche Umland weder mit Rohstoff versorgt werden noch z. B. seine Bleichen betreiben konnte. 1559 verbot der Rat den Bleichern, vor dem 24. Juni auswärtiges Bleichgut anzunehmen. Umliegende Kloster- und Adelsgebiete sicherten jedoch die Versorgung der Bleichen mit dem für die Laugenherstellung unentbehrlichen Holz und mit Asche. Barchent mußte hinfort zwar bevorzugt abgebleicht werden, die geplante Schließung der Bleichen für auswärtiges Leinen ließ sich so nicht durchsetzen.

Flachs, der einheimische Rohstoff, verteuerte sich ebenfalls, obwohl die regionale Flachsproduktion, so lassen die Kleinzehntregister Ingerkingens vermuten, noch bis 1609 anstieg. Die Flachsproduktion sank bis 1645 mit dem Rückgang bäuerlicher Produzenten. Praktisch bauten Ingerkinger Bauern vor und nach dem Dreißigjährigen Krieg durchschnittlich unverändert viel Lein an.

Ohnmächtig zeigte sich der Rat gegenüber dem sogenannten Fürkauf, dem Aufkaufen von Garn durch „Kauderer“ direkt beim Bauern, was das Angebot auf dem Biberacher Garmarkt verringerte. Ein Problem bildete auch die Herstellung von Wepfen durch Zunftfremde, wodurch die Qualität der Biberacher Markenware bedroht wurde. Schließlich führte der Ankauf von Garn auf dem Garmarkt durch auswärtige Aufkäufer zu schädlichen Preissteigerungen. 1568 sah sich der Rat gezwungen, den Webern den Garneinkauf „zwo meil wegs vsserhalb der Stadt“ zu gestatten, eine Maßnahme, die den Verfall des städtischen Garmarkts beschleunigte und gleichzeitig den Grund legte für einen Streit zwischen Zunftvorstand und den Webmeistern. Letztere beriefen sich noch 1602 auf dieses alte Recht. Sie würden „hinauß reiten vnd gehen wie sy khünden, bis daß man den frembden, so hin vnd wieder auff dem landt vmbziehen vnd garn khauffen, dergleichen khauffen auch abstricke.“ Sie brachten vor, „sy khindens drauß en vil näher khauffen weder alhie aufm Marckht, hoffen, man werde Inen Ir wolffahrt nit mißgönnen.“ Die Zunftvorstände betonten dagegen, das Verhalten der Weber führe dazu, daß der Biberacher Garmarkt noch „gantz vnd gar verderbt“ werde. Leider hätten sie über die fremden Aufkäufer keine Gerichtshoheit. Garnaufkaufen wurde nun jedem Bürger verboten, sofern er dasselbe nicht zum Verbrauch in der eigenen Haushaltung benötigte, sondern damit Tuche zum Verkauf herstellen ließ. Schließlich traten auch in der Versorgung der

Weber mit Baumwollgarn durch ein Heer ländlicher Zuarbeiter Probleme auf. 1598 wandte sich der Rat aus diesem Grund an das Kloster Ochsenhausen wegen dessen Untertanen. „so den webern alhir die Baumwollen spinnen vnd die nit getrewlich widerumb haimgeben.“

## Das Zunfkaufsystem

Wie versuchten Rat und Zunft der Stadt diesen vielfältigen Problemen zu begegnen? Seit jeher bildete der Zunfkauf, d. h. ein System der Auftragsbeschaffung durch die Zunft unter Aufsicht des Rates bei gleichzeitiger Kontrolle der Lieferverpflichtungen der Weber, einen wichtigen Bestandteil der Weberordnung. 1559 führten des Martin Gersters Frau, der Stadtmann Hans Friedrich Pflummern, Hans Rollin und Jacob Altenstaig Klage vor dem Rat über die zunehmenden Nebenkäufe der Weber, d. h. über deren Tuchlieferungen außerhalb der Zunfverträge an Kaufleute, denen die Zunft zwischen Jacobi (25. Juli) und Maria Himmelfahrt (15. August) bei den sogenannten Jahreskäufen keinen Zuschlag gegeben hatte. Gleichzeitig forderten diese Vertreter vorwiegend Augsburger Handelsgesellschaften, wie z. B. der Firma Haug & Co., bei zukünftigen Abschlüssen der Zunft stärker berücksichtigt zu werden. Der Rat belegte nun jeden Weber mit der Strafe von 1 fl., falls einer Tuche lieferte, ohne zuvor seine vertraglichen Verpflichtungen aus den Zunfabschlüssen erfüllt zu haben. Dies löste bei den Webmeistern Befremden aus, da sie es für unbillig hielten, daß durch den Ungehorsam einiger weniger Meister auch jenen, die ihren Verpflichtungen immer pünktlich nachgekommen waren, die Chance auf einen Mehrverdienst genommen werde.

Nun führten mancherlei Gründe den einen oder anderen Weber in eine größere Abhängigkeit von Kaufleuten, die bei den Jahresabschlüssen der Zunft nicht zum Zuge gekommen waren. Die allgemeine Teuerung und der Bargeldmangel im Weberhaushalt zwang zu einem vorzeitigen Verkauf der Tuche. Die Ungevißheit über die Entwicklung des Barchentpreises im Jahr nach den Zunfabschlüssen - die Qualität der Bleichware hing ja sehr vom Wetter ab - mag die Beziehung zu einem Baumwoll- oder Tuchhändler gefestigt haben. Die Folge war, daß sich eine zunehmende Anzahl Weber außerstande sah, bis zum 25. Juli die gegenüber der Zunft versprochenen Tuche den Kaufleuten zu liefern. In diesem Fall sah die Weberordnung den Ausstoß aus der Zunft und die Ausweisung aus der Stadt vor, was von einer Mehrzahl der Webmeister unter den gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen befürwortet wurde. 1560 äußerte der damalige Bürgermeister Pflummern als Sprecher der „gemeinen Handelsleuth und Kaufherren“ seine Bedenken gegen diese Ausweisung der Weber und schlug statt dessen eine Erhöhung der erlaubten Anzahl an Webstühlen von zwei auf drei vor, was aber ebenfalls auf den Widerstand der Webmeister stieß, ein Zeichen für den noch ungebrochenen Zunfgeist.

## Die Zulassung neuer Produkte

Erfolgreicher waren Zunft und Rat darin, Ersatzstoffe für den immer weniger gefragten weißen Barchent zu finden. Ein Beispiel dafür ist der sogenannte Zottbarchent, auch neue Leinwand genannt, ein Tuch, welches auf einer Seite nicht geschoren, sondern aufgerieben wurde und 1568 zur Zeit äußerster Baumwollknappheit als Schawware zugelassen wurde. Erst auf wiederholtes Anhalten gestattete der Rat 1599 die Herstellung des „dicken Barchents“, eines Tuches aus minderwertiger Baumwolle, welches allerdings wie der „gemeine Barchent“ gewirkt werden mußte. 1598 setzte der Rat auch die Maße für ein weiteres Qualitätsprodukt fest, den Bettbarchent, welcher in Überbreite und auch in größerer Länge hergestellt werden durfte. Gleichzeitig erlebte der sogenannte „grätische Barchent“, ein Mischgewebe aus besonderem Garn, einen zunehmenden Aufschwung. Der Weg wies somit weg vom qualitativ hochstehenden Massenprodukt, hin zu einem qualitativ minderen Tuch einerseits, aber auch zur größeren Spezialisierung andererseits.

In diesem Zusammenhang sollte man auch einen Blick auf die Entwicklung der Ausrüstungsgewerbe der Stadt werfen. Die Arbeit z. B. der Tuchscherer und Färber beeinflusste Qualität und damit Absatzchance der Biberacher Textilprodukte ebenfalls. Nachdem der einfache weiße Barchent immer weniger ging, forderte der Rat 1563 die Herstellung des geschorenen Barchents. Gleichwohl hielt man 1568 das Tuchscherergewerbe in Biberach für überbesetzt und wies den Antrag eines Memminger Tuchscherers auf Aufnahme ins Biberacher Bürgerrecht ab.

Ähnliches gilt für das Färbergewerbe, welches 1599 den Bürgerstöchern und -witwen die Heirat mit fremden Färbern verbot, weil das Gewerbe mit fünf Meistern überbesetzt war. Immer wieder stritt man sich, weil Farben ordnungswidrig angesetzt worden waren, minderwertige „Sägmehlfarbe“ aus den Spänen des Blauholzes statt Waid oder Indigo Verwendung fand oder mindere Leinwand mit der Barchentfarbe aufgewertet wurde. Interessant ist, welche Unterstützung der Färber Ulrich Osterlin 1561 mit seinem Begehren bei den Zunfvorständen und Schauern fand, nur dann „die weiße barchet tuch wie zu Ulm zu färben“, falls der Rat sich zu einer Verringerung der Schaugelder bereit fände.

## Die Verschärfung der Barchentschau

Die Barchentschau bildete das klassische Instrument des Rats zur Sicherung der Qualität des Biberacher Markenprodukts und gleichzeitig eine wichtige städtische Einnahmequelle. Je schlechter ein Tuch war, desto höher waren die Schaugebühren. Die Ratsprotokolle erlauben erstmals eine Aussage darüber. Sie betragen 1598 für Bettbarchent

1 Pfg. pro Elle für beste Qualität (Ochsen),

1 Pfg. pro Elle und 2 kr. pro Tuch für mittlere Qualität (Löwe),

1 Pfg. pro Elle und 4 kr. pro Tuch für schlechte Qualität (Traube).

Für den 1599 zugelassenen minderwertigen dicken Barchent verlangte man 7 kr. pro Tuch, sowie für

ein Krontuch 1 Batzen,

ein Viersiegler 6 Kreuzer,

ein Dreisiegler 2 Batzen.

Vieles spricht dafür, daß das Jahr 1598 mit seinen Neuerungen und seinem Rekord an Vergantungen für das Weberhandwerk eine Wende darstellte. Es begann damit, daß die Schauer 33 Tuche des Stadtfärbers als Kaufmannsgut verwarfen. Dessen Empörung veranlaßte die Schauer, den höchstobrigkeitlichen Schutz des Rates zu erleben, da sie sich außerstande sahen, die verschärften Richtlinien des Rates an der Schau durchzusetzen, zumal etliche Weber verlautbaren ließen, sie „wollen es auch nicht leiden, was Inen Trauben oder Brieff (= minderwertige Qualitätsstufen) geschaut werde. Dieser Widerstand veranlaßte den Rat, die Öffentlichkeit von der Schau auszuschließen. Es hieß, daß „die weber fürters die schawer nit mehr vberstehen sollen, sonder da einer oder der ander seine Thuoch auff dembanck, von newem dazu gemacht, gelegt hattet, soll er strackhs wider zu ruckh auß der Stuben gehen, vnd die schawer rüerig schawen lassen.“

Der Widerstand der Weber gegen diese Verschärfung der Schaubedingungen fand schließlich seinen Höhepunkt in öffentlichen Drohungen des alten Webers Hans Jäcklin gegenüber dem Rat am 1. August 1598: „Es müeße Gott erbarmen, dz man so mit Inen den webern (mit anrichtung einer besonderen schaw) vmbgehe, es seye mit Inen gethan: Sy müeßen hinunder bösest zugrunt gehen: Es müeße Gott erbarmen, dz man sy also bey Rat verschwetze: Es wehre khein wunder, das er einmal ein wöhr durch einen steche.“

Dem Rat bot dieser Vorfall einen willkommenen Anlaß, ein Exempel zu statuieren, wie auch schon um 1590 Leibesstrafen, z. B. das Abschneiden der Ohren, gegenüber Webern ausgesprochen worden waren, die auf betrügerische Weise versucht hatten, die Schau zu täuschen.

## Der Weberhändel

Die Disziplinierung der Weber mit dem Mittel der Schauverschärfung bewirkte zweierlei. Einmal legte sie den Keim der Zwietracht in die Weberzunft, zum anderen bildete sie den Anlaß für einzelne Weber, ohne Wissen des Rates, mit Duldung der Hilfskräfte bei der Schau, Tuche, z. T. auch Leinwand, herzustellen oder aufzukaufen, die den Erfordernissen der Schau nicht entsprachen, d. h. wegen ihrer Länge von nur 18 bis 20 Ellen als Kaufmannsgut nicht taugten. Manche Tuche wurden an der Schau absichtlich nicht ganz ausgezogen, so daß man nie die geforderte Länge feststellte. Damit diese Tuche dennoch, oftmals im Namen so einflußreicher Leute wie der Frau von Schad oder der „Schwestern in der Klaus“, auswärts verkauft werden konnten, brauchten sie das Stupfzeichen, das bei der Schau als Nachweis für bezahlten Zoll angebracht wurde. Auf diese Weise machten einzelne Weber aus der Not eine Tugend und beschickten verschiedene Jahrmärkte und Messen, z. B. in Worms und Frankfurt, bis der Rat 1602 auf Grund der inneren Streitigkeiten in der Weberzunft von diesen Machenschaften erfuhr und sie untersuchte, was als die sogenannten Weberhändel in die Ratsprotokolle einging. Obwohl sich diese Geschäfte in einem relativ bescheidenen Rahmen von bis zu 60 fl. bewegten, sprach der Rat empfindliche Strafen aus. Zudem beschloß er „alle Leinwath, es habe nambhen, wie es Immer wolle“, auch den weißen und schwarzen Zwilch, schaufpflichtig zu machen.

## Wandel im Barenthandel

Die Verschärfung und Ausweitung der Schau in Biberach um 1600 vermag jedoch nicht darüber hinwegzutäuschen, daß sich die Bedeutung dieses Umschlagplatzes für Barchent- und Leinwandprodukte zu verringern begann.

Schon 1568 hatte der Rat den Verlust an Zolleinnahmen beklagt, welcher der Stadt dadurch entstand, daß die Biberacher Weber die blaue Leinwand zu Ulm und anderswo verkauften. Die Leinwand erlebte in Ulm seit 1587 einen derartigen Aufschwung, daß man dort das Stupfhaus 1613 erweitern mußte.

Während in Biberach eine verschärfte Gesetzgebung die städtischen Einnahmen sichern sollte, zog sich der traditionelle Kaufherrenstand immer wieder von seinen vertraglichen Pflichten zurück. 1598/99 hatte der Junker Christoff Pflummern in den Jahreskäufen mit der Zunft Barchenttuche bestellt. Als der Weber Bernhardt Mayer Pfest ihm seinen auf ihn entfallenen Anteil an der Lieferung übergeben wollte, wurde er des Hauses verwiesen. Der Junker nahm nur Tuche von jenen Webern an, welche bei ihm regelmäßig Baumwolle bezogen. Der Barchentpreis war gefallen. Somit sah sich der Weber gezwungen, die Tuche andersweitig zu schlechteren Bedingungen loszuschlagen. Als der Junker 1601 wieder eine Lieferung von nunmehr 74 Fardeln (= ca. 3300 Tuche) vom Weberhandwerk erwartete und Bernhardt Mayer Pfest seine Tuche schuldig blieb, klagte der Kaufherr. Der Barchentpreis war gestiegen.

Man könnte daraus schließen, daß sich in Biberach das Verlagswesen als strenge Abhängigkeit des einzelnen Webers von einem Rohstofflieferanten oder Kaufherren außerhalb der Zunftaufsicht durchgesetzt hatte. Es ist jedoch bemerkenswert, daß seit 1568 alle Versuche seitens der Kaufleute, den Webern einen „freien“ Webstuhl unter direkter Kontrolle des Verlegers zu verschaffen, gescheitert waren. Auch die Entwicklung im Grautucherhandwerk, welches der Schneiderzunft unterstand, spricht nicht für das Eindringen dieser strengen Form des Verlagswesens in Biberach. Auf Drängen der Grautuchermeister mußte 1609 der Rat dem späteren Bürgermeister Gundelfinger verbieten, sich einen Weber zum Streichen von Schafwolle und zum Weben von Pay, einem flanelartigen Wollstoff, zu halten. Der Weber sollte „alß ein Maister, vnd nit Ime dem Gundelfinger würckhen.“ Er sollte auch nicht die Ulmer, sondern die Biberacher Grautucherwalk benutzen, „...alain mag er Ime Rauhe woll vnd gelt vf stuckh wol geben.“ Ein Verlagsgeschäft auf Geld- oder Rohstoffbasis mit einem selbständigen Meister unter Zunftaufsicht war geduldet, nicht aber dessen Anstellung in einem lohnabhängigen Verhältnis, auch wenn diesem Weber auf Grund seiner Armut die Einweisung in den Spital drohte.

Die Versuche der Weber zur Umgehung der Schau rissen jedoch nicht mehr ab. Der Einfluß einzelner Webmeister gegenüber den im Rat vertretenen Kaufherren nahm zu. Einige der noch 1602 in den Weberhändeln verurteilten Meister finden sich bereits 1622 als Zunftvorsteher und Ratsmitglieder, wie z. B. Matheus Angelin und Baltus Saylor. Als 1623 der Rat davon erfuhr, daß Hans Saylor, der Schauer, einige Meselanstücke, ein barchentähnliches Produkt, in seinem Haus schaute, entließ der Rat ihn und setzte Matheus Angelin als Schauer ein. Der eine wie der andere war 1602 tief in die Weberhändel verstrickt gewesen.

## Eine neue Schicht Biberacher Barchenthändler

Bis zum Dreißigjährigen Krieg bemächtigte sich eine neue Schicht Biberacher Bürger des Barchenthandels. Begünstigt wurde diese Entwicklung dadurch, daß es in Biberach immer nur in Ansätzen eine Entwicklung zu selbständigen überregionalen Handelsgesellschaften gegeben hatte, und Biberacher Textilprodukte vor allem durch Ravensburger, Memminger und Augsburgsburger Firmen vertrieben wurden.

Ein gutes Beispiel für diesen sozialen Wandel bietet die Familie Lay, deren Urahne, ein Schuhmacher Hans Lay, 1552 aus Hübel kommend, ins Biberacher Bürgerrecht aufgenommen wurde. Sein Sohn Jacob Lay war Mitglied der Weberzunft und betrieb zusammen mit seinem Schwager, dem Kramer Jacob Schmelzlin, einen Barchenthandel. Jacob Schmelzlin mußte seinen Kramladen 1617 seinem Tochtermann Hans Bernhardt Mayer um 2000 fl. überlassen, einschließlich aller Schulden, z. B. gegenüber der Firma Löwenmann, St. Gallen, und der Firma Bayer, Schaffhausen, welcher er noch 391 Barchente schuldete. Schmelzlin setzte die Beteiligung des Sohnes seines ehemaligen Kompagnons, Johannes Lay, durch, was zur Gründung der sogenannten „Schmelzlerischen Gesellschaft“ im Jahre 1617 führte. Johannes Lay wurde später Bürgermeister in Biberach. Einer seiner Söhne, Christoff Lay, führte als Handelsmann den Barchenthandel mit Erfolg weiter. Dessen Sohn wiederum erhielt 1684 das Reichsadelsprädikat und nannte sich Johann von Löwen, Handelsmann.

Mit seinen Beschlüssen förderte der Rat die Geschäfte dieser neuen Gesellschaft nach Kräften. Bei den Jahresabschlüssen mit der Zunft 1622 verlangten Hans Lay und sein Gesellschafter, der Rat möge den Webern den Handel mit Baumwolle verbieten und sie veranlassen, allein ihrer Gesellschaft die Tuche zu liefern. Zunftvorstände und ein Ausschuß der Webmeister wehrten sich erfolglos dagegen. Sie begrüßten die Konkurrenz im Baumwollhandel, die einen günstigen Baumwollpreis versprach, solange andere Baumwollhändler auf Tuchlieferungen außerhalb der Jahreskäufe hoffen konnten.

Den Protokollen können die Namen folgender Biberacher Bürger entnommen werden, die am Ende des 16. Jahrhunderts, teilweise noch bis in die Jahre des Dreißigjährigen Krieges hinein, sei es als Baumwollhändler, Geldgeber oder Tuchabnehmer, im Barchentgeschäft tätig waren:

Martin Schleich	Hans Bernhardt Mayer
Christoff Altenstaig	Jacob Schmelzlin
Hans Adam Altenstaig	Paul Schuhmacher
Christoff Pflummern	Michael Bodenmüller
Lukas Seidler	Baltas Bodenmüller
Jacob Eggart	Jacob Sandherr
German Ziegler	Hans Schaupp
Michael Eben	Martin Straub
Hans Lay	

Die Mehrzahl gehörte nicht der Patrizierschicht an, die traditionellerweise dem Barchenthandel verbunden war. Viele spielten jedoch im Kleinen oder Großen Rat, in der Schneider- oder Kramerzunft und in der Weberzunft selbst eine gewisse Rolle. Darüber hinaus gab es in Biberach eine breite Schicht von Bürgern, besonders Wirte, Bäcker, Kramer oder Schneider, die durch verschiedene Geld-, Leih- oder Spekulationsgeschäfte von der Arbeit der Zunftweber profitierten.

## Biberacher Geschäftsbeziehungen

Sucht man in den alten Protokollen nach Hinweisen auf die Geschäftspartner der Biberacher Barchenthändler, in deren Auftrag Tuche erstanden wurden, so weist die Mehrzahl der Einträge auf Verbindungen mit Ulm hin. Die Familien Pflummern und Altenstaig scheinen besonders der Augsburger Geschäftswelt verbunden gewesen zu sein, während die Schmelzlerische Gesellschaft des Hans Lay und Consorten außerdem nach Landsberg, Cleve und besonders in die Schweiz, nach St. Gallen, Basel und Berneck/Rhein lieferte. Um 1600 befanden sich Biberacher Weber auf Handelsreise im Elsaß, in Straßburg, Colmar und Schlettstadt. Um die Straßburger Johannismesse beliefern zu können, verlegte man in Biberach 1612 sogar die Schautermine. Bis 1614 handelte man in Frankfurt mit Biberacher Barchent. Man darf annehmen, daß der sogenannte „Schießbarchent“, welcher dort noch bis 1650 gekauft wurde, ebenfalls ein Biberacher Produkt war.

Zusammenfassend läßt sich über das Biberacher Barchentgewerbe am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges sagen, daß es zwar durch die Krisenjahre um 1598 merklich gelitten hatte. Es war starken konjunkturellen Schwankungen unterworfen und wurde deshalb wiederholt in schwere soziale Konflikte gestürzt. Andererseits bildeten sich Ansätze zu neuen Vertriebsformen heraus, denen der Rat trotz strenger Maßnahmen wegen veränderter Machtstrukturen innerhalb der Zunft auf Dauer nicht wehren konnte. Bis in die ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges hinein blieb jedoch eine relativ bedeutende Stellung des Barchentgewerbes in Biberach gewahrt.

## Die Folgen des Dreißigjährigen Krieges für das Weberhandwerk

Die eigentliche Zäsur in der Entwicklung des Biberacher Weberhandwerks bildete der Dreißigjährige Krieg. 1632 umfaßte die Weberzunft noch 157 Mitglieder, davon 137 verheiratete Meister und 20 Ledige. 1662 zählte sie noch 70 Meister mit rund 130 Webstühlen. 1732 gab es 74 Stadtmeister mit zusammen nur noch 63 Webstühlen.

Erschreckende persönliche Schicksale einzelner Weber verbergen sich hinter diesen nüchternen Zahlen, welche die Schrumpfung und Verarmung des Weberhandwerks sinnfällig belegen. Der Verschuldung folgte der soziale Abstieg oder gar die Vergantung. Mancher Weber versuchte noch durch Botendienste ein Zubrot zu verdienen, andere verdingten sich als Soldaten und ließen ihre Familien ganz mittellos zurück, angewiesen auf die Armenfürsorge des Spitals. Viele

wurden der Stadt verwiesen. Von 45 Webern waren 1698 allein 37 verschuldet, nur fünf hatten Hausbesitz. 71 Prozent versteuerten nicht mehr als 300 fl. Was war der Grund für diesen wirtschaftlichen Verfall?

Der Dreißigjährige Krieg hatte den Schwerpunkt der Textilherstellung endgültig in jene vom Kriegsgeschehen kaum berührte Gebiete südlich des Bodensees verlegt, da dergleichen „Handwerckhsleut auch bei ihnen eingeführt und hierorts in völliges Steckhen gebracht“ worden seien. 1653 verbot der Rat auf Antrag des Weberhandwerks einer Weberfamilie, sich in das Handwerk der Stadt Lindau aufnehmen zu lassen, weil dadurch „dz allhiesige aber ruiniert werden müsse.“ Oberschwaben war via Lindau zum Garnlieferanten für die aufstrebende Textilindustrie der Nordostschweiz herabgesunken.

Eine maßgebliche Rolle scheint dabei der Biberacher Salzmeister und Weber Georg Heiß gespielt zu haben, dem die Zunft 1653 vorwarf, nach Lindau verraten zu haben, wieviele Schneller man zu einem Tuch brauche. Er liefere selbst Garn nach Lindau und schade somit dem Biberacher Weberhandwerk. Heiß entschuldigte sich, er habe diesen inständigen Wunsch seinem Auftraggeber nicht abschlagen können, zumal dieser in der ganzen letzten Zeit das Handwerk in Biberach gefördert habe. 1669 klagten die Biberacher Weber, daß Garnaufkäufer „gantz wägen voll mit garn und schneller auffkauffen, über den Bodensee in Schweiz entführen, dergegen sie und andere benachparte Städt mangel und das nachsehen haben müßen, und wann solchen Störhern nicht gewöhrt, ihr handwerckh in gänzlich min, mithin mit weib und kindem vollends an den bettelstab gebracht würden.“

Ein weiteres Problem stellte die Qualität der Biberacher Garnsieder dar. Als 1651 ein Garnsieder aus Giengen in Biberach aufgenommen wurde, brachte dieser einen neuen Kessel für das Waschhaus mit. Die gänzliche Mittellosigkeit der Stadtrechnerei zwang das Weberhandwerk zur Verdoppelung des sogenannten Stuhlzolles, einer Abgabe, die von jedem Webstuhl erhoben wurde, in der Hoffnung, die Kosten für diesen Kessel in 15 Monaten tilgen zu können. Mangelnde Fachkenntnis der Garnsieder im Ansetzen der Lauge verdarb dem Handwerk um 1662 wiederholt große Garmengen.

Der Barchenthandel, so heißt es 1662, habe sich verloren. Als einzelne Weber 1647 versuchten, auf allen drei zugelassenen Webstühlen ausschließlich Baumwollgewebe herzustellen, setzte die Zunft durch, jeder Meister solle auf „vf zweyen stüelen Wulliß vnd dem dritten Leinwath: oder vf einem Stuel Wulliß vnd den zweyen Leinwath würrchen.“

Damit zeichnet sich eine beginnende Spezialisierung im Webergewerbe ab. Auswärtige Unternehmen waren zunehmend darauf bedacht, die Veredlung der Tücher, besonders das Bleichen oder Färben, außerhalb Biberachs vorzunehmen, weshalb der Rat z. B. 1656 in die Verkaufsverhandlungen mit der Zunft eingriff, um Biberacher Händlern den Zuschlag zu vermitteln und dadurch städtische Ausrüstungsbetriebe zu fördern. Dennoch lieferten die hiesigen Weber ihre Leinwandprodukte beharrlich an die Ulmer Schau, so daß man seit 1653 in Biberach sogar darauf verzichtete, die Tuche bei der Schau aufzuschlagen und ihre Länge zu kontrollieren, „weil mans ohne dz in Ulm nicht achte, sondern de novo daselbsten“ kontrolliere. Einzig und allein das Stupfen mit dem Biberacher Zollzeichen erfolgte noch in der Schaustube des Biberacher Rathauses.

## Der Zerfall des Zunftkaufsystems

Erstmals nach dem Krieg bot sich im Jahre 1662 für die Weberzunft wieder die Gelegenheit, einen sogenannten Stuckhandel mit einem auswärtigen Unternehmen abzuschließen, welches Christoff Lay und Friedrich Guthermann als Faktoren bestellt hatte. Der Auftrag bezog sich auf Meselan und Leinwand. In Erwartung eines Aufschwunges baten die Weber um Zulassung eines weiteren Webstuhles. Georg Heiß, die lokale Konkurrenz, bot den Webern jedoch 8 kr. statt 7 ½ kr. für die Elle Meselan und drohte, die Leinwandtuche unter der Hand aufzukaufen mit der Begründung, „daß man keinem Kauffmann verwehren könne, wann er weiter auf eine wahr geben wolle, und wann er befelch von seinem Herr Principalen empfangt, weiters und mehrers zu geben, komme er deme nach, müße sein nahrung auch dabey suchen, seye bey den Kaufleuten üblich.“ Der Rat beschloß, Heiß solle die Tuche erst dann aufkaufen dürfen, wenn der Guthermann 60 Leinenstücke zusammen habe. damit „sich widerum ein Stuckhandel alhie aufrichten lasset, damit diesselben alhir und nicht in Ulm verkaufft und abgebleicht werden.“

Die Zeit des alten Zunftkaufsystems war vorbei. Die Umgehung der Lieferungsverpflichtung, die ein Weber gegenüber der Zunft eingegangen war, vor dem Krieg noch strengstens bestraft, war zu Regel geworden. Zunehmend bestimmten die Prinzipien von Konkurrenz und Gewinnmaximierung das Textilgewerbe. Der Zunft- oder Monopolgeist war gebrochen. Diese Veränderungen werden augenscheinlich, betrachtet man die Besetzung höchster Zunftämter. 1645 wählte der Rat Georg Heiß zum Weberbüchsenmeister, dem höchsten Amt der Weberzunft. Eine Zunftversammlung aller Webmeister setzte jedoch seinen Rücktritt durch, weil laut alter Weberordnung „kheiner so selber handlung oder factorye habe, zum bixenmeistern oder fiinfer gebraucht werden khöndt.“ Seit 1622 lassen sich aber z. B. Wirte als Zunftvorstände nachweisen. 1666 bestellte dagegen der Evangelische Rat Christoff Angelin, damals Zunftführer der Kramer, zum Weberbüchsenmeister, „weilen diß eine starckhe Zunftt, vnd daher eines verständigen Zunfttmeisters vonnöthen.“ Eine Umfrage in den Weberstuben wurde abgehalten, und bis auf etliche wenige Weber sprachen sich die Meister dafür aus, den Kramer anzunehmen, „da man nun mit Leinwand handle, sähen sie es gerne, daß auch Angelin und viele andere damit handlen.“ Mit dem Handelsmann Christoff Angelin wurde 1666 auch der umstrittene Salzmeister Georg Heiß als Zunftvorstand angenommen, während von katholischer Seite der Wirt des Gasthauses zum Goldenen Kreuz, Johann Michel Vetter, mit diesem höchsten Zunftamt betraut wurde.

Die persönliche Abhängigkeit des einzelnen Webmeisters von den die Zunft bestimmenden Händlern dürfte dadurch erheblich gesteigert worden sein. Die Zunft als Korporation der Webmeister trat immer weniger als Vertreterin wirtschaftlicher Interessen gegenüber dem Handel auf. Als der Senator Gutermann von Bibern 1713, zusammen mit seinem Bruder in Augsburg, eine Textilmanufaktur errichtete, stieß er nur noch bei jenen Webmeistern auf einen gewissen Widerstand, deren Zunftamt im Säubern und Streichen der Baumwolle bestand, den Kartetschern. Gutermann kaufte Schneller auf, ließ Baumwolle säubern, streichen und verspinnen und ließ gegen Lohn weben. Der Kauf der Biberacher Bleiche rundete das Unternehmen ab. Die Abhängigkeit von dieser Manufaktur muß so groß gewesen sein, daß sich das Weberhandwerk 1718 an den Rat wandte, „weil es von dem H. Gutermann von Bibern keine arbeith mehr haben könne, mit weib und kindern aber so zu grund gehen müßten, E. Erb. Magistrat ihnen die obrigkeit. Hülfshand biethen möchte.“ „Wegen dermaligen starcken Leinwandhandels“ erlaubte 1735 der Magistrat all jenen Webern, die zum Leinwandhandel schaffen wollten, vier statt der üblichen drei Webstühle, „darunter prezice Ein stuhl für die Compagnie.“ Nach 1736 scheint dieses Unternehmen aber wieder aufgegeben worden zu sein.

## Die „Schließung“ der Weberzunft

In zunehmendem Maße Werkzeug lokaler Händler geworden, begann die Zunft die ihr verbliebene Polizeigewalt zur Wahrung des Besitzstandes eines verkleinerten Kreises eingessener Webmeister zu benützen. Die sogenannte Schließung der Zunft begann mit Lohnkämpfen. 1651 mußten sich die Webergesellen mit einem Wochenlohn von 21 kr. begnügen, von dem sie sich nach Meinung der Meister „wol ersettigen lassen köndten.“ Auf das Jahr berechnet bedeutete das einen Geldlohn von rund 15 ½ Gulden. Zum Vergleich: ein Schulmeister verdiente damals 16 Gulden, zuzüglich 3 Malter Roggen und 2 kr. Schulgeld pro Schüler. Bei den Biberacher Fleischpreisen konnte man sich von diesem Geld rund 12 Pfund Fleisch pro Woche kaufen. Ein Geselle im Nürnberger Bauhandwerk konnte sich von seinem wöchentlichen Sommerlohn von 24 kr. immerhin fast 32 Pfund Fleisch leisten. Dennoch heißt es 1672, daß viele Webmeister in Biberach keine Gesellen aufnehmen könnten, hingegen viele entlassen werden sollten.

Ohne Wissen des Rates schlossen die Webmeister 1659 eine Übereinkunft, „in nächstfolgenden acht Jahren keinen Lehrjungen mehr“ anzunehmen, „damit sie nicht umb so weniger Arbeit willen noch mehrers Not und Mangel erleiden, entweder dem Spital haimfallen oder die Statt gar verlassen müeßen.“ Das akzeptierte der Rat zwar nicht, verschärfte aber die Ausbildungsbedingungen und erhöhte das Lehrgeld auf 10 Gulden.

Im Gegensatz zur Weberordnung von 1600 verlangte die revidierte Ordnung von 1727 den Nachweis einer zweijährigen Wanderzeit als Voraussetzung für die Meisteraufnahme in Biberach, andernfalls hatte einer als „Gelernter“ das 26. Lebensjahr, als „Meistersohn“ nur das 25. Lebensjahr abzuwarten. Die Bevorzugung der Meistersöhne war eindeutig, Gesellen wurden Wander- und Saisonarbeiter, und das Bettelunwesen nahm zu.

Schon seit 1655 versuchten Weber wiederholt erfolglos, den Verkauf ihrer Produkte auf dem Marktplatz in Biberach durchzusetzen. Sie scheiterten an den Protesten der Krämer. Erst das beginnende 18. Jahrhundert brachte eine Liberalisierung des Handels mit Garn und Wepfen für Biberacher Bürger und damit eine neue Verdienstchance für Weber. Rund ein Viertel aller Meister ernährte sich jedoch 1732 von einer Nebenbeschäftigung. Sie waren Schulmeister oder Orgeltreter, Nebenverdienst 3 bis 5 Gulden jährlich; sie stellten die Nachtwächter und Torschließer in Biberach und versahen Dienste als Stadtknechte, Messner, Zunftknechte, Gerichtsdienner, Kornmesser und anderes mehr.

Auch die Schau schuf in erster Linie eine zusätzliche Verdienstmöglichkeit für den einen oder anderen Weber. Barchent-, Baumwoll- und die Weißschau der gebleichten Tuche bestanden in Biberach weiter. Bei einer Revision der städtischen Einnahmen 1769 wurde bemängelt, so viele Leute seien bei der Barchentschau angestellt, daß der öffentlichen Kasse kein einziger Kreuzer zufalle, obwohl die ganze Schau von nur drei Personen besorgt werden könnte. Nur die Leinwandschau scheint 1744 aufgelöst worden zu sein. 1778/79 schloß die Baumwollschau, wobei der Magistrat auf Klage der Schauer dieselben bis zu ihrem

Ableben in Amt und Würde belassen mußte. Noch 1797 wurde die Barchentschau dem Noah Rudhardt übertragen, nachdem der alte Schauer gestorben war. Bezeichnend für die Entwicklung der Barchentweberei in Biberach war dabei: Rudhardt war Leineweber.

Der Originaltext enthält Bilder die hier nicht abgedruckt sind.

8. Jahrgang – Heft 1 – Seite 20

# Dominikus Zimmermann und sein künstlerisches Schaffen in Klöstern und Kirchen des heutigen Landkreises Biberach und seiner Umgebung

## Zum 300. Geburtstag des genialen Stukkateur-Baumeisters

Von Ludwig und Stefan Pöllmann, Alheim/R.

Dominikus Zimmermann wurde als Sohn des Maurer-, Stuck- und Zimmermeisters Elias Zimmermann und seiner Ehefrau Justina Rohrmoser am 30. Juni oder 1. Juli 1685 - fünf Jahre nach seinem als Maler und Stukkateur ebenfalls berühmt gewordenen Bruder Johann Baptist - in Gaispoint, dem heutigen Wessobrunn, geboren. Die beiden Brüder verloren schon mit zehn Jahren ihren Vater. Die Mutter ging eine zweite Ehe mit dem Stukkateur Christoph Schöffler ein. Dieser erteilte den Stiefsöhnen die erste Unterweisung im Stuckieren. In der strengen Schule des alten Johann Schmuzer, der - wie Peter Dörfner in seinem Roman „Die Wessobrunner“ schreibt - „... allen Begabten der Entdecker, allen Meistern ein Meister war...“, wurde dann schon die vielseitige und überragende Begabung der beiden Zimmermann-Brüder erkennbar. Sie fand für Dominikus ihre weitere Ausformung und praktische Festigung, bis hin zu sehr früher Meisterschaft im Stuckieren und „Marmorieren“, im Altarbau und im Architektonischen, bei dem Augsburger Bildhauer und Stukkateur Matthias Lotter sowie über diesen und gemeinsame Aufträge bei dem Füssener Johann Jakob Herkomer, dem damals führenden Architekten und Altarbauer des schwäbischen und Innsbrucker Raumes. Acht Jahre (1708-1716) war Dominikus Zimmermann in Füssen ansässig, zu dieser Zeit schon mit Theresia Zopf aus einer bedeutenden Stukkatoren-Familie seines Heimatortes verheiratet. In ganz besonderer Weise war er mit Herkomers Arbeiten und dessen großem Können verbunden. Was das „Marmorieren“ betrifft, weiß man nicht genau, ob Zimmermann diese von ihm schon sehr früh bis hin zu höchster Vollendung entwickelte besondere Form des Stuckierens auf einer Italienwanderung in Capri oder in München bei den damals in der Residenz arbeitenden Italienern erlernte. Unter Scagliola, italienisch „stucco lustro“ genannt, versteht man Stuckmarmor-Einlegearbeiten, bei denen ein aus verschiedenen gefärbten Pasten gekneteter Innenputz aufgetragen, gebügelt und poliert wird. Zimmermann hat allein zwischen 1705 und 1726 über sechzig dieser farbenfrohen leuchtenden Scagliola-Platten mit Blumendekors und Tierdarstellungen, aber auch mit biblischen Motiven geschaffen und gehört bis heute zu den wenigen namentlich noch bekannten Meistern der Scagliolakunst.

Wen wundert es da, daß ihn schon 1708, also mit 23 Jahren, ein selbständiger Auftrag in dieser Art des Stuckierens - verbunden mit dem Altarbau – ins Benediktinerkloster Fischingen im schweizerischen Kanton Thurgau führte, wo er den Hoch- und fünf Nebenaltäre in Stuckmarmor und mit Scagliolen erstellte. Hugo Schnell (†), den man wohl als einen der besten Kenner von Leben und Werk des großen Wessobrunners bezeichnen darf, schrieb hierzu: „Zimmermann erscheint im ersten urkundlich gesicherten Großauftrag als ausgebildeter, sich entfaltender Meister, der ebenso über Entwurfsvermögen wie über künstlerische Kraft, ausgezeichnetes Farbempfinden und hohes kunsthandwerkliches Können verfügt.“ Ein Jahr später, also 1709, begannen dann, schon ganz in unserer Nähe, Zimmermanns wiederholte Arbeiten für die Reichskartause Buxheim bei Memmingen. Diese beanspruchte ihn zunächst bis etwa 1711/13 mit der Oberleitung bei Raumstuckierungen im Sakral- und Klosterbereich, dann wieder 1726/27 bei einem der ersten Zimmermann'schen Kirchenbauten überhaupt, der Pfarrkirche St. Peter und Paul, und schließlich 1733 bis 1739 sogar als Baudirektor des Klosters. Schon seine ersten Buxheimer Arbeiten zeigen einen form-sicheren und eigenwilligen, sich von alten schwereren Wessobrunner Stuckformen weitgehend lösenden Stukkateur. Von Buxheim aus dürfte Dominikus Zimmermann 1713 oder 1714 auch nach Waldsee gekommen sein, das 1712 bis 1718 seine Stiftskirche barockisierte. Es steht nicht fest, ob ihm dort auch erste architektonische Teilaufträge zugekommen sind. Gesichert aber ist die Zuschreibung Schnells (von Dehio übernommen) für den Hochaltar, dessen imposanter Aufbau durch das schöne Zusammenspiel der Farben aus den Stuckmarmorierungen und Scagliolen (in den Säulenbasen und im Antependium) besonders wirkungsvoll zur Geltung gebracht ist. Dem sorgfältigen Beobachter - etwa der feinstgezeichneten ins Blumen- und Tierdekor genommenen Flucht nach Ägypten - wird hier ein weiteres, wesentliches Formelement Zimmermann'schen Könnens erfaßbar: Seine malerische Begabung und sein empfindsam-feiner Sinn auch für die Schönheit wechselvollen Farben- und Formenspiels in Bauten, Dekorationen und Ausstattungen, die er - hier in den Frühwerken noch auf Altarbau, Stuckmarmor und Scagliolen konzentriert - dann später, in seinen Sakralbauten, unter bewußter Einbeziehung des für ihn „nie farblosen“ Tageslichtes, zu einem immer wieder großartig sich vollendenden Einklang von Architektur, Stuck und Farbe zu führen vermochte.

Während der Buxheimer Zeit dürfte Zimmermann auch in der Memminger Kreuzherrnkirche stuckiert und marmoriert und in Ochsenhausen (1718/19) den herrlichen Altar in der Antoniuskapelle entworfen haben. 1715/16 arbeitete er, zusammen mit Bruder Johann Baptist und Stiefvater Schöffler, erstmals auch drüben in der großen Benediktinerabtei Ottobeuren. Ihrem bedeutenden Abt Rupert Neß übergab er 16 Jahre später zwei Entwürfe zum Bau der großen Abteikirche. Inzwischen war er ja, wie in Bayern Maria Mödingen und Landsberg/Lech, in Württemberg Sießen bei Saulgau und Steinhausen bei Schussenried erweisen, auch als Baumeister zu ganz großer Entfaltung eines durchgeformten Eigenstils von bemerkenswerter architektonischer Kraft und Schönheit gelangt. Einer dieser Pläne, der im Dezember 1732 übergebene, deutete erstmals und sehr gekonnt schon jene Lösung des Problems der Verbindung von Längs- und Zentralraum an, die - zunächst in Entwürfen von Simpert Kramer und Josef Effner wiederkehrend - dann schließlich 1748 auch in die Endplanung und bauliche Vollendung durch Johann Michael Fischer mit eingeflossen ist. Abt Rupert hat in seinem Tagebuch Zimmermanns Riß eine „große Magnificenz und Majestät“ bescheinigt, es aber für nicht ratsam befunden... „in unsriger Landart, so vielen Winden, Witterungen ... unterworfen, dergleichen zu bauen, weilen die Conservation ein ewiges Kapitel wäre...“ Ein großes Lob des Abtes zwar, in feiner Verschleierung aber doch auch mit Ansätzen zu jenen kritischen Ausdeutungen des Ottobeurer Risses, die Norbert Lieb und mit ihm H. Schnell zu dem Ergebnis gelangen ließen, „daß der groß angelegte Riß ... nicht so eminent einhellig und frei dünkt, wie Steinhausen und die Wies“. Vielleicht wird gerade der Leser dieses Artikels, in dem so viel Persönliches zu Zimmermanns Arbeit mit einbezogen werden kann, ein Weiteres spüren: Daß in der vorgegebenen Monumentalität und räumlich gebotenen Strenge des Ottobeurer Gesamtkonzeptes der einfache, gläubig und naturverbunden in sich ruhende, empfindsame Mensch und große Künstler Dominikus Zimmermann vielleicht jene schöpferische Freiheit und beseelte Tiefe verloren hätte, aus der - heraus er- der ovalen Grundrißkonzeption doch sehr verbunden - Steinhausen und die Wies zu Sakralräumen und Gnadenstätten von so jubelnder Freude, so vollendeter Schönheit und Eleganz, so gläubig-frommer Aussage über den Weg des Christen zwischen Diesseits und Jenseits geformt hat und formen konnte, weil sein Schaffen hier - nach Schnells guter Ausdeutung - „konform war mit einer christlichen Persönlichkeit und milden Menschlichkeit“.

Das wiederholte, oft mit längeren Aufenthalten verbundene künstlerische Schaffen für die Kartause und Pfarrei Buxheim - mit gleichzeitiger Hereinnahme von Aufträgen aus dem Umland - hat Dominikus Zimmermann zunächst beruflich, später aber auch familiär in eine sehr eng werdende Beziehung und Bindung nicht nur zum illernahen bayerischen Schwaben, sondern vor allem auch zu unserem angrenzenden nördlichen Oberschwaben gebracht. Hier, in dem an Schönheit durchaus mit seiner Heimat im bayerischen „Pfaffenwinkel“ vergleichbaren bewegten oberschwäbischen Voralpenland, in dem - wie dort - Landschaft und Kunst die tiefsten Zusammenhänge haben und kirchlich-klösterliche Kunst sich ebenfalls schon seit Jahrhunderten als Ausdruck des religiösen Grundwesens seiner Bewohner darstellen konnte, hat sich dem genialen Wessobrunner, seinen Brüdern Johann Baptist und Kaspar, aber auch der ihn stets begleitenden begabten Werkschar unter seinem Sohn Franz Dominikus, ein weiteres künstlerisches Schaffensfeld geöffnet. Hier hat Zimmermann zunächst, ab 1726, den Dominikanerinnen zu Sießen bei Saulgau eine neue Kirche mit einem Innenraum von beeindruckender Verklärtheit erbaut. Dann aber sind zwei bedeutende Zeugnisse seines schöpferischen Gestaltungswillens im heutigen Landkreis Biberach entstanden, die deshalb auch im Mittelpunkt dieser Betrachtung stehen sollen: Die von ihm zwischen 1728 und 1733 im prämonstratensischen Klosterdorf Steinhausen bei Schussenried neu erbaute und stuckierte Wallfahrtskirche zur Schmerzhaften Muttergottes, die schon ein Chronist der Erbauungszeit „eine der herrlichsten im ganzen Schwabenland“ genannt hat, und Gutenzell, wo es dem Meister fast drei Jahrzehnte später (1755/56) durch nur wenige ebenso einfache wie geniale Eingriffe in jahrhundertaltes Bauwerk gelungen ist, einen von Gotik und Renaissance geprägten zisterziensischen Kirchenraum noch dem Licht und der jubelnd ausklingenden Freude und Schönheit des späten Rokoko zu öffnen.

Diese zwei, landkreisbezogen ins Geburtstagsgedenken für den führenden Meister des süddeutschen Spätbarock genommenen Werke kirchlicher Architektur und Raumdekoration offenbaren uns dazuhin noch etwas Besonderes: Das sehr persönliche Verhältnis nämlich, das Dominikus Zimmermann und zwei seiner insgesamt elf Kinder mit den hier auftraggebenden Klöstern Schussenried und Gutenzell verbunden hat. Sein 1710 getaufter Sohn Johann Georg gehörte als Pater Judas Thaddäus bis zum frühen Tod im Jahre 1753 der Klostergemeinschaft der Schussenrieder Prämonstratenser an; die sechs Jahre jüngere Tochter Maria Franziska trat 1737 als Chorfrau Maria Alexandra ins Kloster der Gutenzeller Zisterzienserinnen ein und wurde hier am 27. August 1759 zur Reichsäbtissin erwählt.

Ihren Vater und seinen Bruder Johann Baptist verband mit dem Bauherrn von Steinhausen, dem aus Biberach stammenden Schussenrieder Abt Didacus Ströbele, aus menschlicher Verbundenheit heraus eine tiefgehende Übereinstimmung in allem, was künstlerische Ausführung, Wallfahrtsglaube und theologisches Programm für die neue Kirche betraf. Dominikus Zimmermann selbst trug sich - nachdem er dem Schussenrieder Kloster 1748 einen Riß und das heute noch vorhandene Holzmodell für eine weit ausgreifende Neubauplanung von Kloster und Kirche übergeben hatte - sogar mit dem Gedanken, zunächst bei der Ausführung des Geplanten die Bauaufsicht zu übernehmen und dann hier als Pfründner auch den Rest seines Lebens zu verbringen. Diesem Wunsch blieb die Erfüllung versagt: Geldmangel ließ das große Werk nur zu einem Drittel gelingen, dieses ausgeführt vom Schussenrieder Klosterbaumeister Jakob Emele und anderen Künstlern; uns aber läßt es im Bibliotheksaal und seiner gekonnten Einplanung in den Nordtrakt noch heute deutlich Zimmermanns entwerfende Urheberschaft erkennen.

Dieser Bibliotheksaal und die in der Gegenwart als „schönste Dorfkirche der Welt“ wie als Wallfahrtsstätte besuchte Steinhauser Kirche sind im ganzen Jahr über das Ziel von vielen Tausenden. Die große Zahl läßt an jene 20 000 Menschen erinnern, die am Michaelitag 1735 - also genau vor 250 Jahren - bei der Wiedereinsetzung des Gnadenbildes zur neuen Kirche gekommen waren. Die Pfarngemeinde Steinhausen kann also mit dem 300. Geburtstag ihres Kirchenbaumeisters das Jubiläum der Wiederaufnahme einer weit zurückgreifenden Marienwallfahrt sinnvoll und beziehungsreich verbinden und damit auch „die un-gemein vielfältige Erscheinung“ (Elisabeth Binder-Etter) ihres Gotteshauses wieder besonders deutlich ins Bewußtsein bringen. Die eben zitierte Autorin hat es in ihrer tiefgehend eigenständigen Monographie zum 250. Jubiläum der Fertigstellung dieser Zimmermann-Kirche großartig und umfassend herausgestellt, was diese zu einem so einzigartigen Kunstwerk macht, das mit genialem Spürsinn den neuen Stil des sakralen Rokoko antizipierte.“ „Es ist“, meint sie in ihrer Schlußbetrachtung, „das kongeniale Ineinanderspielen der verschiedenen Künste im Raum und die unauflöbliche Verbindung von künstlerischer Konzeption, kultischem Zweck und theologisch-symbolischer Sinngabe.“

Solche Ganzheit wird wohl nur erfahren können, wer öfter - ungestört von den vielen Ausflugsbesuchern - in dieser Kirche verweilen und im Wechsel der eigenen Stimmung und der verschiedenen Tages- und Jahreszeiten erleben kann, wie wandelndes Licht den sakralen Raum geheimnisvoll mit einem wechselvollen Formen- und Farbenspiel von Architektur, Stuck, Farbe und Ausstattungsgegenständen erfüllt, in dem dann auch der tiefere Sinn einer Wallfahrt und die gelöste Glaubensfreude des Rokoko vollends erspür- und ausdeutbar werden. So ist wohl auch Dominikus Zimmermanns Namensbringung unter der Orgelempore (sein Bruder hat als Maler im Decken-Hauptfresko signiert) als Widmung seines Werkes an einen Gnadenort zu verstehen, in dessen Nähe er einmal vorhatte, seinen Lebensabend zu verbringen und als gläubiger Mensch den Tod zu erwarten. Steinhausens Wallfahrtskirche wird wohl noch oft in Vergleich zur Wieskirche gestellt und dabei erstere als „Knospe“ und letztere als „Blüte“ im Zimmermann'schen Schaffen benannt werden. Vielleicht wäre es richtiger, die verschiedenen Lebensalter bei der Ausführung (in Steinhausen war Zimmermann 45-, in der Wies 68jährig) zu sehen und dann jedes dieser Werke in der ihm eigenen Schönheit und Ausdruckskraft zu erkennen. „Als Ausdruck spürt man“, meint Norbert Lieb, „in Steinhausen jungmännliche Wärme und Vitalität, in der Wies dagegen Abzehrung des Körperlichen aus der Vergeistigung des Alters.“

Im Sommer 1737, genau zehn Jahre nach den ersten Bauvorbereitungen für die Steinhauser Kirche, hält sich Dominikus Zimmermann wieder in unserem Landkreis auf, um seine einzige damals noch lebende 21jährige Tochter Maria Franziska ins Gutenzeller Zisterzienserinnenkloster aufnehmen zu lassen. In dem dort am 7. Juli 1737 abgeschlossenen allgemein üblichen „Vergleich“ zwischen der Äbtissin M. Bernarda von Donnersberg und den Eltern der Eintretenden versprach der Meister, „als renommierter Bau-Verständiger deß alhiesigen Reichs-Stüfts Kirchen statt des paaren Gelts (Anm.: =Eintrittsgeld ins Kloster) ohne Entgelt durch seine Stockhedor und den Balier, alß Herrn Paumeisters Sohn, zu gibsen.“ Da nun aber diese vorgesehene Umgestaltung der Klosterkirche, u. a. wegen des Österreichischen Erbfolgekrieges, zurückgestellt werden mußte, brachte Zimmermann das „Heyradguth“ von 1000 fl. bei der Profeb der „gaistl. Jungfer Tochter“ in bar ein und wurde dann erst 1752 von der nächsten Äbtissin M. Franziska von Gall wieder zur Vorlage eines neuen Risses und Überschlages für Umbau und Stuckierung aufgefordert. Darin enthaltene überhöhte Forderungen des nun nicht mehr an das Versprechen von 1737 gebundenen Meisters, aber auch die Unentschlossenheit des Konvents, Neid und Mißgunst anderer vom Kloster zu Rissen aufgeforderter Baumeister und Stukkateure, nicht zuletzt auch die „Ungestümme und das missfällige Betragen“ des dadurch in seiner Ehre gekränkten Wessobrunners selbst (er drohte dem Kloster mit einer Beschwerde beim Apostolischen Nuntius in Luzern und einer Einpfindung des Auftrages beim Notar) brachten es mit sich, daß man erst nach über dreijährigem, scharf geführtem Briefwechsel zwischen dem Kloster, Abt Coelestin II. von Kaisheim und dem Meister der Wieskirche daran gehen konnte, des Dominikus Zimmermann geniale Grundkonzeption zur barocken Umgestaltung der Kirche doch noch zu verwirklichen. Und so entstand in den Jahren 1755 und 1756 aus der Gestaltungs- und Formkraft aller beteiligten Künstler und Handwerker einer der wohl schönsten spätbarocken Sakralräume Oberschwabens. Ein Raum, in dem die schöpferischen und phantasiereichen Ausdrucksmöglichkeiten des Rokoko, der erhaltenen Schönheit und dem Zauber der umgebenden Landschaft angepaßt und sehr dezent abgestimmt auf den zisterziensisch strengen Lebensrhythmus der hier ansässigen weiblichen Ordensgemeinschaft, eine besonders vornehme und ausgewogene Aussage gefunden haben. „Nirgendwo“, meinte Dr. Schahl, dieser immer feinsinnig das örtlich Besondere erfassende Beobachter, in seinem „Oberschwäbischen Kunstbrevier“ (S. 157), „ist dem Barock die Überführung von Natur in Übernatur nicht als schmerzlicher Verzicht, sondern als freudige Erfüllung so wohl gelungen, wie in Gutenzell.“

Schahl konnte übrigens auch den Beweis führen, daß man mit dem Neubau der Oberholzheimer Kirche (1739) durch den Gutenzeller Maurermeister Nikolaus Rief erst begann, nachdem der „Landsperger Werckmeister“ da war. Gemeint war hier niemand anderer als Dominikus Zimmermann, der ja schon im Jahre 1716 von Füssen nach Landsberg/Lech übersiedelt war und dort nicht nur als Künstler, sondern auch als Mitglied des Inneren Rats der Stadt und deren zeitweiliger Bürgermeister in hohem Ansehen stand.

Mit der Gutenzeller Barockisierung von 1755/56 ging Zimmermanns künstlerisches Schaffen für die in vorliegender Abhandlung erfaßte Kunstlandschaft unseres Raumes zu Ende. In einem kleinen, selbst erbauten Haus droben in der Wies endete am 17. November 1766 das erfüllte Leben des 81jährigen Meisters neben dem Gnadenraum einer dem gezeibelten Heiland erbauten Kirche, die sein geniales Können im harmonischen Zusammenfließen von Architektur und Stuckierung, von Farbenspiel und Lichtführung zu einer Schöpfung von vollendeter Schönheit ausgeformt hat. Norbert Lieb sagt - und das darf man auch auf Steinhausens Gotteshaus mit dem Gnadenbild des toten Sohnes auf dem Schoß Mariens beziehen -: „Dominikus Zimmermann, der Generationsgenosse Bachs und Händels, brachte hier dem ‚Hauptvoll Blut und Wunden‘ die Krone im Werk bildhafter, den Himmel vorweisender Raumkunst.“

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

8. Jahrgang – Heft 1 – Seite 25

## Der Gigelmann

Zur Erinnerung an den einst „höchsten Beamten“ der Stadt

Von Dr. Kurt Diemer, Biberach

Zu den Wahrzeichen der alten Reichsstadt Biberach gehört der angeblich bereits 1140 erbaute Gigelmann; das in ihm 1949 von Rektor Friedrich Buttschardt eingerichtete „Historische Wächterstübli“ erinnert an den „höchsten Beamten“ der Stadt, den Gigelmann oder Stadttürner, der von dort oben aus bis zum Jahre 1928 über die Stadt wachte. Bei der Einführung der Parität, d. h. der gleichmäßigen Besetzung aller städtischen Ämter durch beide Konfessionen im Jahre 1648, endgültig seit der Neufestsetzung im Interpositions-Kommissionsrezess von 1668 wurde das Amt des Gigelmanns den Katholiken zugewiesen; seither war der Gigelmann nicht nur Tagwächter, sondern zugleich auch erster katholischer Chor- und Stadtmusikant. Vom 23. Oktober 1826 datiert ein von dem damaligen Stadtschultheißen Dr. Stecher verfaßter Entwurf einer Instruktion für den Gigelmann, der diese beiden Funktionen noch einmal zusammenfaßt; durch Stadtratsbeschluß wurde er am 25. März 1827 mit dem Zusatz, daß der Gigelmann bei Abwesenheit einen Amtsverweser zu bestellen habe (I 12 Satz 2), in Kraft gesetzt. Doch schon ein Jahr später wurde bei der Amtseinstellung des neuen Gigelmanns, des Schneiders Johann Georg Dollinger, aus praktischen

Gründen - der Gigelmann sollte sich ganz seiner Aufgabe als Tagwächter widmen können - die Personalunion von Gigelmann und erstem Chor- und Stadtmusikanten endgültig gelöst; zum ersten Chor- und Stadtmusikanten wurde der Musiker Reinhold Schelle bestellt.

Die Instruktion von 1827 lautet: „Ein jeweiliger Gigelmann ist in einer gedoppelten Eigenschaft ein Bediensteter der hiesigen Gemeinde, nämlich I. als Hochwächter und II. als Zinkenist oder erster Chormusikant. Er hat also auch eine gedoppelte Verpflichtung gegen die hiesige Gemeinde und zwar: ad I.: als Hochwächter hat er

1. unter Tags das nämliche Geschäft wie zur Nachtzeit die vier Hochwächter zu besorgen, nämlich die Aufsicht auf alles, was in bezug auf ein Brandunglück gefährlich oder verdächtig ist, zu führen.
    2. Er hat seinen Dienst zu derjenigen Zeit anzutreten, wann die vier Hochwächter von ihrer Wache abziehen und also zu Folge des Ratschlusses vom 3. Juni 1825 Nr. 347 morgens um 4 Uhr, zu welcher Zeit ihn die Hochwächter durch Anläuten wecken werden. Auch dauert sein Dienst so lang fort, bis ersagte Wächter abends ihren Posten wieder beziehen, nämlich zu Folge jenes Ratschlusses vom 1. September bis 31. März bis 7 und vom 1. April bis 31. August bis 8 Uhr.
  3. Sobald ihm die Hochwächter morgens um 4 Uhr anläuten, hat er alsogleich aufzustehen und zum Zeichen, daß dieses geschehen sei und daß er seinen Dienst antrete, zu Folge des Ratschlusses vom 18. April 1816 Nr. 126 membr. 5 einige Strophen eines Chorais mit der Trompete oder Posaune zu blasen.
    4. Während seiner Dienstzeit hat er von seiner Wohnung aus eine ununterbrochene und sorgfältige Aufsicht auf die hiesige Stadt und deren nächste Umgebung zu führen, damit er das, was sich in bezug auf ein Brandunglück Gefährliches und Verdächtiges ereignet und von ihm wahrgenommen werden kann, auch wirklich wahrnehme.
    5. Da nicht wohl ein Feuer in helle Flamme ausbricht, aus welchem nicht vorher ein mehr oder weniger starker Rauch aufsteigt, so hat er insbesondere jedem ungewöhnlichen und insofern verdächtigen Rauche alle seine Aufmerksamkeit zu schenken. Bei Gebäuden, welche oder deren Teile er sehen kann, wird er einen Rauch, der nicht aus dem Kamin, sondern aus anderen Gemächern, woselbst kein Feuer unterhalten wird, z. B. einer Stube, Kammer, oder gar aus dem Kornhausladen oder zwischen den Dachziegeln oder Dachplatten hervordringt, für einen bedenklichen Rauch halten.
    6. Aber auch selbst bei Gebäuden, bei welchen die Kamine auf der entgegengesetzten Seite des Daches und tiefer als dieses stehen oder die hinter andern größ-eren Gebäuden stecken und bei denen er also nicht sehen kann, aus welchem Hausteile ein aus denselben aufsteigender Rauch ausgeht, kann er doch gleich-wohl nach und nach einen unschädlichen Rauch von einem gefährlichen oder bedenklichen zu unterscheiden lernen.
    7. Wenn er nun einen dergleichen Rauch wahrnimmt, so hat er zwar nicht alsogleich einen Lärmen, wohl aber dem Polizeikommissariat oder dem Stadtschultheißenamt eine Anzeige unter Angabe des Hauses, aus welchem er den Rauch aufsteigen sehen, oder der Gegend desselben zu machen und dadurch die nö-tige Untersuchung zu veranlassen.
  8. Bei dem Ausbruche eines wirklichen Feuers, es sei in der Stadt oder (wie in der Ratssitzung vom 20. Jänner 1826 Nr. 33 beschlossen worden) in der Vorstadt oder in den zu dieser gehörigen, wenn auch etwas von solcher entfernten Gebäuden, z. B. in der Angel-, Steig- und Holzmühle, dem ‚Paradies‘, bei dem Kapuzinerbauern, im Wirtshaus zum ‚Hirsch‘, Ziegelhaus, auf dem Buhhof, im Glockenhaus, Armenhaus, beim ‚Mond‘, alt Kronenwirt, auf der Bleiche usw., hat er alsogleich ununterbrochen fort Sturm zu schlagen und den Ort oder das Haus der Gefahr anzugeben. Hat er sich aber bei einem in der Stadt entstehenden Feuerlärm weder durch die Wahrnehmung der Flamme noch des Rauches von dem wirklichen Ausbruch eines Brandes überzeugt, so soll er mit dem Sturm schlagen zuwarten, bis er hiezu von der Polizeibehörde den Auftrag erhält, nicht aber infolge des Zurufs anderer unbefugter Personen die Sturmglöcke anziehen.
  9. Bei einem Brande auf den Amtsorten hat er mit dem Sturm schlagen so lang innezuhalten, bis er von dem Königlichen Ober- oder dem Stadtschultheißenamt durch eine ihm bekannte Person den Befehl hiezu erhält; und zwar hat er in diesem Falle das Sturm schlagen nicht wie erwähntermaßen bei einem Brand in der Stadt oder Vorstadt ununterbrochen und aneinanderfort, sondern zu einem Unterschiede von demselben und zu Folge eines neuerlichen Ratschlusses vom 5. Jänner 1826 Nr. 3 eine angemessene Zeit lang je mit drei Schlägen und einer kurzen, aber bemerkbaren Unterbrechung, auch mittelst einiger Trompetenstöße dazwischen zu verrichten.
  10. Eben dieses eine oder andere Sturm schlagen hat er auch bei Nacht während der Dienstzeit der Hochwächter vorzunehmen, sobald ihn diese durch Anläuten und Rufen hiezu auffordern, weswegen er auch auf das Anläuten augenblicklich aufzustehen und den Wächtern durch Antworten sich zu erkennen zu geben hat.
    11. Zur Zeit eines Gewitters hat er sich nicht von seinem Posten zu entfernen, um bei dem Einschlagen und Zünden eines Blitzes alsogleich sturm schlagen zu können.
  12. Wenn er zu gottesdienstlichen Verrichtungen, zum Aufspielen bei Hochzeiten oder anderen Tanzanlässen oder auf eine sonst erlaubte Weise sich von Hause entfernen müßte, so hat er seinen Dienst entweder durch jemand von den Seinigen, dem das Geschäft anvertraut werden kann, oder durch eine dritte vertraute Person verrichten zu lassen. Ohne stadtschultheißenamtliche Erlaubnis darf er nicht über Feld gehen noch viel weniger auf längere Zeit verreisen; jedes Mal aber hat derselbe, wenn ihm diese Erlaubnis auf längere oder kürzere Zeit zuteil wird, einen Amtsverweser aufzustellen. Endlich hat er
  13. wenigstens zu einigem Beweise, daß sein Posten immer besetzt sei, so oft die Uhr der Pfarrkirche die Stunden schlägt, diese ebenfalls zu schlagen, sondern auch zu Folge des Ratschlusses vom 13. Februar 1818 Nr. 48 von tags 4 Uhr an in den Sommermonaten Mai, Junius und Julius bis 3/4 auf 6 Uhr, von Galli bis Matthiastag oder vom 16. Oktober bis 24. Februar bis 3/4 auf 8 Uhr, die übrige Zeit aber bis 3/4 auf 7 Uhr alle Viertelstunden so vielmal laut und vernehmlich in ein Horn zu blasen, als die Uhr der Pfarrkirche Viertelstundenschläge tut, und zwar muß sich sowohl das Stundenschlagen als das Blasen ins Horn ebenso unmittelbar und ohne alle Unterbrechung an das Schlagen der Stunden und Viertelstunden der Pfarrkirchenuhr anschließen, als sich bei dieser der zweite Stunden- oder Viertelstundenschlag an den ersten anschließt.
- ad II.: als Zinkenist und Chormusikant hat er
1. nicht nur bei allen katholischen Gottesdiensten, woselbst Musik gemacht wird, sondern auch bei denjenigen evangelischen Gottesverehrungen, woselbst man bei der Musik der Trompeten, der Posaune oder des Waldhorns bedarf und wozu ihn der Musikdirektor ansagen lassen wird, zu erscheinen und sich dabei gebrauchen zu lassen.
  2. So wie ihm oben ad 13 die Auflage gemacht worden, alle Morgen um 4 Uhr einige Strophen eines Chorals zu blasen, so hat er auch alle Tage zu Mittag (gestrichen: und am Abend) einige Strophen eines Chorals mit der Trompete oder Posaune zu blasen. Siehe das Stadtrechnereiprotokoll vom 13. Juli 1785, Protokollbuch V S. 35, und Ratsprotokoll vom 29. Mai 1824 Nr. 378.
  3. Alle Tanzmusik bei Hochzeiten und anderen Anlässen ist bei ihm zu bestellen. Hiezu hat er die außer ihm noch weiters verlangten Musikanten bloß aus den beiderseitigen von dem Stadtrat als solche angenommenen Chormusikanten, und zwar nicht nach Willkür oder Parteilichkeit, sondern nach einer unter ihnen einzuführenden Ordnung zu nehmen und hierüber eine genaue Tabelle oder Liste zu führen, aus der innegesehen werden kann, welche Musikanten bei dem nächsten Tanzanlaß die Reihe trifft.
  4. Mit den für dergleichen Tanzmusik bestimmten oder von dem Stadtrat zu bestimmenden Taxen hat er und die übrigen Musikanten sich zu begnügen, wenn ihnen nicht freiwillig etwas mehr als der Tax gegeben werden will.
  5. Die bei dergleichen Tanzbelustigungen fallenden Trinkgelder hat er in einer verschlossenen Büchse, wozu ein anderer Musikant den Schlüssel hat, zu sammeln und nach geendigtem Tanz unter ihnen zu gleichen Teilen zu teilen.
  6. Sollte ein Tänzer außer Acht lassen, ein Trinkgeld zu bezahlen, so kann er ihn durch einen Alumnus mit Bescheidenheit hieran erinnern lassen und bei absichtlicher Verweigerung desselben, so er will, bei der Behörde klagen. Von einem solchen Trinkgelde und einer desfallsigen Anforderung sind aber
  7. diejenigen Hochzeitsgäste - wenn sie nicht freiwillig eines geben wollen - frei, welche von dem Hochzeiter zu seiner Hochzeit eingeladen worden und welche bei seinem Hochzeitsmahl erscheinen, als um deren willen und um ihnen Gelegenheit zum Tanzen zu verschaffen er die Musik bestellt und bezahlt. Endlich
  8. behält sich der Stadtrat vor, diese Instruktion zu mindern oder zu mehren oder sonst zu verbessern und abzuändern.“
- 1828 wurde die Instruktion anstelle der weggefallenen Kapitel 112 Satz I und II 1-7, die sich auf die Tätigkeit des Gigelmanns als Zinkenist und Chormusikant beziehen, um die folgenden beiden Kapitel ergänzt, während Punkt II 8 weiterhin den Schluß bildete:
14. Bei den an den Sonn- und Festtagen auf dem Gigturm stattfindenden Musiken, deren Anordnung Sache des ersten Stadt- und Chormusikanten ist, hat er unentgeltlich Hilfe zu leisten; dagegen hat der Stadtmusikus ihn bei den wegen Leichen und Taufen vorfallenden Musiken auf dem Turm beizuziehen und



ihm eine Belohnung von wenigstens 20 Kreuzer für jeden Dienst zu verschaffen. Dagegen hört die bisher auch in solchen Fällen bezogene Gebühr auf, wenn nämlich zu einer Leiche oder Taufe nicht Musik gemacht wird.

15. Für diese Punctionen wird ihm folgendes als Besoldung eingeräumt:

a) Die Wohnung in dem Gigelturn, wovon er aber die kleinen nach den vorliegenden Verordnungen vom 2. Oktober 1817 und 28. November 1820 den Bewohnern öffentlicher Gebäude obliegenden Reparationen auf seine Kosten zu besorgen hat.

b) Bei der Stadtpflege jährlich Geld 130 fl.

Holz in natura Birken 8 Klafter  
Tannen 2 Klafter

für das Hinaufbringen dieser

10 Klafter Holz von dem

Weberberg an bis zum Turm

á 36 Kreuzer pro Klafter 6 fl.,

wobei bemerkt wird, daß es sich der Stadtturmer gefallen zu lassen hat, wenn ihm für die Folge in Mangel Birkenholzes ein Teil des ausgesetzten Quantums in verhältnismäßiger Quantität weichen Holz abgegeben wird.

c) Den Genuß des inneren Gigelbergs, wobei bemerkt wird, daß er ohne Erlaubnis der Stadtpflege an demselben nichts abgraben oder sonstige Änderungen vornehmen darf, vielmehr die Obliegenheit hat, für dessen unverletzte Erhaltung zu sorgen. Sollte gleichwohl von seiten der Stadt mit diesem Berg irgendeine Änderung vorgenommen werden oder solche durch irgendein Ereignis eine Änderung erleiden, so muß der Stadtturmer sich solches, ohne besondere Entschädigung verlangen zu dürfen, gefallen lassen.

8. Jahrgang – Heft 1 – Seite 28

## Abt Benedikt Sauter von Emaus bei Prag

Zum 150. Geburtstag

Von Ulrike Kern, Kressbronn

Die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren, wie schon die Zeit zuvor, gekennzeichnet von wirtschaftlichen Erfindungen und Entwicklungen. So war das herausragendste Ereignis dieser Jahre in Deutschland der Bau der ersten Eisenbahnlinie und der ersten Bahnfahrt zwischen Nürnberg und Fürth. In diese Zeit wurde Abt Benedikt hineingeboren. Doch entscheidenden Einfluß auf sein Leben hatte in den siebziger Jahren der sogenannte Kulturkampf auf sein Leben.

Der Ursprung des Kulturkampfes lag in Preußen. Seine Ursachen waren ein Konflikt zwischen Staat und Katholischer Kirche um die Schulaufsicht und andere Dinge. 1875 wurden die Niederlassungen aller Orden in Preußen aufgehoben und die standesamtliche Eheschließung reichsgesetzlich eingeführt. Zahlreiche Bischöfe und Priester, welche die Anerkennung dieser Gesetze verweigerten, wurden abgesetzt.

Diese schweren Zeiten waren jedoch noch weit entfernt, als Abt Benedikt seine Kindheit in Langenenslingen verbrachte. Damals war in Langenenslingen das Schloß - heute dient es als Rathaus - von ein paar gutsituierten, ehrbaren Bürgerfamilien bewohnt. Zu diesen zählte auch das Ehepaar Stephan (1812-1862) und Catharina (1811-1862) Sauter. Ihnen wurde am 24. August 1835 als erstes Kind der Sohn Roman geboren. Ihm folgte 1838 Vitus Mauritius, 1840 Franz Carl, 1843 Christian, 1844 Dominikus Justus, 1846 Johann und 1848 die einzige Tochter Agatha, die später in Holland als Ordensschwester den Namen Benedicta erhielt.

Leider ist über die Jugendjahre von Roman Sauter, des späteren Abtes Benedikt, nichts mehr bekannt, außer, daß seine Familie früh mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Roman absolvierte wie alle anderen Kinder die Grundschule in Langenenslingen und wechselte nach einigen Jahren an das humanistische Gymnasium in Sigmaringen über. Nach Abschluß der Reifeprüfung war sein Entschluß gefaßt: er wollte Priester werden. Niemand konnte ahnen, welche Aufgaben und Forderungen, aber auch welche Erfüllung und Bestätigung mit diesem Entschluß einhergehen würden.

So begann Roman sein Studium zuerst in Bonn, wechselte dann ins Freiburger Priesterseminar über und legte seine Prüfungen am Ende des Studiums in Rom ab. Dort wurde Roman Sauter am 21. Februar 1858 vom deutschen Kurienkardinal Reisach zum Priester geweiht. Noch in Rom promovierte der junge Priester zum Doktor des kanonischen Rechts.

1859 kam Dr. theol. Roman Sauter als Kaplan nach Bingen (bei Sigmaringen), wurde aber schon kurz darauf von der Fürstinwitwe Katharina von Hohenzollern zum Hofkaplan berufen.

Als die Fürstinwitwe 1861 mit ihrem Hofstaat nach Cleve am Niederrhein verzog, lernte der junge Kaplan in Materborn die klösterliche Niederlassung der Brüder Maurus und Plazidus Wolter kennen. Dieses Zusammentreffen war von schicksalhafter Bedeutung für Romans Leben. Die Begegnung, die einen nachhaltigen Eindruck bei ihm hinterließ, leitete seine wahre Berufung ein. Er beschloß, eine liturgisch-klösterliche Schulung mitzumachen. Er erhielt sie bei Abt Prosper Gueranger von Solesmes (Normandie). Am Pfingstfest 1863 war die feierliche Wiedereröffnung des alten Augustinerstiftes Beuron als Benediktinerkloster, dank der Gebrüder Wolter. Die Fürstinwitwe war als eine Stifterin von Beuron maßgeblich mitbeteiligt.

Am Tag darauf, dem Pfingstmontag 1863, legte Roman Sauter als erster Novize des Klosters Beuron sein Gelübde ab und nahm den Namen Benedikt an. Pater Benedikt erfüllte wichtige Aufgaben beim Aufbau des Klosters und prägte den Beuroner Geist neben den Erzäbten Maurus und Plazidus Wolter entscheidend mit.

Sehr verdient machte sich Pater Benedikt von Anfang an in der Kirchenmusik. Die Stifter der Beuroner Kongregation nahmen folgenden Satz in die Deklarationen ihrer Ordensregel als bindende Norm auf: „Im göttlichen Offizium wie im Konventamt darf nur gregorianischer Choral gesungen werden.“ Von dieser Bestimmung sind viele fruchtbare Anregungen für die Entwicklung des liturgischen Gesanges in ganz Deutschland ausgegangen.

Schon in Solesmes hatte Pater Benedikt eine monastisch-liturgische Gesangsschulung durchgemacht. Darauf aufbauend und von Natur aus mit einer klangvollen Stimme und tiefer musikalischer Empfindung ausgestattet, sah Pater Benedikt eine seiner Hauptaufgaben darin, Geist und Seele des Choralvortrages zu lehren. So wurde er der Gründer der Beuroner Choralschule und Mitbegründer der Kirchenmusikalischen Jahreskurse in Beuron.

Schon 1865 wurde sein erstes Buch „Choral und Liturgie“ herausgegeben. 1903 folgte eine Überarbeitung dieses Buches mit dem Titel: „Der liturgische Choral“, in dem neue Erkenntnisse verarbeitet wurden. Benedikt Sauter wollte dem Choral die Bedeutung und Stellung wiedergeben, die er einst hatte.

Pater Benedikt war in seinen Beuronen Jahren, wie die Chronisten berichten, ein feuriger Prediger mit wohltonender Stimme, ein guter Sänger und ein sehr verständiger Beichtvater.

Nach diesen erfolgreichen Anfangsjahren kamen jedoch um 1875 schwere Zeiten für die Beuroner Mönche. Der Kulturkampf machte das weitere Gedeihen Beurons unmöglich. Abt Maurus Wolter und der größte Teil der Klostersgemeinde mußten ins Exil nach Nordtirol gehen. Und doch taten sich ihnen wieder neue Wege auf: durch die Gunst des Kaisers Franz Josef von Österreich erhielten die Beuroner Mönche das Kloster Emaus bei Prag zu neuer Besiedlung. Dort setzte Abt Wolter 1880 Pater Benedikt Sauter als Prior ein.

Am 19. März 1880 wurde das ehemalige Emauser Stift durch die Beuroner Kongregation eröffnet. Fünf Jahre lang stand Abt Maurus Wolter der Gemeinde vor. 1885 glaubte er dann, daß er ein brauchbares Fundament für ein fruchtbares Klosterleben gelegt habe. Außerdem sah er sich als Erzabt von Beuron in zwischen anderen Aufgaben der Kongregation verpflichtet, denn 1887 konnte das Kloster Beuron wiedereröffnet werden.

Am 19. April 1885 legte Erzabt Maurus Wolter das Amt des Abtes von Emaus in die Hände des bisherigen Priors Benedikt Sauter. Die Feier der Einsetzung fand im engen Kreise der Klostersgemeinde im Kapitelsaal statt. Am 26. April 1885 feierte dann die ganze Gemeinde die feierliche Benediktion, die vom Bischof erteilt wurde, in der Abteikirche.

Im Amt des Abtes sah Benedikt nun seine Hauptaufgaben nicht nur in der Sorge für seine Gemeinde, sondern im Besonderen in der Sorge für die Armen und die religiöse Erneuerung in den Gemeinden. Um auch den klösterlichen Nachwuchs zu sichern, wurde 1887 die Oblatenschule eröffnet. Abt Benedikt blieb auch als Seelsorger und Prediger stets aktiv und trat als Redner 1888 auf dem Katholikentag in Freiburg auf.

Als 1890 Erzabt Maurus Wolter in Beuron starb, kam Benedikt Sauter an das Grab seines Freundes und geistlichen Beraters ins Donautal. Bei diesem Besuch kam er auch zum letzten Mal in seine Heimat Langenenslingen.

In den Jahren um die Jahrhundertwende wurde der Abt von Emaus immer kränklicher und erblindete schließlich. Trotz dieses körperlichen Gebrechens versiegte seine Kraft nicht. Es begann eine fruchtbare literarische Tätigkeit. 1901 und 1902 erschienen die Bände der „Sonntagsschule“, 1903 „Die Evangelien der Fastenzeit“, 1907 „Die Sonntagsepisteln“ und 1909 „Die Feiertagsepisteln“. Diese Schriften beinhalten die theologische Deutung und Erklärung der Evangelien des Kirchenjahres in Dialogform. Er diktierte alles einem seiner Mönche. Obwohl Abt Benedikt mehrfach seinen Rücktritt wegen seiner körperlichen Behinderungen - zum Erblinden kam noch Asthma hinzu - angestrebt hatte, so wurde er dennoch von seiner Klostersgemeinde und dem Erzabt Plazidus Wolter gebeten, auf seinem Platz zu bleiben.

Die Patres halfen ihm, so gut sie konnten, bei der Erfüllung seiner Pflichten. Mit Geduld ertrug er die Leiden und stützte sich, wie er sein Leben lang getan, auf den Gedanken: „Wie Gott will“.

Am 21. Februar 1908 konnte Benedikt noch sein goldenes Priesterjubiläum feiern. Doch am 7. Juni 1908 fand ein reiches Leben seine Erfüllung. Am Pfingstsonntag starb der Abt von Emaus.

Die Patres der Kongregation erfüllten den letzten Willen nach seinen Aufzeichnungen. Auch Plazidus Wolter, der nur wenige Monate später starb, kam nach Emaus ans Grab.

Die Wünsche Benedikts waren: Ein Sarg billigster Sorte, ein einfaches Begräbnis, eine Spende für die Armen.

Auf seinem Grabstein wünschte er aus dem Psalm 112: „Aus dem Staube erhob er den Armen, um ihn zu den Fürsten zu stellen, zu den Fürsten seines Volkes.“

Ein erfülltes Leben im Dienste der Kirche, reich an Aufgaben und auch an Leiden offenbart sich vor uns. Das Leben des vor 150 Jahren in Langenenslingen geborenen Roman Sauter kann uns auch heute noch Beispiel und Anregung für unseren Alltag sein. Über allem stand sein oft zitierter Satz: „Ich bin zwar nicht arm geboren, aber durch Gottes Barmherzigkeit frühzeitig arm geworden und möchte auch arm begraben werden.“

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

8. Jahrgang – Heft 1 – Seite 32

## Laupheim im Jahr 1872 – mit den Augen Eberhard Emmingers

Zum Gedächtnis des Biberacher Lithographen anlässlich seines 100. Todestages

Von Josef Braun, Laupheim

Die Erhebung des aufstrebenden Marktflückens Laupheim zur Stadt im Jahre 1869 hatte die Einwohner mit Freude und Stolz erfüllt. Dieses in der Ortsgeschichte einschneidende Ereignis gab dem Bürgerbewußtsein Auftrieb und spornte in großem Maße die Tatkraft an, dem Ortsbild im Gegensatz zum bislang mehr bäuerlichen nun ein neues städtisches Aussehen zu verleihen.

Um die junge Stadt im Bilde zu dokumentieren, wurde der bekannte Biberacher Künstler Eberhard Emminger gewonnen, das Panorama des Ortes in einer Lithographie festzuhalten. Doch bedurfte es besonderer Anstrengungen des Herausgebers, die Planung in die Tat umzusetzen und die Finanzierung sicherzustellen. Im Jahre 1871 wurde in der Laupheimer Lokalzeitung „Der Verkündiger“ für den Kauf des Emminger-Bildes geworben. Es heißt da u. a.: „Ich bitte diese Gelegenheit zur Erwerbung des erwähnten Kunstgegenstandes um so eher bemühen zu wollen, als ich nach eintretendem Subscriptionsschluß das Blatt verkaufsweise nie anders als zu vier fl. (Gulden - spätere Umrechnungskurs 1 fl. = 1,71 Mark) erlassen werde, um einerseits den Herrn Subscribenten, die das Unternehmen ermöglichten, tatsächlich zu danken, andererseits aber der irrtümlichen Meinung: als ob das Blatt von mir selbst auch nach Subscriptionsschluß um den gleichen Preis oder sogar noch billiger abgegeben würde, für immer vorzubeugen. - Mit vollkommenster Hochachtung verharret, Ennetach bei Mengen, den 24. Juli 1871, Josef Anton Treu, Herausgeber von ‚Laupheim‘ ehemals Provisor (Unterlehrer) daselbst.“

In meisterhafter Manier entledigte sich Emminger seiner Aufgabe. Seine Lithographie von Laupheim ist eine mit viel Liebe zum Detail und einem erstaunlichen Fleiß gefertigte künstlerische Gesamtschau auf die Stadt gegen Nordosten hin. Der Zeichner hatte den erhöhten Standpunkt hinter dem Klein-Laupheimer Schloß (damals Oberamtsgebäude) und dem Amtsgerichtsgefängnis gewählt. Mit peinlicher Genauigkeit hatte er Flur und Garten, Haus und Straße aufgenommen und auf die Steinplatte übertragen.

Emmingers Laupheim-Bild ist über die reine Anschauung hinaus gleichzeitig Erzählung. Minutenlang kann man sich darin versenken und entdeckt immer wieder interessante Einzelheiten. Es ist nicht von ungefähr, daß diese Art naturgetreuer Darstellung nur von der neu aufkommenden Photographie übertroffen werden konnte.

Vernehmen wir auszugsweise, was der „Verkündiger“ dann anno 1873 über die Emminger-Lithographie zu berichten weiß: „Wenn wir dieses schöne Bild sehen, so erinnert es uns an das alte lateinische Sprichwort ‚tempora mutantur et nos mutamur in illis‘, die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen. Es ist ein großes Tableau von künstlerischer Vollendung, sowohl in der Zeichnung wie in der Technik. Die neuen stattlichen Gebäude der jüngsten Jahre verleihen dem Platz ein städtisches Aussehen. Die Höhe krönt das Groß-Laupheimer Schloß, überragt vom Dampfkamin; aus den thurmartigen Schloten der Fabriken kräuselt sich der Steinkohlenrauch, die Rottum ist in ihre Ufer eingezwängt, die schattigen Kronen der Obstbäume und die schlanken Pappeln überragen wie Baldachine die Häuserreihen.“

Wer das Bild beschaut, muß unserm Laupheim das verliehene Stadtrecht gönnen. In keinem besseren Hause sollte dieses schöne Bild fehlen, und den Laupheimern in der Fremde wird es ein schönes ‚Vergißmeinnicht‘ der Heimath werden.“

Soweit die lobpreisenden Worte des Chronisten von 1873 für diese 49 x 67 cm große Gesamtschau. Der Schöpfer dieses wohl schönsten und auch größten Laupheim-Bildes, Markus Eberhard Emminger, war ein zu seiner Zeit schon anerkannter Künstler, 1808 in Biberach geboren. Sein Zeichenlehrer war der geschätzte Genremaler Johann Baptist Pflug. Nach sechsjähriger Lehre in einer Stuttgarter Druckerei für Kupfer- und Stahlstiche eignete sich Emminger ohne weitere besondere Anleitung die Fertigkeit und Kunst des Lithographierens an.

Seine Stadt- und Landschaftsmotive holte er sich aus Stuttgart, Nürnberg, Wien, Prag, Rom und aus Oberitalien. Vornehmlich stammen seine Arbeiten aber aus seiner Heimat Oberschwaben, mit deren Landschaft er von Kindesbeinen auf verwachsen, die also seine eigentliche Welt war. Als Eberhard Emminger am 27. November 1885 starb, war seine künstlerische Heimat, die Epoche des Biedermeier, fast schon Geschichte geworden.

Wir können wohl verstehen, daß die Laupheimer Bürger von einstens es als Ehre empfanden, daß ihre junge Stadt von einem so bedeutenden Künstler porträtiert worden war. Die Zeitgenossen von heute wissen um die Kostbarkeit des Besitzes eines „Original Emminger“, Wo dies nicht der Fall ist, können sie sich an einer der in den letzten Jahren herausgebrachten guten Photoreproduktionen, im gleichen hellbraunen Farbton wie das Original, erfreuen. Die Emminger-Lithographie ist übrigens die am häufigsten benützte Vorlage für Laupheimer Stadtmotive, sei es als Gesamtansicht oder Teilausschnitt.

8. Jahrgang – Heft 1 – Seite 33

## Das Kriegsende 1945

Von Alois Kuhn, Kirchheim/Teck

Das Kriegsende 1945 war für mich eine Zeit ungewöhnlicher Erlebnisse, die nicht in einem Tag faßbar sind.

Diese außergewöhnlich ereignisreiche Zeit begann mit dem 28. Dezember 1944. An diesem Tag mußte ich mich in Ludwigsburg zur Einberufung in der Mathildenkaserne stellen.

Damals war ich - Angehöriger des Jahrgangs 1928 - noch nicht einmal 17 Jahre alt. Nach Einkleidung und Vereidigung wurde ich - mit ca. 25 bis 30 Altersgenossen - der 4. Batterie der schweren Flakabteilung 436 zugeteilt.

Während das II. Französische Armeekorps am 19., 20., 21. April Stuttgart einschloß, stieß das I. Armeekorps aus dem Raum Freudenstadt – Horb nach Süden und erreichte am 21. April die Donau auf der Linie zwischen Donaueschingen und Hausen im Tal. Am 21. April 1945, 20 Uhr, erhielt die I. Französische Panzerarmee Befehl, nach Ulm, quer durchs nördliche Oberschwaben, weiterzumarschieren.

Unsere Batterie bekam den Befehl, im Raum Pfullendorf in Stellung zu gehen, um die französischen Verbände am Vorrücken nach Osten zu hindern. Während der Nacht ging es von Münsingen über Engstingen, Gammertingen gen Sigmaringen. Wir kamen bis Veringenstadt, wo uns ein Posten erklärte, daß im 2,5 km entfernten Veringendorf bereits französische Einheiten stünden. Wir wussten nicht, daß die französischen Verbände über Sigmaringen bereits bis Mengen vorgestoßen waren. Das einfachste wäre gewesen, über Inneringen nach Riedlingen zu fahren. Doch dies war nicht mehr möglich, da in Langenenslingen und anderswo die Panzersperren bereits geschlossen seien.

Also mußten die Schleppzüge mit Geschützen in den engen Straßen Veringenstadts wenden, zurück nach Gammertingen und dann über Friedingen nach Riedlingen weiterfahren.

## Ein ereignisreicher Tag bricht an

Wir erlebten den Sonnenaufgang an diesem 23. April 1945 auf der Fahrt zwischen Ittenhausen und Friedingen. Zu dieser Zeit ahnten wir nicht, was uns bevorstehen sollte.

In Grüningen machte ein Posten der Feldgendarmarie uns darauf aufmerksam, daß die Sprengung der Donaubrücke in Riedlingen bevorstehe. Wir sollten besser gleich bis Zwiefaltendorf weiterfahren, die dortige Brücke bleibe noch offen. Unsere Einheitsführer wollten aber versuchen, in Riedlingen die Donau zu überqueren. Ein sogenanntes Brückenspreng-Nachkommando erklärte, wir könnten passieren. Da das neue Marschziel Memmingen hieß, fuhren wir auf der früheren R 311 bis zur Abzweigung der früheren R 312, etwa in 200 m Entfernung vom Güterbahnhof. Dort machten wir halt. Auf einem Abstellgleis stand ein Güterzug, beladen mit Wehrmachtsverpflegung und Magazinware. Der Bürgermeister von Riedlingen, Herr Fischer, hatte angeordnet, diese Waren an die Bevölkerung zu verteilen. Da es für uns seit Tagen keine geregelte Versorgung mehr gegeben hatte, gingen ein paar Soldaten mit Einverständnis des Batteriechefs zu jenem Magazinzug, um nach Lebensmitteln umzuschauen. Ergebnis: Fehlanzeige, nur Zigaretten!

Nach etwa 5 Minuten schickte sich das hinter uns stehende Geschütz an, Richtung Memmingen weiterzufahren. Etwa gleichzeitig waren die 5,6-cm-Kanonen der aus Ertingen - Neufra herankommenden Panzer zu hören. Etwa gleichzeitig war aus Richtung Donaubrücke eine starke Detonation zu hören; wir hielten sie für die Sprengung der Brücke. Es mag jetzt etwa 7.45 Uhr gewesen sein. Bevor das andere Geschütz abfuhr, stieg noch eine Anzahl aufgesessener Landser um. Auf dem Weg von Gammertingen bis Riedlingen waren wir mehrmals auf Landser getroffen, die dann bei unserem Geschütz aufsaßen, egal wohin. So mögen ca. 30 bis 35 Mann mit einem Schleppzug mitgefahren sein. Mit einem zeitlichen Abstand von 5 bis 10 Minuten fuhr das Geschütz mit dem Batteriechef ebenfalls in Riedlingen ab. Doch es ging nicht Richtung Biberach. Ein Wehrmachtsposten hatte uns erklärt, daß in Hailtingen die Panzersperren bereits geschlossen seien. Offen sei noch die Strecke Unlingen - Dieterskirch - Uttenweiler (als Hauptstraße gekennzeichnet). Das Geschütz mit Unteroffizier Adam, das in Riedlingen zuerst abfuhr, erreichte Memmingen, ging südlich Memmingen in Stellung; der Flakgruppenkommandeur, ein Oberst, soll sich quasi als Batteriechef bei dem Geschütz aufgehalten haben. Weitere Stationen seien gewesen: Kempten, Benediktbeuren, Walchensee, Gefangenschaft.

Das Geschütz mit dem Batteriechef kam nur noch bis Uttenweiler. Mit beim Geschütz waren zwei Wachtmeister, ein Unteroffizier und eine Anzahl Flaksoldaten, darunter mehrere Obergefreite, und als jüngster - knapp 17 Jahre - und kleinster - ca. 156 cm groß - auch ich, fast noch knabenhaft im Aussehen. Zusammen mögen wir etwa 20 Mann gewesen sein, Angehörige unserer Batterie, dazu noch ein paar Landser, die irgendwo aufgesessen waren, um auch die sogenannte „Alpenfestung“ erreichen zu können.

## Die kriegerischen Vorgänge um Uttenweiler

Das Wetter schien uns hindeuten zu wollen auf wenig schöne Stunden: links der Donau über der Alb bewölkt, aufgeheitert, teils Sonne, rechts der Donau dunstig, der Himmel mit Hochnebel bedeckt.

Während wir uns etwa kurz nach 8 Uhr Uttenweiler zu bewegten, auf der Hauptstraße entlang des Waldstücks Heidenhau, bellten rechts von uns Panzerkanonen. Wir befürchteten, daß wir von rechts beschossen würden, sobald wir vom Wald nicht mehr gedeckt waren.

Doch dem war nicht so. Rechts der Straße – gegen Westen - liegt eine Hügelkette, bewaldet, dahinter die Orte Offingen und Detingen. Die Panzer, deren Kanonen wir vernahmen, müssen sich dort, jenseits der bewaldeten Hügel, befunden haben.

Wir gelangen nach Uttenweiler. Lange Kolonnen zurückflutender Soldaten kommen aus Richtung Uigendorf, so daß wir ab Einmündung der Uigendorfer Straße in die Dieterskircher Straße nur noch im Schrittempo vorwärtskommen.

Bei der Einmündung der Sauggarter Straße gibt es sogar Stillstand: Gelegenheit für uns, die schöne Dorfkirche mit den beiden Zwiebeltürmen zu sehen. Im Schrittempo geht es weiter, bis wir etwa 30 m vor der Panzersperre beim Rathaus sind, wo unsere Fahrt endet. Es war etwa 8.20 Uhr. Kurz vor uns muß hier eine Streife der SS-Polizei eingetroffen sein. Das Krad mit Beiwagen stand rechts am Straßenrand. Einige Männer schickten sich an, die Panzersperre zu schließen. Die letzten, die noch passieren konnten, waren drei Gespanne: zwei 10,5er Haubitzen und ein Bagagewagen. Ein SS-Polizeioffizier stand vor der Panzersperre, mitten auf der Straße. Er drehte sich nun um und kam uns entgegen. Plötzlich stand bei dem SS-Offizier unser Abteilungskommandeur. Nachdem unser Batteriechef abgestiegen war, sprachen die drei Offiziere kurz miteinander. Danach mußte die Zugmaschine drehen, es ging zurück bis etwa zum Haus Haible, wo die Begleitmannschaft geteilt wurde.

Das Geschütz wurde vor der Kirche abgeprotzt. Beim Geschütz waren etwa 10 Mann zur Bedienung mit Wachtmeister Siebert. Die übrigen - diese Anordnung traf nach meiner Erinnerung der Major (Abteilungskommandeur) - wurden zum Dorfausgang an der Uigendorfer Straße geschickt.

Etwa um 8.40 Uhr trafen an Rehms Scheuer, dem letzten Gebäude, Wachtmeister Hoffknecht und sechs Mann (darunter ich) ein. Hinter Rehms Wohnhaus befanden sich Unteroffizier Faulenbach und ein oder zwei Mann mit einem MG 42. Unsere Ausrüstung bestand je aus einer Panzerfaust, zwei Handgranaten und einem russischen Karabiner.

Etwa zehn Minuten nach uns ging eine Gruppe von etwa 5 Mann mit einem leichten Geschütz - von uns als Pak angesehen, es war jedoch ein Oerlikon 2 cm MG - ca. 300 m dorfeinwärts auf der Straßengabelung Uigendorfer Straße - Dieterskircher Straße in Stellung. Bis etwa um 9 Uhr waren an allen Dorfausgängen und bei den Gebäuden dazwischen Gruppen von Soldaten, RAD-Leuten, Volkssturmmännern postiert.

Wir waren der Ansicht, daß die französischen Panzer die Uigendorfer Straße hereinkommen würden. Tatsächlich kamen etwa zwei Panzerfahrzeuge gegen 9 Uhr in etwa 1 km Entfernung über die Kuppe. Doch sie drehten rechts ab und fuhren ins Wiesengelände, fast lautlos: es waren Panzerspähwagen, luftbereift.

Wir wunderten uns, als wir um ca. 9.15 Uhr 200 m westlich der Scheuer, bei der wir waren, etwa ein Dutzend Panzerfahrzeuge stehen sahen. Anscheinend machten sie Lagebesprechung; die Luken waren offen, teilweise standen französische Soldaten in Gruppen beieinander.

Von uns unbemerkt war eine Kolonne von ca. 12 französischen Kampfpanzern aus Richtung Riedlingen gekommen. Beim ersten Haus befand sich eine Panzersperre, die offen war. Der erste Panzer passierte die geöffnete Sperre und wurde kurz danach fahruntüchtig geschossen. Die übrigen französischen Panzer zogen sich etwas zurück und sammelten sich dann in einer leichten Senke, ca. 200 m westlich der Uigendorfer Straße vor dem Galgenberg.

Eigentlich war das Ganze eine friedliche Situation, bis etwa um 9.30 Uhr plötzlich einige Gewehrsalven die Stille zerrissen und MGs feuerten.

Die Panzerfahrzeuge fuhren nun den Hang des Galgenbergs hoch, etwa auf halbe Höhe; ein schwerer Panzer stellte sich auf den höchsten Punkt (599 m). Von dort aus begannen nun die Franzosen - sie hatten sich phalanxartig auseinandergesogen - das Dorf mit Streufeuer zu belegen, sowohl aus MGs wie auch mit Panzerkanonen.

Um diese Zeit müssen einzelne deutsche Trupps bereits angefangen haben, sich abzusetzen; teils verließen sie Uttenweiler durchs Mühlental Richtung Sauggart, teils versuchten sie Richtung Dettenberg und Richtung Minderreuti aus dem Kampfgebiet zu entkommen. Die abziehenden Soldaten wurden teilweise von jenem schweren Panzer beschossen, der oben auf dem Galgenberg stand. Etwa um 10 Uhr griffen zwei oder drei Tiefflieger in das Geschehen ein. Sie flogen insgesamt zwei Angriffe, doch weniger gegen die deutschen Soldaten, die im Dorf waren - diese hielten sich in Deckung -, als vielmehr gegen die abziehenden Truppen. Die Gruppen, die gen Dettenberg zogen, wurden mit Sprengbomben bedacht. Es ist zu vermuten, daß die Lage des 8,8-Geschützes von der Flugzeugbesatzung an Colonel Durosoy weitergemeldet wurde, worauf um etwa 10.45 Uhr die Geschützstellung mit Schrapnellgeschossen unter Feuer genommen wurde. Dabei entstanden Beschädigungen an Kirche und Kirchtürmen.

Zu denjenigen, die sich absetzten, darf auch der Fahrer unserer Zugmaschine gezählt werden: er gab an, Benzin zu besorgen, brachte 4 Kanister Benzin und ward mit dem Zugwagen nicht mehr gesehen. Bald nach 10 Uhr stand auch das SMG verlassen da. Während des Streufeuers der Panzer lagen wir an Rehms Scheune: vier Mann am Mauerfundament, drei Mann im Straßengraben. So um 10.15 Uhr riß es plötzlich dem Obergefreiten Schlag - er stammte aus dem

Raum Fulda - den linken Arm ab, etwa in Höhe des Bizeps. Obergefreiter Schlag wurde sofort kreidebleich im Gesicht und ohnmächtig. Einige Kameraden trugen den Verwundeten zum Geschütz. Inzwischen hatten sich die Panzer in Marsch gesetzt. Der schwere Panzer verblieb auf dem Galgenberg. Fünf oder sechs Panzer schwenkten nach Süden zur Riedlinger Straße und weiter zur Betzenweiler Straße. Diese Panzer erreichten um oder kurz nach 12 Uhr die Dorfmitte beim Rathaus. Eine Gruppe von etwa sechs Panzern umfuhr das Dorf im Norden, um die deutschen Truppen an der Uigendorfer Straße, der Dieterskircher Straße und der Sauggarter Straße auszuschalten.

Durch die fast einstündige Beschießung des Dorfes vom Galgenberg aus waren viele Brände entstanden. Auf dem Bauche liegend bemerkten wir nicht, daß die Scheuer, neben der wir lagen, ebenfalls hellauf brannte.

Etwa um 10.30 Uhr merkte ich, daß brennendes Heu, brennendes Stroh, brennende Bretter auf mich fielen. Ja selbst meine Kleider brannten. Was tun? Es blieb nur eins: zurück, Richtung Dorf. Dies war insoweit auch günstig, als sich entlang der Straße, auf der Seite der Scheune, eine Tannen- bzw. Thujahecke befand, als Eingrenzung des Friedhofs. Alles mußte rasch gehen: zurück bis zur Hecke, Mantel runter, Flammen und Glut tilgen. Danach ging ich gebückt bis zum Friedhofsanfang.

Das dem Friedhof nächstgelegene Bauernhaus brannte lichterloh. Niemand war zu sehen. Das Vieh brüllte. Es konnte gerettet werden, wenn es von den Ketten gelassen wurde. Dies war mir eine Selbstverständlichkeit: ich rannte zum Stall, um das Vieh abzulassen. Dies war gar nicht einfach. Das Feuer kam schon zu den Futterläden herein. Das Vieh schreckte zurück, die Knebel waren verspannt. Bei mehreren Rindern mußte ich mit dem Gewehrkolben die Ringe am Futtertrog abschlagen, damit die Tiere frei kamen..

Danach entfernte ich mich vom brennenden Bauernhaus. Es war jetzt etwa 10.45 Uhr. Da beobachtete ich, daß unsere RAD-Leute die Hände hochstreckten; ca. 50 französische Infanteristen sprangen im Laufschrift - in Kette auseinandergezogen - vom Galgenberghang über die Riedlinger Straße. Um diese Zeit kam im Laufschrift Wachtmeister Hoffknecht vorbeigerannt. Er rief: „Sie kommen!“ - er meinte die Panzer - und: „Habe zwei abgeschossen!“ - er meinte Panzerfäuste, die häufig nicht trafen, weil sie elliptische Bahnen flogen. Fast gleichzeitig kam Unteroffizier Faulenbach vorbeigelaufen.

Um diese Zeit beschossen die Franzosen mit Sprenggranaten Kirchtürme und Kirche. Direkt davor war das 8,8-Geschütz. Als Wachtmeister Hoffknecht und Unteroffizier Faulenbach dem Batteriechef meldeten, daß der Ortsrand nicht verteidigt werden könne, gab der Batteriechef den Befehl, das Geschütz zu sprengen; weiterhin befahl er, sich in Richtung Memmingen abzusetzen. Dies war gegen 11 Uhr. Der schwerverwundete Obergefreite Schlag wurde beim Haible in den Kübelwagen des Majors gesetzt. Der Major wollte ihn nach Memmingen ins Krankenhaus bringen. Obergefreiter Otto Schlag ist leider dann in Biberach seiner Verwundung erlegen. Er ist auf dem dortigen Katholischen Friedhof (Grab 1976) beigesetzt worden.

Von der Sprengung des Geschützes, das in Uttenweiler keinen einzigen Schuß abgegeben hatte, und vom Abzug meiner Kameraden hatte ich keine Ahnung. Nachdem ich das Vieh - später erfuhr ich, daß es das Anwesen Reiter, Dieterskircher Straße 9, war - freigelassen hatte, rief mich eine Frau im gegenüberliegenden Haus zur Hilfe. An jenem Gebäude - Dieterskircher Straße 12 - befand sich neben dem Haus eine Reisigbüschelbeige, die durch Funkenflug in Brand geraten war. Das Haus konnte gerettet werden, wenn die brennenden Reisigbüschel gelöscht wurden. Rasch warf ich die Reisigbeige um und vom Haus weg und schlug mit einem kräftigen Ast die Flammen aus.

Inzwischen blickte ich wieder nach Westen; dort sah ich, in der Nähe der RAD-Leute, Wachtmeister Hoffknecht ohne Waffen im Wiesengelände gehen, aufrecht, hin zu den gefangenen RAD-Männern. Jetzt versuchte ich meine Kameraden zu finden. Ich ging zur Dorfmitte. Dort fand ich vor dem Haible jene beiden Männer, die etwa um 10.15 Uhr den schwerverwundeten Obergefreiten Schlag hierhergebracht hatten.

Es war jetzt etwa 11.30 Uhr. Wir standen dort kurze Zeit, als etwa um 11.40 Uhr Unteroffizier Faulenbach im Laufschrift ankam und rief: „Sofort zurückziehen!“

Während wir noch beim Haus Haible standen, sah ich, daß schräg gegenüber ein ganzes Viertel teilweise schon bis auf die Grundmauern herunter in Flammen stand: Der Farrenstall und einige Nachbarhäuser brannten.

Wir zogen uns nun zurück; wir gingen entlang des Reutibachs, bis wir die Sauggarter Straße erreicht hatten; dort gingen wir nach rechts die Straße hoch und durch eine Wiesensenke in die östlich vom Dorf gelegenen Wälder des Hipfelbergs. Nach Austritt aus dem Wald kamen wir am Hof Dettenberg vorbei. Eine Bauersfrau brachte mir ein Glas Milch, hatte ich doch einen ungeheuren Durst. Auch fühlte ich mich matt. Als die Frau auf mich zukam, sagte sie überrascht: „Die Hosen sind ja voll Blut!“ Tatsächlich, mein linkes Hosenbein war von Blut getränkt, ebenso Strümpfe und Schuhe. Jetzt erst bemerkte ich, daß ich verwundet war: Splitterverwundung am linken Bein, Außenknie. Das Kniegelenk aber war nicht verletzt. Jetzt war mir klar, weshalb ich beim Rückzug etwa 5 m nachhing.

Wir Landser hatten in diesen Tagen etwa folgende Vorstellungen:

- jeder versuchte, einer Kriegsgefangenschaft zu entgehen;
- keiner war an Gefechtsberührungen interessiert, besonders nicht an solchen, die das Lebensrisiko beinhalteten;
- solange noch Truppenverbände vorhanden waren, handelte jeder Soldat, wie seine Truppenführung anordnete und befahl, denn der Soldat vertraute seinen Vorgesetzten, auch oder gerade in diesen Apriltagen, keiner wollte verlorengehen.

Die Vorgänge in Uttenweiler forderten Opfer: 7 deutsche Soldaten, 2 Zivilisten, mindestens 3 französische Soldaten. Mehrere deutsche und französische Verwundete wurden nach Sigmaringen bzw. Riedlingen in Krankenhäuser verbracht. 20 Gebäude waren total vernichtet. Alle übrigen Gebäude - auch Kirche und Kirchhofkapelle - waren beschädigt.

## Versprengte Gruppen streben zur Iller

Beim Hofgut Dettenberg erklärte unser Batteriechef, daß wir zu Fuß Memmingen erreichen wollen. Durch Wiesengelände geht es zum nächsten Wald, dem Eitenwald. Dort legt mir Unteroffizier Faulenbach einen Verband an. Beim Austritt aus dem Wald gelangen wir beim Weiler Schammach auf die frühere R 312. Auf dieser gehen wir gen Biberach. Wie wir am Internierungslager vorbeikommen, fällt uns auf, daß weder Bewacher noch Bewachte zu sehen sind. So gelangen wir zu den „Fünf Linden“. Da sehen wir zwei Soldaten von Biberach die Kuppe heraufrennen. Sie rufen uns entgegen: „Zurück! Zurück! Die Franzosen marschieren unten durch Biberach!“ Während wir so stehen - es mag 16.45 Uhr sein -, ruft plötzlich einer: „Dort auf dem Hügel stehen deutsche Panzer!“ In der Tat, auf dem „Lindele“ stehen drei Panzer, die Geschützrohre zeigen auf uns. Schon beginnen einige - wir sind jetzt eine Gruppe von ca. 30 Mann - querfeldein den Panzern entgegenzugehen. Doch plötzlich feuert einer der Panzer, und etwa 40 m über uns krepert eine Schrapnellgranate. Alles rennt zurück in den Wald auf der gegenüberliegenden Seite (Asangwald). Im Burrenwald treffen wir eine bespannte Batterie kurzer Haubitzen samt Bagagewagen. Diese Einheit überquerte dann vor Sonnenaufgang des 24. April 1945 das Rißtal bei Röhrwangen. Sie soll, sich nach Osten zurückziehend, bis Linz a. d. Donau gelangt sein.

Eine Gruppe von etwa 6 bis 7 Mann, darunter auch ich, versuchte gegen Mittemacht, Biberach im Norden zu umgehen. Alle waren wir ortsunkundig. Nach etwa einer Stunde gelangten wir an ein Schloß, steil über einem Tal: Warthausen. Im Mondlicht sahen wir unten bei der Rißbrücke Panzer stehen. Also mußten wir weiter nach Norden. Wir schlichen uns ums Schloß herum. Etwa 800 m weiter nördlich versuchten wir am bewaldeten Talhang abzusteigen. Es gelang ohne Beinbruch, welch ein Glück. Auf dem Weg gesellten sich noch drei Landser zu uns. Wir gingen, unten angekommen, sofort in die Talwiesen, hoffend, den Bach zu überspringen.

Wir hatten uns verschätzt. Um diese Jahreszeit werden die Wiesen im Rißtal gewässert, d. h. die Riß wird gestaut, das Tal steht unter Wasser. So stapften wir, oft knöcheltief, durchs Wasser. Nach etwa 10 Minuten waren wir am Fluß. Aber wie hinüber? Wir gingen abwärts, bis wir an einem Wehr hinüberklettern konnten. Dann ging's weiter im Wasser. Wieder kamen wir an einen Fluß: den echten; der erste war nur ein Kanal. Nun mußte ein Flußübergang gefunden werden. Dies gelang: Auf der Brücke bei den Rißhöfen überquerten wir die angestaute Riß. Als wir nach einer weiteren halben Stunde ein Dorf erreicht hatten, gingen wir auf ein Bauernhaus zu. Einer klopfte kräftig an die Haustüre. Nach einiger Zeit kam - sehr vorsichtig - der Bauer. Es war Bauer Kästle im Dorf Oberhöfen. Er ließ uns ein. Seine Frau machte für uns Milch warm, wir bekamen wieder etwas zum Essen. Ich, als einziger, durfte im Gästezimmer im Bett schlafen. Meine Kameraden schliefen im Wohnzimmer, teils auf Bänken, teils auf dem Fußboden.

## Kriegsgefangenschaft – Vorstufe zur Heimkehr

Am Morgen des 24. April 1945 sorgte Bauer Kästle dafür, daß meine Kameraden - ca. 8 Mann - sicher weiterkamen. In der Scheune füllte er das Leitergeschirr eines Leiterwagens mit Stroh. Die Soldaten legten sich ins Stroh. Oben drauf schichtete Herr Kästle nochmals eine Lage Stroh. Dann spannte er Kühe an und fuhr zum Wald Boschach, östlich des Dorfes. Dort stiegen die Soldaten vom Leiterwagen. Herr Kästle zeigte ihnen den Weg Richtung Gutenzell -

Kellmünz. Diese Gruppe gelangte in den Raum Pfronten i. A., wo sie nach etwa vier Wochen von einer US-Einheit einen Passierschein in die Heimat (meistens-Westfalen) erhielten.

Auch um mich sorgte sich Herr Kästle. Im Laufe des Vormittags bat er einen im Nachbardorf seit 1940 beschäftigten kriegsgefangenen Belgier, nach Warthausen zum Ortskommandanten zu gehen. Dort solle er um die Entsendung von Sanitätern bitten. Denn während der Nacht sei ein verwundeter deutscher Soldat in sein Haus gekommen.

Im Laufe des Nachmittags kam ein französischer Sankawagen mit Arzt, Sanitäter und einigen Soldaten. Ich erhielt einen neuen Verband ums Knie und wurde dann ins Lazarett Jordanbad bei Biberach verbracht. Im Jordanbad verblieb ich vier Wochen. Als nach einer Woche die Wunde verheilt war, half ich freiwillig im Jordanbad bei Versorgungsarbeiten. Es herrschte Personalmangel, weil die dort bisher beschäftigten Fremdarbeiter und Gefangenen gegangen waren. Im Jordanbad half ich, bei Transporten mit Handwagen - Autos und Pferde wurden von der zurückflutenden Wehrmacht beschlagnahmt - nach Biberach oder Ummendorf zu fahren.

Am 25. Mai 1945, abends ca. 22 bis 23 Uhr, kamen französische Soldaten mit MPs unterm Arm und ein Arzt zu mir ins Zimmer: Aufstehen, fertigmachen, im Hof sammeln! Mit ca. 20 Kameraden ging's auf einem Lkw nach Biberach, dort ins Gefangenenlager Gaisental, dem früheren RAD-Lager, wo wir in die Turnhalle - Strohschütte - zum Schlafen eingewiesen wurden.

Am anderen Morgen kam Befehl: Antreten zum Appell. Natürlich war der französische Lagerkommandant auf die Zugänge der Nacht gespannt. Als er mich sah, stockte sein Schritt: „Mon Dieu!“ rief er aus, als er mich jugenhaften Soldaten erblickte.

Dieser Lagerkommandant hatte für mich regelrecht väterliche Gefühle. Bald danach wurde ich zur Verwaltungsbaracke geholt. Der Kommandant fragte mich nach Alter und Heimat, dann sagte er, daß ich nicht nach Straßburg weitertransportiert würde, sondern er wolle mich hier behalten, vielleicht sogar freilassen.

Bald nach dem Appell kam es bei unserem Schlafplatz in der Turnhalle zu einem kleinen Zwischenfall. Zu unserer in der Nacht eingelieferten Gruppe gehörten ein Leutnant und zwei Mann im Unteroffiziers- oder Feldweibelrang. Plötzlich stürzten sich einige uns unbekannte Soldaten auf diese, warfen die drei zu Boden und rissen ihnen die Rangabzeichen von den Uniformen.

Während meiner Gefangenschaft in Biberach wurde ich einer Gruppe zugeteilt, die für die örtlichen französischen Einheiten arbeiten mußte: Kartoffeln waschen und schälen, Geschirr spülen, Räume säubern, Hof kehren, Lastwagen be- und entladen usw., bei Verköstigung an Ort und Stelle. Viele Franzosen gaben sich mir gegenüber so, als ob ich zur französischen Armee gehörte. Nach etwa zwei Tagen wurde unsere Gruppe vom Gaisental nach Birkendorf verlegt.

Um den 1. Juni herum schickte der Lagerkommandant mich mit zwei anderen ebenso jungen Gefangenen hinaus auf Bauernhöfe in der Umgebung. Dort sollten wir bei der Heuernte helfen. Papiere gab er uns nicht mit. Nach der Heuernte wurden wir nicht zurückgeholt, d. h., der Lagerkommandant hatte uns freigelassen.

Öfters überlegten wir, wie wir heimkommen könnten. Am 14. Juli 1945 marschierten wir los, das Rißtal zu Fuß abwärts. Wie wir bei Dellmensingen die Donau erreichten, rieten uns Leute, rechts der Donau nach Neu-Ulm - Ludwigsfeld zu gehen. Dort befindet sich ein US-Entlassungslager. Dort sollten wir uns stellen. Das taten wir und suchten um Entlassung nach.

Bei der Aufnahme im Neu-Ulmer Lager am Morgen des 15. Juli gelangten wir in eine ca. 50 Mann starke deutsche Sani-Gruppe. Diese Männer hatten seit Anfang Mai freiwillig in Dachau Überlebende des KZ gepflegt. Bereits am 17. Juli 1945 gab's am Nachmittag Entlassungspapiere.

Sofort begann der Heimweg, natürlich zu Fuß. Entlassene, die große Entfernungen in die Heimat zu überwinden hatten, wurden per Lkw bis zu einem Zentralort, z. B. Frankfurt, Würzburg, Kassel, gefahren. Nach zwei Tagen, wobei ich immer wieder bei einem Fahrzeug aufsitzen konnte - und wenn es nur fünf Kilometer waren -, war ich im Heimatort.

Am 19. Juli 1945 zwischen 17 und 18 Uhr sprang ich von der Pritsche eines Lkw herunter. Dieser hielt an der Stoppstelle des US-Postens am Ortseingang, an der früheren R 29, an. Um den Weg zum Elternhaus zurückzulegen, benötigte man etwa fünf Minuten. Doch heute war ich nach 30 Minuten noch nicht daheim. Dorfbewohner, die mir begegneten, mich erkannten und mich begrüßten, brachen häufig in Tränen aus. Manche Mütter von etwa Gleichaltrigen waren derart von Freude übermannt, daß sie mich spontan umarmten und vor Freude weinten.

Am 20. Juli 1945 meldete ich mich auf dem Bürgermeisteramt, holte dann eine Sense und ging mit meinem Vater hinaus, ein Kleefeld mähen. Eine ungewöhnlich ereignisreiche Zeit in meinem jungen Leben war beendet.

---

# Zeit und Heimat

## Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

8. Mai 1985

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach

Nr. 1 / 28. Jahrgang

---

8. Jahrgang – Heft 1 – Seite 39

*Dieser Bericht ist eine verkürzte Fassung der vom Landkreis herausgegebenen Broschüre „April 1945 - Ende und Anfang“. Text von Kreisarchivoberrat Dr. Kurt Diemer, als Initiator und Herausgeber der aufschlußreichen, außerdem mit vielen Augenzeugenberichten aus Kreisgemeinden versehenen Broschüre zeichnet Landrat Dr. Steuer verantwortlich. Der 184 Seiten starke Band ist in den Buchhandlungen des Landkreises und im Kulturamt des Landratsamts, Telefon (0 73 51) 5 22 04, erhältlich.*

## 1945: Ende und Anfang im Landkreis Biberach

### Luftangriffe und Tiefflieger

Wenn der Landkreis Biberach im 2. Weltkrieg von unmittelbaren Kampfhandlungen auch lange verschont blieb, so lastete doch die bange Sorge um das Schicksal der zur Wehrmacht Einberufenen auf den Menschen. Je länger der Krieg .dauerte, desto mehr häuften sich Todesnachrichten und Vermisstenmeldungen; allein die Schlacht um Stalingrad forderte in den Gemeinden des Landkreises mindestens 200 Gefallene und Vermißte.

Eine weitere Belastung brachte der Bombenkrieg. Als im Frühjahr 1943 mit der Bombardierung des Ruhrgebiets die Großangriffe begannen, musste Oberschwaben zunehmend Evakuierte aufnehmen, zunächst Frauen und Kinder, so aus Düsseldorf, Duisburg und Oberhausen. Seit Juli 1944 waren Flüchtlinge aus Stuttgart, dann auch aus Bayern und dem übrigen Reichsgebiet unterzubringen.

Im Jahre 1944 wurde dann auch Süddeutschland zunehmend das Ziel von Bombenangriffen, vor allem, als nach der Invasion (6. Juni 1944) und der Rückeroberung Frankreichs die Anflugwege für die alliierten Flugzeuge immer kürzer wurden. Der Bevölkerung Oberschwabens brachte dies seit Mitte 1944 zunehmend Fliegeralarm. Da aber lange nichts weiter geschah, gewöhnte man sich daran und nahm ihn nicht mehr so richtig ernst.

Mehr als die Bomber fürchtete man die Tiefflieger, die auf alles, was sich bewegte, Jagd machten; einem Bauern aus Buchau wurde so ein Ochse am Mistwagen erschossen, und auch das Rahmauto des Butterwerks Riedlingen erhielt Treffer. Ein damals Zwölfjähriger erinnert sich an den 2. April 1945: „Fast jeden Tag waren über Oberschwaben französische und britische Jagdbomber zu sehen. Sie hatten es vor allem auf die Eisenbahnzüge der Südbahn, die sie immer wieder mit Bordwaffen angriffen, abgesehen.“

Die ersten Angriffe auf strategisch wichtige Ziele wie Eisenbahnlinien und Flugplätze erlebte der Landkreis im Juli 1944. Am 19. Juli wurde bei der Bombardierung des Flugplatzes Laupheim in Burgrieden ein Sechzehnjähriger getötet; am 24. Juli fand in der Nähe von Biberach der Lokführer des D 337 Berlin-Innsbruck durch einen Jagdbomber den Tod. Beim Angriff auf die Bahnlinie Ulm-Friedrichshafen am 26. Juli gab es zwar in Schweinhausen, Appendorf und Degernau nur Sachschaden; am gleichen Tage kam aber in Barabain eine Frau in den Trümmern ihres Hauses um, und in Altheim/Riedlingen wurden nicht nur

vier Häuser zerstört und die Dächer im ganzen Dorf abgedeckt, sondern auch zwei Personen, eine davon tödlich, verletzt. Zweimal - im November 1944, wobei ein amerikanischer Pilot beim Absturz seines Flugzeuges ums Leben kam, und im April 1945 - beschossen Tiefflieger in Ertingen Züge. Beim Bahnhof Zwiefaltendorf starb am 4. April 1945 ein Russe; ein Überfall auf einen Güterzug am 14. April bei Schweinhausen forderte zwei Menschenleben, ein weiterer auf den Zug Buchau-Riedlingen am 17. April beim Vollochhof drei. Zwei Tote gab es am 18. April auf dem Flugplatz Reichenbach durch amerikanische Marauder, und noch am 20. April fiel bei einem Angriff auf den Laupheimer Flugplatz bei Bühl ein Soldat. Besonders tragisch ist schließlich das Schicksal von 13 Verwundeten, die beim Beschuß ihres Lazarettzuges durch gegnerische Flugzeuge im Frühjahr 1945, wohl am 2. April, nahe Biberach den Tod fanden. Andererseits opferte aber der Pilot einer amerikanischen B-17 sein Leben, um einen Absturz seines Bombers mitten in Andelfingen zu verhindern. Kurz vor Kriegsende kam es noch zu drei schweren Luftangriffen, die - nicht zuletzt wegen der Sorglosigkeit der Bevölkerung, die sich an den dauernden Alarm gewöhnt hatte - insgesamt 88 Tote forderten. Am 12. April 1945 starben in Biberach 58 Menschen, am 16. April in Großschafhausen 11 und am 18. April in Dettingen 19, 13 Zivilisten und 6 Soldaten. Auch der Sachschaden war beträchtlich: in Biberach wurden 37 Gebäude zerstört, in Großschafhausen zwei und in Dettingen eines; mehr oder weniger beschädigt wurden in Biberach 139 Häuser und in Großschafhausen 37. Ein zweiter Angriff auf Biberach am 19. April forderte vier Menschenleben, und noch ganz am Ende des Krieges kamen in Haslach zwei Menschen um. Bis heute unvergessen sind vier Unglücksfälle, die das Leben von 12 Kindern forderten. Am 16. März 1944 explodierte eine in der Nacht zuvor abgeworfene Zeitbombe in dem Augenblick, als sich acht Buben aus Ittenhausen der Abwurfstelle näherten. Fünf wurden getötet. In Oberessendorf starben fünf Buben am 15. April 1945 beim Spielen mit einem Blindgänger; ein sechster überlebte schwerverletzt. In Maselheim verunglückte am 5. März 1945 ein zehnjähriger Schüler, als er sich an einem Blindgänger zu schaffen machte, in Gutenzell ein Kind beim Spielen mit Munition.

## Auf dem Weg nach Oberschwaben

Wenn die Kämpfe auf dem Boden des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg in der Zeit vom 26. März bis 30. April 1945 militärisch auch nur eine Episode im Gesamtverlauf des 2. Weltkrieges gewesen sind, so waren sie doch von weitreichender politischer Bedeutung. Dem Chef der provisorischen französischen Regierung, General de Gaulle, ging es darum, durch die Ausweitung des ursprünglich mit den Amerikanern vereinbarten Operationsgebietes und die Besitznahme der Landeshauptstädte Karlsruhe und Stuttgart die Anerkennung als gleichberechtigter Partner der drei Großmächte zu erreichen. Und dies gelang. Auch wenn de Gaulle schließlich die Abtretung von Stuttgart und Karlsruhe an die Amerikaner hinnehmen mußte: die Zonenabgrenzung - und damit die Entstehung der drei südwestdeutschen Nachkriegsländer Württemberg-Baden, Baden und Württemberg-Hohenzollern wie der direkte Zugang nach Vorarlberg - leitet sich unmittelbar aus der militärischen Besetzung ab.

Die französische 1. Armee „Rhin et Danube“ unter General Jean de Lattre de Tassigny war im Verlauf des Krieges in Nordafrika aufgestellt worden; dies erklärt den hohen Anteil tunesischer, algerischer und marokkanischer Truppen bei der Besetzung des Landes.

## Das Verhalten der Bevölkerung

Die Bevölkerung erwartete den Einmarsch der Alliierten mit geteilten Gefühlen. Die Angst vor dem Krieg in der eigenen Heimat stand neben der Erleichterung über das bevorstehende Ende der Kampfhandlungen. Fast allgemein war die Überzeugung, daß der Krieg verloren und weiterer Widerstand sinnlos sei; nur einzelne fanatische Nationalsozialisten und einige wenige Truppenführer, vor allem von SS-Verbänden, wollten dies nicht wahrhaben. In Biberach wurden so zwei deutsche Soldaten - am 20. März und noch am 22. April, am Tag vor dem Einmarsch - wegen Fahnenflucht standrechtlich erschossen.

Selbst führende NS-Funktionäre gaben nun, auch wenn die letzte Nummer der „Donau-Bodensee-Zeitung“ vom 20. April 1945, dem Geburtstag Adolf Hitlers, noch mit der Schlagzeile „Wir werden nicht wanken und nicht weichen“ erschien, den Krieg verloren. Nicht wenige flüchteten, wie Gauleiter Murr, Kultminister Mergenthaler (der in Haslach übernachtete und hier seinen „herrlichen Mercedeswagen“ zurückließ) und der Biberacher Kreisleiter Bauer in Richtung Alpen.

In Laupheim forderten Kreisleitung und Ortsgruppenleitung, die Stadt müsse zu einer Festung ausgebaut und unter allen Umständen verteidigt werden; noch am Morgen des 23. April verlangte dies ein Vertreter der Kreisleitung.

Zur Verteidigung der Gemeinden gegen die anrückenden Truppen wurde zwar überall noch der Volkssturm, meist Männer zwischen 40 und 50 Jahren, aufgerufen; doch kam er nirgends wirklich zum Einsatz. Die Haltung der Volkssturmmänner beleuchtet die Bemerkung eines Biberacher Kompanieführers, so freudig und so rasch sei beim Volkssturm noch kein Befehl ausgeführt worden wie der des Rückzugs von den Panzersperren.

In vielen Gemeinden des Landkreises - belegbar ist es etwa für ein Drittel - verhinderten beherzte Männer und Frauen trotz der Drohung mit der Todesstrafe die Schließung der Panzersperren (über die Straße gelegte und auf beiden Seiten fest verankerte Baumstämme) oder öffneten sie rechtzeitig vor der Ankunft der alliierten Truppen.

Welches Risiko schon eine bloße Bitte bedeutete, zeigt das Beispiel Otterswang. Im Heimatbuch berichtet Moriz Miller: „Am 20. April 1945 wurde am sogenannten Steinernen Brückle zwischen Otterswang und Aulendorf von dem Gärtnerbesitzer Theobold mit seinen Leuten und den in Aulendorf einquartierten deutschen Soldaten eine Panzersperre errichtet, die den Vormarsch der anrückenden Besatzungsmacht verhindern sollte. Die Einwohner von Otterswang befürchteten durch diese Panzersperre mit Recht eine Gefahr für ihren Ort. In dieser Sorge haben sich dann zwölf Bürger aus Otterswang zusammengefunden, die zur Sperre gingen, um den deutschen Offizier dort zu bitten, die Sperre beseitigen zu lassen, damit der Ort verschont werde vor der Beschießung. Es war ihnen wohl bekannt, daß sie von sich aus die Panzersperre nicht beseitigen durften, daß dies vielmehr mit dem Tode bestraft werde. Als der Offizier die Bitte gehört hatte, rief er seine Soldaten zu sich, ließ die Otterswanger Bürger umstellen und drohte mit sofortiger Erschießung. Aber auf vieles Bitten ließ er davon ab; sie mußten aber dann den Weg nach Aulendorf antreten, allwo sie dem vorgesetzten Offizier vorgestellt werden sollten. Glücklicherweise kam es anders. Als die Otterswanger Bürger schon am Bierkeller bei Aulendorf waren, wurden sie zurückgerufen. Die am Ortsausgang von Otterswang stehenden Frauen und Kinder, welche um das Schicksal ihrer Männer und Väter bangten, trugen ihr Anliegen einem im Pfarrhof in Otterswang einquartierten Zahlmeister namens Keck vor, welcher eben auf dem Weg nach Aulendorf war. Diesem gelang es, bei dem genannten Offizier die sofortige Freilassung der Männer zu erwirken.“ Es gab aber auch Offiziere, die sich gegen die Schließung der Panzersperren wandten. So befahl am 23. April, etwa eine Stunde vor dem Einmarsch der französischen Panzer, Generalmajor Konrad von Alberti, den ein Bericht einen bis zum letzten Tag schneidigen Durchhalteoffizier nennt, trotz der gegenteiligen Ansicht des Hauptmanns der damals in Ringschnait stationierten Wehrmachtseinheit mit der Bemerkung, es sei schon genug zerstört worden, das Öffnen der Sperre und setzte sich dadurch der Gefahr einer Bestrafung wegen Feindbegünstigung aus. Am 13. April bereits war ja der im Jordanbad bei Biberach residierende Befehlshaber des Wehrbereichs V, General Rudolf Veiel, der die Fortsetzung des Krieges für sinnlos hielt und bemüht war, die Taktik der verbrannten Erde zu sabotieren, abgesetzt und wenig später zum Tode verurteilt worden; nur der Zusammenbruch verhinderte die Vollstreckung des Urteils.

In einigen Orten haben Einwohner auch ganz direkt die Verteidigung ihrer Gemeinden verhindert, indem sie die deutschen Soldaten zum Verzicht auf Widerstand oder zum Abzug veranlaßten, so in Bad Schussenried der Zahnarzt und Major d. R. Dr. Remigius Glötter. In Laupheim wirkten Frauen auf die Posten stehenden Soldaten so nachdrücklich ein, daß schon um die Mittagszeit niemand mehr an Widerstand dachte; in Stetten gelang es, die einquartierten Soldaten durch das Angebot, sie mit Fuhrwerken über die Iller zu bringen, und einen ordentlichen Rauchfleischproviand zum Verlassen des Dorfes zu bewegen, und in Hürbel, Oberwachingen und Warthausen half gutes Zureden. In Mettenberg begaben sich die im Dorf einquartierten Heidelberger Hitlerjungen nach dem Abzug der deutschen Truppen mit Panzerfäusten bewaffnet vor den Ortseingang und warteten dort gut versteckt auf die herannahenden gegnerischen Panzer. „Aber einige beherzte Männer vom Ort haben dies beobachtet; sie gingen hin, haben den Jungen den Hosenboden verklopft und sie fortgejagt.“

An der Donau wie an der Iller versuchte man, die Zerstörung der Brücken zu verhindern, auch wenn dies schließlich nur in Zwiefaltendorf - durch gutes Zureden und Bestechung mit Rauchfleisch - gelang. In Riedlingen setzten beherzte Bürger den mit der Sprengung der Donaubrücke beauftragten Hauptmann gefangen; doch jagte sie dann ein anderer in die Luft. In Dettingen konnte nur die völlige Vernichtung der Illerbrücke vereitelt werden, und in Oberpfingen wurden die Brücken schließlich doch gesprengt, obwohl die Ladungen von den Einwohnern zweimal entfernt und in den Illerkanal geworfen worden waren.

Ging der Rückmarsch der deutschen Truppen zunächst noch geordnet vor sich, so wurde er mit dem Näherrücken der Front immer überstürzt. Munition und Ausrüstung zerstörte man zunächst, ließ sie später aber einfach liegen; so erbeuteten die Franzosen auf dem Flugplatz Edelbeuren etwa 10 Flugzeuge. Warenlager und Depots wurden vor dem Einmarsch der Franzosen meist noch geöffnet und ihr Inhalt an die Bevölkerung ausgegeben; in Biberach verkaufte bzw. verteilte man Weizen und 5000 Fleischkonserven, in Ochsenhausen ebenfalls Lebensmittel, in Riedlingen Butter, in Warthausen ca. 15 Tonnen Rohzucker, und in Langenschemmern entstand wegen der „Bahnhofswäsche“ - Bettwäsche u. a. aus einem Wehrmachtzug, die wieder abgeliefert werden mußte - große Aufregung.

## Das Ende naht

Am Sonntag, dem 22. April 1945, drei Tage, bevor sich Amerikaner und Russen an der Elbe bei Torgau trafen, setzten die französischen Truppen zur Eroberung Nordoberschwabens an. Die Gruppe Doré des CC 1, die donauabwärts vorrückte, bedrohte nach der Besetzung von Meßkirch, Krauchenwies und Mengen den Verkehrsknotenpunkt Herbertingen; die beiden Gruppen des CC 2 - de Beaufort und Labarthe - zielten nach der Einnahme von Saulgau und Altshausen auf das mittlere Oberschwaben.

Am 23. April besetzten französische Verbände den größten Teil des Landkreises Biberach. Sie kümmerten sich dabei weder um die Bedrohung ihrer Flanken durch deutsche Truppen noch um die am Vortag von General Devers, dem Oberbefehlshaber der übergeordneten Heeresgruppe 6, festgelegte Demarkationslinie, die ihnen den Raum westlich der Linie Ehingen-Reinstetten-Kempton (ausschließlich) als Operationsgebiet zuwies.

Mit der Einnahme von Herbertingen morgens um 7 Uhr war der Weg für das CC 1 frei. An Riedlingen vorbei marschierte die Gruppe Doré donauabwärts über Rottenacker und Ehingen, wo sie auf die amerikanische 44. Infanteriedivision und die 10. Panzerdivision traf, nach Ulm und erreichte die Stadt um 19.15 Uhr, 10 Stunden vor den Amerikanern. Andere Einheiten standen, nachdem sie sich in Uttenweiler den Weg in Richtung Moosbeuren-Altheim-Baltringen freigezogen und den Flugplatz wie die Stadt Laupheim eingenommen hatten, am Morgen des 24. April vor Wiblingen.

Die Gruppe de Beaufort des CC 2 drang über Bad Buchau nach Mittelbiberach vor. Gefechte mit deutschen Nachhutverbänden verzögerten den Vormarsch, so daß Biberach erst gegen 16.30 Uhr besetzt werden konnte. Am Morgen des 24. April vereinigte sie sich in Schwendi mit Einheiten der amerikanischen 10. Panzerdivision, die am gleichen Morgen von Ehingen her über Laupheim vorgestoßen waren, und der Gruppe Labarthe, die Biberach über Ummendorf südlich umgangen hatte und in Reute, Ochsenhausen und Gutenzell in teilweise heftige Kämpfe verwickelt worden war, um den Übergang über die Iller bei Illertissen zu erzwingen.

Hinter den französischen Panzerspitzen ging der Rückmarsch der deutschen Truppen nach Südosten zunächst fast ungehindert weiter; von einer Flächenbesetzung konnte noch keine Rede sein.

Der Vorstoß des französischen CC 2 auf Ochsenhausen-Illertissen hatte am 23. April das südlich der Donau stehende LXIV. Armeekorps Friebe gespalten, das zu diesem Zeitpunkt die Ausbildungs- und Ersatzdivision 405, die Kampfgruppe von Alberti und die 189. Infanteriedivision umfaßte. Mit Rücksicht auf die donauabwärts stehende 1. Armee und die unklare Lage bei dem auf der Alb eingeschlossenen LXXX. Armeekorps genehmigte der Oberbefehlshaber West den Rückzug hinter die Iller nicht, sondern befahl vielmehr der 189. Infanteriedivision den Angriff und ordnete überdies die Zuführung des Bataillons „Feldherrnhalle“ von Lindau her zum Vorstoß auf Ochsenhausen und weiter in Richtung Illertissen an. Nachdem die 189. Infanteriedivision am 25. April aber von der Iller auf Weißenhorn zurückgeworfen worden war und die Amerikaner am 26. Memmingen besetzt hatten, mußte das Bataillon „Feldherrnhalle“ seinen Vorstoß, bei dem es am 25. April Ochsenhausen und Gutenzell zurückgewonnen hatte, nach heftigen Kämpfen wieder abbrechen, um sich nach Süden zurückzuziehen. Insgesamt fielen in Gutenzell 25 Soldaten, in Ochsenhausen 5. In Ochsenhausen tötete eine Granate drei Zivilisten; in Gutenzell verbrannte ein Kranker mit seinem Haus. Zerstört wurden in Gutenzell acht Häuser, in Erlenmoos zwei.

Den Franzosen war wohl bewußt, daß sie Nordoberschwabens zwar erobert, aber noch nicht besetzt hatten; immer noch steckten die Wälder voller deutscher Truppen. Als ihr Vormarsch am 24. und 25. April aus Mangel an Treibstoff und anderen Nachschubgütern fast zum Stillstand kam, nutzten sie diese Zeit, um ihre Stellung zu festigen, die Waldgebiete nach deutschen Soldaten zu durchkämmen und die vom Bataillon „Feldherrnhalle“ zurückgewonnenen Gemeinden, vor allem Ochsenhausen und Gutenzell, mit Unterstützung amerikanischer Einheiten erneut einzunehmen. Bis zum 27. April war der größte Teil des Kreisgebietes in französischer Hand; in Haslach marschierten die Amerikaner am 28. ein, während Fürmoos anscheinend erst am 30. April eine Besetzung bekam. Die 1. Division Blindé, die sich südlich von Biberach wieder gesammelt hatte, setzte dann, nachdem durch eine Luftbrücke nach Mengen die Versorgung gesichert worden war, vom 28. April an ihren Vormarsch in nunmehr südlicher Richtung weiter fort.

Die Grenze zwischen der französischen und der amerikanischen Besatzungszone bildete zunächst die am 22. April festgelegte Demarkationslinie Ehingen-Reinstetten-Kempton; am 24. April bereits hatte General de Latre de Tassigny seine Truppen - bis auf eine symbolische Besetzung in Ulm - auf das Gebiet westlich dieser Grenzlinie zurückgezogen. Damit gehörten die Verwaltungsräume Laupheim (ohne Baltringen) und Schwendi, die Gemeinden Gutenzell und Hürbel sowie die Illertalgemeinden zur amerikanischen Zone; ein Schlagbaum stand in Erlenmoos mitten im Ort. Nachdem am 29. Juni die Entscheidung über die endgültige Grenzziehung gefallen war, räumten die Amerikaner im Juli den Landkreis Biberach. Im Norden und Osten war die Kreisgrenze nun zugleich Zonengrenze.

## Der Einmarsch

Um Kämpfe zu vermeiden, wurden in einigen Gemeinden - so in Bellamont, Berkheim, Betzenweiler, Ertingen, Großschafhausen, Gutenzell, Heiligkreuztal, Schönebürg, Spindelwag, Sulmingen und Ugendorf - weiße Fahnen gehißt.

Dies war allerdings nicht ungefährlich. Nicht überall ging es so glimpflich ab wie in Gutenzell, wo zwei deutsche Offiziere die weiße Fahne zwar herunterrissen, sonst aber weiter nichts unternahmen; Schönebürg z.B. hatte schwer zu leiden. In Biberach wurde der 82jährige Brauereibesitzer Karl Zell am 23. April von einem deutschen Soldaten erschossen, weil er an seiner Brauerei an der Hardtsteigstraße eine weiße Fahne aufsteckte und sie trotz Aufforderung nicht entfernte, sondern sich mit der Waffe in der Hand widersetzte.

In einigen Fällen gingen Einheimische oder Kriegsgefangene den anrückenden Truppen entgegen. In Buchau konnte so Stadtpfarrer Erich Endrich eine kampflose Übergabe der Stadt erreichen. In Stetten und Oberopfingen empfingen französische Gefangene die einmarschierenden amerikanischen Verbände; und auch in Alleshausen, Kirchberg und Bad Schussenried bemühte man sich über Kriegsgefangene bzw. Evakuierte um eine kampflose Übergabe.

Die Stimmung der Bevölkerung nach der Besetzung wird als „gedrückt“, „ruhig“ und „zurückhaltend“, aber auch „erleichtert“, „gut“ und „froh, daß der Krieg zu Ende“, gekennzeichnet. Der Äpfinger Bürgermeister meinte: „Zuerst eine Erlösung, später aber infolge Mangel an Einfühlungsvermögen Erbitterung“, und von Grodt heißt es: „Die Einwohner sind gleich ihrer bäuerlichen Arbeit wieder nachgegangen.“

Wenn auch die meisten Gemeinden des heutigen Landkreises ohne Widerstand besetzt wurden, gab es in einigen Gemeinden doch Schießereien oder Kämpfe. An der Donau kam es in Unlingen und Zwiefaltendorf zu Gefechten; war ja die Zwiefaltendorfer Donaubrücke der einzige Rückzugsweg für die auf der Alb eingeschlossenen deutschen Verbände. In Unlingen wurden sieben Gebäude in Brand geschossen und drei Menschen getötet; in Zwiefaltendorf erinnert ein Gedenkstein über dem Grab von 18 deutschen Soldaten an die Kämpfe, die sogar General de Latre de Tassigny in seiner „Geschichte der Ersten Französischen Armee“ erwähnt.

Uttenweiler, das die Franzosen nach etwa dreistündigen schweren Kämpfen eroberten, hatte viel zu leiden. Neun Häuser und sieben Feimen wurden zerstört, außerdem viele Gebäude beschädigt; auch die Türme der Pfarrkirche und der Turm der Friedhofskapelle erhielten Treffer. Sechs deutsche und drei französische Soldaten fielen; ihren Verletzungen erlagen ein junges Mädchen und ein älterer Mann sowie ein deutscher Obergefreiter. Glimpflich dagegen kam Attenweiler bei einer Schießerei mitten im Dorf bei der Schmiede davon.

Die Gruppe de Beaufort des französischen CC 2 stieß in Kappel, Mittelbiberach und Biberach auf Gegenwehr. In Kappel, das die französischen Panzerspitzen bereits am Abend des 22. April erreichten, ordnete ein General, um den Rückzug der deutschen Truppen zu decken, die Verteidigung an. Als Folge der Kämpfe brannte ein Bauernhaus am Ortseingang nieder; viele Gebäude trugen Spuren des Kampfes. Bei Schießereien in der Nacht der Besetzung fanden drei Einwohner den Tod; ein weiteres Opfer, ein unbekannter Zivilist, wurde einen Tag später gefunden. In Kanzach-Seelenwald kamen sogar sechs Menschen ums Leben; in Kanzach selber gingen drei Häuser in Flammen auf.

Beim Einmarsch in Mittelbiberach gegen 12.30 Uhr stießen die französischen Verbände zunächst auf keinen Widerstand. Als dann aber zwei deutsche Soldaten, ein Leutnant und ein Grenadier, die sich im Bachgraben hinter der Oberdorfer Schule verborgen hatten, aus diesem Versteck heraus einen Marokkaner erschossen, feuerten Panzer in ihre Richtung und trafen einen Hof, der niederbrannte. Während der Grenadier auf der Flucht getötet wurde, nahmen die Franzosen den Leutnant gefangen und exekutierten ihn gegen Abend. Nur die Fürsprache der französischen Kriegsgefangenen verhinderte weitere Vergeltungsmaßnahmen. Bei einem Schußwechsel an der Biberacher Steige fiel noch ein dritter Soldat.

Auch ein letzter Versuch, vor Biberach den Vormarsch der Franzosen noch einmal aufzuhalten, scheiterte. Alle Angehörigen der Nachhut - nach Aussage des Biberacher Polizeihauptmanns Mössmer zwei Feldwebel und 10 junge, kaum ausgebildete Soldaten - bezahlten ihren Widerstand mit dem Leben. Die französischen Einheiten stoppten nun aber und beschossen etwa zweieinhalb Stunden lang die Stadt. Bei dieser Kanonade kamen vier Menschen um; zudem entstand beträchtlicher Sachschaden.

Auch die Gruppe Labarthe mußte sich ihren Weg freikämpfen. In Reute brannte bei einem kurzen Gefecht, in dem ein französischer Soldat fiel, ein Bauernhof ab; sechs Gebäude wurden zum Teil schwer beschädigt. Zunächst von Ribegg aus, später auch im direkten Angriff nahmen dann Panzer die deutschen Stellungen beim Jordanbad und die Memminger Straße unter Beschuß. Sie töteten dabei dreizehn Menschen, zwölf Soldaten und einen aus Stuttgart nach Biberach evakuierten Oberschüler, und zerstörten an die 20 Autos. In Ummendorf fand ein Zivilist auf der Straße den Tod. In Ochsenhausen gingen bei einer Schießerei die Wirtschaft zum „Hirsch“ und eine Scheuer in Flammen auf; ein Einwohner starb an den Folgen seiner Verletzung. Auch in Gutenzell gab es Gefallene und Verwundete; ebenso kamen zwei Bürger ums Leben.

Selbst wo es nicht zu eigentlichen Kämpfen kam, waren Gefallene zu beklagen. Im Ried bei Äpfingen wurden so sechs Soldaten getötet und sechs weitere zum Teil schwer verletzt; fünf fielen in Oggelsbeuren, drei bei Orsenhausen, und im Heggbacher Wald bei Maselheim fand man neben zwei toten Wehrmachtsangehörigen auch einen Schwerverletzten, der wenig später starb. Ihren Wunden, die sie bei Ringschnait erhalten hatten, erlagen zwei Soldaten. In Oggelshausen wurde ein Angehöriger der SS, der sich angeblich nicht ergeben wollte, erschossen, in Ertingen fand ein Soldat im Kampf mit einem Panzer den Tod, in Riedlingen wurde ein anderer in der Nähe des Bahnhofs tödlich getroffen, und auch in Dürmentingen und Winterstettenstadt fiel ein Soldat.

Ebenso verloren Zivilisten ihr Leben. In Baltringen starb ein Auswärtiger, der unvorsichtig durch die Wiesen ging, in Reichenbach töteten einmarschierende Truppen auf dem Flugplatz einen Arbeiter, der nicht mehr rechtzeitig gewarnt worden war, in Riedlingen kam ein Mann auf dem Weg in seine Wohnung um. Ein Bauer in Edelbeuren wurde beim Einmarsch erschossen, weil sich in der Nähe seines Hofes deutsche Soldaten aufhielten und er eine diesbezügliche Frage vermeint hatte. Besser ging es in Laupertshausen aus: als ein Werwolf eine Panzerfaust auf die einrückende französische Einheit abschoß, erwiderte diese zwar das Feuer, traf aber nur fünf Kühe.

Doch auch damals gab es Zeichen der Menschlichkeit. Im Lazarett im „Adler“ in Seekirch operierte der deutsche Stabsarzt Dr. Haupt einen verwundeten französischen Hauptmann, und in Untersulmetingen verschenkten, während noch der amerikanische Kommandant dem Bürgermeister die ersten Anordnungen diktierte, draußen auf der Straße Soldaten Schokolade und Kaugummi an die Kinder. Auch in Bad Buchau warfen die einmarschierenden Soldaten den Kindern auf der Straße Bonbons, Mundharmonikas und andere Geschenke zu.

In dieser schweren Zeit bewährte sich auch das gute Verhältnis der Bevölkerung zu den französischen bzw. belgischen Kriegsgefangenen. Bei Baustetten wird ausdrücklich betont, daß die Kriegsgefangenen für die Bevölkerung gut gesprochen hätten; in Attenweiler ließen sie und auch der Vertrauensmann der Ausländer den Bürgermeister nicht im Stich, sondern verteidigten ihn beim Verhör auf dem Rathaus, und in Ochsenhausen erwirkte ein französischer Gefangener die Freilassung von vier verhafteten Parteimitgliedern. Für Spindelwag wird gesagt: „Die im Dorf beschäftigten Kriegsgefangenen haben sich sehr fair benommen. Es bestand schon lange zwischen Dorfbewohnern und Kriegsgefangenen (Franzosen) ein gutes Verhältnis. Die Gefangenen versuchten mit allen Mitteln, die Besatzungstruppen von der Harmlosigkeit und Gutmütigkeit der Dorfbewohner zu überzeugen.“ Der Bericht des Abmannshardter Bürgermeisters sagt kurz und knapp: „Sie wurden während der Gefangenschaft gut gehalten, und sie verhielten sich dementsprechend.“ Bezeichnend ist auch, daß z. B. in Alleshausen und Mettenberg bis heute Verbindungen zu ehemaligen Kriegsgefangenen bestehen.

Wesentlich gespannter als die Beziehungen zu den Kriegsgefangenen, die dann meistens bald in ihre Heimat zurückkehrten, war das Verhältnis zu den Fremdarbeitern. Aus Untersulmetingen ist zugleich auch eine wichtige Funktion der ehemaligen Kriegsgefangenen erwähnt: von den einmarschierenden Truppen wurden sie bewaffnet und mit der Ausübung der Polizeigewalt betraut. So in Warthausen: „Nach dem Einmarsch übernahmen sie das Ortskommando und sorgten nach Möglichkeit für Sicherheit und Ordnung in der Gemeinde.“ Auch in Otterswang z. B. wurden die Kriegsgefangenen von den Franzosen mit Waffen versehen und einer von ihnen zum Ortskommandanten bestellt. In Ringschnait blieb der bisherige Bürgermeister zunächst zwar im Amt; das Sagen hatte aber der dienstälteste ehemalige französische Kriegsgefangene.

Die französische Herrschaft war in den ersten Tagen nach dem Einmarsch alles andere als gefestigt; waren doch die Panzerspitzen ohne Rücksicht auf Flankendeckung und Sicherung der rückwärtigen Verbindungen nach Ulm und an die Iller vorgeprescht. Neben und hinter ihnen ging der Rückzug der deutschen Truppen weiter. Oft noch klopfen deutsche Soldaten an den Häusern an und baten um Unterkunft und Essen; auch Zivilkleider waren gefragt. Während deutsche Truppen am 25. April in Uttenweiler z. B. nur durchzogen, besetzten Einheiten der Waffen-SS Schönebürg von neuem. In Mettenberg und Äpfingen griff die SS des Nachts die Unterkünfte der ehemaligen französischen Kriegsgefangenen an. Während diese in Mettenberg rechtzeitig von Leuten, welche SS-Offiziere bei der Erkundung beobachtet hatten, gewarnt werden konnten und so der Überfall ins Leere ging, gab es in Äpfingen Verwundete. Auf Bitten des Pfarrers und der Betroffenen selber wurden die schon eingeleiteten Vergeltungsmaßnahmen nicht durchgeführt. Auch in Muttenweiler, wo am 26. April, drei Tage nach dem Einmarsch, etwa 200 deutsche Soldaten die Ortskommandantur überfallen und fünf Franzosen gefangengenommen hatten, rettete nur das Eintreten der früheren Kriegsgefangenen das Dorf vor einer Strafaktion.

Daß es auch anders ausgehen konnte, zeigen die Beispiele Uigendorf und Sauggart. Als Vergeltung für den Tod eines französischen Offiziers, der am 24. April, einen Tag nach der Übergabe der Gemeinde, in Uigendorf von einem deutschen Soldaten tödlich getroffen worden war, feuerte wenig später französische Artillerie auf das Dorf, und am 26. April schossen drei Panzer zwei Wohnhäuser und fünf Scheuern in Brand. In Sauggart waren französische Einheiten, die von Uttenweiler her vorrückten, am 24. April gegen 8 Uhr in der Kreuzung vor dem Gasthaus zum „Löwen“ mit deutschen Verbänden zusammengestoßen, die sich von Dieterskirch in Richtung Grundshelm zurückzogen. Bei weiteren Schießereien wurden gegen 11 Uhr die Schwestern Lecoq, nach Tassigny Krankenschwestern, getötet. Ein Haus erlitt schwere Beschädigungen. Abends gegen 19 Uhr kamen dann französische Truppen, um den Tod der beiden Frauen zu rächen. Sie verzichteten zwar auf die Hinrichtung von Geiseln aus dem Dorf, zündeten aber sieben Häuser an. Anscheinend wurden auch deutsche Gefangene exekutiert.

Ebenfalls am 24. April erschossen deutsche Soldaten in Höfen bei Stafflangen einen französischen Offizier. Daraufhin eröffneten Panzer das Feuer auf den Weiler. Zwei Höfe gerieten in Brand; die Deutschen zogen sich schließlich vor der Übermacht in einen nahegelegenen Wald zurück.

Mehr Glück hatte Otterswang. Zwei Tage nach dem Einmarsch der Besatzungsmacht fand man an der Straße Atzenberg-Fünfhäuser im Wald einen erschossenen Marokkaner, der von den Franzosen nach Biberach überführt wurde. Ende Mai kamen zwei französische Autos von Aulendorf her, deren Insassen erklärten, daß zehn Mann aus Otterswang erschossen würden, wenn man ihnen nicht sage, wer den Marokkaner erschossen habe. Es konnte aber niemand Auskunft geben. Gegen Abend wurden dann zehn Mann bestimmt, die vor den französischen Autos nach Aulendorf marschieren mußten, wo sie eingesperrt, aber nach drei Tagen wieder entlassen wurden.

Als am 6. Mai in Rupertshofen zwei französische Soldaten von unbekannter Hand getötet wurden, mußte die Gemeinde 100 000,- RM Strafe zahlen. Mit Hilfe der Gemeinde Attenweiler und Biberacher Bürger konnte das Geld innerhalb der gesetzten Frist aufgebracht werden.

Auch aus geringfügigen Ursachen kam es zu Massenverhaftungen. In der Ortschronik von Rot an der Rot wird berichtet: „An Pfingsten gerieten die Franzosen im ‚Hirsch‘ in Streit, wobei auch Schüsse fielen. Daraufhin wurden am Pfingstmontagabend zwischen 17 und 18 Uhr alle Männer zwischen 18 und 54 Jahren aus den Häusern geholt. Mit Lastwagen und anderen Fahrzeugen wurden die Männer nach Biberach ins Lager verbracht. Nach einem Tag wurden alle bis auf sechs wieder entlassen. Gründe wurden nicht genannt.“ Anscheinend wurde einem Elsässer aus unbekannter Ursache ein Finger durchschossen.

In Dieterskirch wurden alle Männer zwischen 18 und 55 Jahren aus unbekannter Ursache gefangengenommen und mußten nach einigen Nächten im Freien in ein Sammellager nach Sigmaringen marschieren. Es kam ständig zu Mißhandlungen und Schikanen; ein Dieterskircher wurde unterwegs erschossen. Von Sigmaringen ging der Transport über Rottweil weiter nach Frankreich, meist bis in die Nähe von Paris. Die meisten blieben rund ein Jahr in Gefangenschaft.

Nicht nur auf französischer, sondern auch auf deutscher Seite gab es nach dem Ende der eigentlichen Kampfhandlungen noch Gefallene. In Hürbel kamen am 24. und 25. April, durch Artilleriebeschuß drei Soldaten ums Leben. Wohl am 24. April wurde bei einem Handgemein in der Nähe des Mittelbiberacher Pestfriedhofs ein Unteroffizier erschlagen; der Tod eines weiteren deutschen Soldaten ist unter dem Datum des 26. April im Mittelbiberacher Sterberegister eingetragen. Am 25. April fiel bei einem Gefecht im Ensenheimer Wald bei Unlingen ein Obergefreiter, und am gleichen Tage fanden auf einer Erkundungsfahrt bei Uttenweiler ein Hauptmann und sein Fahrer den Tod.

In Mittelbuch wurde in der Nacht vom 25. auf 26. April ein Meldegänger erschossen und noch am 2. Mai ein ehemaliger Unteroffizier, als er die Straße überqueren wollte. Umgekommen sind noch nach dem Einmarsch bei Alleshausen ein versprengter Soldat, in Kanzach ein SA-Mann und in Mettenberg ein Feldwebel, als er ins Dorf gelangen wollte. In Binzwangen ertranken zwei Soldaten beim Versuch, die Donau zu überqueren. Über die näheren Umstände des Todes von zwei Wehrmachtsangehörigen, die man bei Reinstetten fand, ist nichts bekannt. Ums Leben kamen aber ebenso noch Zivilisten: am 25. April ein junger Bauer in Schammach, am 26. ein Bauer aus Unteressendorf an der Ribegger Halde und schließlich ein Röhrwanger auf der Ehinger Straße.

Am 25. April, dem Markustag, wurde Emerfeld eingenommen. Statt der traditionellen Bittprozession der Emerfelder nach Billafingen rollten französische Panzer in umgekehrter Richtung von Billafingen nach Emerfeld. In Langenenslingen wurde - anscheinend aus Rache - ein Einwohner, der sich nicht an das Ausgehverbot hielt, erschossen. Bis heute schließlich ist der Mord an dem Billafinger Pfarrer Alois Brugger, der am 29. April nach dem Mittagessen das Pfarrhaus verlassen hatte, um nach seinem weggelaufenen Wolfshund zu schauen, ungeklärt.



Kein schönes Kapitel sind die Plünderungen und Vergewaltigungen, die des öfteren, wenn auch beileibe nicht überall, vorkamen. Besonders gefürchtet waren dabei die Nordafrikaner. In Langenenslingen wurde so die Kirche abends geöffnet, um den Frauen über die Nacht eine Zuflucht zu bieten. Aus Oberessendorf, Äpfingen, Maselheim und Sulmingen sind fünf Fälle bekannt, in denen nordafrikanische Soldaten wegen Vergewaltigung deutscher Frauen von ihren eigenen Kameraden zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden.

Standgerichten des Bataillons de Choc fielen in Bad Buchau 15 Personen, darunter 9 Angehörige der Wlassow-Armee und ein Einheimischer, zum Opfer, in Oberessendorf vermutlich 14, darunter fünf Einheimische. In Ochsenhausen wurden zwischen dem 25. und dem 27. April vier Männer hingerichtet, darunter der Bürgermeister, weil er nicht gesagt habe, daß im Rathaus Waffen seien, in Schönebürg zwei - wegen angeblicher Misshandlung französischer Kriegsgefangener bzw. als angeblicher SS-Mann - und in Ringschnait zwei bewaffnete Soldaten, die den Berichten nach über ihre Uniformen Zivilkleider angezogen hatten. In Alberweiler erschossen die Franzosen einen Bürger wegen angeblichen Waffenbesitzes.

In den Monaten vor der Besetzung war der französische Ministerpräsident Pierre Laval mit seiner Gattin und dreizehn weiteren Ministern der Vichy-Regierung von der Gestapo bewacht in Schloß Wilflingen interniert. Zwar gelang es ihm noch, ins Ausland zu fliehen; doch wurde er ausgeliefert und am 15. Oktober 1945 als Kollaborateur in Paris erschossen. Anderen Anhängern Marschall Petains, die Ende 1944 von Sigmaringen nach Riedlingen verwiesen worden waren, glückte die Flucht nicht mehr; nach dem Einmarsch herrschte bei ihnen wegen der Unklarheit über ihr weiteres Schicksal große Unruhe.

## Die ersten Wochen

Deutsche Soldaten, die sich bei der Besetzung in den Gemeinden aufhielten, wurden in der Regel sofort gefangengenommen und in Auffanglager eingeliefert, wie es sie in den größeren Orten, z. B. in Bad Buchau, Biberach, Laupheim und Riedlingen, gab. Von dort wurden viele nach Frankreich gebracht, aus Biberach noch am 12. Juli 1945 bereits entlassene Kriegsgefangene.

Zu denen, die damals versuchten, sich nach Hause durchzuschlagen, gehörte auch Dr. Gebhard Müller, der spätere Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern, Ministerpräsident von Baden-Württemberg und Präsident des Bundesverfassungsgerichts, ein gebürtiger Füramooser. Um ihn vor dem Zugriff der Gestapo zu retten, war er im September 1944 nochmals, zu einer Flakersatzabteilung in Zimmern bei Rotweil, eingezogen worden.

Die Amerikaner gingen von vornherein weniger rigoros vor; so konnte ein deutscher Hauptmann in Orsenhausen seine Fuhrkolonne, ca. 100 Mann, mit Genehmigung der Besatzungstruppen entlassen. In Bußmannshausen, das zunächst zur amerikanischen Zone gehörte, hielten die Amerikaner sämtliche zurückkommenden deutschen Soldaten an und bedeuteten ihnen, daß sie, wenn sie in die französische Zone kämen, dort gefangengenommen würden. Wer aus dem Dorf selber zurückkam, ging in das Kriegsgefangenenlager nach Ulm und kehrte dann nach drei Tagen mit seinen Entlassungspapieren zurück.

Vom Gefangenenlager Biberach aus wurden deutsche Kriegsgefangene bei den Bauern zur Arbeit eingesetzt; in Grodt z. B. waren es zehn. Als zwei von ihnen flohen, mußte die Gemeinde für jeden 10 000,- RM bezahlen. In einer Bürgerversammlung wurde dies dann so geregelt, daß die Gemeinde und der Bauer, bei dem die Geflohenen gearbeitet hatten, jeweils die Hälfte der Summe übernahmen. Auch die Gemeinden Bihlafingen und Otterswang mußten je 10 000,- RM Strafe entrichten.

Politisch Belastete wurden unterschiedlich behandelt. In einigen Gemeinden kam es sofort zu Verhaftungen, in anderen erst später auf Grund von Denunziationen, und in manchen geschah überhaupt nichts. In Ringschnait blieb so der Ortsgruppenleiter als kommissarischer Bürgermeister vorerst im Amt; der Bürgermeister von Spindelwag wurde in Aitrach einige Tage eingesperrt und dabei auch zu Arbeiten, wie z. B. zum Panzerwaschen, herangezogen, dann aber wieder entlassen und in sein früheres Amt eingesetzt. Die Verhafteten wurden meist in das Lager Biberach-Birkendorf, aber auch nach Balingen und Ludwigsburg gebracht.

Nicht selten mußten Parteimitglieder Arbeiten verrichten; so wurden sie in Biberach zur Trümmerbeseitigung und in Laupheim zum Zuschütten der zur Verteidigung der Stadt angelegten Gräben und Schützenlöcher wie des Bunkers auf dem unteren Marktplatz herangezogen. Beim Verladen von Munition auf dem Biberacher Bahnhof durch Kriegsgefangene und Internierte explodierte am 10. Juni 1945 eine Granate; dabei wurden neben einigen französischen Soldaten auch sieben Deutsche getötet.

Denunziationen, die zu Verhaftungen führten, gab es zunächst nur in verhältnismäßig wenigen Fällen. Ihre Zahl schwoll erst an, als mit der Entnazifizierung begonnen wurde.

Mit dem Einzug der Besatzungstruppen kamen auch sofort die ersten Anordnungen. Allgemein wurde die Abgabe aller Waffen samt Munition, Rundfunkgeräte und Fotoapparate verlangt, und ebenso für die Abend- und Nachtstunden ein - in den einzelnen Gemeinden unterschiedlich langes - Ausgehverbot verhängt. Gefordert wurde aber in einzelnen Fällen auch die Ablieferung von Hakenkreuzfahnen und Führerbildern, Ferngläsern, Fahrrädern, Motorrädern und Autos, die Auslieferung versteckter deutscher Soldaten, die tägliche Meldung aller männlichen Personen über 16 Jahren, die Vorlage von Lichtbildern und das Offenlassen der Haustüren. Versammlungen und Ansammlungen von mehr als 4 Personen waren verboten; der Ort durfte nicht verlassen werden. In einigen Gemeinden beschlagnahmte die Besatzung auch sofort Häuser und verlangte Arbeitsleistungen. In Mittelbiberach schrieb ein Bauer, der einen Stallknecht („Schweizer“) hatte, an die Haustür: „Dieses Haus bewohnt ein Schweizer.“ Daraufhin wurde das Haus verschont.

Verständlicherweise unbeliebt bei der Bevölkerung waren die von der Besatzungsmacht verlangten Ablieferungen. „Es mußte von allem und jedem abgeliefert werden“, meinte der Bürgermeister von Kirchberg, und sein Kollege aus Steinhausen/R. ergänzte; „Von sämtlichen Sachen nur das Beste.“ In den meisten Gemeinden war ein kompletter Herrenanzug abzugeben; gefordert wurde aber ebenso die Ablieferung von Hemden, Schuhen, Bettwäsche, Geschirr, Fahrrädern, Motorrädern, Autos, Schreibmaschinen und Möbeln, ebenso von Lebensmitteln, Vieh und Getreide. In Bad Schussenried mußten komplette Wohn- und Schlafzimmer zur Verfügung gestellt werden, in Achstetten zur Unterbringung französischer Soldaten 30 Betten, und auch die Turn- und Sportgeräte des Sportvereins Dettingen fanden Liebhaber. In Friedingen wurde sogar ein neu aufgebauter Kindergarten, ein Holzfertigbau, demontiert und mitgenommen. Bald begann aber auch schon der Wiederaufbau der deutschen Verwaltung. Am 21. Mai 1945 wurde Fritz Erler provisorisch mit der Führung der Geschäfte des Landrats beauftragt. Der spätere Vorsitzende der SPD-Bundestagsfraktion erlebte nach seiner Flucht aus einem Gefangenentransport im bayrischen Plattling - im September 1939 war er vom Volksgerichtshof wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden - das Kriegsende in Hochdorf und trat am 2. Mai 1945 als Dolmetscher von Bürgermeister Hammer seinen Dienst bei der Stadtverwaltung Biberach an. Die Geltung seiner Anordnungen endete aber zunächst an der Zonengrenze.

Am 12. Juni 1945 schließlich konnte der aus Schweinhausen gebürtige Bekennerbischof Joannes Baptista Sproll aus seinem Exil nach Rottenburg zurückkehren. Wegen seines unerbittlichen Kampfes gegen das nationalsozialistische Gewaltregime war er am 24. April 1938 aus seiner Diözese verbannt worden.

Was vor nunmehr dreißig Jahren in der Riedlinger Zeitung am Ende eines Berichts über die Schicksale Bad Buchaus stand, gilt auch heute noch: „Das Gedenken an die Schrecken der Invasion soll die Narben nicht aufreißen, sondern im Hinblick auf die furchtbaren Geschehnisse ein Mahnruf an jeden sein, alles zu tun, was in seinen Kräften liegt, damit der Menschheit der Friede erhalten bleibt und nicht ein neues und noch viel schlimmeres Chaos über unser Volk und Land hereinbricht.“

*In dem Band „April 1945 - Ende und Anfang“ wird auch die Zahl der Opfer des Zweiten Weltkriegs im Gebiet des heutigen Kreises Biberach genannt (Gefallene, Vermißte, ums Leben gekommene Zivilpersonen): 7802 Menschen. Hinzu kommen über 1000 Menschen aus dem Landkreisgebiet, die aus rassistischen oder politischen Gründen und wegen Krankheit/Behinderung von den nationalsozialistischen Machthabern umgebracht wurden.*

8. Jahrgang – Heft 1 – Seite 46

## Die Montage der Do 335 in Ummendorf 1944/45

Von Hans Hutzel, Ummendorf

Bei einem Nachtangriff am 28. April 1944 auf Friedrichshafen wurde auf dem Flugplatz Löwenthal eine gerade fertiggestellte Do 335 zerstört. Die Fertigung der Do 335 wurde dann aus Sicherheitsgründen nach Konstanz-Petershausen verlegt. Auf Proteste der Schweizer Behörden wegen des grenznahen Rüstungsbetriebs mußte Dornier Anfang August 1944 die Montage der Do 335 nach Ummendorf verlegen.

Dornier zog in das Holzwerk Himmelsbach ein, wobei die riesige Sägewerkshalle mit ca. 70 m Länge und 50 m Breite mittels einer Trennwand in Längsrichtung geteilt wurde. Eine weitere Halle mit einem Gleisanschluß für Güterwagen wurde ebenfalls mittels Trennwand halbiert. Der Sägewerksbetrieb ging also in der einen Hälfte der Halle weiter und in der anderen baute man aus den angelieferten Teilen und den schon vorgefertigten Baugruppen Flugzeuge zusammen. Die Tragflächen wurden in der Höll bei Ravensburg gefertigt; die 3 m langen Hohlwellen kamen von Daimler-Benz aus Untertürkheim. Um bei einem Luftangriff auf das Werk Ummendorf nicht alle Teile zu verlieren, wurden diese an verschiedenen Orten gelagert. In der alten Schule in Ummendorf befanden sich hauptsächlich die Anzeigengeräte für die Pilotenkabine. Teile der Do 335 A 12 waren auch im Gasthaus Adler in Ribegg eingelagert, ebenso in einem Keller in der Dietschinger Straße in Ummendorf-Fischbach. Von Dornier auch als Produktionsstätte benutzt, wurde die obere Schmiede Häuserner Straße 5 in Ummendorf. In der Autowerkstatt Max Restle, Biberacher Straße 28 in Ummendorf, war die Dornier-Ausbildungswerkstätte mit ca. 35 Arbeitsplätzen untergebracht.

Zeitweise arbeiteten bis zu 150 Personen in Ummendorf an dem Projekt Do 335 A 12. Die leitenden Männer für das Montagewerk Ummendorf waren Ing. Schlegel und Montagemeister Bauer. Die Anzahl der in Ummendorf gebauten Do 335 A 12 kann nur geschätzt werden. Die Angaben von den sieben mir bekannten ehemaligen Dornier-Mitarbeitern des Montagewerks Ummendorf liegen zwischen 10 bis 40 Maschinen. Real wird eine Stückzahl von 10 bis 15 Maschinen angenommen, die in den 8 Monaten gefertigt wurden.

An den fertiggestellten Maschinen wurden die Tragflächen, Höhen-, Seitenleitwerke und Propeller wieder demontiert und mit Eisenbahnwagen meist nachts nach dem Flugplatz Mengen verbracht. Beim Herannahen der Franzosen mußten auch noch viele Dornier-Mitarbeiter die Waffe in die Hand nehmen, wobei einige ums Leben kamen. Als die Franzosen am 23. April 1945 Ummendorf besetzten, fiel eine gerade fertiggestellte Maschine in ihre Hände. Dabei hatten die Franzosen noch Glück, denn auf höheren Befehl sollte das Werk Ummendorf angezündet werden. Die Franzosen hielten das Dornier-Werk Ummendorf ca. 1 Jahr besetzt und nahmen dann alles Brauchbare nach Frankreich mit. Nach Abzug der Franzosen aus dem Montagewerk Ummendorf wurden die restlichen Flugzeugteile (unter anderem etwa 3 fertige Rümpfe, die dazugehörigen Tragflächen und Tausende von Einzelteilen) verschrottet.

Alle in Ummendorf montierten Do 335 waren von der Type A 12, also zweiseitig, mit einer 30-mm-Maschinenkanone MK 103 von Rheinmetall-Borsig, die durch die hohle Luftschraubenwelle feuerte, und mit zwei 15-mm-MG 151/15 von Mauser ausgerüstet.

## Was waren die Do 335 aber für Flugzeuge?

Am 26. Oktober 1943 stand auf dem Flugplatz Mengen bei Saulgau ein recht seltsames Flugzeug, das in nur 9 Monaten in Friedrichshafen gebaut worden war. Äußerlich unterschied es sich von den herkömmlichen Flugzeugen durch einen Zugpropeller vorne am Rumpfund durch einen Druckpropeller hinter dem kreuzförmigen Leitwerk. Dieses Flugzeug hatte - für die damalige Zeit ungewöhnlich - ein Bugfahrwerk. Die Do 335 war ein Ganzmetall-Tiefdecker mit 13,8 m Spannweite, 13,85 m Länge und 5 m Höhe. Die versteifte Flügelnause war mit einer Enteisungsanlage versehen. Die Landeklappen konnten hydraulisch betätigt werden. In den Flügeln befanden sich die Treibstofftanks, die Hauptkompaßanlage, die Tanks für das Hydrauliksystem und die Sauerstoffflaschen. Die beiden wassergekühlten Daimler-Benz DB 603-Motoren mit je 1750 PS waren in Tandemform angeordnet, einer im Rumpfbug mit Zugpropeller, der zweite im Rumpfmittelteil mit Antrieb über eine 3 m lange Fernwelle zum Heckpropeller. Während das vordere Triebwerk an der Stirnseite einen Ringkühler aufwies, hatte das hintere Triebwerk einen Tunnelkühler mit der Lufteintrittsöffnung unter dem Rumpf. In einem Rumpftank und zwei Hilfstanks konnten insgesamt 1850 l Treibstoff mitgeführt werden. Die Funkantennen waren im kreuzförmigen Leitwerk installiert. Die beiden bremsbaren Haupträder des Dreibeinfahrwerks wurden in die Flügel und das Bugrad um 90° gedreht nach hinten in den Rumpf eingefahren. Als eines der ersten Flugzeuge erhielt die Do 335 unter anderem auch serienmäßig einen Preßluftschleudersitz. Für Notlandungen ließen sich die untere Seitenleitwerksflosse und der Heckpropeller absprenge.

Es herrschte große Spannung bei den Vorbereitungen für den ersten Flug der Do 335 V 1 CP+UA. Sollten die Berechnungen der Ingenieure stimmen, musste sich, wenn der Flug gelingen sollte, eine Sensation anbahnen. Testpilot Hans Dieterle startete am 26. Oktober 1943 auf dem Flugplatz Mengen zum Erstflug der Do 335. Der Flug verlief erfolgreich. Bei der Flugerprobung zeigte sich, daß in der neuen Maschine weitaus mehr steckt, als man erwartet hatte. Sie war mit 770 km/h nicht nur sehr schnell, sondern hatte trotz ihrer Größe auch eine überragende Steigleistung und war wendig. Die Maschine erreichte in 3 Minuten eine Flughöhe von 2000 m und in 11,3 Minuten bereits 8000 m. Die maximale Reichweite betrug ca. 2250 km.

Das Projekt der Do 335 mit zwei Triebwerken in Tandemanordnung im Rumpf wurde zu einer der interessantesten Entwicklungen der deutschen Luftfahrttechnik. Diese Konstruktion hatte trotz zweier Motoren nur den Stirnwiderstand eines einmotorigen Flugzeugs, dafür aber vergrößerten Auftrieb, größere Wirksamkeit der Tragflächen, bessere Wirtschaftlichkeit und größere Sicherheit bei der Stilllegung oder dem Ausfall eines Triebwerks. Die Do 335 - insgesamt wurden 1944/45 über 40 Flugzeuge dieses Typs gebaut - ist nicht nur wegen ihrer unverkennbaren Formgebung, sondern vor allem wegen ihrer ausgezeichneten Flugeigenschaften, ihrer überlegenen Geschwindigkeit und einer Reihe richtungsweisender technischer Neuerungen bekannt geworden. Die Do 335 war ein außergewöhnliches Flugzeug, das als Aufklärer, Tag- und Nachtjäger sowie als Jagdbomber entwickelt wurde. Bis jetzt wurde die Leistung der Do 335 von keinem kolbenmotorgetriebenen Serienflugzeug erreicht oder übertroffen.

Ein erfahrener Pilot, August Diemer aus Ummendorf, hatte Anfang März 1945 in Faßberg Gelegenheit, die einsitzige Do 335 zu fliegen, wobei er von den Flugleistungen sehr beeindruckt war. Die Do 335 griff aber nicht mehr in das Kriegsgeschehen ein, obwohl mindestens 40 Maschinen voll einsatzfähig waren. Am 26. Oktober 1974, auf den Tag genau 31 Jahre nach dem Erstflug, erhielt das Dornier-Werk in Oberpfaffenhofen (hier wurden 1944/45 die meisten Do 335 hergestellt) von der US Smithsonian Institution die einzige noch erhaltene Maschine (Werk-Nr. 240102), die von den US-Truppen 1945 erbeutet worden war, als Leihgabe zurück. Es war jene Maschine, mit der Testpilot Hans Werner Lerche am 20. April 1945 in einem abenteuerlichen Flug von Rechlin über Prag und Lechfeld nach Oberpfaffenhofen vor den Russen floh. Seit Mai 1984 ist die von den Dornier-Werken originalgetreu restaurierte einsitzige Do 335 im Deutschen Museum in München ausgestellt.

Heute werden genau an der gleichen Stelle in Ummendorf, wo 1944/45 die Do 335 montiert wurde, von der Bundeswehr Flugzeugteile instandgesetzt.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise/Quellen die hier nicht abgedruckt sind.

## Das Stift Buchau – ein früher Ort christlicher Geschichte

### Zur Namensgebung der Adelindis-Therme

Von Georg Ladenburger, Bad Buchau

Die Gründungsgeschichte des Stiftes Buchau ist lange dunkel geblieben. Denn rund fünf Jahrhunderte frühe Stiftsgeschichte sind urkundenarm; der Stiftsbrand von 1032 vernichtete die vorhandenen Urkunden. Zwei Gründungsdaten stehen in Widerspruch:

- Um 770 gründet Adelindis das Stift Buchau: So die Inschrift am Deckbalken der Stiftskirche.

- Um 902 gründet Adelindis das Stift Buchau: So der zuverlässige Chronist der Reichenau, Hermann der Lahme (1013-1054).

Hermann entstammte dem Geschlecht der Veringer im benachbarten Altshausen, den Schutzzögten des Stiftes Buchau. Er kannte das Stift und wechselte mit den Stiftsdamen Briefe.

Es widersprechen sich also zwei gleichwertige Aussagen, und dazu kommen Sagen und Legenden, die sich um Gründung und Gründer des Stiftes Buchau legen.

Von Notar Joseph Mohn und Stadtpfarrer Prälat Erich Endrich bis zu den Historikern Hans-Martin Decker-Hauff, Gerd Tellenbach, Hermann Tüchle und Hans Jänichen haben sich viele Untersuchungen um den geschichtlichen Kern solcher Überlieferungen bemüht.

Innen folgt im wesentlichen diese Darstellung.

### Das Stifterpaar Warin und Adelindis (I.) Warin

Warin entstammt einem moselfränkischen Geschlecht, das mit den Karolingern verwandt und an Mosel und Maas beheimatet ist.

Warins Vater Rudhard, Graf in der Ortenau, gründet 727 das Kloster Gengenbach. Warins Mutter Odilie, deren Name auf die elsässische Herzogsfamilie hinweist, stammt aus dem Haus der Tribunen von Arbon. Ihre Heimat ist das Land zwischen Bodensee und Zürichsee.

Hier, im Thurgau, ist Warin 754 bis 772 Graf. Nach 774 ist er auch Graf im Linzgau, also im nördlichen Bodenseegebiet.

Seit 759 ist Rudhard der Jüngere Graf im Argengau, d. h. im östlichen Bodenseegebiet und im Westallgäu. Die Grafen werden unter König Pippin und Karl dem Großen in ihr Amt vom König berufen und vertreten als Beauftragte die königliche Macht und Politik.

Der Machtbereich der beiden Brüder Warin und Rudhard ist ungewöhnlich groß. Er reicht vom oberen Neckar bis zum Zürichsee und vom Oberrhein bis zur Iller. Sie gelten so viel, daß Walahfrid Strabo im Rückblick auf die Zeit um 750 schreiben kann: Die beiden „verwalteten ganz Alemannien“. Woher rührt diese herausragende Stellung? Wir wollen uns von dem Satz leiten lassen: „Geschichtliche Daten sind geschichtliche Taten“.

746 ist die Erhebung des alemannischen Herzogs Theobald zusammengebrochen, die Franken haben über die Alemannen gesiegt. Im gleichen Jahr büßen nach dem Gerichtstag von Cannstatt die aufständischen Herzogsanhänger mit dem Leben; alemannische Güter werden beschlagnahmt.

Warin und Rudhard beginnen als vom König eingesetzte Vollstrecker des Urteils die Neuordnung Alemanniens und den Aufbau fränkischer Verwaltung mit rücksichtslosen Enteignungen. Ihr gewaltsames, Macht statt Recht setzendes Vorgehen erschreckt die wahrlich an Rechtslosigkeit und Brutalität gewöhnten Zeitgenossen so sehr, daß dieser Eindruck wiederholt in den spärlichen Aufzeichnungen sichtbar wird. Danach haben Warin und Rudhard bald nach 746 sich zahllose alemannische Güter angeeignet und 760 sogar gewaltsam Besitzungen des Klosters St. Gallen zu Lehen genommen. Otmar, Abt von St. Gallen, Gebieter über reichen Grundbesitz in über 100 Dörfern, ist zuvor 759 in Warins und Rudhards Gefangenschaft auf der Rheininsel oberhalb von Stein a. Rh. gestorben. Er war „mit gewissen Maß nahmen nicht einverstanden“ gewesen.

In den Rahmen dieser Gewaltpolitik gehören auch die Klostergründungen in Warins und Rudhards Einflußbereich.

- 748 gründet Rudhard auf einer Insel des Oberrheins das Kloster Arnulfsau (826 nach Schwarzach verlegt)

- 776 gründet Warin Buchau

- 776 gründen die Nachkommen der gestürzten Herzogsfamilie das Kloster Marchtal.

Alle diese Klöster bedürfen, um lebensfähig zu sein, der Ausstattung mit Gütern und diesen zugehörend Menschen, die sie bewirtschaften – eine Notwendigkeit in der Zeit der Natural- und Eigenwirtschaft.

Der alte Güterbesitz des Stiftes Buchau liegt im Bussenland, im Dreieck Mengen - Ehingen - Biberach. Um die 14 Maierhöfe - die Stiftstradition nennt 12 - gruppieren sich die Korneliertüter, benannt nach den Stiftspatronen Cornelius und Cyprian. Die Korneliet sind Stiftsbauern mit Sonderrechten in einer grundherrlichen Genossenschaft. Im gleichen Raum, mit den Buchauer Gütern verzahnt, liegt auch der Besitz des fernen, von Rudhard gegründeten Klosters Arnulfsau. Dieser Besitz erstreckt sich bis zur Abgabe 961 auf 15 Dörfer. Vermutlich ist der geschlossene Grundbesitz des alemannischen Herzogs, der auf der Altenburg bei Marchtal seinen Sitz hatte, in Warins und Rudhards Hände gelangt. Sie haben ihn zur Ausstattung ihrer geistlichen Gründungen aufgeteilt.

Den Franken erschließt eine West-Ost-Straße, vom Schwarzwald herführend, das alemannische Gebiet an der oberen Donau. Verlauf, Alter und Bedeutung der Straße werden durch die unterschiedlichen Bezeichnungen der Teilstrecken mit Namen aus dem Nibelungenlied belegt. An der Kriemhildstraße liegt Ertingen, Mittelpunkt des Eritgaus, eines fränkischen Verwaltungsbezirks. Von dieser Straße zweigen Wege südwärts ab durch die Wälder und verlaufen dem Federseebecken entlang. Östlich des von Rudhard und Warin besetzten Gebiets, im Raum Biberach - Ehingen, ist bis 851 das Bistum Freising begütert. Hier liegt auch die in der Stiftstradition genannte Grafschaft Kesselberg mit der Kesselburg zwischen Biberach und Warthausen; der Burgstall ist heute als Opfer des Kiesabbaus verschwunden. Beide Feststellungen verweisen auf Adelindis, Warins Gattin, um 735 in Andechs geboren, Nichte des bayerischen Herzogs Otilo aus dem „schwäbischen Herzogshaus der Gottfridinger“.

### Adelindis I.

Adelindis, Warins Gattin, die Mitgründerin des Stiftes Buchau, wird um 735 in Andechs geboren.

Ihr Vater ist der langobardische Hochadelige Hildebrand, der in der Buchauer Klostertradition fälschlich als „dux“, Herzog, von Schwaben bezeichnet wird.

Adelindis Mutter ist Regarde, die Schwester des erwähnten bayerischen Herzogs Otilo.

In den fränkisch-langobardischen Auseinandersetzungen - das Jahr ist unbekannt - kommt Hildebrand aus der Lombardei nach Schwaben und findet auf den Gütern seiner Gattin standesgemäße Aufnahme.

Dies spiegelt sich in der Buchauer Überlieferung als Bericht von einem Flüchtling aus Italien, der durch seine Frau zur Grafschaft Kesselberg gelangt.

Um 750 heiratet Adelindis Warin, den „Statthalter Pippins“.

Hildebrand, Adelindis Vater, wird 773 durch Karl den Großen zum Herzog von Spoleto erhoben (Spoleto liegt nördlich von Rom, in Umbrien, im Mittelappennin, im Quellgebiet des Tiber).

Warin, so vermutet Hans-Martin Decker-Hauff, dürfte 774, dem Jahr seiner letzten Erwähnung, nicht gestorben, sondern aus Schwaben in das Herzogtum Spoleto übersiedelt sein. Warin habe hier als Stellvertreter des Herzogs, seines Schwiegervaters Hildebrand, die Grafschaft Spoleto innegehabt und sei hier gestorben, bestattet in Spoleto oder Farfa, der Grablege der Herzöge.

Adelindis hat sich, so Hans-Martin Decker-Hauff, 788/89 in das Stift Buchau zurückgezogen und ist hier an einem 28. August unbekanntem Jahres gestorben. Erklärt wäre damit, daß in der Buchauer Überlieferung wohl von einem Grab der Adelindis die Rede ist, nicht aber von Warins Grab.

## Adelindis II.

Adelindis, eine Nachfahrin Warins und der älteren Adelindis, wird um 855 geboren. Ihr Vater ist Heinrich von Ostfranken, ihre Mutter Judith von Balingen. Um 870 vermählt sie sich mit dem Welfen Ato, dem „Grafen von Buchau“ und Grafen im Eritgau. Der Ehe entstammen zwölf namentlich bekannte Kinder. Zu diesen zählen Adelindis (III.), die spätere Äbtissin des Stiftes Buchau, die drei 902 im Plankental umgekommenen Brüder Beringer, Reginolf und Gerhard sowie Heinrich „mit dem goldenen Wagen“, der Stammvater der deutschen Welfen. Den genealogischen Zusammenhang zwischen Buchau und dem Welfenkloster Weingarten zeigt die Verehrung des Heiligen Blutes, heute noch sichtbar in der Kreuzigungsgruppe über dem Hochaltar der Stiftskirche (Longinusfigur von Joseph Christian).

Ato, der 902 beim Tod seiner Söhne letztmals genannt wird, ist nach einer glaubwürdigen Buchauer Überlieferung im Kampf gegen die Ungarn gefallen. Hans-Martin Decker-Hauff zählt ihn zu den Toten der Schlacht bei Preßburg, in der am 7. Juni 907 ein Großteil des bayerischen Adels und Episkopats mit Markgraf Luitpold den Tod gefunden hat. Mit diesem Ereignis könnte die Pilgerfahrt der verwitweten Adelindis ins Heilige Land. (910) zusammenhängen. 915 tritt sie in das Stift Buchau ein, wo ihre Tochter bereits Äbtissin ist. Nach der Buchauer Tradition lebt Adelindis II. hier als Chorfrau und stirbt nach Werken der Nächstenliebe, vom Volk als Heilige verehrt.

Zwar nennt die Buchauer Tradition Ato und Adelindis als Stifterpaar. Aber die für das Stift ausgestellten Urkunden Ludwigs des Frommen von 819 und Ludwigs des Deutschen von 857 widerlegen eindeutig, daß die beiden als Stifter angesehen werden können. Wohl aber haben sie während der Ablösung der karolingischen Herrschaft und in der Not der Ungarneinfälle das niedergegangene Stift in den früheren Stand erhoben, die Besitzverhältnisse geordnet und so das Stift auf Jahrhunderte hinaus fest gegründet.

## Adelindis III.

Über das Leben der Tochter von Ato und Adelindis II. ist wenig bekannt. Sie ist im zehnten Jahrhundert Äbtissin. Die Chronik Hermanns des Lahmen berichtet von der versuchten Entführung der im Stift lebenden Schwester durch ihre Brüder Beringer, Reginolf und Gerhard. Vermutlich gehört die Entführung von 902 zur Familienpolitik, die in eine Familientragödie umschlägt. Die drei Brüder werden südlich von Buchau im Plankental von persönlichen Gegnern getötet; Adelindis verbleibt im Stift.

Der Vorgang mit dem plötzlichen Tod dreier junger Hochadliger, verbunden mit schwerem Frevel und rascher Sühne, bleibt im Gedächtnis, wird immer wieder erzählt, erweitert und fließt schließlich ein in die Geschichte der älteren Adelindis. Zwei bedeutsame Geschehnisse verdichten sich zu einer Geschichte, der Adelindissage.

Die stein- und bildgewordene Erinnerung daran ist die „Sühnekapelle“ im Plankental, dem „Tal der Tränen“. Der Sühnegedanke ist es, der die drei Adelindis benannten Frauen in seltsamer Weise verbindet. Wird doch nach Aussage eines Historikers Buchau von Adelindis, der Gattin Warins, als Sühnekloster gegründet! Schließlich hat Warin nicht nur Güter alemannischer Adliger beschlagnahmt, sondern sich auch an Klostergut vergriffen und den Tod Abt Otmars, eines Heiligen, im Zustand der Gefangenschaft zu verantworten. Die These des Historikers lohnt, geprüft zu werden. Doch ohne Kenntnis der Quellen bleibt Geschichte ein trüber Strom, aus dem Klarheit zu schöpfen nicht gelingt.

## Buchau - Kloster oder Kanonissenstift?

Buchau wird in der Urkunde Ludwigs des Deutschen für seine Tochter Irmingard „monasterium“, d. h. Kloster, genannt, ein Kloster nach der Regel des heiligen Benedikt. Doch neue Forschung macht wahrscheinlich, daß Buchau als Kanonissenstift gegründet wurde. Kanonissen haben - im Gegensatz zu Nonnen - keine Bindung durch monastische Regel und Gelübde. An der Spitze ihrer Gemeinschaft steht jedoch eine geweihte Äbtissin.

Die Reformsynode von Aachen 816 schreibt unter Benedikt von Amans eine leichtere Regel für Kanonissen vor, die der Benediktinerregel nachgebildet ist. Die alleinstehende Frau findet als Kanonisse eine Lebensform, in der sie dem evangelischen Rat der freiwilligen Jungfräulichkeit folgt und in einer Gemeinschaft unter Wahrung ihrer Persönlichkeit lebt. Das Dasein einer Kanonisse bedeutet Lebensgewinn für die Alleinstehende in einer Zeit der Sittenverwilderung und des Frauenüberschusses, da die vielen Kriege die Männer, insbesondere die Adligen, dezimieren. Frauenstifte im alemannischen Raum sind neben Buchau Lindau und Zürich. Sie stehen unter dem Schutz des Reiches.

Buchaus Bedeutung in der Karolingerzeit zeigen die Kirchenpatrone Cornelius und Cyprian, deren Reliquien Karl der Große 801 und 807 von den Arabern erbeten hat. Mit ihnen werden bedeutende Klöster ausgestattet: Inden, Cornelimünster bei Aachen und Buchau. 857 übergibt König Ludwig der Deutsche Irmingard das Kloster Buchau; sie starb 866 als Äbtissin von Frauenchiemsee. 857 stirbt Irmingards leibliche Schwester Hildegard als Äbtissin von Frauenmünster in Zürich. Die jüngere Schwester wird Nachfolgerin und baut 873 die Basilika zu Ehren der Stadtheiligen Felix und Regula.

Im 10. Jahrhundert steht das Frauenstift Buchau unter der leichteren Augustinerregel, die 1273 nochmals urkundlich bestätigt wird.

1415 wird das Stift „ecclesia secularis“, „weltlich“, genannt.

Im 15. Jahrhundert kommt die Bezeichnung „Freies Stift“ auf, ihr gelegentlich beigefügt „nach der Augustinerregel“. Im 17. und 18. Jahrhundert erscheint Buchau als freiweltliches Damenstift ohne Bindung an kanonische, kirchenrechtliche Gesetze. Diesen Stand bestätigt 1796 die letzte Fürstäbtissin Maximiliane dem Herzog von Württemberg und dem Markgrafen von Baden.

In das Stift aufgenommen wurden hochadelige Fräulein, die ihren Adel mit acht Wappenbriefen zu belegen hatten. Häufig vertreten sind die schwäbischen Grafenhäuser: Königsegg, Montfort, Waldburg und Zollern. Auch jüngere Stiftsdamen lebten im Stift, einmal sogar eine Fünfzehnjährige.

Die Zahl der Stiftsdamen, Normalzahl 12, wechselte. Ihre Tracht - Bild über dem Mittelschiff der Stiftskirche - entspricht der Kleidung der Adligen.

Ohne die Pflicht dauernder Anwesenheit führten die Stiftsdamen in eigener Wohnung im Stift, bedient von ihrer Kammerjungfrau, in standesgemäßer Gemeinschaft das zeitgemäße Leben einer Adligen.

1802, in der Säkularisation, endete die rund 1000jährige Geschichte des Stiftes Buchau. Stiftskirche und Stiftsgebäude prägen als Zeugen altherwürdiger Vergangenheit aber bis heute die Stadt.

## 8. Jahrgang – Heft 2 – Seite 6

# Die Burg Wenedach und das Problem der „Motte“ in Südwestdeutschland unter besonderer Berücksichtigung der Motten des Landkreises Biberach

Von Stefan Uhl, Warthausen

„Winiden, ein heggbachisches Dörrflin und schön erhebtter Situs, darauff aniezo die Kirchen, zuvor aber das Shloss gestanden, zwischen Maselheim und Rhainstetten gelegen, ware eines sondern Adels Stamhaus, ....“

So beginnen die Metamorphosen des Johann Ernst von Plummern aus dem 16. Jahrhundert die Abhandlung des Ortes Wenedach und des dortigen Ortsadels. Alles was bislang bezüglich der Burg und des Adels von Wenedach in die Literatur eingegangen ist, finden wir schon bei Plummern erwähnt; eine Aufarbeitung der mittelalterlichen Urkunden und eine Dokumentierung des Restbestandes der Burganlage stand bislang – wie bei vielen anderen Anlagen auch – aus. Der Verfasser hat deshalb versucht, in einer detaillierten, bislang unveröffentlichten Dokumentation den Lebensweg der Herren von Wenedach oder Wineden, wie sie meist genannt werden, anhand der in verschiedenen Archiven vorhandenen Urkunden nachzuzeichnen sowie die Burgstelle in ihrem Bestand darzustellen und – vor allem in typologischer Hinsicht – zu diskutieren.

Im folgenden seien nun auszugsweise die die Burg betreffenden Abschnitte unter besonderer Berücksichtigung der Motten im Landkreis Biberach wiedergegeben, während die Darstellung der Geschichte der Herren von Wenedach einer getrennten Publikation vorbehalten bleiben muß.

Der Weiler Wenedach liegt ca. 9 km östlich von Biberach auf einer Art Terrasse über dem Tal des Rohrbaches. Blickfang ist zunächst einmal die am nördlichen Ortsende gelegene um 1750/51 zum großen Teil neu aufgeführte stattliche Kapelle S. Simon und Judas. Wenig Beachtung findet meist, der 250 m südlich gelegene Waldschopf, auch Bussen genannt, der die Reste der einstigen Burg verbirgt.

Bevor wir uns jedoch jenen zuwenden, sei im folgenden ein kurzer Überblick über die Geschichte der Burg gegeben.

Herren von Wenedach (Wineden) - nicht zu verwechseln mit anderen gleichnamigen Geschlechtern - tauchen mit Heinrich von Wenedach um 1250/60 erstmals urkundlich auf. Heinrichs Vater, der Stammvater der Herren von Wenedach, gehört dabei vermutlich dem Geschlecht derer von Hürbel an, das sich wahrscheinlich zwischen 1226 und 1237 in die drei Linien Hürbel, Freyberg und Wenedach teilt. In eben jene Zeit dürfte nun auch der Bau der Burg zu Wenedach fallen, da sich in dem in seinen Grundzügen wesentlich älteren Ort kein früherer Adel nachweisen lässt.

Mit Heinrichs Sohn Diethoh (von 1275-1320/26) - unter ihm wird die Burg im Jahre 1275 erstmals urkundlich als „castrum“ genannt - sterben die Herren von Wenedach schon in der dritten Generation aus. Daraufhin scheinen die von Diethoh noch zu Lebzeiten als Erben eingesetzten Herren von Stadion und Freyberg die Herrschaft, anzutreten, wobei wir jedoch die Freyberger schon bald als alleinige Besitzer antreffen. Von der Linie Freyberg - Mietingen gelangt der „Burgstall“ schließlich am 15.10.1442 mit weiteren Gütern an das nahe Zisterzienserinnenkloster Heggbach, in dessen Besitz er bis zur Säkularisation verbleibt.

Der Burgplatz liegt an einer stumpfen Ecke der Hangkante über dem Rohrbach auf einer Höhe von 574 m ü. NN. (Oberfläche Burghügel) und überragt geringfügig den rückwärtigen, relativ ebenen Freiraum zum Dorf hin. Die Höhendifferenz zum Talgrund beträgt gut 16 m.

Der anlässlich einer 1984 vom Verfasser durchgeführten Bestandsaufnahme entstandene Lageplan läßt deutlich den tiefen Halsgraben - es handelt sich um einen Sohlgraben - und den mächtigen dahinterliegenden Burghügel erkennen. Dessen relativ ebene Oberfläche mit polygonal/rundlichem Umriß besitzt eine Ausdehnung von etwa 36 auf 30 m. Gegen Westen und Südwesten fällt der Hügel steil zum Tal hin ab, an den anderen Seiten war er durch den Graben geschützt, der entlang der Ostseite bei einer Breite von 15 bis 20 m noch fast vollständig erhalten ist. Seine Sohle steigt von Süden, wo sie gut 5,5 m unterhalb des Niveaus des Vorgeländes liegt, nach Norden hin an. Im Nordosten und Norden ist der Graben durch jüngere Auffüllungen stark entstellt bzw. praktisch ganz verschüttet. Der durch den Burgraben geführte Weg hat sein übriges getan, so daß heute der Graben gegen Nordosten rampenartig ins Vorgelände hinein ausläuft. Dadurch ist das Bild einer geschlossenen Grabenbefestigung auf der Bergseite erheblich gestört.

Doch zurück zum Burghügel selber. Seine Oberfläche überragt das Vorgelände um gut 6 m. Im Süden wurde er zum Teil angegraben, im Nordosten ist ein kleiner Teil der Böschung gegen den Graben hin abgerutscht. Im Westen wird der ansonsten recht gleichmäßig, wenn auch steil abfallende Hang durch eine Reihe Dachsbauten (im Plan nicht verzeichnet) gestört. Auf dem geräumigen Plateau selber finden wir nur geringe Bodenspuren, die auf die ehemalige Überbauung hinweisen. Bedeutsam allein eine rundliche Vertiefung von etwa 3,5 m Durchmesser und ca. 80 cm Tiefe, etwa in der Mitte des Plateaus, bei der es sich um die Reste einer Zisterne, genauso gut aber auch um das Ergebnis einer gedankenlosen Schatzgräberei handeln kann. Auch die übrigen Oberflächenformen lassen nicht mit Sicherheit auf bestimmte Bauteile schließen. Reste einer Randbefestigung - etwa ein ringsumlaufender Schuttwall - fehlen gänzlich. Auch Reste von Mauerwerk sind weder auf dem Burgplateau noch unterhalb am Hang zu entdecken, Geröll bzw. Schutt fehlt ebenfalls.

Daß es sich bei der beschriebenen Anlage um die Reste der Burg des im 13. und 14. Jahrhundert genannten Geschlechts der Herren von Wenedach handelt, kann ohne weiteres angenommen werden, auch wenn in der Literatur - wohl auf Plündern zurückgehend - des öfteren erwähnt wird, die Burg sei bei der heutigen Kapelle gestanden.

Immerhin, da ein der Burg direkt zugeordneter Wirtschaftshof fehlt, muß ein solcher quasi als Herrenhof inmitten des schon vor der Gründung der Burg entstandenen Ortes gelegen haben - evtl. gerade bei der Kapelle, was den erwähnten Irrtum begründen würde.

Über das Aussehen der Burg selber können wir neben der ohne archäologische Mittel nicht nachzuweisenden Vermutung, daß es sich um eine Holzburg handelte, nur die vage Aussage machen, daß innerhalb eines der Hangkante folgenden Berings vermutlich mehrere Gebäude unterschiedlicher Funktion ihren Platz fanden.

Als nächsten Schritt unserer Betrachtungen wollen wir uns der typologischen Einordnung der Wenedacher Burg zuwenden. Aus diesem Grunde sei zunächst nochmals der Burghügel näher betrachtet. Seine Oberfläche überragt das ebene Vorgelände um mehrere Meter, das Burgplateau selber ist zudem ziemlich eben. Deshalb kann davon ausgegangen werden, daß der Burghügel zum großen Teil künstlich aufgeschüttet wurde. So ist es auch zu erklären, daß - wie schon bemerkt - ein Stück der Aufschüttung im Nordosten in den Graben abgerutscht ist. Auch die Dachsbauten im Westen, die für einen lockeren Boden sprechen, passen gut in dieses Bild eines künstlichen Hügels.

Eine Burg, deren Bauten auf einem künstlichen Erdaufwurf liegen, wird meist als „Motte“ bezeichnet. Auf diesem Begriff sei im folgenden näher eingegangen, da er Anlaß zu vielfältigen Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten geboten hat und noch bietet.

Das Wort „Motte“ selber hat nach Hinz seinen Ursprung im französischsprachigen Raum und steht vor allem für Erdaufschüttung, kann aber beispielsweise auch Rasensode bedeuten. Es war hauptsächlich in Frankreich, Teilen der Schweiz und - als Folge der normannischen Eroberung - auch in England verbreitet und wurde in Deutschland erst mit Beginn der wissenschaftlichen Burgenforschung als - immer wieder umstrittener - Fachterminus eingeführt. Bei all den folgenden Gedanken sei stets im Auge behalten, daß nicht die Gesamtanlage, sondern ursprünglich der künstliche Hügel allein als „Motte“ bezeichnet worden ist. In der deutschsprachigen Terminologie hat es sich jedoch durchgesetzt, die Bezeichnung „Motte“ auf die Gesamtanlage auszudehnen, wodurch die „Motte“ praktisch zu einem Burgentyp wurde. Die französische Bezeichnung „chateau á motte“ und das englische „motte castle“ umgellen diesen Dualismus geschickt, während dieser in der gebräuchlichen deutschsprachigen Terminologie verwischt wird. So wird dann auch der Begriff „Motte“ des öfteren mit einem bestimmten Bauprogramm für eine Burg - meist ein den Erdhügel krönender Wohnturm in engerem Bering mit einer davorliegenden Vorburg - verbunden, so daß schon öfters Rekonstruktionen „idealer Motten“ veröffentlicht werden konnten.

Das Bild einer „idealen Motte“ wird jedoch unrealistisch, sobald man die Motten in ihrer Gesamtheit betrachtet. Dabei fällt nämlich auf, daß ein Einheitstyp fehlt. So hat beispielsweise H. Hinz die Motten in verschiedene Typen eingeteilt. Er unterscheidet a) einteilige Motten, bei denen die Vorburg den Hügel ringsum umgibt, b) zwei- oder mehrteilige Motten, bei denen der Burghügel von der Vorburg nicht ganz umschlossen wird oder mehrere Vorburgen besitzt, c) isolierte Burghügel ohne Vorburg, aber mit in der Nähe gelegenen Wirtschaftshof, sowie d) isolierte Burghügel ohne Wirtschaftshof, die er als „Warten“ bezeichnet. Des weiteren unterscheidet er zwischen e) Großmotten mit einer Höhe des Burghügels von über 10 m, f) gewöhnlichen Motten mit Höhen von 5 bis 10 m Höhe und g) Kleinmotten mit Höhen unter 5 m. Unbedingt hinzuzufügen wäre dem eine Unterscheidung nach der Größe der Oberfläche des Burghügels, etwa in kleinflächige Anlagen mit einem Durchmesser bis 10 m und in großflächigere mit mehr als 10 m.

Bezüglich der Beschaffenheit des Hügels gibt es verschiedene Arten. So konnte der Hügel als Ganzes künstlich aufgeschüttet sein oder aber einen natürlichen Kern besitzen. Bisweilen adaptierte man auch größere Grabhügel aus vorgeschichtlicher Zeit. In einigen Fällen wurde der Hügel nachträglich am Fuße des errichteten Bauwerkes aufgeschüttet, ein Vorgang, der als „Einmotten“ bezeichnet wird.

Wir wollen jedoch nicht weiter auf die Problematik des Aufbaues einer Motte eingehen, sondern allein die Motte als „Burgentyp“ betrachten, speziell im Hinblick auf die Motten Südwestdeutschlands. Als Beispiele mögen uns hierzu die Motten des Landkreises Biberach dienen.

So existierte im nordöstlichen Teil des Landkreises in BURGRIEDEN bis ins letzte Jahrhundert hinein ein angeblich 40 Fuß (13 m!) hoher, künstlich aufgeschütteter Burghügel mit Resten eines rundumlaufenden, ehemals wassergefüllten Grabens. Mauerwerk war damals nicht zu beobachten. Allem Anschein nach handelte es sich um die Burg der zwischen 1110 und 1130 erstmals genannten Herren v. „Riedin“, die somit noch aus der Zeit vor 1100 stammen könnte.

Rotaufwärts finden wir bei Bühl, für das um 1115 Herren v. „Buchelin“ bezeugt sind, den Burgstall HENKENBERG. Ein mächtiger, vom Fuß ab gut 7 m hoher Burghügel mit mäßig großer Gipffläche wird vom Hinterland durch einen beachtlichen, bogenförmigen Graben getrennt. Auf der Bergseite war eine Vorburg vorgelagert. Der Burghügel besitzt einen natürlichen Kern, dürfte aber ansonsten aus dem Grabenaushub aufgeworfen worden sein.

Im nahen BUSSMANNSHAUSEN, dessen Ortsadel schon 1083 auftritt, wurde ein mäßig breiter Bergsporn durch den Grabenaushub mit einer geräumigen Kuppe (von 30 x 40 m Grundfläche) überhöht, die heute die Ruinen des späteren Schlosses einnehmen. Ob diese Aufschüttung noch dem 11. Jahrhundert angehört, muß allerdings dahingestellt bleiben.

Der einst anstelle des noch bestehenden, 1852 auf den Resten einer Vorgängeranlage erbauten Schlosses in SCHWENDI gelegene, ehemals von einem Wassergraben umgebene künstliche Burghügel wurde erst im letzten Jahrhundert abgetragen. Da Herren von Schwendi seit 1128 genannt werden, könnte er noch in die Zeit um 1100 zurückgehen.

Die Burg der ebenfalls seit 1128 auftretenden Herren von OBERSTETTEN lag am Oberlauf der Rottum. Von ihr ist heute nur noch der zum großen Teil abgetragene, grob rechteckige Burghügel von knapp 8 auf 12 m Grundfläche mit einer Höhe von 2 bis 2,5 m vorhanden. Der bogenförmige Graben auf der Bergseite ist verschüttet.

Die Burg FREYBERG - wohl wie das nahegelegene Wenedach kurz vor 1237 erbaut – bestand ebenfalls aus einem künstlich aufgeschütteten Hügel mit natürlichem Kern und einer rechteckigen Oberfläche, auf der noch heute schwache Schuttwälle an den Rändern festzustellen sind. Gegen den anschließenden Bergsporn war sie durch einen Halsgraben geschützt. Verziegelter Lehm im Burgbereich weist auf einen Fachwerkbau hin, der einem Feuer zum Opfer gefallen sein muß. Der vor dem Graben gelegene Wirtschaftshof war evtl. mit in die Befestigungen einbezogen.

Auch im westlichen Teil des Landkreises finden wir eine ganze Reihe von Motten:

In GRÜNINGEN beispielsweise verschwand ein im Garten des Schlosses gelegener, künstlicher Hügel rundlichen Grundrisses mit umlaufendem Wassergraben erst im letzten Jahrhundert. Als Entstehungszeit wäre unter Umständen noch das späte 11. Jahrhundert, aber auch das 13. Jahrhundert denkbar. Der Burghügel der nahen DIETENBURG - 1364 erstmals genannt - ist trotz weitgehender Zerstörung durch Grabungen um die Jahrhundertwende noch als eindeutig künstliche Aufschüttung zu erkennen. Der kleinflächige Hügel in Hangkantenlage war gegen das Hinterland durch einen bogenförmigen, jetzt verschütteten Graben getrennt.

Das donauabwärts gelegene DAUGENDORF scheint gleich zwei künstlich aufgeschüttete Burghügel besessen zu haben, deren Entstehung um 1200 anzusetzen ist und die sich am Weg nach Unlingen am Rande der Donauebene gegenüber lagen. Einer von ihnen trug im letzten Jahrhundert gar noch Mauerreste. Erhalten ist heute nur noch der 4 bis 5 m hohe südliche in Hanglage, mit rechteckigem Grundriß, einer Gipffläche von 22 x 15 m und Resten eines umlaufenden Wassergrabens (?).

Auch die heute spurlos verschwundene Burg ASENHEIM wäre in unserem Rahmen zu nennen, da sie angeblich einen 20 m im Durchmesser betragenden Erdhügel und einen kreisrunden Wassergraben besaß. Zur Burg gehörender Adel tritt erstmals 1296 auf, wohingegen der wie die Burg gänzlich abgegangene, dazugehörige Ort schon im 9. Jahrhundert genannt wird. Weiter östlich besitzt die Burg der seit 1167 genannten „Bachritter“ in KANZACH einen mäßig großen, künstlich aufgeschütteten Hügel, um den herum noch Reste des einstigen Ringgrabens, der in den sanft abfallenden Hang eingetieft war, zu erkennen sind.

Einige Burganlagen im Landkreis besitzen „mottenartigen“ Charakter, d. h. die ausgeführten Erdbewegungen sind zu gering, um diese Burgen als regelrechte Motten zu bezeichnen. So beträgt bei der kleinen, kaum 12 m im Durchmesser messenden Anlage auf dem Schloßbühl bei DÜRNU die künstliche Erhöhung kaum 50 cm. Auch bei der ansonsten sehr beachtlichen HEUSENBURG bei Rot mit ihrem mächtigen Vorwall ist die Erhöhung des Kernwerkes von 35 x 40 m unbedeutend. Gleiches gilt für den „SCHLOSSBERG“ im Lettenghau bei Heggbach, der noch einen Randwall als Hinweis auf ein größeres Wohngebäude besitzt und für eine zweite Burg in SCHWENDI, deren Stelle heute die Kirche einnimmt.

Bei der Burg SCHARBEN (1. Hälfte des 13. Jahrhunderts) wurde der Grabenaushub lediglich zu einer rückwärtigen Erweiterung des Burgplateaus genutzt, bei der Burg LANDAU diente er zur Erstellung eines geräumigen Plateaus, nicht jedoch zu dessen Erhöhung. Bedeutender allein SCHEFOLDSECK aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, wo der Grabenaushub zur Aufschüttung eines relativ ebenen und zudem erhöhten Plateaus, das fast einem Mottenhügel gleicht, der am mäßig stark geneigten Hang gelegenen Burganlage diente.

Diese kurze Zusammenstellung zeigt deutlich, daß es bei den Motten unserer Gegend - und das läßt sich sicher auch auf Südwestdeutschland verallgemeinern - keinen einheitlichen Formenkanon sowohl hinsichtlich Lage als auch Aufbau und Ausbildung gibt. Genausowenig ist eine einheitliche Zeit-Stellung zu erkennen. Allerdings scheint ein bedeutender Teil der Anlagen aus der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts oder gar der Zeit um 1100 zu stammen, wie auch nach der Mitte des 13. Jahrhunderts zumindest im Kreisgebiet keine Motten mehr neu aufgeführt wurden. Eine zeitlich genauere Einordnung der Motten nach formalen Gesichtspunkten ist nicht möglich.

Was die - schwer abgrenzbaren - „mottenähnlichen“ Anlagen betrifft, so scheinen diese in der Mehrzahl der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts und dem 13. Jahrhundert anzugehören, quasi als ein „Auslaufen“ der Mottenform. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß sowohl Motten als auch mottenähnliche Anlagen im 12. und 13. Jahrhundert keineswegs die einzige Bauform einer mittelalterlichen Burg darstellten; Gutenzell, Berg bei Schweinhausen und Warthausen beispielsweise repräsentieren demgegenüber beachtliche, zeitgleiche Viereckanlagen.

Da die Motte aber in ihrer Verbreitung an das flachere Hügelland bzw. das Flachland gebunden zu sein scheint, kann man in ihr am ehesten eine mögliche, wenn auch nicht ausschließliche, geländebedingte Alternativform zu den verschiedenen, als Höhenburgen konzipierten kleineren Burgentypen jener Zeit sehen, wobei sie deren Bauprogramm - einmal von dem auf einer Motte bei uns noch nicht nachgewiesenen Bergfried abgesehen - übernimmt.

So konnte bei kleineren Motten wie Freyberg oder Dietenburg bisweilen nur ein einzelner Wohnturm auf dem Hügel Platz finden, bei anderen war noch Raum für einen umlaufenden Bering. Größere Motten nahmen zum Teil ein größeres Gebäude in einem Bering auf, bei sehr großflächigen Anlagen konnten es auch gut mehrere sein. Bei Wenedach beispielsweise hätten durchaus zwei bis drei Gebäude mittlerer Größe Platz gehabt. Die Baulichkeiten konnten in Fachwerk aufgeführt sein, aber es finden sich auch Hinweise auf Steinbauten. Zusammengefaßt bedeutet dies: Eine Motte kann Turmburg, Hausburg, Hofburg u. a. sein. Turmburgen beispielsweise können nun jedoch auf einem aus einem Bergsporn herausmodellierten Kegel, auf einer Bergspitze oder auch einfach auf einem kleinen Felsen sitzen. Vom Bauprogramm her unterscheiden sich solche nicht von gewissen Motten, die lediglich von einem Turm bekrönt werden. Um diesem Dilemma auszuweichen, wird für Motten häufig der von C. Schuchardt geprägte Begriff „Turmhügel“ benutzt. Doch auch dieser bringt keine Lösung. Zum einen birgt er eine typologisch nicht unbedingt gerechtfertigte Abgrenzung zu Turmburgen, die ohne künstlichen Hügel auskommen, zum anderen - und dies ist der entscheidende Punkt - wird nicht berücksichtigt, daß es sich bei Motten - wie ja bereits dargelegt - durchaus nicht immer um Turmburgen handeln muß, sondern auch wie gesagt ein oder mehrere Gebäude auf dem künstlichen Hügel Platz finden konnten. Auch die von H. Hinz vorgeschlagene Unterscheidung in Motten - mit künstlichem Hügel - auf der einen und Turmburgen - ohne einen solchen - auf der anderen Seite erscheint ob dieser Problematik nicht sinnvoll.

Nach Ansicht des Verfassers muß man deshalb - wenn man überhaupt von einer Motte sprechen will - zumindest in unserem Gebiet davon abgehen, die Motte als Gesamtanlage und eigenen Burgentyp zu betrachten. Die Bezeichnung „Motte“ kann nur eine Beschaffenheitsklassifizierung des Burgunterbaues sein, ohne Bindung an Bauprogramm, bestimmte, enggefaßte Entstehungszeit und Funktion. Motte kann nur bedeuten: Burg mit einem wenigstens zum Großteil künstlich aufgeschütteten Hügel als Träger zumindest des Kernwerkes, wenn nicht gar der ganzen Burg.

Für die „Motten“ des Kreises Biberach bedeutet dies, daß sich die einzelnen Bauten nicht einfach in ein Schema „Motte“ hineinzwängen lassen, sondern eine jede in ihrer Art einzigartig ist und somit auch einer jeden eine eingehende, monographische Darstellung zu wünschen wäre.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise/Quellen die hier nicht abgedruckt sind.

8. Jahrgang – Heft 2 – Seite 16

## Die Odyssee einer Madonna

Von Hans Willbold, Dürnu

In der Nacht vom Sonntag, 3. September, auf Montag, 4. September 1962, wurde aus der Kapelle an der Straße Dürnu - Volloch die Muttergottesstatue gestohlen.

An diesem Sonntag war in Dürnu das Kirchenpatrozinium mit allerlei abendlichen Volksbelustigungen und Unterhaltungen, so daß niemand wie sonst üblich am Sonntagabend in Buchau war und somit Gelegenheit gehabt hätte, unterwegs Verdächtiges wahrzunehmen. Lediglich ein in Buchau wohnender und am Sonntagabend zu Verwandtenbesuchen im Dorf weilender gebürtiger Dürnauer beobachtete gegen 23 Uhr, als er mit seinem Moped heimwärts fuhr, vor der Kapelle einen PKW mit Augsburger Kennzeichen.

Der Diebstahl wurde daher erst am Montagmorgen vom Sohn des Betreuers der Kapelle entdeckt, als er in aller Frühe mit dem Fahrrad nach Buchau fuhr, um dort den Bus nach Biberach zu erreichen, wo er in Ausbildung stand. Die sofort aufgenommenen Ermittlungen der Polizei blieben allerdings bis heute ohne Ergebnis.

So sehr sich indessen der Dieb von der Schönheit der Figur blenden ließ, so sehr war er aber doch letzten Endes hereingefallen, denn sein Beutegut war nicht ein - wohl erhofftes - Original, sondern nur eine, wenn auch gut gelungene, Kopie (Abb. 1).

Die Geschichte dieser Kopie ist schnell erzählt. Sie war 1920 angefertigt worden, als der Besitzer das Original einem Altertumshändler zur Restaurierung übergab. Jenem Händler war es dabei gelungen, den Eigentümer zu einem Geschäft zu überreden. Dieses sah so aus, daß der Händler eine Kopie beschaffte

sowie einige Tausendmarkscheine (beginnende Inflation!) dazulegte und dafür das Original erhielt. Niemand erfuhr etwas davon. Erst als die Originalstatue in Berlin zur öffentlichen Versteigerung kam, wurde der Handel offenbar, und der damalige Altertumswart des Oberamtes Riedlingen, Studienrat Zeller, bekam eine unverdiente Zurechtweisung von oben, weil die Figur aus seinem Bezirk entfernt worden war. Dabei hatte er natürlich nicht einmal die Spur einer Ahnung von der ganzen Transaktion, weil diese von beiden Seiten streng geheim gehalten worden war.

Damit wären wir nun beim verschwundenen und wertvollen Original. Wie war dieses nach Dürnau gekommen?

Im Jahre 1839 hatte die ehr- und tugendhafte Jungfrau Maria Theresia Stauf, aus Dürmentingen stammend, nach Dürnau geheiratet. Zu ihrem Heiratsgut gehörte auch eine Marienstatue, eben das bereits mehrfach erwähnte Original (Abb. 2), eine aus Lindenholz geschnitzte, 135 cm hohe Figur. Diese Madonna war zuvor in der Loretokapelle zu Dürmentingen aufgestellt, die 1668 von den Truchsess von Waldburg, welche die Ortsherrschaft innehatten, erbaut worden war. Bis zum Jahre 1756 waren auch immer wieder Eremiten bei der Kapelle wohnhaft.

Es darf angenommen werden, daß die Marienfigur ursprünglich in eine größere Kirche gehörte und erst dann in die Loretokapelle kam. Die Gründe zu dieser Vermutung liegen in den Apostelfiguren des Petrus und Johannes Ev. (Abb. 3), mit denen die Madonna wohl zuvor in einem größeren Altarschrein vereint war. Diese beiden waren bis 1963 in der Loretokapelle verblieben. In jenem Jahre erhielten sie in der Dürmentinger Pfarrkirche den ihnen gebührenden Ehrenplatz.

Untersuchungen und kritische Vergleiche von Gertrud Otto ergaben, daß die Figuren des Petrus und Johannes Ev. aus der Loretokapelle nicht nur in den Abmessungen, sondern auch in ihrer stilistischen Eigenart mit der nach Dürnau „übergiesdelten“ Marienfigur aufs genaueste übereinstimmen. Lediglich ihre Fassung ließ im Vergleich zur Madonna - im Inkarnat und teilweise beim Körper des Kindes findet sich noch originaler Kreidegrund - zu wünschen übrig. Damit lag der Schluß nahe, daß alle drei aus einer Werkstatt stammen. Vom Typ her war die „Ulmer Schule“ unverkennbar und wohl auch die Entstehungszeit: Spätes 15. oder frühes 16. Jahrhundert. Wer aber war der Meister?

Lange Zeit galten Jörg Syrlin der Jüngere (geboren etwa 1455, gestorben nach 1523) bzw. seine Werkstatt als Schöpfer der 3 Figuren. Erst in neuerer Zeit kamen Zweifel auf, ob Syrlin d. J. überhaupt Bildhauer war oder vielmehr Kunstschreiner, der die figürlichen Teile der bei ihm bestellten Altäre im Submissionswege an eine andere Werkstatt weitervergab.

Auf der danach einsetzenden Suche nach Künstlern, die als Schöpfer der drei Skulpturen in Frage kamen, stieß Wolfgang Deutsch auf den zuvor wenig beachteten Niklaus Weckmann den Älteren (in Ulm seit 1481, dort bis nach 1526), der um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert eine bedeutende Werkstatt gehabt haben muß. Sogar für die Biberacher Stadtpfarrkirche St. Maria und Martin fertigte er 1490 einen Hochaltar, der allerdings 1531 beim Bildersturm vernichtet wurde. In den Biberacher Annalen des L. Seidler lesen wir hierzu: „Den herlichen altar im cor wolt die fraw eptisse zu Buochen kaufen umb 400 fl., aber er mußte ins feir.“

Stilvergleiche mit einem signierten Werk Weckmanns d. Ä. lassen mit hoher Wahrscheinlichkeit den Schluß zu, daß N. Weckmann d. Ä. der Schöpfer der meisten Kunstwerke ist, die vorher Jörg Syrlin d. J. zugeschrieben worden waren, und damit auch der drei aus der Loretokapelle. Ob Syrlin d. J. oder Weckmann d. Ä. - die beiden Apostel von Dürmentingen und die nach Dürnau verbrachte Madonna stellen hervorragende Meisterwerke der Ulmer Plastik der Spätgotik dar.

Was die zuständigen Stellen im 19. Jahrhundert bewog, die beste der drei Figuren aus dem Zusammenhang zu reißen und zu veräußern, wird wohl für immer ungeklärt bleiben. In Dürnau war die Madonna einstweilen im Privathaus der Besitzerin untergebracht. Nach dem Tode des Ehegatten stiftete sie ihre Marienfigur in eine neu zu errichtende Kapelle an der Straße nach Buchau. Da sie nicht wohlhabend war, dauerte es einige Zeit, bis man die Bausumme beisammen hatte. Dennoch standen beim Bau auch damals schon die Eigenleistungen an vorderster Stelle. Dem kam ferner zustatten, daß ihr Sohn das Maurerhandwerk erlernt hatte und der Bauplatz neben dem hölzernen Feldkreuz auf der Höhe des Sechsjachertenberges von der Familie Lutz zur Verfügung gestellt wurde.

Am 18. November 1883 war es soweit: Die neue Marienkapelle konnte eingeweiht werden. Dr. Braig aus Kanzach, später Professor in Freiburg, hielt die Weiherede. 37 Jahre lang war die Madonna nun Herrin in ihrer eigenen kleinen Kapelle, bis sie der bereits erwähnten Kopie weichen und den Weg ins Ungeheure antreten mußte.

Dieser Weg führte sie zunächst nach Berlin, wo sie bei einer Kunstauktion angeboten wurde und auch sofort einen Käufer fand. Der Erwerber war der Besitzer der seinerzeit in der Reichshauptstadt bei Kunst Kennern wohlbekanntes Sammlung Schwarz. Dessen Galerie zierte sie wohl an die 15 Jahre, bis sie (wahrscheinlich 1935) erneut versteigert wurde. Dieses Mal kam die Statue aber nicht wieder in Privatbesitz, sondern wurde von Beauftragten des Reichskanzlers für das Deutsche Reich aufgekauft und eingelagert.

Hitler hatte bereits 1925, lange vor seiner Machtübernahme, Pläne für eine deutsche Nationalgalerie entworfen, die er nach der Verwirklichung seiner Ziele in Linz an der Donau errichten, 1951 eröffnen und in seinem „Ruhestand“ selber leiten wollte. Dieses Museum in Linz sollte nach seinen Intentionen das größte der Welt werden, wo alle Werke aus den damals so bezeichneten germanischen Einflußzonen nach einer geplanten Neuverteilung des gesamten europäischen Kunstbesitzes zusammengefaßt werden sollten. Sogar in seinem privaten Testament vom 29.4.1945, einen Tag vor seinem Selbstmord im Bunker der Reichskanzlei verfaßt, taucht das Linzer Museum als sein „herzlichster Wunsch“ ein letztes Mal auf.

Offenbar bekam aber auch ein anderer Kunstfreund Wind von Hitlers Neuerung, nämlich der spätere Reichsmarschall Hermann Göring. Er wollte der Nachwelt ebenfalls ein Museum hinterlassen, das 1953 der Öffentlichkeit übergeben werden sollte. Die Pläne für dieses Hermann-Göring-Museum liegen heute im Bundesarchiv in Koblenz. Aus diesem Grunde war er ebenfalls ständig auf der Suche nach Kunstschätzen, und nach dem Krieg konnte er unwidersprochen behaupten, er sei der Besitzer der wertvollsten Kunstsammlung der Welt gewesen. Deren Wert wurde von Sachverständigen auf nicht weniger als 600 Millionen RM geschätzt.

In diese Sammlung Hermann Görings kam - vermutlich durch Tausch - noch vor dem Zweiten Weltkriege die Madonna aus Dürnau und verblieb dort bis 1944. Damals sandte sie der Reichsmarschall nach Paris, wo er mit dem Louvre ein Tauschgeschäft plante. Dieses kam jedoch nicht mehr zustande. Den Einmarsch der Alliierten in Paris und das Kriegsende „erlebte“ die Statue also in Frankreich, von wo sie 1946 durch einen französischen Beauftragten dem Central Collecting Point in München unversehr überbracht wurde. Damit war ihr das Schicksal einer großen Zahl europäischer Kunstwerke erspart geblieben, die den Kriegsereignissen zum Opfer gefallen sind.

Nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland übernahm diese als Rechtsnachfolgerin des Deutschen Reiches unter anderem auch die „Madonna auf der Mondsichel“, wie sie heute genannt wird. Im Jahre 1969 wurde sie von der Bundesvermögensverwaltung dem Württembergischen Landesmuseum als Leihgabe zur Verfügung gestellt. Damit ist sie wieder in ihr Ursprungsland zurückgekehrt, wo sie im Stuttgarter Alten Schloß eine Zierde der kunst- und kulturgeschichtlichen Abteilung bildet. Die lange Odyssee hat damit ihr (vorläufiges?) Ende gefunden.

Der Originaltext enthält Bilder und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

8. Jahrgang – Heft 2 – Seite 19

## Die Erolzheimer bei Kaiser Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg 1530

Von Dr. Konstantin Maier, Erolzheim

Wer in den Quellen zum Bauernkrieg in Oberschwaben (1524-1525) blättert, dem begegnet der Name Erolzheim äußerst selten. Dennoch hat der Aufstand 1525 in der kleinen Ritterherrschaft viel tiefere Spuren hinterlassen, als man bisher gewußt hat. Einige unbekanntere Quellen aus den Jahren unmittelbar nach den Schrecken des Bauernkriegs vermitteln uns anschaulich, wie groß die Gegensätze zwischen den adeligen Ortsherren und den leibeigenen Untertanen gewesen sein müssen. Es sei vorausgeschickt, daß sich in Erolzheim seit dem 12. Jahrhundert „heimischer“ Ortsadel mit reichem Besitz im Iller- und Rottal nachweisen läßt. Diese Herren oder Junker von Erolzheim, wie sie sich nennen, haben ungeachtet schwerer Besitzverluste an die benachbarten Klöster Ochsenhausen und Rot an der Rot 1517 die Hochgerichtsbarkeit über die Dörfer Erolzheim und Kirchdorf erhalten. Als erste Inhaber der hohheitlichen Rechte begegnen uns in Kaspar, Eitelhans und Georg von Erolzheim spätmittelalterliche Ritter, die wie viele andere wirtschaftlich nicht mehr in der Lage sind, den Zerfall ihrer Herrschaft aufzuhalten, bis Hans von Erolzheim 1567 (?) gezwungen ist, den Stammsitz und die meisten seiner Rechte an die Herren von Welden

zu verkaufen. Uns interessiert aus der Zeit des Bauernkriegs besonders Eitelhans von Erolzheim, dem König Ferdinand 1531 von neuem die Hochgerichtsbarkeit verliehen hat. In der Urkunde heißt es: „Also das er und sein erben, das ein fürpaser, von uns und unnsern erben, in Lehensweis, Jnnhaben und geprauchten mügen, als Lehens- und Landrecht ist, doch sollen sie den pan, über das plut zurichten erbern taugenlichen personen, Jren amptleuten... bevehlen, und alls dann dieselben Jre amptleut nach übelthätigen verleumbdten Leuten, die sie in denselben schloss und dorff Erolzhain und Kirchdorff und in derselben gezirck und gepiet betretten, graiffen, gefencklich annehmen, und dieselben peinlichen fragen, und auff Jr selbst bekantnus oder offenbar Verhandlung, öffentlich strafen und richten lassen...“.

Von Junker Eitethans von Erolzheim wissen wir, daß er seine Leibeigenen rücksichtslos mit ungebührlichen Steuern belegte, sie zur Aufzucht von Hunden, zu Treiben und Hetzen zwang, oder bei den Spanndiensten „die armenleut sampt iren elenden Rößlin bis in die feinstern nacht geheiligt und von der Herrschaft Erolzheim umgetrieben“. So zumindest klagte Abt Andreas Kindscher von Ochsenhausen (1508-1541) über das Elend Bonlander Leibeigener, die dem Junker gehörten. Eitelhans rechtfertigte seine Härte mit der Ausflucht, es „were allain der Underthanden schuld, daß sie gemach ackertten und sich auch nit bei Zeit wie an ir selbst arbeit herzufließen“. Im übrigen sei nach dem Bauernkrieg ein scharfes Zupacken nötig gewesen.

Das „scharfe Zupacken“ des Ritters löste nach dem Bauernkrieg einen heftigen Streit zwischen Eitelhans und der Gemeinde Erolzheim aus, von dem näher berichtet werden soll. Unversöhnlich standen sich Ortsherr und Untertanen gegenüber, denen als letzter Ausweg blieb, den Kaiser um Hilfe anzurufen. Der Ort des Geschehens war der schicksalhafte Reichstag zu Augsburg, auf dem Karl V. (1519-1556) sich 1530 vergeblich bemühte, den von Martin Luther ausgelösten Glaubensstreit in Deutschland beizulegen. Am Rande des Reichstags kam es dann zu der ungewöhnlichen Begebenheit. Dort erschienen Gesandte der Gemeinde, nicht etwa, um sich in die Religionsstreitigkeiten einzumischen, sondern sich beim Kaiser über die schwere und rechtswidrige „Regierung“ ihres Junkers zu beschweren.

Doch nicht genug damit - auch der Erolzheimer Untertan Jakob Scheffler, genannt „Sentz“, suchte in Augsburg als Einzelgänger sein Recht gegenüber Eitelhans. Dieser Sentz war nicht irgendwer, sondern gehörte im März 1525 zu den Repräsentanten des Baltringer Haufens unter dessen Obersten Ulrich Schmid und war unter den Bauern, die am 15. oder 16. Mai 1525 die Burg (arx) Erolzheim plünderten, wie es in den Quellen heißt.

Im Juni 1530 begannen in Augsburg die Beratungen. Ungefähr einen Monat später (20. Juli) erließ Kaiser Karl V. an „unnsern und des Reichs Lieben und getreuen“ Eitelhans von Erolzheim ein ungewöhnlich scharfes Mandat, weil die Gemeinde „clag weyß s fürbracht“, daß der Ritter sie „wider Jr alt Herkommen“ beschwert habe. Es ist zu vermuten, daß die Gemeindevetreter dem Reichsoberhaupt eine ausführliche Klageschrift zugestellt haben. Der Kaiser erwähnte in seinem Schreiben die Klagepunkte und drohte dem Junker die „schwäre“ Reichsungnade und eine empfindliche Gelstrafe von „dreißig Mark Gold“ an, falls er auch in Zukunft gegen die alten Gewohnheitsrechte der Untertanen verstoße.

Den Klagen können wir entnehmen, daß es den Erolzheimern um ihr Ortsrecht gegangen ist; dies hatte der Junker gröblich verletzt. Wie Eitelhans zu Hause auf das kaiserliche Mandat reagiert hat, ist nicht bekannt, zumindest wurden keine Fortschritte erzielt. Karl V. gab sich nämlich mit seinem ersten Mandat nicht zufrieden, sondern setzte im September 1530 eine kaiserliche Kommission ein, die am Katharinentag (25. November) in Erolzheim erschien, um mit einem Vergleich den Streit aus der Welt zu schaffen. Die Kommissare waren Burkhart Hans von Ellerbach aus Laupheim und der alte Hans Besserer aus Günzburg. Die Mandate verfehlten ihre Wirkung nicht. Eitelhans mußte am 30. November mit Brief und Siegel einem Vertrag oder Vergleich zwischen ihm und der Gemeinde zustimmen. Hans Spindelmayer, Alex Schuhmacher und Michel Mair beteiligten sich für die Untertanen an den Verhandlungen.

Nach dem äußeren Hergang sollen einige wichtige Punkte des Vergleichs kurz erwähnt werden. Eitelhans hatte den Untertanen gegen das alte Herkommen Brennholz aus der „allgmaid“ verweigert, so daß man einen „großen mercklichen abgang“ an Brennholz leiden mußte. Der Junker gab im November 1530 nach und versprach, das Holz wie in früheren Zeiten der Gemeinde zum Eigengebrauch zu überlassen, jedoch mit der Klausel, daß das geschlagene Holz weder verkauft noch verschenkt, sondern allein für die Haushalte zu gebrauchen sei. Unzufrieden waren die Untertanen auch mit der Rechtsprechung des Ritters, der - selbst in viele Prozesse verwickelt - zu Hause die Gerichtsordnung umging und den Klägern den Weg an das kaiserliche Gericht in Rottweil verbaute. Außerdem kassierte er für die kleinen und großen Frevel zu hohe Strafen, so daß die Kommissare deren Höhe genau festlegen mußten. Strittig war auch der Einzug des Zehnten, wo es beim Auszählen der Garben durch die herrschaftlichen Knechte zu Unregelmäßigkeiten gekommen war. Interessantes erfährt man über die Tagelöhner des Dorfes. Festgehalten wurde, daß diese mit dem Tagelohn, Speis und Trank, so wie es in Erolzheim Brauch sei, gehalten werden und man von der Herrschaft nicht daran gehindert werden sollte. Keinen Erfolg hatten die Kläger mit ihrer Forderung, sich der beschwerlichen Hundehaltung zu entledigen. Viel Streit muß es auch um die Badstube gegeben haben, die von der Herrschaft an einen Bader verliehen wurde. In den „Gemeinen Ordnungen“ (wohl um 1530) hieß es dazu: „Item die badstuben verleihet die herrschaft, und darumb soll ein bader, so ihme geliehen würdt, der herrschaft geloben und schwören“ (83a). Als gehorsamer und fleißiger Knecht hatte der Bader zu schwören, „daß er der Herrschaft Nutzen fördere, Schaden warne, verschwiegen und den Amtleuten hüflich sei“. 1530 wurde beschlossen, daß es der Gemeinde erlaubt war, etwaige Mißstände anzuzeigen, damit die Mängel behoben oder dann von der Herrschaft ein anderer Bader angestellt würde. In einem letzten Artikel des Vergleichs wurden die „armen leut“ in Schutz genommen, „das sy iere guter erbaren, sich selbs, ier weib und kind mit ierer harten sauren arbeit und schwaiß“ ernähren können.

Kurz erwähnt sei zum Schluß die „dunkle Geschichte“ des Jakob-Scheffler (Sentz), der ebenfalls ein am 20. Juli 1530 in Augsburg ausgestelltes kaiserliches Mandat gegen Eitelhans erwirkte. Kaspar, Georg und Eitelhans von Erolzheim waren auf diesen „Burschen“ sehr schlecht zu sprechen, zog er doch gegen die Adligen jahrelang von Gericht zu Gericht, um ihnen die Rechtfertigung für eine schuldlos verbüßte Marter und Pein abzutrotzen. Die Ritter hatten Sentz zu Unrecht beschuldigt, einen ihrer Knechte totgeschlagen zu haben. Scheffler mußte fliehen, stellte sich aber auf fremdem Boden, im württembergischen Göppingen, der Anklage und konnte nachweisen, daß nicht er, sondern sein Vetter Peter Scheffler der Totschläger gewesen sei. Dabei hielt Georg von Erolzheim den Beschuldigten elf Wochen im Gefängnis und ließ ihn dort „neunmalen peinlich aufziehen und martern“, um ihm ein Geständnis zu entlocken. Diese schwere Marter wollte Sentz sich nicht gefallen lassen und wandte sich ebenfalls an den Kaiser in Augsburg, der den Rittern in einem Mandat vorwarf, wider die Billigkeit gehandelt zu haben, und sie deshalb unmißverständlich aufforderte, Sentz aus allen Strafen zu entlassen. Trotz der kaiserlichen Aufforderung standen sich Eitelhans und Sentz auch weiterhin unversöhnlich gegenüber. Der wahre Grund des Streites lag im aufrührerischen Verhalten des Sentz im Bauernkrieg. Er galt damals als „treffenlicher Aufwiegler, Rodlinführer und Hauptmann zu Erolzheim“. Eitelhans beschuldigte Sentz 1532 vor dem Gericht in Ravensburg, er habe die Bauern aufgebracht, „dem von Erolzheim und ander ir Schlosser einzunemen, ze plindern und ze zereissen“. Sein Vetter Georg von Erolzheim habe schon gewußt, was Sentz für ein Mann sei; er habe einer sehr harten Strafe bedurft. Es ist hier nicht der Ort, den langatmigen, wohl niemals abgeschlossenen Prozeß in Einzelheiten zu verfolgen, doch seien zusammenfassend einige Aspekte genannt. Man kann nur vermuten, wie groß das Selbstbewusstsein des Leibeigenen Jakob Scheffler gewesen sein muß, um den „mächtigeren“ Junker unentwegt gerichtlich zu belangen, zumal er selbst befürchten mußte, als Aufwiegler verfolgt zu werden. Sentz ging es, auch das ist sicher, nicht allein um seine gekränkte Ehre, sondern er hoffte, über die Prozesse das „väterlich Erbgut“, das ihm der Ritter entzogen hatte, zurückzuerhalten. Außerdem muß der Erolzheimer Untertan auch vielfältige Unterstützung von außen erhalten haben, wollte er nicht von vornherein unterliegen.

Die kaiserlichen Mandate und der Vergleich des Junkers mit der Gemeinde sind wertvolle Quellen zur Erolzheimer Geschichte im 16. Jahrhundert. Sie zeigen, daß die adeligen Ortsherrn nach dem Bauernkrieg auch mit rechtlichen Schritten gegen ihre Herrschaft rechnen und, wie im Aufsehen erregenden Fall Sentz, langwierige und teure Prozesse fürchten mußten. Der Gemeinde gelang es 1530, mit ihrer Klage bei Kaiser Karl V. alte Rechte zurückzugewinnen; Eitelhans von Erolzheim dagegen mußte mit einem Vergleich die Grenzen seiner oft willkürlich gebrauchten Herrschaft anerkennen.

Der Originaltext enthält Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

8. Jahrgang – Heft 2 – Seite 22

## Andreas von Jerin (1540/41–1596)

Vom Riedlinger Bürgersohn zum Fürstbischof von Breslau

Von Alois Braig, Riedlingen

Vom 15. bis 19. November 1980 besuchte Johannes Paul II., der erste Papst polnischer Nationalität, als Pilger, wie er sagte, die Bundesrepublik Deutschland. Am dritten Tag seiner Reise traf er in Mainz mit dem Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche Deutschlands, Landesbischof Lohse, zu einem Gespräch



über die Wiedervereinigung der getrennten Christen zusammen. Damit erhielten die etwa vor 50 Jahren in Gang gekommenen Bestrebungen des Ökumenismus die offizielle Bestätigung und Ermunterung der höchsten katholischen Autorität. Nach 450 Jahren der Trennung scheint die Zeit für die Einsicht reif zu sein, daß die Einheit der Kirche zu deren Wesen gehört und daß alle aufgerufen sind, im Dialog der Wahrheit und der Liebe die volle Einheit im Glauben anzustreben. Auch das Bekenntnis des Papstes, daß beide Seiten schuldig geworden seien, mag unter Christen eine tragbare Grundlage zu versöhnlicher Gesinnung und gläubiger Zuwendung sein; das Letzte ist unserem Bemühen entzogen.

Wenn wir in dieser kurzen Lebensbeschreibung unseres Landsmannes Andreas Jerin, des Fürstbischofs von Breslau, den Blick zurückwenden, so geschieht es darum, Menschen und Mächte aufzuzeigen, die in irgend einer Weise in die unheilvolle Entwicklung verstrickt waren, aber auf ihre Art durch die Erneuerung an Haupt und Gliedern den Weg zur Einheit vorbereitet haben. Unsere Darstellung möge auch zeigen, wieviele Hindernisse noch aufgebaut wurden, wie viel Ballast gerade die katholische Kirche noch abwerfen mußte, bis die Umkehr möglich war. Was aber an erlittener Gewalt, an Gewissensnot und Verzweiflung vielen Menschen abverlangt worden ist, möge als Vorleistung auf die ersehnte Einheit gelten.

In der Mühlvorstadt, außerhalb der schützenden Mauern der Stadt Riedlingen, ist Andreas Jerin 1540 oder 1541 geboren. Mit seinen steilen Fachwerkgiebeln überragt das Geburtshaus heute noch die umliegenden Gebäude und gibt so ein unübersehbares Zeugnis des Wohlstandes früherer Geschlechter. Der Altersverem Riedlingen hat im Jahre 1908 eine marmorne Gedenktafel mit den Insignien der Bischofswürde anbringen lassen. Der Vater hieß Ludwig Jerin. Welchen Beruf er ausübte, ist nicht überliefert; doch dürfte auch er, wie die meisten Riedlinger Familien jener Zeit, wohl zum größeren Teil als Bauer seinen Lebensunterhalt gewonnen haben. Daß er Mitglied des „Inneren Rates“ der Stadt war, ist mehrfach bezeugt. Die Zugehörigkeit zu diesem einflussreichen Gremium, bei dem die Initiative und Entscheidung in allen wesentlichen Fragen des öffentlichen Lebens lag, galt weithin als Domäne der führenden Geschlechter der Stadt und als Vorrang an Ehre und Ruhm vor dem gemeinen Bürger, dessen Wahlrecht dazu zur Wirkungslosigkeit manipuliert war. Allerdings, daß Ludwig Jerin diesem Kreis der alteingesessenen Honoratioren angehört haben könnte, ist wenig wahrscheinlich, weil das Geschlecht der Jerins nur für zwei Generationen in Riedlingen nachweisbar ist. Denkbar wäre, daß Katharina Ditterlin, die Mutter unseres Andreas Jerin, der Tüchtigkeit ihres Mannes den Glanz des bevorrechteten Stadtbürgertums zubringen konnte. Und das „claro apud suos loco natus“ (aus einem bei den Seinen berühmten Geschlecht geboren), wie es in Andreas Jerins Totentafel im Dom zu Breslau heißt, mag damals das letzte Nötige und Mögliche gewesen sein, das in der Adels Herrschaft so selbstverständliche „nobili loco natus“ anklingen zu lassen. Heute im Zeitalter demokratischen Empfindens gedeiht diese Floskel zum Stolz des Bürgersohnes für Eltern und Heimatstadt.

Freilich, der Name „Jerin“ mag so gar nicht in unsere Landschaft passen. Irgendwie hat er fremden, am ehesten slawischen Klang. Und die Unsicherheit im Verständnis hat auch zu verschiedenen Deutungsversuchen und Schreibweisen geführt: Jerynus, Jering, wobei dann mit dem bei uns verbreiteten „Gering“ oder „Gairing“ gespielt wird. Für die Italiener bleibt noch ein „Erino“ übrig und selbst „Jeringh“ oder „Jhering“ kommen vor. Ein Humanist glaubte gar, den Namen in den Genitiv „Jerini“ gesetzt, das griechische „εἰρήνη“ = Frieden (vergl. Irene) zu entdecken, was dann, mit dem Vornamen zusammen, einen männlich starken Friedensfürsten ergäbe. Die Latinisierung beziehungsweise Gräzisierung des Namens war bekanntlich bei den Humanisten jener Zeit allgemein üblich. Alle diese Zweifel sind, wie ich glaube, durch Brechenmacher (Etymologisches Wörterbuch der deutschen Familiennamen) beseitigt. Er sieht in Jerin, auch „Jeri“, eine der etwa 40 vorkommenden Verkürzungen und Verformungen des Taufnamens „Georg“, wie sie uns etwa in „Jerg, Jürg, Jürgen“ geläufig sind. Als Beleg führt er beziehungsweise eine Heiligkreuztaler Urkunde von 1434 an, wo ein Altheimer Bauer namens Jeri eine Stiftung an besagtes Kloster macht. Damit bekommt der Namen sein Leben zurück: Bäuerliches, Schwäbisches, Heimatliches.

Man nimmt allgemein an, daß Andreas Jerin in der Riedlinger deutschen und lateinischen Schule seinen ersten Unterricht erhalten hat; Belege dafür gibt es allerdings nicht. Sicher dagegen ist, daß 1531 in der Pfaffengasse bei der Kirche ein neues, großes Schulhaus gebaut worden war, das heute noch in seiner alten Form besteht. Es bot 2 große Schulsäle, einen kleineren für die deutsche Schule, den größeren für die lateinische, dazu 2 Lehrerwohnungen. Die Lateinschule führte im besagten Jahr die üblichen 6 „Schulen“, worunter im heutigen Sprachgebrauch „Klassen“ zu verstehen sind, wie die entsprechenden Zahlen am Holzgetäfel an der Wand noch späterhin bezeugten. Wie kaum über eine andere Epoche schweigen sich die Quellen über Jerins Riedlinger Schulzeit aus, kein Namen, kein besonderes Ereignis hat sich erhalten. Daß die Erinnerungen des späteren Kirchenfürsten an die heimatliche Schule freundlich waren, beweist eine Stiftung von 1000 Gulden in seinem Testament aus dem Jahre 1589, mit der Bestimmung, daß die jährlichen Zinsen (50 fl.) an 6 brave arme Schulkinder, die den Choralgesang erlernen, verteilt werden sollten. Noch 1847 war diese Stiftung wirksam.

Für seine philosophischen und theologischen Studien wählte Jerin die Universität Dillingen; dort ist er (Andreas Jering a Riedlingen) unterm 28. Juni 1559 eingeschrieben worden. In den Matrikeln desselben Jahres befinden sich aus Riedlingen noch Christoph Lendlin, Johannes Kraus und Adam Hag, aus nächster Nähe Tobias Holl aus Grüningen und Georg Muggensturm aus Neufra, alles auch heute noch wohlvertraute Namen. Im Zuge der Gegenreformation war 1549 in eben diesem Dillingen vom Bischof von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, ein Gymnasium gegründet worden; 1557 wurde dieses zur Universität erhoben, 1564 von den Jesuiten übernommen und schnell zu hohem Ansehen geführt. Dieser neue Orden war durch seine mächtige Dynamik zum Hauptträger der kirchlichen Erneuerung nach der Reformation in Deutschland geworden. Zu seinem Auftrag gehörte eine ausgedehnte Schultätigkeit, die hauptsächlich auf die Heranbildung eines tüchtigen Klerus ausgerichtet war. Und über diese ganze Zeit hin (1545-1563) währte das Konzil von Trient, in dem die Abgrenzung gegenüber dem Protestantismus und die dogmatische Festlegung der katholischen Lehre vorgenommen wurde. In diesem neuen Selbstbewußtsein und in der bedingungslosen Ausrichtung nach Rom hin erlebte Jerin seine geistliche Ausbildung. Am 11. Februar 1563 wurde er zum „Baccalaureus artium liberalium et philosophiae“, 5 Tage später zum „Magister philosophiae“ promoviert; dies waren die untersten Grade der Universität, mit denen das Vorstudium zur Theologie abgeschlossen wurde.

In dieser Dillinger Zeit fand Andreas Jerin einen fürstlichen Gönner und Protektor in seinem Bischof, nun Kardinal Otto Truchseß von Waldburg. Dieser erkor ihn zum Erzieher und Reisebegleiter zweier seiner Neffen. Wenn die Annahme Nägeles stimmt, daß es sich dabei um die Truchsessin Karl und Christoph handelte, so ließe sich auch ein längerer Aufenthalt Jerins an der altherwürdigen Universität Löwen in Belgien annehmen.

Von 1559 bis 1566 war Petrus Canisius, der „Zweite Apostel Deutschlands“, Professor in Augsburg. In einem Brief vom 2. Oktober 1566 empfahl er zwei Deutsche zur Aufnahme ins „Collegium Germanicum“; einer davon war der Magister Andreas Jerin. Der Ordensgeneral Franz Borgia persönlich bestätigte dessen Ankunft und liebevolle Aufnahme (25. Oktober 1566). Auch der Leiter des Kollegiums, Pater Johannes de Polanco, unterrichtete den Pater Petrus Canisius in demselben Sinne. Dieses Collegium Germanicum war von Papst Julius III. auf Veranlassung des Ignatius von Loyola 1552 gegründet worden; es ist eine von Jesuiten geführte Hochschule für deutschsprachige Theologen in Rom, an der bis in unsere Zeit die Elite des deutschen katholischen Klerus herangebildet wird.

Es war das Rom der Spätrenaissance, das den „ehrbaren und ersten“ Kleriker empfing. Michelangelo war gerade 2 Jahre tot, der Petersdom des Bramante schon 60 Jahre im Bau, noch frisch war der Glanz der weltberühmten Plastiken und Fresken Michelangelos, noch neu Raphaels vatikanische Stanzen. Päpstliche und fürstliche Paläste füllten sich mit antiker Kunst. Aber es war auch das Rom des Papstes Pius V. (1566-1572), für welchen der Häretiker zum Verbrecher wurde, die Zeit des Index (Bücherverbot) und der Inquisition mit Folter und Verbrennung. Wie sehr all dies Jerin bewußt wurde, ist nicht mehr festzustellen. Seine späten Erinnerungen galten einer glücklichen Zeit, den „verehrungswürdigen“ Vätern der Societas Jesu, die seine geistige und berufliche Einstellung geprägt hatten. Durch sie hatte er auch die wichtigen Verbindungen zu den Männern der kirchlichen Hierarchie im kurialen und diplomatischen Dienst gefunden. Am 13. Dezember 1568 wurde Jerin in der Sakristei von Sankt Peter zum Priester geweiht. 1569 bis 1571 war er nebenbei Kaplan der Schweizer Garde. (Auch sie stammte aus dem 16. Jahrhundert [1505] und hatte beim „sacco di Roma“ 1527, als alle bis auf den letzten Mann im Kampf fielen, für alle Zeiten sich selbst das verpflichtende Denkmal für Tapferkeit und Treue gesetzt.) 1571 erlangte Jerin „mit Leichtigkeit“ den Doktor der Theologie und zwar in Bologna, auf seiner Heimreise nach Deutschland. In seinem Reisegepäck hatte er bereits eine päpstliche Provision auf ein Kanonikat am Breslauer Bischofsitz. (Die Provision, die Vergabe erledigter Kirchenstellen, die mit einer Pfründe ausgestattet waren, stand in den ungeraden Monaten dem Papst zu.)

## Pfarrer in Dillingen

31 Jahre alt war Dr. Andreas Jerin, als er wieder deutschen Boden betrat. Er zeichnete sich aus durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit: pietate insignis et doctrina, möchte man mit Vergil sagen. Und wieder nahm ihn Dillingen auf, nun aber als Pfarrherrn. Zwar fehlt sein Name im dortigen Pfarrerverzeichnis, aber unter den Stiftern für den Bau des „großen Klosters“ befindet sich auch „Jerinus, Bischof zu Breslau, früherer Stadtpfarrer in Dillingen...“ (1591); er schickte 100 Gulden, ein Marienbild und einen Korallenrosenkranz aus besonderer Liebe zu diesem Gotteshaus. Ein Jahr mag dieser Zwischenaufenthalt gedauert haben; dann ging es an den vorbestimmten Einsatzort.

## Domherr zu Breslau

Schlesien gehörte zum habsburgischen Reich, seit 1526 das Königreich Böhmen durch die Wahl seiner Fürsten an das Haus Österreich gekommen war. Das Land selber zerfiel in mehrere Herrschaftsbereiche, die in einem unterschiedlichen Abhängigkeitsverhältnis zum König standen. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil, der Neisse entlang, war Bistumsland und unterstand direkt dem Bischof, der auch Herzog von Neisse war. Etwa 2/3 des Territoriums umfassten die sogenannten immediaten Fürstentümer, die der König als Landesherr durch Landeshauptleute verwalten ließ. Dem Umfang nach an zweiter Stelle kamen mehrere Fürstentümer, wie Liegnitz, Brieg und Wohlau, deren Herrscher selber Landesherrn waren und die direkt dem König unterstanden. Und nicht unbedeutende Gebiete, vor allem an der Grenze zu Polen, waren freie Standesherrschaften, die staatsrechtlich den Fürstentümern gleichgestellt waren. Der Bischof selber war Oberlandeshauptmann, d. h. Vertreter des Königs einerseits und zugleich Sprecher der Fürsten und Stände beider Schlesien. Auf ihn konzentrierten sich die Spannungen aus den sich meist widerstrebenden Interessen.

Nach der Bestimmung des Augsburger Religionsfriedens „cuius regio, eius religio“ (wessen das Land, dessen die Religion) hätte Schlesien zum größeren Teil ein katholisches Land sein müssen; aber das war keineswegs der Fall. Die Reformation hatte im Land sehr früh Eingang gefunden. In den mediaten Herzogtümern und den brandenburgischen Pfandgebieten, die den größten Teil Oberschlesiens ausmachten, hatte sich die neue Lehre um 1530 durchgesetzt, so daß dort zu Jerin Zeiten bereits die 2. und 3. protestantische Generation lebte. 20 Jahre später hatte auch im immediaten Gebiet die Reformation überall Fuß gefaßt. Viele Schlesier studierten in Wittenberg und kehrten als Prediger in ihre Heimat zurück. Und da ohne die Fürsten und den niederen Adel das Land nicht zu regieren war, der Kaiser aber wegen der ständigen Türkengefahr schlesisches Geld und schlesische Soldaten brauchte, erreichten diese von ihm das Zugeständnis der freien Religionsausübung, die sie dann auch ihren Untertanen aufzwangen. So blieb nur das Bistumsland im wesentlichen katholisch und nur von ihm allein konnte die Erneuerung ausgehen.

Aus der Sicht der katholischen Kirche war die Lage bedrohlich. In düstersten Farben beschreibt Petrus Canisius, der auch Böhmen, Schlesien und Polen bereist hatte, die allgemeine Unordnung in der Kirche. Die Bischöfe brächten nicht mehr den Mut auf, die Beschlüsse des Tridentinums zu veröffentlichen und sich gegenüber ihrem Domkapitel und Klerus durchzusetzen. Die Geistlichkeit sei viel zu ungebildet und bequem, um es mit dem religiösen Gegner aufnehmen zu können. Nicht wenige huldigten der Trunksucht und der Freßlust, den nationalen Lastern der Deutschen. Und viele Klöster stünden vor dem Ruin, hauptsächlich wegen des Ärgernisses der Laienäfte und dem allgemeinen Verfall des monastischen Lebens. Jerin wird in seinem Bericht an den Nuntius in Prag konkreter: Von einigen Hundert Adeligen im Land seien kaum noch vier katholisch. Von ihren Schlössern aus könnten die Prediger des neuen Glaubens ihre Lehre ungehindert verbreiten. Als Patronatsherren hätten sie entscheidenden Einfluß auf die Besetzung der Pfarreien und die Tätigkeit der Seelsorger. Drohung, Tumult und Terror würden zu gängigen Kampfmitteln. Es wiederholen sich die Klagen über den traurigen Zerfall der kirchlichen Disziplin, über den zerrütteten Welt- und Ordensklerus; unrühmliche Gerüchte gingen über gewisse Frauenklöster im Volk um, in Männerklöstern würden so viele Unwürdige und Ungebildete geweiht und in führende Stellungen befördert. Äbte und Äbtissinnen bedienten sich häretischer Verwalter. Der Weinberg des Herrn gleiche eher einem Acker voller Dornen und Disteln. Für Canisius und Jerin war klar, daß bei diesem Stand der Dinge mit den Mitteln der weltlichen Macht nichts mehr zu erreichen war und nur mehr mit geistigen und religiösen Waffen ein Gegenstoß möglich war.

An der Regierung der Diözese war das Domkapitel entscheidend beteiligt. Durch eine Wahlkapitulation sicherte es sich jeweils seine Rechte und versuchte, dem Bischof sein Regierungsprogramm vorzuschreiben. Wenn dabei die eigenen Interessen und Privilegien eine nicht geringe Rolle spielten, so kam dies bei der gegenseitigen Abhängigkeit religiöser und wirtschaftlicher Faktoren auch der Kirche zugute. Außerdem hatte es durch strenge Vorschriften über die Herkunft, Ausbildung und Würdigkeit seiner Mitglieder einer Verweltlichung vorgebeugt und vielfach die Bischöfe auf die Erneuerung nach den Trienter Beschlüssen gedrängt. Doch es fehlte der Schwung und die Kampfkraft, der Mut zum Gegenangriff; all dies sollten die neuen Männer aus dem Germanikum einbringen.

Doch vor der Bürde kam die Würde. Jerin wurde von seinem Bischof feierlich in sein Amt eingeführt. Diese Investitur kostete einem neuen Domherrn an Gebühren und für eine angemessene Weinspende - aber nicht aus einheimischem Gewächs - 87 Reichstaler. Zur standesgemäßen Kleidung gehörte der weite rote Umhängemantel mit Schleppe, darüber die Almutia aus kostbaren Pelzen und das dunkelrote Birett. Als Chorherr - alles nur verschiedene Titel für dieselbe Sache - war er zum gemeinsamen Chorgebet am Dom verpflichtet, konnte sich aber durch einen Vikar vertreten lassen. Auch der Gottesdienst an der bischöflichen Kathedrale gehörte, im Wechsel mit den anderen Kanonikern, zu den Ehrenpflichten seines Amtes. An Einkünften standen dem Gesamtkollegium wie jedem einzelnen verschiedene Pfründen zur Verfügung, die im Sinne der Zeit aus Leuten und Land, Zinsen und Früchten sowie Zuwendungen des Bischofs bestanden. Daß auch Jerin, als Sproß schwäbischer Bauern, ein gesundes Verhältnis zu Geld und Besitz hatte, beweisen u. a. sein Testament, seine Nobilitierung und seine Familienpolitik.

Der neue Kanoniker wurde von Anfang an, ganz in seinem Sinn, mit entscheidenden Ämtern betraut: er wurde Domprediger, Kapitelstheologe und bald Regens des Priesterseminars. Die Überlieferung hat allein für das Jahr 1575 noch manches Detail über den Prediger Jerin erhalten, etwa, daß er am 10. März in der Kathedrale und in der Sandkirche lobwürdig gepredigt habe, daß am Fronleichnamstag ein junger Protestant auf seine Predigt hin wieder katholisch geworden sei, und daß Jerin auch in Glogau als Fastenprediger auftreten wollte, was aber das Domkapitel ablehnte. Vom November desselben Jahres an hielt er jede Woche in der St.-Peter-und-Pauls-Kirche eine öffentliche theologische Vorlesung, ohne Bezahlung, zur Ehre Gottes und der Kirchenpatrone, was diesmal das Domkapitel dankbar genehmigte.

1574 übernahm Jerin die Leitung des Priesterseminars, die vor ihm Lindanus, der erste Germaniker in Breslau, innegehabt hatte. Erziehung braucht Ausstrahlung, braucht Vorbild.

Jerin war jung, als Domprediger schnell bekannt, vielleicht sogar gefeiert. Er hatte bei den Jesuiten der ersten und zweiten Generation die umfassendste, modernste Ausbildung genossen; er war getragen von der Dynamik des neuen Ordens, von dem Erlebnis der Universalität der Kirche. Sein erweiterter Horizont, seine Sicherheit im Glauben wirkten befreiend in einer Umwelt von Zweifel und Resignation. Der mutig hingegenommene Verzicht des Zölibats, bejahte Askese und die offenbare Distanzierung von dem privilegierten Leben eines bequemen Domherrn mochten wohl Begeisterung wecken und freudige Bereitschaft für den schweren Dienst. Geld sollte keine wesentliche Rolle spielen. Als Jerin die Jahresabrechnung für 1574, die um einiges überzogen war, dem Domkapitel vorlegte, erbot er sich, den Abmangel aus eigenen Mitteln zu decken. 1575 wurde das Seminar nach Neisse verlegt. Der Bischof wünschte, daß Jerin auch dort sein Amt weiterführe, aber das Domkapitel erhob Einspruch, mit der Begründung, er sei unentbehrlich auf der Domkanzel von Breslau. Das mochte zur Hälfte stimmen, und es würde zugleich die geistige Überlegenheit Jerins und die Wirksamkeit seines Einsatzes beweisen. Aber wollte man nicht vielmehr den ehrgeizigen, allzu eifrigen Fremden unter der Kontrolle des Domkapitels haben? War doch die Verlegung des Seminars, weg von der bischöflichen Zentrale, in der ständigen Auseinandersetzung mit dem Bischof eine schmerzliche Einbuße. Dieser konnte auf das Konzil verweisen, wonach das Seminar ihm direkt unterstellt war. Und da der Regierungssitz des Oberlandeshauptmanns in Neisse war und der Bischof auch meist dort residierte, war gegen dessen Entscheidung, so schmerzlich sie war, nicht anzukommen. Die Abgeschiedenheit der Provinz und die alleinige Verantwortlichkeit des Bischofs war für die Heranbildung der Theologen in besonderem Maße zuträglich, wie die ansteigende Zahl und Güte der Weikekandidaten eindeutig bewies.

1578 wurde Jerin zum Dompromst ernannt und damit in den Rang der Prälaten erhoben. Im selben Jahr wurde er von Kaiser Rudolf II. in den Adelsstand erhoben, zunächst in den böhmischen, 1583 in den Reichsadel. Mit dem Adelsbrief war die Verleihung eines Wappens verbunden: ein steigender goldener Greif im blauen Feld, überragt von der Mitra. Mit Jerin zusammen wurde auch sein Schwager Georg Maller aus Riedlingen, der Ehemann von Jerins Schwester Magdalena, in den Adelsstand erhoben und veranlaßt, den Namen „von Jerin“ zu führen. Diese wurden zu den Stammeltern einer angesehenen schlesischen Adelsfamilie, die im 20. Jahrhundert noch existierte. Diese Nobilitierung erstaunt aus mehrerlei Gründen. Woher stammt der Besitz, der für eine Standeserhöhung Voraussetzung war? Sollte damit etwa der katholische Adel Schlesiens nach Zahl und Leistungsfähigkeit gesteigert werden?

In dieser neuen Stellung hatte Jerin seinen Bischof auch in weltlichen Angelegenheiten zu vertreten. Einzelheiten darüber haben sich nicht erhalten, es sei denn, daß er bei des Kaisers Rudolf II. vierwöchigem Staatsbesuch in Breslau 1577 Pflichten der Repräsentation wahrzunehmen, aber auch die eine oder andere Festpredigt zu halten hatte. Aufschlußreicher dürfte sein, daß er in dieser Zeit ausgiebigen persönlichen und brieflichen Kontakt mit dem päpstlichen Diplomaten Minucci gepflogen hat und durch kaiserliches Dekret vom 31. März 1585 mit dem Nuntius Malaspina zusammen beauftragt wurde, die Kirche in Böhmen zu visitieren, die religiöse Reform durchzuführen und die notwendige Untersuchung der Temporalia (Einkünfte, Besitz, weltliche Rechte) bei dem zerrütteten Welt- und Ordensklerus vorzunehmen.

## Bischof von Breslau

Am 23. Mai 1585 starb Bischof Martin von Gerstmann in Neisse. Am 1. Juli 1585 wurde Andreas von Jerin vom Domkapitel einstimmig zu seinem Nachfolger gewählt. Er war 45 Jahre alt. Und da der Bischof des „Goldenen Bistums“ zugleich auch Fürst von Neisse war, dem das Amt des Oberhauptmanns

beider Schlesien (Nieder- und Oberschlesien) nach Erbrecht zustand, besaß er nun die höchste geistliche und weltliche Macht in diesem exponierten Land des habsburgischen Reiches. Die Kürze der Sedisvakanz und die Einstimmigkeit der Wahl lassen annehmen, daß Jerin die einzig überragende, für das Amt geradezu prädestinierte Persönlichkeit im Domkapitel war, so daß das Votum der Wähler gewissermaßen eine Selbstverständlichkeit darstellt. Aber er hatte auch mächtige Helfer und Befürworter gehabt. Dazu gehörte der päpstliche Nuntius in Prag, Germanico Malaspina, der in einem Situationsbericht ausführte, daß der Erwählte von Breslau einer der fähigsten Männer dieser Länder (Böhmen, Schlesien, Polen) sei und den Vorzug vor den adeligen, durchaus nicht geeigneten Mitbewerbern verdiene. Es sei zu hoffen, daß Gott durch ihn die Häresie in Schlesien ausrotte, wo diese noch sehr tiefe Wurzeln habe. Und in einem Brief an den Rektor des Collegium Germanicum bekannte Jerin, er habe nur auf Drängen des Kaisers die Wahl angenommen. Ebenso ist in einem Breve des Papstes Pius V. (26. Oktober 1585) an den Kaiser zu lesen, daß er dem von ihm vorgeschlagenen Kandidaten die Bestätigung gegeben habe.

Doch dieselben Quellen sprechen auch von der Opposition, die von den genannten schlesischen Adeligen ausging, vor allem vom Herzog von Brieg. Für sie war ein „Römer“, wie die Absolventen des Germanicums auch genannt wurden, in jeder Beziehung eine Zumutung. Da gab es den sogenannten Kolowrat'schen, von Rom offiziell verworfenen Vertrag von 1504, nach dem Ausländern, also nicht in den böhmischen Kronländern geborenen Männern, der Zugang zum dortigen Kanonikat und Bischofsamt verwehrt sein sollte. Damit sollte der Bischofsstuhl von Breslau dem einheimischen Klerus vorbehalten sein. Doch da es im Lande an geeigneten Persönlichkeiten fast gänzlich fehle, drängten vor allem die Nuntien in Prag den Heiligen Stuhl, bewährte Männer von auswärts dorthin zu schicken. So entstand in jener Zeit, vor und nach Jerins Wahl, im Breslauer Domkapitel eine einflußreiche „Schwabenpartei“, die den Widerstand der Einheimischen geradezu herausforderte.

Als deren Anführer galt der recht zwielichtige Scholastikus Paul Albert aus Radolfzell (1583), Germaniker wie Jerin; es folgten Konrad Waibel aus Überlingen (1585), auch er ein „Römer“ und zuletzt Generalvikar dreier Bischöfe, Johannes und Kaspar Don (beide 1595) aus Meersburg, Vettern des genannten Paul Albert, sowie Bartholomäus Jerin, ein Neffe des Bischofs selber (1590), der bald zahlreiche Würden und Pfründen auf sich vereinigte. Ihrem Kreis zuzurechnen ist auch Julius Cäsar Wacker von Wackenfels (1595), der zwar in Schlesien geboren war, dessen Vater aber aus Konstanz als bischöflicher Kanzler dorthin berufen worden war. Außerdem erhielten Vitus Miletus (Müller) aus Schwäbisch Gmünd (1578) und Jakob Miller aus Kiblegg ein Kanonikat in Breslau, residierten jedoch nie dort, da sie in anderen Diözesen hohe Ämter innehatten. Und schließlich erhielt nach einem ersten vergeblichen Versuch (1573) Ulrich Rietmann aus Ravensburg von Bischof Jerin die Investitur für die Propstei am Breslauer Kreuzstift. In ihrer exponierten Stellung waren diese Männer auf Protektion angewiesen. Diese konnten sie nur von auswärts erwarten, etwa von den Rektoren des Collegium Germanicum, mit denen sie tatsächlich einen regen Gedankenaustausch pflegten, oder vom kaiserlichen Hof in Prag, was dann zu Unzuträglichkeiten und zu Verdächtigungen führte. Es war dann Paul Albert, der durch, seinen Ehrgeiz - nach Jerins Tod - die ganze Gruppe in Mißkredit gebracht und auch dem Andenken Jerins geschadet hat.

Alles ging den vorgezeichneten Weg. Am 26. Oktober 1585 bestätigte Papst Sixtus V. die Wahl, am 9. Februar 1586 erfolgte, mit fürstlicher Verspätung, die Bischofsweihe in Neisse.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

8. Jahrgang – Heft 2 – Seite 28

## Hans Schmidt von und zu Helling (um 1600–1669)

Ein Langenenslinger Büchsenmacher in Kärnten

Von Ulrike Kern, Kressbronn

Vor einigen Jahren erkundigte sich ein Professor aus Klagenfurt in Langenenslingen nach archivalischen Quellen über den in Langenenslingen geborenen Hans Schmidt, den „künstreichen Büchsenmacher“ von Ferlach. Leider ist in Langenenslingen über diesen berühmten Büchsenmacher nichts mehr vorhanden. So begann ich aus Interesse an dieser Sache Nachforschungen anzustellen, um mehr über die Person Hans Schmidt zu erfahren. Geboren ist Hans Schmidt, wie durch das Allgemeine Verwaltungsarchiv Wien zu belegen ist, um das Jahr 1600 auf dem sogenannten Hellinghof in Langenenslingen. Sein Urgroßonkel war der berühmte Sohn Langenenslingens, Michael Helling (1506-1561), der über das Amt des Dompfarrers in Mainz zum Bischof von Merseburg (1549) und schließlich zum Vorsitzenden des Reichshofrats und Hofprediger am Kaiserhof in Wien aufgestiegen ist.

Hans Schmidt hatte mindestens noch einen Bruder, Martin Schmidt, der in der Schlacht bei Lützen (1632) gefallen ist. Über andere Familienangehörige ist leider nichts mehr zu erfahren. Wir wissen nur, daß die Familie Helling schon um 1500 einen Lehenhof besaß, dem eine Mahlmühle zugehörte. Schon in den Akten über Bischof Helling wird als Beruf des Vaters Müller angegeben. Auch der Vater des Hans Schmidt mit dem Namen Hans Schmidt der Helling ist Müller gewesen. Allen Untersuchungen zufolge gab es in Langenenslingen schon seit dem 14. Jahrhundert vier Mahlmühlen, von denen jedoch nur die Mühle der Helling's ein Lehenhof war. Die Heimat des Hans Schmidt besteht heute noch, es ist die Nuber-Mühle in Langenenslingen.

Über die Kindheit und Jugend Hans Schmidts ist uns leider nichts bekannt, auch nicht, bei welchem Meister er in die Lehre gegangen ist. Daß er irgendwann nach Österreich gelangte und dort seine Karriere machte, ist wohl den Zeitumständen zuzuschreiben. Durch die Glaubensauseinandersetzungen jener Jahre und den Beginn des Dreißigjährigen Krieges (1618) waren viele Wanderburschen katholischen Glaubens gezwungen, vom protestantischen Württemberg weg in das katholische Österreich auszuweichen. Auf diese Weise wird auch Hans Schmidt nach Kirschentheur bei Ferlach (Kärnten) gekommen sein.

Zudem war diese Gegend durch die leichte Härbarkeit des Kärntener Eisenerzes für die Waffenherstellung sehr bekannt und für einen jungen Büchsenmacher ein anstrengenswertes Ziel. Dazu kam noch, daß der große Waffenbedarf des Dreißigjährigen Krieges eine starke Vermehrung der Gewehr- und Waffenhersteller um Ferlach bewirkte.

Erstmals machte Hans Schmidt 1629 von sich reden, als er der Kärntner Landschaft eine Lieferung von Musketen anbot. Mit diesen Musketen bot Schmidt zugleich seine neue Erfindung an: die Waffen waren mit einem Luntenschloß versehen und einem neuen Schulterriemen, der mit einem Ring seitlich am Schaft in einer Schiene gleitend angebracht war, so daß der Reiter das Gewehr bei Bedarf schnell hochziehen konnte. In jener Zeit belieferte Hans Schmidt bereits die steirischen Landstände in Graz mit beachtlichen Lieferungen, 200 bis 300 Musketen pro Jahr.

1632 begann dann auch die Belieferung der Kärntner Landstände, die jedoch Zahlungsschwierigkeiten hatten.

Leider war Hans Schmidt im Juni 1632 von einem Brand seines Hauses heimgesucht worden, so daß ihm über ein Jahr hinweg starke Lieferprobleme entstanden, bis sein Geschäft und seine Produktion wieder florierten. Um besser den Schaden des Brandes überbrücken zu können, begann Schmidt zusätzlich mit Salpeter zu handeln, den man zur Schießpulverbereitung brauchte.

Am 15. Juli 1634 bekam der Büchsenmeister die Zusage der Kärntner Landstände, in einer Papiermühle südlich von Klagenfurt eine größere Büchsen-schlosserwerkstätte einrichten zu dürfen. Im gleichen Jahr erhielt Schmidt dann den Auftrag, für den Lindwurmbrunnen in Klagenfurt bleierne Brunnenröhren anzufertigen. Zu dieser Arbeit scheint der Meister 1635 zwei Schwaben eingestellt zu haben. Es wird angenommen, daß diese beiden Schwaben aus Langenenslingen oder der heimatlichen Umgebung Schmidts stammten und auf ihrer Wanderschaft ebenfalls nach Kärnten gekommen waren.

In den nun folgenden Jahren scheint Hans Schmidt soviel verdient zu haben, daß sein Gewerbe gesichert war. Er begann noch mit dem Handel von Goldwaren, goldenen Spitzen, Malergold und Malersilber.

1637 erhielt er einen sehr wichtigen Auftrag: die Innerösterreichische Hofkammer bestellte eine besondere, riesige Eisenkette zur Förderung des Erzes im Quecksilberbergwerk Idria, die aus 3808 Eisengliedern bestand, 370m lang und 1,5 Tonnen schwer war.

Hans Schmidt war nicht nur in der technischen Ausführung seiner Arbeiten rührend, er war auch ein Künstler. Für Erzherzog Leopold V. arbeitete er eine erlesene Radschloßbüchse mit einer wunderbar gravierten Schloßplatte. Am reichhaltigsten und kunstfertigsten verziert ist jedoch der Schaft der Büchse und die zugehörige Pulverflasche. Ein kompetenter Betrachter beschreibt dieses Prachtstück der Waffenschmiedekunst folgendermaßen: „Eingelegte Plättchen, Ranken und Stifeln von Silber, von der Hand des Hans Schmidt geformt und graviert, bilden auf dem schwarzen Grund des Holzes ganze Szenarien inmitten von Landschaften.“ Alle Arbeiten des Meisters tragen sein Monogramm „HS“ oder „HSCH“.

Anerkennung für Schmidts Können und den Beweis seiner Wertschätzung brachte das Jahr 1638. Im Eintritt in den Dienst des Grafen Sigmund Ludwig Dietrichstein liegt der Grundstock für sein zukünftiges Geschäft und seine Stellung. Schmidts Pflichten im Dienste des Grafen waren die Anschaffung untadeligen Materials für die Büchsenmacher, die Überprüfung sämtlicher Erzeugnisse der im Gebiet des Grafen siedelnden Büchsenmacher und Stempelung der Ware mit dem Wappen des Grafen. Grundsätzlich mußte jede Waffe von Hans Schmidt in Kirschentheur gegen Gebühr gestempelt werden. Die Stellung

Schmidts war durch seine Prüfungstätigkeit ziemlich verantwortungsvoll geworden. 104 Büchsenmachermeister mußten ihre Arbeiten bei ihm prüfen und stempeln lassen.

Durch seine neue Stellung wuchs natürlich auch der Kundenstamm. Kärntner Adelige, das Grazer Zeughaus und weiterhin die Kärntner Landstände bildeten die Basis des aufstrebenden Geschäftes, dem nun der Handel mit Goldsachen und Seide zugefügt wurde. Unermüdlich lieferte, kaufte und verkaufte Hans Schmidt Warfen, Gold, Wein, Samt und Seide. Doch blieben auch Konflikte nicht aus. Von den meisten Mißlichkeiten ist uns nichts Genaueres mehr bekannt außer einer Beschwerde aller Büchsenmachermeister der Grafschaft von 1655 an Schmidt, der wohl die Taxen für die Prüfung der Waffen erhöht hatte. Die Beschwerde über diese Taxenerhöhung zur Festigung des Rufs der Ferlacher Ware wurde jedoch abgelehnt.

In diesen Jahren scheint Hans Schmidt seine wirtschaftliche Stellung derartig gefestigt zu haben, daß er sich beachtlichen Eigenbesitz leisten konnte. Am 20. Juni 1641 kaufte der Meister den Peinerhof in Ferlach mit einer nahegelegenen Hütte, Mühle und Säge. Am 4. April 1645 erwarb er dann ein „Gereut“ zu Wildenberg in Ferlach, das er jedoch drei Jahre später an einen anderen Büchsenmacher weiterverkaufte und 1653 zurückerwarb. Von 1668 an bewohnte er noch eine Keusche (= bescheidenes Haus).

1656 beantragte Hans Schmidt die Verleihung eines Adelsprädikates bei Kaiser Ferdinand III. Dem wurde am 3. Juli 1656 entsprochen. Aufgrund seiner Belieferung mehrerer Zeughäuser sowie der Herstellung von Tausenden von Karabinern, Pistolen, Feuerschlössern und Musketen über 30 Jahre hinweg durfte Hans Schmidt ein Wappen nach Wunsch beanspruchen, sich „Schmidt von und zu Helling“ nennen und diesen Titel vererben.

In den folgenden 13 Jahren blühten die Geschäfte Schmidts; noch 1662 lieferte er 300 Büchsen nach Karlstadt und wenige Jahre später 25 Paar Pistolen.

Im Jahre 1669 fand dann ein reiches, arbeitsames Leben seine Erfüllung. Aus dem Müllersohn aus Langenenslingen war der clevere Geschäftsmann und kunstfertige, tüchtige Büchsenmacher in Ferlach und schließlich der verantwortliche Büchsenprüfer des Grafen Dietrichstein, Hans Schmidt von und zu Helling, erwachsen.

Der Originaltext enthält Bilder und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

8. Jahrgang – Heft 2 – Seite 31

## Ein Ochsenhauser Maler auf Menorca und Malta: Hans Schranz (1769–1839)

Von Egon Schneider, München

Die Zeitung „Il Portafoglio Maltese“, eine der ersten unabhängigen Zeitungen Maltas, berichtet in ihrer Ausgabe vom 13. Januar 1840, daß am Weihnachtstag 1839 in Floriana, der Vorstadt von Valletta, der Maler Anton Schranz verstorben sei. In einem Nachruf nennt sie ihn einen hervorragenden Künstler mit Verdiensten für die Marinemalerei. Auch Seine Majestät König William IV. von England besitze Bilder der Häfen von Malta, gemalt von Anton Schranz.

Forscht man nach dokumentarischen Angaben über das Leben dieses Malers, so findet man sie in den Familienregistern und Kirchenbüchern der ehemaligen Benediktiner-Reichsabtei Ochsenhausen, in denen der Baleareninsel Menorca und auf Malta.

Anton Schranz wurde am 14. Mai 1769 in Ochsenhausen als erstes Kind des Ehepaares Johann Schranz und der Maria Anna, geb. Ganz, geboren. Der Vater war Söldner, d. h. Bauer auf Pachtland und im Nebenberuf Schuster. Auf Anton folgten noch 4 Geschwister, 2 Brüder und 2 Schwestern.

Die Großmutter väterlicherseits war eine geborene Herz, und auch die Taufpatin führte diesen Familiennamen. Eine Gedenktafel in der Friedhofskapelle des nahegelegenen Gutenzell würdigt einen 1730 verstorbenen Philipp Jacob Herz als „kunistreichen Maler“. Ob hier eine verwandtschaftliche Beziehung vorliegt, muß noch untersucht werden.

Dokumentarische Aufzeichnungen über Anton Schranz sind dann erst wieder 1794 in den Kirchenbüchern der Insel Menorca zu finden. In Port Mahón heiratete er Isabel Howard-Cardona aus einer auf der Insel ansässigen britisch-spanischen Familie. Der Sohn Giovanni-John kam am 24. November 1794 als Erstgeborener zur Welt. Es folgten 11 weitere Kinder, darunter die Söhne Antonio, geboren am 13. Januar 1801, und Giuseppe, geboren am 5. Februar 1803, sowie die Töchter Francesca, geboren am 23. Februar 1811, und Giustina, geboren am 24. September 1817. Drei hier namentlich nicht genannte Kinder starben auf Menorca in jungen Jahren.

Auf Malta sind es die Tagebücher des Kunstsammlers Graf Savario Marchese, die Auskunft über Anton Schranz geben. Darin ist zu lesen, daß er am 21. März 1818 an den deutschen Maler Schranz 60 Scudi für ein in seinem Auftrag gemaltes Ölbild „mit einer Ansicht des Großen Hafens und dem Schiff Albion, vom Künstler signiert und datiert“ bezahlt habe.

Auch die Kirchenbücher von Malta dokumentieren den Lebensweg Antons. Im „Status animarum“ der Kirchengemeinde San Paulo aus den Jahren 1820 bis 1825 sind er und seine Familie mit Wohnung in der Strada della Città Floriana verzeichnet. Die Eintragungen sind hier ungenau, denn Anton wird hier unter dem Vornamen „Giuseppe“ geführt. Mit seinem richtigen Namen dagegen nennen ihn die Sterberegister von San Paulo 1817-1820 und Porto Salvo 1820-1830.

Nach seiner Niederlassung auf Malta unternahm er auch mehrere Reisen ins östliche Mittelmeer, so auf die Insel Korfu, damals unter britischer Oberhoheit stehend und von Malta aus verwaltet, nach Athen, Konstantinopel und Palästina.

Anton Schranz starb im Alter von 70 Jahren am 25. Dezember 1839 in Floriana und wurde in der dortigen Kapuzinerkirche im Familiengrab Nr.15 beigesetzt. Die Kinder erbten das malerische Talent und die Lebenstüchtigkeit ihres Vaters. Die Söhne machten sich auf Malta einen Namen als Maler und Lithographen; auch die Töchter Francesca soll gemalt haben.

Das Telefonbuch von Malta aus dem Jahre 1984 verzeichnet 17 Teilnehmer mit dem Namen Schranz. Keiner von ihnen übt den Beruf eines Malers aus. In Ochsenhausen ist die Familie Schranz bereits 1885 ausgestorben.

### II.

In den großen Künstlerlexika, wie z.B. bei Thieme-Becker, ist Anton Schranz nicht aufgeführt. Dagegen sind er und sein Sohn Giovanni-John in einem Standardwerk der Marinemalerei, E. H. Archibald: Dictionary of Sea Painters, Woodbridge-Suffolk 1980, zu finden. Eines seiner Werke, und zwar das einzige bekannte, das ein Seegefecht als Motiv hat, ist in dem Buch Bracker, North, Tamm: Maler der See, Herford 1980, abgebildet. Im Busse-Verzeichnis 1977 erscheint er mit Hinweis auf die in E. Mayer, Annuaire International des Ventes aufgeführten Auktionen in London.

### III.

Alle bekannten Gemälde von Anton Schranz sind Ölmalereien und zeigen, abgesehen von einigen wenigen Landschaften und dem erwähnten Seegefecht, Ansichten von Port Mahón auf Menorca oder der Häfen von Malta. Soweit er Schiffe darauf darstellt, sind es Kriegsschiffe der Royal Navy, der britischen Kriegsflotte.

Obwohl er etwa 20 Jahre auf Menorca unter spanischer Herrschaft gelebt hat, ist kein Hafensbild von Port Mahón bekannt, das Schiffe unter einer anderen als der britischen Flagge zeigt.

Die Komposition seiner Marinebilder besteht aus einem stark farbigen, mit Figuren belebten Vordergrund, der den Rahmen für die Schilderung des Ereignisses im Mittelgrund abgibt. Hintergrund und Horizont sind in zarten Farben gehalten, der Himmel oft bewölkt. Die Bilder zeichnen sich durch große Freude am Detail aus. Ihre hervorragende handwerkliche Qualität läßt auf eine solide Ausbildung des Malers schließen.

Bildaufbau und Farbgebung weisen auf die neapolitanische Schule der Vedutisten und Marinemaler hin. Auch Philipp Hackert (1737-1807) hat so gemalt, britische Marinemaler, wie Thomas Whitcombe (1752-1824), bauen ihre Bilder in ähnlicher Weise auf.

Nur bei der Darstellung des Seegefechts („Commander Sir Thomas Staines Bombarding Greek Pirates at Grabusa“) weicht Anton Schranz von seinem Kompositionsschema ab. Obgleich dieses Bild keine Signatur trägt, wird es ihm zugeschrieben.

Die Werke von Anton Schranz befinden sich, soweit erhalten, überwiegend in privaten Händen, vor allem in Großbritannien und in geringer Zahl auf Malta.

In öffentlichen Sammlungen hängen 5 Ölbilder, 3 davon im Cathedral Museum in Mdina auf Malta und 2 im Mariners Museum Newport-News in Virginia, USA. Während die Bilder in Mdina durch Signatur, Datierung oder Dokumente eindeutig bestimmbar sind, konnten die in Newport-News wegen des Fehlens solcher Angaben Anton Schranz lediglich zugeschrieben werden.

Über die Auktionshäuser Christie' und Sotheby's in London sind in den letzten 15 Jahren etwa 30 Gemälde von Anton Schranz auf den Markt gekommen und wieder in privaten Besitz übergegangen.

#### IV.

Das Geschichtswerk von F. Soldevila, Historia de Espana. Barcelona 1952, bringt in Band VI, Seite 120. die Wiedergabe eines Aquarells des Malers Chiesa („acuarelista de la epoca“), auf dem die Rückgabe der Insel Menorca durch die Engländer an die Spanier im Jahre 1802 dargestellt ist. Über Chiesa ist wenig bekannt. Ob er auf Menorca gelebt und mit Anton Schranz zusammengearbeitet hat, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Bemerkenswert ist jedoch, daß der älteste Sohn Antons, Giovanni-John, im Gegensatz zum Vater viele Bilder in der Aquarelltechnik malte. Es ist möglich, daß die Neigung Giovanni Johns zum Aquarell dem Einfluß Chiesas, der ihn auch unterrichtet haben mag, zu verdanken ist.

Auf Malta dagegen ist die Zusammenarbeit Antons mit dem italienischen Landschafts- und Marinemaler Philippe Benucci (1779-1848) erwiesen. Benucci lebte von 1810 bis 1825 auf Malta und von 1825 bis 1836 in München. Hier brachte er ein Album heraus mit dem Titel: „Twelve of the most interesting and picturesque views in the Islands of Malta and Gozo, drawn from nature by Ph. Benucci and Ant. Schranz...“

Das Album wurde 1826 in München in der Lithographischen Anstalt Joseph Lacroix gedruckt. Auch einzelne Blätter davon sind bisher noch nicht wieder aufgetaucht.

#### V.

Weder in den bisher gefundenen Dokumenten noch in seinem hinterlassenen Werk gibt es einen Hinweis für die Gründe, warum Anton Schranz seine Heimat verließ und nach Menorca ging. Nach der Familientradition der Schranz auf Malta soll er zusammen mit seinem Bruder in Mädchenkleidern von zu Hause geflüchtet sein. Eintragungen in den Kirchenbüchern besagen, daß Anton „verehelicht in Minorka“, der Bruder Georg ein „Franziskaner“ und der andere Bruder, Johann Baptist, in Ochsenhausen verblieben ist. Gründe für Antons und seines Bruders Flucht sind nicht ersichtlich. Die Unterlagen (Verhör- und Ratsprotokolle) aus dieser Zeit enthalten keine Hinweise. Aushebungen für die kaiserliche Armee sind erst ab 1794 verzeichnet und fallen daher als Grund für eine Flucht aus.

Verständlich wird der Weg Antons von Ochsenhausen nach Menorca und Malta überhaupt nur vor dem historischen Hintergrund.

Während der Regentschaft von Romuald Weltin, der 1767 zum XXVI. Abt des Freien Reichsstiftes Ochsenhausen gewählt wurde, erreichte diese Abtei die höchste kulturelle Blüte ihrer 700jährigen Geschichte. Nach einer Unterbrechung von 20 Jahren ließ Abt Romuald die Bautätigkeit am Kloster wieder aufnehmen, und nach deren Beendigung malte von 1785 bis 1788 der Augsburger Akademiedirektor J. A. Huber, „einer der besten Maler zu Augsburg“, Kapitalsaal, Bibliothek, Armarium und Kirche aus.

Anton dürfte, um das Malerhandwerk zu erlernen, im Alter von 13 oder 14 Jahren bei einem einheimischen Meister in die Lehre gekommen sein. Seine Lehrzeit fällt in die Periode, in der J.A. Huber in Ochsenhausen arbeitete. In dieser Zeit wird auch das Talent Antons erkannt worden sein und ihm ein Stipendium nach Rom eingebracht haben. Beziehungen des Klosters nach Rom waren nachweislich vorhanden, und geistliche Landesherren wie Abt Weltin, den Künsten und Wissenschaften zugetan, haben es stets als ihre Pflicht betrachtet, einheimische Talente zu fördern.

Eine Lehrzeit dauerte damals 4 bis 6 Jahre, so daß Anton vermutlich in den Jahren 1786 bis 1789 seine Freisprechung als Geselle erhalten hat. Er wird kurz vor oder nach dem Ausbruch der Französischen Revolution in Italien angekommen sein.

Rom war damals - es war die Regierungszeit von Papst Pius VI. (1775-1799) - die „Akademie“ vieler Künstler aus Deutschland, England und Frankreich. Selbst Goethe hat sich bei seinem dortigen Aufenthalt als Maler bezeichnet, Angelika Kaufmann war 1781 aus England nach Rom zurückgekehrt, und Philipp Hackert, den Goethe sehr schätzte, hat sich in dieser Zeit in Rom aufgehalten.

Der Hof von Neapel mit dem spanischen Bourbonen Ferdinand I. und Carolina, einer Tochter Maria Theresias, auf dem Thron war ein weiterer Anziehungspunkt für die vielen Italien bereisenden Künstler dieser Epoche. In Neapel hatte die Marinemalerei Tradition. Claude Vernet war 1746 dort gewesen, der Bruder Claudes, Jean Antoine Vernet, lebte hier und starb 1775 in dieser Stadt. Antonio Joli, Vedutist und Marinemaler, ist 1777 in Neapel gestorben, und Philipp Hackert war Hofmaler des Königs gewesen.

Wie lange Anton in Italien gelebt hat, ist nur zu schätzen. Es können zwischen 4 und 7 Jahre gewesen sein. Als er dort ankam, war er in der Tradition der Kirchen- und Hofmalerei ausgebildet und vermutlich von der neoklassizistischen Auffassung J. A. Hubers beeinflusst. Die Bilder, die er später malt, lassen den Schluß zu, daß er in die Schule neapolitanischer Vedutisten und Marinemaler gegangen ist.

Die Folgen der Französischen Revolution und der sich abzeichnende Beginn der Koalitionskriege dürften die Lösung vom heimatlichen Ochsenhausen endgültig gemacht haben.

Im Februar 1793 tritt das Königreich Neapel der Koalition gegen Frankreich bei. Die britische Flotte läuft ins Mittelmeer ein und beginnt die Belagerung von Toulon. Neapel beteiligt sich mit einem Kontingent Soldaten an der Belagerung, die im Dezember 1793 aufgegeben werden muß. Im September weilt Nelson in einer diplomatischen Mission am Hof von Neapel.

Spätestens Anfang 1794 ist Anton Schranz in Port Mahón auf der Baleareninsel Menorca angekommen. Die Insel befindet sich zu dieser Zeit in spanischem Besitz. Spanien gehört ebenfalls der Koalition gegen Frankreich an, und Menorca dient auch der britischen Flotte als Stützpunkt bei ihren Aktionen gegen Toulon. Offenbar versprach sich Anton in einem Hafen, der näher am Kriegsschauplatz lag und einen regeren Schiffsverkehr hatte, gute Möglichkeiten für Aufträge, und ist deshalb von Neapel nach Port Mahón übersiedelt.

Von Menorca aus erlebt er den Fortgang des Kampfes der Royal Navy um die Seeherrschaft im Mittelmeer. Nach der Seeschlacht von Abukir am 1. August 1798 wird Menorca im Dezember des gleichen Jahres erneut von den Briten erobert und bleibt von ihnen bis zum Jahre 1802 besetzt. Erst nach dem Sieg Admiral Nelsons über die französisch-spanische Flotte bei Trafalgar am 21. Oktober 1805 haben die Briten die Vormacht im Mittelmeer errungen, die sie aber erst ab 1815, nach dem Ende der Kriege gegen das napoleonische Frankreich, festigen konnten. Dazu gehören auch die Aktionen gegen die Piraten aus den nordafrikanischen Staaten, aus Griechenland und der Türkei, an denen auch andere See- und Handelsmächte beteiligt sind. In diesem Zusammenhang ist die Beschießung von Algier durch ein britisch-holländisches Geschwader im Jahre 1816 zu erwähnen. Der Beginn des griechischen Befreiungskampfes und die Seeschlacht bei Navarino am 20. Oktober 1827 bewirkten erneut vermehrte Flottenaktivitäten.

Anton Schranz ist im Zeitraum von Ende 1817 bis März 1818 mit seiner Familie von Menorca nach Malta umgesiedelt. Die Briten hatten inzwischen begonnen, die Insel Malta als Flottenstützpunkt auszubauen. Anton ist vermutlich seinen bisherigen Auftraggebern, den Kapitänen und Offizieren der Royal Navy, nachgezogen, denn die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse in der damaligen Zeit auf Malta waren nicht sehr gut. Auch führte der von England einsetzende Mittelmeertourismus ihm neue Liebhaber für seine Bilder zu. Die Ankunft einer prominenten Touristin, der Königinwitwe Adelaide, Witwe des englischen Königs William IV., am 30. November 1838 in Malta, hat er in mehreren Gemälden festgehalten.

8. Jahrgang – Heft 2 – Seite 36

## Das Haus Zeughausgasse 4 in der Biberacher Altstadt – Verpflichtung und Aufgabe

Von Dieter Buttschardt, Biberach

Wer in Biberach regelmäßig Altstadtführungen zu machen hat, für den ist das Haus Zeughausgasse 4 ein „Muß“. Was er über dieses Objekt zu sagen hat, ist im Lauf der Jahre immer gewichtiger geworden. Während Richard Preiser in seiner Bauchchronik das unscheinbare Rauchlukenhaus noch mehr oder weniger pauschal lediglich unter die Rubrik „bemerkenswerte Häuser“ einreichte, deren es bei uns ja wohl viele gibt, ist man in den letzten Jahrzehnten zu der Überzeugung gekommen, daß das hinfallige Gemäuer auf ein ganz ehrwürdiges Alter zurückblickt. Vorsichtig meinte etwa die Schwäbische Zeitung vor sechs

Jahren, es sei wohl älter als das Alte Rathaus und könne aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammen. Inzwischen sind aber aus dem Gebäude fünf Eichenproben entnommen worden, die dendrochronologisch untersucht worden sind und zu dem Nachweis geführt haben, daß das Bauholz zwischen 1318 und 1319 gefällt worden ist. Damit hat nun Biberach eine kleine Sensation. Die Zeughausgasse gehört zu den ältesten erhaltenen Fachwerkbauten der Bundesrepublik. Ing. (grad.) Burghard Lohrum (Ettenheimmünster) und Ing. (grad.) Hans-Jürgen Beyer (Stuttgart) widmen denn auch unserem Baudenkmal einen mehrseitigen Artikel in Heft 4/1984 der Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“.

Wir zitieren:

„Mit dem Schoberhaus in Pfullendorf, das nach den vorliegenden Erkenntnissen ebenfalls in das beginnende 14. Jahrhundert zu datieren ist, den erst jüngst erkannten Häusern Schrankenstraße 10 (1342), Consulentengasse 11. (1345), Karpfengasse 8 (1349) in Biberach, den Gebäuden Zehntscheune und Marktstraße 36 (1379) in Ravensburg sowie dem Haus Schützenstraße 7 in Saulgau ist hier in Oberschwaben ein Hausbestand erfaßt, der geradezu einen Vergleich mit zeitgleichen Häusern aus anderen Teilen Südwestdeutschlands herausfordert.“

Die beiden Ingenieure haben das Haus genau untersucht und kommen im Hinblick auf die konstruktiven Merkmale zu folgenden Feststellungen:

- Das zweigeschossige Fachwerkgerüst ist in einem Aufrichtvorgang durch hohe, in einer Länge ausgebildete Ständer aufgeschlagen. Die winkelsteife Sicherung erfolgt durch flachgeneigte, an beiden Enden verblattete und z. T. geschoßübergreifende Gefügeholzer.
- Die Trennung des Hohlkörpers in zwei Nutzungsebenen erfolgt durch ein firstparalleles Gebälk, das ohne konstruktiven Verbund in das Gerüst verlegt ist. Es lagert auf Riegeln, die zwischen den Ständern eingezapft sind.
- Durch die Ständeranordnung und die verbaute Holzlänge ist die Grundrißaufteilung im Erdgeschoß und Obergeschoß vorgegeben und bis auf eine Ausnahme identisch. Die Ausnahme wird erreicht durch die stockwerkweise Abzimmerung des Straßengiebels. Durch diese fortschrittlichere Lösung wird der allmähliche Übergang zu den spätmittelalterlichen Stockwerkbauten des 15. Jahrhunderts eingeleitet.
- Der Wandaufbau erfolgt in der Regel durch geschoßhohe, mit Lehm-Stroh-Auftrag versehene Flechtwerkzäunung ohne Riegelunterteilung. Diese Art der Wandausbildung konnte im vorliegenden Fall nicht sicher nachgewiesen werden.
- Das Dachgerüst wurde unter Verwendung von Restfirstständern und Firstpfette abgezimmert; eine erste Ablösung von der hochmittelalterlichen Baupraxis, bei der die Firstständer von der Gründungssohle bis unter den First noch in einer Länge durchlaufen.

Inzwischen hat die Stadt Biberach, nachdem sie vollends ganz Eigentümerin der Liegenschaft geworden ist und die letzten Bewohner das Haus verlassen haben, mit einer weiteren Untersuchung des Inneren begonnen und für die Gesamtrestaurierung die ersten Maßnahmen getroffen. Das Architekturbüro Schmitt (Alberweiler), das von der Stadt schon vor ein paar Jahren mit einer Expertise beauftragt worden war und eine entsprechende Planung vorgelegt hatte, ist nun dabei, zusammen mit Restaurator Richard Roth (Alberweiler) Aussagen zu erarbeiten, die eine originalgetreue Wiederherstellung auch der Innenräume ermöglichen. Ein solcher Bericht wird noch vor Jahresende erhofft, doch ist man schon jetzt auf bisher verdeckte altertümliche Bohlenwände gestoßen und hat Holznägel entdeckt, die wie die Balken nach der Jahresringmethode chronologisch bestimmt werden sollen - ein wahres Kunststück moderner Wissenschaft. In einem der Zimmer wurde eine schön gewölbte Decke vorgefunden. Ob es sich bei der Zeughausgasse 4 um ein altes Weberhaus handelt, steht noch nicht endgültig fest. Immerhin liegt es sozusagen im Schatten des Weberberges, der als gut erhaltenes Beispiel einer mittelalterlichen Handwerkersiedlung immer mehr an Wertschätzung gewinnt.

Die Gesellschaft für Heimatpflege hat deshalb schon am 11. Juni 1985 in einem Schreiben an die Stadt vorgeschlagen, das kostbare Gehäuse in Zukunft nur noch museal zu nutzen. Damit könnten störende Einbauten auf Grund gewerbepolizeilicher Auflagen vermieden werden, und die Abnutzung würde auf ein Minimum beschränkt. Man könnte sich etwa denken, daß die Barchentschau des Museums dort ihren Platz finden könnte, womit gleichzeitig ein Beitrag geleistet wäre zu der dringend nötigen Entlastung der Museumsräume im Alten Spital. Man würde also eine Außenstelle der Städtischen Sammlungen gewinnen, in der die textile Tradition unserer Stadt in besonderer Weise gezeigt werden könnte. Die Stadt sollte u. E. die laufenden Kosten nicht scheuen, die ein solches Denkmal verursacht.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen die hier nicht abgedruckt sind.

8. Jahrgang – Heft 2 – Seite 39

## Heimatpflege und Kulturleben

Chronik 1985 - vom 1. November 1984 bis 1. Dezember 1985

In der nachfolgenden Aufstellung sind periodisch wiederkehrende Feste, örtliche kulturelle Ereignisse und Jubiläen nur aus besonderem Anlaß erwähnt. Bei Baumaßnahmen richtet sich die Chronik nach der jeweiligen Fertigstellung. Die Orte erscheinen nicht nach ihrer politischen Zuordnung!

### Denkmalpflege

In **Andelfingen** wurde die Friedhofskapelle innen renoviert, nachdem die Außenrenovierung im Rahmen der Dorfentwicklung 1983 erfolgte.

In **Biberach** wurde die Außenrenovierung der Stadtpfarrkirche St. Martin durchgeführt. Sowohl Farbgebung als auch Gestaltung sind gelungen und tragen zur Bereicherung des Stadtbildes bei.

Dasselbe gilt nach der in diesem Jahr durchgeführten Außenrenovierung des Salzstadels in Biberach, Gebäude Marktplatz Nr. 40.

In **Mittelbiberach** wurden das Kaplaneihaus wie auch das zum Schloß gehörige Landjägerhaus innen und außen renoviert.

In **Baustetten** ist die neugotische, im Jahr 1880 errichtete St.-Ulrich-Kirche renoviert worden.

In **Bad Buchau** wurde im Mai im Beisein von Bischof Dr. Georg Moser die Beendigung der Sanierung der Stiftskirche feierlich begangen.

Im Klostermuseum von **Bad Schussenried** kann man erstmals wieder ein Standkreuz aus dem Jahr 1760 sowie eine Strahlenkranzmadonna aus dem 17. Jahrhundert besichtigen. Beide Kunstwerke waren bisher aus Sicherheitsgründen ausgelagert.

Die Pfarrkirche in **Baltringen** wie auch die Kirche St. Ursula in **Dieterskirch** wurden renoviert. In Dieterskirch betrug der Aufwand 500 000 DM.

Die Pfarrkirchen in **Dürmentingen** und **Ahlen** wurden innen und die Pfarrkirche St. Alban in **Burgrieden** wurde außen saniert.

In **Hochstetten** wurde die Wetterkapelle für 45 000 DM, in **Dietershausen** die St.-Georgs-Kapelle aus dem Jahre 1754 für 150 000 DM hergerichtet.

Die Kapelle von **Weihungszell** wie auch die St.-Josefs-Kapelle in **Obersulmetingen** wurden innen und außen renoviert.

Die Kapellen in **Edenbachen** und in **Ummendorf-Häusern** erhielten eine neue Außenfassade.

In **Ochsenhausen** wurde die Kapelle in Goldbach renoviert und die Wegkapelle an der Straße nach Reinstetten nach einem Verkehrsunfall wieder hergerichtet.

Die **Mietinger** Bürger haben in ihrer Gemeinde die Lucien-Kapelle in Eigenleistung instandgesetzt.

Im November 1984 wurde die Außenrenovierung der 1750 errichteten Kirche von **Muttensweiler** abgeschlossen.

Die Kirche in **Stetten** wurde renoviert und erweitert.

Die Kapelle in **Hopferbach** erhielt ein wertvolles Deckengemälde und die Kirche in **Unlingen** neue Deckenbilder jeweils von Walter Maschke, Calw.

Im Rahmen der Dorfentwicklung wurde in **Neufra** wieder der hl. Nepomuk an der Schloßmauer angebracht.

Die renovierte Grabenkapelle von **Riedlingen** wurde als Friedenskirche gestiftet. Sie wurde mit einem neuen Ölbild von Hans-Jörg Eder ausgestattet.

Die Kapelle von **Waldhausen** erhielt neue Fenster von Pater Ivo Schaible.

In **Zwiefaltendorf** wurden in der Marienkapelle Wandmalereien aus der Entstehungszeit (1510) entdeckt.

Beim Pfarrhaus in **Ertingen** erfolgte eine Fachwerkfremlegung auf beiden Giebelseiten. Das Gasthaus „Kreuz“ wurde innen und außen renoviert.

Weitere Renovierungen erfolgten bei der Friedhofskapelle in **Reinstetten** und der Kapelle in **Wenedach** (innen).

Der Torbogen in **Gutenzell** beim Eingang zum ehemaligen Kloster wurde ebenfalls saniert.

In **Hörenhausen** und **Laupertshausen** wurde je ein neuer Bildstock von Privatpersonen errichtet.

Feldkreuze wurden von einer Schüler-Arbeitsgruppe unter Leitung von Rektor i. R. Paul Lutz in **Bad Buchau** instandgesetzt und hergerichtet. Für Stadtsanierungsmaß nahmen in den Städten **Biberach** und **Laupheim** im Jahr 1986 stellt die Landesregierung Fördermittel in Höhe von 2,6 Millionen DM in Aussicht. Ebenso sollen für die kommenden Jahre 11,2 Millionen DM Zuschußmittel für die Renovierung des Schlosses in **Ummendorf**, des ehemaligen Klosters **Heiligkreuztal**, des Schlosses **Großlaupheim** und des Ökonomiegebäudes in **Rot an der Rot** im Rahmen des Denkmalnutzungsprogrammes durch das Land Baden-Württemberg bereitgestellt werden.

## Naturschutz und Landschaftspflege

Mit Hilfe von Fördermitteln des Landkreises Biberach wie auch des Landes in Höhe von ca. 170 000 DM wurden umfangreiche Landschaftspflegemaßnahmen durchgeführt.

In **Altheim**, Gemeinde Schemmerhofen, wurden im Gewinn Riedwiesen drei Flachwassertümpel angelegt. Weitere naturnahe Wasserflächen wurden im Gewinn Misse in **Obersulmetingen** sowie auf den Gemarkungen **Moosburg** und **Seekirch** hergestellt. Auf dem Anwesen der EVS in **Gutenzell** sind ebenfalls zwei größere Feuchtbiotope angelegt und bepflanzt worden. Weitere ökologisch wertvolle Wassertümpel entstanden am Spitzweiher auf Gemarkung **Ringschnait**, in **Baltringen** auf dem Gelände der Firma Röhm, in **Mittelbuch** und in **Dettingen**.

Der Schneckenweiher auf Gemarkung **Mietingen** wurde saniert.

Weitere Wasserflächen wurden in Betzenweiler, Oggelshausen, Mettenberg (Stadt Biberach) und in **Wain** hergestellt.

Mit den Fördermitteln wurden außerdem ökologisch wertvolle Pflanzungen mit Laubgehölz auf den Gemarkungen **Ummendorf**, **Ringschnait**, **Wain**, **Zwiefaltendorf**, **Steinhausen/Rottum**, **Betzenweiler**, **Füramoos**, **Altheim** (Gemeinde Schemmerhofen), **Ertingen** und **Eberhardzell** angelegt. Die Maßnahmen sind von den Gemeinden, dem Bund für Umwelt und Naturschutz wie auch von Privatleuten durchgeführt worden.

Die Arbeitsgemeinschaft Naturschutz unter Leitung von Schreinermeister Mohr, Rupertshofen, wie auch der Gartenbauverein Ingerkingen brachten zahlreiche Vogelnester und Nisthilfen im Wald an.

In den **Naturschutzgebieten Federsee**, **Ummendorfer Ried**, **Schand** (Obersulmetingen), **Gedüngtes Ried** und dem **Landschaftsschutzgebiet Osterried** wurden umfangreiche Pflegemaßnahmen durchgeführt.

Im März 1985 wurde das **Naturschutzgebiet „Gedüngtes Ried“** in Ingerkingen rechtskräftig verordnet. Für das **Naturschutzgebiet „Ummendorfer Ried“** wurde der Entwurf für eine Erweiterung von 23 auf ca. 130 ha vorgelegt. Das Landratsamt hatte im Dezember 1984 die Genehmigung für einen beschränkten Kiesabbau außerhalb des Schutzgebietes erteilt. Im Zuge der Rekultivierung ist die Anlage eines Natursees vorgeschrieben.

Der **Landkreis** nimmt seit Oktober 1984 an sechs ehemaligen Müllplätzen umfangreiche Grundwasseruntersuchungen zur Ermittlung eventueller Altlasten vor.

Zur besseren Erfüllung der Aufgaben auf dem Gebiet des Umweltschutzes beschloß der Kreistag die Anstellung eines Dipl.-Chemikers beim Landratsamt - Umweltschutzamt.

Im Februar erstattete Landrat Dr. Steuer im Kreistag den dritten Umweltschutzbericht des Landkreises. Darin werden die vielfältigen Aktivitäten und Aufgaben aus dem Gebiete des Natur- und Landschaftsschutzes, der Abfallbeseitigung, der Abwasserbeseitigung, des Gewässerschutzes, der Wasserversorgung, des Immissionsschutzes, des Straßenbaues wie auch die freiwilligen Maßnahmen dargestellt.

Im Oktober übernahm der Landkreis Biberach die Patenschaft über das Naturschutzgebiet „Federsee“. Damit übernimmt der Landkreis über die bisherigen Aufgaben hinaus die Betreuung und besondere Verantwortung für die Erhaltung und Pflege des Naturschutzgebietes.

Die Aktion „Tätiger Umweltschutz“ wurde zum achten Male durchgeführt. Insgesamt haben 4000 Teilnehmer in rund 18 000 Arbeitsstunden 45 000 heimische Sträucher gepflanzt. Daneben wurden 9 Tonnen Problemüll wie auch ca. 3 000 Altreifen und mehr als 13 000 Liter abgeliefertes Altöl eingesammelt. Bereits im Mai fand eine Einsammlung des Problemülls statt.

An vier Kreisstraßen wurden Pflanzmaßnahmen mit Kosten von 100 000 DM durchgeführt. Im Juli und August wurde eine von Prof. Rossow zusammengestellte Ausstellung über „Bauen in der Landschaft“ unter Berücksichtigung der vielfältigen Probleme des Umweltschutzes im Berufsschulzentrum gezeigt.

Im Flurbereinigungsgebiet **Erisdorf-Neufra** hat das Flurbereinigungsamt auf Initiative der betroffenen Landwirte Landwirtschaftspflegemaßnahmen durchgeführt: Öffnung eines verdolten Baches, Herstellung eines Naturweiher in Neufra und Erisdorf und Bewässerung von Tümpeln.

## Traditionspflege im Kulturleben

Landkreis: Zusätzlich zu der vor dem Landratsamt Biberach aufgestellten „Sitzenden weiblichen Figur“ von Prof. Erich Koch, München, erwarb der Landkreis 1985 Bilder von Maria Caspar-Filser, André Ficus, Marianne Henselmann, Julius Kornbeck, Alois J. Springer u. a. Als ständige Ausstellung gibt die „Galerie im Landratsamt“ einen Überblick über die seit 1973 gesammelten Kunstwerke; zu sehen sind so z. B. Werke von Jakob Bräckle, Maria Caspar-Filser, André Ficus, Wilhelm Geyer, HAP Grieshaber, Erwin Henning und Josef Henselmann, aber auch von Josef Hasenmaile, Marianne Henselmann, Josef Klarl, Erich Koch, Sepp Mahler, Erich Müller, Horst Reichle, Dr. Helmut Rentschler und Werner Rohland.

An Ausstellungen oberschwäbischer Künstler waren im Landratsamt zu sehen:

- Hermann Waibel (Ravensburg): Lichtfarben - Lichtinstrumente (November 1984)
- Hanna Ilg (Biberach): Bilder und Plastiken (Dezember)
- Erich Müller (Bad Schussenried): Bilder aus dreißig Jahren (Januar 1985)
- P. Ivo Schaible (Baustetten): Kleiner Querschnitt durch vier Jahrzehnte (März)
- André Ficus (Friedrichshafen): Ölbilder aus drei Jahrzehnten (April)
- Volkskunst im Jahreslauf - Rißtaler Bauernmaler stellen aus (Mai)
- Maria Caspar-Filser: Druckgraphik und Bilder (Juni)
- Helmut Rentschler (Laupheim): Bilder und Skizzen (September)
- Horst Reichle (Oberessendorf): Ölbilder und Tuschelavuren (Oktober)

Leihgaben gab der Landkreis zu Ausstellungen in Landsberg (300. Geburtstag von Dominikus Zimmermann) und im Stuttgarter Landesmuseum („Christus im Leiden“: Kruzifix von Martin Zürn).

Das Kreisarchiv erwarb weitere Mikrofilme Ochsenhauser Bestände im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und die Hauschronik des Kappeler jüdischen Lehrers Leopold Hofheimer (1810-1865). Als Geschenk erhielt es von Dr. Gerhard Ohnacker, Biberach, über 200 Farbdias der Deckenfresken im Konventbau des Klosters Ochsenhausen.

Im November 1984 übergab Landrat Dr. Steuer allen Schulen die neue Kreisdiaserie „Landschaft - Kultur - Kunst. Der Landkreis Biberach im Lichtbild“. Unter dem Titel „Kennzeichen BC“ erschien Ende November 1985 ein heimatkundliches Unterrichtswerk.

Chorleiterschulung und Jugendchorstage sind wie die Kreisjugendmusikkapelle, die u. a. in Marbach bei Münsingen, Philippsburg und beim Weltjugendmusikfestival in Zürich auftrat, feste Bestandteile des Musiklebens des Kreises geworden.

Aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens erhielt die Kaufmännische Schule Biberach den Namen „Gebhard-Müller-Schule“.

Im Kreisfreilichtmuseum Kürnbach wurde am 1. Dezember 1984 die wiederaufgebaute Oberessendorfer Eligiuskapelle geweiht; ebenso konnte das Göffinger Hirtenhaus als Eingang zum Museum mit Ortsarrest und „Lädele“ fertiggestellt werden. Der vergrößerte Parkplatz erhielt ein Sanitärhaus; beschlossen ist die Übernahme einer alten Dorfkegelbahn und die Einrichtung eines Kinderspielplatzes. Dem zunehmenden Interesse - beim Kreisjugendtag kamen 500 Jugendliche nach Kürnbach - trägt eine erweiterte Neuauflage des Museumsführers Rechnung.

Beim Oberschwäbischen Kunstpreis 1985 des Zweckverbandes Oberschwäbische Elektrizitätswerke (OEW) Biberach in Ehingen wurden neben Bildern der vier Preisträger Wilhelm Maczkowski (Ravensburg), Gerhard Seidl (Saulgau), Rolf Kaufmann (Ulm) und Nicola Peter (Reutlingen) auch Werke von Roland Füss (Sigmaringendorf), Stefan Gündör (Bad Waldsee), Gerold Jäggle (Ertingen), Christoph Klett (Bad Urach) und Ursula Ott (Biberach) angekauft.

Mit dem Entwurf von Fenstern für die Kapelle des Kreiskrankenhauses Ochsenhausen wurde Prof. P. Ivo Schaible, Baustetten/München, beauftragt.

Der Landkreis Biberach erhielt als Leihgabe der OEW zwei Bilder des aus Winterstettenstadt gebürtigen Augsburger Barockmalers Josef Christ (1731-1788).

Die Laupheimer Initiative zur Erhaltung und Restaurierung der Grabdenkmale auf dem dortigen jüdischen Friedhof und die Kath. Landjugendgruppe Langenenslingen, die sich um die Renovierung des alten Pfarrhauses verdient gemacht hat, wurden im Rahmen des Landeswettbewerbs 1985 für vorbildliche kommunale Bürgeraktionen ausgezeichnet.

**Biberach:** Das Schützentheater zeigte in 42 schon vor der Premiere ausverkauften Vorstellungen das Märchen „Der kleine Muck“. Der „Tanz durch die Jahrhunderte“ ist nun fester Bestandteil des Schützenfestes.

Am 19. Mai wurde die Ausstellung „Gärten in Wielands Welt“ in den renovierten Wieland-Gartenhäusern an der Saudengasse eröffnet. Als neuer Ausstellungsraum wird auch das Foyer des Rathauses genutzt.

Ausstellungen von lokalem Bezug waren:

- Jahresausstellung der Sezession Oberschwaben-Bodensee (SOB): Malerei, Graphik, Plastik (Museum, Oktober 1984)
- Christian Xeller (1784-1872): Zeichnungen (Museum, November)
- Kinderspiele: Ausstellung von Kinderbildern, Kostümen und Kinderspielzeug (Museum, Dezember)
- 75 Jahre Braith-Mali-Museum (März 1985)
- Johann Baptist Pflug (1785-1866) zum 200. Geburtstag (Museum, Juli)
- Horst Reichle (Galerie Lang, November 1984)
- Michael Lesehr (Volksbank, Dezember 1984)
- Richard Kurman. Landschaften 1983-1985 (Schranne, Juni)
- Ruth Waibel, Impressionen (Schranne, November)
- Biberach, April 1945 (Rathaus, April)

Angekauft wurden Werke von Johann Denzel, Franz Xaver Forchner, Johann Michael Frey, Gottfried Graf, Richard Bolkart, Sepp Mahler, Josef Hasenmaile, Gerhard Mayer, Magda Kampis-Banrevy, Franz Bucher, Elmar Daucher, Wolfgang Henning, Michael Lesehr, Roland Martin u. a.

**Bußmannshausen** feierte u. a. mit einem Festvortrag von Josef Rehm und einer Ausstellung im Juli sein 900-Jahr-Jubiläum.

**Erlenmoos:** Die Raiffeisenbank erinnerte mit einer Ausstellung an den 1902 in Buchau geborenen Maler Alois J. Springer.

**Ertingen:** Beim Kreisrentedankfest wurde eine Ausstellung mit alten Fotos über die Landwirtschaft „anno dazumal“ gezeigt.

**Heiligkreuztal:** Am 28. Juli 1985 wurde der Anna-Brunnen von Prof. Josef Henselmann eingeweiht, ebenso ein gußeiserner Brunnen aus dem Jahre 1860, der aus Schloß Schwendi stammt.

**Kirchdorf:** Im Erweiterungsbau der Michael-von-Jung-Schule Kirchdorf gestaltete das Kreiskultur- und Archivamt Biberach eine Dokumentation über Leben und Werk des Dichters.

**Laupheim:** An Ausstellungen Laupheimer Künstler zeigte die Stadt Bilder von Paul Pfalzer (Rathaus; Februar 1985) sowie Bilder, Glas und Objekte von Ursula Huth (Schranne; Juni/Juli 1985).

**Ochsenhausen:** Am 29. Juni 1985 feierte das „Öchsle“, die Schmalspurbahn Ochsenhausen - Warthausen, als Museumseisenbahn seine Auferstehung. Aus diesem Anlaß erschien auch eine instruktive Festschrift.

Nach Beschluß der Landesregierung vom 24. Juni 1985 wird Ochsenhausen Sitz der Landesmusikakademie.

Der Katholische Kirchenchor Ochsenhausen führte eine Messe des Ochsenhauser Benediktiners Aemilian Rosengart (1751-1810) aus dem Jahre 1795 auf.

**Riedlingen:** In der Kreissparkasse Riedlingen waren an Ausstellungen oberschwäbischer bzw. mit Oberschwaben verbundener Künstler zu sehen:

- Theodor Stein (Waiblingen): Federzeichnungen (Dezember 1984)
- Gyjho Hansjörg Frank (Biberach): Bilder (Februar 1985)
- Heinz Rosenstock (Bronnen): Bilder (Mai)
- Werner Stückle (Laupheim): Bilder (August)
- Alexander Kress (Langenenslingen): Bilder (November)

Rot an der Rot: Die neugegründete „Fördergemeinschaft Restaurierung Holzhay-Orgel“ unterstützt die Kirchengemeinde St. Verena bei der Wiederherstellung der historischen-Holzhay-Orgel.

An Pfingsten wurde in der Klosterkirche das Te Deum in D von Abt Nikolaus Betscher (1745-1811) aufgeführt.

**Wilfingen:** Zum 90. Geburtstag am 29. März 1985 ehrte die Mittllobberacher Bürgerwehr Ernst Jünger mit dem Großen Zapfenstreich. Weitere Ehrungen waren die Verleihung des Großen Verdienstkreuzes mit Stern und Schulterband sowie Besuche von Bundeskanzler Kohl und Staatspräsident Mitterrand.

## Publikationen

**Landkreis:** Mit Jahresende 1984 lag die Dia-Reihe „Der Landkreis Biberach im Lichtbild“ vollständig vor. Eine sogenannte Grundreihe wird ergänzt durch thematische Einzelserien und „Bezirksreihen“, die sich nach geographischen Gesichtspunkten gliedern. Die 12 für den Schulgebrauch konzipierten Serien werden durch ausführliche Kommentare erläutert. Das Unternehmen wurde betreut von Prof. Dr. Adolf Köhler (PH Weingarten), Kreisbildstellenleiter Erich Rapp und Winfried Aßfalg (Riedlingen). Für die beiden Kunstreihen zeichnet Dr. Kurt Diemer, verantwortlich. Zu dem Angebot gehören auch Folien, außerdem der Film „Konturen einer Landschaft“ und die neue Wandkarte des Landkreises.

Der Verlag Wilfried Epple (Bergatreute) hat seine Serie über Dorfwirtshäuser nun auch auf den Kreis Biberach ausgedehnt. Von den geplanten drei Teilbänden sind 1985 der Teil A (West) mit 115 Dorfwirtshäusern und der Teil B (Mitte) mit 87 Dorfwirtshäusern erschienen. Die reich bebilderten Bändchen, die von Georg E. Nordmann gestaltet wurden, tragen den Untertitel: „Kapellen - Kirchen - Kultur auf dem Lande“. Lagekarten und Wandertips treten zu den Kurzbiographien der Gasthäuser hinzu.

Für das Kreisfreilichtmuseum Kürnbach ist ein völlig neugestalteter Museumsführer erschienen, der die jüngste Entwicklung der Anlage berücksichtigt. Der fast 100 Seiten starke Band informiert vor allem auch über die Schicksale der in Kürnbach wiederaufgebauten Häuser.

„Von Flachsen, Spinnen und Weben in Oberschwaben und auf der Alb“ berichtet Max Flad in seinem neuen Bändchen „Flachs und Leinen“ (41 Abb.; Verlag „Schwäbischer Bauer“, Ravensburg 1984).

„Die Sathmarer Schwaben im Südosten“ heißt ein 500 Seiten starkes Buch, das von Stefan Koch (Laupheim) 1984 im Selbstverlag herausgebracht worden ist. Der Schwerpunkt liegt bei der Darstellung des Brauchtums der Sathmarer, es ergeben sich aber auch interessante Einblicke in die Frage ihrer oberschwäbischen Herkunft (östliches und nördliches Kreisgebiet).

Der Zweckverband Oberschwäbische Elektrizitätswerke (OEW) hat zum 75jährigen Bestehen der OEW am 1. Dezember 1984 eine Festschrift herausgebracht (Vorwort: Landrat Dr. Steuer, Text: Dr. Kurt Diemer). Die stattliche Broschüre enthält viele Farbproduktionen von Kunstwerken, die durch die OEW erworben werden konnten.

Pater Agnellus Schneider (Bad Wurzach) hat am 22. September im Ummendorfer Schloß sein Erinnerungsbuch „Der Vogelpater erzählt“ (mit Illustrationen von Magda Kampis-Banrevy) der Öffentlichkeit vorgestellt.

Der Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte hat im Sonderband 31 der Reihe „Vorträge und Forschungen“ die Arbeit von Michael Borgolte zur „Geschichte der Grafschaften Alemanniens in fränkischer Zeit“ veröffentlicht (Thorbecke, Sigmaringen 1984). Darin werden auf etwa 50 Seiten auch die Grafschaftsverhältnisse im Bereich unseres Landkreises dargestellt.

Im Federsee-Verlag Bad Buchau sind dieses Jahr zwei vergriffene „klassische“ Texte zur Geschichte des Klosters Marchtal im Reprint-Verfahren wieder aufgelegt worden. Es handelt sich um Friedrich von Walters „Kurze Geschichte des Prämonstratenserstifts Obermarchtal“ und die Biographie dieses letzten Abts von J. U. von Vanotti. Ergänzt werden diese Texte durch einen Artikel über die mittelalterliche Geschichte des Klosters von Winfried Nuber. Die Texte berühren vor allem unser westliches Kreisgebiet. Der Band wurde betreut vom Geschichtsverein Raum Munderkingen und von Dr. A. Sandmaier (Bad Buchau).

In dem Großbildband „Kleinod Oberschwaben“ (herausgegeben von Kurt Geyer, DRW-Verlag, Stuttgart 1985) erscheint der Landkreis mit 15 Bildern und den entsprechenden Texten.

In zwei Farbbildbänden haben Dr. Wolf-Dietmar und Ursula Unterweger das Bauernleben im nördlichen Oberschwaben zu erfassen versucht, wie es sich heute noch - aber morgen wohl schon nicht mehr - der Kamera dartut. Die Bände sind im Stürtz-Verlag, Würzburg, erschienen und heißen „Schönes altes Bauernland“ (1983) und „Es ist gut, daß es uns noch gibt“ (1985). Die bemerkenswert gut fotografierten Bilder dürfen schon jetzt als Aufnahmen von dokumentarischem Wert angesehen werden.



Die Sammlung schwäbischer Gedichte „Oberland“ von Maria Menz ist mit Bildern von Horst Reichle (Farbproduktionen) bei der Biberacher Verlagsdruckerei in 2. Auflage herausgekommen.

Eine Neuauflage gibt es auch von Alfons Kaspers „Kunstwanderungen kreuz und quer der Donau“ (westliches Kreisgebiet).

**Bad Buchau:** Pierre Michel d'Inard, der Schöpfer der Buchauer Stiftskirche, ist jetzt durch Erich Franz in einer umfassenden Publikation gewürdigt worden (Anton H. Konrad Verlag, 1985, 316 Seiten).

Die Buchauer Ausgrabungen sind neuerdings dokumentiert in den Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg (Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte, Heft 4; „Beiträge zu Ufer- und Moorsiedlungen Südwestdeutschlands“). Schwerpunkte sind die botanischen Untersuchungen in der sog. Siedlung Forschner (Redaktion: Dr. Dieter Planck).

**Bad Schussenried:** Rektor i. R. Karl Kaufmann hat die Serie der von ihm in den „Blättern des PLK“ veröffentlichten Beiträge unter dem Titel „Die Äbte des Prämonstratenser-Reichsstifts Schussenried 1440-1803“ als broschiierten DIN-A4-Band zusammengefaßt vorgelegt.

Der Verlag Anton H. Konrad (Weißenhorn) hat 1984 über den auch in Schussenried tätigen Maler Gottfried Bernhard Göz ein umfassendes zweibändiges Werk herausgebracht (Text- bzw. Tafelband). Verfasser ist Eduard Ispording.

Zum Zimmermann-Jubiläum sind erschienen: Johann Baptist und Dominikus Zimmermann (Pustet, Regensburg 1985). Das großformatige, repräsentative Werk mit meist ganzseitigen, teils farbigen neuen Fotos wird betreut von Hermann und Anna Bauer und Wolf-Christian von der Milbe.

Dominikus Zimmermann. Zur 300. Wiederkehr seines Geburtsjahres (broschierter Katalog der Ausstellung im Alten Rathaus von Landsberg/Lech; Schnell & Steiner, München). Die Textbeiträge stammen von Alois Epple, Anton Huber und Wilhelm Neu.

**Bellamont:** „Bellamont im Spiegelbild“ heißt ein stattlicher Chronikband, den Josef Fakler zu Weihnachten 1984 seiner Heimatgemeinde gewidmet hat (herausgegeben von der Raiffeisenbank Bellamont/Rottum).

**Berkheim:** Die Festschrift zum Kreismusikfest 1985 („150 Jahre Musikverein Berkheim“) gibt wertvolle Einblicke in das Kulturleben einer ländlich geprägten Gemeinde.

**Biberach:** Zum 40. Jahrestag der Bombardierung Biberachs hat die Gesellschaft für Heimatpflege eine Dokumentation mit dem kompletten Abdruck der einzigen Bildserie, die damals gemacht werden konnte, sowie mit Texten von Augenzeugen herausgebracht („Biberach - April 1954“ - Sondernummer von „BC“).

Zum hundertjährigen Bestehen der Biberacher Allgemeinen Ortskrankenkasse ist im Dezember 1984 eine Jubiläumsschrift erschienen, in welcher der frühere Verwaltungsdirektor Karl Mersinger das Wirken der AOK auf Kreisebene beschreibt.

Zur Pflug-Ausstellung 1985 hat Dr. Idis Hartmann, die Leiterin der Städtischen Sammlungen, einen über den Anlaß hinaus wertvollen Katalog zusammengestellt (36 Seiten farbige Abb., 20 Seiten schwarzweiß).

Eine weitere Festschrift widmete der Gesangverein Frohsinn Bergerhausen seinem 125jährigen Jubiläum.

Michael Ladenburger (Bad Buchau - Wien - Bonn) hat durch eine großangelegte Doktorarbeit über Justin Heinrich Knecht eine moderne wissenschaftliche Basis für weitere Studien zum Werk des Biberacher Komponisten geschaffen.

In zweiter, neu durchgesehener Auflage ist wieder erschienen: „Sophie von La Roche. Ein Lebensbild in Briefen“ (Untertitel „Ich bin mehr Kopf als Herz“). Der von Michael Maurer betreute Band gehört zur Reihe „Bibliothek des 18. Jahrhunderts“ (C. H. Beck, München 1985).

Zum gleichen Thema schrieb Jetta Sachs den Roman „Sophie La Roche - Jugendliebe Wielands, und erste Frau, die einen deutschen Roman schrieb“ (Eugen Salzer, Heilbronn 1985).

Der aus Biberach stammende Literaturwissenschaftler Prof. Hansjörg Schelle (Ann Arbor, Universität Michigan) präsentiert zum 250. Geburtstag Wielands post festum einen umfangreichen Band „nordamerikanischer Forschungsbeiträge“. Viele der 24 Einzelthemen sind durch das Wieland-Archiv Biberach gefördert worden. Auf 60 Seiten weist Schelle neue Quellen zur Wielandforschung nach (Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1984).

Apotheker Werner F. Allmann hat als erstes Heft einer neuen Serie „Biberacher Hefte - Beiträge zur Kulturgeschichte“ die Arbeit des Neu-Ulmer Wielandforschers Hans Radspieler „Wieland-Museum Biberach 1905-1985“ herausgebracht. Dieselbe Schrift erschien auch als Publikation des Wieland-Museums. Schon 1983 veröffentlichte Hartwig Abraham die vermutlich erste Parteiengeschichte Biberachs unter dem Titel „Geschichte der Biberacher Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie“. Der Band enthält reiches Quellenmaterial.

Zum 25. September 1985 haben Adolf und Werner Mayer zum „Häberhäusle“ das fortgeschriebene Manuskript von Carl Kleindiensts „Häuserbuch der Vorstadt Birkendorf“ unter dem Titel „Die Vorstadt Birkendorf in Wort und Bild“ in einer limitierten Auflage publiziert, wobei das alte Manuskript durch eigene Beiträge und viele Bilder ergänzt worden ist (Biberacher Verlagsdruckerei).

Sehr aufschlußreich auch für unsere Stadt ist die Quellenedition von Eberhard Naujoks „Karl V. und die Zunftverfassung. Ausgewählte Aktenstücke zu den Verfassungsänderungen in den oberdeutschen Reichsstädten“ (Veröffentlichungen der württ. Kommission für Landesgeschichte, Reihe A, Band 36, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1985).

**Bußmannshausen:** Die Gemeinde Schwendi hat dem 900jährigen Ortsjubiläum von Bußmannshausen einen 130 Seiten starken, bebilderten Chronikband gewidmet (Text: Josef Rehm). Der Untertitel heißt „Geschichte eines schwäbischen Dorfes im Rottal“ (Verlag Walter Berger, Buxheim).

**Ertingen:** Die „Bagenga“ von Michel Buck sind in der Ausgabe der Süddeutschen Verlagsanstalt Ulm aus dem Jahre 1914 von der Ulrich'schen Buchdruckerei und Verlag, Riedlingen, als Reprintausgabe 1984 neu ediert worden.

Aus Anlaß der Eröffnung des Keltenmuseums Hundertingen hat Prof. Wolfgang Kimmig seinen Heuneburg-Führer in völliger Neubearbeitung herausgebracht (Stuttgart 1985). In flüssiger, allgemeinverständlicher Darstellung werden hier auch die zum Kreisgebiet gehörenden Grabhügel und Viereckschanzen behandelt.

**Ingoldingen:** Die neugebildete Großgemeinde Ingoldingen hat - auch für ihre vielen Teilorte - unter dem Titel „Ingoldingen in Geschichte und Gegenwart“ ein umfangreiches, solid aufgemachtes Heimatbuch veröffentlicht (Redaktion: Dr. Kurt Diemer, Einzelbeiträge von Dr. Otto Beck, Alfred Buschle, Dr. Kurt Diemer, Gerhard Gegier und Hans Miehle).

**Kirchdorf:** Ritter Michael von Jung, der berühmte Pfarrer von Kirchdorf, wird dem heutigen Leser in einer weiteren Edition vorgestellt. Zur Einweihung der Michael-von-Jung-Schule hat die Gemeinde Kirchdorf seine „Melpomene“, d. h. die bekannten Grablieder sowie den „Heiligen Willebold“ und die „Marienklage“ in einer Reprint-Ausgabe zu einem handlichen Band zusammengestellt. Die Einleitung („Michael von Jung - ein ländlicher Aufklärer“) schrieb Dr. Ewald Gruber (Federsee-Verlag, Bad Buchau 1985).

**Langenenslingen:** Franz Knaapps „Beiträge zu einer Geschichte Langenenslingens“, erstmals 1927 und 1930 bei der Ulrich'schen Buchdruckerei, Riedlingen, erschienen, sind vom Verleger in einer Reprint-Ausgabe der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht worden (herausgegeben vom Bürgermeisteramt Langenenslingen).

Der „kunstreiche Büchsenmacher von Ferlach“, Hans Schmidt von und zu Holding ist im Verlag des Geschichtsvereins für Kärnten in einer reich ausgestatteten Monographie gewürdigt worden (Klagenfurt 1982). Ein 70seitiger Bildteil wird auf 50 Seiten Text kommentiert. Holding ist gebürtig von Langenenslingen und stammt vom Heldinghof.

**Laupheim:** „Laupheimer Bilderbogen“ nennt sich ein Erinnerungsband, den Josef Braun im Verlag Anton H. Konrad 1985 herausgebracht hat. Basis ist eine Artikelserie, die der Autor zum 100jährigen Stadtjubiläum 1969 veröffentlicht hatte. Schwerpunkt der 300 Seiten ist die umfangreiche Bebilderung.

**Maselheim:** „Maselheim und Ortsteile im Wandel der Zeiten“ heißt ein Bildband mit Schwarzweißfotos, den der Geigerverlag, Horb, ediert hat (1985).

**Mietingen:** „Mietingen in Bildern aus den vergangenen 100 Jahren“ präsentiert ein reiner Bildband, den die Gemeinde 1985 für ihre Bürger herausgegeben hat (Bearbeitung: Otto Pferd).

**Ochsenhausen:** Der aus Mettenberg gebürtige Oblatenpater Franz Schmid (Ottobeuren - Klosterwald) hat, vermutlich als erster, über eine oberschwäbische Barockkirche einen Gedichtband vorgelegt. Seine Ochsenhausen gewidmete Darstellung umfaßt ca. 50 Einzelgedichte, die nicht zuletzt viel Wissen über das Kloster und seine Kirche vermitteln. Der Band „Ochsenhausen“ (Zeichnungen: Hans Geist und Claus Machleidt) ist als erster einer Reihe „Das schwäbische Himmelreich“ gedacht.

Über die Barocksternwarte der Reichsabtei ist aus der Feder von Alto Bracher eine umfassende Analyse erschienen (Kultur und Technik, Zeitschrift des Deutschen Museums, München, Heft 2, ferner abgedruckt in „Denkmalpflege Baden-Württemberg“, Septemberheft 1985).

**Orsenhausen:** Zum Abschluß der Kirchenrenovation erschien auf Weihnachten 1984 eine Festschrift mit interessanten Beiträgen zur Geschichte und Gegenwart der Pfarrgemeinde.

**Riedlingen:** In der Schriftenreihe „Lehren und Lernen“ hat der Neckar-Verlag, Schwenningen, als Band 6 eine Handreichung für Lehrer herausgebracht, die unter der Federführung von Gerhard Denzinger, Bernd Fischer und Arno Baur u. a. Wandlungen der Landwirtschaft im Riedlinger Raum darstellt und belegt.

**Tannheim:** Zur Eröffnung der Ausstellung „Die Zeit in Tannheim während des Kirchenbaus“ konnte Jürgen Helene, Geschäftsführer der Biberacher Verlagsdruckerei, der Öffentlichkeit den Band „Tannheim in alten Bildern“ vorstellen.

**Ummendorf:** Der Heimatkalender 1984, herausgegeben vom Ummendorfer Jugendverein, dokumentiert das malerische und graphische Werk der einheimischen Künstlerfamilie Walz.

8. Jahrgang – Heft 2 – Seite 47

## Von der Eigenart der Oberschwaben Literarische Zeugnisse aus fünf Jahrhunderten

Von Max Flad, Stuttgart

Über die Schwaben als solche sind in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Bücher erschienen, auch eines über die „Allgäuer Rasse“. Eine umfassende Darstellung über das Wesen der Oberschwaben dagegen fehlt. Im folgenden Aufsatz wird deshalb der Versuch unternommen, auf Grund von Äußerungen, welche sich zeitlich über lange Räume erstrecken, die Eigenart der Menschen im südlichen Schwaben zu umschreiben. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, Meinungen von Autoren kennen zu lernen, die nicht aus der Landschaft selbst stammen; denn meist erkennen diese die Besonderheiten der ihnen nicht von Jugend an vertrauten Menschen am besten.

Zuerst einiges zum Landschaftsbegriff „Oberschwaben“. 1268 ging das oberschwäbische Herzogtum mit Konradin, dem letzten Hohenstaufen, unter; Rudolf, dem ersten der habsburgischen Könige, gelang es trotz eifrigem Bemühen nicht, es wiederherzustellen. Er entschloß sich, das Territorium in drei Landvogteien, in Nieder- und Oberschwaben und in eine kleine Vogtei Augsburg, aufzuteilen. Zum ersten Landvogt in Oberschwaben bestimmte er 1274 Graf Hugo von Werdenburg. Diese Landvogtei reichte von Kaufbeuren bis Meßkirch und vom Bodensee bis zur Alb. Im Gegensatz zu ihr hielt sich die nördlich gelegene Landvogtei Niederschwaben nicht lange und wurde von der aufstrebenden Grafschaft Württemberg aufgesogen. Im vorliegenden Aufsatz wird aber nicht das Gebiet der nachstauischen Landvogtei unter „Oberschwaben“ verstanden, sondern die endgültig seit 1810 zu Württemberg gehörende Landschaft zwischen den Höhen der Alb und dem Bodenseeufer, die vielfach auch als „Oberland“ bezeichnet wird.

Das Stammesbewußtsein der Schwaben war wahrscheinlich zur Hohenstaufenzeit am stärksten entwickelt; sie konnten stolz sein auf ihre Herzöge, deren Haus die Kaiserwürde erlangt hatte, und ebenso stolz auf den ihnen zugestandenen Vortritt in kriegerischen Verwicklungen. Noch trennten unterschiedliche Konfessionen die Stammesbrüder nicht; einigend wirkte sich auch aus, einer dazuhin mächtigen Dynastie anzugehören. In den spärlichen Quellen jener Zeit werden als schwäbische Tugenden Treue und Tapferkeit gepriesen. Interessant ist, daß bereits im 13. Jahrhundert die Schwaben als wanderlustig galten.

Ein geradezu überschwengliches Lob über die Schwaben des ausgehenden Mittelalters stammt von Felix Fabri (1443-1502), einem weitgereisten, weltverfahrenen Schweizer. Er wirkte im Ulmer Dominikanerkloster in einer Zeit, als die Reichsstadt an der Donau als eine der reichsten in ganz Deutschland galt. Ihre Bürger statteten damals das Münster mit dem hochragenden Sakramentshaus und dem prächtigen Chorgestühl aus. Vielleicht ist aus diesem reichstädtischen Hochgefühl heraus Fabris Aussage zu erklären: die Schwaben seien vernünftiger als die Elsässer, edler als die Bayern, gerechter als die Brabanter, reicher als die Franken, frömmel als die Sachsen, die tapfersten der Germanen.

Weniger enthusiastisch als Fabri läßt sich der Donauwörther Sebastian Franck (1499-1543), Mystiker, Volksschriftsteller und Sozialkritiker, über seine Landsleute aus. Im Weltbuch (1534), der ersten allgemeinen Weltbeschreibung, schreibt er:

„Die mühsamen Schwaben arbeiten vor anderen Handwerkern am meisten Flachs, Wolle und Leinwand. Nicht allein Frauen und Mägde, sondern auch Männer und Knechte spinnen: man sieht das Widersprechende, sie arbeiten und reden wie die Weiber und sind doch freisame streitbare Leut, wie sie nur irgend ein Land haben mag.“

Fabri wie Franck sprechen von den Schwaben; sie unterscheiden noch nicht zwischen den Bewohnern der einzelnen Großlandschaften. Dies überrascht, nachdem Oberschwaben und Neckarschwaben politisch wie wirtschaftlich eine unterschiedliche Entwicklung genommen hatten; auch hatte der Städtekrieg zwischen den freien Reichsstädten und der Grafschaft Württemberg das Volk in Schwaben innerlich entzweit und den Süden vom Norden getrennt. Was Franck aber von den Schwaben niedergeschrieben hat, gilt unzweifelhaft für die Oberschwaben, denn in der Grafschaft Württemberg war vor 1600 die Leinenherstellung unbedeutend, wogegen Ulm, wo Franck von 1533 bis 1539 weilte, als Umschlagsplatz für Barchent und Leinwand weltberühmt war.

Auch Sebastian Münster (1489-1552) lobt in seiner *Cosmographia* (1541) den Fleiß der Schwaben, besonders der Allgäuer, beim Spinnen und Weben. Weniger freundlich ist aber das, was er sonst noch von ihnen gehört haben will. „Man sagt auch von den Schwaben, daß sie gar sehr geneigt seien zur Unreinigkeit, und die Weiber lassen sich leichtlich überreden, ihnen zu willfahren.“ Es mögen freundlich-feindliche Nachbarschaftsgefühle gewesen sein, welche den Rheinfranken Münster aus Ingelheim zu dieser Aussage veranlaßt haben.

Franck nennt die Schwaben nicht nur „mühsam“, sondern auch freisam und streitbar. Die neuere Agrargeschichtsforschung konnte nachweisen, wie sehr die schwäbischen Bauern sich bereits im 15. Jahrhundert bemüht haben, ihre alten Freiheiten zu erhalten. Es gäbe in nahezu allen Herrschaften, in Salem, Kempfen, Schussenried und Ochsenhausen, wo es ihnen 1502 gelang, die Umwandlung der Fallehen in Erblehen zu erreichen. Im Bauernkrieg erhob sich die ganze Landschaft. Erstaunlich ist die Mäßigkeit, die aus den Memminger zwölf Artikeln spricht. Auch nach dem verlorenen Krieg von 1525 wehrten sie sich weiter gegen jede Unterdrückung. In der Herrschaft Königsegg-Rothenfels zog sich der Streit über ein Jahrzehnt hin. 1601 rotteten sich in Altheim bei Riedlingen die Bauern zusammen, bedrohten den Ammann und prügeln einen Bauern durch, der gemahnt hatte, „den Esel nicht zu übergürten“. Auf dem Grafenkollegium beschwerte sich Truchseß Christoph daraufhin über „Despekt, Schimpf, Hohn, Spott, Trutz und Hochmut“ seiner Untertanen in Altheim und Unlingen und klagte, sie wollten eine „Schweizerei“ aufrichten und sich zu „Selbsterben und Semperfreien“ machen. Dieses Aufbegehren erstaunt nicht; denn die oberschwäbischen Bauern, mit ihrem engen wirtschaftlichen Kontakt zu den Alpenländern, wußten um die größeren Freiheiten der Bauern südlich des Bodensees, vor allem in der Schweiz, aber auch im Bregenzerwald. Das Ringen um das „Alte Recht“ ging auch nach dem Dreißigjährigen Krieg weiter. Drei Jahre, bevor in Obermarchtal mit dem barocken Kirchenbau begonnen wurde, klagt die Kanzlei des Frauenklosters Heiligkreuztal über die nach dem Dreißigjährigen Krieg in der Gemeinde Ertingen eingerissenen „groben, unförmlichen, unvernünftigen und ohnleidenlichen Dorfbräuche“, in deren „Spezifikation“ es 1683 u. a. heißt, daß die Bauern ihre Schlaghändel und Frevel nicht vor die Obrigkeit bringen, „sondern sie wollen alles vor ihrem groben bisselhirnigen Paurengericht urteilen und aussprechen; ... auch wollen sie behaupten, daß sy die Tänz und dergleichen obrigkeitlichen Regalien zue erlauben oder zue verbieten haben.“ Nach Aufzählung weiterer Übergriffe wird schwer gerügt, daß es „bei Teilungen, Heyratsabreden und Übergaben ...in Aufwendung der Zehrungs- und anderen Cösten in den Wirtshäusern von ainer Mitternacht bald bis zue der anderen es so gotteslästerlich dahergehe, daß hierdurch der Arme in Schaden gefiert werde.“

Aus den angeprangerten „ohnleidenlichen Ertinger Dorfbräuchen“ wird deutlich, wie einerseits die Herrschaften versuchten, das dörfliche Leben zu reglementieren, wie aber auch die Untertanen es verstanden, sich gegen diese Art von Obrigkeit zur Wehr zu setzen. Sie wollten ihre Streitigkeiten vor dem „bisselhirnigen Paurengericht“ wie in alten Zeiten schlichten; auch ließen sie es sich nicht nehmen, wichtige Angelegenheit mit einem Umtrunk zu beschließen, bei dem es aber wohl in den seltensten Fällen „gotteslästerlich“ zugeht. Die Klosterkanzlei rügte mit dem zu langen Wirtshausbesuch eine Eigenschaft, die später immer wieder als typisch oberschwäbisch bezeichnet wird, nämlich die Freude an der Geselligkeit, am Feiern und Festen. Wie oft hat doch J. B. Pflug seine Landsleute bei Kirchweihen, Sichelhenken, in Wirtshäusern, beim Freischießen und bei Hochzeitsfeiern dargestellt! Im Gegensatz zu den Bewohnern der Alb und des Unterlandes konnte sich der im allgemeinen wohlhabende Bauer des Oberlandes, weniger allerdings dagegen der Seldner, einiges leisten.

Wer von der Wesensart der Oberschwaben schreibt, darf beim 18. Jahrhundert verweilend, Sebastian Sailer (1714-1777), den Chorherren des Klosters Obermarchtal und langjährigen Pfarrer von Dieterskirch, nicht vergessen. In seiner „Baurepredigt“ findet er keine allzufreundlichen Worte für seine Zuhörer. Nachdem er zuerst in seiner Ansprache Abraham wegen seines friedlichen Vergleichs mit seinem Vetter Loth gelobt hatte, fährt er fort:

„O, wenn do eusare Baura au aso wärat! Wia balgat do dia Narra oft um a schleachts Ding; koinar will noahgea; köiner thua, was an andera freut. As heißt denn: dar Gscheider geit noah. So aber, wenn boid Narra seand, wia kommts z'letscht raus? D' Schtuahlfüäß wissets am beschta, wemma mit ana rumsäblat. Dar Amtma ma Fried bieata, wia ar will: dar Pfarr, ar ischt do a Goischtlicher, ma saga, was ar will. Noitz geit ma um an: ar muaß oft frauh sei, wenn am dia grobe Koga itt au oina ufs Gweicht ameassat. O hoilliger Abraham! As ischt nimma di seall Zeit! Aber wieder ar Gschücht! Was moinat ar, hot dar Lot thau, was sei Vetter gsait? Freue! Ar hot koin so a heeta Grind ghatt, wia ihr. Gleit hot ar sein Ranza zsämma thau, sei Säcke epackt, seine Herda ussanander zählt, und ischt gang hott nomme in an schösa Land, mo Sodoma gschtanda ischt.

Zu der Weise, wie S. Sailer von seinen Bauern schreibt und spricht, meint D. Kuen als Verleger der Sixt Bachmannschen Ausgabe 1819: „Die Ausdrücke des schwäbischen Bauern sind zwar roh, aber natürlich und offen und verraten ein trugloses Herz. Sailer hat meistens die rohe Seite des schwäbischen Bauern geschildert. Solten denn in einem truglosen, biederem Herzen nicht auch feine, zärtlichere Gefühle liegen? - Möchte uns ein getreuer Nachahmer dieses Dialektes in Zukunft auch mit zärtlicheren Gedichten beschenken!“

Wir Heutigen stellen uns nicht so kritisch zu Sailer ein wie Kuen und halten es mit Sebastian Blau, der meinte: „Nur einem wahrhaft kindlich-frommen Gemüt, dem auch das Lachen Gottesdienst und der Humor die dankenswerteste aller Himmelsgaben ist, und nur einer tiefen Liebe zu Heimat und Volk konnte es gelingen, den Garten Eden zwischen Blaubeuren und Biberach zu verlegen und die Erzengel zu schwäbischen Dorfbütteln zu machen.“

Durch Sailer wurde das nördliche Oberschwaben zur Urheimat der schwäbischen Dialektdichtung. Diese wurde von dem derben Karl Borromäus Weitzmann, von Dionys Kuen aus Buchau, dem „Buchdrucker und der schönen Künste Beflissenen“ - wie er sich selbst bezeichnete -, von dem Biberacher Franz Joseph Epple und Hermann Knapp aus Schwendi weitergeführt. Nicht zu vergessen sind der Kirchdorfer Pfarrherr Michael von Jung mit seinen Grabliedern und Franz Jau aus Scheppach, ebenfalls ein Pfarrer. Auch die ostschwäbischen Mundartdichter des 19. Jahrhunderts wie Franz Keller, Georg Scheitele und Maximilian von Lingg, der spätere Bischof von Augsburg, sind katholische Geistliche.

Hermann Fischer weist auf die enge Verbindung des katholischen Klerus mit den ihm Anvertrauten hin. „Im Wesen des katholischen Priestertums“, führte er aus, „ist es gegründet, daß den Geistlichen außerhalb der Kirchenwände und der Amtsverrichtungen die größte Annäherung an die Denk- und Empfindungsweise des Bauern, die lauteste Lustigkeit und ausgelassenste Derbheit sein Ansehen nicht beeinträchtigt.“ Wer denkt hier nicht an Ulrich Megerle, den wortgewaltigen Abraham a Santa Clara, an Sebastian Sailer und auch an Verse von Michel Buck, der uns mit seinem Gedicht „Der Ochsabua“, so ein oberschwäbisches „Hairle“ von früher vorstellt. Bei dieser starken Verflechtung der katholischen Geistlichkeit mit dem bäuerlichen Volk (auch an die geistliche Schulaufsicht sei erinnert) war natürlich ihr Einfluß auf Sitten und Brauchtum groß. So wie der Pietismus im 18. und 19. Jahrhundert den Altwürttemberger mitgeprägt hat, so der barocke Katholizismus den Oberländer.

Wenige Wegstunden von Dieterskirch entfernt, in Dürmentingen, wirkte zu Sailers Zeiten Franz Xaver Clavel (1729-1793), ein Hohenzoller aus Gammertingen, der nach einem Jurastudium im südlichen Schwaben an mehreren Ämtern tätig war. In der Grafschaft Friedberg-Scheer führte er eine vorbildliche Verwaltung ein und bemühte sich außerordentlich um die Landwirtschaft. In seiner „Weideordnung“ von 1769 verpflichtete er die Bauern zum Kleeanbau, nachdem er zuerst selbst Versuche mit dieser neuen Kulturpflanze angestellt hatte. Als diese sich gegen die neue Ordnung - bedeutete doch der Kleeanbau das Ende der seit Jahrhunderten üblichen Weidewirtschaft - beim Grafen wehrten, reagierte Clavel seinen Ärger über den konservativen Sinn seiner Bauern ab, indem er schrieb:

„Herr, verzeih ihnen, sie wissen nicht was sie tun. - Ihre Halsstarrigkeit geht aber so weit, daß sie lieber in Ungarn ziehen als nur eine Handvoll Klee säen werden.“ Doch so schlimm war es mit der „Halsstarrigkeit“ wieder auch nicht. Clavel drang mit seiner Weideordnung durch, und die Bauern begannen Klee in die Brache zu säen.

Der Oberamtmann der Waldburgischen Herrschaft sprach nicht zu Unrecht den konservativen Sinn der oberschwäbischen Bauern an; jedoch die Bauern, denen die Höfe zu Lebzeiten, ja zum Teil auf „drei Lebtage“ verliehen waren, mußten in Generationen denken. Wie fortschrittlich sie aber sein konnten, zeigt die von den Bauern selbst im überbevölkerten 16. Jahrhundert nach dem verlorenen Bauernkrieg begonnene Vereinödung. Diese Agrarreform, welche das Ende der kollektiven Weidenutzung auf der Allmende bedeutete, veränderte durch die zahlreichen Ausbauten die Siedlungsstruktur des ganzen südlichen Oberschwaben. Durch diese großzügige Flurbereinigung zählten die Bauern im nördlichen Bodenseegebiet und im Allgäu um 1800 zu den fortschrittlichsten in Süddeutschland. Ein Anreiz zur Vereinödung war u. a. die Überführung des Gemeinheitsbesitzes in Privateigentum. Wer mitmachte, konnte dabei etwas „erben“.

Das Bild, welches sich die Nichtschwaben von den oberschwäbischen Reichsstädten und ihren Bürgern am Ausgang des 18. Jahrhunderts machten, wurde wesentlich von Christoph Martin Wieland (1733-1813) geprägt. So schreibt K. J. Weber - der „Hohenloher Voltaire“, wie er gerne genannt wurde - in seiner „Reise durch Württemberg“ (1826): „Wieland hat wohl die meiste Schuld, daß man zunächst in Reichsstädten Abdera suchte und fand, denn seine Abderiten galten für eine Satyre auf Biberach und deren Schwestern. Wieland hat aber die philosophische Frage: Warum der abgeschiedene Geist Abderas zunächst in Reichsstädten spuke, lange nicht gelöst, und dann - war Abdera eine Reichsstadt? Gibt es nicht überall Abderiten in der großen Welt, an Höfen, und auf unseren Altertums-Universitäten? Ich behaupte, daß es da deren sogar mehr gäbe als in kleinen Städten und Dörfern, wo man der Natur gemäßer lebt.“

Während Wieland vom fernen Weimar aus das Bürgertum Biberachs zu Unrecht anprangerte, trug Ludwig Auerbacher (1784-1847) aus Türkheim in Bayrisch Schwaben mit seinen weitverbreiteten „Sieben Schwaben“ (1827) dazu bei, daß die Schwaben aus der Landschaft zwischen Lech und Bodensee allgemein für dumm und tolpatschig angesehen wurden. Interessant ist, daß Wieland wie Auerbacher die genannten Werke nicht „zu Hause“ schrieben: Die „ergötzliche Historie“ von den „Sieben Schwaben“ entstand in München, wo der Autor das königliche Kadettenkorps unterrichtete.

Im reisefreudigen 19. Jahrhundert haben uns viele ihre Eindrücke über Land und Leute in Württemberg hinterlassen. So beschreibt der bereits zitierte Weber, dessen Reisebriefe sich durch klare Beobachtung und lebendigen Stil auszeichnen, prägnant und wohl damals zutreffend die Alb und deren Einwohner, mit denen die Oberschwaben oft verglichen wurden: „Die Äbler sind rau, wie die Alb, aber dennoch sanften milden Charakters und von hoher Genügsamkeit; ihr größter Luxus ist eine warme Stube, ihre Nahrung Habermus, Knödel, Milch und Kartoffeln, ihr Trank Wasser, und Fleisch ist so selten als Wein. Ihre Hütten verfertigen sie sich selbst, bauen Flachs in die Wette, und hätten sie nur überall Wasser, so würde nichts zu ihrer Zufriedenheit fehlen.“

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden durch Napoleon die ehemaligen Landvogteien Ober- und Niederschwaben wieder miteinander vereinigt; doch das alte Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Schwaben, wie es im hohen Mittelalter bestand, war im neubegründeten Königreich Württemberg nicht mehr vorhanden. Vor allem die Glaubensspaltung hatte den Stamm getrennt. Welche Auffassung von den Oberschwaben mußten die neuen Herren in Stuttgart haben, wenn sie sich z. B. an die Berichte der Pfarrer in der unbeliebten evangelischen Gemeinde Pflummern bei Riedlingen erinnerten, wo der eine schrieb, der Ort sei „in medullio papatis gelegen, mitten unter den giftigen Scorpionen des Erzpapstums“. Ein anderer meinte, er sei seines Lebens nicht mehr sicher, die ganze Nachbarschaft wäre erzpapistisch und ihm spinnefeind, sie hätten ihm schon mit Musketenkugeln ins Fenster geschossen.

Um zu erfahren, wie es wirklich in diesem von Stuttgart weit abgelegenen Teil Neuwürttembergs aussah, wurde Professor Memminger als Mitglied des Königlichen Statistisch-Topographischen Bureaus 1825 in den Donaukreis geschickt, wo er mit viel Sachkenntnis und ungemeinem Fleiß sich an die Beschreibung der einzelnen Oberämter machte. Er und später auch Pauly sahen Land und Einwohner mit den Augen der Altwürttemberger. Wäre Oberschwaben beim Länderschacher zu Baden oder zu Bayern geschlagen worden, so hätten wir wahrscheinlich heute Darstellungen von Beamten aus Freiburg oder Karlsruhe bzw. aus München, denen wir Äußerungen über die unterschiedliche Wesensart der Oberschwaben zu den Alemannen bzw. Bayern entnehmen könnten.

Wie sah der aus Tübingen stammende Memminger die Neuwürttemberger im südlichen Schwaben?

„Die moralischen Eigenschaften, Charakter, Sitten, Leben sind, wie dies auch schon bei anderen Oberamtsbezirken Oberschwabens bemerkt wurde, wesentlich von dem Charakter und der Lebensweise der Altwürttemberger verschieden: Religion, Reichsstädte, Klöster, Feudalverhältnisse mußten manche eigentümliche Schattierungen hervorbringen, die auch jetzt noch keineswegs verwischt sind.“ Memminger schrieb dies vor rund 150 Jahren in der Oberamtsbeschreibung von Biberach. Wir möchten hinzufügen, sie sind heute noch verwischt. Er fährt dann fort: „Von der behaglichen Ruhe, welche der Oberschwabe zwar nicht im Lebensgenusse - denn in diesen mischen sich gar häufig Leidenschaften ein -, aber doch in seiner Arbeit zeigt, haben die Biberacher durch eine rege Tätigkeit eine Ausnahme gemacht.“

Die „eigentümlichen Schattierungen“ oberschwäbischer Art hat bereits 1828 Schlipf, der Lehrer am königlichen Waisenhaus in Weingarten war, im einzelnen in seiner „Beschreibung des Schussentals und seiner Umgebung“ wortreich geschildert. Zuerst ist er der Auffassung, daß die Schussentäler nicht so kräftig seien wie die arbeitsamen Äbler. Dann fährt er fort: „Unter den Vergnügungen, die der Süddeutsche besonders liebt, dürfen im Sommer das Scheibenschießen und Kegelschießen und im Winter das Kartenspiel gerechnet werden. Der Luxus ist in hiesiger Gegend auf einen Grad gestiegen, wie man ihn selten in Württemberg treffen wird. Mannspersonen erscheinen im Winter gewöhnlich in tüchernen Mänteln mit langem Kragen, einer Taschenuhr mit silberner Kette und einer mit Silber beschlagenen Tabakspfeife. Der Bauer geht selten zu Fuß (wenn er auch nur eine Reise von wenigen Stunden macht), sondern fährt in einem Berner-Wägelchen, deren jeder Bauer eines besitzt. Die Weibsleute kleiden sich selten in selbst erzeugte Stoffe; sie wählen Ziz und Seide und lieben hauptsächlich das Vielfarbige, was stark in die Augen fällt. Große Kosten verursacht der Kopfputz der hiesigen Weibspersonen, der in einigen Gold- und Silber-

Hauben besteht, und wovon eine öfters 10-25 Gulden kostet. Außerdem ziert manches Mädchen seine Brust mit einer schweren, silbernen Kette. Die Hochzeiten in hiesiger Gegend erfordern großen Aufwand. Gewöhnlich feyert man den Hochzeitstag, an welchem öfters 100-200 Personen Antheil nehmen. Darauf folgen an den nächsten Sonntagen 2-3-4 sogenannte Schenken, wozu jedesmal der damit bedachte Wirth aufs Neue eine öffentliche Einladung macht; daher kommt es, daß z. B. in Altdorf selten ein Sonntag vorübergeht, an welchem nicht öffentliche Tanzmusik stattfindet.

Schirme, hier Regendächer genannt, sind in der Seegegend allgemein eingeführt. Bei den niedern Volksklassen herrscht noch sehr viel Aberglauben.“

Zum Wohlstand schreibt Schlipf:

„Außer den unabänderlichen Zeitverhältnissen tragen auch noch andere Umstände zu dem Sinken des Nahrungsstandes in hiesiger Gegend bei. So feyern die Katholiken in hiesiger Gegend noch sehr viele Feiertage, an denen nichts gearbeitet wird. Häufige Wallfahrten nach Maria Einsiedel, Steinbach und andern Orten erfordern viel Geld und viel Zeit. Die vielen Kirchengänger, die des Sonntags von den Einöden in die Pfarrkirche gehen, kehren gewöhnlich nicht wieder zurück, ohne auch den Magen durch Wein oder Bier vorher gestärkt zu haben.“

Memminger hat neun Jahre später den Bericht von Schlipf nahezu wörtlich übernommen, vermerkt aber noch etwas, ihm Auffallendes, daß nämlich beim Kegelschieben sich auch die Frauen beteiligen. Anscheinend waren diese im Oberschwäbischen emanzipierter als im Unterland!

Wie sticht doch Schlipfs Beschreibung vom Schussental von jener von Gaiburg, Oberamt Stuttgart, aus dem Jahr 1851 ab, wo es von der armen Gemeinde bei Stuttgart heißt, die Einwohner seien durch „harte Arbeit und Entbehrung niedergedrückt“ ... Wohlhabende zähle der Ort nur wenige, die übrigen seien mittel-los und nicht selten verarmt.

Den altwürttembergischen Kleinbauern gegenüber erschienen die Bauern Oberschwabens den Landeskundlern Memminger und Pauly als bequem. So schreibt Pauly von den „religiösen, gutmütigen, arbeitsamen Allgäuern“ (1843), sie seien zwar geschäftig zur Zeit der Feldgeschäfte; nach deren Beendigung lebten sie aber um so gemächlicher. Als Grund dafür, daß die Bauern ihr Getreide nicht mit der Sichel schnitten, sondern mit der Sense mähten, was bei großen Grundstücken sinnvoll war, gibt Memminger an, daß die oberschwäbischen Bauern die Handarbeit nicht lieben würden. Derselbe Autor meint (Oberamt Blaubeuren, 1826), der Oberländer sei die Anstrengung und Ausdauer in der Arbeit nicht gewohnt, wie man sie beim Unterländer und besonders dem Weingärtner antreffe. Hinsichtlich der unterschiedlichen Geisteshaltung in den zwei Landesteilen ist eine Äußerung von Memminger interessant, die er über die Bevölkerung des Oberamts Riedlingen 1827 abgibt: „Wenn das Volk noch nicht ganz frei von mancherlei Aberglauben ist, so ist es dagegen desto freier von Pietismus, Mystizismus und Separatismus, wovor es sein lebensfroher Sinn bewahrt.“

Auch das Volkslied befaßte sich mit dem Wesen der Landschaft und ihren Bewohnern nördlich und südlich der Alb in einer Weise, wie es sich z. B. mit dem nach 1806 neu hinzugewonnenen Hohenlohe nicht auseinandersetzte.

Die Unterländer priesen ihr fruchtbares Weinland, wogegen es im Oberland nur Schlehen gäbe. Die Bauern über der Alb nennt das Lied reich und stolz.

„Kalt ischts im Oberland, unten ischts warm.

Oba sind d'Leut so reich, d'Herza sind gar net weich,

bsehnt mi net freundlich a, werdet net warm.

Aber do unta rum, do sind d'Leut arm,

aber so froh und frei und in der Liabe treu:

drum sind im Unterland d'Herza so warm.“

Als Gegendichtung zum Lied „Drunta im Unterland“ schrieb der in Stuttgart mühsam seinen Lebensunterhalt verdienende Hermann Georg Knapp ein Loblieb aufs Oberland, aus dem der Gegensatz zwischen Ober- und Unterland im Sinne des 19. Jahrhunderts deutlich wird.

„Doba im Oberland, do isch halt schöa!

Koara gnuag überall,

Aber im Neckarthal

Do ka ma d'Schnitter und d'Sichel nu seahn.

Hungrig gohts dunta her, trait scho nix ei.

Zwetschga und Äpfelschnitz,

Des ischt ihr ganzer Witz,

Drum ka do dunta i lustig it sei.

Und daß es traurig isch, zoigt scho die Tracht.

Wo ma nu goagt und stoagt,

Aellz schwarze Kittel hoat,

Do isch halt doba a Staat und a Pracht!

Doba saits jederma, frei wianers denkt.

Aber „seit dunta“ isch

Falschheit und Hinterlist,

I ka's it saga gnuag, wia mi des kränkt.

Mir isch halt oimoal do hunta it wohl,

Weils soviel Beattelleut

Und soviel Schreiber geit,

Drum isch do hunta rum mir au it wohl.

Doba im Oberland, so isch mein Schatz!

Doba, do isch es fei,

Do muaß au d'Hochzeit sei,

,s gäb jo do hunta rum kaum für eis Platz.“

Auch in Bildern wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf ober- und niederschwäbische Lebensart mit ihrer verschiedenen Ausprägung hingewiesen. Bekannt ist die Gouache von Pflug, die einen wohlbeleibten oberschwäbischen Fallehenbauern und einen abgehärmten Unterländer Grundbesitzer zeigt. Diese Abbildung, vom Adel bestellt, sollte daraufhinweisen, daß es dem abhängigen Lehensbauern finanziell besser ging als dem, der das Lehensjoch schon abgeschüttelt hatte.

Weniger bekannt sind zwei Stiche nach Pflug, welche das „Treiben der Alt- und Neuwürttemberger“ schildern. Dem bäuerlichen Oberschwaben mit seinem lukrativen Kornexport in die Schweiz wird das verstädterte Altwürttemberg als Land von Schreibern, Polizisten und frommen Pietisten gegenübergestellt. Wehmütig klingt der Vers beim „Treiben der Neuwürttemberger“ aus:

„Vorüber ist die Herrlichkeit;

Wir leben jetzt in andrer Zeit.

Doch hört man wohl auch sagen,

Das sei grad zu beklagen.“

Nach H. G. Knapp und J. B. Pflug soll ein weiterer Oberländer zu Wort kommen. Michel Buck aus Ertingen, später Oberamtsarzt in Ehingen, kannte seine Landsleute wie kaum ein anderer. „In Übereinstimmung mit den Mundartgürteln“, schreibt er 1865 in seinem Buch „Medizinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben“, „gruppieren sich die Schwaben auch nach körperlichen Eigentümlichkeiten. Während die Niederschwaben schlanke, hagere, im

Vergleich mit den Oberschwaben fast wadenlose Leute sind, die eine gewisse Zähigkeit und Ausdauer in Ertragung der Nöthen des Lebens vor den Oberschwaben voraus haben, ist dieser durchschnittlich größer, breiter, muskulöser, zum Beleidwerden geneigt. Der Oberschwabe entwickelt im Heben von Lasten (Lupfe), im Tragen auf der Schulter und im Raufen eine Kraft und Gewandtheit, welche ihn vor seinem Unterländer Stammesgenossen wesentlich auszeichnet. Es ist nicht zu verwerfen, daß der Unterländer diese körperliche Überlegenheit des Oberländers dessen fleischreicher Nahrung zuschreibt, denn besonders im mittleren Oberschwaben geht das Fleischessen ins Immense. Was den Charakter der Oberschwaben anbelangt, so zeichnet er sich durch eine Noblesse, durch aristokratische Färbung, durch derbe Offenheit, ein gewisses zähes Festhalten am Althergebrachten, durch ein sehr empfindliches Rechts- und Ehrgefühl aus. Der beleidigte Oberschwabe greift seinen Gegner offen an und macht leider nicht selten vom Prügel und, was noch schlimmer ist, vom Stilet Gebrauch. Er ist ein geborener Raufer und in den ledigen Jahren zu kriegerischen Unternehmungen sehr geneigt. Er haßt Kleingewerbe, Kleingärtnerei und landfahrendes Volk, ob es handle oder bettle. Er sieht bei Heirathen mehr auf das Herkommen aus einer alten Familie als auf das Vermögen. Der Unterländer ist mehr ein Freund des Fortschritts, ein gewiegter Kritiker, im allgemeinen belesener, mehr Gewerb- und Handelsmann, pffiffiger und schlauer, ein Freund der Arbeitstheilung, der Kleingüterei, und wird daher vom Oberländer oftmals Hungerleider tituliert. Der Unterländer ist ernst, grübelnd, geneigt, den letzten Grund der Dinge zu erforschen, der Oberländer lebenslustig, Liebhaber des Komischen, des Studiums der Formen, der Kunst und der Mode. Jener ein beschauflicher, aber ein traulicher Mensch. Das Unterland hat durchgängig seine alten Volkstrachten erhalten, obgleich es in geistigen Dingen dem Neuen weit bähler huldigt als das Oberland.“

Ein Jahr später testierte Theodor Griesinger nach einer Wanderung über die kärgliche Alb dem Bauern der Donaugegend „bei der Wohlhabenheit, welcher er gleichsam im Schoße sitzt und sich nichts abgehen läßt, ein behäbiges, wohlgenährtes, sozusagen saftiges Aussehen“.

Alle bisherigen Berichte stammen aus der vorindustriellen Zeit und dazuhin aus einer Epoche, in der die Bauern Oberschwabens als dem Kornland der Schweiz wohlhabend waren. Diese Vorzugsstellung ging im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu Ende.

Jedoch, wenn man Werke neuerer Schriftsteller liest, wie etwa das Buch „Schwäbisch“ von Sebastian Blau, könnte man meinen, es habe sich in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts nur wenig verändert. Von der Alb und Oberschwaben weiß er:

„So mannigfaltig die Formen der Landschaft sind, so unterschiedlich sind auch die Menschen nach Art und Gehaben und Sprache. Droben auf der Alb, die wie das Rückgrat eines Urweltthieres quer im Ländle liegt, lebt ein besinnlicher, wortkarger, genügsamer Schlag. Die Einsamkeit seiner wacholderbestandenen Heiden und Schafweiden, die schweigenden Buchenwälder seiner Halden und die „steinreichen“ Äcker nahe dem Himmelsblau haben ihn so geformt. Ganz anders Oberschwaben. Ein lichter Himmel über weitem und fruchtbarem Hügelland, über Mooren und Seen und reichen Höfen und Dörfern. Die Zwiebelkuppeln der vielen Kirchen und Klöster, die Türme seiner alten Städte ragen in ihn hinein, und fern am Horizont blaut der Bodensee und leuchtet der ewige Schnee der Alpen. Von einer Heiterkeit ist dieses reiche Land überflutet, und lebensfroh, hell und besitzstolz sind die Oberschwaben.“

1918 erschien von Theodor Heuss ein Aufsatz über den oberchwäbischen Barock. Er schildert, wie er zur Vorbereitung dieser Kunstfahrt den biedereren Geschichtsatlas von Putzger herausucht, um die territorialen Verhältnisse vor der Säkularisation zu studieren. Nach Betrachtung einer Karte von Württemberg im Jahr 1789 meint er: „Ich weiß kein Gebiet, wo sich die kleinsten und kleinen Hoheiten bis ans 19. Jahrhundert heran so dicht auf dem Leib saßen. Zwischen den Zeugen dieser Geschichte wandeln wir nun heute, dankbar und erstaunt. Erstaunt deshalb, weil nach Volksart und Wirtschaft dieses Land südlich der Donau eine große Einheit darstellt, ein fruchtbares Bauernland, in dem eine fromme katholische Bevölkerung wohnt, von derber frischer Art, die paar städtischen Inseln verschluckt von dem rein landwirtschaftlichen, großbäuerlichen Charakter des Gebietes. Es will nicht recht in den Kopf, wie diese sehr kompakt erscheinende Masse von Volk und Land in Dutzende von Hoheiten und Grafschaften zerspalten war.“

Noch einmal spricht Heuss von dem „unentdeckten Land da oben“ und von des Volks derber einfacher Art, mit einem soliden „Glauben und Aberglauben, kirchlich und fleißig. Grafen und allerhand Fürsten sitzen in schweren alten Gebäuden dazwischen, ein Kreis für sich, ein fast fremdes Element in der standesherrlichen Mitregierung des lutherischen schwäbischen Kernlandes. Und daneben lebt das 18. Jahrhundert der Kirche, selbstsicherer und selbstverständlicher als sonst irgendwo. Die Augen und die Sinne spüren es heute noch als fast nahe Gegenwart.“

Mit Freude stellt man bei weiterer Lektüre des Aufsatzes fest, wie treffend Heuss die Geistigkeit der vom Barock geprägten Landschaft erfaßt hat, in einer Zeit, als noch nicht allzu viele zum Barock als Kunstrichtung Zugang fanden. Bei der Gründung der Gesellschaft Oberschwaben im Jahre 1946, deren Aufgabe es sein sollte, einen kulturellen Mittelpunkt für diese Landschaft zu schaffen, hielt Carlo Schmid, damals Präsident des Staatssekretariats für das französisch besetzte Gebiet Württembergs, einen Vortrag, den er als „Lob Oberschwabens“ bezeichnete. Er sprach dabei von dem Gau zwischen Donau und Bodensee, „wo uns ein Menschenbild zur Ausprägung gekommen zu sein scheint, in dem Züge der Humanität bewahrt werden konnten, die anderwärts geopfert werden mußten“, und fuhr dann fort: „Der Geist hat sich hier nie hochmütig vom Stoffe geschieden, so wie man hier auch nie die Heiligkeit des Himmels in seiner radikalen Abscheidung von der Erde gesehen hat. Der Geist hat hier seine Würde darin gesehen, zu heiligen, was von der Erde kommt, es in seiner Gegenständlichkeit zu bejahen und die Fülle seiner Kräfte zu einem Lobgesang auf die Schöpfung, deren Mitte der Mensch ist, zu entbinden. Das fängt an bei den bunten Läden der Bauernhöfe und den Gärten der Gehöfte, die etwas ganz anderes sind als die Dekorationen kargen Lebens anderswo, und das geht über die bunten Freuden der Feste des Kirchenjahres zu Prunkbauten der Kirchen, die die Schwere des Erdenstoffes weder negieren noch auftürmen, sondern gegenstandslos machen, indem sie sie in sachten Abstufungen reichster Entfaltung der Schwerelosigkeit des Lichts vernähmen.“ Von den Oberschwaben aber meint C. Schmid: „Hier oben aber haben die Menschen daran festgehalten, daß der Mensch nicht durch das bestimmt wird, was er tut, sondern durch das, was er ist. Sie haben darum nie den Wertmaßstab aus der quantitativen Leistung genommen, sondern ihr Dasein danach bewertet, was es an Reichtum der Entfaltung menschlicher Existenz möglich macht. Sie haben dabei auf manches verzichtet, was nördlichere Breiten sich zum Ruhme angerechnet haben... und manche haben darin einen Mangel an Kraft und Tüchtigkeit gesehen und das Land der Bauernhöfe, Klöster und kleinen Städte ein wenig mitleidig und gönnerhaft belächelt. Das waren Toren, denn wenn sie genauer hingesehen hätten, hätten sie bemerken müssen, daß die menschlichen Tugenden, auch die Tugenden des Mutes und der Kraft, hierzulande ins Blühen gekommen sind wie nur je anderswo.“

Seit der Gründung der Gesellschaft Oberschwaben im Schloß Aulendorf, der leider nur ein kurzes Leben beschieden war, sind nunmehr beinahe 40 Jahre vergangen. Vieles hat sich seither geändert. Das Wirtschaftswachstum nach dem 2. Weltkrieg hat auch in Oberschwaben seine Spuren hinterlassen; die Städte sind weit hinaus ins Land gewachsen und dort angesiedelte Fabriken haben Heimatvertriebenen und Bauernsöhnen Arbeit gegeben. In manchem Dorf ist der bäuerliche Berufsstand bereits zur Minderheit geworden. Doch noch ist das Land nicht überbevölkert, und noch gilt Adolf Schahls Beobachtung, die er im „Kunstabrevis Oberschwaben“ niedergelegt hat. „Der im Unterland schon immer allzu geschäftige, rührige Mensch mit seiner ruhelos gestaltenden Tätigkeit tritt hier zurück hinter der großen, guten, tragenden Natur. Die Erscheinungen des Lebenskampfes sind in solch einem Lande nicht so stark entwickelt wie in den dichter besiedelten Gegenden. Man lebt und läßt leben. Das ist der Kern oberchwäbischer Gemüthlichkeit.“ Und dann weiter: „Noch hat sich der Geist nicht zur Gedanklichkeit verdünnt; er ruht und wirkt in Leib und Seele.“ Möge es so bleiben!

Der Originaltext enthält Bilder und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.

8. Jahrgang – Heft 2 – Seite 53

## Zimmermanns kränkelder Sohn war Chorherr in Schussenried

Von Karl Kaufmann, Bad Schussenried

Die Frau des Baumeisters Dominikus Zimmermann hatte ihrem Ehemann 11 Kinder geschenkt; aber nur 5 blieben am Leben. Auch von diesen verstarb die 1713 geborene Anna Justina schon im blühenden Alter von 20 Jahren, und der jüngste, 1718 geborene Sohn Joseph verstarb, noch ehe er die Priesterweihe erreichen konnte. Franz Dominik kam 1714 auf die Welt und wurde als Stuckator Mitarbeiter in der Arbeitsgruppe seines Vaters. Er heiratete 1750 die verwitwete Wiesbäuerin Maria Lory und wurde dort seßhaft. Der größte Lebenserfolg gelang der Tochter Zimmermanns, der 1716 geborenen Maria Franziska, die der Vater 1737 im Zisterziensinnenkloster Gutenzell unterbringen konnte, wo sie trotz ihrer nur bürgerlichen Herkunft zur Priorin aufstieg und 1759 sogar zur Äbtissin gewählt wurde. Unter ihrer Regierung erlebte das Kloster eine Zeit der Blüte und des Fortschritts.

Während seiner Tätigkeit in Steinhausen von 1727 bis 1732 hatte Dominikus Zimmermann zwei seiner Kinder versorgen können. Der noch sehr junge Franz Dominik arbeitete, unter den Stuckatoren mit einem Wochenlohn von 3 Gulden; mit 30 Kreuzer am Tag war der erst Fünfzehnjährige schon ganz ordentlich bezahlt. Für seinen älteren, 1710 geborenen Sohn Georg aber hatte der Baumeister einen Platz in der Klosterschule des Schussenrieder Stifts erhalten können. „Den 27. Oktober (1728) Seind allgemach die Studenten eingeruckt.“ Es waren über 30, die in 3 Klassen unterrichtet wurden. Neben Carl Kleber, dem Stief-

bruder des damaligen Priors und späteren Abts Magnus Kleber, war „der andere Saecularis von Landsberg, meines dermaligen Baumeisters der Kirchen zu Steinhausen Sohn. Beide haben die Kost bei den jüngeren Studenten in der Schul herinnen, deren 4 seindt. Die übrigen haben die Kost im Dorf, müssen aber immediate nach dem Mittag- und Nachessen paar und paar wiederum in die Schuel herein. Und alle in Monasterio pernoctieren (übernachten).“

Leider läßt sich die weitere Entwicklung des Studenten Zimmermann nicht weiter verfolgen, da das Tagebuch des Abts Didakus auf Seite 480 nach dem Eintrag vom 25. Juni 1729 abbricht. So sind weder die Tage der Einkleidung, der Probeß, noch der Priesterweihe und Primiz bekannt geworden. Dagegen gibt das auf dem Pfarramt Schussenried aufbewahrte Probeßerneuerungsbuch hinreichend Auskunft über seine Tätigkeit und Verwendung.

Am Norbertusfest - 17. Juli 1734 - trägt sich der junge Frater Judas Thaddäus nach der üblichen feierlichen Erneuerung der Ordensgelübde erstmals ein und unterschreibt mit eigener Hand. 1734, 1735 und 1736 steht sein Name noch allein in diesem sogenannten „Goldenen Buch“ ohne Angabe eines Auftrags oder einer Verwendung. 1736 ist er Vestiarius, also Verwalter der Kleiderkammer. 1738 waltet er als Circator, der mit der Glocke seine Mitbrüder an den Dienst und die Tagesordnung erinnert; das Amt des Vestiarius hat er daneben zu versehen. 1739 ist er ohne Amt. 1740 und 1741 ist er Pfarrvikar in Reichenbach, 1742 und 1743 in Otterswang. 1744 hat er Winterstettendorf zu versehen, unterschreibt als Catechista majorum. 1745 scheint er ohne Verpflichtung zu sein. 1746 ist er Vicarius in Reichenbach. 1747 und 1748 in Oggelshausen. 1749 hat er einen Auftrag als Inferiorum Professor. 1750 wirkt er als Pfarrer in Steinhausen und Muttenweiler. 1751 hat er die Schussenrieder Pfarrei zu versorgen. Sein Vorgänger hatte in über großem Eifer gegen das Tanzen offenbar Ärgeris erregt und sich „davongepredigt“. Am 7. Juni 1752 ist er noch in Schussenried als parochiae vicarius et Catechista maiorum. Als er Ende April 1753 von seinem schwerkranken Mitbruder als Beichtvater und dessen Stellvertreter nach Eberhardzell gerufen wurde, konnte er nicht ahnen, daß er 17 Tage nach dessen Hinscheiden diesem so schnell am 21. Mai im Tode nachfolgen würde.

Aus den Tagebüchern des P. Pancratius Nothelfer und des P. Innozenz Müller sowie den „Unterschiedlichen Merkwürdigkeiten aus dem Rapular oder Schreibkalender des Herrn Abts Magnus Kleber läßt sich die Anfälligkeit und der schwächliche Gesundheitszustand des P. Thaddäus ablesen.

Es ist zu vermuten, daß der junge Georg schon in frühem Kindesalter - wie es später sich zeigte - an epileptischen Anfällen litt. Das war der Hauptgrund, warum für ihn kein handwerklicher Beruf - Maurer oder Stukkator wie sein 4 Jahre jüngerer Bruder Franz Dominik - in Frage kam. So bedeutete es eine glückliche Lösung, daß er in Schussenried Aufnahme fand und in eine geistliche Laufbahn gelangte. Da die Schussenrieder Chorherren im allgemeinen bei der Auswahl ihres Nachwuchses sehr wählerisch waren, bedeutete diese Aufnahme ein großes Entgegenkommen dem Landsberger Baumeister gegenüber.

Es darf nicht wundernehmen, daß sich Berichte über solche Anfälle auch in den Tagebüchern seiner Mitbrüder niedergeschlagen haben. P. Nothelfer notiert Seite 287 seines Tagebuchs: „Den 27. November 1750 hat man unserm P. Thaddeo zum Ende gelitten (die Scheidung geläutet), auch die Scheidungsgebete gebetet, in Vermeinung, als sei mit ihm Matthei am letzten; lebt aber wiederum stärker als zuvor. Sein Affekt waren die allzu heftigen Konvulsionen.“ Auch im Zusammenhang mit den Vorgängen beim Tod von P. Thaddäus schreibt er S. 346: „Es war aber dieser gute Pater sehr schwach (von) Complexion (Gesamtverfassung), hatte zum ersten starke Convulsionen, welche die Doktores pro specie Epilepsiae gehalten, welcher Affekt dann glücklich die Ursach seines schnellen Todes gewesen.“

Es ist vielleicht aufschlußreich, den ausführlichen Bericht des Chronisten Nothelfer hier ungekürzt wiederzugeben, da er außer dem traurigen Vorfall, die eigenartigen Vorgänge beim Tod des Chorherrn, die Schwierigkeiten bei der Überführung des Leichnams nach Schussenried und im Anschluß daran wichtige Daten und Angaben über den Vater, Baumeister und Bürgermeister zu Landsberg enthält.

#### **Tagebuch Nothelfer/Schussenrieder Pfarrchronik Seite 345 bis 347**

„Den 3. Mai 1753 ist R. P. Remigius Ilger, pro tempore Pfarrer zu Eberzell (Eberhardzell) an hitzige Fieber morgens um halber sechs im ungefähr 30. Jahr gestorben. Er lag wenig Tag krank und verlangte pro P. Spirituali R. P. Thaddäus Zimmermann von hier aus, ihm zu assistieren. Er wurde allhier begraben und von Eberzell unter einem großen Leichen-Conduct von Reuthern und andern ebenzellischen Pfarrkindern hereingeführt. Wurde diesen auch allen ein Trunk und Brot gegeben.

Es war P. Remigius von Augsburg gebürtig. Seine Eltern Kaufleute von gemeinen Mitteln und hatte noch 3 geistliche Brüder, welche aber gelehrte Männer, wie denn auch er, P. Remigius, ein wohlgelehrter und anständiger Mann, auch vorher Professor Inferiorum, alsdann Helfer zu Zell, nachgehendes Pfarrer zu Stafflangen und auch Pfarrer zu Zell gewesen.

Weilen nun ad iterum P. Thaddäus Zimmermann die Pfarrei zu Zell versehen müssen, geschah, daß er sich nach Mühlhausen zu einer Kirchensolemnität verfügt. Er war frisch und gesund. Bei Tisch aber fing er gähling wegen Enge des Halses zu klagen. Er ließ sich gleich Überschlag machen, die aber nichts helfen wollen, so daß er ohne Verzug nach Haus geeilt und sich nach Eberzell führen lassen. Weilen nun die Enge immer mehr zugenommen, so wurde der Doktor von Biberach, Damian Kreuther, der aber die Sach mit so gefährlich, sondern pro Angina angesehen, indessen ihm aber dennoch gewisse Medizin verschrieben und herausgeschickt, welche aber zu spät gekommen, immaßen der gute Pater Thaddäus morgens in aller Frühe unversehens gestorben und ist kaum noch absolviert worden. Es war daher dieser gute Pater sehr schwache Complexion (Verfassung), hatte zum ersten starke Convulsionen, welche die Doktores pro specie Epilepsiae gehalten, welcher Affekt dann glücklich die Ursach seines schnellen Todes gewesen. Er war 41 oder 42 Jahr alt, vorher auch Professor inferiorum, Pfarrer zu Otterswang und Oggelshausen, ist aber nach seinem Tod ebenfalls allhier überführt und begraben worden. Es wurde aber dieser Leichen-Conduct nicht mehr über Winterstettenstadt, weil die Bürger allda vorhin jederzeit wegen habender Jurisdiction Crises und Zankerein mit Wolfegg-Waldsee bekommen und deswegen die Leich angehalten worden, sondern über Oberessendorf und Dorf (Winterstettendorf) zu, mithin durch das Wolfegg-Waldseeische in allhiesiges Territorium genommen, wodurch denen Winterstädtern eine Nas gedreht worden.

Sonsten war P. Thaddäus des Herrn Bürgermeister Zimmermanns zu Landsberg in Bayern Sohn, ersagter Bürgermeister ist ein berühmter, kunsterfahrener Baumeister, welcher in anno 1728 et sequitur unsere neue herrliche Kirch zu Steinhausen erbaut, sein Bruder aber Johann Zimmermann, Hofmaler zu München, gemalt hat. Ersagter Baumeister Zimmermann hat auch die Kirch zu Kloster Sießen, das Nonnenkloster zu Maria Mödlingen, das Jesuitenkloster zu Landsberg, die Pfarrkirche zu Günzburg, item die neue Wallfahrtskirche zu Steingaden (Wieskirche) auf der sogenannten Wies und andere mehreres erbaut. Er hat auch ein Modell zu unserem neuen Kloster gemacht und erst kürzlich, nachdem sein Sohn, P. Thaddäus gestorben, auch vorher schon allhier mündlich und schriftlich angehalten, als ein Pfründner ad dies vitae allhier aufgenommen zu werden, damit er alsdann zugleich die Inspektion über hiesiges neue Klostergebäu haben möchte. Es ist ihm aber, so viel ich weiß, um unsern Baumeister Jakob Emele nicht für den Kopf zu stoßen, in Gnaden abgeschlagen worden.“

Ergänzend hier der Bericht des P. Innozenz Müller, dessen Aufschriebe später in das Tagebuch Nothelfer übertragen wurden. „Hac ipsa die (21. Mai 1753), da wir alle zu Mittag ganz freudig bei Tisch saßen, ist die traurige Botschaft angekommen, daß R. P. Thaddäus Zimmermann zu Mariazell (Eberhardzell) ganz schnell dahin gestorben, ut infra in Diario R. P. Pancrati.

Um halb 3 Uhr war die Vesper, unter welcher wenige Herren mit dem Creuz bei dem Oberen Tor die Leiche erwartet, welche unter Begleitschaft vieler maria-zellerischer Pfarrkinder über (Winterstetten)-Dorf und Hangen (Hagnaufurt) anhero geführt und also (schwäbisch = auf diese Weise) denen Winterstettener (Winterstettenstadt hatte 3 Wochen vorher bei der Überführung der Leiche des P. Remigius Ilger Schwierigkeiten gemacht und eine Durchfahrtslaubnis der Waldseer Herrschaft verlangt), welche allerhand Crises (?) und figgnereien (?) bei dem Durchmarsch (gemacht). Als die Leich zu Hangen durchgeführt worden, frage der damalige Schultheiß unsern gewaffneten Secretari Kleber als Nepote Reverendissimi, ob sie mit einem Paß von Buchau (dieses Stift hatte in Hagnaufurt die Jurisdiction) versehen, dem er geantwortet, daß allem recht geschehen werde.“ (Die Forsetzung ist schlecht lesbar und hier nur sinngemäß wiedergegeben.)

Als der Leichenzug hier ankam, empfing ihn der ganze Konvent an der Kirchenpforte. Der Sarg wurde im Schiff der Kirche aufgestellt. Man betete die Offizien für den Verstorbenen, und schließlich wurde der Tote in der Kapitelskirche aufgebahrt. Am folgenden Tag, nachdem ununterbrochen Gebete verrichtet wurden, fand der Tote seine letzte Ruhestätte bei seinen verstorbenen Mitbrüdern im Kreuzgang. Eine Bodenplatte mit Namen und Sterbedatum - wie von andern Konventualen - ist nicht mehr vorhanden.

Der frühe Tod seines geistlichen Sohnes hatte das persönliche Band zerrissen, das den Vater mit der Prämonstratenserabtei Schussenried verbunden hatte. Der letzte Bruch erfolgte, nachdem die Norbertiner dem Baumeister die Aufnahme als Pfründner in ihr Kloster versagt und ihm die Oberbauleitung abgeschlagen hatten. Sicher haben die Chorherren damit eine kleinliche Entscheidung getroffen. Die Kunstwelt mag es bedauern, daß damit dem genialen Baumeister die Möglichkeit genommen wurde, einen weiteren Höhepunkt seiner Kunst und seines Könnens zu setzen. Auch sind von seinen Vorarbeiten nur das Holzmodell und zwei Teilskizzen im Luzerner Planalbum erhalten. Eingehendere Pläne und sein Schriftverkehr würden genaueren Aufschluß geben über seinen Anteil am Klosterneubau.

Jedoch sollte die Leistung des tüchtigen örtlichen Klosterbaumeisters Jakob Emele nicht unterschätzt werden, der eine beachtliche Zahl von Kirchen, Pfarrhäusern und Wirtschaftsbauten ausführte, als Bauberater von auswärtigen Herrschaften geschätzt war und zugezogen wurde, und nicht zuletzt großzügig honoriert wurde von der Benediktinerabtei Petershausen, für die er Modell und Pläne lieferte für einen völligen Neubau der Kirche und der Konventsgebäude.

8. Jahrgang – Heft 2 – Seite 57

## Buchauer Bischofstage: Blick in die Vergangenheit – Wegweiser in die Zukunft

Von Paul Kopf, Ludwigsburg

Am 14. September 1776 traf der Konstanzer Fürstbischof Max-Christoph von Rodt mit großem Gefolge im Freiweltlichen Reichsstift Buchau ein. Dort wollte er der fürstlichen Bitte entsprechen und die Kirche des von den Jahrhunderten geprägten Stifts- und Fürstentums zu Ehren der Heiligen Cornelius und Cyprian weihen. Sein Empfang war triumphal. Fürstin und Äbtissin Maximiliana, Erbfrau der Herrschaft Straßberg, geborene Reichsgräfin von Stadion zu Thann- und Warthausen, umgeben von den Kapitular- und Residenzdamen aus dem schwäbischen Adel, den Kanonikern des Stiftes und dem Kanzler des Reichsstiftes Johann Franz Schefold, dem großen Mehrer des stiftischen Grundbesitzes, dem Verantwortlichen für die Fällung des Federsees, die als äußerst vorteilhafte Tat der Stiftsregierung angesehen wurde, bewillkommt den hohen Gast, vor der Fassade der im barocken Stil errichteten Stiftsgebäude und der vom Franzosen D'Ixnard im Klassizismus erbauten und von den bekanntesten Meistern ausgestatteten neuen Kirche. 139 Personen lebten 1780 auf dem eigentlichen Stifts-territorium. Am Fuße des bescheidenen Hügels erstreckte sich die Reichsstadt, nicht wenig auf das Stift blickend und von diesem abhängig, was noch größer gewesen wäre, hätte sich in den reichsstädtischen Mauern nicht eine stattliche Judengemeinde befunden.

Am Bischofstag 1776 waren der Reichsstadt Bürger sicher in der Mehrzahl Zeuge des fürstbischöflichen Zeremoniells bei der Weihe der fürstlichen Kirche. Für die Abhaltung der Gottesdienste in der Pfarrkirche der Reichsstadt, im stiftischen Dorfe Kappel, wird sich an diesem Tag schon eine einvernehmliche Lösung gefunden haben.

Ein Buchauer Bischofstag, wie dieses gefürstete Stift in seiner über 1000jährigen Geschichte, in die wir vorher Einblick nehmen durften, ihn wohl schon öfters erlebt hat. Haben die Repräsentanten damals wohl ahnen können, daß der Abglanz einer zu Ende gehenden Epoche bereits eingeläutet wird? Maximiliana sollte die letzte der Fürstinnen von Buchau sein. Ihr, im vom Stift erbauten Dorf Moosburg, im Bau befindliches Mausoleum wurde nie vollendet und die 1811 in München Verstorbene auch nicht im stiftischen Boden beerdigt. Auch für den Geheimen Hofrat Schefold ging 1803 die kleine Welt am Federsee unter. Sowohl das Gefürstete Damenstift Buchau als auch die Freie Reichsstadt gleichen Namens verloren ihre Selbständigkeit und fielen im Reichsdeputationshauptschluß an den Fürsten von Thurn und Taxis. Am 22. April 1803 verließ Maximiliana als gewesene Fürstin Buchau, ihr einstiger fürstlicher Geheimrat am 13. Juli desselben Jahres.

Über zwei Jahrhunderte sind seit jenem Bischofstag vergangen, den ich nicht zum Anlaß grundsätzlicher Überlegungen nehme, der aber ein Blick auf den Abglanz vergangener Zeiten sein wollte.

Über 150 Jahre später erlebte Buchau Bischofstage seiner Art. Diese wurden stets auch zu einem Blick in die Vergangenheit, um die Wegweisung in die Zukunft besser in Griff zu bekommen. Nicht mehr der Fürstbischof aus dem adeligen Stand kam aus Konstanz angereist. Der Sohn des Straßenwärters aus Schweinhausen, Joannes Baptista Sproll, war die gestaltende Kraft der zu beschreibenden Tage. Die drei markanten Buchauer Begegnungen werden hier zunächst in das geschichtliche Umfeld gestellt und dann in ihrem Ablauf gezeichnet. Die Jahre 1930, 1937 und 1946 erschließen sich damit und verweisen nicht zuletzt auch auf den Tag des Jahres 1985, an dem Bischof Moser der Stadt Bad Buchau und den Federseegegenden weisende Worte in die Zukunft sagen durfte.

Nachdem ich jedoch den Bogen zwei Jahrhunderte zurück zum fürstlichen Bischofstag gespannt habe, seien einige Bemerkungen auch in die Zeit von 1803 bis 1930 hineingesagt, denn auch diese Zeit war keine tote, hatte jedoch in vielen Beziehungen einen neuen Anfang zu setzen. Die Stadt tat sich dabei - trotz aller Schwierigkeiten - fast leichter als das stiftische Wesen, das seiner Mitte beraubt war, wodurch vor allem die unter großem Aufwand von den beiden letzten Fürstbäbissinnen errichteten Gebäulichkeiten bis in diese Stunde hinein zu einer herben Last wurden, die auch nicht gelöscht werden konnte, als nach Thurn und Taxis und NSDAP der Deutsche Caritasverband und der Caritasverband der Diözese als Eigentümer auftraten.

Die Kirchengemeinde jedoch durfte eine geliebte Gabe entgegennehmen. Die Stiftskirche von einst wurde nach der Säkularisation zu ihrer Pfarrkirche, die seit damals, in den letzten Jahren wieder aufs neue, die besondere Liebe der Gemeinde erfahren und deren Renovation als äußerer Anlaß zum Bischofstag 1985 dienen kann.

Dieser Gemeinde standen seit ihrer Gründung 1806 tüchtige Pfarrer vor. Zwischen dem ersten, Urban Ströbele, dem erwählten Bischof von 1846, und dem 1978 verstorbenen langjährigen Vorsitzenden des Kunstvereins der Diözese, Erich Endrich, spannt sich ein weiter Bogen zu respektierender Geistesmänner, in deren Gefolge der heutige Pfarrer steht. Im vergangenen Jahrhundert fanden regelmäßig zahlreiche junge Männer und Frauen zum geistlichen Stand. Von 1843 bis 1856 fanden beispielsweise 9 Primizfeiern statt.

Buchaus Geschichte nach der Säkularisation brachte für die bürgerliche wie kirchliche Gemeinde den Prozeß der Findung. Es erwuchs ein liberales Bürgertum, das keineswegs von Homogenität gezeichnet war und ist. Wohl war die katholische Gruppe zahlenmäßig die stärkste. Aber es entwickelte sich in dieser Zeit auch eine jüdische Gemeinde mit respektabler Wirtschaftskraft, die 1839 ihre schmucke Synagoge fast im Zentrum der Stadt, in Anwesenheit von König Wilhelm I. einweihen konnte. Es entstand ein intaktes, plurales Gemeinwesen an der Stätte, die seit Jahrhunderten gewohnt war, in Abhängigkeit und Angewiesensein zu leben. Das gute Verhältnis zum jüdischen Mitbürger wurde zum Zeichen echter Toleranz. Gerade auch die jüdische Gemeinde war sich der gemeinsamen Verantwortung bewußt und nahm sie, nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch durch entsprechende Vertretung in den bürgerlichen Gremien und den freien Organisationen wahr.

Die gelehrten Rabbiner waren bis 1933 am Honoratiorenstammtisch der Stadt gern gesehene Gäste. Letzter in der langen Reihe sollte der 1961 in Jerusalem verstorbene Dr. Abraham Schlesinger sein. Er wurde 1938 von der Gestapo verhaftet.

Einen Teil von Buchaus Geschichte darzustellen, hat sich der Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart vorgenommen. Er wird 1986 seine Mitgliederversammlung in Bad Buchau abhalten. Ein Stück schwäbischer und spezieller Kirchengeschichte des letzten Jahrhunderts soll dabei beleuchtet werden, so daß ich nun einengen kann, um die Bedeutung der Buchauer Bischofstage darzustellen, die jeweils zur grundsätzlichen Aussage, zum klaren Wegweiser in die Zukunft werden sollten. Zum bedeutendsten wurde zweifelsohne, bedingt durch die Situation der Zeit, der Bischofstag 1937.

Am Dreifaltigkeitssonntag 1937 kamen in Buchau 15 000 Menschen zusammen, um die wegweisenden Worte ihres Bischofs, Joannes Baptista Sproll, vor der Kulisse des Schlosses zu hören, das im selben Jahre durch die Nationalsozialisten vom Fürsten von Thurn und Taxis käuflich erworben, zum großen Zentrum der neuen Bewegung ausgebaut werden sollte. Selten werden in einer Stadt Kirche und Nationalsozialismus territorial so Wand an Wand gestanden haben wie hier. Buchaus Stadtpfarrer, Erich Endrich, und Rottenburgs Bischof, Joannes Baptista Sproll, wußten, was sie der Federseegegend schuldig waren: eine klare Wegweisung. 180 Geistliche begleiteten den Bischof. Von ganz Oberschwaben kamen vornehmlich junge Leute, um ihr Bekenntnis zur Kirche im Zeichen des „Firmgeistes“ abzulegen. Was die katholische Kirche Buchaus damals auf die Beine brachte, ist weder vor- noch nachher jemand gelungen, und dies, obwohl die Werbung durch die gängigen Medien sehr eingeschränkt war.

Die nationalsozialistische Bewegung, provoziert durch den Bischofstag, hielt wenige Monate später in derselben Stadt mit Reichsleiter Alfred Rosenberg unter großem Propagandaaufwand ihre Vorgeschichtstagung ab, ohne im geringsten an die Besucherzahl des Bischofstages heranzukommen. Der damals junge Stadtpfarrverweser Endrich meinte wenige Jahre zuvor, der Bischofstag 1930 werde wohl der größte der Geschichte werden. In goldenen Lettern wollte er ihn



in der Geschichte der Gemeinde verzeichnet wissen. Dieses Buchauer Ereignis soll nun hier vorgestellt werden, gefolgt von der Begegnung des Jahres 1946. Vier Aspekte sollen jeweils gliedern: 1. Das politische Umfeld, 2. Der kirchengeschichtliche Anlaß, 3. Der Verlauf, 4. Die besondere Bedeutung.

## Der Bischofstag im Jahre 1930

Die politische Landschaft war durch die Weltwirtschaftskrise gekennzeichnet. Drei Millionen Arbeitslose im Reich brachten fast unlösbare Probleme. Am 28. März übernahm Heinrich Brüning vom Zentrum das Amt des Reichskanzlers. Bei den folgenden Wahlen stieg die NSDAP von 12 auf 107 Mandate, wodurch das Regieren fast nur noch durch Notverordnungen möglich wurde. In Württemberg stellte ebenfalls das Zentrum seit 1928 mit Eugen Bolz den Staatspräsidenten. Die Verhältnisse im Reich zwangen auch das Land zu rigorosen Sparmaßnahmen.

Der Bischofstag hatte durch die Seligsprechung der Äbtissin Irmengard von Buchau und Chiemsee einen ganz klaren kirchengeschichtlichen Hintergrund. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg hat der Konvent von Frauenwörth im Chiemsee die alten Bemühungen um die amtliche Seligsprechung Irmengards wieder aufgenommen, unterstützt durch den Münchner Kardinal Michael Faulhaber. Am 19. Dezember 1928 war das Ziel erreicht, die Seligsprechung durch Papst Pius XI. bestätigt. Mit größter Feierlichkeit wurde auf der Insel Frauenwörth im Chiemsee das Fest der Seligen 1929 begangen. Für die Diözese Rottenburg wurde als Gedenktag der 17. Juli päpstlich genehmigt. Buchaus Stadtpfarrer Eugen Stemmler, der am 24. Oktober 1929 nach Herlazhofen wechselte, plante noch für Oktober als krönenden Abschluß seiner Tätigkeit ab 1919 eine Seligen-Irmengardisfeier, wozu er Bischof Sproll einlud. Dieser bat jedoch, die ganze Feier auf das Jahr 1930 zu verschieben, um das Bewußtsein für die neue Selige noch zu vertiefen.

So führte Stadtpfarrerweser Endrich in engster Zusammenarbeit mit den städtischen Gremien und nach eingehenden Besprechungen mit dem Bischof die Festvorbereitungen durch. Zur Einführung in das Fest schrieb er:

„Buchaus Freuden-, Gnaden- und Ehrenwoche ist angebrochen: das langersehnte Irmengardisfest. Feste nach außen gibt es in Fülle, Feste nach innen, Feste von innen, sind selten. Unser Fest sei innerlich.

Eine Woche voll innerer Freuden, weil wir eine Selige haben, nicht bloß für diese paar Tage, sondern für immer, als Vorbild, als Fürbitterin. Das stille Zwiegespräch mit Irmengard sei uns die schönste Festtagsfreude. Ihre fortdauernde Verehrung Buchauer Ehrenpflicht. Eine Woche voll innerer Wonnen, weil wir eine Opferstätte haben durch den neugeweihten Hochaltar, den Mittelpunkt unseres Gemeindelebens mit Christus verborgen in Gott. Eine Woche voll Herzensjubel, weil der fast 1000jährige Kryptaraum erneut seine Weihe und Würde erhält. Und eine Woche der inneren Gnaden. Die Pfarrgemeinde begehe die Tage wie eine Mission mit hl. Sakramentsempfang, besuche die allgemeinen und Standespredigten gewissenhaft und pünktlich. Nur der Kommunikant kann ehrlicher Festgast sein. Die ergreifende Schönheit der Gottesdienste und Zeremonien wecke neu die Liebe zur hl. Kirche.

Freuden-, Gnaden- und Ehrenwoche. Wir haben den Vater in unserer Mitte, den in Ehrfurcht geliebten Oberhirten, nicht nur einmal, sondern zweimal. Ihm gilt unser erster ehrerbietigster Gruß. Wir haben mehrere Väter des Benediktinerordens zu Gästen, die Ordensbrüder der Seligen. Ihnen ein herzlicher Willkomm. Viele Priester und Männer wie Frauen des katholischen Lebens strömen zu unserem Feste her. Ihr Eifer belebe unseren Eifer, ihr Glaube stärke unseren Glauben, daß diese religiöse Erhebung Früchte für die Zukunft trage. Kath. Pfarrgemeinde, so freue dich, nütze die Gnadenzeit und erweise Ehre Gott und durch ihn allen deinen Festtagsgästen!“ (Anzeiger 1930, Nr. 28/29).

Die Zahl der Festtagsgäste war groß. Staatspräsident Eugen Bolz vertrat die weltliche Seite, Herzog Albrecht von Württemberg und viele Vertreter des ober-schwäbischen Adels bekundeten durch ihre Teilnahme ihr Interesse an den Buchauer Festtagen. Von kirchlicher Seite erschienen neben dem Diözesanbischof zum Fest: Erzabt Dr. Raphael Walzer, Beuron; Abt Dr. Bernhard Durst, Neresheim; Abt Michael von Witowski, Weingarten. 150 Geistliche und 10 000 Pilger aus dem ganzen Land strömten in die altehrwürdige Klosterstadt am Federsee. Das Fest dauerte von Dienstag, den 15. Juli, bis Montag, den 21. Juli.

Drei Schwerpunkte sollten das Anliegen der Tage verdeutlichen:

1. Die Hochaltarweihe am Donnerstag durch den Diözesanbischof, der am Vorabend festlich in der Stiftskirche empfangen wurde und die Einführungs predigt zur Altarweihe hielt. Der Tag der Altarweihe begann um 6.30 Uhr mit der Bischofsmesse; die Weihe selber um 8 Uhr; um 9.30 Uhr war Festpredigt des Bischofs und um 10 Uhr levitiertes Hochamt am neugeweihten Altar, welcher der ursprüngliche Hochaltar der Kirche war. (Übrigens zeigt bereits dieses Programm, wie sich seit der Liturgiereform der Verlauf von derlei Feierlichkeiten verändert hat.)

2. Das Irmengardisfest am darauffolgenden Sonntag. „Hl. Messen von 5 Uhr an. 6.30 Uhr Abtmesse. 8.15 Uhr Abholung der Hochw. Herren im Stadtpfarrhaus. 8.30 Uhr Festpredigt durch Hochw. Herrn Erzabt von Beuron, Dr. Raphael Walzer, Pontifikalamt mit Priesterweihe, feierliche Prozession durch die Stadt (Karlsstraße, Schussenrieder Straße, Marktplatz). 14.30 Uhr Pontifikalvesper. 15.15 Uhr historischer Kinderfestzug. 16 Uhr auf dem Festplatz Ansprachen und historische Festrede durch den Hochw. Herrn Oberschulrat, Dr. Kurfeß, Koblenz. Abends 20.30 Uhr Weihe der Kreuzigungsgruppe am Turm durch den hochw. Herrn Bischof mit Predigt des Bischofs.“ (Anzeiger 1930 Nr. 28/29).

3. Die Weihe des Kryptaltars. Der folgende Montag sollte mit der Weihe des Kryptaltars zu Ehren des heiligen Bischofs Ulrich von Augsburg, dessen Schwester in Buchau im Kloster war, durch Abt Dr. Bernhard Durst aus Neresheim zum letzten Höhepunkt der Festtage werden. Auch dazu gab es eine Vorgeschichte. Stadtpfarrer Stemmler berichtet: „Seit längerer Zeit hatten sich an den äußeren und inneren Chormauern der hiesigen Stiftskirche infolge mangelnder Abwasserleitung Schädigungen des Mauerwerks gezeigt: innen waren zum Teil der Holzbodenbelag und das Chorgestühl von Fäulnis angegriffen; besonders dieses Frühjahr, nach dem letzten kalten Winter, schwitzten die Tonfliesen, trotz der hohen Lage der Kirche, ungemein viel Wasser aus; und außen waren die gerade jetzt in Erscheinung tretenden, oft erschreckend großen Lücken im Gemäuer immer wieder notdürftig ausgeflickt worden. Schon einige Jahre trug sich deshalb die Kirchenverwaltung mit dem Gedanken, durch zementierte Abdichtung der Mauerumgebung und durch Einlegen von Abwasserrohren diesen Mißständen gründlich abzuwehren. Die fürstliche Domänekammer in Regensburg gab auf vorgetragene Bitte schon am 28. September 1925 die dankenswerte Erlaubnis, den nordöstlichen Schloßkanal zur Wasserableitung von der Kirche weg benützen zu dürfen. Einige Male mußte die Ausführung der Arbeiten wieder verschoben werden. Seit 14 Tagen nun wurden die östlichen Grundmauern des Chors vom Turm bis zum Schloß bloßgelegt. Da fand sich nicht nur ein 60 cm breiter, dunkler, von Norden in der Richtung zur Kirche verlaufender tiefer Grabenstreifen, sondern auch an dessen Ende in der alten Kieselsteingrundmauer eine Stelle, die einst zu einem Eingang durchbrochen und später mit Back- und Tuffsteinen wieder ausgefüllt worden war. Groß war die Freude dieser Entdeckung. Glaubte man doch, den Weg gefunden zu haben, auf dem nach der Zimmer'schen Chronik (1. Band, Seite 311) die Buchauer Äbtissin Anna, Freifrau von Gundelfingen (1402-1410), nach dem Grab der seligen Stifterin des Klosters, Adelindis, welches seit dem ersten Brand der Kirche im Jahre 1032 verloren gegangen war, hatte graben und suchen lassen, der Sarg sei wirklich gefunden und die ‚Stifterin‘ auf einem Ellbogen auf der Seite liegend gesehen und wieder verschlossen worden. Jetzt drängte es unfreiwillig förmlich weiter, als die ursprüngliche Absicht ging: die sagenhafte Äbtissinnengruft zu erschließen. Bald nach dem Mauerdurchbruch kamen in einer Tiefe von 4 bis 5 Meter unter dem jetzigen Chorboden in viel Bau- und Brandschutt zahlreiche Trümmerstücke von tongebannten Schmuckgegenständen, die mit ihrer z. T. frischen schönen Bemalung an karolingische oder frühgotische Kunst erinnerten, aber bei rasch und reichlich sich mehrenden Funden verschiedenen späteren Perioden zugeschrieben werden müssen. Sicher Römisches läßt sich bisher nicht nachweisen. Nunmehr steht ein nördlicher Teil einer großen, dreischiffigen romantischen Krypta mit einer Steinbank ringsum und einem östlichen Fenster offen, aber leider sind die Kreuzgewölbe zerstört. Von einer Gefährdung und Stützung der starken Kirchenfundamente, von der eine Zeitung schrieb, ist keine Rede, nur der stuckmarmorene neuere Hochaltar muß, weil auf Schutt aufgebaut und nur schwache Säulenträger gefunden, gestützt werden. Für die Baugeschichte der Stiftskirche sind die bisherigen Grabungen nach maßgebendem Urteil des Landeskonservators Professor Laur, Friedlichshafen, hochinteressant, und es bliebe nur zu wünschen, daß die uralte Krypta erhalten und öffentlich zugänglich gemacht werden könnte.“ (Anzeiger 1929, Nr. 39).

Ein allen in der Federseegegend und weit darüber hinaus bekannter Holzschnitt von der Seligen Irmengard der Sigmaringer Grafikerin Luise Hoff wurde das Erinnerungsbild, damit im geistigen Umbruch der Zeit das Bild der hochgemuten Frau seinen Platz in den Herzen behauptet, ihre Fürbitte und Vorbild erhalten bleibt und viele großherzigen Seelen ihr nahefeiern in der Hingabe an Gott und in der sorgenden Liebe zu seinen Gliedern. Irmengard steht auf diesem Bild vor der Kirche in Buchau, in Schleier und Habit mit Brustkreuz und Stab und legt ihre Königskrone ab, um Christus nachzufolgen. Der Bischofstag von Buchau wurde zum geistlichen Ereignis. Die fast vergessene Irmengard trat aus der Geschichte hervor und wurde zu einer wirkungsvollen Führungsgestalt. So ist es nicht verwunderlich, daß auch die Spuren der Klostergründerin Adelindis neu gesichert werden sollten. In der neuentdeckten Krypta wurden ihre Gebeine am 31. Oktober 1941 inmitten der Wirren des Zweiten Weltkrieges beigegeben. Das Aufspüren der Geschichte der geweihten Stätten in Buchau war als Wegweisung ganz entscheidend. Seit 1919 fanden in großem Ausmaß Ausgrabungen aus der Vor- und Frühgeschichte der Menschen unseres Lebens-

raumes statt. 1937 wurden dieselben durch den Besuch von Reichsleiter Alfred Rosenberg zu einem nationalsozialistischen Ereignis ersten Ranges hochgespielt.

An Orten, wo sich so vieles, wie in dem zunächst unscheinbar wirkenden Buchau, zusammengdrängt, bedarf es besonderer Sorgfalt im Umgang mit der Geschichte, um nicht deren Verfremdung zu erleben. Die Kirche von Buchau wurde nicht müde, Irmengard und Adelindis als Führergestalten herauszustellen. Die politische Situation war bedrohend, so daß in einer vertraulichen Niederschrift eines maßgebenden Politikers jener Tage des ersten Bischofstages steht: „Ich bin längst der Meinung, daß das Parlament die schweren innenpolitischen Fragen nicht lösen kann. Wenn ein Diktator für 10 Jahre möglich wäre, ich würde es wünschen; denn es handelt sich um ein Volk und seine ganze Zukunft.“ (Miller/Sauer 156)

Wenige Jahre nach dem Bischofstag und dem erwähnten Zitat wurde an den Stiftsgebäuden das Symbol des neuen Reiches angebracht, und nicht lange dauerte es, bis die Mitbrüder jüdischen Glaubens auch in dieser Stadt mit dem Davidsstern gezeichnet wurden, ihre Synagoge verbrannt, ihre Geschichte zertrümmert. Mit Klugheit wurde das Irmengardis- und Adelindisfest gerade auch in jener brandenden Zeit gefeiert. Wer in dieser Stadt hören wollte, der konnte hören. Der Bischofstag 1930 mit seiner ganzen Aussagekraft der Einheit von Altar, Priestertum und christlichen Werten fand zur rechten Zeit statt.

## Der Bischofstag 1946

Am 13. Mai, vor 40 Jahren, spielte sich in Egg in Vorarlberg diese Szene ab:

Morgens gegen 8 Uhr kommt die Wirtin des Ortes zu Pfarrer Ferdinand Reimberger und meldet aufgeregt einen Todesfall an. Ein Gast des Hauses, Walter Müller, einige Tage bereits in Logis, sei verstorben. Sie regelt das kirchliche Begräbnis, welches der Pfarrer vornimmt. 20 Jahre später zeigt mir Pfarrer Reimberger das Totenregister der Pfarrei. Ich meinte, es wäre allmählich Zeit, bei diesem Eintrag einen Vermerk zu machen. Er gab mir seinen Füllfederhalter und ich korrigierte mit einer dicken Randbemerkung: Nicht Walter Müller, sondern Wilhelm Murr, Gauleiter und Reichsstatthalter von Württemberg Hohenzollern. Der betagte Geistliche erzählte mir auch, wie es nach dem Zusammenbruch zu einer Exhumierung wegen der Identifizierung kam und was sich sonst noch ereignete. Daraufhin begaben wir uns zum Grab. Dort stand Walter Müller auf dem steinernen Kreuz geschrieben. Ein Weihwasserkesselchen, wie bei allen Gräbern des Friedhofs, war am Fuß ende angebracht. Ich gab dem Reichsstatthalter von ehemals Weihwasser.

Wenige Tage zuvor hatte die Gauleitung dieses Landes ihre letzte Residenz, das Stift Buchau, verlassen. Der Chronist, Pfarrpensionär Karl Rehm, schreibt kurz und bündig am 22. April in die Buchauer Pfarrchronik: „Die Schloßbewohner, die aus Stuttgart hieher gebracht wurden in großer Zahl - lauter Bonzen mit Weibern -, reisten schleunigst ab mit ihren großen Autos, für welche man Benzin genug hatte... Im Schloß ist Tohu Wabohu, d. h. es ist niemand mehr da von denen, welche den letzten Blutstropfen für Hitler vergießen wollten, alles steht und liegt durcheinander; 10 Bonzen wohnen noch privat.“ (S. 78 f.)

Kaum zwei Monate nach diesem Ereignis durfte die Diözese Rottenburg am 14. Juni wieder ihren Bischof aus der Verbannung zurückholen. Unter den Gästen bei der Begrüßungsfeier befand sich auch Buchaus Stadtpfarrer. Er durfte mit einem französischen Militärgeistlichen, der in Buchau einquartiert war, nach Rottenburg mitfahren.

Bischof Joannes Baptista Sproll, nicht mehr der von Gesundheit Strotzende, wie ihn die Buchauer 1937 erlebten, sondern der am Leibe Zerbrochene, machte sich trotz stärkster körperlicher Behinderung sofort nach der Heimkehr wieder daran, möglichst viele Gemeinden der Diözese zu besuchen. So kam er auch an Maria Himmelfahrt 1946 zum Bischofstag nach Buchau, der mit Rücksicht auf den leidenden Oberhirten im Programm bescheidener ausfallen mußte. Und trotzdem war er für das Leben der Gemeinde recht wichtig, denn wiederum forderte eine besondere Zeitsituation die Kräfte der Menschen. Die „Adelindis-Glocke“, am 20. Mai 1945 zum ersten Mal für Buchau und seit 29. Juli 1945 bis heute fürs ganze Federseegebiet das Kirchenblatt - der frühere „Buchauer Kirchenanzeiger“ mußte am 27. August 1939 sein Erscheinen einstellen - berichtet in der ersten Nummer 1946:

„Zu Beginn eines neuen bürgerlichen Jahres sind uns allen große und schwere Aufgaben gestellt Die Irrlehren der jüngsten Vergangenheit haben vielfach Familien und Gemeinden empfindlichen Schaden zugefügt; denn sie erschütterten deren Grundlage, die Religion und den allein wahren Glauben. Ohne Religion ist aber ein gesundes Familien- und Gemeindeleben nicht denkbar. Jeder Christ trägt daher die volle Verantwortung, im öffentlichen und privaten Leben die wahren christlichen Grundsätze und Lehrsätze zur Geltung zu bringen.“ (Nr. 1, 6. Januar 1946).

Für alle Gemeinden des Federseegebietes wurde der hohe Festtag so angekündigt: „Die Selige Irmengardis und die Selige Adelindis, diese beiden mächtigen Schutzherrinnen Buchaus und des ganzen Schwabenlandes, mögen den ehrwürdigen Bekennerbischof und die ganze Schwabendiözese, vor allem die katholische Schwabenjugend auch in Zukunft behüten, begleiten und beglücken! Es ist unserer Kirchengemeinde eine hohe Ehre, in schwerer Zeit den schwergeprüften, aber unbeugsamen und rastlos tätigen Bischof der Diözese am Himmelfahrtsfest in unserer Stiftskirche begrüßen zu dürfen und seinen Hirtenworten lauschen zu können.“ (Adelindis-Glocke 1946, Nr. 32).

Die Dokumentation des Ablaufs lautet:

„Es war ein tief ergreifender Anblick, wie der greise, körperlich gebrochene, aber geistig immer noch wache und wachsame Bekennerbischof Joannes Baptista durch die knieende Volksmenge in die Kirche getragen wurde, die rechte Hand mühsam zum Segen erhoben...“

Für den gläubigen Menschen wurde der Flügelschlag der Ewigkeit irgendwie hörbar und spürbar im Innern die Erkenntnis: Hier ist ein Bekennerbischof, ein unblutiger Märtyrer seiner männlichen unbeugsamen Gesinnung und Haltung, ein wahrer Sendbote Gottes!...

Die Federseestadt prangt heute am Feste Maria Himmelfahrt nicht bloß im Blumenschmuck der geweihten Kräuterbüschel, sondern auch im Flaggen- und Fahnschmuck einer kirchengeschichtlich bedeutsamen Stunde, die uns alle hier versammelt hat und tief bewegt. Was wir soeben erleben, ist Ausdruck der Freude, des Dankes, der Treue, mächtiger Ausdruck einer letzten Verbundenheit von Hirt und Herde.

Wir grüßen heute unseren in Ehrfurcht geliebten Oberhirten als lang ersehnten ‚Heimkehrer‘ und als ‚Märtyrer des Heimwehs‘, das ihn in siebenjähriger Verbannung verzehrte, aber doch nicht zerbrechen konnte. Wir wissen die hohe Ehre seines Besuches in Buchau wohl zu würdigen und grüßen ihn als Vater und Führer unserer Diözese.

Heftig umkämpft und bekämpft, dem Terror der Straße ausgesetzt und zeitweise von Mordplänen umgeben wie ein Hl. Paulus, hat unser Bischof der Unmenschlichkeit, der Unmoral, dem Unglauben des vergangenen Staates ins Angesicht widerstanden wie ein wahrer Joannes Baptista des 20. Jahrhunderts, ein Rufer in der Wüste einer grenzenlosen Not. Er hat seine Menschenpflicht, seine Christenpflicht, seine Hirtenpflicht erfüllt in einer Zeit der gefährlichsten Tyrannei, die je in Deutschland herrschte und dadurch hat er Gott gefallen und ist für treu befunden worden...

Der Kirchenstiftungsrat hat in seiner Sitzung vom 7. August 1946 einstimmig den Beschluß gefaßt, das der Stadtpfarrei Buchau gehörige Kath. Gemeindehaus in Zukunft ‚Bischof-Sproll-Haus‘ zu benennen. Es soll sein ein Haus steter Ehrung des mutigen und standhaften Bekennerbischofs, ein Haus unvergesslicher Erinnerung an den erhabenden Buchauer Bischofstag am Dreifaltigkeitssonntag 1937 und an den ergreifenden Bischofsbesuch am Feste Maria Himmelfahrt 1946 nach glücklicher Heimkehr aus langjähriger Verbannung, ein Haus tatkräftiger Erneuerung christkatholischen Glaubens für Jugend und Volk in schwerer Nachkriegszeit, eine kulturelle Heim- und Pflegestätte der edlen und großen Überlieferung einer mehr als tausendjährigen christlichen Geschichte, an deren Wiege die frühschwäbischen seligen Frauen Irmengardis und Adelindis stehen, die mächtigen Schutzpatroninnen unserer Stadt, unserer Heimat, unserer Diözese.

Die Stadtpfarrgemeinde Buchau-Kappel bittet Ew. Exzellenz, das hohe Protektorat über dieses Haus zu übernehmen und Haus und Gemeinde den oberhirtlichen Segen zu erteilen...

Der Hochwürdigste Bischof hielt eine Marienpredigt und wies in schlichten, einfachen, aber väterlich eindringlichen Worten vor allem auf die Reinheit und Barmherzigkeit der Gottesmutter Maria hin und warnte die Jugend vor manchen Gefahren und Unsitten, die ihre Jugendkraft bedrohen und zerstören. Am Schluß dankte er für das Geschenk des ‚Bischof-Sproll-Hauses‘ und gab der Erwartung Ausdruck, daß nur solche Veranstaltungen dort stattfinden würden, die sich mit dem Charakter des Hauses und der Ehre seines Namens vertragen. Man spürte auch ohne rednerischen Schwung und Schmuck die Wärme seines Hirtenherzens, dem es um das religiöse und sittliche Wohl der Jugend und des Volkes geht. Es waren Worte, wie zum Abschied gesprochen, und wie ein letztes Vermächtnis an der Schwelle der Ewigkeit.“ (Adelindis-Glocke 1946, Nr. 34)

Dieser Tag wurde wahrhaftig zum Vermächtnis. Es war der Abschiedsbesuch nach durchlittenem Leben von einer geschichtlichen Stätte, an die er immer wieder auch als Firmbischof gekommen und wo er vor der Filialkirche Kappel am 24. Oktober 1927 als Konsekrator der neuen Kirche St. Peter und Paul empfangen wurde.

Die Buchauer Bischofsstage künden die Botschaft vom Leben der Menschen an historischer Stätte, die sich immer wieder gegen die Erschütterungen der Fundamente ihres Glaubens standhaft wehrten, um ihn der kommenden Generation unverfälscht weitergeben zu können. In diesem Kontext der Geschichte stand auch der Bischofsstag im Mai 1985, und in der Aufgabe, den Blick in die Vergangenheit zu lenken, um daraus eine Wegweisung für die Zukunft zu finden. Die Verantwortung wurde dabei nicht kleiner, in einer Welle der Säkularisierung, die auch das ländliche Umfeld durch verlockenden Wellenklang umspült.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise/Quellen die hier nicht abgedruckt sind.

8. Jahrgang – Heft 2 – Seite 63

## Die Bruderschaften der Kath. Pfarrei Ummendorf

Von Hans Hutzel, Ummendorf

Einen festen Bestandteil des kirchlichen Lebens der Pfarrei Ummendorf bildeten die Bruderschaften. Die älteste dürfte die Johannes- oder Täuferbruderschaft gewesen sein, die bereits im Jahre 1503 mit dem Präfekten Hans Murer von Häusern erwähnt wird. Die Zeit der Gründung und die Statuten sind nicht bekannt. Möglicherweise geht diese Bruderschaft bis in die Zeit der Gründung der Johanneskapelle zurück.

Im Anschluß an die Mission von 1672, abgehalten von den Dominikanern, wurde die Erzbruderschaft des hl. Rosenkranzes gegründet. Ihr langjähriger Präfekt war Ammann Georg Kürsinger, der sich im 30jährigen Krieg so tapfer für Ummendorf eingesetzt hat.

Am 14. September 1731 wurde die Kreuzbruderschaft eingeführt, wobei sich jedes Mitglied verpflichtete, für ein verstorbenes Mitglied eine hl. Messe lesen zu lassen. Nach der Aufhebung des Klosters Ochsenhausen im Jahre 1803 verschwanden allmählich auch die Rosenkranz- und Kreuzbruderschaft. Beim großen Kirchenbrand im Jahre 1803 waren die Stäbe der Rosenkranzbruderschaft gerettet worden. In einer Notiz aus dem Jahre 1816 bedauerte der damalige Pfarrer die nachlässige Beteiligung der Erwachsenen. Zu dieser Zeit nahm die ganze Pfarregemeinde mit Kerzen an der Prozession teil und zwar trugen die Jugendlichen von 12 bis 16 Jahren gelbe Kerzen, jene von 16 bis 20 Jahren rote Kerzen und jene von 20 bis 24 Jahren weiße Kerzen.

Unter Pfarrer Müller wurde am 25. März 1852 als Ersatz für die Rosenkranz- und Kreuzbruderschaft die Corpus-Christi-Bruderschaft eingeführt, mit Prozession und Opfergang an den Monatssonntagen, den ersten Sonntagen im Monat, unter Aussetzung des Allerheiligsten und nachmittags Bruderschaftsandacht mit Segen. Auch bestand in der Pfarrei noch die St.-Michaelis-Bruderschaft, die am letzten Sonntag im Monat nach der Predigt einen Opfergang für den Papst (Peterspfennig) hielt.

Zur großen Freude der ganzen Pfarregemeinde wurde die altehrwürdige Rosenkranzbruderschaft durch den Ordensgeneral der Dominikaner in Rom unter Pfarrer Dr. Hofele am 20. September 1899 neu errichtet, worauf das Bischöfliche Ordinariat am 26. September 1899 „im Hinblick auf die hervorragende Bedeutung dieses Werkes christlicher Frömmigkeit“ seine Zustimmung erteilte.

Bruderschaftsaltar war der Lourdesaltar unter dem Chorbogen, der die Aufschrift „Rosenkranz-Bruderschafts-Altar“ trug. Die originale Urkunde hing links neben dem Hochaltar, während am Chorbogen rechts ein schönes Bruderschaftsbild und links das Ablaßverzeichnis aufgehängt war. An allen Freitagen wie Sonntags- und Festtagen wurde hier der Rosenkranz gebetet, von Kreuzauffindung bis Kreuzerhöhung in der besonderen Meinung um den zeitlichen Segen für Haus und Feld.

In den Satzungen der „Eucharistischen Vereinigung“, deren Gründung nicht bekannt ist, steht unter I A:

„Die Eucharistische Vereinigung umfaßt folgende Gruppen: 1. Die Gemeinschaft der Rauchmantelträger, Himmelsträger, Stabträger (Rosenkranzbruderschaft) und den Kreuzträger. 2. Die Mitglieder des Kirchenstiftungsrates. 3. Die Mitglieder der ewigen Anbetung.“ Und unter III B heißt es: „Da die eucharistische Monatsprozession im ursprünglichen Zusammenhang mit der Rosenkranzbruderschaft steht und die Eucharistische Vereinigung im Anschluß an die Rosenkranzbruderschaft entstanden ist, so wäre es sehr zu begrüßen, wenn die Mitglieder der Eucharistischen Vereinigung recht zahlreich auch der Rosenkranzbruderschaft angehören würden.“

An jedem ersten Sonntag im Monat bis zum Jahre 1869 wurde vor Beginn des Hauptgottesdienstes eine Prozession in der Kirche von der Rosenkranzbruderschaft mitgestaltet. Über die genaue Zusammensetzung dieser eigenartigen Monatsprozession aus früheren Zeiten ist nichts überliefert; viele Ummendorfer können sich aber an die Aufstellung der Monatsprozession in den Jahren nach dem Kriege bis zur Einstellung derselben im Jahre 1969 noch gut erinnern.

Die Aufstellung der Prozession erfolgte im Mittelgang der Kirche; ein Ordner in blauer Uniform mit silbernen Knöpfen und einem Ordnerstab, ähnlich dem eines Tambourmajors, nur etwas länger, gab die Reihenfolge an. Hinter einem Ministranten, der ein kleines silbernes Kreuz auf einer Stange trug, folgten zwei weitere Ministranten, mit je einer roten Fahne von 62 cm Breite und 1 m Länge. Auf der Vorderseite der einen Fahne war die Taufe Jesu durch Johannes, Gottvater und der Hl. Geist, auf der Vorderseite der anderen Fahne Maria mit dem Jesuskind und vermutlich der Mutter Anna dargestellt. Die Rückseite der beiden Fahnen zierte ein schmales, weißes Kreuz, das bis zum Rand der Fahne reichte. Anschließend folgten die Erst- und Zweitkommunikanten, zuerst in Zweierreihe die Buben mit schwarzem Anzug, weißem Hemd, Fliege und Kommunionkerze, dahinter die Mädchen mit weißen Kleidern, weißem Kranz und Kommunionkerze. Danach kamen die Stabträger der Rosenkranzbruderschaft, im Volksmund auch „Staggelesträger“ genannt. Für jeden Rosenkranz gab es entsprechend der fünf Rosenkranzgesätze jeweils fünf Stäbe, wobei die roten Stäbe den Schmerzhafte Rosenkranz, die weißen Stäbe den Freudenreichen Rosenkranz und die gelben Stäbe den Glorreichen Rosenkranz darstellten; jeweils ein Stabträger ging voraus und die vier dazugehörigen folgten in Zweierreihe. Den Beschluß bildeten die vier blauen Stäbe, deren Bedeutung nicht mehr bekannt ist.

Die Stabträger trugen runde Holzstäbe von 25 bis 30 mm Durchmesser und einer Länge von 2 m. Oben auf den Stangen waren bemalte Blechschilder befestigt. Auf der Vorderseite bei den fünf Stäben des Schmerzhafte Rosenkranzes war jeweils eine rote Rose, bei den fünf Stäben des Freudenreichen Rosenkranzes je eine weiße Rose, und bei den fünf Stäben des Glorreichen Rosenkranzes je eine gelbe Rose gemalt. Auf der Rückseite schmückten die dazugehörigen Rosenkranzgeheimnisse die fünfzehn Schilder. Dazu kamen noch die vier blauen Stäbe, St. Benedikt mit dem Abtstab, St. Dominikus mit Lilien, St. Scholastika mit einem mit Lilien geschmückten Kreuz und St. Katharina von Siena mit einem Äbtissinnenstab. Auf der Rückseite trugen sie bei St. Dominikus und St. Benedikt das Monogramm Christi, bei St. Scholastika und St. Katharina das Monogramm Mariens. Alle vier Monogramme waren kreisförmig von je fünf roten, weißen und gelben Rosen umgeben. Unterhalb der bemalten Blechschilder war an dem Holzstab eine goldene Holzkugel, an dem ein kegelförmiges Samtmäntelchen mit 25 cm Länge und goldener Brokateinfassung befestigt. Der Samtmantel war für den Schmerzhafte Rosenkranz rot, für den Freudenreichen Rosenkranz weiß und für den Glorreichen Rosenkranz gelb. Die vier restlichen Stäbe hatten einen blauen Samtmantel.

Die Stäbe haben ein ehrwürdiges Alter - stammen sie doch noch aus der Zeit der Einführung der Rosenkranzbruderschaft im Jahr 1672. Sie konnten nur innerhalb einer Familie vererbt werden; nur wenn ein männlicher Nachkomme fehlte, durfte eine andere Familie den Stab übernehmen. An den Monatssonntagen standen die Stäbe an den Stirnseiten der Kirchenbänke zum Mittelgang, an allen anderen Tagen wurden die Stäbe an die Außenseiten der Kirchenbänke gesteckt.

Nach den Stabträgern folgte die Rosenkranzkönigin, eine beinahe lebensgroße Statue, die auf eine Schlange tritt und einen großen Rosenkranz umgehängt hat. Getragen wurde diese Statue von vier Mädchen, die schwarze Kleider mit weißblauen Schärpen und einen Kranz aus weißen Rosen trugen.

Nach der Rosenkranzkönigin kam ein schweres Holzkreuz mit rotem Samtdach, dem zwei weiße Fahnen folgten. Bei der rechten Fahne war auf der Vorderseite Jesus abgebildet, auf der linken Fahne Maria; auf der Rückseite stand „Wir preisen dich“ bzw. „Wir beten an“. Vor dem Himmel (Baldachin) gingen in Zweierreihen vier Ministranten mit Glocken, die während der Prozession abwechselnd geläutet wurden. Der Himmel selber wurde von vier Männern getragen. Unter ihm ging, mit einem kostbaren Rauchmantel bekleidet, der Pfarrer, der die Monstranz trug. Damit das Gewand den Boden nicht berührte, hielten es zwei Rauchmantelträger etwas hoch. Den Schluß der Prozession bildete der Kirchenstiftungsrat mit brennenden Kerzen.

Nachdem die Prozession in dieser Reihenfolge aufgestellt war, ging sie, begleitet vom Gesang der übrigen Gemeinde, zur Rückseite der Kirche bis zum Hauptportal und bog dann rechts ab, um sich auf dem Seitengang der Frauenseite nach vorne zu bewegen. Vor dem Chor wurde zum Seitengang der Männerseite gewechselt und wieder bis zum Hauptportal nach hinten gegangen und von dort aus durch den Mittelgang zum Hochaltar. Die Trägerinnen der Rosen-

kranzkönigin durften den Weg über den - heute nicht mehr vorhandenen - Quergang der Männerseite abkürzen, weil das Vorbeigehen an der damaligen Holz-  
treppe zur Orgelempore beschwerlich war.

Im Chorraum bildeten die Kommunikanten und die Stabträger ein Spalier für den Himmel, wobei die Stabträger in der zweiten Reihe Aufstellung nahmen; das große Holzkreuz wurde auf der linken Seite, nahe den großen Chorbänken plaziert; das kleine silberne Kreuz gegenüber. Die kleinen, roten Fahnen wurden links und rechts beim Chorbogen abgestellt, die weißen Fahnen neben den Kreuzen, Maria links und Jesus rechts. Die Rosenkranzkönigin fand ihren Platz auf der linken Seite hinter der Kommunionbank auf einem Tisch. Die dem Himmel vorausgehenden vier Ministranten, der Himmel mit dem Pfarrer, die Rauchmantelträger und der Kirchenstiftungsrat gingen durch dieses Spalier hindurch bis zu den Stufen des Hochaltars. Der Pfarrer erteilte dann vom Hochaltar aus mit der Monstranz der ganzen Gemeinde den Segen. Der Prozessionsordner sorgte danach wieder für einen geordneten Gang der Prozessionsteilnehmer zu ihren Plätzen. Mit den Stäben und den drei Bruderschaftsfahnen beteiligte sich die Rosenkranzbruderschaft auch an der Fronleichnams- und Öschprozession. Von den drei Bruderschaftsfahnen sind alle noch vorhanden. Auf der einen Fahne steht in sehr alter Schreibweise in roter Schrift: „Der vor unß Am Öollberg Bluet Geschwitz Hat“. Auf der Rückseite zeigt sie, wie Jesus am Ölberg betet und ihm ein Engel den Kelch reicht. Diese Fahne wird dem Schmerzhaften Rosenkranz zugeordnet. Auf der zweiten Fahne steht: „Der Von Totten Aufffer- Standen ist“. Auf der Rückseite trägt sie ein Bild des auferstandenen Christus mit der Siegesfahne. Diese Fahne wird dem Glorreichen Rosenkranz zugeordnet. Die Fahne des Freudenreichen Rosenkranzes ist leider schwer beschädigt. Beim Ableben eines Stabträgers gingen acht Stabträger mit dem Begräbnis und zwar werden die vier blauen Stäbe und vier Stäbe von dem Geheimnis mitgetragen, das einen Träger verloren hatte. Vier weiß gekleidete Mädchen trugen in Schleifen den Stab des Verstorbenen (anstelle der Schleifen wurden zuletzt Ringe aus Buchsbaumzweigen verwendet, der Stab des Verstorbenen auch mit einem Trauerband versehen. Die in Betracht kommenden Stabträger holten in der Kirche ihre Stäbe und gingen mit dem Geistlichen zum Trauerhaus; die übrigen Mitglieder schlossen sich im schwarzen Anzug den Stabträgern an. Beim Leichenzug durch den Ort kamen hinter dem Sarg zuerst die vier weißen Mädchen und dann die Stabträger. War der Sarg aus dem Leichenwagen herausgenommen, gingen die Stabträger rechts und links und die vier Mädchen hinter dem Sarg. Nach dem Begräbnis gaben die Stabträger als erste das Weihwasser und gingen dann in die Kirche, und beim Opfer waren sie die Ersten.

Mit dem Jahre 1969 ging unter Pfarrer Wilhelm Rist die über 450 Jahre alte Tradition der Bruderschaften in der katholischen Pfarrei zu Ende.

Der Originaltext enthält Bilder/Skizzen und Literaturhinweise/Quellen die hier nicht abgedruckt sind.

---

# BC-Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach

Herausgegeben von der Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) Biberach e.V.

---

8. Jahrgang – Sonderheft 1 – Seite 3

## Geleitwort des Landrats

Am 12. April sind es 40 Jahre, daß beim Luftangriff auf Biberach 55 Menschen ihr Leben verloren. Ich begrüße es, daß die Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) Biberach dieses Gedenken zum Anlaß nimmt, an eine der dunkelsten Stunden Biberachs zu erinnern, an ein Geschehen, das für viele noch unmittelbares Erlebnis, für noch mehr aber bereits bloße Geschichte ist.

Damals, im Jahre 1945, verstärkten der Anblick der zerstörten Stadt, die Trauer um die Toten, die Sorge um die in der Ferne lebenden Gefangenen und die Ungewißheit über das Schicksal der Vermißten die Trostlosigkeit des Augenblicks, die das Schlagwort von der „Stunde Null“ aufkommen ließ. Und dennoch resignierte niemand: unter Einsatz aller Kräfte wurde unser Land wieder aufgebaut und ein demokratischer Staat geschaffen, in dem wir bis heute in Frieden und Freiheit leben können.

Leider haben die Zeiten des Wohlergehens und der Erfüllung vieler Wünsche dazu geführt, daß unser Sinn für die Gemeinschaft und die Bereitschaft, ihr zu dienen, geschwächt worden sind. Viele kennen nur noch ihre Rechte, vergessen aber ihre Pflichten gegenüber dem Staat und die Verantwortung für das Ganze. Das muß wieder anders werden. Wenn wir zusammenstehen, wenn wir nicht verzagt mit Pessimismus und kleingläubiger Halbherzigkeit, sondern mutig mit Tatkraft, optimistischem Schwung, gesundem Selbstbewußtsein und nicht zuletzt mit Gottvertrauen ans Werk gehen, werden wir auch die vor uns liegenden Jahre meistern können.

Unser historischer Auftrag ist, die vor 40 Jahren wiedererrungene Freiheit zu sichern und den Frieden durch eine verantwortungsbewußte Politik und eine glaubwürdige Verteidigungsbereitschaft zu erhalten. So erfüllen wir nicht nur das Vermächtnis der Toten des Weltkrieges, sondern auch den Auftrag unserer Eltern, die in harter Arbeit die Grundlagen für die heutige Geltung unseres Vaterlandes und eine gute Zukunft unseres Volkes geschaffen haben.

Dr. Wilfried Steuer, MdL  
Landrat

8. Jahrgang – Sonderheft 1 – Seite 4

## Geleitworte des Oberbürgermeisters zum 40. Jahrestag des Bombenangriffs auf Biberach

Der 40. Jahrestag der Kapitulation, die für Deutschland den Zweiten Weltkrieg beendete, ist nichts Festliches, kein Trauertag, nicht einmal Begehbare. Die Deutschen hatten keinen Anteil an der Befreiung von der Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus durch die Siegermächte des Krieges.

Was geschieht dann eigentlich, wenn wir dieses Ereignisses gedenken, wenn wir uns in Biberach zugleich an den einzigen Luftangriff erinnern, der am 12. April 1945 erhebliche Zerstörungen in unserer Stadt verursacht hat?

Mit der Eröffnung einer Ausstellung gedenken wir an diesem Tag der furchtbaren Folgen von Machtmißbrauch, Rassenhaß, Fanatismus, Gewaltherrschaft; wir gedenken aller Opfer eines furchtbaren Weltkrieges und denken über die Ursachen nach, die dazu geführt haben. Wir machen uns an einem solchen Tag bewußt, daß das Beispiel dieses furchtbaren Krieges und seiner Opfer nicht ausreicht hat, um für die Zukunft totalitäre Herrschaftsformen, Unterdrückung der Freiheit, Verunglimpfung, Folterung und Tötung politischer Gegner oder religiös Andersdenkender, um Krieg und Gewalt als Mittel politischer Auseinandersetzung zu verhindern.

Wir stellen Fragen. Worin unterscheidet sich dieser Krieg von anderen früheren Kriegen? Warum gab es am Ende des Zweiten Weltkrieges nicht ähnliche Zeichen der Dankbarkeit und der Freude wie nach dem 30jährigen Krieg, als sich ein Zug aus weiß gekleideten Kindern unserer Stadt formierte und zum Zeichen der Dankbarkeit für das Ende 30jähriger Schrecken durch die Stadt zog? Gibt es „gerechte“, gerechtfertigte Kriege? Ist die Kapitulation am Ende des Zweiten Weltkrieges nur eines von vielen geschichtlichen Daten, die unsere Kinder, Enkel und Urenkel zu lernen haben? Welche Konsequenzen ziehen wir aus der neuen Qualität des Tötens, die es dem Menschen ermöglicht, seine Artgenossen insgesamt auszulöschen, die aber auf jeden Fall irreversible Schäden für das Leben auf unserem Planeten hinterlassen wird? Haben wir etwas gelernt aus diesem Krieg, der mit der Kapitulation am 8. Mai 1945 zu Ende ging, oder sind wir Jüngeren dabei, diese Ereignisse mit der Begründung zu verdrängen, wir hätten eigentlich mit der Schuld, die das deutsche Volk durch aktive Beteiligung oder passives Dulden der in seinem Namen begangenen Verbrechen auf sich geladen hat, nichts zu tun, und im übrigen hätten auch andere ebenso Schuld auf sich geladen? Bis zu welchem Punkt bleibt künftig ein Verteidigungskrieg gerechtfertigt, wenn der Verteidiger zur glaubhaften Form der Abschreckung gezwungen ist, Atomwaffen einzusetzen?

Als ich selbst im Alter von 12 Jahren den Bombenangriff auf Biberach aus nächster Nähe miterlebte, fehlten Reife und Abstand als Voraussetzung eigenen Urteils, der Erkenntnis von der Bedeutung der Ereignisse. Heute stehen wir, die wir den Zweiten Weltkrieg nicht als Soldaten, aber doch noch mit Bewusstsein erlebt haben, in der Verantwortung, sei es als Wähler, sei es als Politiker. Nach uns folgt eine Generation, die mit diesen Ereignissen kein eigenes Erleben mehr verbindet. Darin liegt eine Gefahr in Ost und West.

Ob es gelingt, einmal in der Weltgeschichte gemachte Erfahrungen einer nachfolgenden Generation zu vermitteln, und ob daraus die notwendigen Folgerungen gezogen werden, davon wird das Überleben der Menschheit abhängen.

Dazu beizutragen, kann dem Gedenken an die Ereignisse des Jahres 1945 Sinn geben.

Claus-W. Hoffmann  
Oberbürgermeister

8. Jahrgang – Sonderheft 1 – Seite 5

## Liebe Vereinsmitglieder, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger in Stadt und Landkreis!

Furcht vor dem Kommenden und bange Hoffnung beherrschte die Menschen in unserer Stadt. Der Zweite Weltkrieg lag in seinen letzten Zügen. Es nahte die Stunde Null, der Zusammenbruch der Hitler-Diktatur, der Machtwechsel an die Siegermächte. Werden sie Rache nehmen? Was wird mit uns geschehen? „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende“, flüsterte man sich zu.

Noch war die Stadt unversehrt, noch trug sie kaum Spuren der Zerstörung. Wird sie ihr vertrautes Bild in eine bessere Zukunft retten können? Die kommenden Sieger beherrschten seit Wochen den Luftraum total und brachten Tod und Zerstörung.

Am 12. April 1945, vormittags 10.15 Uhr, griff eine französische Fliegerstaffel unsere Stadt an und zerstörte durch massierten Bombenwurf vier Straßen der Innenstadt. 55 Bewohner starben.

Vier Jahrzehnte sind vergangen, die Schar der Zeugen ist klein geworden. Wir leben in einer veränderten Welt mit neuen Zweifeln und Ängsten, und so verblasen die Erinnerungen an diese dunklen Stunden unserer Heimatstadt. Die Gesellschaft für Heimatpflege, aus dem traditionellen Kunst- und Altertumsverein hervorgegangen, sieht hier eine wichtige Aufgabe.

Sie bringt zum Jahrestag eine Sondernummer von „BC - Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach heraus. Diese ist dem Geschehen des 12. 4. 1945 und seinen Folgen gewidmet.

Der Verein konnte Fotomaterial erwerben, das bisher noch nicht veröffentlicht wurde. Der verstorbene Fotomeister Adolf Leyensetter hatte diese Bilder unter persönlicher Gefährdung aufgenommen, denn im Schadensgebiet durfte nicht fotografiert werden. Er hat später die Aufnahmen im Inhalt getextet. Wegen der großen Veränderungen im ehemaligen Schadensgebiet ist dies für den heutigen Beschauer wichtig. Seine Tochter, Frau Ruth Hofstetter, hat die Bilder mit den Urheberrechten der Gesellschaft für Heimatpflege zur Verfügung gestellt. Dafür möchte ich ihr an dieser Stelle herzlichen Dank sagen.

Unsere bewährten Heimatforscher und -chronisten, Herr Studiendirektor Dieter Buttschardt und Herr Kreisarchivoberrat Dr. Kurt Diemer, haben das vorliegende Material mit viel Mühe gesichtet und aufgearbeitet und die verbindenden Texte verfaßt. Dabei kommen wichtige Augenzeugen zu Wort, die jene tragischen Vorgänge vor 40 Jahren wieder unmittelbar vor unseren Augen erstehen lassen. Herr W. F. Allmann hatte die Idee und knüpfte erste Kontakte bei den Vorarbeiten. Das städt. Kulturamt und seine Leiterin, Frau Dr. Idis Hartmann, ließ dem Projekt jede Unterstützung angedeihen und wird zum Jahrestag eine Gedächtnisausstellung veranstalten. Die Biberacher Verlagsdruckerei stand uns mit Rat und Tat zur Seite. Allen den Genannten sei an dieser Stelle besonders gedankt.

Wir übergeben Ihnen diese Blätter zur Erinnerung an schwere Tage unserer Biberacher Vergangenheit, den Toten zum Gedenken, uns Lebenden zur Mahnung und Hilfe auf dem Weg durch die Probleme unserer Gegenwart.

Gustav E. Gerster  
Vorsitzender der Gesellschaft für Heimatpflege  
(Kunst- und Altertumsverein) Biberach e.V.

8. Jahrgang – Sonderheft 1 – Seite 7

## Biberach April 1945

Wenn Biberach im Zweiten Weltkrieg von Luftangriffen lange verschont blieb, so deshalb, weil es militärisch ohne große Bedeutung war; die Stadt beherbergte ja weder militärische Einrichtungen noch Industrien, die kriegswichtig gewesen wären. Nach der Landung der Alliierten in der Normandie (6. Juni 1944) häuften sich dann aber allmählich die Tieffliegerangriffe, deren Ziel im Raum Biberach vor allem die Bahnlinie Ulm-Friedrichshafen war. Über den Angriff von amerikanischen Jagdflugzeugen auf den D 337 am 24. Juli 1944 hat sich ein Bericht des Biberacher Fahrdienstleiters erhalten:

„Am 24. Juli 1944 zwischen 12 und 13 Uhr wurde der aus Berlin kommende D 337 nach Abfahrt in Biberach bei km 132.5 Richtung Ummendorf (zwischen den Bahnübergängen Bad und Angermühle) von zwei aus Osten anfliegenden amerikanischen Jagdbombern mit Bordwaffen beschossen. Der Angriff wurde von beiden Flugzeugen zweimal wiederholt, und das aus niederster Höhe. Beschossen wurde vor allem die Lokomotive, die schon nach den ersten Geschößgarben so durchlöchert war, daß Wasser und Dampf aus vielen Löchern ausströmte und somit den Zug zum Halten brachte. Dabei wurde der Lokführer Karl Marx aus Ulm so schwer verwundet, daß er nach Einlieferung in das Kreiskrankenhaus Biberach am 1. August 1944 an diesen Verletzungen verstarb. Der Heizer wurde nur leicht verletzt und konnte nach Anbringung eines Notverbandes nach Ulm zurückkehren, während der Zugführer mit schweren Verletzungen ins Kreiskrankenhaus verbracht wurde und dort längere Zeit (bis 11. 11. 1944) lag. Von den Reisenden, die, nach Anhalten des Zuges, links und rechts der Bahnlinie in den Gräben und Wiesen, ja bis im Fohrhäldele Schutz vor den Jagdbombern suchten, wurde nur ein Reisender leicht verletzt, der aber seine Reise fortsetzen konnte, nachdem er hier verbunden wurde. Der Zug mußte mit einer neuen Lok zum Bahnhof Biberach zurückgezogen werden. Nach Ausstellung eines Schnellzugwagens, der ebenfalls sehr stark durchlöchert war, konnte der Zug mit dem größten Teil der Reisenden seine Fahrt nach Innsbruck fortsetzen. Ein kleiner Teil der Reisenden blieb hier in Biberach und setzte die Reise erst anderntags fort da bis zur Abfahrt des D 337 bekannt wurde, daß an diesem Tag mehrere Züge auf der Strecke nach Friedrichshafen von amerikanischen Jagdflugzeugen beschossen wurden.“

Am 2. April 1945 vermutlich beschossen Tiefflieger bei Biberach einen Lazarettzug; dabei fanden 13 Verwundete den Tod.

## Der 12. April 1945

Während die Tiefflieger gefürchtet waren, gewöhnte sich die Bevölkerung mit der Zeit an den immer häufigeren Luftalarm, der seit etwa Anfang März einen geordneten Unterricht an den Biberacher Schulen nicht mehr zuließ, und die alliierten Bomberflotten, die über die Stadt hinwegflogen; bei den großen Angriffen auf München oder Augsburg zählte man dabei über 1300 Flugzeuge. Viele Biberacher suchten die Bunker und Keller erst gar nicht mehr auf, nachdem monatelang nichts geschehen war. Als so am 12. April gegen 9.30 Uhr Luftalarm gegeben wurde, hatten es nur wenige eilig, sich in Sicherheit zu bringen. Erst nachdem die Sirene akute Luftgefahr ankündigte, flüchteten die meisten in die Keller und Bunker; nicht wenige blieben aber in den Häusern und Wohnungen zurück, und einige standen sogar nur im Ulmer Tor unter.

Ein Augenzeuge, der das Geschehen von einer bewaldeten Anhöhe zwischen Ummendorf und Schweinhausen aus beobachtete, berichtet. Biberach sei nach mehrmaligem Anfliegen der Stadt und Anzielen der Posamentenfabrik Gerster und des Bahnhofes von sieben französischen Maschinen des Typs Potez (nach anderen: Marodeur B 26) bombardiert worden. „Von meinem Standpunkt aus konnte das Öffnen der Bombenschächte genau beobachtet werden. Die fallenden Bomben haben stark im Sonnenlicht gegläntzt. Nach meiner Zählung wurden entweder 63 oder 65 Bomben abgeworfen. Am Angriffstag ging ein leichter Wind. Dieser hat meiner Ansicht nach die Bomben nicht auf das anvisierte Ziel, sondern in die Innenstadt abgetrieben.“

Eingehend schildert auch der damalige Ratschreiber Johannes Maier den Angriff, den er auf dem Rathaus miterlebte. Er schreibt: „Vorausschicken möchte ich, daß ich den Luftschutzkeller grundsätzlich nicht mehr aufgesucht habe, und zwar, weil ich nie an einen Angriff auf Biberach glaubte, das ja kein besonderes Bombenziel bot. Sodann sah ich den inmitten des Rathauses gelegenen Luftschutzraum mehr oder weniger als eine Mausefalle an, aus dem es kein Entkommen gab. Endlich scheute ich mich davor, Zeuge von politischen Gesprächen zu werden, die im Luftschutzraum gewöhnlich geführt wurden. Aus diesem Grunde habe ich den Angriff in meiner Kanzlei erlebt. Als die kleine Bomberformation das erste Mal die Stadt überflog, nahm ich keine Notiz davon; als sie aber das zweite Mal wiederum in geringer Höhe - es dürften kaum 200 bis 300 Meter gewesen sein - die Stadt aus nordöstlicher Richtung anflug, plagte mich doch die Neugier. Ich öffnete das Fenster und schaute in die Anflugrichtung. Im gleichen Augenblick, in dem die Flugzeugstaffel in mein Blickfeld kam, lösten sich die Bomben von den Flugzeugen. Es war genau 10.16 Uhr, denn die Kirchturmuhre wurde durch die Erschütterung zum Stehen gebracht. Schneller als ich mich umwenden konnte, schoß eine mächtige Rauch- und Staubwolke in die Höhe, und gleich darauf prasselte ein Hagel von kleinen Ziegelbrocken, Steinen usw. auf die Dächer der benachbarten Häuser und auf die Straße nieder. Ein scharf gezackter Bombensplitter fand seinen Weg durch die Luft bis zum alten Rathaus, wo er in dem Tor im Erdgeschoß stecken blieb. Nach kurzem Besinnen verständigte ich die Leute im Luftschutzkeller und in der Polizeiwache und eilte dann über den Kirchplatz dem Schadensgebiet zu, um auf schnellstem Wege nach Hause zu kommen. Nur wenige verängstigte Leute wagten sich aus den Häusern am Kirchplatz hervor, weil immer noch ein paar feindliche Jäger über der Stadt kreuzten und mit ihren Bordwaffen schossen. Als ich auf den Obstmarkt kam, bot sich ein grauenhaftes Bild; Balken und Schutt waren über die ganze Straße zerstreut, und aus einem Fenster des oberen Stocks im Hause Franz rief Frau Maria Haug um Hilfe, deren Wohnung zum Teil durch einen Bombentreffer zerstört worden war und die durch die Trümmer gehindert war, ihre Wohnung zu verlassen. Sie sah, daß aus der nebenan gelegenen Stadtfarbe Rauch aufstieg, was auf einen Brandherd schließen ließ. Ich rief ihr zu, daß sie sich beruhigen möge, ich würde gleich versuchen, bis zu ihr vorzudringen. Als ich aber in das Treppenhaus kam, das nur noch ein wirrer Haufen von Balken und Schutt war, sah ich sofort, daß hier kein Durchkommen war. Ich ging deshalb auf die Straße zurück, wo eben auch Herr Michael Franz auftauchte, der über und über mit Staub überzogen war und eine blutige Binde um den Kopf gewickelt hatte. Ich rief der Frau Haug wieder zu, die immer noch außer sich war, daß ich sofort die Feuerwehr herbeirufen würde, damit sie über die Leiter gerettet werde. In diesem Augenblick kamen auch schon die ersten Feuerwehrleute vom Kirchplatz her in das Schadensgebiet. Ich unterrichtete dieselben, daß die Frau nur noch über eine Leiter gerettet werden könne, da das Treppenhaus völlig zerstört sei. Nun versuchte ich durch die Ulmer-Tor-Straße nach Hause zu kommen. Dies war aber völlig ausgeschlossen. Gleich am Anfang derselben klappten mehrere tiefe Trichter und die Trümmer versperrten die ganze Straße bis zum Ulmer Tor. Ich machte deshalb kehrt und nahm den Weg durch die Pfluggasse, die ebenfalls starke Schäden aufwies, und die Viehmarktstraße. In meiner Wohnung am Zeppelinring waren sämtliche Fenster auf der West- und

Nordseite eingedrückt, und auf den Betten und Möbeln lag zentimeterhoher Staub. Als ich mich überzeugt hatte, daß niemand zu Schaden gekommen war, ging ich auf dem gleichen Weg wieder ins Rathaus zurück. Inzwischen waren die ganze Feuerwehr und zahlreiche Zivilpersonen in Tätigkeit getreten, zumal es auch an verschiedenen Stellen zu brennen begann. In der Nähe des Schober'schen Hauses sah ich, wie zwei Feuerwehrleute eine leblose Frau zum Mesnerhaus hinübertrugen. Ich hörte von ihnen, daß bereits mehrere Tote geborgen worden seien, die in der Stadtpfarrkirche, und zwar in der Nähe des evangelischen Taufsteins, niedergelegt seien, was ich dann auch bestätigt fand. Nachdem sich der Umfang des Schadens und die Zahl der Toten einigermaßen überblicken ließ, besprach ich mich mit der Polizei, um die Sterbefälle möglichst bald beurkunden zu können.“

Aus Mettenberg berichtet Josef Erath: „Das einschneidendste Ereignis war die Bombardierung Biberachs am 12. April 1945. Es war ein trüber Tag, mit dichten Wolken. Gegen 10 Uhr war Fliegeralarm gegeben worden, kurz danach akute Warnung. Man hörte Fliegergebrumm, das bedrohlich anschwellte. Eine Gruppe von Bombern überquerte im Tiefflug das Dorf, dann sah man, wie sich die Bombenschächte öffneten und die Bomben wie kleine, schwarze Eier herausfielen. Kurz darauf hörte man schwere Detonationen, und bald sah man eine riesige Rauchwolke aufsteigen. Etwas später wurde vom Wind ein starker Aschenregen angetrieben, sogar große Stoffetzen und angebrannte Geldscheine fielen vom Himmel. Erst allmählich wurde klar, daß Biberach getroffen worden war; zunächst war man der Meinung, irgendwo in Mettenberg seien Bomben gefallen.“

Der Angriff wurde auch von Schülerinnen Biberacher Oberschulen beobachtet, deren Englischunterricht wegen der allgemeinen Lage in privatem Rahmen bei der Lehrerin, Freiin Gabriele von Koenig, auf Schloß Warthausen abgehalten wurde. Es war zwar auch dort Fliegeralarm gegeben worden, aber Warthausen galt als „sicher“, und so wurde die Stunde, die in einem der Zimmer des Südturms stattfand, nicht unterbrochen. Als Flugzeuggeräusche hörbar wurden, gingen die Schülerinnen - es waren nur 6 bis 8 - ans Fenster. Sie sahen, wie der in Formation fliegende Pulk etwas fallen ließ. Jemand rief: „Die werfen Flugblätter!“ - so etwas hatte man schließlich schon erlebt. Aber fast im selben Moment erfolgten die Detonationen, und die Schülerinnen brachten sich fluchtartig im gewölbten Erdgeschoß des Schlosses in Sicherheit. Später kehrten sie unter Vermeidung der Landstraße durch die Warthäuser Halde in die Stadt zurück.

Eine ehemalige Lehrerin des heutigen Pestalozzi-Gymnasiums, Käthe Scholz, die damals im Haus Rudhardt am Schweinemarkt wohnte, schildert in fast 40-jähriger Rückschau den Bombenangriff als unmittelbar Betroffene. Zunächst spricht sie von der Aufnahme einer Freundin, die mit ihren Angehörigen aus Görlitz nach Biberach geflohen war: „Inzwischen war es Anfang April geworden. Ostern hatten wir zusammen gefeiert, und die Görlitzer hatten sich, so gut es eben ging, wenn man die Heimat verläßt, in Biberach zurechtgefunden und eingelebt. Da geschah es! Es war der 12. April 1945! Wir hatten gerade schulfreien Tag, und ich war zu Hause. Da ertönte gegen 10 Uhr die Sirene: Fliegeralarm! Frau Gragnato, die Kosmetikerin, die mit im Hause wohnte, klopfte an meine Zimmertüre und rief herein: ‚Fräulein Scholz, kommen Sie doch herunter zu mir in meinen Kosmetiksalon, der ist zu ebener Erde, da können wir schnell hinaus, wenn irgend etwas passieren sollte. Ich mache schnell ein Feuer im Ofen an, ich habe irgendwie eine Ahnung, daß heute etwas passiert.‘ Ich lachte sie ein wenig aus, nahm aber dann doch mein stets gepacktes Luftschutzkofferchen und ging hinunter. Unsere Hauswirtin wollte vom Heruntergehen nichts wissen, ich glaube, sie begriff den Ernst der Lage gar nicht, hörte auch nicht den Fliegeralarm oder die Flieger selbst, wenn sie die Stadt überflog. Wie ich in den Kosmetiksalon kam, brannte schon ein Feuer im Ofen, und Frau Gragnato mit ihrem sechsjährigen Söhnchen wartete auf mich. Kaum waren wir fünf Minuten unten, da krachte es wirklich über uns und um uns herum. Irgendwie warf ich mich spontan auf den Fußboden und bedeckte vor allen Dingen meine Augen mit Händen und Armen. Wie ich nachher feststellte, hatte Frau Gragnato dasselbe getan. Nur der kleine Siegfried hatte nach oben geschaut und so nachher das ganze Gesichtchen voller Schritzwunden. Noch einmal ein furchtbarer Krach, dann plötzlich wieder Stille! Wie lange ich so auf dem Boden lag, natürlich mit Staub und Schutt bedeckt, weiß ich nicht. Sekunden und Minuten kommen einem ja in solchem Falle immer unendlich lang vor. Wie ich einigermaßen fassen konnte, was geschehen war, war mein erster Gedanke: ‚Hoffentlich hast Du alle Deine Glieder noch heil und ganz!‘ Langsam zog ich den einen Arm vor, Gott sei Dank in Ordnung! Dann kam der andere an die Reihe, ebenfalls! Langsam konnte ich auch meine Beine befreien, auch sie waren intakt. Ein Dankgebet stieg zum Himmel empor, dann erst erfaßte ich die ganze Lage. Frau Gragnato war es wohl ähnlich gegangen wie mir. Von oben bis unten mit Staub, Mörtel usw. bedeckt, standen wir in einem Trümmerhaufen. Die Tür war von außen so verschüttet, daß wir trotz der Straßenlage nicht heraus konnten. Über uns war die Zimmerdecke noch intakt, also auch wohl die Küche von Fräulein Ruthardt, die sich darüber befand. Von der Technischen Nothilfe wurde unsere Tür bald freigelegt. Da standen wir nun wie Mehlfiguren auf der Straße und sahen die Bescherung. Die eine Seite des Hauses war vollständig eingefallen, wahrscheinlich vom Luftdruck, denn die Bomben waren ziemlich in der Nähe gefallen. Die Treppe in unserem Hause war nicht ganz eingestürzt, aber doch beschädigt und schwer gangbar. Oben stand staubbedeckt und mit weit aufgerissenen Augen unsere Wirtin, die gar nicht fassen konnte, was geschehen war. Sie hatte Haus und Heimat verloren. Ich stand nun mit meinem Luftschutzkoffer auf der Straße und wußte nicht wohin. Da kamen drei Schülerinnen, drei Schwestern, mit ihrer Mutter daher, um sich in dem Schadensgebiet umzusehen und zu helfen, wo es not tat. Da sahen sie mich einsam und verlassen dastehen, wie ich oben beschrieben habe. Sie nahmen mich mit zu sich in den Außenbezirk, wo sie wohnten. Die Mädels zogen noch am gleichen Tage mit Waschkörben los, um meine geretteten Sachen zu holen. Es war eine ziemlich schwierige Angelegenheit, da die Treppe auch stark beschädigt war. Aber es ist ihnen doch gelungen, fast alles herauszuholen. Natürlich war vieles kaputt oder beschädigt, besonders was an der Wand hing an Bildern usw., auch mein kleiner Radioapparat, der auf einer Konsole an der Wand stand. Aber das war zu verschmerzen. Als ich mich gewaschen und gesäubert hatte, galt mein erster Gedanke den Flüchtlingen aus Görlitz, die ausgerechnet im Schadensgebiet wohnten. Die beiden jungen Mädchen waren ja bei ihrem Steuerberater außerhalb des betroffenen Gebietes im Dienst und waren also gerettet. Aber die anderen beiden, Mutter und Tochter! Als ich mich dem Stadtteil näherte, war alles abgesperrt. Es durften nur die mit Aufräumarbeiten beschäftigten Leute dorthin. Am nächsten Tage bekam ich schließlich mit dem einen jungen Mädchen die Erlaubnis, das Schadensgebiet zu betreten, um die Leichen zu identifizieren. Unter den Trümmern des Hauses, zu allerunterst liegend, grub man sie stückweise aus. Sie müssen von dem Luftdruck sofort in Stücke zerrissen worden sein und vorher gar nichts gemerkt haben oder lange leiden müssen. Natürlich war unter diesen Umständen die Identifizierung sehr schwierig. Den einen Arm erkannte ich an den Ringen, die meine Freundin stets getragen hatte. Ich mag an diese schauerlichen Augenblicke gar nicht mehr denken.“

Die damalige Biberacher Zeitung, die „Donau-Bodensee-Zeitung“, durfte im übrigen über den Angriff keine einzige Zeile bringen.

Der etwa zehn Minuten dauernde Luftangriff, der den östlichen Teil der Altstadt, besonders das Gebiet um die Ulmer-Tor-Straße, die Bahnhofstraße, die Pfluggasse, die Bürger-turmstraße und den Obstmarkt schwer traf, forderte insgesamt 55 Tote und 14 Verletzte; 5 Personen waren vermißt.

Durch Bomben starben oder erlagen nach der Bergung ihren Verletzungen:

von Bank, Paul, Elektromonteur  
von Bank, Johanna, geb. Reck  
von Bank, Amanda  
von Bank, Andrea  
Bechter, Franziska, geb. Kiesle  
Burkhardt, Elisabeth  
Dehn, Elsa  
Dehn, Konrad, Schauspieler  
Schrattenberger, Elisabeth, geb. Dehn  
Lachenmaier, Rosa, geb. Schrattenberger  
Ditterich, Bärbel  
Ditterich, Jörg  
Ditterich, Lore  
Ditterich, Martha, geb. Schlotterer  
Dussler, Karl  
Ellwanger, Lydia, geb. Keim  
Engel, Margrit  
Fischer, Lisette, geb. Schlenkrich  
Gutermann, Maria, geb. Widmann  
Herre, Josef, Postschaffner  
Jäckle, Anna  
Jäckle, Clothilde, geb. Brandisser  
Karasinska, Bonisiawa  
Keller, Luise, geb. Wanner  
Kempken, Lydia

Kernberger, Emilie, geb. Schönlé  
 Klein, Barbara, geb. Seiwert  
 Seiwert, Gertrud  
 Seiwert, Maria  
 Kloos, Sofie, geb. Fuchs  
 Maruschak, Michael  
 Mast, Gustav, Schneidermeister  
 Mayer, Ingeborg  
 Mayer, Lore  
 Mayer, Luise, geb. Gerster  
 Mayer, Otto, Kaufmann  
 Metzger, Elisabeth  
 von Mörner, Else  
 Mößlang, Franziska  
 Nenko, Iwan  
 Neubrand, Friedrich, Buchbindermeister  
 Ortner, Sofie  
 Pflüger, Friedrich, Buchbindermeister  
 Podlech, Ella, geb. Kiehling  
 Podlech, Luise  
 Ramsperger, Antonie, geb. Buck  
 Rütter, Matthias, Oberfeldweibel  
 Schanz, Friedrich, Schneidermeister  
 Schirmmacher, Helene, geb. Brauner  
 Schmid, Karl, Gastwirt „Zum Stern“  
 Schön, Siegfried  
 Schuck, Loretta  
 Temme, Gertrud, geb. Haug  
 Xeller, Elisabetha, geb. Ihle  
 Werza, Johannes

Die Schwerverletzten wurden nach ihrer Bergung sofort in das Kreiskrankenhaus gebracht, die Toten aber vorläufig in der Stadtpfarrkirche aufgebahrt. Um überhaupt an die Verschütteten herankommen zu können, mußten zunächst die Brände gelöscht werden. Der Einsatz der Feuerwehr konnte nur von außen erfolgen, da die Ulmer-Tor-Straße, die Bahnhofstraße, die Pfluggasse und der Obstmarkt mit Trümmern bedeckt und durch Bombentrichter aufgerissen waren. Neben der Freiwilligen Feuerwehr Biberach waren bei den Löscharbeiten die Löschgruppe des Reichsarbeitsdienstes und die Werksfeuerwehren der EVS, der Seidenfabrik Schmitz, der Posamentenfabrik Gerster und der Vollerwerke eingesetzt, ebenso die Freiwilligen Feuerwehren Laupheim, Ochsenhausen und Ummendorf.

Insgesamt wurden 37 Gebäude zerstört, 10 davon durch Brand (B):

Bahnhofstraße 4	Emma Werner
Bahnhofstraße 6	Hedwig Fischer
Bahnhofstraße 10 (B)	Theresia Nothelfer
Bürgerturmstraße 19	Christian Schlotterer
Bürgerturmstraße 21	Luise Zeller („Weißkreuz-Apotheke“)
Bürgerturmstraße 22	Heinrich Forschner
Bürgerturmstraße 24 (B)	Auguste Hiller
Bürgerturmstraße 25	Vogt/Holderried
Bürgerturmstraße 26 (B)	Zelzer/Kaiser/Musterle
Obstmarkt 3	August Sourisseau
Obstmarkt 4	Josef Bendel
Obstmarkt 5/1	Lieb/Kaiser
Obstmarkt 7 (B)	Strieman/Stark („Stadtfärbe“)
Obstmarkt 10	Karl Kaspar
Obstmarkt 12	Geschwister Hörnle („Hecht“)
Pfluggasse 1 und 1a	Otto Mayer
Pfluggasse 3	Sourisseau/Mast
Pfluggasse 3/1	Klothilde Jäckle
Pfluggasse 4	Geschw. Ramsperger
Pfluggasse 6	J. G. Engler Erben
Schwänenstraße 2	Julie Rudhardt
Ulmer-Tor-Straße 1	Huber/Stähle/Widmann
Ulmer-Tor-Straße 2	Georg Kolesch
Ulmer-Tor-Straße 9/2	Julius Schmid
Ulmer-Tor-Straße 10	Luise Herrmann
Ulmer-Tor-Straße 11	Franz Leichtle
Ulmer-Tor-Straße 12	Friedrich Schanz
Ulmer-Tor-Straße 12/1	Martin Liedel
Ulmer-Tor-Straße 15 (B)	Johann Braunger
Ulmer-Tor-Straße 16	Gebr. Handtmann („Schwarzer Ochsen“)
Ulmer-Tor-Straße 17	Marie Grub
Ulmer-Tor-Straße 18 (B)	Lumpp/Reichart/Hepfer
Ulmer-Tor-Straße 20 (B)	Rau/Keller („Sonne“)
Ulmer-Tor-Straße 21	Geschwister Lesehr
Ulmer-Tor-Straße 22 (B)	Christian Maule
Ulmer-Tor-Straße 25 (B)	Xaver Schuster
Ulmer-Tor-Straße 25/1 (B)	Karoline Geiger

Schwere Schäden erlitten 24 Häuser:

Alter Postplatz 1	Susanna Sterk
Alter Postplatz 4	Staat (Amtsgericht)
Bahnhofstraße 2	Geschwister Beck
Bahnhofstraße 12	August Bopp Wwe.
Bismarckring 67	Landratsamt
Bürgerturmstraße 8	Emil Pfeffer



Bürgerturmstraße 16	August Sourisseau
Bürgerturmstraße 17	Alfred Hepfer
Bürgerturmstraße 20 und Obstmarkt 1	Michael Franz
Bürgerturmstraße 27	Gustav Kiekopf
Bürgerturmstraße 29	Geschwister Held
Kirchplatz 1	Gemeinschaftliche Kirchenpflege (Stadtpfarrkirche St. Martin)
Pfluggasse 5	Katharina Rudhardt
Ulmer-Tor-Straße 3 u. 3 a	Johann Kley
Ulmer-Tor-Straße 4 u. 6	Karl Leichtle, Karl Stark („Rose“)
Ulmer-Tor-Straße 5	Albert Weiler
Ulmer-Tor-Straße 8, 8/1 und 8/2	Luise Herrmann
Ulmer-Tor-Straße 9 u. 9/1	Pauline Gnant („Taube“)
Ulmer-Tor-Straße 14/1	Wilhelm Xeller
Ulmer-Tor-Straße 23	Karl Baumgärtner
Ulmer-Tor-Straße 27	Stadt Biberach (Ulmer Tor)
Zeppelinring 2	Kreisverband
Zeppelinring 4	Kreissparkasse
Zwingergasse 7	Katharina Kling

15 Gebäude schließlich trugen mittlere Schäden davon, 100 leichtere.

Ungeachtet der großen Gefahr neuer Luftangriffe veranlaßte die Stadtverwaltung sofort Hilfsmaßnahmen. Feuerwehr, Rotes Kreuz, Technisches Hilfswerk, Ärzte und Helfer aus der Bevölkerung halfen wo sie konnten; in den Kinderschulen am Braithweg richtete man Notküchen ein. Mehrmals erschienen feindliche Fliegerstaffeln über der Stadt und gaben aus ihren Bordwaffen Salven ab. Dabei wurde Frau Irma Herb so schwer verwundet, daß sie vier Tage später ihren Verletzungen erlag. Zur Bergung der Verschütteten und zu Aufräumarbeiten wurden auch Häftlinge des Eisenbahnlagers, das seit Februar 1945 auf einem Nebengleis des Bahnhofs Warthausen stand, kommandiert; zwei Tage später lösten sie französische Kriegsgefangene ab.

Von dem schwerverletzten Oberfeldwebel Matthias Rütter wird berichtet, daß er gesagt hat: „Es ist schrecklich!! Nun war ich bisher 5 Jahre im Kriegseinsatz, und es ist mir nichts zugestoßen. Und jetzt im Heimaturlaub trifft es mich so schwer.“ Rütter starb bald nach der Bergung.

Ein anderer Mann hatte mehr Glück. Der 70jährige wohnte allein im 1. Stockwerk des Hauses Bendel und war in der Küche, als eine Bombe in das Haus einschlug und ihn mitsamt dem einstürzenden Gebäudeteil in die Tiefe riß. Nur leicht verletzt konnte er sich mit zerfetzten Kleidern selbst befreien.

Frau Mühlshlegel, geb. Mayer, telefonierte noch kurz nach dem Warnsignal „akute Lebensgefahr“ von der Angermühle aus mit ihrem Bruder Otto Mayer, der im Hause Pfluggasse 1 wohnte; er sagte ihr noch, er müsse nun schleunigst in den Keller. Gleich darauf brach das Unglück über die Familie Mayer herein; nur eine Tochter von etwa 6 Monaten konnte einen Tag später schwer verletzt aus den Trümmern geborgen werden.

Nur seiner besonderen Kraft verdankte der Hechtwirt Josef Lachenmaier sein Leben. Auf seine Hilferufe hin versuchten Rettungstrupps fieberhaft, an den Verschütteten heranzukommen, doch vergebens. Da nahm Lachenmaier all seine Kräfte zusammen und es gelang ihm, einige schwere Balken hochzustemmen. So entstand ein schmaler Spalt, durch den er in die Freiheit gelangen konnte. Für seine Frau jedoch kam jede Rettung zu spät.

Ein Fuhrmann versuchte noch im letzten Augenblick, als die Bomben fielen, sein Pferd an ein Haus in der Grabengasse zu binden; ein Anwohner half ihm dabei. Als beide, nachdem sie in einem Ausgang Deckung gesucht hatten, wieder nach dem Fuhrwerk sehen wollten, war dieses verschwunden und nicht mehr aufzufinden.

Drei Tage nach dem ersten Luftangriff auf Biberach, am 15. April 1945, wurde die Bauerstochter Luise Bopp vor der Wirtschaft ihrer Eltern im Weiler Burren mitten in einem Waldgebiet durch Geschosse eines Tieffligers getötet. Von einem dieser Kampfvorwürde wurden eines Tages Flugblätter abgeworfen, auf denen in deutscher Sprache zu lesen stand:

„Wir sind die lustigen Acht, wir schießen auf euch bei Tag und Nacht.“

## Der 19. April 1945

Sieben Tage später war Biberach erneut Ziel eines Luftangriffes. Die gegen 8.40 Uhr von Norden heranfliegenden Jagdbomber erhielten zunächst von einem zufällig dort abgestellten Eisenbahn-Flugabwehrgeschütz gezieltes Feuer. Ein Flugzeug wurde dabei abgeschossen; es stürzte brennend auf die Wirtschaft zur „Krone“ in Appendorf, die dabei selber auch in Brand geriet. Die übrigen Flugzeuge wendeten und warfen sieben Sprengbomben auf das Geschütz. Sechs gingen auf dem Gebiet der chemischen Fabrik des Apothekers A. Jena in der Freiburger Straße nieder; die Fabrik, die Seifenpulver und Seifen herstellte, wurde dabei völlig zerstört. Die siebte Bombe traf das Areal der Firma Karosseriebau Otto Ottenbacher, tötete dort die 19jährige Frau Maria Niehof, geb. Nikolaus, und zerstörte eine von fünf Familien bewohnte Baracke.

Die Jagdbomber belegten nun das ganze Gebiet, darunter auch den Bahnhof, mit ihren Bordwaffen und schossen auf Personen, die aus anderen Baracken der Firma Ottenbacher zum nächsten Bunker eilten. Bei diesem Angriff wurden tödlich getroffen: Frau Wilhelmine Scheuermann, geb. Wagenhals, Elfriede Scheuermann (6 Jahre alt) und Adelheid Scheuermann (7 Monate alt).

Die Nichte der getöteten Frau Scheuermann, Margret Scheuermann, wurde schwer verletzt. Ein Lazarettzug, der auf einem Rangiergleis in nächster Nähe abgestellt war, blieb glücklicherweise verschont; lediglich drei beladene Güterwagen und ein leerer Personenwagen wurden in Brand geschossen. Beim nächsten Anflug warfen die Jagdbomber drei Sprengbomben auf die Wurstfabrik Schefold, von denen eine 30 Meter östlich des Pfortnerhäuschens in der Bleicherstraße, eine nordwestlich der Fabrikanlagen und eine in der Kiesgrube beim „Roten Haus“ an der Ehinger Straße einschlug. Personen wurden nicht verletzt, und der Sachschaden beschränkte sich vor allem auf Glasbruch. Nun wurde die Posamentenfabrik Gustav Gerster in der Memminger Straße angegriffen. Die drei Sprengbomben verfehlten aber ebenfalls ihr Ziel. Zwei detonierten unterhalb der Kehre der Bergerhauser Straße im Hang; die dritte wurde sieben Jahre später am Rand des Fohrhäldele freigeschauft, entschärft und abtransportiert. Auch dieses Mal wurde nur Sachschaden angerichtet, zumal ein zusätzlich abgeworfener Brandkanister, der in einer Wiese nur 20 Meter neben den Fabrikgebäuden aufschlug, keinen Schaden anrichtete.

Wieder war Ratsschreiber Johannes Maier Augenzeuge: „Am Donnerstag, dem 19. April 1945, war auf 9 Uhr eine Pferdeaushebung auf dem Gigelberg anberaumt. Ich begab mich um 8.15 Uhr mit der Musterungsliste nach oben, und da es bereits ziemlich warm war und die Sonne schien, veranlasste ich, daß die Pferde in den Anlagenweg hineingestellt wurden. Ich kontrollierte dann, ob alle vorgeladenen Pferde da waren. Etwa um 8.35 Uhr wurden in großer Höhe Fluggeräusche hörbar. Die Flugzeuge, die ich nicht sah, dürften etwa drei oder vier an der Zahl gewesen sein. Sie kreisten einige Male über der Stadt und setzten dann einzeln im Sturzflug zum Angriff auf die Fabrikanlagen der Chemischen Industrie an. Da wir uns mitten in den Anlagen befanden, konnte nichts Näheres wahrgenommen werden; lediglich an dem Sturzgeräusch und den aufsteigenden Qualmwolken nach konnte angenommen werden, daß der Angriff den Bahnanlagen gelten sollte. Jedesmal, wenn eine Bombe gefallen war, drehte das Flugzeug bei und flog aus allen Rohren feuernd wieder über die Stadt hinweg. Ein großer Teil der vorgeführten Pferde wurde scheu und die Pferde jagten in alle Richtungen auseinander, die Begleitmannschaften mit sich reißend. Nur wenige der Pferde machten sich aus dem Angriff nichts. Ich hatte den Eindruck, daß die Bomben eher der Schefold'schen Fabrik galten als der chemischen Industrie. Alsdann wurden noch einige Bomben an der Kehre der Bergerhauser Straße beim Fohrhäldele abgeworfen, die offenbar der Posamentenfabrik galten. Nachdem die zur Musterung vorgeführten Pferde sich beruhigt hatten, konnte die Musterung ordnungsgemäß ohne weitere Störung durchgeführt werden.“

# Der 23. April 1945

Vier Tage später, am Montag, dem 23. April 1945, war für Biberach der Krieg zu Ende; französische Truppen besetzten die Stadt.

Etwa gegen 13 Uhr rückten französische Panzer von Mittelbiberach her gegen Biberach vor. Auf der Höhe 590 rechts der Straße nach Mittelbiberach leistete noch eine Nachhut den Franzosen mit Gewehren und Panzerfäusten Widerstand; die - nach Mössmer - 12 Soldaten verloren dabei ihr Leben. Die französischen Truppen stoppten nun aber ihren Vormarsch und beschossen etwa zweieinhalb Stunden lang die Stadt. Bei dieser Beschießung kamen vier Menschen ums Leben. Die kleine Friedegunde Kopp wurde bei der Ziegelhütte tödlich getroffen und der Dienstknecht Konrad Braunger vor der Bierhalle in der Karpfengasse. In ihrer elterlichen Wohnung in der Riedlinger Straße kam Hermine Herter ums Leben, im Wohnzimmer der Wolfentalmühle Ing. Richard Bopp. Bei der Beschießung des Jordanbads fand der aus Stuttgart nach Biberach evakuierte Schüler Paul Ernst den Tod.

Kurz vorher schon war der Brauereibesitzer Carl Zell beim Versuch, an seiner Brauerei in der Hardtsteigstraße die weiße Fahne zu hissen, getötet worden. Den über die Reißbrücke vordringenden Panzern fiel in den Freiburger Wiesen der etwa 60jährige Johann Nikolaus zum Opfer, der den rettenden Bunker in der Steigstraße nicht mehr erreichte.

Die Gebäudeschäden waren demgegenüber relativ gering; doch brannten drei Scheunen ab, acht Häuser wurden schwer und 61 mittelschwer bzw. leicht beschädigt. Eine Panzergranate schlug in das Haus Kolpingstraße 3 ein, eine weitere explodierte in einer unmittelbar rechts neben dem Haus stehenden Pappel. In der Schulstraße 19 durchschlug eine Granate eine Wohnung; sie zündete erst außerhalb des Hauses. Auch in der Nähe des Wielandmuseums war ein Einschlag zu verzeichnen. Der Treppengiebel am Brandenburg'schen Kaplaneihaus wurde zum Teil weggeschossen. Granatsplitter beschädigten das Hospitalgebäude in der Museumstraße und am Viehmarkt; vom gleichen Geschloß wurden die Häuser Viehmarktstraße 1 und 2 beschädigt. Auch im Vorort Bergerhausen gingen einige Granaten nieder. Nebenher versuchten sich die Franzosen augenscheinlich in Zielübungen. Von der Treffsicherheit zeugten noch lange je zwei große Ein- und Ausschußstellen im Kupferhelm des Kirchturmes von St. Martin.

Besonders schweres Geschützfeuer erhielt schließlich die städtische Latrinengrube an der Burrenstraße; der Feind vermutete dort wohl aufgrund des äußeren Scheins einen betonierten Bunker.

Gegen 16.30 Uhr rollten die Panzer dann in Biberach ein. Bürgermeister Hammer ging den französischen Truppen, die vor dem Rathaus haltgemacht hatten, mit einigen Beamten entgegen und übergab formlos die Stadt.

**Der Originaltext enthält eine große Anzahl Bilder/Skizzen und Literaturhinweise die hier nicht abgedruckt sind.**